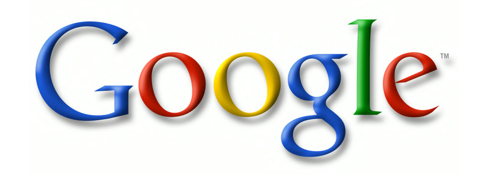
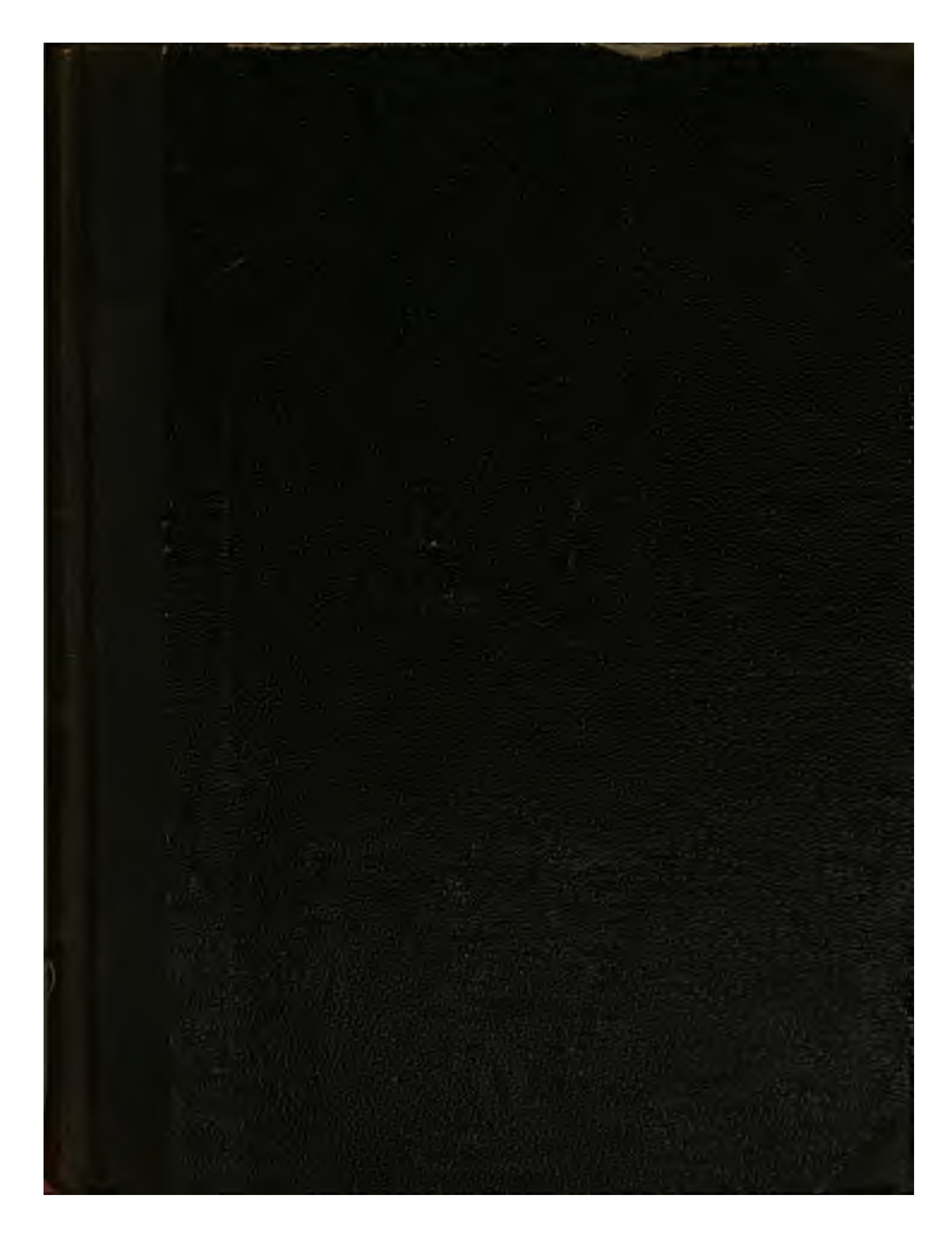
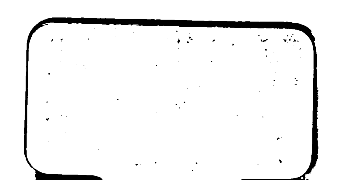





TAYLOR · INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA



Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Fünfte Original-Auflage.

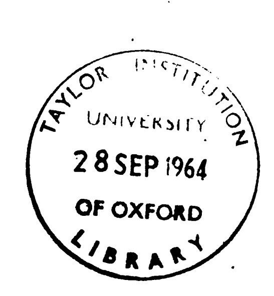
Siebenter Band.

Leipzig
Arnoldische Buchhandlung.
1867.

Inhalt des siebenten Bandes.

Der alte Troubadour.

Romantische Erzählung.



Am Gestade der Provence, unfern von Marseille, ragt ein Fels weit in das Meer hinaus. Ihn scheint die Natur für eine friedsame, von der Welt abgeschiedene Seele dahin gesetzt zu haben, denn einsam und schauerlich trotzt er hier den Wogen, und nur durch einen schmalen Rücken mit dem Lande verbunden, steht er mit seinem nicht unbeträchtlichen Umfange wie ein verödeter Punkt in dem schäumenden Meere. Zwei hohe Ulmen, deren Wurzeln sich durch seine Ritzen gewunden, zeigen noch jetzt, daß er einst nicht unbedeutend und bewohnt war.

In den Zeiten der Kreuzzüge, ungefähr zwölf Jahre nach Ludwigs des Heiligen Zuge nach Egypten, stand hier eine geräumige freundliche Hütte, einfach, aber nicht ärmlich. Weinranken, vor der Gluth der Sonne schirmend, umzogen sie, Mandel- und Olivenbäume, zwar nur von spärlichem Wuchse, umgaben ein kleines Gärtchen, und vor der Hütte, da wo die Aussicht nach dem Meere und den Thürmen von Marseille das Auge so wohlthuend erquickt, stand dicht am steilen Abhange des Meeres ein Baum von ziemlicher Größe und breitete seinen kühlenden Schatten über den Felsensitz, den des Meisels geschäftige Hand hier ausgearbeitet hatte.

Von dem allen keine Spur mehr! Nur der Sitz auf der nackten Klippe zeigt dem Wanderer noch den Ort, wo einst die Ulme gestanden. Die Zeit hat alles zerstört; im Kreislaufe der Jahre ist Hütte und Gärtchen, Rebe und Olive verschwunden, wie die damals dort wohnenden guten Menschen.

An einem stürmischen Abende, wo die Sonne ihre Gluthen dunkelroth in den Golf von Languedoc tauchte, und der warme Süd von der afrikanischen Küste herüber blies, saß auf dieser Felswand ein alter Troubadour. Eine Harfe ruhte in seinem Arme, den von den Jahren gekrümmten Rücken lehnte er an den Ulmbaum, das Auge blickte in die Gluth der Abendsonne, und schien der Untergehenden den Abschiedgruß zu bringen. Sein grauer Bart hing nicht über das dunkelbraun wollene Koller herab, er kräuselte sich nur in Silberlocken, wie die Welle des murmelnden Baches, der an der linken Seite des Felsen in das Meer sich senkte, und die wenigen Locken, die den Scheitel bedeckten, flatterten frei im Winde.

Zu seinen Füßen, auf einem hervorragenden Felsstücke, saß tiefer dem Meere zu eine Jungfrau. Wie der Schaum der brausenden Wogen an ihr hinaufspritzte, hätte man meinen sollen, es sei die Göttin der Liebe, dem Schaume des Meeres entstiegen. Nicht wie der Troubadour das Auge gen Abend gerichtet, blickte ihr dunkelglühendes gen Morgen, wo die Spitzen der Thürme von Marseille im Abendrothe erglänzten. Aermlich, doch reinlich gekleidet, flatterte ihr langes dunkles Haar, das regellos über Schulter und Stirn wallte, im Winde, und so aufmerksam sie auch über das Meer blickte, lauschte sie doch sorgsam auf den Alten.

Der Troubadour, den Blick immer nach dem Untergange der Sonne gewendet, griff jetzt in die Saiten, sein Auge wurde feucht, die Brust hob sich, er sang:

Alles raubt uns die Zeit!
Der Jugend Schöne,
Des Frohsinns Töne,
Was das Leben nur beut,
Uns're seligsten Stunden
Sind für immer entschwunden,
Uns're Blüthen verwelkt und zerstreut.

Vater, lieber Vater! unterbrach das Mädchen den Gesang: wollt Ihr denn nicht in die Hütte gehen? Der Sturm wird immer heftiger.

Doch, ohne auf sie zu achten, sang der Greis weiter:

Alles raubt uns die Zeit!
Des Knaben Spiele,
Des Jünglings Gefühle,
Was den Mann hoch erfreut,
Ihm lieblich erblühte,
Was ihm heilig erglühte,
Nimmt sie gierig die fliehende Zeit!

Und als er die dritte Strophe begann, stimmte das Mädchen leise mit ein und sang:

Eines nur raubt sie uns nicht!
Dem treuen Herzen
Bleiben die Schmerzen,
Bis das trauernde bricht;
Und der Liebe die Thränen,
Und das unendliche Sehnen
Raubt die Alles verschlingende nicht!

Beide schwiegen; nur einige sanfte Akkorde verloren sich noch in dem Sturme, dann ruhte die Harfe wieder in des Troubadours Arm, dessen Auge sich auch jetzt nach der Abendröthe gewendet hatte; das Mädchen sah hinunter nach den Wellen, die, vom Sturme den Felsen hinauf gepeitscht, fast ihre Füße benetzten, und nur das Geschrei der über ihnen flatternden Seemöven kreischte im Brausen des Sturmes.

Kommt, Vater, kommt in die Hütte! bat noch einmal das Mädchen, stieg den Felsen herauf, und trat neben den Alten unter die Ulme: Seht nicht so in die Abendgluth, Ihr wißt ja, dann schmerzen Euch immer die Augen, Ihr müßt morgen gewiß den Anblick des Sonnenlichts entbehren, und die Binde um die Augen tragen; blickt nicht in die Gluth!

Der Troubadour lächelte und drückte des Mädchens Hand.

Thut es nicht, lieber Vater! bat die Jungfrau von neuem: Wenn ich Euch so auf dem einsamen Felsen stehen sehe, die Harfe im Arme, das trübe Auge über das Meer gehoben, starr, unbeweglich dort hin blickend, wo, wie Ihr mir erzähltet, der fruchtbare Nil die Auen bewässert, da denke ich immer an jenen alten griechischen Sänger, von dem Ihr mir so oft sagtet, daß er auf dem Felsen am ägäischen Meere gesessen, und mit geschlossenem Auge doch hell in die Vergangenheit schauend, die Thaten seines Landes gesungen habe. Dann, Vater, dann ist es mir, als sehe ich auch Eure Augen geschlossen.

Wie Gott will, so geschehe! sprach der Alte, die Hände unwillkürlich faltend: Verlischt das matte Licht meiner Augen, so leitest Du mich hier auf dieses Plätzchen und wieder zurück in die Hütte, reichst mir meinen kleinen silbernen Becher, das theure Vermächtniß, und legst mir die Früchte in die zitternde Hand, statt daß ich sie mir jetzt selbst aus Deinem weidengeflochtenen Körbchen nehme. Ich könnte blind sein, und mich wohl glücklich denken.

Vater! bat das Mädchen.

Sieh, liebe Klotilde! sagte der alte Troubadour, und sein Gesicht glänzte gar feierlich im Abendrothe: Wären meine Augen geschlossen, so säh' ich nicht mehr unsere kleine ärmliche Hütte, einst so freundlich geschmückt mit Zierrathen und allerlei Hausrath aus fernen Ländern. Ich vermißte nicht mehr die Geschenke der Großen, die wie eine Erinnerungstafel meiner Gesänge mich umgaben, und blickte nicht mit thränenschwerem Auge nach dem kleinen silbernen Becher, den ich nie leere, ohne den Krystall des Quells mit meiner Thräne zu trüben. Ich schaute nicht mehr die Trümmer der Burg auf jener Höhe. — Er schwieg, und finster gestalteten sich die wehmüthigen Züge seines Gesichts.

Dann, hob er plötzlich an und von neuem erglänzte die halberloschene Flamme seines Auges: dann tritt die Vergangenheit in Nacht weit hinter mich, die Erinnerung verliert ihre mahnenden Boten, und nicht aus dem Strome unglücklicher Zeiten schöpfe ich die Farben zu meinen Bildern, aus mir selbst, aus dem unerschöpflichen Borne der Dichtung bilde ich mir dann ein neues Leben, tauche meinen Pinsel in die Gluthen jugendlicher Träume, und nichts erinnert mich an das Alter, diesen neidischen Zerstörer des frischen lebendigen Lebens. Ich wäre glücklich, mahnte mich nichts mehr an die vergangene Zeit, glücklich als ein Blinder.

Und auch Eure Klotilde säht Ihr dann nicht mehr, rief das Mädchen wehmüthig.

Ja wohl, da verlör ich viel, unterbrach sie der Alte mit Feuer: denn das Herrliche der Erde, der Jungfrau Engelbild, stünd nicht vor mir. Ja wohl, mein Kind! säh mein Auge Dich nicht mehr, so wär alle Lebensgluth von mir gewichen, meine Harfe ruhte, mein Gesang verstummte, denn was noch lebendig und glühend aus mir strömt, reichte Dein Himmelblick dem alten Troubadour, und wenn er sich noch in den Kranz seiner Lieder eine Blume windet, hast Du sie gepflückt.

Das Mädchen küßte schweigend die nach ihr gestreckte Hand des Greises und lehnte sich schmeichelnd an ihn.

Nun komm, geliebtes Kind, sagte der Alte: der Sturm rauscht gar zu wild durch die Zweige der alten Ulme, und umsaust mich. Die Sonne ist schon wieder untergegangen — und er ist noch nicht zurück!

Ach, Vater, er ist noch nicht zurück! rief Klotilde, und blieb an der Thür der Hütte stehen.

Den ich erwarte, auf den hoffst Du nicht, thörichtes Kind! zürnte der Alte und trat in die Hütte, das Mädchen folgte.

Der Sturm wurde heftiger, lauter tobten die Wellen, stärker klopfte des Mädchens Herz. Der Sonne letzte Strahlen verbreiteten nur noch ein Dämmerlicht, und als es dunkel zu werden begann, ordnete Klotilde eilig den kleinen Tisch, setzte Früchte und Brot darauf, sprang hinunter zum Quell, den Becher zu füllen, und blickte traurig nach der Fischerhütte am Meere, aus deren kleinem Fenster noch kein Licht schimmerte.

Der Sturm ist doch fürchterlich, lieber Vater! sagte das Mädchen im Hereintreten, indem sie dem Troubadour den Becher reichte: Die Unglücklichen auf der hohen See können mich jammern, und die Nacht wird so finster. Horcht nur wie der Wind heult, und die Wellen gegen den Felsen schlagen; der Sturm ist schrecklich.

Und morgen ist er vorüber, vielleicht schon heute! unterbrach sie der Greis: So nicht der Sturm des Lebens; wo der wüthet und tobt, da reißt er alles nieder und nichts ersteht. Aus seiner Nacht bringt keine Morgenröthe uns die Hoffnung zurück. Was der Sturm des Lebens erfaßte, sinkt.

Aber das Mädchen hatte nach dem Sturme des Meeres nur geschaut, als sie, während der Alte sprach, an dem kleinen Bogenfenster mit den bemalten Scheiben stand, denn plötzlich rief sie: Ich sehe Licht in der Fischerhütte; gelobt sei Gott!

Ich rufe dies mit Dir, mein Kind, sagte der Alte: Gott sei gelobt, der den Nächsten vor drohender Gefahr bewahrt. Aber — höre Klotilde, setze Dich her zu mir, so — rücke Deinen Sessel näher, blick nicht hinüber nach der Hütte und ihrem Lichte, höre mir aufmerksam zu. — Mit Robert, dem Fischer, mußt Du alle Verbindung abbrechen; nie, ich wiederhole es

Dir, nie wird mein Segen Deine Neigung heiligen, und ohne Vatersegen, Klotilde, welkt jede Lebensblüthe. Senke Dein Haupt nicht, Du duftende Rose der Provence, blicke mich nicht so traurig, so wehmüthig an. Ich kann zu dieser Liebe meinen Segen nicht geben, bräche darüber mein Herz, bräche das Deine. Robert ist ein wackerer Bursche, wenn auch nicht thätig und nicht recht geschickt in seinem Geschäfte, wie ich oft von fern bemerkte, denn der Bastian ist weit gewandter, doch mag ich ihn leiden, und plaudre gern mit ihm. Er weiß von der vergangenen Zeit, und von dem heiligen Zuge des frommen Königs so lieblich zu erzählen, als sei er selbst dabei gewesen, auch ist sein Wandel fromm und ehrbar, aber an Deiner Seite seh ich ihn nicht gern. Nun, wer klopft? — Klotilde sprang auf und eilte nach der Thür. — Es war Bastian; einen zappelnden Fisch in der Hand trat er ein, und bot dem Alten einen guten Abend. Da sendet Euch Robert einen Theil seiner Beute, verzehrt ihn mit mehr Ruhe, als wir ihn gefangen haben. War ein greuliches Wetter, alter Herr! Das Meer ging so hoch, die Wellen trieben den Nachen bald in die Lüfte, bald senkten sie ihn wieder in die Tiefe hinab, und seht — doch vom Meere versteht ein alter Troubadour nicht viel.

Der alte lächelte schmerzlich. Hab manche Fahrt gemacht in Sturm und Noth, sagte er bewegt: darum, Bastian, fahr fort in Deiner Erzählung.

Als wir dort bei der Insel vorbei wollten, fuhr jener fort: braust' ein Wirbelwind heran, die Wellen gingen gar hoch, und eine fuhr gar über uns.

Und Robert? rief Klotilde.

Robert sitzt daheim und trocknet seine Kleider, erwiderte Bastian.

Dann erzähle nur weiter, sagte das Mädchen beruhigt.

Nun, die Welle fährt über uns, nimmt zwei der größten Fische mit aus dem Nachen, und rauscht mit ihrer Beute davon.

Habt Ihr beim Sturme guten Fang gemacht? fragte der Alte.

Geht an! Auf der Insel haben wir alles verkauft bis auf diesen da, und ein Gericht für uns selbst. Doch Ihr laßt den armen Teufel lange zappeln, Jungfrau. Tödtet Eure zarte Hand vielleicht nicht gern das arme Thier, so will ich in die Küche gehen und ihn abstechen. Der Robert ist unten und wartet Eurer, raunte er hiebei dem Mädchen leise zu.

Soll ich ihn nicht in den Fischhälter tragen, mein Vater! fragte sie jetzt: und ihn dort für das morgende Mittagsmahl verwahren, denn — sie stockte und trat dem Alten näher — wir müssen wohl die beiden zu Gaste bitten, habt ja noch einen Krug Wein, und der große Fisch verdürbe uns. — Sie sah dem Vater so bittend ins Auge, schmiegte sich so sanft an ihn, daß er, dem Blicke nicht widerstehend, freundlich erwiderte: Sie mögen kommen.

Flüchtig wie ein hüpfendes Reh eilte sie hinaus, gab draußen Bastian

den ungeduldigen Fisch, ihn in den Hälter zu tragen, und eilte nach dem Rasenplätzchen, da wo eine Gruppe von Mandelbäumen ein schirmendes Dach darüber bildete. Hier kam ihr Robert entgegen, und reichte ihr zum Willkommen traulich die Hand. Selbst in Sturm und Wetter kömmst Du, liebe Klotilde, mir guten Abend zu sagen, sprach er herzlich: danke Dir!

Robert, sagte die Eilende: nur auf Augenblicke kann ich bei Dir sein, darum nimm meinen innigen Dank für Dein Geschenk. Du weißt, es ist das Lieblinggericht des Vaters, der sich so manches versagen müßte ohne Deine treue Liebe. Er ladet Dich ein, morgen Mittag Dein Geschenk bei uns verzehren zu helfen, komm deßhalb recht bald, mein guter Robert. Er singt Dir dann auch ein Liedchen, wenn wir zusammen unter dem Ulmbaume sitzen, vielleicht das von dem zerstörten Schlosse des Grafen von Sault, oder vielleicht das von dem Becher, Du kennst es ja schon.

Mit sonderbarer Bewegung hatte der Fischer den Worten des Mädchens zugehört, er war stumm und nachdenkend geworden; Klotilde sah ängstlich nach ihm.

Dein Vater will mir nicht wohl, sagte er ernst.

Er liebt Dich, erwiderte das Mädchen: doch daß ich Dich liebe, darüber zürnt er.

Und weßhalb? fragte der Fischer halb unwillig: Kann er seit dem halben Jahre, daß ich Euer Nachbar bin, meinen Lebenswandel tadeln, habe ich nicht guten Verdienst, leide ich Noth?

Das nicht, lieber Robert! erwiderte das Mädchen, und legte alle Weichheit der Stimme in ihre Worte: Er sagt von dem allen nichts, und meint nur, er könne, dürfe unsere Liebe nicht segnen, und — verzeih' dem alten Manne, zuweilen scheinen ihm die Erinnerungen an vergangene glückliche Zeiten seine jetzige Lage vergessen zu machen, dann meint er, für einen Fischer habe er seine Enkelin nicht groß gezogen. Zürne ihm deßhalb nicht, lieber Robert, bat sie schmeichelnd: Du genügst ja mir, in Deiner kleinen Hütte fühlte ich mich glücklicher, als in der stolzen Burg des Grafen d'Esparron, von der mein Vater in seinem Liede singt. Da möchte ich nicht sein, mein Robert!

Schweigend drückte der Fischer sein Mädchen an die Brust. Der Sturm tobte, die Wellen brausten, die Zweige rauschten über ihnen, sie vernahmen es nicht, Bastian stand schon lange vor ihnen, sie sahen ihn nicht, doch das Glöckchen der Hütte vernahm sie. Leb' wohl, Robert, der Vater ruft, leb' wohl bis morgen. Wenn Du Deine Netze am Ufer ausspannst, blicke ich durch das Fensterchen und sehe Dir zu, und wenn Du Deinen Nachen reinigst, und ich im Gärtchen das Unkraut jäte, blick' ich hinunter nach Dir und schicke Dir einen Morgengruß. Gute Nacht, Robert, gute Nacht, guter Bastian.

Sie eilte fort, klimmte die Felsen hinauf, und stand neben dem zürnenden Vater.

Der Himmel war heiter, sanft wehte die Luft, als Klotilde am anderen Morgen schon lange am Fenster gestanden, und forschend hinüber nach der Fischerhütte geschaut hatte. Noch schlummerte der Troubadour. Jetzt, als sie Robert im Nachen erblickte, eilte sie hinaus, nahm das weiße Tuch und ließ es zum Morgengruß hoch in die Luft flattern.

Der Vater hat Recht, sagte sie mit ernstem Blick, da Robert, den Gruß erwidernd, in die Hütte getreten war: heute ist der Sturm vorüber, das Meer schaukelt nur noch die beruhigten Wellen, und der Wind rauscht nur leise durch die Blätter der freundlichen Ulme. Wie so heiter ist es und still, niemand könnte das Wetter von gestern nur ahnen. Doch was im Herzen tobt, das beruhigt wohl der Schlummer, aber die Morgensonne weckt es wieder zu neuen Stürmen. Sie legte die Hand auf ihr Herz, ging in das Gärtchen, band die Blumen an, welche der Sturm umgerissen, und ordnete alles, damit der Vater, wenn er in sein Gärtchen träte, auch hier die Spur des Unwetters nicht mehr fände. Noch blühte an einem Rosenstrauche eine einzige Rose, die letzte im Garten, und schien den Strahlen der brennenden Sonne zu trotzen; noch gestern hatte sie der Vater mit Wohlgefallen bemerkt, und Klotilde sie durch ein Dach von grünen Blättern gegen Regen und Sonne geschützt. Auch heute lachte sie ihr freundlich entgegen, schon hob die Jungfrau ihre Hand, sie für den Geliebten zu pflücken. Nein! rief sie, und zog schnell die Hand zurück: Nein, blühe fort, freundliches Röschen, bis dein letztes Blatt dir entsinkt, blühe dem Vater zur Freude und mir! Ach du sollst ja, wie der Vater oft singt, ein Bild der Liebe sein, und bist du dies, so sei mir ein freundliches Zeichen, das mir künde, ob der Thau, der auf dir im Morgenrothe schimmert, Perlen mir bedeute oder Thränen.

Da flatterte eine Nachtigall aus dem nahen Gebüsche zu dem Rosenstocke hin, und als ob die Sängerin der Liebe sich den schönsten Blumenkelch zu ihrem Liede gewählt, schwang sie sich auf die Rose, und hauchte in die Frische der Morgenluft ihr Liebeslied aus. Freudig, von ahnender Wonne durchglüht, lauschte das Mädchen auf die schmelzenden Töne, sah, wie die Nachtigall, sich auf dem Kelche der Blume wiegend, die Thautropfen herabschüttelte, sah, wie sie girrend davon flog, und ihr Herz bebte vor Freude. Sie hielt dies für eine freundliche Vorbedeutung, ordnete mit neuem Muthe alles in ihrem kleinen Gärtchen, und sah sehnsuchtsvoll hinüber nach der Fischerhütte, wo Robert oft seinen Hut zum freundlichen Gruße in der Luft schwenkte.

Bald war die Arbeit im Gärtchen beendet. Lauschend, ob der Vater schon wach sei, schlich sie zu seinem Lager, der Greis schlummerte ruhig und

sanft; da trug sie frische Milch auf den kleinen Tisch, legte das Brot daneben, daß alles bereit sei wenn er erwache, warf noch einen Blick hin durch das Fenster nach der kleinen Fischerhütte, und da sie dort niemand sah, trat sie, die Laute im Arme, unter die Ulme und schaute übers Meer. Schaukelnd glitt Roberts Nachen über die Wellen dahin, lustig flatterte der Wimpel in der Morgenluft, der Wind schwellte das Segel, pfeilschnell flog das Schiffchen; Sehnsucht, unaussprechliche Sehnsucht ergriff das Mädchen.

Schon wieder fort, und so alle Tage! rief sie traurig: Wie oft kehrt er selbst zur Nacht nicht zurück, schwärmt auf dem wilden Meere, dann flieht mich der Schlaf, und mein Sehnen bleibt ungestillt. Ach! seufzte sie und sang:

Wenn der Abend sinkt,
Thau die Rose trinkt,
Die Nachtigall schlägt,
Das Herz im Busen sich regt,
Wenn die Sterne des Himmels erglühn,
Möcht' ich so gern zum Geliebten ziehn.

Wenn um Mitternacht
Noch mein Auge wacht,
Die Wange mir glüht,
Der Traum der Liebe mich flieht,
Sehnsucht das müde Auge mir näßt,
Fühl' ich, daß Liebe von Liebe nicht läßt.

Und doch muß sie lassen Klotilde! sagte mit fast rauher Stimme der Troubadour, der indessen hinter sie getreten war: Du mußt dich losreißen, Unglückliche! Deine Liebe ist ein thörichtes Beginnen, sie wird Dein Auge mit Thränen näßen, sie wird Dich elend machen.

Das Mädchen hatte anfangs erschrocken auf den Zürnenden geblickt, doch jetzt sah ihn ihr Auge so freundlich bittend an, es lag so viel Herzliches, so viel Ergebung in diesem Blicke, er drückte so ganz das Gefühl ihres Innern aus, daß der Troubadour gerührt schweigen mußte, als sie mit kindlichem Tone zu singen begann:

Straf mich nicht für mein Beginnen.
Was kann ich für meine Thränen,
Für mein Lieben, für mein Sehnen?
Laß mich weinen, laß mich minnen.

Laß das arme Herz nur walten,
Mag es hoffen und sich trügen,
Mag es dulden oder siegen,
Ich kann es zurück nicht halten!

Sie sank an seine Brust, drückte ihn heftig an sich. Vater, lieber alter Vater! rief sie: Ich habe gegen mein Herz gekämpft, weil es Euch traurig machte, wenn es mich nach Robert zog, ich habe meine Gefühle unter-

drücken, ich habe mir selbst meinen Himmel zerstören wollen, da ich den Euren trübte; aber konnte ich? Ich bin nur ein schwaches Kind, darum vergebt Eurer Klotilde und zürnt ihr nicht. Tag und Nacht sage ich mir, daß ich Unrecht thue, Tag und Nacht kämpfe ich gegen meine Liebe, aber wenn sein Nachen dorthin fährt, nimmt er mein Herz mit, wenn er wiederkehrt, bringt er es mir nicht wieder. Vater, diese Thräne, die aus Eurem Auge auf meine Stirn rollt, brennt so heftig; weinet nicht! Klotilde kann Eure Thränen nicht mehr trocknen, die Liebe ist zu mächtig in ihrer Brust!

Auch das noch! rief der Greis: Schicksal! ich glaubte du hättest den Becher bis an den Rand gefüllt, aber das Gift, welches du tropfenweise hineinträufelst, findet noch immer Raum. Träufle nur zu, der Tod macht doch ein Ende.

Bei diesen Worten wand das Mädchen sich leise aus des Vaters Arme, trat einen Schritt zurück, und starrte mit gar sonderbarem Blick ihn an. Wünscht Ihr den Tod? fragte sie feierlich.

Ich muß ihn wünschen, seh' ich Dich in des Fischers Armen. Deine Liebe macht mich zum Meineidigen an meinem treusten Freunde; im Grabe noch müßte er mir fluchen.

Das soll er nicht, Vater, sagte das Mädchen und warf einen Blick voll Ergebung gen Himmel: das soll er nicht! — Weiß ich auch nicht, was Euer Freund für ein Recht hat mich zu segnen, oder mir zu fluchen, so fühl' ich doch, daß, soll ein Opfer sein, ich oder Ihr, daß ich es sein muß. Ihr dankt mir nichts, als daß ich Euch pflege, zuweilen Eure Thränen trockne, und Eurem ernsten Munde ein Lächeln entlocke. Ihr aber seid meiner Mutter Vater, Ihr nahmt die Waise zu Euch, theiltet die letzte Habe mit ihr, sie war Eures Lebens einziger Zweck; darum fühl' ich es, ich muß ihm entsagen, und sollte mein Herz darüber brechen. Ich muß und will es, der Himmel wird mir Muth und Kraft dazu geben! — Doch, herzlieber Vater, fuhr sie nach kurzem Schweigen fort: gönnt mir nur noch heute die Wonne der Liebe, laßt mich heute ihre Neige schlürfen. Morgen, ich verspreche es Euch, bitte ich ihn, sich von mir zu trennen, wenn er kann, bitte ihn, seine Hütte zu verlassen. Robert ist gut, ist brav, liebt mich redlich, und wird mir es nicht versagen. Morgen, Vater, zerreiß ich das Band mit blutendem Herzen, aber ich zerreiße es! — Seid dessen gewiß!

Klotilde, sagte tief bewegt der Greis: wüßtest Du, wie es mich schmerzt, Dich leiden zu sehen, könnte ich Dir nur sagen, was mich zwingt, hart, grausam gegen Dich zu sein, Du würdest williger das Opfer bringen, aber unglücklicher werden, als Du es schon bist.

Dann schweigt, Vater, sagte das Mädchen: ich fühle mich jetzt unglücklich genug, um es noch mehr sein zu wollen. Ihr habt mein Wort, ich halte es, und nun bitte ich, laßt mich einen Augenblick allein; ich muß

mich sammeln, meine Gedanken, meine Gefühle ordnen. Sie küßte ihm die Hand, und setzte sich auf den Felshang; der Troubadour ging mit blutendem Herzen zurück in die Hütte.

Lange saß die Jungfrau über den rauschenden Wellen, und sah in die Meeresfluth hinab. Dahin, dahin! rief sie endlich den Eilenden nach, die wogend daher zogen, und, an dem Felsen sich brechend, schäumend verschwanden. Alter Mann! rief sie jetzt, den Blick nach der Hütte gewendet: es muß eine mächtige Gewalt sein, welche dich zwingt, deine Klotilde unglücklich zu machen, unglücklich für das ganze Leben. Vergebe Dir es Gott! Sie sah wieder starr in die Wellen hinab, und summte vor sich:

Wenn Sehnsucht das müde Auge mir näßt,
Da fühl' ich, das Liebe von Liebe nicht läßt!

Sie muß! rief sie aufspringend: sie muß, Klotilde!

Heiter wie ein wolkenloser Maihimmel trat sie vor ihren Vater, der, das sorgenschwere Haupt auf seinen Arm gestützt, sinnend am Fenster saß. Er betrachtete sie mit wehmüthigem Blicke, wie sie alles in der Hütte ordnete und Feuer auf dem Heerde machte. Sie fragte ihn jetzt: Wollt Ihr denn Eure Milch nicht trinken, mein lieber Vater, bis Mittag ist die Zeit noch lang. Doch, setzte sie traurig und leise hinzu: bis morgen ist sie so kurz! — Der Troubadour schüttelte verneinend sein graues Haupt. Mich hungert nicht, sagte er, stand auf und nahm seine treue Gefährtin, die Harfe. Oft versuchte seine bebende Hand die Saiten zu berühren, aber sie sank auf den Schoos; seine Seele war nicht bei der Harfe.

Manches Bild der Vergangenheit mochte wohl an ihm vorübergehen, denn Klotilde, die ängstlich aus der Ferne den Vater beobachtete, vernahm seine Seufzer; manches Bild der Zukunft mochte düster vor ihm aufsteigen und seinen Zorn erwecken, denn jetzt ballte er krampfhaft die Faust, und sein Blick sah finster hin über die Thürme von Marseille. Die Zeichen seines innern Grimmes waren jedoch nur rasch sich folgende Zuckungen. Plötzlich hob er das gesenkte Haupt, seine Hand rauschte wild durch die Saiten, daß ihre Töne hell durch das Tosen der Wellen hindurchdrangen, und wie von einem inneren Geiste getrieben, sang er:

Die heiligsten Kleinod der Erde,
Sie hab ich Dir Wackern vertraut,
Einen Becher von meinem Vater,
Die Veste, die ich mir gebaut,
Ein Weib wie keines auf Erden,
Einen Knaben zum Kampfe bereit,
Und mehr noch als alles dieses,
Eine zarte liebliche Maid.

Verwahr mir sie treu, wackrer Sänger!
So sprach er. Ich reicht' ihm die Hand. —

Er drückt' an sein Herz die Treue,
Und eilte vom heimischen Strand.
Sein Schifflein schwamm über die Fluthen,
Sein Streitroß trug ihn zur Schlacht.
Das Schifflein ist wiedergekehret,
Und hat ihn nicht wiedergebracht.

Der Feind hat die Veste zertrümmert,
Sein Weib liegt im finsteren Grab,
Und von den Zinnen dort drüben
Da stürzte der Knabe hinab;
Die Maid ist in Flammen verschwunden,
Kein Aug' hat sie wieder geschaut.
Der Becher allein ist geblieben,
Von allem, was er mir vertraut.

Drum leer' ich ihn alle Tage,
Erneure Erinn'rung und Schmerz;
Und wenn ich des Freundes gedenke,
So blutet und bricht mir das Herz.
Sein Schifflein schwamm über die Fluthen,
Sein Streitroß trug ihn zur Schlacht.
Das Schifflein ist wiedergekehret,
Ihn hat es nicht wiedergebracht.

Die Harfe entsank ihm, er barg das Gesicht in seine Hände. Dank Dir, gütiger Vater! rief er endlich: noch sind die Thränen nicht vertrocknet, ich kann noch weinen, und aus meinen brennenden Augen träufeln noch die Tropfen Balsams. Klotilde! rief er: stelle die Harfe dort an die Thür, und dann setze Dich zu mir, daß ich Dein trauernd Antlitz sehen kann, und der Schmerz über Dein gebrochenes Herz mit meinen Thränen dahin fließe zu meinem Freunde. Ach Klotilde, das war ein treuer Mann, groß und mächtig, und doch des Troubadours Freund; und sein Weib. — Höre Klotilde. — Das alte Herz liebte sie einst, als sie noch Jungfrau war, o! wie manches Lied hab' ich ihr gesungen, wie oft hat sie vor des Sängers Auge geschwebt, und noch jetzt steht sie vor mir. Anna! ich konnte Dich nicht retten, mein Arm war zu schwach, er blutete! rief er Klotilden zu, doch plötzlich sagte er traurig: Du bist es ja, liebes Kind, und nicht sie. So lächle nur, frommes Mädchen, lächle, daß auch mich die Liebe bestrickte, aber auch ich mußte sie opfern, wie Du; doch fester knüpfte sich mit dem gelösten Bande der Liebe die Freundschaft, und sie hat bestanden bis zum Tode.

Ermattet sank er auf den Sessel und schloß die Augen. Bilder der Vergangenheit wollte er herbeirufen, da beschlich ihn ein freundlicher Traum. Er schlummerte ein, Klotilde bewachte den sanft Entschlafenen.

Wehmüthig sah sie auf den Vater; der Traum, der an ihm vorüber schwebte, mußte lieblich sein, denn ein freundliches Lächeln breitete sich über sein Antlitz. Er träumt nicht von mir! seufzte die Jungfrau: ich könnte ihm nur trauernd erscheinen, das Lächeln gehört nicht mir. Indem sie so dachte, und den alten Mann sorgsam beobachtete, blickte ihr Auge zuweilen nach der Fischerhütte, zuweilen nach dem Meere, das heute nur von einem sanften Lüftchen bewegt, im ruhigen Spiegel die Strahlen der Sonne wiedergab. Endlich sah sie in der Ferne ein Segel immer näher und näher kommen. Ja es war sein Nachen, er und Bastian darin, jetzt konnte sie ihn deutlich erkennen, hoch klopfte ihr Herz vor Freude. Doch plötzlich drang die Thräne in ihr Auge. Er kommt, sagte sie leise vor sich hin: er kommt, um den letzten Liebesblick zu holen; darum schweig, Herz, rinne nicht mehr Thräne des Schmerzes; es muß geschieden sein. Sie schlich sich in die Küche, ordnete alles zum heutigen Mahle, trat dann in das Kämmerchen, holte aus der kleinen Truhe das Bild ihrer Mutter, drückte es an ihr Herz, und als habe sie mit diesem Drucke dem Klopfenden Stärkung gegeben, kehrte sie zu dem Vater zurück.

Noch schlummerte der Greis. Der Nachen war gelandet, Robert und sein Gefährte ans Land getreten; die Sonne stand schon hoch, bald mußte es Mittag sein, der Geliebte bald kommen. Jetzt trat er in seine Hütte, er hatte das gegebene Zeichen verstanden, erwidert. Jetzt trat er wieder heraus, Bastian folgte, sie schritten auf dem Fußsteig dem Felsen zu, jetzt waren sie über den Bach, über den Steg, bei den Mandelbäumen, an der Rasenbank. Willkommen! rief das Mädchen ihnen leise entgegen, schlich aus der Hütte, und eilte den Felsen hinab.

Noch nie hatte sie den Geliebten so glühend an ihr Herz gedrückt, ihn noch nie so empfangen. Ihr ganzes Wesen schien Liebe zu sein, aus ihren Augen strahlte, von ihren Lippen strömte sie. Mein Robert! war zwar alles, was ihr Gefühl sie sagen ließ, aber in diesen Worten lag ein Himmel voll Wonne, die ganze Seele mit ihrem Schmerz und ihrer Freude lag in ihnen. Robert! rief sie noch einmal, und wie ein schmeichelnd unschuldvolles Kind ruhte sie in des Geliebten Arm.

Wie bist Du heute so innig, meine Klotilde! sagte der Jüngling sein Glück kaum fassend: Du, so karg sonst im Ausdrucke Deines Gefühles, bist heute als müsse Dein Inneres aufjauchzen vor Wonne. — Gelobt sei Gott, daß ich Dich so finde, meine Geliebte, gewiß hat sich der Unmuth des Vaters gelegt, und der alte Troubadour sein holdes Kind und unsere Liebe gesegnet.

Er zürnt mir nicht, daß ich Dich so empfange, mein Geliebter! unterbrach ihn das Mädchen: Laß uns heute den Tag und seine Stunden, seine Minuten genießen, als seien sie das ganze Maaß der Zeit, das uns noch zugemessen wäre, laß uns geizen mit den Augenblicken, alle der Liebe leben, und keinen der ungewissen Zukunft weihen. Komm mit mir herauf, sei

freundlich, mein Robert, laß heute nur den Ernst schwinden, der auch noch jetzt Deine Stirn umzieht, laß uns wie Kinder die Gegenwart genießen, komm!

Sie zog den Erstaunten mit sich fort. So hatte er sie noch nicht gesehen, so sich ihren Gefühlen unbefangen überlassend, und doch glaubte er durch diese Freudenstrahlen die Thränen in ihr Auge brechen zu sehen, und es war ihm nicht heimisch bei ihrer Lust. Wie in einer Sternennacht, wenn der Westwind leise die Bäume schaukelt, und alles vom Mondschein erhellt in magischem Rosenlichte um den Wanderer wogt, sein Herz von einem heiligen Gefühle erhoben, doch ahnungsvoll bebt, als weile er in der Nähe tückischer Elfen, die ihren Reihetanz unglückbringend um ihn beginnen, so war es dem Fischer. Es that ihm der Anblick des liebeglühenden Mädchens so wohl, und dennoch war ihm so bang, und oft stieg der leise Wunsch in ihm auf, sie möchte weinen.

Sie setzten sich unter den Ulmbaum. Klotilde, sagte der Fischer: heute früh, als ich aufstand, die Netze zu trocknen, Deine liebliche Gestalt mir auf dem Felsen entgegen trat, und ich Deiner Einladung und des frohen Tages gedachte, den Du mir bereiten würdest, glaubte ich, er müsse ein Tag des Glückes für mich werden. Ich bestieg mit Bastian den Nachen, wir warfen die Netze aus, und meine Hoffnung hatte mich nicht betrogen, einen Fang thaten wir, wie seit lange nicht. Schnell segelten wir nach Marseille, verkauften die Fische, und kehren nun mit einem großen Krug Wein für Deinen Vater zurück. Du hast mir ja den Fang verschafft, Du mir den Tag zum glücklichen gemacht, deßhalb gehört auch Dir heute ein Theil unserer Beute.

Ich hätte Dir den Tag zum glücklichen gemacht? sagte traurig Klotilde. Nun ja! rief sie schnell: er werde glücklich, selig vollbracht.

Indeß hatte Bastian den Krug in die Hütte gesetzt, den Fisch geholt, ihn bereitet und in den Kessel gethan, als der Troubadour erwachte, und Bastian bei dem Feuer das Geschäft seiner Tochter verrichten sah. Guten Tag, Bastian! rief er freundlich, ihm die Hand reichend: Wo ist mein Kind, daß Du statt seiner das Mahl bereitest? — Bastian lächelte und zeigte hinaus nach der Ulme, wo die Liebenden kosend Hand in Hand saßen.

Der Alte näherte sich ihnen, sie hörten ihn nicht, er stand schon hinter ihnen und sie ahneten seine Nähe noch nicht; sie ruhten Arm in Arm. Da riß sich der Fischer plötzlich empor. Klotilde! rief er, das Auge gen Himmel gewendet: Gestalte sich mein Schicksal wie es mag, traurig oder glänzend, so schwöre ich Dir hier unter diesem ehrwürdigen Baume, ich bleibe Dir treu bis in den Tod! — Das Mädchen schwieg. — Und Du? rief der Jüngling: Du schweigst; fühlst Du Deine Liebe nicht stark genug, auch mir Treue zu geloben, zu schwören, daß Du die Meine werden willst, und wenn das Schicksal unsern Bund mit dem Tode besiegelte?

Ich schwöre Dir Treue und Liebe, ich schwöre Dir —

Halt ein! rief der Troubadour: Schwöre nicht. Ihn nicht zu vergessen, das kannst Du ihm versichern, mehr darfst Du nicht!

Der Jüngling war aufgesprungen, des Greises zürnender Blick hatte ihn anfangs erschreckt, jedoch stand er dem Alten jetzt muthvoll gegenüber, das Mädchen aber sagte sanft bittend: Heute, mein Vater, stört mein Herz nicht in seinem kurzen Traume, seid menschlich.

Was nicht über die Stunden des Tages reicht, sei Dir gegönnt, Klotilde, was für ferne Zeiten bindet, zerreißt meine Hand.

Robert, des Greises dunkle Worte nicht verstehend, sah unmuthig auf ihn, als Klotilde schnell seine Hand faßte. Komm mit mir in meinen Garten, auch ihr Vater! bat sie. Beide folgten der Jungfrau.

Eine Hecke von duftendem Ginster umzog das kleine Gärtchen, eine niedere Pforte, aus manchem Schnitzwerk vergangener Zeit gar zierlich zusammengesetzt, schloß den Eingang. Hier hielt das Mädchen an. Lieber Vater, sagte sie: Ihr wißt, noch eine Rose blüht an jenem Strauche frisch und duftend, zwar Eure Freude, doch darf ich sie wohl meinem Robert zum Andenken des heutigen Tages geben. Eine Nachtigall setzte sich in der Morgenstunde darauf, sang ihr schmelzendes Lied, und weihte die Blume der Liebe zum sinnigen Geschenk für den Geliebten. Ihr erlaubt es; nun so komm, mein Robert, empfange die Duftende, Blühende, drücke sie an Dein Herz, dort erst verwelke sie.

Sie trat an den Strauch. Schon verwelkt! rief sie traurig: geknickt beugst du dein Haupt, hat die Nachtigall dich gebrochen unter Klagegesang und Wehmuthslaut? War dies die Ahnung, die mich durchschauerte, als deine Tropfen sanken, Blume der Liebe? Nun so sei's! Sie brach die Rose und gab sie Robert. Nimm die Verwelkte, nimm sie aus meiner Hand und gedenke stets meiner mit Liebe. Sie sank an seine Brust, ihre Thränen flossen. Verzeiht Vater! rief sie: Es sind die letzten, die ich heute weine, gewiß die letzten! Sie führte den staunenden Jüngling zurück in die Hütte, und mit einem frohen Muthe, als habe nichts die Stimmung ihrer Seele getrübt, ordnete sie den Tisch, setzte den Becher, heute mit Wein gefüllt, auf die Stelle, wo der Vater zu sitzen pflegte, und trug den Fisch auf, den Bastian köstlich bereitet hatte.

Während der Mahlzeit schien sich der trübe Blick des Troubadours zu erheitern. Zwar, wie er den Becher an seine Lippen setzte und der Duft des Languedocs ihm entgegenstieg, rollte eine Thräne in den goldnen Wein, und einen Seufzer, wohl nach vergangenen Zeiten, konnte er nicht unterdrücken; als er ihn jedoch oft geleert, der Wein, dieser Sorgenbrecher, auch ihm die Sorgen verscheucht, und er ein fröhliches Lied zum

Lobe der Reben gesungen hatte, da schien der Geist der Freude in ihn zurückgekehrt zu sein, und Klotilde sah mit wehmüthiger Rührung des alten Vaters feierlich begeisterten Blick.

Alter Herr! begann jetzt Bastian, als das Gespräch stockte, die Liebenden nicht Worte bedurften, ihre Gefühle gegenseitig auszutauschen, und der Troubadour, in Gedanken versunken, seine Blicke auf den silbernen Becher heftete: Ihr singt so manches herrliche Lied. Seid ihr frohen Muthes, wie heute, singt Ihr von Liebe und Lust, seid Ihr traurig, singt Ihr das Lied von Eurem Freunde, seid Ihr finster gestimmt, das Lied von jener zerstörten Burg. Mich däucht, die Lieder haben alle ihre Worte und ihre Weise aus Eurem Leben erhalten, theilt uns doch, wenn es Euch beliebt, etwas davon mit, und von jener zerstörten Burg; es muß herzzerreißend sein.

Der Troubadour schwieg und sah finster vor sich hin.

Nun, fuhr Bastian fort: mahnt es Euch an vergangene böse Zeiten, so laßt es ruhen. Leert lieber den Becher, wenn der Wein Euch mundet. — Er füllte ihn bis an den Rand. — So, nun, alter Herr, trinkt aber auch!

Mit ernstem Antlitz ergriff der Alte den Becher. Den Todten ein fröhliches Auferstehen! sagte er feierlich, trank den Wein, erhob sich, und ergriff seine Harfe. Dann setzte er sich unter den Ulmbaum, und bald leise bald stärkere Akkorde greifend, waren die Töne das Echo seines bewegten Innern.

Auch die Andern waren aufgestanden. Klotilde trug schnell das Geräthe wieder an seinen Ort, und während Robert mit dem Gefährten leise sprach, ordnete sie alles und trat freundlich zu ihnen. Als ob die Stunden, die sie noch ihrer Liebe geweiht hatte, Stunden der Ewigkeit wären, so heiter, so voll Ergebung sah sie die Zeit entschwinden, und als die Sonne sich schon zu neigen begann, schien sie vertrauenvoll den Blick nach ihr zu wenden, als wenn sie morgen mit neuer Freude sie umstrahlen würde.

Der Troubadour hatte indeß, in stillen Betrachtungen vertieft, sich nicht um seine Gäste gekümmert. Klotilde war mit Robert hinunter an den rieselnden Bach gegangen, und womit Liebe die Zeit beschwingen kann, mit süßen Tändeleien, so wichtig der Liebe, mit ihrem Ernst, der tief bis in das Innerste des Herzens dringt, damit hatten sie sich um die eilende Zeit betrogen, während Bastian still vor der Hütte geblieben war. Da erhob sich der Greis, schaute um sich, sah die Liebenden nicht mehr, das Glöckchen der Hütte ertönte, und bald war alles um ihn versammelt.

Bastian! sagte er freundlich: Du hast die Geschichte jenes Schlosses gern wissen wollen, wovon das Lied, das ich singe, wenn der Unmuth mich ergreift, Dir schon so manches hat sagen können, ich will sie Dir erzählen. Setzt Euch um mich und hört die Kunde aus vergangenen Tagen.

Klotilde setzte sich auf ihr Lieblingsplätzchen, dem Felsstück über dem

Meere, neben sie Robert, den Arm traulich um sie geschlungen, so blickten sie aufwärts zum Vater, der, seine Harfe an den Ulmbaum gelehnt, Bastian neben sich ein Plätzchen eingeräumt hatte. Sein Gesicht war gen Abend gewendet, das Auge feurig, der Mund lächelte wehmüthig. Er begann:

Ich war ein rüstiger Troubadour, durchzog mit meinem Saitenspiele das schöne Frankreich nach allen Himmelsgegenden, durchstrich die lachenden Fluren Italiens, und wenn ich nach der Heimath zurückkehrte, die alten Thürme von Aix, wie würdige Bekannte mir entgegen blickten, und mein kleines Haus am Abhange der Rebenhügel mir freundlich einladend entgegen lachte, dann griff ich freudetrunken in die Saiten der Harfe, und das Lied der Rückkehr erschallte durch die Flur. Dies war die Zeit der Rosen; Frohsinn, Jugend und Ueberfluß begleiteten mich überall, und das Leben war mir ein offener Blüthengarten, in dem ich mir Blumen zu meinen Kränzen flechten, und sie wählen konnte, wie ich nur wollte. Diese Frühlingszeit dauerte lange; ich muß den Himmel preisen, daß er mir das Schmetterlingsleben so lange gönnte.

Damals kehrte ich oft auf jener Burg ein. — Er wandte sein Gesicht nach den Ruinen des Schlosses, und seine ausgestreckte Rechte deckte schnell das Auge, damit man die Thräne nicht bemerken sollte, welche die Erinnerung erpreßte. Es war ein herrliches Werk, von seinem Besitzer, Rostan d'Ajout, Grafen von Sault, erst kürzlich erbaut; stattlich und hehr, hoch seine Zinnen in die Luft hebend, schien es Jahrhunderten zu trotzen, und jetzt. — Nach kaum dreißig Jahren liegt es in Trümmern. — Er hielt ein und suchte seines Gefühles Herr zu werden.

Ich hatte den Grafen an Renés von Anjou Hofe kennen gelernt. Er liebte den Gesang, ich den Wein, so naheten wir uns, und in gleichem Alter, von gleicher Gesinnung, nur er ein Kriegsmann, rauh und jähzornig, ich ein Troubadour, sanft und weich, schlossen wir bald innige Freundschaft. Ich zog nie seiner Burg vorüber, ohne Wochen lang bei ihm einzukehren, er war mir hold und gewogen, ich ihm treu ergeben. So vergingen Jahre, ich oft von der Minne geneckt, er noch immer ihren Netzen entgangen.

Da zog ich zu dem Dauphin nach Vienne, sah am Hofe eine Jungfrau — ach noch seh' ich sie vor mir mit allem Liebreiz, den Erde und Himmel vereint dem Sterblichen zu reichen vermögen. Ich erglühte; sie bemerkte den Troubadour, der nur für sie die Lieder sang, den nur die Locke ihres dunkeln Haares begeisterte, den ein Blick ihres Feuerauges zum Himmel erhob. Sie war mir nicht abhold. Dankbar, daß ich sie zum Ideale meiner Dichtung erkohr, mitleidig gegen den armen Sänger, welcher der reichen Jungfrau nichts bieten konnte als sein Lied, duldete sie, daß ihr Name in meinen Gesängen lebte, und wenn ich am Hofe des Dauphins in die Saiten griff, das Lob der Einzigen von meinen Lippen

strömte, erröthete sie nicht, wenn die Menge nach ihr, der Schönsten der Schönen, blickte.

Als ich von Vienne in die Heimath kehrte, zog ich in die Burg des Freundes ein. Er hörte meine Lieder, erstaunte darob, denn solche Gluth, solche lebendige Bilder waren ihm neu. Da gestand ich ihm, daß die Minne selbst das Minnelied gedichtet, sang ihm das Lob Anna's, malte ihm die Schönheit der Herrlichen, und als ich in wenigen Wochen zu einem Turnier dorthin zurückkehrte, zog er geschmückt und gerüstet mit mir. —

Ach, guter Bastian, begann nach einer langen Pause der Alte: was ist die Harfe gegen eine Lanze, was der Gesang gegen das Klirren der Schwerter, was der Troubadour mit seinem kurzen verbrämten Mantel, das Saitenspiel im Arme, gegen den geharnischten Ritter auf seinem Streitrosse, wenn die Trompeten schmettern, die Schranken sich öffnen, das muthige Roß sich bäumt, und der Rittersmann einreitet keck und kühn zum blutigen Kampfe. Lockend sind die Töne der Nachtigall, das Ohr lauscht auf sie, sie entzücken, bewegen mit sanftem Leben das Gemüth, aber der Adler ergreift den Götterknaben, auf seinen Schwingen reißt er ihn mit sich fort durch die unermeßlichen Lüfte.

Der Freund war der Glückliche, ich, den Pfeil im Herzen, trat blutend zurück. Aber ich zürnte nicht, ich zog den Pfeil aus der Brust, und hoffte, die Zeit würde die Wunde heilen — sie heilte nicht. An dem Tage, wo Trompeten und Schalmeien die Liebenden zum Altare geleiteten, hatte ich den Muth, vor ihnen zu erscheinen, ein Lied der Weihe dem Freunde, ein Lied des Lobes der einst Geliebten zu singen. Er drückte mich an sein Herz, sie reichte mir zum erstenmale die Hand zum Kuß, und fortan war ich der Dritte in ihrem heiligen Bunde.

Da beglückte eine geahnete Hoffnung die Mutter, und mir wurde es traurig ums Herz. Ich glaubte, dies unheimliche Gefühl entspräng' aus unlauterem Quell; ach, es war trauriges Vorgefühl. Ich zog fort, landete in Joppe, pilgerte nach Jerusalem, und mit meinem Gesange fand ich selbst bei den Sarazenen freundliches Obdach. In der heiligen Stadt bat ich Gott für die Freunde um Glück und Segen, aber ich mußte mit sündigem Herzen an heiliger Stätte gekniet haben, denn mein Gebet hat Gott nicht erhört.

Ich kehrte heim, ein Knäblein trug die Hausfrau mir entgegen, und legte es in meine Arme Haucht ihm die Gabe des Liedes ein, lieber Troubadour, sagte sie freundlich: schenkt ihm Eure Liebe, weiht ihn ein in Eure Kunst. Ich küßte des Knaben Stirn; nach zehn Jahren küßte ich sie wieder — sie war zerschmettert!

Er hielt an, nahm die Harfe, griff einige Akkorde stürmisch wild, dann setzte er sie wieder mit Heftigkeit an den Baum und fuhr fort.

Mein Wanderleben begann von neuem. Auch nach Deutschland führte mich mein Stab; ich hörte hier gar süße Lieder, und waren sie auch

nicht so lockend, so schmeichelnd wie an den Ufern der Durance, so quollen sie doch aus einem tiefen Gemüth, und heiliger, reiner waren dort die Töne der Minnesänger, als in den tändelnden Liedern der Troubadoure. Ich nahm manches wackre Lied mit heim, und sang es dann an der Wiege eines kleinen Engels, den der Himmel dem Freunde geschenkt, daß beides, das Zarte und das Starke, sich in seinem Lebenskranze freundlich einen möge.

So vergingen Jahre; ich wanderte und wie die Schwalbe kehrte ich immer zur Heimath wieder zurück. Da hatte der Freund mir, während ich in Gascogne schwärmte, dies Hüttchen bauen, diese Bäume pflanzen lassen. Fast jeden Abend, wenn ich sonst auf der Burg hauste, wandelte ich mit meiner Harfe hierher; wo Du sitzt, Klotilde, sah ich die Sonne untergehen, und weidete mich an dem herrlichen Anblicke des brausenden Meeres. Darum hatte der Freund dies Plätzchen gewählt. Ich zog hier ein. Die Schwalbe fand jedes Frühjahr ihr Nest, und kehrte wieder dahin zurück, der Freund fand immer des Freundes Herz, der Freundin theilnehmenden Blick; die Kinder wuchsen heran, ich wiegte sie auf meinem Schoose. Ich schien glücklich, ich glaubte selbst es zu sein, aber seit den Tagen von Vienne war der Glanz des Lebens mir verschwunden, die Glorie strahlte meinen Augen nicht wieder um das Haupt einer Sterblichen, die Poesie des Lebens war dahin.

Da begann in dieser Zeit der fromme Ludwig seinen Kreuzzug gen Egypten. Auch die Ritter der Provence folgten der Oriflamme, der Freund verließ Weib, Kind und die Burg, die er selbst gebaut; alles vertraute er dem Freunde, und segelte nach Damiette. — Er kehrte nicht wieder, sein Leibknappe hatte ihn auf dem Schlachtfelde todt zurückgelassen, Barbieux, sein Streitroß, neben ihm.

Zwölf Jahre habe ich alle Abende hier die Sonne untergehen sehen, habe nach Egypten geschaut, und er ist nicht wiedergekehrt. — Wohl ihm, nur wenig würde er finden, wenig und doch viel. Hört weiter.

Ich war auf der Burg, tröstete die Wittwe, und Gott weiß, ich litt unaussprechlich mit ihr. Hatte auch wohl früherhin in unbewachten Stunden des Troubadours lebhafte Einbildungskraft ihm Bilder aus vergangenen glücklichen Zeiten gemalt und sie zu einem blüthenreichen Teppich gewoben, so zog der Schleier, welcher der Wittwe Antlitz deckte, wie ein heiliges Palladium einen Vorhang vor meine Augen. Treu hab' ich meine Pflicht erfüllt, treu in That und Sinn, treu, bis das Schicksal mich fürchterlich mahnte, daß ich ein vergänglicher Mensch sei, zum Dulden, zum Leiden geboren.

In Friede und Freundschaft hatte Graf Sault mit seinen Nachbarn gelebt, überdies schützte ja der Gottesfriede die Besitzungen der zum Kreuzzuge Gezogenen, nur einen, den Grafen d'Esparron, dem er seine frühgestorbene Schwester schnöde verweigert, den er beim Turnier öffentlich

beschimpft und dann im Zweikampfe überwunden, hatte er zum Feinde, und ach, daß ich es sagen muß, er hatte ihm Unrecht gethan, ihn gereizt. — Doch, Robert, Du siehst so starr und wild auf mich, Dein Auge stört mich in meiner Erzählung, höre ruhig zu, und verspare Deinen Grimm auf den Augenblick des Schreckens. — Sieh mich an, Geliebter! bat das Mädchen: sieh mir ins Auge, der Vater hat Recht, mich schauderte es vor Dir! Robert drückte ihr schmerzlich lächelnd die Hand, der Troubadour fuhr fort.

In einer Nacht, noch steht sie mit allen Schrecken vor mir, bringen Feinde in die friedliche Burg. Noch ehe an Widerstand zu denken ist, prasseln die Flammen über uns, wildes Getümmel weckt die ruhig Schlummernden. Ich springe vom Lager; das Schwert in der Hand, dringe ich bis zum Gemache der Herrin. Meine Kinder! schreit sie mir entgegen, und sinkt leblos in meine Arme. Ich trage sie eine verborgene Treppe hinunter in den Garten, lege sie auf den Rasen und eile zurück. Ueberall höre ich das Jauchzen der Mordbrenner, überall versperren die Flammen mir den Weg. Verbrannt an Händen und Füßen kehre ich zu ihr zurück. Sie schlummerte, um nimmer zu erwachen. Der Tag graut, keine Morgenröthe weckte die Entschlafene. Stumm, vom Schmerz betäubt knie ich neben ihr, und als ich aus meiner dumpfen Bewußtlosigkeit aufblicke, steht Esparron vor mir und blickte, die Hände über einander geschlagen, ernst auf die Entseelte. Ich starre ihn an. Ihr seid der Mörder! rufe ich aus: darum Fluch Euch! Wie sie geendet, endet auch Ihr! Er sah finster auf mich, und ohne ein zürnendes Wort zu erwidern, wandte er mir den Rücken, und verlies mit den Seinen die rauchende Burg. — Ich habe ihn nie wieder gesehen.

Grausig, fürchterlich! rief Robert, während Bastian ein stilles Gebet für die Seelen der Umgekommenen murmelte; auch dem Alten schüttelte Fieberfrost die Glieder, und Klotilde schmiegte sich fester an den Geliebten, der die geballte Faust krampfhaft an sein Herz drückte.

Ich suchte nun nach den Kindern, fuhr der Troubadour fort: Niemand von den wenigen Geretteten, die mir begegneten, konnte mir Nachricht geben; ich durchkroch jeden Winkel, aber bald versagten mir die wunden, verbrannten Füße den Dienst; ich setzte mich auf die Trümmer des eingestürzten Gemäuers, mein Blick schaut hinab in die Tiefe, da sah ich — o erspart mir den Schmerz — ich küßte die blutende zerschellte Stirne des todten Knaben.

Er schwieg und wischte die Thränen aus seinem Auge. Klotilde war aufgestanden, und nahte sich ihm. Die Leiden der Vergangenheit ließen sie ihren Schmerz vergessen, sie umfaßte den Vater, drückte sein gesenktes Haupt an ihre wallende Brust, und als ein tiefer Seufzer sich aus der seinen rang, und ihn wieder frei athmen ließ, da blickte er freundlich in des Mädchens Auge. Ja Du bist es Klotilde! rief er, und schloß sie stür-

misch in seine Arme, als habe er sie nach langer Trennung wiedergefunden.

Gieb mir einen Becher Wein, mein Kind! bat er jetzt: mich durstet. Die Jungfrau eilte in die Hütte und kehrte mit dem gefüllten Becher zurück. Da, Vater, trinkt! sagte sie. Und als der Troubadour den Becher ergriff, ihn hoch in die Höhe hob, sein Auge lange und wehmüthig auf ihm ruhte, sprach er feierlich: Friede den Vorangegangenen, Friede den Zurückgebliebenen! Er leerte den Becher und gab ihn der Jungfrau zurück.

Und das Mägdlein fandet Ihr nicht? fragte theilnehmend Klotilde.

Da schaute sie der Alte schmerzlich lächelnd an, zog sie an seine Brust, küßte ihre Stirn und sagte feierlich: Friede Deinem Herzen! Sie kniete bei diesen Worten vor ihm nieder, der Troubadour legte segnend seine Hand auf sie.

Und meiner Mutter habt Ihr in Eurer Erzählung nicht gedacht? fragte jetzt noch immer knieend das Mädchen. Und doch wohl, erwiderte er, streichelte die herabgefallenen Locken aus der Jungfrau Stirn, und liebkoste sie.

Robert und Bastian hatten von dem allen nichts bemerkt, ihr Auge sah forschend nach dem Meere, wo von Marseille eine schön geschmückte Gondel daher geschwommen kam. Sie schienen nur Augen für diese zu haben, von deren Masten bunte Bänder flatterten, und auf deren Verdecke Cymbeln und Flöten erschallten. — Da trat Robert eilig zu der Knieenden. Steh auf, Klotilde! sagte er mit gebietendem Tone, und als das Mädchen aufblickte, war es ihr, als sei es eine andere Gestalt, die vor ihr stand. Ich muß jetzt von hier schnell, eilig. Die Stunde der Prüfung naht, so wie ich fürchte, sei standhaft, und eh' ich scheide, schwöre mir, nicht im Leben, nicht im Tode von mir zu lassen.

Das Mädchen war aufgestanden, der Troubadour hielt ihre zitternde Hand fest in der seinen. Robert! rief sie bittend: warum den Schwur? laß uns heute glücklich sein und hoffen, denn morgen geht die Hoffnung zu Grabe.

Du schwörst nicht den Schwur ewiger Treue? rief der Fischer zornig. Kommt! bat Bastian ängstlich: kommt, Robert! und Ihr, Jungfrau, waffnet Euch mit Muth. Er zog Robert mit sich fort; Klotilde folgte, und warf sich dem Geliebten in die Arme. Ach Gott! rief sie: zürne mir nicht, ich darf nicht schwören, — ich muß —

So lebe wohl! rief der Fischer, und in diesen Worten lag Wehmuth und Schmerz. Leb' wohl, rief das zitternde Mädchen: leb' wohl! und sank in die Arme des Troubadours. Nicht einmal die kurzen Stunden der Wonne hatte das neidische Schicksal ihr gegönnt.

Liebkosend führte der Troubadour das Mädchen nach der Ulme zurück, aber mit ihrem Auge folgte sie nur dem Geliebten, der durch das Olivenwäldchen längs dem Bache, doch nicht seiner Hütte zueilte. Jetzt sah sie noch einmal durch die Weinreben seine Gestalt schimmern, dann verschwand er. Schweigend kehrte sie zurück, setzte sich unter den Baum, während der Alte sie mitleidsvoll betrachtete. Sonderbar, sagte er: was war dem Fischer und seinem Gehülfen? Als trieb eine böse That sie von hinnen, so eilten sie davon; ein gut Gewissen geht ruhig seinen Weg und scheidet in Liebe und Freundschaft.

Vater! bat das Mädchen, dem des Alten Worte wehe thaten.

War es mir doch, als er zürnend vor Dir stand, fuhr der Troubadour fort: als sei es eine andere Gestalt, erhabener, würdevoller als sonst; ich erkannte den Fischer nicht mehr in ihm. Aber, unterbrach er sich plötzlich: höre die Musik, die vom Meere herüber tönt, sieh das bunt gemalte Schiff, viel Volk ist darauf, lauter Jubel und Lust. Ach, wenn sie nur nicht bei des Troubadours Hütte landen, hier ist der Schmerz eingekehrt, hier hat der Gram sich gebettet, und die Flöten und Schalmeien sind nur Mistöne zu unserer Stimmung. Wahrhaftig sie landen am Bache. Stattlich Volk, reiche Kaufherren, die mit ihren Schätzen prunken, und denen kein Herz unter dem seidenen Wams schlägt. O! kehrt nicht ein in die Hütte des Troubadours, seine Harfe ist verstimmt, wie sein Gemüth.

Die lustige Bande zog indessen singend und jubelnd den Felsen herauf, nur einer, er schien der Vornehmste zu sein, schritt ernst voran, lugte überall umher, winkte dann einigen seines Gefolges und gab ihnen, wie es schien, Befehle. Dann setzte er seinen Weg weiter fort. Es waren außer dem Kaufherrn wohl einige zwanzig lustige Gesellen, denen vier Pfeifer und Flötenspieler voran gingen. — Der Alte trat ihnen entgegen, Klotilde, ihrer nicht achtend, blieb sinnend auf der Felsbank sitzen.

Seid mir willkommen, Ihr Herren! sagte er, dem Greise, der vorangeschritten war, die Hand reichend; seid mir willkommen. Sucht Ihr hier ein freundliches Plätzchen, die Sonne zu sehen, wie sie glühend sich in die Meeresfluth taucht, wollt Ihr Eure Thürme im Abendgolde erglänzen sehen, so könnt Ihr freilich kein schöneres finden als dieses. Suchet Ihr aber die Freude auf diesem Felsen, so findet Ihr sie nicht, wenn sie Euch nicht hieher begleitet hat. Wollt Ihr das Lied des Troubadours? Die Saiten seiner Harfe sind verstummt, der Gram hat der Dichtung Schwingen gebunden.

Des Troubadours Lied wollen wir! sagte der Greis mit Ernst, indem er vor die Hütte trat. Er war ein alter Mann von stattlichem Ansehn, die Zeit hatte seine Haare gebleicht, das Schicksal tiefe ernste Furchen auf sein Antlitz gegraben. Er war in der Tracht der Kaufherren, die nach Cypern und den Morgenländern Handel treiben, und sein ganzes Aeußere hatte etwas Rauhes, Abschreckendes.

Der Alte schwieg auf diese trotzige Aufforderung zum Gesange.

Wir wollen des Troubadours Lied! wiederholte der Ernste noch einmal.

Das Lied des Sängers schwebt gleich dem königlichen Adler freien Fluges durch die Lüfte; sind die Schwingen ihm gelähmt, oder fehlt ihm der Wille, so steigt er nicht auf, erwiderte stolz der Alte.

Oder fehlt ihm der Wille? wiederholte der Kaufherr. Troubadour! sagte er mürrisch: so viel ich weiß, hat der Wein Kraft, die Muse herbeizulocken; nehmt diesen Cyperwein zum Geschenk, und singt uns ein Lied.

Der gefüllte Becher, Herr! entgegnete der Sänger: öffnet zuweilen der Dichtung heilige Pforte, doch nur wenn der Frohsinn ihn kredenzt, oder die Freundschaft ihn beut.

So nimm diesen Beutel mit Geld und sing uns ein Lied.

Ihr bietet mehr, als es werth ist, und doch nicht genug, sagte mit festem Blicke der Alte.

Und welchen Preis verlangst Du? fragte jener.

Ein herzliches Wort, eine freundliche Bitte.

Auch das! sagte der Kaufherr: So bitte ich Dich, Troubadour, sing uns das Lied von jener zerstörten Burg dort drüben; es soll schauerlich sein.

Das Lied soll ich Euch singen? unterbrach ihn der Alte: Heute es Euch singen?

Ich habe Dir geboten, was Du verlangtest! sagte der Fremde ernst: nun erfülle auch meine Bitte und Dein Wort.

Der Troubadour sagte, nachdem er sich lange bedacht: So setzt Euch dort unter die Ulme, Ihr Andern lagert Euch, so gut Ihr könnt.

Als sie der Ulme zuschritten, stand Klotilde auf, neigte sich züchtig vor den Fremden, und wollte nach der Hütte gehen.

Ist dies Eure Tochter? fragte dieser, und sah mit festem durchdringenden Blicke auf die Jungfrau.

Es ist meine Enkelin.

Verweilt doch einen Augenblick, holde Jungfrau! bat der Kaufherr, und wie er die frommen, trauernden Züge des Mädchens betrachtete, schien der finstere Ernst seines Gesichtes allmälig zu schwinden. Ihr seid wahrlich eine seltene Blume! rief er: wohl werth — Doch Euer Lied, Troubadour! — Er wandte sich zu diesem, Klotilde schlich sich in die Hütte.

Setzt Euch, Herr! versetzte der alte Sänger: Es ist ein schweres Opfer, welches ich heute bringe, das Lied der Trauer und des Schmerzes zu singen.

Der Kaufherr, unverwandt nach den Ruinen blickend, antwortete nicht; der alte Sänger begann das Lied.

Mehrere Strophen hatte er schon gesungen, der Fremde ihm aufmerksam zugehört, die um ihn Gelagerten mit keinem Laut ihn unter-

brochen, als er plötzlich inne hielt, und sein ganzes Wesen, welches beim Gesange des Ueberfalles und des Brandes wild und heftig geschienen, ganz verändert wurde; eine düstere Wolke umzog seine Stirn, stille Trauer seine Züge.

Nun so singt! sagte der Fremde ungeduldig.

Mit zitternder Hand griff er in die Saiten und sang mit bewegter Stimme:

Wie die Lilie vom Sturmwind geknickt,
Lag sie dem lieblichen Leben entrückt,
Nimmer erschloß sich ihr Blick.
Und meiner Thränen brennende Fluth,
Und mein aus Wunden strömendes Blut,
Riefen sie nimmer zurück.

Und wie in Lüften mein Jammerruf schallt,
Tritt eine düstere wilde Gestalt
Aus den Flammen hervor.
Höhnisch blickt sie auf Anna und spricht:
So halt' ich endlich mein furchtbar Gericht,
Halte, was einst ich beschwor!

D'Esparron! rief ich, Du bist es, — Du! —

Ja, ich bin es! unterbrach der Fremde, von seinem Sitze sich erhebend, den Gesang: ich bin Wilhelm d'Esparron!

Starr sah der Troubadour ihn an. Ja! sagte er, als habe er in dem Buche seines Gedächtnisses ihn aufgefunden: Ja, Du bist es! Deinen wilden Blick hat nur das Alter gemildert, diese Furchen die Schuld tiefer gegraben. Du bist es, ich erinnere mich noch wohl Deiner furchtbaren Gestalt, erinnere mich noch Deiner, als Du, ein Rachegeist, aus den Flammen tratest. Was willst Du, was suchst Du hier?

Meinen Sohn! erwiderte der Vicomte.

Der wäre sicherer in eines Tigers Höhle aufgehoben, als in der Hütte des Troubadours! erwiderte dieser mit kalter Ruhe.

Kennst Du Robert, den Fischer? fragte höhnisch d'Esparron.

Den kenn' ich, sagte der Greis.

Er ist mein Sohn!

Dein Sohn, der dort in jener Hütte wohnte? — Arme, arme Klotilde!

Heuchler! rief der Vicomte: Du wähnst, ich sollte glauben, Du habest ihn nicht gekannt? — Das Mädchen sollte ihn verlocken, mit ihrem frommen Gesichte ihn verlocken und elend machen.

D'Esparron! rief der Greis zornig: Ihr kennt mich schlecht. Hätte ich gewußt, er sei Dein Sohn, ich hätte ihn, wie Du jenen Knaben d'Ajout, vom Felsen geschleudert, und seine zerschmetterte Stirn nicht geküßt. — Doch Gott sei gedankt, daß ich ihn nicht erkannt habe.

Einen Augenblick besann sich d'Esparron, dann befahl er den Seinen, die Dirne aus der Hütte zu holen.

Was wollt Ihr beginnen? rief der Troubadour.

Des Sohnes Geliebte in das väterliche Schloß geleiten, sagte höhnisch der Vicomte.

Mann! rief der Troubadour und streckte die zitternde Rechte gen Himmel: Dort thront ein ernster, ein strenger Richter, zittre vor ihm!

Die Tochter des bettelnden Troubadours soll im Burgverließ ihre Hochzeit feiern, weiter will ich nichts! erwiderte der Vicomte. — Diese Antwort gab dem Greise neues Leben.

Klotilde wurde von einigen Männern herbeigeführt. Sie bebte, ihre Schritte wankten, sie ahnete ihr Schicksal; wer Robert sei, hatte sie so eben vernommen. Wie sie so vor dem Vicomte stand, bleich wie der Tod, bebend wie das Blatt der Geislaube, wenn der Sturmwind sie durchrauscht, sagte d'Esparron vor sich hin: Sie kann ich nicht opfern, sie lebe! — führt sie auf das Schiff.

Herr! rief der Troubadour, und der Stolz des Mannes war gebrochen: Trennt mich nicht von meinem Kinde, laßt mich mit ihm ziehen ins Gefängniß. Seid menschlich, und Gott möge es Euch in Eurem Schuldbuche anrechnen, daß Ihr den Greis nicht trenntet von seinem Kinde. Laßt mir meine Harfe und diesen Becher, und gönnt mir ein Lager auf hartem Stein neben ihr!

Der Vicomte schwieg.

Schaut dort nach jenen Trümmern, gedenkt der Flamme, die emporstieg, denkt des Blutes, das Ihr dort vergoßt, denkt des Fluches der Kirche, der Euch lange verfolgte, und seid menschlich!

Deine Bitte sei Dir gewährt, Du darfst Ihr folgen, sagte der Vicomte, und der Troubadour ergriff Harfe und Becher. Leb' wohl, mein Asyl, leb' wohl, für immer! rief er, und folgte der jammernden Tochter ins Schiff.

Als das Schiff die Anker gelichtet, sank die Sonne mit ihren ersten Strahlen in die Meeresfluth. Der Alte saß neben Klotilden und sah hinüber nach dem stillen Wohnplatz seiner Ruhe. Sonderbar erglühte die einsame Hütte im Wiederschein der Abendsonne, und der Ulmbaum schien in ihren Strahlen zu brennen.

Sieh nur, sagte der Alte: wie herrlich! welch' prächtiges Schauspiel. Sieh unsere Hütte, und sie mußten wir verlassen. Nun so bin ich denn losgerissen von allem, was mir theuer war; von allem — nein, nein! sagte er leise und drückte Klotildens Hand: Dich haben sie mir gelassen, und meinen Becher, und so bin ich noch reich. Sieh nur, Kind, sieh nur, wie herrlich der Felsen dort glänzt, und dort jene Burgtrümmer der d'Ajouts. Ach diese Sonne können sie nicht vernichten, und dieser Felsen trotzt den Flammen und der Rache. Sieh, es wird schon dunkel, tiefer

sinkt die Sonne, und die Nacht wird mein Ruheplätzchen bald unsern Augen verbergen; bete, Kind, bete ein inbrünstig Gebet, daß wir noch einen, nur einen frohen Tag dort verleben mögen, und das Lebewohl, was wir ihm sagten, nicht für ewig sei.

Die Jungfrau faltete ihre zitternden Hände, ihr frommes Gefühl stieg im Gebete auf, doch Worte fand sie nicht, und als der Troubadour sein Gebet geendet hatte, war schon der Schleier der Nacht über das Hüttchen und den Felsen gebreitet, und die Sterne traten aus der Dämmerung bleich hervor.

Leise, als ob kein sorgenschweres Herz es belaste, schwamm das Schiff über die Wellen, ein sanfter Wind trug es längs der Küste hin; da summte der Troubadour leise vor sich:

Sein Schifflein schwimmt über die Fluthen,
Und führe ihn nimmer zurück.

Jetzt ward es Nacht; nur das Sternenlicht, in den schaukelnden Wellen sich brechend, verbreitete noch einen magischen Schimmer, eintönig hallte das Schlagen der Ruder, schauerlich das Rauschen der Wellen an dem schaukelnden Schiffe. Keine Flöte, keine Schalmeie ertönte, kein froher Gesang unterbrach die Stille der Nacht, in so manche Brust hatte das Schicksal seine lastenden Schmerzen gelegt, daß sie nicht aufathmen konnten in Lust. So schwamm das Schiff über den Golf von Marseille, wandte sich dann links, und als es nach langer Fahrt dem alten einsamen Wartthurme vorüber kam, nahte es sich dem Lande, an dessen Ufer eine dunkle Masse immer deutlicher aus dem Grau der Nacht hervortrat. Jetzt gewahrte man ein einsames Licht, und als die Ruder, am nahen Ziele ihrer Fahrt recht emsig geführt, mit doppelter Kraft die Wellen theilten, schallte von oben eines Thurmwarts Horn, mehrere Lichter wurden sichtbar, und Thürme und Mauern traten aus dem Dunkel hervor.

In einer Bucht, über welcher sich der Felsen mit seiner alten Burg wie ein Riese erhob, landete das Schiff; der Troubadour und Klotilde stiegen, von Bewaffneten streng beobachtet, die in den Felsen gehauene Treppe in mancherlei Krümmungen hinauf, und als sie an der Zugbrücke standen, sank sie nieder, die Pforte rasselte auf und schloß sich hinter ihnen.

Der Troubadour und seine Tochter wurden über einen von Fackelschein erleuchteten Hof in ein Zimmer der Burg gebracht, wo sie wohl einige Stunden verweilen mußten, bis ein alter mürrischer Mann eintrat, und ihnen zu folgen befahl. Durch mehrere Gänge gelangten sie bis an einen Thurm; eine Wendeltreppe führte von hier in die unteren Gewölbe, und erst, nachdem sie einige Stufen hinabgestiegen waren, hielt ihr Führer an, öffnete eine Thür, und führte sie in ein rundes von einer in der Mitte herabhängenden Ampel sattsam erleuchtetes Gemach. Hier verließ sie der

Führer, die eiserne Thüre schloß sich, sie waren der Freiheit nun gänzlich beraubt.

Während Klotilde in unnennbarem Schmerze sinnend auf einem Sessel saß, besah der Troubadour seine neue Wohnung. Zwar tief unter der Erde von keinem Licht erhellt, als dem der Ampel, nur durch eine Oeffnung im Gewölbe von einem erfrischenden Luftzug erquickt, hatte dies Gemach nicht das Fürchterliche der Burgverließe damaliger Zeit. Hoch und geräumig, die Wände getäfelt, der Hausrath nicht ärmlich, schien es eher der Gastfreundschaft anzugehören, als der Tyrannei, und selbst das Lager war weich und einladend. Ein Krug mit Wein stand auf dem Tische, kaltes Fleisch und Brod daneben, so daß man sah, daß der hier Gefangene seine Tage wohl in Haft, aber nicht im Elende verbringen sollte.

Klotilde merkte von dem allen nichts. An Robert denkend war es ihr gleichgiltig, ob sie auf hartem Steine, ob sie auf weichem Pfühle ruhe; sie zürnte ihm, daß er sie in dem einfachen Gewande eines armen Fischers hintergangen habe. Dachte sie aber, was er für sie gewagt, entbehrt habe, so fand sie in dieser Täuschung den höchsten Beweis seiner Liebe, und bald vereinigten sich alle Gefühle ihres aufgeregten Gemüthes in dem einzigen Gefühle der Besorgniß um das Schicksal des Geliebten; an ihre eigene Noth nicht denkend, bangte sie nur um ihn.

Der Troubadour hingegen dachte nur an ihr Schicksal, ihn kümmerte Robert nicht, denn war ihm der Stand des armen Fischers zu gering für die herrliche Jungfrau gewesen, hätte er dem Fischer doch eher seinen Segen gegeben, als dem Sohne Wilhelm d'Esparrons. Die einzige Hoffnung, die ihm noch blieb, schöpfte er aus dem bequemen, fast freundlich eingerichteten Kerker, er ließ ihn hoffen, der Vicomte habe nicht alle menschliche Empfindung unterdrückt; der Tochter seine Hoffnung mittheilend sprach er ihr Muth ein.

Doch dieser hatte sich bei dem Sinnen über ihr Schicksal ein Gedanke entwickelt, der ihr allen Muth wiedergab. Hatte sie nicht an jenem Unglückstage dem Vater versprochen, sich von Roberts Herzen loszureißen, konnte ihr dieser Tag wohl Schrecklicheres bringen, als sie sich selbst bereiten sollte? Getrennt war sie zwar von ihm, Riegel, Schloß und Mauern lagen zwischen ihr und dem Geliebten, aber ihr Herz gehörte noch ihm, noch durfte sie ihn den Ihrigen nennen, noch war das Band nicht zerrissen, das sie an einander knüpfte. Sie fühlte sich glücklicher, gewaltsam von ihm getrennt zu sein, als hätte die eigene Hand den Liebeskranz zerpflückt. Frei, unverhohlen theilte sie dem Vater ihre Empfindungen mit, er lächelte, und freute sich über die Täuschung, die sie sich selbst bereitete.

Gestärkt durch diesen Glauben, warf sie sich auf ihr Ruhebett, und der Schlaf, dieser freundliche, sorgliche Begleiter der Jugend, wiegte so lange das gramerfüllte Herz, bis das Auge sich schloß, dem Traume die Pforten zu öffnen und den Kummer in Vergessenheit zu senken.

Der Troubadour stand von schmerzlichem Gefühle durchschauert vor ihr. Der Gram hatte von ihren Wangen die Rosen genommen, bleich lag sie, als ruhe sie im Arme des Todes; aber sie schlief so sanft, in ihrem Busen wogte das Leben auf und ab, auf ihrem Munde schwebte ein wehmüthiges Lächeln, ihre Hand ruhte auf dem schlagenden Herzen, sie war das Bild eines entschlafenen Engels. Sie lebt ja! sagte der Troubadour leise für sich: sie lebt, und wird will's Gott mir die Augen zudrücken, die mich heute so sehr schmerzen. Da rasselten die Riegel, die Thür öffnete sich. Ach stört sie nicht, stört ihren Schlummer nicht, bat er leise. Es war d'Esparron, der eintrat; ernst war sein Blick, stolz seine Haltung. Als er sprechen wollte, zeigte der Troubadour auf die immer noch Schlummernde, d'Esparron winkte seinen Begleitern zurückzubleiben, und trat vor das entschlafene Mädchen.

Erschrocken fuhr er bei ihrem Anblicke zurück; als träte ein Geist vor ihn, so starr, so unverwandt sah er nach dem Lager, faßte des Troubadours Hand, und zog ihn von der Schlummernden hinweg.

Was ist Euch? fragte dieser.

Eine finstere Erinnerung trat vor mich. Der Troubadour ahnete, was ihm sei, und bangte davor. D'Esparron! sagte er jetzt, dem Gespräche eine andere Richtung zu geben: Wer Euch ein Recht gab, mein Kind herzuführen, weiß ich nicht; doch will ich Euch deßhalb meinen Dank, daß Ihr uns ein menschliches Gefängniß angewiesen habt, nicht entziehen. — D'Esparron schwieg, sein Auge sah verstört umher. — So wie ich Euch kennen lernte, fuhr der Troubadour fort: konnte ich dies nicht erwarten. Seit jener Nacht, wo ich Euch neben der Entseelten zum erstenmale sah —

Schweigt, unterbrach ihn der Vicomte schnell, während er sich zu sammeln suchte, und mit starrem Blicke auf die schlafende Jungfrau zeigte. — Troubadour! fuhr er nach einem kurzen Schweigen fort: habt Ihr Wünsche, habt Ihr Bedürfnisse, nennt sie Eurem Wächter, es soll Euch hier nichts fehlen, als die Freiheit, und dieser habt Ihr freiwillig entsagt. Betrachtet Euch als meinen Gast, und nur Eure Tochter als meine Gefangene. Aber, fuhr er mit strengem Ernste fort: alle Verbindung mit meinem Sohne ist Euch untersagt, streng untersagt, jeden Versuch, Euch zu befreien, müßtet Ihr theuer bezahlen, dann würde meine Milde zur furchtbarsten Rache, und diese habt Ihr kennen gelernt! — Ohne noch einen Blick auf die Jungfrau zu werfen, verließ er schnell den Kerker.

Schweigend standen Vater und Sohn in dem hohen Rüstsaale sich gegenüber, Robert düster vor sich hinstarrend, der Alte den ernsten, finstern Blick streng auf denselben gerichtet.

Ist das Euer unabänderlicher Wille, mein Vater? fragte jetzt der Jüngling, den Blick kühn empor hebend.

Er ist es!

Und ist Euer Herz verschlossen vor den Bitten des Sohnes?

Der Vater schwieg.

Ist jeder Funken von Liebe aus Eurer Vaterbrust gewichen? — Soll um eines thörichten Wahnes willen Eures Sohnes Glück zertrümmert sein; soll Euer Stamm mit mir enden?

Jene ehrwürdigen Bilder mögen Dir Antwort geben, erwiderte der Greis, indem er auf die Gemälde der Ahnen zeigte, die in ununterbrochener Folge von den Zeiten Hugo Kapets bis jetzt hier vereinigt hingen.

Auch der Sohn schwieg. — Der Vater trat vor eines der Gemälde und schien diesem seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Plötzlich näherte sich ihm Robert. Lebt wohl, Vater! sagte er ernst, ihm die Hand reichend.

Wohin? fragte dieser mit kalter Ruhe.

Dahin, entgegnete jener: wo keine Vaterhand des Sohnes Herz zerreißt, wo die Hand der Enkelin eines alten Troubadours aus adelichem Geschlechte so viel Werth hat, als die Hand der reichen Erbin aus Languedoc, wo keine Blutschuld den Fluch herbei ruft, der wie ein Pesthauch über das sündige Geschlecht fährt, und den Vater von seinem einzigen Kinde trennt.

Mit grimmigem, zermalmendem Blicke sah der Alte dem Zürnenden in das flammende Auge.

Vater! fuhr dieser fort: Ihr selbst habt Euch von mir losgerissen, und mich berufen, die mahnende Stimme der Vergeltung zu sein. Ich habe auf meinen Knieen Euch um Erbarmen gefleht, Ihr habt mich verstoßen; ich habe die Tage Euch zurückgerufen, wo meine Pflege, meine Liebe, meine innige kindliche Liebe die bösen Geister verscheuchte, die um Euer Krankenlager sich versammelt hatten, — Ihr habt dieser Erinnerung gespottet. Nun rufe ich Euch zu mit Worten, die, wie die Pfeile der Araber, ihr Ziel nie fehlen: denkt an d'Ajout, Grafen von Sault, und lebt wohl! Er wandte dem Vater den Rücken und ging.

Ruhig trat dieser ans Fenster, nahm das Hifthorn von seiner Schulter und gab ein Zeichen; da schloß sich das Fallgatter, die Zugbrücke rasselte auf, der Sohn kehrte zurück.

Mit kalter Ruhe nahm er das Schwert aus dem Wehrgehenk, legte es auf den eigenen Tisch und sagte: Ich kenne das Zeichen, ich kenne den Ruf. Die Pforte ist geschlossen, der Weg ist versperrt, ich bin ein Gefangener auf der Burg meiner Väter, darum lege ich freiwillig meine Waffe ab, und frage Euch: In welchen Kerker soll ich wandern?

Noch hielt der Alte seine Wuth zurück. Du weißt, sagte er ernst: daß ich mein Wort gab, Dich mit Adelaiden von Guiche zu verloben, Du selbst schienst mit dieser Verbindung zufrieden. Mein Wort breche ich nicht.

Und ich nicht das meine! erwiderte Robert.

Nun dann! rief der Alte, und mäßigte seinen Zorn nicht mehr: Nun dann, Festigkeit gegen Trotz! Er rief den Kastellan des Schlosses. Bringt diesen in den Thurm gegen Morgen! Der alte Diener zögerte, doch ein Blick aus den Augen des Furchtbaren, und er befolgte schweigend den Befehl.

Am anderen Morgen berichtete dieser, der Gefangene habe die Speise verschmäht, den Wein noch nicht berührt.

Der Vicomte lachte. Den folgenden Morgen wiederholte er diese Meldung, d'Esparron lächelte; am dritten und vierten Morgen aber, als er die nemliche Kunde brachte, schwieg der Alte, und sein Auge wich dem Auge des Dieners aus, in welchem er eine Thräne schwimmen sah. Als dieser aber am anderen Tage berichtete, der Sohn liege matt und hinfällig auf seinem Lager, habe die ganze Zeit nicht Speise, nicht Trank genossen, da löste sich die Rinde vom Herzen des Vaters. Er ging hin zu dem Sohne, es war ja sein einziges Kind. Robert, sagte er mit gepreßter Stimme, was beginnst Du?

Trotz gegen Festigkeit, erwiderte dieser, und wendete sein bleiches Gesicht vom Vater ab.

Und was forderst Du von mir? fragte dieser, halb mit Unmuth, halb wehmüthig.

Die Freiheit!

So folge mir. Mit Mühe hob sich der sonst so rüstige Jüngling vom Lager und folgte.

Wohin willst Du gehen? fragte der Vater. Robert schwieg.

Kann nichts Dich zurückhalten? fuhr jener fort.

Klotildens Hand!

So zieh!

Darf ich sie nicht noch einmal sehen, Vater?

Nein! erwiderte dieser streng: Geh und leb' wohl! Er reichte dem Sohne die Hand, dieser küßte und drückte sie an sein Herz. Lebt wohl, Vater! Aber ehe die Thüre sich hinter ihm schloß, wandte er sich noch einmal. Vater, sagte er feierlich: ihr Tod ist auch der meine! — Er ging, und bald sah man ihn auf seinem Streitrosse, nur von einem Diener begleitet, über die Zugbrücke reiten.

Der Troubadour hatte indessen seine Tage mit Ergebung verlebt, Klotilde schien beruhigt und freute sich, daß sich der Vater an Speis' und Trank erquickte, oft die Harfe wieder ergriff, und zuweilen zu ihren Tönen sogar ein Lied der Freude anstimmte; beide bargen jedoch unter heiterer Außenseite ein kummervolles Gemüth. So oft der Troubadour den Becher leerte, gedachte er des Freundes, es blutete ihm das Herz, und nur mit Mühe konnte er die Thränen zurückhalten; schlummerte aber Klotilde, dann rann die Thräne unaufhaltsam herab, und hier auf der Burg des

Feindes, von dessen Weine trinkend, von dessen Brode essend, hatte der Schmerz doppelte Kraft, die Sehnsucht doppelte Schwingen. Auch that das Licht der Lampe seinen Augen wehe, der stäte Wiederschein an den getäfelten Wänden, das beständig flackernde Licht, war ihnen nicht wohlthuend, und schon in den ersten Wochen mußte er oft die Binde vor den Augen tragen. Ach! seufzte er dann: säß ich nur jetzt auf dem Felsen am Meere, und die Sehnsucht zöge mich hinüber über die tobenden Wogen, und meine Saiten rauschten melodisch zu dem Brausen der Wellen, dann wär' ich blind wie jener alte Sänger, aber fessellos, so schwänge mein Geist sich auf zu den Sphären; ich wäre blind, aber frei.

Auch Klotilde verbarg den Schmerz in ihrer wogenden Brust. Sie kannte die Verhältnisse des Lebens zu wenig, um es sich möglich zu denken, Robert könne ihr nicht nahen, sich ihr nicht kund thun mit Wort, Schrift oder Gesang. Sie hielt ihn, wo nicht treulos, doch nicht fest im Glauben und Liebe. Gedachte sie dann, wie sie selbst noch vor wenigen Tagen ihn hatte aufgeben, die Bande ihrer Liebe zerreißen wollen, da war sie fast gewiß, daß die Thränen seines Vaters ihn bewogen hätten, ihr zu entsagen. Wie glühte daher ihre Wange, wie pochte ihr Herz, als eines Mittags der Wärter mit Speisen eintrat, und die eintönigen Worte sprach: Man läßt Euch grüßen, Jungfrau! Zwar konnte kein Bitten, kein Schmeicheln den alten mürrischen Mann vermögen, ihr zu sagen, von wem der Gruß komme, aber ihr Herz sagte es ihr ja, was bedurfte es da noch weitere Kunde.

Täglich wiederholte der Alte seinen Gruß, selbst als Robert schon fern von der Burg war, trieb ihn das Mitleid, ihn der Harrenden zu bringen, denn er sah wohl, seit dem Gruße mundeten der Jungfrau die Speisen, und auf ihre Wangen kehrte die Frische der Jugend wieder.

Vater! rief sie eines Tages, als der Alte eben das Lied der Sehnsucht gesungen, und sich auf die Harfe gelehnt hatte: Vater, weinet nicht, ich sehe unter der Binde die Thränen hervorquellen. Weinet nicht, mir sagt eine ahnende Stimme, alles wird sich noch glücklich gestalten, wir sehen unser Hüttchen wieder.

Ich nicht, mein Kind, mein Auge wird trübe — Gott ist barmherzig! — Als ich mit frohem heiteren Sinne mich in seiner Schöpfung umschauen konnte, da sah mein Auge so hell, so weit, nichts entging mir; was des Falken Blick erspähen konnte, sah auch ich; und jetzt, wo nur die Wände des einsamen Kerkers sich meinem Auge zeigen, wo nichts mir mehr entgegen tritt, das mich erfreuen könnte, wo selbst Dein Liebreiz, Du holdes Wesen, mich nur betrüben müßte, da erst schließt sich mein Auge. Ich bin darüber getröstet, und habe mich in mein dunkles Schicksal ergeben. Nur meine Hütte möchte ich noch einmal sehen, sie, die mir der Freund erbaute! Doch kann ich sie auch nicht mehr sehen, sind einst die Pforten der Freiheit wieder geöffnet, so leitest Du mich hin, und ich tappe umher, meine Hand

wird zum Auge, und führt dem schaffenden Geiste alles vor. Schon jetzt, wenn die Binde das Auge deckt, und Du mir den Becher zum Nachttrunk reichst, berühre ich ihn von allen Seiten, fühle am Rande nach den Ranken von Weinreben, die ihn umwinden, und tiefer unten nach dem Leuen im Wappen der d'Ajonts. Aber kehren wir einst zurück, wird nichts mehr sein, wie es war. Leer und ausgeplündert wird die Hütte stehen, das Gärtchen zertreten, der Ulmbaum, dieser freundliche treue Spender kühlender Erquickung, wird umgehauen sein. Nur den Felsen werden meine Tritte finden, und das Meer mit seinem Brausen und Toben wird mein Ohr vernehmen, und der Sturm wird über mir heulen, und in meinen grauen Locken sausen; denn was des Herrn mächtige Hand schuf, vermag die schwache Hand des Menschen nicht zu verrücken! — Laß Deine Thränen, Klotilde, eines finden wir doch noch wieder, eines, woran meine schwache Hand jahrelang gemeisselt hat, — mein stilles Ruhebett am Abhange des Felsens, das haben sie mir gewiß gelassen!

Er nahm die Harfe und stürmte in ihre Saiten. Oft rief sie ihm dann neuen Schmerz hervor, öfter aber entführte sie den Sänger auf ihren Tönen in das Reich der Begeisterung. Schmerz und Kummer war dann vergessen, eine selbstgeschaffene herrliche Welt umgab ihn, und der Gesang träufelte Balsam in den Becher des Schicksals.

Robert, welcher sich von der väterlichen Burg nach Marseille gewandt hatte, ließ daselbst den Diener und die Rosse zurück, bestieg einen Kahn, und fuhr in trüber Stimmung nach seiner Fischerhütte. Hier fand er Bastian, der es nicht gewagt, mit ihm auf die Burg zurückzukehren, während dieser Zeit die Hütte des Troubadours sorgfältig gehütet, das Gärtchen gepflegt, und das ganze freundliche Asyl in einer Verfassung erhalten hatte, daß man die Abwesenheit des Besitzers nicht bemerken konnte. Groß war daher die Freude des treuen Dieners, als er den Kahn landen und seinen guten Herrn aussteigen sah, aber der Anblick desselben milderte sie schnell. Bleich und abgehärmt trat er ihm entgegen, reichte ihm schweigend die Hand, beantwortete nur kurz die theilnehmenden Fragen, und eilte in die Fischerhütte, um sie bald wieder in sichtbarer Unruhe zu verlassen. Sein Auge fand schnell des Troubadours Hütte, unwillkürlich zog es ihn hin unter die freundlichen Zeugen seiner seligsten Stunden. Da saß er traurig unter dem Mandelbaume, trank aus dem murmelnden Quell, aus dem sie so oft ihm Kühlung geschöpft, setzte sich auf die Bank, wo sein holdes Mädchen noch am letzten Abend, der vollen Gluth jungfräulicher Liebe sich hingebend, in seinen Armen geruhet hatte. Die lieblichsten Erinnerungen fesselten ihn mit den holdesten Bildern, aber noch länger wollte er ihn träumen, den Traum der schönen Vergangenheit,

und eilig, als erwarte ihn das Ziel seiner Wünsche, glimmte er den Felsen hinan, wohin ihm Bastian folgte. Alles fand Robert hier wie an jenem Unglückstage, den alten Tisch, den Stuhl mit seinem Schnitzwerke, Klotildens kleinen Spiegel, der ihr die liebliche Gestalt so treu wiedergab. — Da lag noch das für ihn angefangene Netz, und auf der Truhe das Bild ihrer Mutter. Lange betrachtete er dies, es war ihm, als säh' er Klotilde, nur war die Mutter ernster, mehr Würde thronte auf ihrer Stirn, weniger Lieblichkeit um ihren Mund, auch schien sie älter an Jahren gewesen zu sein, da sie gemalt wurde, als die Jungfrau. Selbst das Pilgergewand, das ihren zarten Gliederbau deckte, ließ noch deutlich sehen, daß die Natur auch ihr Klotildens nymphenhafte Gestalt zum Weihegeschenk gegeben habe. Er drückte das kleine Gemälde an sein Herz, und legte dann das Heiligthum wieder an seine Stelle. Alles fand er in der kleinen Hütte in beßter Ordnung, nur die Saiten ihrer Laute waren gesprungen. Ach, wenn er gewußt, welches Lied sie zum letztenmale begleitet, er hätte noch mehr um sie getrauert.

So finde ich denn alles noch, wie ich es verlassen! rief er aus: nur sie fehlt, und mit ihr der Liebreiz, der wie Rosengluth alles, was sie umgab, belebte und verschönte. Klotilde fehlt, und mit ihr — das Leben.

Von Schmerz gefoltert ging er nach dem Gärtchen. Die Rose, die sie ihm an jenem Tage gegeben hatte, war zwar verwelkt, doch hatte er sie sorgsam verwahrt; wehmüthig blickte er auf den Strauch, von dem sie gepflückt worden. Da flatterte es in den Zweigen, die Nachtigall lockte, sie girrte und flötete das Lied der Klage. Trauerst auch du, Sängerin der Liebe? rief er aus: Singe nur durch die schweigende Nacht, sie vernimmt deine Klage nicht, singe bis zur Morgenröthe, die schönste der Blumen erschließt sich nicht in ihrem jugendlichen Strahle, sie trauert im Kerker, sie trauert und welkt!

Nun zog es ihn nach dem Ulmbaume hin. Dort setzte er sich auf die Klippe am Felsenhange, wo er an ihrer Seite der Erzählung des Troubadours so aufmerksam, und mit so streitenden Gefühlen zugehört hatte. Es war ihm, als müsse sie noch kommen, sich zu ihm setzen, ihn mit ihren Armen umschlingen; aber der Abendstern kam, Klotilde nicht! — Der Mond stieg auf hinter den Bergen, sie kam nicht in ihrem Glanze, sie, herrlicher als Sterne und Mond. — Traurig kehrte er zurück.

Am andern Morgen wallfahrte er wieder nach der Hütte, setzte sich an das Fensterchen, wo sie immer zu sitzen pflegte, und träumte dann liebliche Träume; jede Stunde, die er sich leben durfte, verlebte er hier. Doch schwärmte er viel in der umliegenden Gegend umher, sein Streitroß mußte zu mancher Burg ihn tragen, wo seine Freunde und Waffenbrüder wohnten, welche er zu einem Ritt, seine Geliebte zu befreien, aufforderte. Diese, ohne zu wissen, daß sie in der Gewalt seines Vaters sei, gelobten ihm ihren Beistand. Auch hatte er auf des Vaters Burg mehrere Diener, auf deren

Treue er sich verlassen zu können glaubte; sie sollten ihm bei Nachtzeit das Thor öffnen, er wollte dann mit seinen Freunden einziehen, den Vater überfallen, und so ohne Blutvergießen Klotilde befreien.

Schon hatte er ein wackeres Häufchen geworben, an dreißig Lanzen mit ihren Knechten waren zu dem Zuge bereit, und diese Zahl hinreichend, da nur wenige Reisige die Burg bewachten, und er unter diesen so manchen ihm Getreuen zählte. Immer hoffte er, sein Vater solle, wenn auch nur auf einige Tage, das Schloß verlassen; es hatte für ihn etwas Abschreckendes, Empörendes, das Schwert in der Hand, gegen den Vater zu treten, aber der Vicomte war, seit der Troubadour und seine Tochter dort gefangen saßen, noch keine Stunde von der Burg gewichen.

Ungeduldig beschloß er endlich, nur noch die letzte Nachricht abzuwarten, und dann zur Ausführung zu schreiten. Diese Nachricht erwartete er heute in der Hütte des Troubadours. Schon mochte es Mitternacht sein, und der Bote war noch nicht da. Bastian, der schon mehreremale, aber vergebens, auf der Straße von Marseille ihm entgegen gegangen war, hatte sich deßhalb eben jetzt wieder entfernt, und Robert war allein. Er setzte sich, des langen Harrens müde, auf ihren Sessel am Fenster, schloß die Augen, und an sie, nur an sie denkend, vergaß er Leiden und Schmerz. Alles war still; nur der Nachtwind, der zu stürmen begann, rauschte in den Zweigen der Ulme, das Meer brauste, der Regen schlug an die klirrenden Fenster, ein einsames Heimchen zirpte eintönig an dem alten Kamine, und die matt glimmende Lampe warf nur einen düsteren Schein. Robert, an Klotilde denkend, bemerkte es nicht; in seinen Gedanken versunken, sah er nur den zürnenden Vater, hörte er nur den Jammer der Geliebten. Da pochte es dreimal an die Hütte. Robert fuhr erschrocken auf; muthig im Kampfe, war ihm doch die Stunde der Mitternacht schaurig. Da pochte es wieder, — sein Haar sträubte sich, — er nahm Schwert und Lampe, öffnete die Thür, und eine hagere lange Gestalt, mit tiefliegenden blitzenden Augen, trat ihm im Pilgergewande entgegen.

Wer seid Ihr? rief Robert.

Und wer bist Du? fragte der Pilger.

Ich bin Robert d'Esparron, und nun gieb auch mir Antwort, wer Du bist, und wen Du hier suchst?

Seid Ihr der Sohn Wilhelm d'Esparrons? fragte der Pilger schnell.

Der bin ich, unbescheidener Frager, erwiderte der Jüngling unmuthig: und nun ist es an Euch, Pilger, mir zu antworten.

Während dieser Rede sah man, wie dieser mit äußerster Kraft sich zu mäßigen suchte. Ritter d'Esparron, begann er: ich bin ein Edler aus der Dauphiné, den eine rasche That nach Palästina trieb, dort an heiliger Stätte für sein Verbrechen die Sühne zu empfangen. Ein Gelübde verbietet mir, meinen Namen zu nennen, bis mich dieser Stab zu dem Heerde meiner Väter zurückgebracht, und ich dies Gewand abgelegt habe. Ich

wollte auf meiner Wallfahrt nicht der Hütte meines einzigen noch übrigen Verwandten, des alten Troubadours Pierre Jacquelin, gemeinhin nur Pierre Jacques genannt, vorbeigehen, ich wollte ihn besuchen, einen Becher mit ihm leeren, und die alten Lieder noch einmal vernehmen, die ihm bei den schönen Frauen der Provence einst so manche freundliche Aufnahme erwarben. Nachdem ich daher nach vieler Mühe und Gefahr in Marseille gelandet, ist meine erste Wallfahrt auf heimathlichem Boden hieher, und statt seiner finde ich Euch. Könnt Ihr mir nicht berichten, ob der Alte noch lebt, und wo er haust?

Robert, für den der Wortkarge plötzlich zum Schwätzer geworden war, wußte nicht, was er ihn beichten sollte, des Pilgers Blick war so unstät, bald freundlich und gleichmüthig, bald schien ein wildes Feuer aus seinen Augen zu blitzen. Der Troubadour ist plötzlich verschwunden; sagte er gleichgiltig scheinend: vor mehreren Wochen fand man am Morgen die Hütte leer. Doch Ihr, Herr Ritter aus der Dauphiné, scheint ermüdet, setzt Euch.

Der Pilger nahm in dem Armsessel Platz, und der ernste Blick verschwand nach und nach, die scharfen Züge seines Gesichtes wurden weich. Er sah wehmüthig und lächelnd, doch sinnend vor sich hin.

Wollt Ihr nicht einen Trunk Wein? fragte jetzt Robert, ihm den Becher reichend.

Ich danke Euch, erwiderte der Fremde, aus seinen Gedanken aufgeschreckt, und schob den Becher mit Unwillen von sich.

Herr Ritter aus der Dauphiné, Ihr scheint auf Euren Wanderungen die so löblichen Sitten unseres Landes vergessen zu haben; fuhr Robert heftig auf: in der Provence verweigert man auf diese Weise einem Ehrenmanne den Becher nicht.

Der Pilger erhob sich mit Hast, setzte sich jedoch langsam wieder nieder. Verzeiht, junger Mann, sagte er: wenn ich vielleicht rauh zurückwies, was ich wohl hätte freundlicher thun sollen. Ich trinke nicht Wein, und meine Gedanken waren in diesem Augenblicke fern, weit von hier. Verzeiht!

Er öffnete das Fenster und sah gen Abend, wo die alte zertrümmerte Veste schauerlich im Mondlichte erglänzte. Liegt diese Burg, die der Mond trotz des Unwetters so herrlich beleuchtet, schon lange in Trümmern? fragte er: Es muß ein herrliches festes Schloß gewesen sein.

Robert schien des Alten Rede nicht vernommen zu haben.

Ich frage Euch, Ritter d'Esparron, wiederholte der Pilger: liegt diese Burg schon lange in Trümmern?

So lange ich ein Roß tummeln, eine Lanze schwingen kann, erinnere ich mich, sie nur so gesehen zu haben.

Ihr Anblick muß Euch kein trauriges Gefühl zurückgelassen haben, sonst würdet Ihr nicht so gern, wie es scheint, in ihrer Nähe sein, begann

der Pilger von neuem. Auch verzeiht mir, wenn ich Euch frage, wie kommt Ihr um diese Zeit in Pierre Jacquelins Wohnung, wo ich alles so wohl aufgeräumt und in Ordnung finde, als habe sich der Hausherr erst seit ein paar Stunden zur Ruhe gelegt. Was führt Euch hieher, edler Herr?

Robert war verlegen, er fühlte eine Art Scheu vor dem Pilger, es lag in des alten Mannes Blick so viel Abstoßendes, daß er ihm unmöglich sein Herz öffnen konnte. Ich war sein Freund, sagte er endlich: mich ergötzten seine Lieder, ich leerte manchen Becher mit ihm, und saß oft da draußen unter dem Ulmbaume an seiner Seite. Da hörte ich von seinem Verschwinden; Sarazenen sollen ihn über das Meer geschleppt haben. — Ich eilte hieher, ließ die Hütte, damit das kleine Eigenthum des Troubadours erhalten würde, durch einen meiner Diener bewachen, fand mich heute hier von der Nacht überrascht und blieb.

So müßte ich Euch wohl für die Sorgfalt danken, mit welcher Ihr das Eigenthum meines Verwandten beschützt, Ritter d'Esparron! sagte der Pilger, nachdem er einen durchdringenden Blick auf ihn heftete. Aber fast sollte es mir unmöglich dünken, daß hieher, so nahe einer volkreichen Stadt, an die Küste des mächtigen Frankreichs Sarazenen gedrungen wären, um einen alten Troubadour wegzuführen.

Da trat Bastian in die Hütte, und war nicht wenig erstaunt, einen Fremden hier zu finden. Herr! sagte er, sich schnell fassend, und winkte Robert, ihm zu folgen; dieser stand auf.

Edler Herr aus der Dauphiné, wendete er sich zu dem Pilger: ich muß Euch für heute verlassen, mich rufen dringende Geschäfte. Mein Diener wird zurückkehren, für Speise, Trank und ein Lager sorgen, da Ihr doch gewiß heute Nacht hier zu bleiben gedenkt.

Heute Nacht, morgen, und so lange es mir beliebt, erwiderte der Pilger mit Stolz.

Wie Ihr wollt! sagte Robert: Gehabt Euch wohl! Er verließ die Hütte, Bastian begleitete ihn.

Der Pilgersmann stand nun allein und sah starr nach dem alten Sessel, wo er die in Taxusholz geschnittene Harfe gar wohl wieder erkannte, wehmüthig sah er auf das kleine Kamin, wo das Olivenholz so oft hell geflammt, und zu dem Liede des Troubadours prasselnd in die Höhe gestiegen war. Und wie er nun noch so bald hier, bald dahin, überall das Alte, überall die freundliche Erinnerung vergangener glücklicher Tage wieder fand, da flackerte das Lämpchen hell auf und verlosch.

Auch dies nicht, sagte er bitter lachend: auch die Freuden der Erinnerung gönnst du mir nicht einmal, neidisches Schicksal!

Er verließ die Hütte und trat unter den Ulmbaum. Hier mußte wohl sein Lieblingsplätzchen gewesen sein, denn als er unter seinen breiten, vom Sturm bewegten Aesten stand, den Blick nach den Trümmern der mondhellten Burg der Grafen von Sault gewendet, warf er sich auf die Kniee,

faltete die Hände, — und als er sein inniges Gebet schon lange beendet hatte, beugte er noch sein Haupt auf den Felsensitz, und lag in Schmerz versunken.

Der Sturm war heftiger geworden; die Wolken, die er dem Monde vorübergejagt, hatten sich in Süden gesammelt, das Meer ging hoch, die Wellen tobten den Felsen hinan. Der Mond verbarg sein leuchtendes Antlitz, der Regen rauschte nieder, die Natur schien empört. — Der Pilger kniete noch, noch ruhte das Haupt in seinen Händen auf dem harten Steine, das Toben der empörten Natur schien das Toben seines Innern nicht zu überstimmen. Er hörte den Donner nicht, der in der Ferne rollte, er sah die Blitze nicht, die an den dunkeln Wolken zackig herabfuhren. Nur seinen Schmerz fühlte, nur die Stimme der Rache hörte, nur die Trümmer seiner Burg sah Rostan d'Ajout, Graf von Sault.

Das Gewitter kam näher, lauter krachte der Donner, rascher, heller fuhren die Blitze hernieder, der Sturm trieb die Unwetter zusammen. Wie zwei feindliche Geister auf Wolken reitend, stürzten sie aneinander, schleuderten ihre Blitze, entladeten ihre Wasser. Da fuhr der Pilger, von dem Kampf der Elemente endlich aus seinem Schmerzensschlaf erweckt, auf, und sah zürnend nach den leuchtenden Wolken. Ist denn keiner der unzähligen Strahlen für mich, daß ich ihn nach Montcallier schleudere? Ist denn kein Donner für mich, des Feindes Veste in ihren Trümmern zu erschüttern? Zieht ihr ruhig vorüber über des Frevlers Haupt, und trifft ihn kein tödtender Blitz? Nein! rief er aus: In meiner Hand liegt sein Tod, aus meinem Schwerte soll der zermalmende Strahl flammen. — Er hatte dies sagend seine Rechte erhoben, und streckte sie in den Sturm. So stand er, eine furchtbare Gestalt, in den Wettern der Nacht; wild jagte der Sturm das weite Pilgergewand, der lange Bart wogte im Winde, und wie ein Geist der Nacht, der, sich auf des Sturmes Flügeln schwingend, seine wilde Fahrt durch die Lüfte beginnen will, so stand der Alte, als wolle er aufschweben zu den Gewitterwolken, als wolle er hinüber mit ihnen zu des Feindes Burg.

Aber schwach und gering ist des Menschen Kraft, des Geistes Muth erlahmt an dem Irdischen. Nicht gleichen Flug vermag des Körpers Gebrechlichkeit mit den Schwingen des Willens zu halten. Gegen die Elemente, gegen diese furchtbaren Boten des Herrn, ist des Menschen Kraft ein schwankendes Rohr im Sturme. — Noch rollte der Donner, noch leuchteten die Blitze, noch brüllte der Sturm, brausten die Wellen, und des Pilgers Arm, den er nach den Blitzen gestreckt hatte, sie zu erfassen, sank schon kraftlos; er selbst warf sich abgespannt auf den Felssitz, und seine Wuth lös'te sich in Thränen auf.

Alles, alles ist hin! rief er: Weib und Kind, alle hat der Feind mir erschlagen! Die Burg ist zertrümmert, des Freundes Hütte leer, und der Greis steht allein, den furchtbaren Schwur zu erfüllen. Ach! so verlassen

zu sein, nichts mehr zu haben woran das Herz hängt, nichts als den blutigen Dolch der Rache, das ist furchtbar! Weib und Kind, alle, alle hat er mir erschlagen, nicht die treue Gattin ist mir geblieben, nicht der muntere Knabe, nicht das holde, liebliche Mädchen. Ein Bettler steh' ich hier, mit Crösus Schätzen beladen, ein Hungriger steh' ich an dem Seckel voll Edelsteine, und jammere um einen Bissen Brod; kein Kind, nicht das Weib hat er mir gelassen, und auch den Freund haben sie mir genommen!

Ja! fuhr er plötzlich auf: Was dahin ist, ruft die Klage nicht zurück, keine Thräne wäscht die That hinweg, kein Seufzer weckt die Todten, kein Jammer hebt die Trümmer wieder empor, daß, wie einst, die Thürme kühn nach den Wolken die goldenen Fahnen strecken. Ja! rief er, und ein Feuerstrahl durchzuckte ihn von neuem: der Löwe lag in Ketten, er hat sie gebrochen, und steht brüllend vor der Höhle, die furchtbare Tatze gehoben. Der Löwe der d'Ajouts soll zu Grabe getragen werden mit mir, aber erst in des Feindes Blut seine Wuth kühlen. Weg Pilgergewand, weg Pilgerstab; Schwert und Panzer umgürtet, und dann zur That!

Da fuhr ein Blitz dicht am Gestade in die tobenden Wellen, rasselnd begleitete ihn der Donner, hoch sprützte das Wasser in die Höhe, daß seine Tropfen des Greises nackten Scheitel näßten. Weihst du mich? rief er jauchzend: Nun wohl, es geschehe!

Ermattet kehrte er in die Hütte zurück und warf sich in den Sessel; eine kurze Stunde erquickte ihn der Schlaf, der ferne Donner, der immer schwächer und schwächer hallte, störte ihn nicht. — So fand ihn Bastian. Auch ein Unglücklicher, sagte er theilnehmend, als er den Pilger entschlummert sah, dem der Schlaf die kummervollen Züge nicht erheiterte: Möge er sanft träumen. — Er ging zur Küche, ein stärkendes Mahl zu bereiten, womit er den Alten bei seinem Erwachen zu erquicken gedachte.

Bald wachte der Pilger wieder auf. Er sah Bastian vor sich, der theilnehmend fragte: ob er etwas begehre? Und obgleich der Alte ihm herzlich dankte und nichts zu bedürfen vorgab, breitete er doch sein buntes Tuch auf den Tisch, setzte einen Napf mit kräftiger Suppe darauf, und in dem Wahne, der unglückliche Pilger, denn dafür hielt er ihn, habe gewiß seit langer Zeit nichts gegessen, setzte er ein dampfendes Gericht Seefische daneben, und brachte einen Krug Wein. — Der Pilgersmann lächelte über diese gutmüthige Sorgsamkeit, genoß nur wenig, und trat dann in die ihm wohlbekannte kleine Kammer, jetzt die stille Wiege von Klotildens süßen Träumen. Er wunderte sich, hier mehreres zu finden, das eine weibliche Hand verrieth; seine Neugierde wurde rege. Er fand das Bild ihrer Mutter. Ach, er kannte sie ja so gut, sie war ihm so theuer, so lieb gewesen; er drückte das liebe Bild an seine Lippen, an sein Herz, dort den

Raub zu verwahren. Ach, dieses weckte die Vergangenheit so schmerzhaft, mehr als Hütte und Grab, mehr als die Trümmer seiner Burg! — Es wurde ihm zu enge in der Kammer, er eilte in's Freie.

Eine sanfte, kühle Morgenluft wehte ihn an, Kräuter und Blumen hauchten nach vorübergegangenem Gewitter ihre balsamischen Düfte in vollen Strömen aus. Der Thau erglänzte im Strahle der Frühlingssonne, und die Natur erquickte sich an der sanften Ruhe, die nach dem Wetter sich über die Fluren zu breiten pflegt. Das Meer, in seinen Tiefen erschüttert, ging noch hoch, und seine Wellen wälzten sich noch langsam über die am Gestade hervorragenden Klippen. Auch auf das Gemüth des Pilgers hatte diese Ruhe einen wohlthätigen Einfluß; ergeben in sein finsteres Geschick, blickte er hinüber nach seiner Burg, mit sanfterem Schmerze wandelte er in dem Gärtchen. Hier sah er die Bäume, die er einst für den Freund gepflanzt, während der Jahre seiner Leiden so herrlich gewachsen; auch das Grab am Felshange, da wo die Klippe über die schäumenden Wogen sich beugt, fand er. Schweigend blickte er in die enge Wohnung des Todes. Ach! so wenig Raum sollte den umfassen, dem die Erde für seines Geistes Flug zu klein war; nur wenige Schritte sollten dem unsteten Wanderer über Berg und Thal, über Strom und Meer, genügen.

Sein Blick wendete sich jetzt von der engen Zelle in die weite Ferne hin nach Morgen. Die Thürme von Marseille traten eben aus dem Nebel hervor, das alte Schloß der Stadt lag im Dämmerlichte auf seinem Felsen vor ihr, und liebliche Erinnerungen vergangener glücklicher Tage traten mit ihm hervor; alles rief ihm fröhliche Zeiten zurück. Da gewahrte er am Strande die freundliche Fischerhütte, sie war ihm unbekannt; als er nach Damiette zog, stand sie noch nicht von ihrem Gärtchen umgeben da. Aber was ihn mehr wunderte, als ihr Anblick selbst, war ein Haufe Bewaffneter, die sich um sie gelagert hatten. Knappen waren es, Streitrosse an der Hand haltend.

Freund! rief er Bastian zu, der in der Hütte zurückgeblieben war: Sagt mir doch, was jene Reisigen bedeuten, die unten an der kleinen Hütte gelagert sind?

Das kümmere Euch nicht! erwiderte dieser, der sie selbst erst zu gewahren schien: Auf Wiedersehen! und mit schneller Eile sprang er den Felsen hinunter.

Des Pilgers ganze Aufmerksamkeit zog sich unwillkürlich nach der Fischerhütte und den gelagerten Reisigen. Seit lange hatte er nicht gewappnete Streitrosse wiehern hören, Krieger seines Vaterlandes gerüstet gesehen; das Herz des alten Kriegers klopfte laut bei diesem Anblicke, er vergaß sich selbst und seine Leiden, nur dauerte das Entzücken nicht lange. Er sah den Diener, wie er über den Bach der Hütte zueilte, Bekannte

mußten es sein, die er dort fand, denn sie begrüßten sich freundlich — jetzt sah er ihn in die Fischerhütte gehen.

Das Unglück ist der Vater des Argwohns. Der Diener gehörte dem Sohne Wilhelm d'Esparrons, dieser mußte unten in der Hütte sein. Er selbst hatte sich vielleicht verrathen, jener ihn erkannt, deßhalb die Reisigen versammelt, den Diener bei ihm zurückgelassen, um ihn in des Troubadours Hütte festzuhalten. Diese Gedanken durchkreuzten sich, schnell war der Entschluß gefaßt. Des Freundes Hütte Lebewohl sagend, ergriff er den Pilgerstab, und auf wohlbekannten Felspfaden stieg er eilig eine Thalschlucht hinab auf dem Wege nach den Trümmern seiner Burg.

Während seines Aufenthaltes in Pierre Jacquelins verlassener Hütte hatte es ihn hinüber nach der Veste gezogen, aber Furcht und Sehnsucht stritten in ihm. Es schauderte ihn, den Wohnplatz seines häuslichen Glückes wieder zu betreten, auf Trümmern zu wandeln, die einst von seiner schöpferischen Hand geschaffen, im schönsten Ebenmaße als eine Zierde des Landes geprangt hatten. Jetzt trieb ihn die Furcht dahin, von wo sie ihn kurz zuvor zurückgehalten hatte. Er stieg den Berg schnell hinauf, und erst, als er an einen moosbewachsenen Felsensitz kam, über welchen sich eine vom Blitz halb zerschmetterte Eiche bog, hielt er an. Was ihn von Pierre Jacquelins Hütte getrieben, dessen gedachte er nicht mehr, nur was ihn hier heraufzog, stand lebhaft vor ihm. Er setzte sich auf den bemoosten Stein, sah hinauf nach der Burg, und aus seiner Brust stieg ein leises: Muth, Muth! hinauf zu den Trümmern Deines Glücks!

Er erhob sich und betrat langsamen Schrittes den verwilderten Weg. Wie oft war er ihn auf seinem andalusischen Hengste hinaufgesprengt, wie oft, den Falken auf der Faust, hinuntergeritten, und jetzt — alt, schwach, auf den Pilgerstab sich stützend, kraftlos wankte er hinauf. Kein Thurmwart begrüßte ihn mit schallendem Horne, kein Kind, kein Freund kam ihm über die Zugbrücke entgegen, kein treuer Hund sprang ihm voraus, den freundlichen Knaben zu liebkosen; durch Brombeerranken, den Blick auf den Boden geheftet, stieg er immer höher. Jetzt stand er vor dem Thore, ein Pilger vor seinem verödeten Hause.

Unbeweglich und wild wie der Löwe über dem großen Portale, starrte er auf die Trümmer. Die Zugbrücke war verbrannt; — was bedurfte es ihrer auch, die von der Gluth geborstenen Mauern hatten den Graben gefüllt, überall boten sie Eingang. Der hohe Thurm, welcher die Zugbrücke bewachte, dieser kecke Lug ins Land, den er sonst nur mit Lust und Behagen angeschaut, von dem er stolz auf Meer und Land herabgeblickt hatte, lag in Trümmern, weit, weit in die Tiefe hinab waren seine Quadern gerollt. Nur das Portal stand, der Löwe bewachte es noch. Warum hast du in jener Unglücksnacht geschlafen, du tapferer Gefährte der d'Ajout! rief er in seinem Schmerze. Doch warum zog ich aus und verließ Weib und Kind! setzte er dumpf hinzu.

Bevor er durch die Pforte über den Schutt zu schreiten wagte, setzte er sich auf einen Stein, und als wolle er sich selbst peinigen, rief er sich alles zurück, wie es einst war, den innern Hof, den Stall der Rosse, das Häuschen, worin seine Lieblingsfalken verwahrt wurden; dann führte ihn die Erinnerung die Wendeltreppe hinan — vor der offenen Thüre mit Schnitzwerk stand er, es war die Thüre zum Gemache seines Weibes. O Gott! rief er aus, und ein tiefer Seufzer entquoll der Brust, doch keine Thräne rann. Er sprang auf, klimmte den Schutthaufen hinan, und stürzte wie ein Verzweifelter in den Hof. Noch standen hier und da die hohen spitzen Fensterbogen, aber kein freundliches Gesicht lachte ihm daraus entgegen. Aus dem untern Geschosse lugte ein Marder, das einzige lebende Wesen hier, so keck und kühn nach ihm hin, als sei er jetzt Herr der Burg. Auf dem verödeten Hofe rauschte das Gras im Winde, sein Tritt hallte in den Mauern schauerlich wieder.

Jetzt schritt er durch das gekrümmte, halb eingestürzte Thor in den innern Hof. Nach Norden war der Thurm ganz eingestürzt, die Mauern verfallen, nach Süd und Ost standen sie noch an mancher Stelle stattlich da. Nach Westen, da wo die Kapelle ihr Kreuzgewölbe erhoben, war das kleine Thürmchen der Sakristei unversehrt geblieben, und obgleich die Bogen der hohen Fenster eingesunken, und dieser Theil fast noch mehr gelitten hatte, als die übrigen, war doch hier die Zerstörung geringer, und es sah nicht so verödet aus, als an den andern Seiten.

Lange hatte sich d'Ajout finster umgeschaut, ehe er in das große Portal nach Osten trat; hier war der Haupteingang des Schlosses gewesen. Die breite in dem vorspringenden Thurme hinauflaufende Wendeltreppe stand noch, so wie der ganze Thurm, der mit seinem graubemoosten Haupte die Trümmer stolz überragte. Eine einsame Birke hatte sich auf seiner Zinne eingewurzelt, und schwankte mit ihren dünnen Aesten über das Gemäuer. Er schritt an der Treppe vorüber in den Rüstsaal. Die Decke war eingestürzt, halbverbrannte Balken lagen auf dem steinernen Fußboden, die großen eingemauerten Haken, woran die Rüstungen seiner Ahnen gehangen, staken verrostet noch in der Wand, kein Helm, kein Panzer hing jetzt an ihnen, kein vom Feinde erbeutetes Schwert, kein Schild im Kampfe geführt. Die Banner, in den Kriegen des heiligen Landes das Schrecken der Sarazenen, waren Asche, die Fahne des Emir von Damaskus, in der Schlacht bei Askalon von dem Ahnherrn erbeutet, hatte die Flamme verzehrt. Die Frucht so manchen Sieges, theuer mit des Stammes Blut erkauft, war dahin, nichts von allem mehr vorhanden! — Doch nein! — Als der Pilger wuthentbrannt den Balken zurückstieß, der seine Schritte hemmte, rollte ein Schwert ihm vor die Füße. Freudig, als habe er einen Schatz von unendlichem Werthe gefunden, ergriff er es. Es war alt und verrostet, ein einfaches Kreuz von Eisen der Griff, auf der Klinge waren drei Sterne über eines Löwen Haupt strahlend geätzt. Der Pilger hob es

mit leuchtendem Blick in die Höhe. Theures Schwert! rief er: was Philipp d'Ajout, mein edler Ahn am Tage der Eroberung der heiligen Stadt führte, sei mir willkommen! sei das Schwert der Rache! Und als habe dieses Wiedergefundene ihm neuen Muth gegeben, so kräftig setzte er seine Wanderung fort. Er trat in das große gewölbte Zimmer, wo die Reisigen sich sonst versammelten, die Knechte und Diener sich gelabt, und von den Zügen ihrer Herren sich erzählt hatten; dann wanderte er durch den engen Gang; Mauertrümmer überall, überall Verwüstung.

Jetzt kam er wieder an die Wendeltreppe, er schritt hinauf. Hier zog es ihn über den langen Gang, am Ahnensaale vorbei, nach seinem Gemache. Da hing die Armbrust nicht mehr am gewohnten Orte, vom steinernen Tische im Bogenfenster blinkte ihm nicht mehr der Becher entgegen, alles war leer, und ein unheimliches Gefühl trieb ihn weiter. Hier — die Balken waren umgestürzt, der Gang verschüttet — hier war der Gattin Gemach. Die Faust geballt, das alte Schwert auf dem Boden stampfend, daß die Balken unter ihm dröhnten, sah er auf zum Himmel, und wandte sich dann schnell ab. Auch zu dem Gemache der Kinder war ihm der Weg versperrt, und er kehrte durch den hohen Ahnensaal zurück, die Wände waren hier leer, die Bilder der Ahnen verschwunden; Eulen flatterten auf, und Fledermäuse fuhren aus dem verfallenen Kamine, nur noch ein halbverbranntes Bild hing hier, als habe es der Flammen gespottet, über der zum Altane führenden Thüre, unkenntlich, ein Ruheplatz der Vögel.

Nach der andern Seite nach Norden zu, wo sein Freund gewohnt, nnd die Zimmer der Gastfreundschaft geöffnet gewesen waren, wollte er nun hin. Der Thurm hatte hier die Mauern zerschlagen, er konnte nicht weiter, alles war verschüttet, alles zerstört; er kehrte nach dem Hofe zurück und stand jetzt vor dem westlichen Flügel.

Ahnungsvoll klopfte ihm das Herz. Es schien ihm, als habe des Freundes Hand hier geordnet, als habe der Freund seines Lebens Höchstes hier begraben. Mit dem Muthe der Verzweiflung trat er durch die gothische Thür in die Kapelle. Ausgebrannt war das heilige Haus, nur die Sakristei mit ihrem Thürmchen, auch der Altar von grauem Marmor stand noch, und vor ihm ein Stein. — Gütiger Himmel! sende dem unglücklichen Greise deine lindernden Thränen, damit ihn der Schmerz nicht vernichte! — Die gebeugte Gestalt sank zusammen, warf sich aufgelöst über den Unheil kündenden Stein von Marmor, benetzte ihn mit heißen Thränen, und küßte ihn mit bebenden Lippen. — So lag er lange, ohne sich ermannen zu können, dann erhob er sich mühsam und las die zerschmetternden Worte:

„Hier ruht Anna d'Ajout, Gräfin von Sault, ein Engel im Leben, ein Engel im Tode. Der Freund rettete die irdische Hülle aus den Flam-

men, die Seele war schon aufgeschwebt zu Gott. Friede ihrer Asche, Fluch dem Mörder!"

Und als der Unglückliche das Auge traurig von der Schreckensstätte hob, erblickte er noch einen Stein zu dem Haupte der Gattin; sein Athem stockte, kaum vermochte sein thränentrübes Auge die eingegrabene Schrift zu lesen: „Hier ruht Claude d'Ajout. Am Fuße des südlichen Thurmes lag er zerschmettert; er folgte der Mutter. — Dem Kinde ist wohl!"

Ihm ist wohl! wiederholte der Pilger mit bebender Stimme: sein Herz schlägt nicht mehr! Und ängstlich beklommen blickte er umher, denn noch fehlte ja eines der Seinen. Mathilde, wo schlummerst Du, süßes Kind? rief er jammernd: wo ruht Deine Asche, Du zarte, kaum zum Leben entfaltete Knospe. Mathilde, mein Liebling! Ach, Dich haben die Flammen verzehrt, Deine Asche der Wind verweht, Du ruhst nicht im engen Hause des Todes, in allen Winden ist Dein Grab!

Jetzt setzte er sich auf die Stufen des Altars, legte den Pilgerstab dort nieder, und ergriff das alte Schwert. Meine Wallfahrt ist hier beendet, sprach er feierlich: den Stab lege ich hier zur Ruhe, und nehme das Schwert wieder zur Hand. Was der Freund auf diesen Stein graben ließ, soll in Erfüllung gehen: Fluch, Rache dem Mörder!

Von diesem Augenblicke an schien der Schmerz einer andern Leidenschaft gewichen zu sein. Noch einmal blickte er nach den Gräbern seiner Lieben, verließ die Kapelle und trat in den Garten; auch hier war alles verödet. Anfangs hatte des Freundes sorgsame Hand ihn wieder zu ordnen versucht, aber er hatte es nicht ferner vermocht, der Gram beugte ihn hier mit doppelter Gewalt; zu bitter riefen diese Trümmer ihm das Wehe zurück, welches das Schicksal über des Freundes Stamm ausgesprochen hatte, auch verließen ihn seine Kräfte, und in den letzten Jahren besuchte er die Burg nur selten. — Jetzt schritt der Pilger durch die verwilderten Bogengänge, hier und da kannte er noch einen wildverwachsenen Baum, den er einst gepflanzt und gepflegt hatte, und der in den Jahren der Abwesenheit üppig emporgeschossen war; er trat zum Springbrunnen, der sonst so lustig seine klaren Strahlen hob, ein griechischer Meister hatte ihn angelegt, von fern her die Wasser zu ihm geleitet, jetzt war er vertrocknet, verschüttet.

Doch nun stimmte dies alles ihn nicht mehr wehmüthig; zur Rache rief es ihn auf, und er wühlte nur noch gierig unter den Trümmern, um neue Nahrung zu finden, die Rache zur Flamme anzufachen. Aber endlich, von seinen Wanderungen ermüdet, setzte er sich auf die Trümmer des Thurmes in Süden, da wo Weib und Kind so oft aus ihrem Gemache über das Meer geblickt hatten, und als er so da saß, das Auge hinauf nach den öden Fenstern gerichtet, und es ihm war, als müsse eines seiner Lieben heraussehen, ihn zu begrüßen, senkte sich traurig sein Blick und traf unter dem Fenster auf etwas weißes, das zwischen den dunkeln Steinen schim-

merte. Er sprang auf, schritt hin — es war der Todtenschädel eines Kindes, der zerschellt unter mehreren Gebeinen lag. Mathilde! rief er, und hielt ihn in seiner zitternden Hand: Mathilde! — Sein Haupt beugte sich auf die Brust, das Schwert entsank ihm, starr blickte er die grausigen Ueberreste an; er war zermalmt.

Pilgersmann! rief eine sanfte Stimme. — D'Ajout schrak auf, ein junger Mann, den Helm auf dem Kopfe, einen gelbwollenen Waffenrock über das Panzerhemd, stand vor ihm. Pilgersmann! sagte er: Ihr scheint in traurige Gedanken vertieft. Aus dem Schmerzenstraume den Schlummernden zu wecken, halte ich für Pflicht.

Ich danke Euch, junger Herr! sagte der Pilger: Doch ich träumte nicht, ich hielt die furchtbare Wirklichkeit in meiner Hand.

Einen Schädel, wie ich sehe!

Es ist der Schädel eines mir theuern Wesens; ich fand ihn hier.

Ehrwürdiger Pilger! sagte der Ritter mit herzlicher Gutmüthigkeit: wenn Ihr ihn hier gefunden habt, wie könnt Ihr denn wissen, wem er angehört. Wer hat ihn bezeichnet? Der Tod verwischt des Lebens Merkmale, und auf den nackten Schädel gräbt die Vernichtung den Namen nicht; gleich sind sich die Schädel des Ritters und des Knechtes.

Schmerzlich blickte der Pilger auf; er ließ den Schädel hinrollen, und sah ihm traurig nach.

Was sucht Ihr hier, alter Mann? fragte der Ritter.

Was ich suche? Alles, alles!

Das werdet Ihr hier schwerlich finden. Ich suche die prächtige Burg des Rostan d'Ajout, Grafen von Sault, eines meiner Verwandten, von der ich in meiner Kindheit schon so vieles hörte, sie aber vor dem Brande nie sah. Es muß eine feste Burg gewesen sein; Schade, daß sie der Rache geopfert wurde.

Ihr möget Recht haben; sagte der Pilger, und schien mit seinen Gedanken abwesend. Wer seid Ihr, Herr? fragte er plötzlich.

Der Sohn Pierre's le Noir, den Karl von Anjou mit den Gütern des in Egypten gebliebenen d'Ajout belehnte.

Ein wackerer Herr, Herr Pierre le Noir, unterbrach ihn der Pilger mit ruhigem Ernste: ich kenne ihn aus alter Zeit. Und was treibt Euch hierher, junger Herr? Wollt Ihr vielleicht einen Riß entwerfen, die Veste wieder aufzubauen, um auch dies Erbe Rostan d'Ajouts zu besitzen.

Ihr irrt, erwiderte der Jüngling: ein Abenteuer anderer Art führte mich dort unten nach der Fischerhütte am Meere. Da konnte ich dem Wunsche nicht widerstehen, die zerstörte Veste des edlen Grafen zu sehen, und während meine Waffenbrüder dort unten zechen, und über den Zug, streiten, den wir vorhaben, eilte ich hier herauf.

Und was für ein Abenteuer führte so stattliche Ritter in die Hütte eines armen Fischers?

Ihr scheint ein verständiger Mann zu sein, sagte der Jüngling: so daß ich wohl Euer Urtheil vernehmen möchte. Haltet Ihr es gegen das Gesetz, wenn ein Sohn gegen den Vater sich selbst Recht schafft?

Dies hängt wohl von den Umständen ab, bezeichnet sie mir genauer, erwiderte der Pilger.

So hört! Der Sohn liebt ein Mädchen, der Vater verweigert ihm den Segen, und wirft die Geliebte in tiefen Kerker. — Ist es diesem nun erlaubt, die Geliebte zu befreien, die Burg des Vaters zu überfallen, und, jedoch ohne Blutvergießen, die Braut sich zu retten?

Gegen den Vater das Schwert ziehen, ist Sünde.

Aber wenn kein Blut fließt?

Wer kann dem Schwerte gebieten, wenn es aus der Scheide fuhr: tödte nicht! Wer dem Pfeile, daß er nicht trifft?

Ich bin Eurer Meinung, deßhalb verließ ich auch die unten Versammelten. Aber das dem Freunde gegebene Wort bindet uns.

Dem Robert d'Esparron?

Kennt Ihr ihn?

Wie sollt ich nicht Ich sprach ihn in dieser Nacht, bevor er zur Fischerhütte ging. Die künftige Nacht ist wohl zu Eurem Unternehmen bestimmt? Auch ich stoße mit meinen Mannen zu Euch.

Nein, Pilger, Ihr irrt; erst in der Nacht des Johannistages. — Doch wie wollt Ihr, ein Pilger aus dem gelobten Lande, mit Euren Mannen zu uns stoßen?

Sorgt nicht, wir sehen uns wieder!

Unvermerkt waren sie an das Portal gekommen, wo des Ritters Knappe mit den Pferden hielt. Ritter le Noir! seht Ihr den Löwen dort oben im Wappen, der, die Tatze hebend, sich anschickt zum Kampfe, sagte der Pilger, und die gebeugte Gestalt stand riesenhaft vor dem Jüngling. Wenn Ihr einen Ritter seht, der Euch sein Schild mit dem Löwen vorhält, so wißt, ich bin es! Nun gehabt Euch wohl! Das Schwert des Ahnen unter dem Arme schritt er an dem Ritter vorbei über das Gemäuer den Fußsteig hinab in das Thal, und richtete seine Wallfahrt nach den Ufern der Dürance.

Da, wo dieser liebliche Fluß sich in die Rhone ergießt, erheben sich drei Hügel mit ihren Reben und Mandelbäumen, und begrenzen in der Entfernung einiger Stunden ein reizendes Thal. Auf dem mittelsten derselben lag eine Burg, man hätte sie eher ein Schloß nennen können, denn einem ernsten Angriff konnte sie nicht widerstehen. Seit langer Zeit gehörte sie der Familie der Grafen von Sault, war aber schon seit einem Jahrhunderte nicht mehr der beständige Aufenthalt derselben; an der Küste

hatten sie sich eine Burg gebaut, die, nachdem sie der Blitz zerstört, von Rostan d'Ajout mit vieler Pracht wieder aufgebaut worden war. Die Herrschaft an der Dürance, ganz unabhängig von ihren übrigen Besitzungen am Meere, war einmal durch Heirath an diese Familie gekommen, und deßhalb nach dem vermeintlichen Tode des Grafen Rostan, den mehrere in der Schlacht am Nil hatten fallen sehen, dem Pierre le Noir mit dem Beinamen le juste, der gegründete Ansprüche darauf hatte, von Karl von Anjou zur Lehn gegeben.

Der neue Herr zog das lachende Schloß seinen Besitzungen in den Gebirgen der Dauphiné vor, und friedliebend wie er war, und in keiner blutigen Fehde begriffen, kümmerte es ihn wenig, ob das Schloß leicht zu ersteigen sei, und mehr geräumige Zimmer als feste Thürme habe. Mit Freuden hatten ihm die Vasallen gehuldigt, er war ein sanfter und gerechter Herr, der fast bei allen streitigen Fällen in der Umgegend als Schiedsrichter erkoren ward. Gegen die alten Diener des Hauses d'Ajout hatte er gleiche Gerechtigkeit geübt, und überhaupt in Allem das Andenken des unglücklichen Grafen geehrt, und dadurch die doppelte Liebe seiner Unterthanen sich erworben, die ihren ehemaligen Herrn fast vergöttert hatten.

Den Falken auf der Faust, ritt Pierre le Noir eines Tages längs den Ufern der Dürance auf die Reiherbeize, nur von dem Kastellan des Schlosses, dem Falkenier und einigen Dienern begleitet. Eben stieg ein Reiher aus den Gewässern auf und schwebte stolz über sie hin, Pierre nahm schnell dem Falken die Kappe ab, ließ ihn steigen, und jagte mit seinem Araber über Stock und Stein nach. Das schnelle Roß trug ihn bald die Höhe hinauf, an einem Olivenwäldchen vorbei, und den Falken im Auge, gab er wenig Acht auf den Weg, diese Sorge überließ er seinem sichern Araber. Da stutzte dieser plötzlich, bog seitwärts ein, und Pierre, durch die Bewegung des Rosses erschreckt, hielt unwillkürlich den Zügel an, und ein Pilger stand vor ihm.

Grüß Euch Gott, edler Herr! rief dieser dem Ritter zu, der unwillig ihm fast zu danken vergessen hätte: Ich möchte Euch wohl um etwas bitten, wenn anders der Reiher dort Euch nicht mehr in Anspruch nimmt, als ein alter Pilgersmann.

Indem er dies sagte, hatte der Falke sich über den Reiher geschwungen, dieser, seinen spitzen Schnabel gegen den Feind gerichtet, suchte, sich vertheidigend, zu entfliehen. Der Augenblick war zu wichtig. Henriot! rief der Ritter dem Kastellan zu: sprich mit dem Manne, gib ihm, wenn er etwas verlangt, will er mehr, bring' ihn nach Barbantane auf das Schloß, und dem Araber die Sporen gebend, jagte er mit dem Gefolge dahin, nur der Kastellan blieb zurück.

Nun, alter Mann, sagte der Eilige, sich vorwärts nach einem Seckel mit Kupfermünze beugend: was ist Euer Begehr?

Der Pilger schwieg, und sah Henriot starr ins Auge.

Dieser, dem die Beize fast eben so sehr am Herzen lag, als seinem Herrn, faßte unmuthig in den Seckel, und schon hatte er einige Kupfermünze in der Hand, um sie dem Pilger als einen Zehrpfennig zuzuwerfen, als ihm doch einfiel, er könne wohl ein anderes Begehren haben. Nun sprecht doch! sagte er, nach dem Falken blickend: und haltet mich nicht so lange auf, Ihr seht, der Vogel hat vorbeigestoßen, der Reiher zieht nach dem Busche.

Der Pilger schwieg noch immer.

Nun, wenn Ihr nicht reden wollt, so schweigt. Er gab seinem Pferde die Sporen, der Pilger aber faßte die Zügel des Rosses, und Henriot! mit ernster Stimme rufend, bannte er, wie mit einem Zauberspruche den Kastellan, der, erschrocken über die Stimme, dem Greise starr ins Auge sah.

Henriot! rief dieser noch einmal: Haben denn die Jahre der Knechtschaft mein Gesicht so entstellt, daß Du Deinen Herrn nicht wieder erkennst?

Noch starrte der Alte den Pilger regungslos an. Stehen die Todten aus ihren Gräbern auf! rief er endlich.

Der Sklav zerbrach seine Fesseln, als Herr kehrt er in die Heimat zurück, erwiderte der Pilger.

Da stürzte der Alte vom Rosse zu den Füßen seines Herrn, zweifelte nicht länger, daß es Rostan d'Ajout, sein todtgeglaubter, guter Herr sei, umklammerte seine Kniee, und überließ sich seiner unaussprechlichen Freude.

Steh auf, guter Henriot! sagte dieser: steh auf und antworte mir wahr und offen. Finde ich noch Freunde im Lande und unter meinen Vasallen?

Treue, wahre Freunde.

Die Blut und Leben für mich opfern werden?

Blut und Leben!

So birg mich, wenn Du kannst, im Jagdhause an der Rhone, sammle von Rittern, Reisigen, Freunden und Vasallen, so viel Du vermagst, und führe sie mir zu.

Und wem gilt der Zug.

Kannst Du fragen, alter Graukopf; — nach Montcallier ziehen wir!

Gott sei gelobt! rief der Alte: da zieht Pierre le Noir mit uns.

Er darf nicht wissen, daß ich hier bin. Er ist ein edler, ein gerechter Mann, aber Herr meiner Lehen, und deßhalb darf er es nicht wissen.

Er darf es wissen, lieber Herr! sagte der Kastellan: Bei Gott, er darf es. Mein grauer Kopf bürgt für ihn, besonders wenn es Wilhelm d'Esparron gilt.

Schweig! gebot der Graf: und geleite mich, wohin ich Dir gebot.

Sein Roß leitend, welches der Pilger, Aufsehen zu vermeiden, nicht

besteigen wollte, zog der Kastellan neben seinem Herrn. Bald waren sie am Ufer der Rhone, wo der Graf durch eine Hinterpforte eingelassen wurde. Freilich fand er hier wenig Bequemlichkeit, aber die Freude, die ihm aus den Augen des Alten strahlte, hatte für den Heimkehrenden mehr Werth, als die köstlichste Bewirthung. Tausend Fragen that Henriot seinem Herrn, aber nur wenige beantwortete dieser, dem seine Angelegenheiten zu sehr am Herzen lagen, und als der Abend begann, trieb er den Alten nach Barbantane zurück.

In der Johannisnacht müssen wir vor Montcallier liegen! rief er ihm noch nach: Hörst Du!

Als der Graf am andern Morgen noch schlummerte, weckte ihn schon der Hufschlag der Pferde, und kaum daß er von seinem Lager aufgesprungen war, öffnete sich die Thür und le Noir trat ein. Seid mir willkommen in Eurer Heimath, würdiger d'Ajout! rief er ihm entgegen: seid mir willkommen in Eurem Hause, denn von dem Augenblicke an, wo ich durch Henriot Eure Anwesenheit erfuhr, seid Ihr der Herr und ich der Gast. — Zürnt dem Alten nicht. Er kannte mich und wußte, daß ich keiner unedlen Handlung fähig sei. Nothwendig war es, daß er mich von Eurem Vorhaben unterrichtete, denn hätte er Eure Vasallen heimlich in Eurem Namen aufgeboten, wie hätte das mir, wie das im ganzen Gau verschwiegen bleiben können, und Verschwiegenheit allein kann Euch zum Ziele führen. Drum zürnt dem Alten nicht, nicht mir, der, Euch nicht mehr am Leben glaubend, seine Rechte geltend machte, und wie ich glaube, als ein treuer Verweser gewirthschaftet, als ein gütiger Herr an Euren Lehnsleuten gehandelt hat.

Gerührt drückte ihm der Graf die Hand. Ich komme nicht, mein Eigenthum zurückzufordern, le Noir! sagte er bewegt: Ein kinderloser Greis, so nahe dem Grabe, bringe ich Schätze die Fülle aus dem Lande der Ungläubigen mit, um, wenn ich mein Gelübde erfüllt, ein Kloster zu stiften, und dort als bußfertiger Sünder mich zu jenem Leben vorzubereiten. Behaltet, was Ihr mit Recht habt. Nur laßt die Vasallen und Lehnsleute aufsitzen, den letzten Reiterdienst für ihren Herrn zu thun. Montcallier muß Aigremont gleichen, der Falke der Esparrons in das Grab Wilhelms gelegt werden, wie der Löwe der d'Ajout in das meine!

Das wäre schrecklich! rief le Noir.

Schrecklich, aber gerecht. Tretet auf Aigremont, sucht die zerstörte Herrlichkeit in den Trümmern, weint neben dem Grabe der Gattin, des Knaben, sucht unter dem Schutthaufen der Tochter Gebeine, und dann sprecht das Urtheil über die That.

Wilhelm ist ein wilder, ein rachgieriger Mann, entgegnete le Noir: er hat auch mir wehe gethan, stört den Frieden des ruhigen Landes, ihn treffe Eure Rache. Aber Robert, sein Sohn, ist zwar dem Alten gleich an

festem Sinn und Muth, doch ein edles Herz schlägt in seiner Brust, kein Verbrechen lastet auf ihm, kein Fluch; ihn schont!

Der Väter Sünden ruhen lastend auf dem Geschlechte. Der Stamm der Esparrons muß mit dem meinen untergehen. — Ihr seid Herr in Barbantane. Tragt Ihr Bedenken, Eure Mannen aufsitzen zu lassen, so gehe ich ans Meer, gehe in die Dauphiné, und stoße ich dort in mein Schlachthorn, versammeln sich Schaaren der Vasallen um mich, und die offene Fehde beginnt. Wenn Ihr mir aber die Hand bietet, geht es schneller, weniger Blut fließt, und das Land wird nicht verwüstet.

Edler Graf! erwiderte le Noir: schon sind die Boten überall ausgesendet, die Freunde und Vasallen in meinem Namen aufzubieten, Henriot sammelt schon die Reisigen, in wenigen Tagen ist alles versammelt. — Der Graf drückte ihm dankbar die Hand. — Jedoch noch einmal bitte ich Euch im Namen des Erbarmers, seid menschlich, denkt vergangener Prüfungstage, die nun vorüber sind, seid menschlich.

Hättet Ihr gelitten, Herr! rief der Graf von Sault und sein Auge glühte: Hättet Ihr gelitten, was ich litt, verloren, was ich verlor, Euer sanftes Gemüth glühte von Rache, Euer friedlicher Sinn ließ die Trompete blasen zum Kampfe. Ich habe Schreckliches durch ihn erfahren. Hört mich an, dann richtet.

Wir zogen nach Egypten, auch d'Esparron mit uns. Ihr kennt die Unglücksfälle, die den frommen Ludwig und sein Heer trafen. In dem unglücklichen Gefechte am Nil, das ihm die Freiheit kostete, wehte des Vicomte Banner neben dem meinen; noch hielten die Schaaren der Provence, uns gegenüber war der Feind geflohen. Da sahen wir den König umringt. Ihr Männer von Anjou, rief ich, auf, unsern Lehnsherrn zu retten! Ich sprengte hin, d'Esparron mir nach, dicht an meiner Seite stürmte er mit mir ein. Bald waren wir von den Unsern getrennt, ich umringt. Denkt an Alice! rief er hohnlächelnd, jagte zurück und ließ mich unter den Feinden. Ich, allein gegen die Menge, unterlag; aus vielen Wunden blutend, sank ich unter mein Streitroß.

Wie lange ich da gelegen, weiß ich nicht. Als ich die Augen aufschlug, war ich in der Hütte eines Egyptiers, lag auf einem Lager von Schilf, und fühlte mich so matt, daß ich bald die Augen wieder schließen mußte, und in einen Zustand verfiel, der zwischen Schlafen und Wachen liegt. Da vernahm ich aus dem Gespräche zweier Männer, die in der Hütte waren, daß sie mich aus Habsucht vom Schlachtfelde hierher getragen, meine Kleider, meine Rüstung sorgfältig verwahrt, um mich, der ich ihnen von vornehmer Abkunft schien, an irgend einen Israeliten zu verkaufen. Sie hatten mich deßhalb nach Kräften verpflegt, und fürchteten nur, daß mein Tod ihre Hoffnung zerstören würde.

Er war nicht so barmherzig. Ich genas, und als ich das erstemal mein Lager verließ, trat auch schon ein Jude in die Hütte, und unserer

Sprache wohl kundig, fragte er mich, wer ich sei. Der Listige hatte aus meinen Waffen, meiner Rüstung und mehreren Anzeichen geschlossen, daß ich Bannerherr sei, mithin ein mächtiger Vasall des Königs; ich beantwortete seine Fragen offen, der Wahrheit gemäß. Er sprach mit den Egyptiern, und wie um Vieh feilschte der Jude um meine Freiheit, und erhandelte mich. Meine Waffen und Kleider packte er auf ein Kameel, gab mir einen Sklavenkittel, und so mußte ich ihm folgen.

Er vermied alle Städte, nur von fern sah ich Cairo mit seinen hundert Moscheen, und tief ins Land hinein zog er mit mir auf ein entferntes, einsam gelegenes Landhaus, wahrscheinlich, damit mich die Habgier der Sarazenen ihm nicht entreißen sollte. Zehntausend Livres verlangte er Lösegeld; ich versprach es ihm gern, so ungeheuer auch die Summe war. Nach einiger Zeit kaufte er einen Mann aus Languedoc los, unter der Bedingung, bei seiner Rückkehr ins Vaterland zu meinem Weibe zu gehen, und ihr das Schreiben zu bringen, damit sie die Summe zusammentreiben, und zu meiner Ranzion nach Alexandrien schicken könne. — Jahre vergingen, kein Geld, keine Nachricht kam, nie habe ich von dem Manne aus Languedoc wieder gehört. Der Jude, der mich bis dahin menschlich gehalten hatte, wurde härter, meine Kost geringer, ich mußte im Garten arbeiten wie die andern Sklaven, mein Loos verschlimmerte sich. Noch einmal schrieb ich an mein Weib, an meinen Freund, den Troubadour; ein jüdischer Handelsmann, mit dem der Israelit in Verbindung stand, und der oft nach Marseille reiste, versprach den Brief und das Geschäft zu besorgen. Nach einem Jahre traf die Nachricht ein, er sei auf seiner Reise gestorben, und ich erhielt von den Meinigen weder Geld, noch Kunde. Vier Jahre hatte ich nun schon in der schmählichen Gefangenschaft verlebt; mit jedem Jahre wurde mein Loos trauriger, denn mit der Dauer meiner Gefangenschaft stieg auch des Juden Härte; nur wenn er auf Reisen war, und das geschah, Gott sei Dank, oft, war das Schicksal seiner Sklaven erträglicher. Sein Weib, der Himmel möge sie lohnen, obgleich sie eine Ungläubige war, sein Weib war ein Engel an Milde, und Sanftmuth der schönste Zug ihres herrlichen Gemüths. Mir besonders war sie wohlgewogen, ich unterrichtete ihre zwölfjährige Tochter im Spiel der Laute, und meiner Mathilde gedenkend, mit der das Mädchen in gleichem Alter war, blieb mir das Kind ein wahrer Trost in meinen Leiden.

Sechs Jahre waren so vergangen. Des Kindes Neigung hatte selbst auf das Herz des alten Juden wohlthätig für mich gewirkt, und da ich fast mehr darüber jammerte, daß ich nichts von Weib und Kind und von dem Freunde vernahm, als über den Verlust der köstlichen Freiheit, so beschloß er endlich, einen seiner Diener nach Marseille zu schicken, um wegen des Lösegeldes zu unterhandeln, und mir Nachricht von den Meinen zu bringen. Welche heißen Segenswünsche folgten ihm, als er das Kameel bestieg; ach, hätte ich ahnen können, welche Kunde er mir bringen würde, nie hätte

ich ihn ziehen lassen. Nach einem Jahre kehrte er zurück. Jubelnd eilte ihm alles entgegen; Rebecca, die nun schon ihre Schönheit zu entfalten begann, sprang den mit Dattelbäumen bepflanzten Hügel hinauf — doch langsam kehrte sie zurück.

Seine traurige Kunde mögt Ihr Euch selbst sagen. Zermalmt stand ich da, ein Bettler an allen irdischen Freuden, ein Sklave in den Wüsten Egyptens; abgespannt an Geist und Körper, niedergebeugt durch diesen Schlag, blieb mir nichts als Verzweiflung. Sie zerrüttete meinen Körper, meinen Geist, — o! diese Erinnerung, die Erinnerung an jene Tage, Ritter, könnte das Hirn des alten Pilgers noch einmal zerrütten!

Als ich nach Jahren genas, die wilde Wuth in sanften Schmerz sich aufgelös't hatte, war alles um mich verändert, mein Herr war gestorben, Rebecca zur blühenden Jungfrau aufgewachsen, die Mutter krank und schwach. Mit jedem hellen, neuen Blick meines Geistes erwachte in dem Herzen die Sehnsucht nach der Heimath, nach dem Grabe meiner Lieben. Da versprach die würdige Frau mich heimziehen zu lassen; diese Nachricht stärkte Geist und Körper, und der Gedanke, edler Herr, die Hoffnung, zurückzukehren ins Vaterland; und wenn uns dort auch nichts begrüßt, als die Gräber unserer Lieben, ach, diese Hoffnung ist so erquickend. Die Freude, als man mir, zum Zeichen der Freiheit, mein Schwert wieder gab, als es meine Hand ergriff, ich es küßte, und jauchzend schwang, o diese Freude war unaussprechlich.

Als Kaufmann verkleidet sollte ich mit einer Karavane an den Nil gehen, von da zu Schiffe nach Alexandrien, und so der Heimath entgegen. Doch das Schicksal beschloß es anders.

Ein reicher Türke, Sohn eines benachbarten Emirs, der ungefähr drei Meilen von dem Landhause der Jüdin einen Sommeraufenthalt besaß, hörte von Rebecca's Schönheit. Er fand Gelegenheit, sie zu sehen, und als ich in einer Nacht von den Küsten der Provence träumte, und unter den Mandel- und Olivenbäumen der Heimath zu lustwandeln wähnte, hörte ich ein Angstgeschrei; schnell setzte ich meinen Helm auf, nahm Schwert und Schild, sprang aus meinem Kämmerchen, und fand den Türken von mehreren begleitet Rebecca im Arme, sie aus dem Hause schleppend. Ich drang auf die Räuber ein, mein Schwert bahnte sich den Weg bis zu ihm, ich haute ihn nieder, die Feigen flohen.

Aber mit dieser That war auch der Tod uns gewiß. Die Mutter, obgleich krank und schwach, verlor nicht Muth und Besinnung, ließ schnell Gold und Juwelen einpacken, und auf ein Kameel sich werfend zog sie mit den Ihrigen auf Schleifwegen dem Meere zu, ich, ihr Retter, mußte folgen.

Der Himmel begünstigte unsere Flucht. Ungehindert kamen wir nach Rosette; ein Boot brachte uns zu einem genuesischen Schiffe, das vor dem Hafen kreuzte. Auf Cypern setzte es uns ans Land. Hier war ich Zeuge,

wie jener Diener, der mir die Unglücksnachricht gebracht, Rebeccas Gatte wurde, hier drückte ich der braven Mutter die Augen zu; und bestieg dann ein Schiff, das mich nach Marseille bringen sollte. Rebecca und ihr Gatte begleiteten mich, und als die Anker gelichtet wurden, trennten wir uns mit tief empfundener Rührung. Sie drückte mir beim Abschiede ein Kästchen in die Hand. Nehmt dies, so sprach sie, zur Erinnerung an uns, zum Aufbau Euerer Burg, unser Dank folgt Euch bis zum Grabe! Sie bestiegen ein Boot, der Wind schwellte die Segel; ich kam glücklich im Hafen von Marseille an.

Die Burg will ich nicht aufbauen von den Schätzen, welche mir die Dankbarkeit geweiht. Ein frommes Haus will der Kinderlose stiften, und dort bis an sein nahes Ende für seine Sünden büßen. Nur einmal will ich das Schwert meiner Väter noch ziehen, und dann ruhe es für immer und folge mir ins Grab.

Auf Montcallier lebte indessen der Troubadour mit seiner Tochter ein einsames, gleichförmiges Leben. Schmerzvolle Rückerinnerungen waren die heimlichen Boten des Kummers, der Wächter mit seinem eintönigen: Ich soll Euch grüßen, Jungfrau! war der trübe Mahner des Schmerzes. Wenn die Riegel rasselten glaubte der Troubadour die Ketten zu hören, wenn er den alltäglichen Gruß vernahm, schien es ihm, als sende ihn der Hohn; so wie der Wächter Speis und Trank auf den Tisch setzte, war es ihm, als ob der Giftbecher ihm gereicht würde, denn was d'Esparron ihm auch bieten konnte, war ihm bitter.

Ganz anders war es in Klotildens Innern. Der Gruß war ihr ein Bote des Himmels, Theilnahme sah sie in dem ernsten Blicke des Wächters, in der mit jedem Tage bessern Bewirthung das versöhnte Herz, in dem Vicomte nur den Vater ihres Geliebten. Sie suchte jetzt den Troubadour zu trösten, die sonst seines Trostes so sehr bedurft hatte, in ihrer Brust war ein Vertrauen aufgegangen, das ihn gänzlich verlassen hatte, und der Strahl des Lichtes, der sich nur noch trübe in seinen erblindenden Augen brach, mochte auch wohl sein Inneres verdüstern. Wenn er es sich auch früher mit voller Ergebung oft möglich, selbst gewiß hatte denken können, daß er, wenn auch erblindet, dennoch mit zufriedenem Herzen am Gestade des Meeres sitzen könne, so fühlte er sich ja damals von diesem wilden Elemente umrauscht, vom Sturme umtost, und mit jedem Athemzuge erquickte den freien Mann die freie, balsamische Luft. Da, unter dem blauen Himmelszelte, umgeben von der großen Natur, konnte ihm das trübe Bild unmöglich so düster erscheinen, war er sich doch in seinem Innern eines reichen Quells bewußt, aus dem er schöpfen konnte, eine neue Welt vor das geschlossene Auge sich zu zaubern. Hier aber, wo in dem eintönigen Leben des einsamen Kerkers nichts die Seele erhob, und sein

Schmerz wie ein Vampyr Tropfen vor Tropfen den Lebensmuth ihm aussog, hier unterlag des Alten kräftiger Geist, und mit dem Augenlichte erlosch auch der Stern seiner Hoffnung.

Als heute der Wächter eintrat und seinen Gruß brachte, erwiderte ihm Klotilde von dem Anblicke des Vaters aufgeregt halb in Unmuth: Sagt dem, der Euch mich zu grüßen befahl, es wäre wohl an ihm, den Gruß nun selbst zu bringen. — Da entfuhr dem wortkargen Boten der unfreiwillige Ausruf: Ja, wäre er nur hier! — und versetzte die Jungfrau in eine noch traurigere Stimmung. — Der Nachmittag verging still und ohne Mittheilung. Der Abend fand beide noch schweigend am Tische sitzen, der unter der Oeffnung stand, die ihnen den einzigen frischen Luftzug brachte. Der Alte hatte sein sorgenschweres Haupt auf die Harfe gestützt, und preßte die Augen, die ihn heute so sehr schmerzten, auf die zitternde Hand, Klotilde sah mit besorglichem Blicke nach dem Vater, der heute besonders traurig und niedergeschlagen war. Da unterbrach endlich der Troubadour die Stille. Klotilde! bat er: nimm mir doch die Binde von den Augen, der Schmerz ist vorüber, und ich habe dort eine andere gar sonderbare Empfindung. Klotilde sprang auf, nahm das Tuch ab, und drückte, von Wehmuth ergriffen, sein Haupt an ihre Brust..

Und als der Alte es erhob, sah er starr um sich — eine ewige grausige Nacht hatte sich für ihn ausgebreitet. Ist die Lampe erloschen? fragte er: oder ist meiner Augen Licht dahin? Ich sehe nichts um mich, Nacht ist es, finstere Rabennacht.

Wie die junge Birke, vom Sturmwind gefaßt, gebrochen zur Erde sich beugt, so sank bei diesen Worten Klotilde zu den Füßen des Vaters, barg ihr Haupt in seinen Schooß und weinte bitterlich.

Weine nicht! tröstete sie der Alte: Beuge Dich unter den Willen des Herrn! und wisse — ein Auge ist mir geblieben, das Auge, das ich himmelwärts richten, womit ich dort das Heiligste schauen kann; indem sich mir die Erde verschloß, hat sich der Himmel mir geöffnet. Gelobt sei Gott! — Und er griff in die Saiten seiner Harfe, die zitternde Hand fand sie ohne das Auge, stimmte einen Gesang zum Lobe des Herrn an, und als er geendet hatte, sagte er feierlich: Er wird mich nicht verlassen, der mir den Glauben, das Vertrauen, so tief in die Brust legte. Darum weine nicht, Klotilde! Des Vaters milde Hand führt seine Kinder durch Dunkelheit zum Licht.

Aber das Mädchen beruhigte sich nicht. In grenzenlosen Schmerz aufgelöst blickte sie unverwandt in die seelenlosen stieren Augen, sonst der Spiegel des herrlichsten Gemüths, und hoffte mit jeder Minute, daß der Strahl des Lebens aus ihnen hervorbrechen sollte. Vergebens! Des Vaters freundlicher, sanfter Blick traf ihr kindliches Herz nicht mehr, seine Augen sollten nicht mehr nach oben schauen, wenn er begeistert in die Harfe griff, sollten nicht mehr die Boten innerer Gefühle sein bei Schmerz

und Lust, und es war ihr, als ob sie ihre Empfindungen zurückhalten müsse, als ob der Vater sie nicht mehr verstehen, sie nicht mehr theilen könne.

Als sie den Alten zu seinem Lager leitete, ihm den silbernen Becher mit dem Schlaftrunke reichte, befühlte ihn seine Hand genau. Ja! rief er freudig: sehe ich dich auch nicht, du edler Leu, so fühlt dich doch meine Hand. Er setzte den Becher an seine Lippen, und als er ihn geleert, drückte er ihn an sein Herz und gab ihn der Tochter. — Schlaf wohl, mein Kind! sagte er freundlich: Schließ auch Du Dein Auge, aber morgen laß die hellen Sterne wieder leuchten.

Klotilde blieb noch lange lauschend am Lager des Vaters sitzen, dann, als sie hörte, daß er sanft entschlummert war, setzte sie sich an den Tisch, stützte den Kopf auf den Arm und dachte an Robert. Da rauschte etwas neben ihr hernieder, sie schrak auf; es war ein Blättchen, das von oben durch die Oeffnung gefallen sein mußte, sie ergriff es. „Morgen Nacht siehst Du Deinen Robert", las sie, und zitternd vor Furcht drückte sie die geliebten Züge an ihre Lippen. Aber plötzlich ließ sie den freudig gehobenen Arm sinken. Nie hatte sie seine Schriftzüge gesehen, kam sie auch von Robert, diese tröstende Hoffnung, oder war es das Werk eines Hämischen? — Nein, nein! rief sie: es sind Züge von seiner Hand, das Gefühl, welches mich bei ihrem Anblicke durchschauerte, trügt mich nicht; sie kommen von ihm!

Schon war sie aufgesprungen, dem Vater die frohe Kunde mitzutheilen, schon stand sie an seinem Lager, als sie der traurige Gedanke zurückhielt: Er freut sich seiner Ankunft nicht, er sieht mich lieber in diesen einsamen Mauern, als in den Armen Robert d'Esparron, und, sagte sie düster vor sich hin, freute er sich auch mit mir, so schläft er ja so ruhig, sein Mund lächelt so sanft, ich könnte ihn doch nicht wecken. Vorsichtig schlich sie auch jetzt zu ihrem Lager, von dem heute Hoffnung, Freude und Sehnsucht lange den Schlaf fern hielten. Endlich nahte der Tröstende mit seinen lieblichen Träumen, sie entschlummerte sanft.

Nicht alle schliefen so ruhig, wie die Gefangenen. Kaum war d'Esparron um Mitternacht eingeschlummert, als ihn sein Diener wieder weckte. Ein Bote hielt vor der Burg, dem Vicomte ein Schreiben von Wichtigkeit einzuhändigen. Dieser, der unter keinen Umständen die nöthige Vorsicht vergaß, befahl, die Zugbrücke nicht nieder zu lassen, die Pforte nicht zu öffnen, bis er selbst alles genau untersucht habe. Er kleidete sich an und ging zu dem Thurmwart, den Boten selbst zu befragen.

Wer bist Du? rief er aus einem kleinen Fenster herab: und wer sendet Dich?

Ich bin ein Diener meines Herrn, erwiderte der Bote.

Und Dein Herr?

Euer Feind!

Bringst Du mir einen Absagebrief? rief er entrüstet.

Nein, Herr! rief jener: Ein Herold würde Euch den Absagebrief bringen, nicht ein schlichter Diener.

Und der Name Deines Herrn?

Werdet Ihr wahrscheinlich im Briefe finden. Doch, Herr, meine Zeit ist mir zugemessen, ich muß noch Holz zum morgenden Johannisfeuer aus dem Walde holen. Hier auf dem Steine liegt der Brief, und nun Gott befohlen. Er ging.

Der Vicomte, dem das Räthselhafte dieses sonderbaren Gesandten auffiel, ließ die Pforte nicht eher öffnen, bis er seine Reisigen versammelt, und alle Vorsichtsmaßregeln gegen einen Ueberfall getroffen hatte, dann schickte er einen Getreuen durchs Pförtchen, ließ es hinter ihm schließen, und erst dann die Zugbrücke fallen. Der Brief fand sich auf einem Steine, und ohne daß der Abgesandte irgend etwas Verdächtiges bemerkt hätte, kehrte er wieder zurück. Die Zugbrücke rasselte hinter ihm auf, die Pforte öffnete sich, der Vicomte empfing den Brief.

Neugierig, wer sein Feind sei und was er von ihm wolle, öffnete er das Schreiben und las:

„Morgen in der Johannisnacht wird Dein Sohn mit seinen Freunden, die er aufgeboten hat, vor Deine Burg rücken, sie zu überfallen. Nimm Deine Maßregeln gut, denn in der Burg selbst bist Du mit Verräthern umringt. Dich benachrichtigt hiervon Dein bitterster Feind."

Die Namensunterschrift fehlte; der Vicomte schüttelte bedenklich sein greises Haupt. Sollte jemand Scherz mit mir treiben? Wer sollte dies wagen? Sollte Robert wirklich feindlich gegen mich auftreten, die Leidenschaft ihn bis zu einem Gewaltstreiche führen? Aehnliche Gedanken kreuzten sich, und jetzt fiel ihm so manche Bewegung unter seinen Knechten auf. Die Jüngern, die immer mehr zu dem Sohne sich gehalten, waren in dieser Zeit oft zusammengetreten, und hatten, wenn er sie so traf, bestürzt geschienen. So manche Merkmale, daß die Warnung nicht ganz grundlos sei, glaubte er wohl gefunden zu haben, und von quälender Unruhe gefoltert, betrat er sein Gemach, und überlegte hier, was wohl zu thun sei.

Nach reiflichem Nachdenken beschloß er, sich niemandem anzuvertrauen, selbst dem Burgvoigt nicht, der ihm vierzig Jahre die Veste in Noth und Gefahr bewahrt, und ihm treu zur Seite gestanden hatte. Unter dem Vorwande, daß ein Freund ihn um Hülfe angesprochen habe, ließ er durch die ihm Vertrautesten von seinen Höfen alle waffenfähige Mannschaft in der Stille zur Burg beordern. Mit ihnen wollte er die Besatzung verstärken, während er alle diejenigen, auf welche er nicht ganz vertrauen zu können glaubte, am andern Abend nach einer entlegenen Burg zu einem seiner Freunde auszusenden gedachte, um sie so von Montcallier zu entfernen. Er selbst wollte indeß die Veste bewachen, und dies glaubte er mit einigen vierzig Reisigen bewerkstelligen zu können.

Am andern Morgen traf er seine Anstalten. Niemand durfte heute die Burg verlassen; die Lehnsleute von den Höfen, welche am Nachmittage eingezogen, wurden schnell mit Waffen versehen, wobei der Vicomte alle seine Reisigen versammelt hatte, um auf ihren Gesichtern zu lesen, wem diese neuen Gäste etwa nicht willkommen wären. Er glaubte sie ausgefunden zu haben, und ein alter Diener zog, ehe es noch zu dämmern begann, mit zehn Bewaffneten auf die Straße nach Lyon. Der Vicomte selbst nahm die Schlüssel der Burg zu sich, stellte alle Wachen aus, und hatte ein besonderes wachsames Auge auf die Gefangenen.

Während sich dies auf der Burg begab, hatte Robert mit Bastian schon am frühen Morgen die Fischerhütte verlassen, und sich in das einsame Thal bei der Walkmühle begeben, wo die Freunde einzutreffen versprochen hatten. Nur diejenigen blieben aus, denen die ganze Unternehmung, da sie gegen den eigenen Vater gerichtet war, ungerecht erschien, und ehe die Sonne gesunken, hatte Robert schon ein stattliches Häufchen beisammen. Auch Raoul le Noir war mit mehreren Reisigen aus der Dauphiné eingetroffen. Er hatte sie aus den dortigen Besitzungen seines Vaters gezogen, denn er fürchtete, diesen von dem Vorhaben zu unterrichten, und so unangenehm ihm auch das ganze Unternehmen war, so glaubte er doch das dem Robert d'Esparron gegebene Wort halten zu müssen.

Als die versammelten Ritter in der Mühle noch beim Becher saßen, Robert den Freunden für den Reiterdienst, den sie zu leisten in Begriff standen, dankte, sagte le Noir: Ritter d'Esparron, ich vermisse noch einen Verbündeten, der mir mit seinen Mannen zu kommen versprach. Es war ein Pilger, den ich in den Trümmern von Aigremont sitzend fand; er versicherte mir, Euch gesprochen zu haben, und bei dem Zuge nach Montcallier uns begleiten zu wollen.

Ein Pilger? fragte Robert staunend.

Eine lange Gestalt mit greisem Haupte, Ernst und Würde im Blicke, erwiderte le Noir.

Ich traf einen solchen in der Hütte des Troubadours, und könnte nicht sagen, daß sein Anblick einen erfreulichen Eindruck auf mich gemacht hätte, unterbrach ihn Robert. Es lag etwas Finsteres, Abschreckendes in dem Blicke dieses Mannes, so daß ich mich freue, ihn nicht Wort halten zu sehen. Zwanzig Lanzen und sechzig Knechte, die ich hier versammelt finde, sind hinreichend, unser Vorhaben auszuführen, wir bedürfen der Pilger aus Palästina nicht.

Nein, wahrlich nicht! riefen die vom Weine aufgeregten Ritter: und wenn er noch mit seinem Pilgergefolge kommen sollte, laßt uns ihm den

Weg weisen, und dem alten Graubart statt der Lanze den Pilgerstab geben!

Spottet nicht! sagte le Noir fast entrüstet: Es lag in des alten Mannes Gestalt, in seinem Blicke etwas Ehrfurchtgebietendes, so daß ich mich freuen würde, ihn in unserer Mitte zu sehen.

Meine Freunde! rief jetzt Robert, das Gespräch unterbrechend, stand auf und nahm den Becher zur Hand: Euch ist sattsam bekannt, weßhalb wir uns hier versammelt haben. Die Geliebte aus dem Kerker zu befreien, ist allein mein Zweck, die Person des Vaters, so wie die Burg der Ahnen mir heilig; deßhalb bitte ich Euch, mir zu schwören, nur zur Selbstvertheidigung das Schwert zu ziehen, die Burg zu schonen, und sie wieder zu verlassen, wenn ich es verlange.

Wir schwören! riefen alle.

Nun wohl, so laßt uns noch einen Becher auf die glückliche Fahrt leeren, und dann zu Rosse.

So geschah es, die Becher klirrten, laut war der Jubel. Heil seiner Geliebten, Sieg Robert d'Esparron! ertönte es im wilden Jubel, als die Thür sich öffnete, und ein ganz geharnischter Ritter mit geschlossenem Visir eintrat. Alle stutzten beim Anblicke dieser majestätischen Gestalt, der Jubel schwieg, aller Augen waren auf den Ritter gerichtet. Dieser, das Haupt nur wenig neigend, begrüßte die Gesellschaft und schritt auf Raoul le Noir zu, ihm sein schwarzes Schild mit einem aufrecht stehenden Löwen entgegenhaltend. Ritter le Noir, sagte er mit freundlicher Stimme: der Pilgersmann ist hier!

Unwillkürlich reichte ihm der Ritter die Hand. Indessen hatten die andern Muße gehabt, den fremden Gast zu betrachten. Seine Gestalt war von mehr als gewöhnlicher Länge, sein Schritt fest und majestätisch, die Rüstung mochte wohl von hell polirtem Stahl gewesen sein, jetzt war sie unscheinbar und verrostet, und schien ganz schwarz wie Feldbinde und Wehrgehänge, worin ein langes Schwert hing, dessen Griff schmucklos ein Kreuz bildete.

Robert, nicht gewohnt vor irgend einem lebendigen Wesen zu zittern, konnte sich doch nur mit Scheu dem Unbekannten nahen. Verzeiht mir! sagte er zu dem Geharnischten tretend, der im Kreise der jungen Ritter umherschaute: Verzeiht, wenn ich um Euren Namen frage, und um den Grund Eurer Gegenwart?

Meinen Namen Euch zu nennen, Ritter d'Esparron, erwiderte der Gewappnete, verbietet mir ein Gelübde; deßhalb erlaubt, daß ich ihn Euch verschweige. Meine Absicht ist, Euch mit meinen Mannen nach Montcallier zu begleiten.

Nun so seid mir willkommen, sagte Robert und reichte ihm die Hand. Der Ritter that, als bemerke er dies nicht, er blickte auf seines Schwertes Griff, und achtete des hierüber entstandenen Gemurmels nicht.

Ritter! rief Robert, dem diese Beleidigung nicht entgangen war, der jedoch seine Empfindlichkeit mäßigen zu müssen glaubte: Alle hier Versammelte haben mir geschworen, bei unserem Zuge nach Montcallier nur zur Selbstvertheidigung das Schwert zu ziehen, die Burg meiner Väter zu schonen, und sie wieder zu verlassen, wenn ich es verlange. Da Ihr uns begleiten wollt, so fordre ich auch von Euch diesen Schwur.

Ich schwöre nicht! erwiderte der Ritter ganz ruhig: Ich schwöre nicht und ziehe mit Euch nach Montcallier.

Erstaunt sahen sich die Ritter an. Sie wurden unruhig, Robert fürchtete Streit, und obgleich selbst über des schwarzen Ritters kecke Verweigerung entrüstet, hielt ihn doch eine innere Scheu vor dem Fremden ab, seinen Zorn losbrechen zu lassen. Er sagte mit aller Höflichkeit: So kann ich, werther Herr, Eure Begleitung nicht annehmen.

Wie es Euch beliebt, Robert d'Esparron! erwiderte der Unbekannte: Lebt wohl, auf Wiedersehen! Er neigte sich gegen die Versammlung so stolz als er bei seinem Eintritt es gethan, drückte le Noir die Hand, und verließ die versammelten Ritter.

Als er auf sein Streitroß gestiegen war, hielt er im Kreise der Reisigen, die den schwarz Geharnischten neugierig begafften; es schien, als ob er ihre Anzahl erforschen wolle, und winkte dann seinem Begleiter, welcher hierauf in das Hifthorn stieß.

Jetzt schmetterten unfern der Mühle Trompeten. Die Reisigen, von diesem Kriegsrufe aufgeschreckt, sprangen zu ihren Pferden, die Ritter stürzten aus der Mühle, bestiegen ihre Streitrosse und ordneten alles zum Kampfe.

Ruhig hielt der Schwarze in ihrer Mitte, und als von der Höhe herab ein Zug Reisige im Mondlichte sichtbar wurde, rief er: Gute Nacht Ritter d'Esparron, glückliches Unternehmen! und sprengte nach dem Zuge, der, sich um die Ritter nicht kümmernd, in schönster Ordnung der Mühle vorbeizog. Es mochten an dreißig Lanzen und zweihundert Reisige sein.

Als der Zug vorüber war, stürmten die Freunde auf le Noir ein, ihnen zu sagen, wer der Geheimnißvolle sei. Le Noir versicherte, ihn nicht zu kennen, und erzählte das Zusammentreffen auf Aigremont. Robert, der sich jener Unterhaltung in der Hütte noch wohl erinnerte, berichtete seinen Freunden, daß, wenn, wie er fast glauben müsse, beide Pilger eine Person seien, er ein Edler aus der Dauphiné, ein Verwandter Pierre Jacquelins wäre. Niemand konnte sich sein Erscheinen erklären, niemand, wie er in so kurzer Zeit einen so ansehnlichen Haufen habe werben können, und einigen schien ein Geheimniß dahinter verborgen, das auf ihr heutiges Unternehmen Bezug habe.

Möge es auch sein! rief Robert ungeduldig: Mich ruft die Geliebte, Euch bindet das Wort, deßhalb zu Pferde und muthig zur That!

Als sie aus der Thalschlucht zur Höhe zogen, konnten sie in der Ferne

den Haufen des schwarzen Ritters noch sehen. Er nahm nicht die Richtung nach Montcallier, und schien mehr östlich zu ziehen. Die jungen Ritter spotteten des zudringlichen Gastes, nur le Noir und Robert nahmen die Sache ernsthafter, ihnen schien die geharnischte Gestalt von schlimmer Vorbedeutung zu sein. Aber an Klotilden denkend war bald Pilgersmann und Ritter vergessen, die Sehnsucht trieb ihn rasch vorwärts.

Roberts Plan konnte beinahe nicht mißlingen. Während die Freunde hinter einem Felsen verborgen den günstigen Zeitpunkt abwarten sollten, wollte er nur von Bastian begleitet nach Montcallier reiten, sich dem Thurmwart zu erkennen geben und den Einlaß verlangen, der ihm nicht verweigert werden würde. Auf das Zeichen des Thurmwarts, das jemand Einlaß verlange, sollten seine Getreuen in der Burg sich einzeln auf dem äußersten Hofe einfinden, und sobald der Voigt die Zugbrücke herunter gelassen und die Pforte geöffnet habe, über ihn herfallen und das Thor öffnen; dann sollten seine Freunde, die sich indeß herangeschlichen, schnell vorrücken, in die Burg einziehen, und so die wenige Mannschaft, die allenfalls noch seinem Vater treu geblieben, in Zaum halten; er selbst mit den Seinen wollte indessen Klotilde und den Troubadour aus dem Gefängnisse befreien. — Daß bei diesem Plane an keinen Widerstand von Seiten des Vicomte zu denken sei, war zu vermuthen, auch die Vorkehrung getroffen, daß sein Gemach, sobald der Voigt die Pforte geöffnet, verriegelt, und hierdurch alles persönliche Zusammentreffen zwischen Vater und Sohn vermieden werden sollte. Im Besitze Klotildens wollte man die Burg wieder verlassen, Blut sollte nicht fließen.

Auf mondgerhellten Pfaden zogen die Ritter Montcallier zu; sie wollten vor Untergang des Mondes nicht vor der Veste eintreffen, damit die Dunkelheit ihr Unternehmen begünstige. Es mochte Mitternacht sein, als sie in dem Gehölze anlangten, welches gegen Norden auf einem Abhange der Burg gegenüber lag. Sie hatten sich zu sehr beeilt, denn noch schien der Mond, noch war das Thal, durch das sie ziehen mußten, erhellt; sie stiegen deßhalb von ihren Rossen und rasteten, bis die Nacht nur noch ihr Sternenlicht schimmern ließ, dann zogen sie weiter. Hinter einem Felsen, der sie jedem Auge verbarg, machten sie jetzt Halt, und nur Robert und Bastian ritten bis an die aufgezogene Brücke.

Auf ihren Ruf erschien der Thurmwart und fragte nach ihrem Begehr. Robert gab sich kund; der Thurmwart, hoch erfreuet den Sohn seines Herrn zu vernehmen, gab das Zeichen; sein Ruf fand jedoch schon alle wach, den Vicomte gewaffnet im inneren Hofe, die Besatzung bereit, ein jeder auf seinem angewiesenen Posten.

Der Vater wird dem Sohne selbst die Pforte öffnen; komm mit mir, Gregoire, und thue genau, was ich Dir befehle, sagte der Vicomte; öffnete die Pforte, lugte durch das Dunkel der Nacht spähend umher, ehe er die Zugbrücke niederzulassen befahl, und als Robert darüber geritten war,

rasselte sie wieder hinter ihm nieder. Der Vater trat zurück in den Hof. Verzeiht, Herr, sagte nun der Burgvoigt: daß ich nicht das Thor, nur die Pforte Euch öffnen kann, und deßhalb bitten muß abzusteigen und zu Fuß einzuziehen. Euer Vater hat des Thores Schlüssel verwahrt und mit auf sein Jagdhaus genommen, wohin er gestern Abend zog. Dem jungen Ritter war diese Nachricht willkommen, er stieg ab, und schritt mit freudigem Herzen durch die Pforte, Bastian folgte ihm mit den Pferden.

Wie betroffen war er jedoch, als er schon unter dem Thore den Hof mit Fackeln erleuchtet sah, noch mehr aber, als er in der Mitte der Reisigen seinen Vater erblickte, der mit Hohn ihm entgegen rief: Willkommen auf Montcallier, Robert d'Esparron! und so allein, wo sind denn Deine Begleiter, die mächtigen Ritter der Provence? Auch allein sei mir willkommen, mein würdiger Sohn, Dein Gemach ist schon bereitet! Führ' ihn hinab in den Kerker des westlichen Thurmes! rief er jetzt grimmig dem Burgvoigte zu. Jenen aber, auf Bastian zeigend, versorgt, wie er es verdient.

Robert hatte mit stolzem, festem Blick auf den Vater geschaut, während dieser die höhnenden Worte gesprochen; jetzt, als er schwieg, wendete er ihm, ohne ein Wort zu sagen den Rücken und folgte dem Voigt. Der Vicomte, von diesem Trotze noch mehr erbittert, rief den Knechten zu, ihn in Fesseln zu legen. Die Unverständigen, zu wenig mit den Verhältnissen bekannt, wollten des Herrn Befehl befolgen und Hand an ihn legen, — da flammte das Schwert in seiner Rechten, die Frechen sanken von ihm getroffen zu Boden, er schritt allein dem Kerker zu.

Noch von Zorn entbrannt, begab sich jetzt der Vicomte in den äußersten Thurm. Ihr Herren, die Ihr vielleicht zum erstenmale zu einem Strauße ausgezogen seid, rief er den Rittern zu, die vor der aufgezogenen Brücke immer noch in Erwartung hielten, Robert werde ihnen das Thor öffnen: kehrt nach Hause zurück, legt Euch zur Ruhe, und danket der Nacht, die mir Eure Schilde verbirgt, daß ich Euch nicht erkennen, und meine Rache Euch nicht verfolgen kann. Kehrt nach Hause zurück, sonst werden die Bolzen meiner Schützen Euch den Weg weisen!

Da trat ein Ritter vor; es war Raoul le Noir. Vicomte d'Esparron! rief er: ich und zwanzig Ritter, meine Freunde, stehen als Waffenbrüder Roberts d'Esparron zwar nur mit weniger Mannschaft hier vor Eurer Burg, doch verlangen wir, daß Ihr uns diesen frei gebt und seine Geliebte, wo nicht, so kündige ich Raoul le Noir, und diese meine Waffenbrüder Euch blutige Fehde an! Er nannte jetzt die Namen der Ritter.

Herr Raoul le Noir, erwiderte der Vicomte: Ihr nennt mir da Namen von ehrenwerthen Männern, die ich nicht zu dem teuflischen Unternehmen eines Sohnes gegen den Vater versammelt geglaubt hätte. Doch da ich sie einmal hier finde, so nehme ich die Fehde an, und lasse sie nach Würden begrüßen. Die Bolzen der Schützen sausten durch die Luft,

sie prallten hell klirrend von Schild und Harnisch der Ritter ab, die sich bei dieser feindlichen Begrüßung zurückzogen.

Da wir zu schwach sind, um gegen die wohlbemannte Beste etwas zu unternehmen, begann jetzt le Noir zu seinen Freunden: so ist mein Rath, heimzuziehen, dem Vicomte den Absagebrief zu schicken, in acht Tagen bei der Mühle mit all' unsrer Macht uns zu versammeln, und diese Schmach dann zu rächen! — So beschlossen auch die Uebrigen; den Freund bedauernd zogen sie, jedoch vereint, den Weg zurück.

Noch waren sie keine Stunde geritten, als sie durch das Dunkel der Nacht ganz in der Nähe einen Haufen Bewaffneter anrücken sahen, sie hielten an, le Noir sprengte vor. Ha willkommen, junger Herr! rief ihm Henriots wohlbekannte Stimme entgegen: Hat doch der alte Ritter wahr prophezeit, wir würden Euch von Eurem Zuge rückkehrend antreffen. Ihr findet in dem Haufen, der mir folgt, fast lauter Freunde und Vasallen, nur wenig Fremde; wollt Ihr Euch deßhalb uns anschließen, so erfüllt Ihr den Wunsch Eures Vaters.

Während der Alte noch sprach, näherte sich ihnen der schwarze Ritter und rief le Noir ein: Willkommen! entgegen. Ihr kehrt zurück, begann er: lüstet Euch und Euern Begleitern aber gar zu sehr auf Montcallier einzusprechen, so begleitet mich. Hundert wackre Fußknechte mit Sturmleitern begleiten mich, dreißig Lanzen mit ihren Reisigen folgen mir, alles Nöthige, die Thore zu sprengen, habe ich bei mir; wollt Ihr mich aber nicht begleiten, so ziehet mit Gott ruhig Eure Straße weiter.

Roberts Freunde hatten sich indessen um den schwarzen Ritter versammelt, der auch hier in der finstern Nacht sein Visir geschlossen hielt. Kaum hörten sie, daß sein Zug nach Montcallier gehe, als alle sich ihm anschlossen, und seine Sache wie die Ihrige zu führen versprachen.

Versprecht nicht zu viel! rief der Alte: Meine Fehde ist nicht der Zwist von Vater und Sohn, sie ist ernsterer Art; wollt Ihr aber mit mir ziehen, so fordre auch ich Euer ritterliches Wort, das Ihr schon Robert d'Esparron gabt. Nicht die Beste zu zerstören, und wenn ich es verlange, die Burg zu verlassen, schwört auch mir dies zu halten.

Die Ritter schwuren.

So laßt meine Fußknechte und Schützen an Euch vorbeiziehen, schließt Euch an sie an, — und nun Henriot den Weg nach Montcallier ohne Verweilen! Der Zug setzte sich in Bewegung; ein stattlicher Haufe, wohl werth, daß Rostan d'Ajout Graf von Sault, der edle Streiter, an seiner Spitze stand.

Die verschiedenen Bewegungen in der Burg am Abende dieses verhängnißvollen Tages waren dem Troubadour und Klotilden nicht unbemerkt geblieben. Die Jungfrau wußte nicht, solle sie deßhalb zagen, solle

sie sich darüber freuen; der Vater, dem sie von dem herabgefallenen Zettel nichts gesagt, schöpfte Hoffnung aus diesem Treiben, aus diesem Waffengeklirr, das durch die Stille der Nacht selbst bis zu ihnen drang. Seine Lage war ihm so drückend, daß jede Begebenheit, wenn sie nur eine Veränderung seines Schicksals bewirken konnte, ihm willkommen war. Er beruhigte Klotilde, aber ihn floh der Schlaf, und auch sie, die immer noch Roberts Worte vertrauend, bei dem leisesten Geräusch sein Kommen erwartete.

Als sie das Horn des Thurmwarts vernahm, pochte ihr Herz. Es war ihr, als ob dies Zeichen die Ankunft des Geliebten verkünden müsse, aber sie vernahm seine Tritte nicht. Bald war alles wieder still, und er immer noch nicht da. Sehnsuchtsvoll blickte sie nach der eisernen Thüre, die Stunde entschwand, ihn brachte sie nicht. Da nahten Tritte, die Riegel rasselten. Er kommt! rief sie aus, sank ihrem Vater freudeglühend um den Hals; die Thür öffnete sich, sie riß sich aus des Vaters Armen und stand vor dem Vicomte.

Mich habt Ihr wohl nicht erwartet, Jungfrau? sagte er finster: Also auch Ihr waret von dem Bubenstücke unterrichtet, auch Ihr, alter Graukopf, billigtet also, daß ein Sohn bei Nacht des Vaters Burg überfällt, ihn gefangen nehmen, einsperren, oder Gott weiß was noch für Greuliches thun will, um eine Dirne heimzuführen, und hierdurch seinen Stamm zu entehren.

Herr Vicomte! rief der Alte heftig und sprang auf: das lügt Ihr, Klotildens Hand entehrt keinen Fürsten! Des Vicomte höhnisches Gelächter brachte ihn jedoch schnell zur Besinnung. Ich bin aus edlem Geschlechte, fuhr er gelassener fort: ich sollte meinen, die Enkelin eines Troubadours von edlem Stamme sei doppelt geadelt, besonders in der Provence, wo die Harfe neben dem Schwerte geehrt wird. Was Ihr mir jedoch von Eurem Sohne sagt, ist für mich dunkel, sein Vorhaben mir unbekannt, und wißt, Vicomte, läget Ihr vor mir auf Euren Knieen, so würde doch nie mein Segen Euren Sohn zum Altare begleiten, nur mein Fluch. Seit jener Nacht auf Aigremont kann mir von Euch und Eurem Stamme nichts Segensreiches kommen!

Nun wohl, Alter! sagte der Vicomte nach einigem Sinnen: Ihr kommt meinen Wünschen entgegen. Wir beide wandern nach einem Ziele, helft es mir erreichen, und auch Ihr gelangt dahin. Zieht mit Eurer Tochter übers Meer; eine der Inseln des Archipels wird Euch willig aufnehmen; mein Geld soll Euren Seckel füllen. Wandert frei von hier, nur schwört mir nie zurückzukehren, nie meinem Sohne Euren Aufenthalt kund zu thun.

Aus meiner Heimath soll ich wandern; ein blinder Greis wandern mit meinem Kinde von ihrem Erbe? rief der Troubadour.

Nur so! rief der Vicomte ungeduldig: nur so könnt Ihr Euer Kind retten!

Ich verstehe Euch; unterbrach ihn der Alte mit Ruhe: spart Eure Worte. Wer die unbewachte Burg anzünden, das Blut so vieler Unschuldigen verspritzen konnte, dem ist das Leben einer Jungfrau ein geringes Opfer. Ich verstehe Euch, Vicomte, und will ziehen, dahin ziehen, wo kein Tiger die Krallen nach dem unschuldigen Kinde ausstreckt, das den blinden Sänger zu seinem Grabe leiten muß. Ich verstehe Euch und wandre!

So schwört mir, daß Ihr nie zurückkehren, nie meinem Sohne Euren Aufenthalt kund thun wollt!

Ich schwöre, nie von meiner Pilgerschaft zurückzukehren, nie Eurem Sohne kund zu thun, wo ich bin!

Und auch Ihr, Jungfrau! sagte der Vicomte mit erzwungener Freundlichkeit.

Herr! rief das Mädchen, und sah dem wilden Manne freundlich und doch fest in's Auge: Ich schwöre nicht! So lange ich lebe, wird es mich nach Robert ziehen. Meinem Vater die verlorene Ruhe wiederzugeben, hätte ich ihm entsagen können, das Leben mir zu erkaufen, entsage ich ihm nicht. Thut mit mir, was Ihr vor einem hohen Richter dereinst zu verantworten gedenkt, ich, ein schwaches Mädchen, kann es Euch nicht wehren, und bin auf das Schrecklichste gefaßt; aber entsagen kann ich ihm nicht. Irrte ich in Arabiens Steppen! rief sie voll Feuer: ich bät den Süd der Wüste, ihm zu künden, wo ich sei; klimmte ich auf den Höhen der Alpen, ich flehte die strahlende Sonne, ihn zu wecken, ihm zu zeigen, wo ich weilte; wär' ich auf tobendem Meere, ich schmeichelte den Wellen, daß sie nach Montcallier sich wälzten, ihm zu künden, wohin sie mich getragen; ruhte ich im Bette des Todes, mein Geist würde ihn umschweben, im Traume, im Wachen die Stätte ihm zeigen, wo ich ruhte, daß er an meinem Grabe noch die unaussprechliche Sehnsucht mir stillen könnte!

Rasende! rief der Vicomte.

Komm, meine Tochter! sprach der Vater, und breitete die Arme nach ihr: Komm an meine Brust, Du bist Deines Namens werth, laß uns sterben und heimgehen zu unsern Lieben!

Laß uns heimgehen, sagte das Mädchen, und schmiegte sich fest an den Troubadour. Der Vicomte verließ wüthend den Kerker.

Der schwarze Ritter war indessen mit seinem Heerhaufen auf der Straße nach Montcallier fortgezogen. Henriot, der die Vorhut führte, hatte einen der Burg ganz kundigen Mann bei sich, einen jener zehn Bewaffneten, die der Vicomte am Abend ausgesandt. Er hatte sich heimlich

davon geschlichen, Robert von dem zu benachrichtigen, was indessen auf der Burg vorgefallen war, und da er ihn in der Fischerhütte nicht gefunden, war er forschend in der Gegend umher geschwärmt; hier stieß er in der Nacht auf den bewaffneten Haufen Henriots, der ihn auskundschaftete, und bei sich behielt, um ihn zu seinem Zwecke zu gebrauchen.

Als sie jetzt kaum noch eine Viertelstunde von der Burg entfernt waren, bat der Reisige Henriot, hier einen Augenblick zu verweilen. Auf jener Höhe ist ein Kreuzweg, so sagte er: hat der Vicomte Posten ausgestellt, so stehen sie dort, denn alle Wege kreuzen sich auf diesem Punkte. Man sieht weit in der Ferne umher, und uns selbst könnte man vielleicht, sobald wir auf der Höhe sind, trotz der Dunkelheit der Nacht, von dort erblicken. Gebt mir einige Fußknechte, gute, sichere Armbrustschützen, dann schleiche ich mich auf einem mir wohlbekannten Fußpfade zwischen die Burg und den Kreuzweg, und es soll keinem gelingen, zur Burg zurückzukommen. Henriot befolgte diesen Rath.

Indessen hatte der Vicomte, von mancherlei Sorgen gequält, die sein Herz so nahe angingen, dennoch nichts unbeachtet gelassen, was ihm zur Sicherheit der Burg nöthig schien. Als ihm der Thurmwart meldete, die Gewaffneten hätten sich zurückgezogen, schickte er Fußknechte aus, welche die Gegend rings um die Burg auskundschaften mußten, und da diese zurückkehrten, und vom Feinde nichts gewahrt hatten, sandte er Reiter nach dem Kreuzwege, dort alles zu beobachten, und ihm schnell Nachricht zu geben, wenn Bewaffnete der Burg nahen sollten.

So gesichert, ließ er nur die nothwendigen Wachen auf den Thürmen und Mauern, befahl dem Burgvoigt, ein wachsames Auge zu haben, und ging in sein Gemach zurück, wo er den Schlaf umsonst suchte. Unruhig sprang er vom Lager auf und schritt im Zimmer auf und ab; mancherlei Gedanken durchkreuzten ihn. Bald wollte er hinunter in den Kerker seines Sohnes, bald schon heute mit Klotildens Leben ihm alle Hoffnung rauben, aber so oft auch dieser Gedanke in ihm erwachte, entstieg das Todtenbild Anna's d'Ajout mit ihm dem Grabe, und er bebte erschrocken zurück.

Unterdessen war Henriot nach einer kurzen Rast den Hügel hinauf gerückt, und überzeugte sich schon dort, daß der Reisige von Montcallier Recht gehabt. Er sah in der sternenhellen Nacht die Reiter zurücksprengen, aber die Armbrustschützen schossen zu gut, um ihren Mann zu fehlen, keiner kehrte zur Burg, die Nachricht zu bringen, und die Schützen kamen mit den erbeuteten Rossen dem Kastellan triumphirend entgegen.

Jetzt zog man in der bestimmten Ordnung vorwärts. Zuerst eine Abtheilung Reisiger zu Fuß, dann die Träger der langen Sturmleitern, die mit Aexten Bewaffneten, und die, so Balken trugen, um mit diesen zu den Ketten der Zugbrücke gelangen zu können; ihnen folgte ein Haufe zu Fuß, nur mit Pickelhaube, Schwert und Schild bewaffnet, dicht hinter

ihnen die Armbrustschützen, dann die Ritter, an ihrer Spitze Rostan d'Ajout; die Reisigen zu Roß beschlossen den Zug.

Leise nahten sie der Brücke, legten unbemerkt einige Balken darüber, einer stürzte jedoch krachend in den Graben, die Schildwache über dem Thore machte Lärm, das Horn des Thurmwarts rief zu den Waffen, und ehe noch die mit Aexten Bewaffneten zu den Ketten der Zugbrücke gelangt waren, erschienen schon die Reisigen d'Esparrons auf den Thürmen und Mauern. Aber die Leitern wurden auch jetzt schon in den Graben gelassen, an die Thürme und Mauern gesetzt, die leicht Bewaffneten stiegen hinauf, die Bolzen der Armbrustschützen flogen wie dichter Hagel nach den Mauern und Schießscharten, hell und laut dröhnte der Schlag der Aexte durch das Kampfgetöse; — jetzt erscholl ein dumpfer furchtbarer Schlag, die Zugbrücke fiel nieder, Schwerbewaffnete, Kriegswerkzeuge führend, rückten gegen das Thor.

Da stürzten Steine und Balken von oben herab auf die Stürmenden und verwundeten manchen, während alle Armbrüste, nach diesem Punkt gerichtet, bald die Mauer lichteten; dumpf tönte das Geschmetter der Balken, die gegen das eichene Thor getrieben wurden, krachend widerstand es der Gewalt, bis es endlich prasselnd niederstürzte. Jubelgeschrei erfüllte die Luft; die Reisigen drangen vor.

Jetzt begann ein mörderischer Kampf. Zu mir, Ihr Tapfern von Montcallier! so ertönte des Vicomte Stimme durch das Klirren der Schwerter, während Rostan d'Ajout bei diesem Rufe von seinem Streitrosse sprang. Zu Fuß, Mann gegen Mann! rief er, und drang durch die weichenden Schaaren der Seinigen, mehrere Ritter folgten dem Greise.

Hell war der Hof erleuchtet, Fackeln brannten und Pechtonnen flammten, flimmernd glänzten Schwert und Schild in diesem nächtlichen Feuer. Selbst das tiefe Thor war von der Flammengluth erleuchtet. Wo bist Du, d'Esparron? schrie der schwarze Ritter, alles mit seinem mächtigen Schwerte vor sich her jagend: Hervor, du Fackel von Aigremont, hervor! Immer weiter drang er vorwärts, das Thor war frei, doch konnten die Lanzen nicht einreiten, die Fußknechte versperrten den Weg.

Jetzt erblickte Graf Sault beim Scheine einer Fackel die hohe Gestalt seines Gegners; wie der königliche Adler in seinem Grimme auf den räuberischen Geier sich stürzt, so stürmte der Alte den Seinen voran. Steh! rief er: steh, d'Esparron! und indem er dies rief, stürzte das eiserne Fallgatter hinter ihm nieder.

Nur von wenigen der Seinen umgeben, stand Robert d'Ajout umringt von den Feinden. Höhnisch lachend rief ihm der Vicomte von fern entgegen: Hab ich Dich, Du von den Todten Erstandener, sei mir gegrüßt! Aber wie der gefangene Leu seinen Käfig zerbricht, und die gaffende Menge wie Spreu im Winde zerstreut, so warf sich der Greis auf die Reisigen, das Auge nach d'Esparron gerichtet, der ihn zu vermeiden schien. „Die

Knechte wichen, doch auch die Seinen sanken um und neben ihm, er selbst blutete aus mehreren Wunden. Nur ein Ritter hielt noch neben ihm Stand, es war Raoul le Noir. Nur immer drauf, mein edler Herr! rief er: die Unsern ersteigen die Mauern, die Hülfe ist nah! und als das Siegsgeschrei von Zinnen und Thürmen erschallte, da warf sich der Vicomte endlich verzweifelnd dem mächtigen Grafen von Sault entgegen, dem Raoul zu Hülfe sprang.

Zurück! donnerte dieser dem Jüngling zu: mir allein gehört der Augenblick! und hoch blitzte das alte Schwert, auf Helm und Schild fuhr es schmetternd herab, doch d'Esparron stand. Leben, Ehre und Freiheit galt es, mehr noch dem alten blutigen Haß, mit Jünglingskraft kämpften die Greise. — Der Vicomte sank.

Den Kampf zu beenden, ließ d'Ajout sein Horn erschallen, des Blutes war genug geflossen, nur der Stamm der Esparrons sollte untergehen. Sammle die Unsrigen! sagte er jetzt noch athemlos zu Henriot, der seine Kniee umfaßte: lade die Ritter, die mich mit Raoul le Noir hieher begleiteten, ein, sich um mich zu versammeln.

Das Gefecht hörte auf. Die Ritter mit ihren Knechten hatten sich auf dem Hofe versammelt, Raoul und seine Freunde bildeten nach kurzer Rast einen Kreis um d'Ajout, der beim Scheine der Fackeln wie eine Riesengestalt aus alter fabelhafter Zeit vor ihnen stand. Ihr Freunde! begann er: habt Dank für Euren Reiterdienst, und verzeiht, daß ich Euch schon jetzt bitte, die Burg mit den Euren zu verlassen. Mehrere murrten. — Ich habe Euer Wort! Mein Tagewerk ist noch nicht vollendet, und zu dem, was ich nun beginnen muß, nutzt Eure Gegenwart nicht. Heute, fuhr er fort, sich zu Raoul le Noir wendend: zog ich mein Schwert, um es für immer in der Scheide rosten zu lassen, ich bedarf seiner fortan nicht mehr, nur noch für einen Tag gehöre mir das Richteramt; geht die Sonne unter, so lege ich auch dieses nieder, und nie mehr schmücke mich Helm, Schild und Panzer. Er nahm sein Schwert aus dem Wehrgehenk. Dies ist mir ein theures Schwert, so sprach er: bei Jerusalem führte es mein Ahn, ich am Tage des letzten Kampfes. Keinem Sohne kann ich es hinterlassen, der hier Erschlagene zerschmetterte sein Hirn, und doch möchte ich es gern in edeln Händen wissen. Deßhalb nimm Du es, Raoul le Noir, Du Erbe meiner Besitzungen, führ' es mit tapfrer Faust, gleich meinem Ahn, und übergib es einem Sohne. — Lebt wohl, meine Freunde! In dem Kampfe, den ich noch zu kämpfen habe, kann nur Gott mir beistehen.

Die Ritter reichten ihm versöhnt die Hände, und zogen schweigend von dannen, nur Raoul blieb.

Und willst Du mich nicht verlassen? fragte der Alte bewegt.

Graf! sagte der kühne Jüngling: Ihr wollt die Burg anzünden, sie zerstören?

Wenn mein Richteramt beendet und kein lebendes Wesen mehr in ihren Mauern ist. — Ja!

Seid mild, Graf Sault! rief der Jüngling mit Feuer.

Was ich an den Pyramiden in Egypten schwur, will ich auf den Bergen der Heimath halten. Geh, Raoul, ich bitte Dich, fest wie dieser Felsen steht mein Vorsatz, Du änderst nichts.

Robert d'Esparron und seine Geliebte sind in diesen Mauern, unterbrach ihn le Noir.

Ich weiß es, sagte Graf Sault mit finsterm Blick. — Und als der Jüngling noch in bittender Stellung vor ihm stehen blieb, sagte er mit finsterm Ernst: Ritter, ich mahne Euch an Euer Wort.

So nehmt Euer Schwert zurück, Graf! rief Raoul erglüht: Ihr möchtet es hier noch zum Richteramte bedürfen; ich mag es nicht! Er wandte ihm stolz den Rücken und verließ die Burg.

Der Greis sah dem kühnen Jünglinge lange und sinnend nach, dann gab er Henriot das Schwert, und sagte dumpf vor sich hin: Noch einen Schritt, und dann ins Grab!

Die Knechte d'Esparrons waren schon mit den Weibern und Kindern ausgezogen, die Reisigen d'Ajouts hatten die Mauern und Thürme besetzt, seine Vasallen sich im Burghofe versammelt. Ein jeder ahnete das furchtbare Gericht, das der Greis halten würde. Jeder Versuch, ihn zur Milde zu bewegen, war, gleich le Noirs Versuch, kalt zurückgewiesen worden, und obgleich man auf des Grafen Antlitz den Kampf las, den er mit seinem Herzen zu streiten hatte, so blieb er dem Vorsatze treu, seinen Schwur zu erfüllen. Er hatte eine Stunde allein im Burggarten zugebracht, und als er in den Kreis der Seinen trat, sah man, daß der Gram und der Schmerz seine Begleiter in der Einsamkeit gewesen waren.

Er grüßte die Umstehenden freundlich, trat dann zu dem entseelten Körper Wilhelms d'Esparron, hob das schwarze Leichentuch empor, und sah starr auf den Todten, in dessen Zügen die Verzweiflung sich noch fest eingegraben hatte. Lange stand er, ihn betrachtend, dann rief er mit furchtbarer Stimme: Bringt das Banner d'Esparrons herbei! Aus dem Rüstsaale wurde dies ehrwürdige Zeichen gebracht; der Falke glänzte im blauen Felde auf der Fahne, die noch jetzt, als ginge es zur Schlacht, lustig im Winde rauschte. Er ließ sie zu des Vicomte Haupte pflanzen, Schwert, Schild und Harnisch zu seinen Füßen legen; den Leichnam bedeckte er selbst wieder mit dem Leichentuche.

Euch das Schicksal meines Hauses zu wiederholen, begann er nun zu den Umstehenden: hieße nur meinen Schmerz erneuen, Ihr kennt es, Ihr habt Aigremont brennen sehen, kanntet mein Weib, meine Kinder, und

theiltet meinen Schmerz. — Als die Schreckensnachricht mir wurde, da schwur ich, nur im Blute der Esparrons meine Rache zu kühlen, keinen des Stammes zu schonen, nicht des Säuglings in der Wiege, Montcallier zu zertrümmern, wie Aigremont zertrümmert lag. Ich bin hier, meinen Schwur zu lösen.

Das Haupt fiel im ehrlichen Zweikampfe, den Sohn glaubte ich mit dem Schwerte in der Hand hier zu finden, darum verrieth ich dem Vater sein Unternehmen, damit beide Ein Schlag treffe; ich hoffte, auch er sollte einen ritterlichen Tod im Gefechte sterben, und mein Richteramt wäre dann beendet gewesen; das Rachschwert der Hand entwunden, und nur noch der Fackel hätte es bedurft, um mir zum Grabe zu leuchten. Das Schicksal hat es anders bestimmt. Robert d'Esparron muß durch die Hand des Nachrichters sterben, nicht, wie ich es gewünscht, gehofft habe. Doch er muß! — der Himmel hat meinen Schwur vernommen. Führt ihn aus seinem Kerker hierher! Keine Bitte. Mit blutendem Herzen bringe ich den Meinen dies Opfer — ich muß!

Dumpfe Stille herrschte in der Versammlung, jedem war die Brust bewegt, jeder sah mit angstvollem Herzen auf den kommenden Augenblick.

Der Jüngling nahte. Würdevoll trat er seinem Ankläger und Richter entgegen, schaute zürnend dem Greise in das unstete Auge und schwieg. Auch Rostan d'Ajout fand nicht die Worte; des Jünglings herrliche Gestalt jammerte ihn. So schlank, dachte er in diesem Augenblicke, so kräftig müsse auch sein Claude sein, hätte er nicht die Stirn am Felsen zerschellt. Aber dies Bild vom Mitleid vor seine Seele gestellt, entflammte seinen Zorn; des Sohnes zerschmetterten Körper sah er am Felsen, die Tochter in den Flammen, die Gattin in des Fremdes Armen, bleich und entseelt.

Bereitet Euch zum Tode, d'Esparron! rief er: Nur noch wenige Augenblicke, und das Schwert trennt Euch vom Leben. Habt Ihr aber noch etwas mir zu sagen, habt Ihr einen Wunsch, so thut ihn mir kund.

Verrichte Dein Amt, Henker! erwiderte der Jüngling kalt, die Rechte nach d'Ajout ausstreckend: Von Dir verlange ich nichts, selbst das Leben wäre mir Tod aus Deiner Hand. Ich verachte Dich!

Der Greis bebte vor Zorn. Erschüttert hatten ihn diese Worte, aber auch die Flamme der Wuth in ihm angefacht. Knabe! rief er: Du sollst Dich vor mir beugen, oder bei Gott! ich häufe meiner Sünden Schuld, und gebe Dir eine Begleiterin zum Tode, bei deren Anblicke Du Dich krümmen sollst gleich einem Wurm.

Der Jüngling sah verächtlich auf den Wüthenden.

Führt die Dirne herbei! rief Rostan wild.

Einen Augenblick stutzte Robert, dann sagte er mit Ergebung: Auch sie weiß zu sterben! — Er nahte sich jetzt der Bahre, auf welcher sein Vater lag, sank auf die Kniee neben ihm nieder; aber des Todten Antlitz enthüllte er nicht.

Als er noch, das Haupt auf die Bahre gesenkt, andachtsvoll kniete, führte man Klotilde herbei. Sie nahte zitternd. — D'Ajout stutzte bei ihrem Anblicke, seine Hand fuhr rasch über die starren Augen, als wolle er das Bild von sich treiben, das mit ihr vor ihn trat. Da erblickte sie den Geliebten an des Vaters Bahre knieend. Robert, schrie sie auf: mein Robert! und sank in seine Arme.

Wir müssen sterben! sagte der Jüngling.

Sterben! wiederholte die Jungfrau.

Ja, sterben, doch vereint! rief er, sie fest an sich schließend. Da wollte sie sich plötzlich aus seinen Armen reißen, doch er hielt sie zurück. Klotilde! rief er ernst: entweihe diesen Augenblick durch keine Klage, keine Bitte. Ein Tiger steht vor Dir, er kennt kein Erbarmen, er hört Dich nicht. Sei meiner werth! Bei diesen Worten eilte er mit ihr in den Kreis, wo der Nachrichter mit dem gezückten Schwerte ihrer wartete, sein Amt zu verrichten, warf sich auf die Kniee, und bot dem Henker seinen Nacken dar. Klotilde sank neben ihn, und faltete die Hände. Der Nachrichter blickte forschend nach dem Grafen, dessen Auge jedoch starr auf die Betende sah. Vater! rief sie jetzt: vergib, daß Dein Kind ohne Lebewohl von Dir scheidet, Vater, vergib Deiner Klotilde!

Hat die Dirne einen Vater hier? fragte der Graf, und seine Gedanken schienen abwesend.

Er wartet meiner im Kerker! rief das Mädchen: o gönnt mir, ihm Lebewohl zu sagen, Herr!

Robert erhob sich bei diesen Worten, und riß die Bebende auf. Knie nicht vor diesem Manne! rief er zornig: Vor dem Henker nur laß uns knieen, den Todesstreich zu empfangen, nicht vor ihm! Noch einmal komm an mein Herz, Du im Tode die Meine! Sie sank an seine Brust. Da öffnete sich der Kreis und machte einem herbeigeführten blinden Greise Platz.

Wo ist mein Kind? rief er: wo bist Du, Klotilde, was sollst Du hier?

Sterben! sagte das Mädchen, und sank zu seinen Füßen.

Wer bist Du, alter Mann? rief plötzlich Graf Sault: Deine Stimme — Deine Züge — Pierre Jacquelin, bist Du es, mein Troubadour?

Wer ruft mich? fragte der Alte.

Mein Mörder! schrie das Mädchen.

Dann ist es meines Freundes Stimme nicht, die ich vernahm. Dann Fluch —!

Halt ein! rief der Graf: Halt ein, Pierre, fluche mir nicht. Sie lebe!

Bist Du es, Rostan? rief der Greis, und streckte die Hand nach dem Freunde: Bist Du es wirklich?

Ich bin es, ich bin's!

Und wolltest diesen Engel morden? D'Ajout schwieg.

Da suchte der Troubadour das Haupt der Jungfrau, und als seine zitternde Hand es gefunden hatte, legte er sie segnend auf ihre Stirn. Ein Engel hat Dich beschirmt, Graf Sault. Du hättest — Dein Kind gemordet.

Starr, wie ein Todtenbild, den Blick auf die Jungfrau geheftet, stand d'Ajout vor dem zürnenden Freunde. Mathilde! rief er: Du, meine Mathilde?

Sie ist's! sagte der Troubadour: Drücke Dein Kind an die Vaterbrust. Und als sie an seiner Brust ruhte, den sanften Blick nach ihm gehoben, da rief der Greis, und schloß die Jungfrau mit zitternden Armen an sein Herz: So bin ich nicht kinderlos. Eins ist mir geblieben; ich bin ein reicher, ein überglücklicher Mann! ein Kind ist mir geblieben, und meine Hand rein vom Blute, mein Gewissen rein von Schuld! — Robert d'Esparron! Ein Kind ist dem Stamme d'Ajout geblieben, eins bleibe dem Stamme d'Esparron. Der Tod sollte Euch einen, so vereinige Euch das Leben!

Ein leiser Wind schwellte die Segel, das Schiff schaukelte sanft über das ruhige Meer, nur leise brachen sich die Wellen an dem hohen Bord, und lustig flatterten die bunten Wimpel in der Luft. Die Sonne, ihre Strahlen wie eine Glorie über die Wogen breitend, tauchte so eben in den Golf von Languedoc.

Kinder! sagte Pierre Jacquelin, der zwischen seinem Freunde und Klotilden saß: jetzt, wenn ich nicht irre, und mein Ohr mich nicht täuscht, schiffen wir an Marseille vorüber, denn ich höre das Lärmen im Hafen, und wenn der Wind nur etwas heftiger bläst, so sind wir in wenigen Minuten um die Landspitze, dann steht unsre Hütte vor uns — und ich kann sie nicht sehen! setzte er traurig hinzu.

Vater, bat Mathilde d'Ajout den Troubadour: denkt nicht an das, was Euch der Himmel entzieht, denkt nur an die Freuden, die er Euch gab. Zwischen Eurem Freunde und Eurer Klotilde sitzt Ihr, diese neben ihrem Geliebten, und so führt uns das Schiffchen der Hütte zu.

Ja, Kind! rief Pierre Jacquelin, und sein geschlossenes Auge wollte gen Himmel blicken: Du hast Recht, ich bin ein Ungenügsamer, sollte ich nicht, statt zu klagen, laut aufjauchzen vor Freude, denn: Sein Schifflein ist wiedergekehret, und hat mir ihn wiedergebracht! — Er drückte d'Ajouts Hand, lehnte sein Haupt sanft an dessen Brust, und sang leise vor sich hin:

Die Maid ist aus Flammen erstanden,
Dein Aug' hat sie wieder geschaut;
Der Becher und sie ist geblieben
Von dem, was der Freund mir vertraut!

Lieber Gott! sagte er, die Hände faltend, mit Inbrunst: Herrlich und schön war der Morgen meines Lebens, da nahte der Mittag, und mit ihm ein Gewitter, fürchterlich und schreckbar, nun ist es vorüber, und der Abend so heiter, und die Nacht nicht mehr fern Was habe ich denn noch zu wünschen? — Wenn ich hinüber geschlummert bin, so legt mich in mein Felsengrab; es ist mir, wenn die Ruder schlagen und die Wellen rauschen, als vernähm' ich einen Gruß von daher! — Mathilde küßte seine Hand und drückte sie an ihr Herz. Du sanfter Engel, sprach er: willst immer mit Deinen Flügeln den Schmerz mir kühlen, und die trüben Gedanken verscheuchen, ich danke Dir! Doch sage mir, siehst Du die Hütte noch nicht?

Im Abendroth erglänzt sie schön, mein Vater!

Und steht der Ulmbaum noch, und weht die Abendluft durch seine Zweige?

Er glüht feurig, wie an jenem Abende, wo das Schiff uns nach Montcallier trug.

Ach, leer wird die Hütte sein, und alles zerstört!

Mein Robert hat sie beschützt.

Das lohne Dir Gott, Junge! rief der Troubadour, die Hand nach dem Jünglinge ausstreckend: Darum hat auch der Himmel Dein Schicksal so glücklich gestaltet. Aber, Freund, wendete er sich zu dem Grafen: Du sagst kein Wort, hast die Tochter, den Freund, die Heimath wieder gefunden, und Deine Freude ist stumm!

Dort glänzen die Trümmer im Abendrothe, Pierre, dort ruht Weib und Kind! erwiderte d'Ajout. Mathilde sank an seine Brust.

Hadre nicht mit dem Geschicke! zürnte Pierre Jacquelin: Nur kurz ist noch unsre Pilgerfahrt, und dann stehen wir wieder vereint im Kreise unsrer Lieben. Hadre nicht, und hebe Dein Auge mit Ergebung zu den Sternen.

Das Schiff landete jetzt, sie stiegen an dem Giesbache aus, Robert und Mathilde leiteten den Blinden; Bastian, der schon früher alles geordnet hatte, erwartete sie dort. Als Pierre Jacquelin in die Hütte trat, faltete er die Hände zum stillen Gebet, dann tappte er, als er dem Höchsten seinen Dank gezollt, überall umher, lächelte zufrieden, sobald seine Hand einen alten Bekannten berührte, und als er an seinen Sessel kam, fühlte er nach der Harfe, die in die Lehne geschnitzt war, und da er sie gefunden hatte, setzte er sich mit fröhlich heiterm Antlitz auf sein gewohntes Plätzchen.

Wie oft hab' ich hier gesessen, und Deiner gedacht, mein Rostan! rief er bewegt: wie oft da draußen unter dem Ulmbaume den Blick nach Egypten gewendet, und Deiner geharrt, und endlich bist Du doch gekommen! — Fülle mir den Becher, Bastian! — Er nahm ihn, und als ob er ihn beschauen könne, sah sein geschlossenes Auge starr auf das theure Vermächtniß. D'Ajout! rief er, nachdem er ihn geleert: so wie ich mich nicht von

ihm getrennt habe, trenne Dich auch nicht von mir! Baue ein heiliges Haus, erfülle Dein Gelübde, doch bleibe bei Deinem Freunde, er könnte Dir nicht in die heiligen Mauern folgen. Gottes freie Natur muß ihn umgeben, die reine balsamische Luft ihn umwehen, und wenn sein Herz von Freude überströmt, muß die Harfe sein Lied begleiten. Darum bleibe bei mir; die Erinnerung vergangener Tage soll uns verjüngen, mein Lied Dich erheitern. Bleibe bei mir!

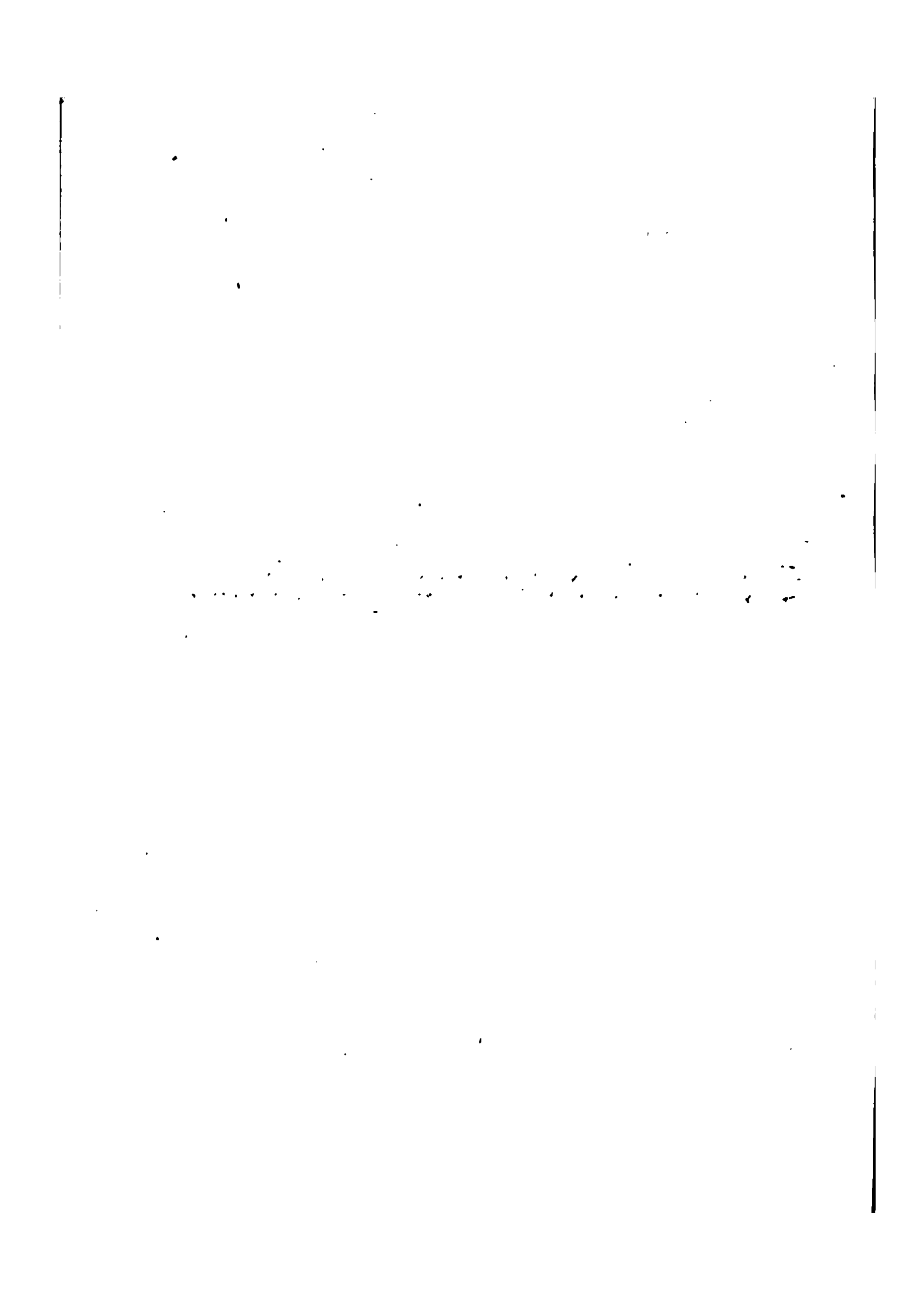
Rostan drückte ihm die Hand, Pierre verstand den Druck.

Die Freunde trennten sich nicht mehr, die Hütte hatte Platz für beide, und für Bastian, den treuen Diener. Von Montcallier zog Robert und sein geliebtes Weib noch oft herüber zu ihren Vätern; von Barbantane kam oft Raoul le Noir mit Henriot, die Alten zu begrüßen. Versöhnt hatte d'Ajout dem Jünglinge die Hand gereicht, seine Lehen, sein Schwert ihm überlassen, die Juwelen Rebeccens waren ja eine glänzende Aussteuer für die Tochter, sie bedurfte der Herrschaft an der Dürance nicht.

Das Gotteshaus stieg prachtvoll empor, doch ehe es beendet war, fand d'Ajout eines Abends seinen Freund, die Harfe im Arm, unter dem Ulmbaume entschlummert. Er war vorangegangen, des Freundes Ankunft an Anna zu verkünden; auch Rostan folgte ihm bald. — Das Grab am Felshange nahm beide in seinen kühlen Schoos. Noch sieht man den Stein, der die irdische Hülle der Freunde deckt. — —

Wenn es draußen stürmt, und der Süd über die Wogen braust, dann treibt er sie den Felsen hinauf, und ihre schäumenden Wasser bespritzen die Gräber der Freunde. Schweigt der Sturm, so murmeln die Wellen leis' und eintönig unter ihrer Schlummerstätte, daß ihr Schlaf sanft sei bis zum Morgenrothe.

Die Vierhundert von Pforzheim.



An einem schönen heitern Septemberabend zogen zwei Wanderer auf der Straße von Zürich nach Brugg. Der Eine, ein Baret mit weißen Federn auf seinem Haupte, eine Laute über seinem grünen Wamms, saß auf einem stattlichen falben Rosse, ein breites Schwert an seiner Seite, und ein paar mit Silber ausgelegte Pistolen an seinem Sattelknopfe. Sein Auge sah gleichgiltig umher. Der Andere, ein kräftiger Bursche, dem das braune Haar um Schulter und Nacken lockig herabrollte, schritt in der einfachen Kleidung eines Handwerksmannes, seine ganze Habe in einem Bündel auf dem Rücken tragend, neben ihm her. So zierlich der Reiter gebaut war, so stark und kräftig war der Wanderer zu Fuß, der, sich an der Gegend ergötzend, mit seinen dunkelblauen Augen umher schaute.

Laßt uns hier einen Augenblick verweilen! sagte er zu dem Reiter: Hier ist es gar zu schön. Seht nur das herrliche Thal, wo die brausende Aar sich die Bahn gebrochen hat, seht dort das ferne Gebirge, hier unten die stille Abtei, und die alte mächtige Römerstadt, jetzt nur noch ein ärmliches Dorf.

Hab ich Euch mein Roß nicht schon oft angeboten? erwiderte der Andere absteigend: Aber seit wir aus Mailand gezogen sind, habt Ihr es noch nicht ein einziges Mal bestiegen.

Lieber Herr, erwiderte der Fußgänger: Ihr seid so freundlich gegen mich! Nicht die Müdigkeit läßt mich hier verweilen, die Nähe so manches berühmten Ortes, die schöne Aussicht hält mich hier fest. Seht nur, wie schön! Solch ein Anblick erhebt das Herz, und verständ' ich die Laute zu schlagen, wie Ihr, und so viele schöne Liedlein zu singen, wahrhaftig, hier griff ich in die Saiten, und ein Lied, dem eigenen Gefühl entsprungen, strömte unwillkürlich aus mir hervor.

Freund Waffenschmidt, entgegnete der Andere: wo ich nicht ein holdes Frauengesicht in der Nähe weiß, da fehlt mir die Lust zu Sing und Sang. Aber wenn mich zwei schöne Augen locken, ein küßlicher Mund mir winkt, ja, dann zuckt es mir in allen Fingerspitzen, und die schmelzenden Lieder fließen dahin, wie ein murmelnder Wiesenbach. Sollte mich die Sonne mit ihren Strahlen und die Berge mit ihren Eiskronen so entzücken, wie Euch, mein werther Reisegesell, dann müßte ich ja durch die

ganze liebe Schweiz nichts thun, als singen und spielen. Ich nehme meine Feldflasche zur Hand und überlasse Euch gern die ganze Gegend zum Eigenthum.

Nun dann, sagte der Fußgänger, als sie die Trümmer der alten Habsburg über sich sahen: reitet nur in Gottes Namen weiter nach Brugg, es sind immer noch einige Stunden, bis es Nacht wird und dann bin ich wieder bei Euch. Ich muß die Ueberreste des alten Stammsitzes unsers Kaiserhauses betreten, und könnte wahrlich nicht so vorüber gehn.

Wenn Ihr das Klettern nicht lassen könnt, so steigt hinauf in das alte Eulennest; entgegnete der Kaufherr: was kümmr' ich mich um Habsburg und die Vorfahren unsrer Kaiser.

Ei ei, junger Herr, sagte der Waffenschmidt: als ein Deutscher solltet Ihr doch mit mehr Achtung von dem Stammhause und dem Geschlechte der Habsburger sprechen, das dem Vaterlande so manchen wackern Kaiser gegeben hat. Ich bin ein Anhänger Luthers und wir sind jetzt in hartem Streit mit dem Kaiser und den Spaniern, aber dennoch schlägt mein deutsches Herz freudig, denk' ich mir, daß einst dort oben die ehrwürdigen Ritter einzogen, deren Nachkommen noch jetzt so ehrenvoll die Kaiserkrone tragen.

Wohl bekomme Euch der Spaziergang! entgegnete der Andere: und grüßt mir die alten Mauern! Er gab seinem Rosse die Sporen und sprengte davon.

Albrecht Roser, fast verächtlich seinem Reisegefährten nachblickend, klimmte nun rüstig einen Fußpfad über den Wülpelsberg nach der Habsburg hinauf und stand bald vor den Trümmern der alten ehrwürdigen Veste. Die Zeit hatte arg hier gewüstet und nur wenig aus der Vergangenheit übrig gelassen. Auf der einen Seite stand noch ein Theil des alten Gebäudes, von einem dürftigen Landmanne bewohnt, die andern Seiten waren ganz verfallen und zeigten nur noch Ueberreste von Mauern und Thürmen, die sie einst beschützten, und diese Burg, die Wiege des großen Fürstengeschlechtes, das in damaligen Zeiten über drei Welttheile seine Arme breitete, konnte nur klein und unbedeutend gewesen sein. Albrecht durchwanderte, nur an die Vergangenheit denkend, ihre Trümmer. Der Zeit trotzt doch nichts! rief er aus, als er auf den Ueberresten eines der verfallenen Thürme stand: Kein Denkmal von Menschenhänden geschaffen, und wär' es noch so kühn und herrlich, vermag ihr zu widerstehen. Nur über die große That schwingt sie vergebens ihre Sense. Ueberall sehe ich im Schweizerland zertrümmerte Burgen, die blühenden Städte können vergehen, selbst die Berge eher versinken, als das Gedächtniß an die Tage von Morgarten und Sempach — das bleibt in dem Munde der Nachwelt, so lange das Herz für das Edle erglüht, die Welt unzertrümmert besteht.

Nun warf er den Blick über die herrliche Gegend, welche in herbstlicher Pracht vor ihm lag. — Wo die Morgensonne hinter den in weiter

Ferne hervorragenden Eisbergen von Uri und Glarus hervor tritt, hatte jetzt die Abendsonne ihren goldenen Mantel gebreitet; unter ihnen wölbten sich die waldumkränzten Berge mit ihren vergoldeten Spitzen, und zu ihren Füßen grünten die lieblichen Hügel, welche das Birrfeld umgeben. Auf der andern Seite sah er die Aar durch das schöne Thal von Städten und Schlössern, Dörfern und Wiesen bekränzt, die freundliche Landschaft mit manchem Reiz beleben, und da, wo die Fluthen der Reus und der Limmat sich mit der Aar verbinden, erblickte er die alte Abtei Königsfelden, dies düstre Denkmal eines Kaisermordes. Hoch schlug ihm das Herz, feurig blickte sein Auge umher, seine ganze Seele schwelgte in Genuß.

Die heimziehenden Vögel, das ferne Geläute der Heerden mahnte ihn zum Aufbruch. Das Herz von edeln Gefühlen gehoben, verließ er die Burg und wanderte wieder ins Thal hinab. Die Abendsonne senkte sich schon tief hinter die Berge, schon begann es zu dämmern, als er eine reizende Thalschlucht gewahrte, welche die Höhe wieder hinauf führte. Das leise Plätschern eines Quells zog ihn an. Soll ich denn schon nach der engen Herberge wandern, sprach er für sich: und nicht hier bei dem Flüstern des Abendwindes, bei dem melodischen Geläute der heimziehenden Heerden verweilen, und dem Gefühle nachhängen, das mir oft in der freien Natur so sonderbar die Brust beengt? Ach, könnt' ich nur die Laute spielen und all' die Lieder singen, welche oft bei dem eintönigen Schlage meines Hammers, ich weiß nicht recht ob aus meinem Kopfe oder aus dem Herzen hervor, aber nie auf meine Lippen treten; ich wollte dem Adler entgegen singen, der dort oben mit seinen Flügeln über mir rauscht, und zu dem Plätschern der Quelle, die ich hier seitwärts vernehme, die zärtlichsten Töne aus meinen Saiten locken; aber meine Stimme ist rauh, wie meine Hand, und was mir oft die Brust zersprengen möchte, kann ich in Liedern nicht aussprechen. Nun, alle Welt kann nicht Minnesänger sein, und so lange es Krieg gibt, bedarf man auch eines tüchtigen Waffenschmidts. Dies sagend, folgte er dem Rauschen des Wassers, bog um ein Felsstück und sah —

Neben dem klarsten Wasserstrome, welcher, durch eine Röhre von dem Felsen herabgeleitet, in ein natürliches Becken fiel, saß auf einem Steinblocke ein Mädchen, dessen Tracht nicht ganz der Kleidung der Jungfrauen aus dem Aargau gleichend, auf fremden Ursprung hinzudeuten schien. Die vollen Flechten hingen nicht, wie hier zu Lande, üppig herab, sie waren, wie es in seinem lieben Vaterlande Schwaben gebräuchlich, zum Kranze zusammen geflochten und mit Astern umschlungen. Das Mädchen lehnte ihren rechten Arm auf einen gefüllten Wasserkrug, die linke Hand hielt eine Spätrose, und ihr großes dunkles Auge blickte schwermüthig vor sich hin. Lange schon hatte Albrecht sie betrachtet; es war ihm, als ob er dieses schwermüthige Gesicht in früherer Zeit schon irgendwo gesehen, als

ob dieser liebliche Mund ihn schon angesprochen haben müsse, und doch konnte er sich nicht erinnern, wo? Da mochte wahrscheinlich ein Geräusch die Jungfrau aus ihrem Sinnen geweckt haben, sie sah sich um, erblickte ihn, und sprang erröthend auf.

Ihr habt Euch wohl verirrt, lieber Herr, sagte sie freundlich zu dem Schweigenden, der die holde schlanke Gestalt bewundernd anstaunte: denn hierüber führt kein Pfad. Kommt mit mir nach der Wohnung meines Oheims, die ganz nahe hier am Abhange des Berges liegt. Von dort könnt Ihr den Weg nicht verfehlen.

Ich danke Euch! erwiderte Albrecht: Erlaubt, daß ich die Kanne tragen und Euch folgen darf. Eure Rede ist mir zu angenehm, sie führt mir die Töne der Heimath zurück, und Ihr glaubt nicht, wie lieblich uns die im fremden Lande klingen.

Weß Landes seid Ihr? fragte das Mädchen: Ich sollte fast meinen, es errathen zu haben.

Ich bin aus Schwaben, erwiderte der Waffenschmidt.

Dacht' ich's doch! sagte sie, und ihr ernstes Gesicht erheiterte sich: Kommt nur, kommt! Ihr werdet in meines Oheims Hause eine freundliche Aufnahme finden. Dies sagend, schritt sie voran und Albrecht säumte nicht, ihr zu folgen.

Als sie an ihrer Wohnung, einem freundlichen Landhause, angekommen waren, dankte ihr der Wandersmann, setzte den Krug auf die steinerne Bank und wollte, obgleich mit schwerem Herzen, seinen Weg fortsetzen; aber das Mädchen bat ihn, doch wenigstens einen Augenblick bei ihrem Oheim einzusprechen und einen Trunk Wein zu genießen. Denn wißt, er ist auch aus Schwaben und wird sich sehr freuen, einen Landsmann bei sich zu sehen.

Nun, wenn Ihr es mir vergönnt, sagte Albrecht: so folge ich Euch, und sollte es sich fügen, daß Ihr oder Einer der Euren nach meiner Vaterstadt Pforzheim käme, so wird Euch in meiner Eltern Hause gleiche Gastfreundschaft widerfahren.

Aus Pforzheim seid Ihr gebürtig? rief das Mädchen freudig aus: O so tretet herein! — Oheim, rief sie dem ihnen Entgegenkommenden zu: hier dieser junge Handwerksmann ist aus unserer lieben Vaterstadt —

Dann seid mir von Herzen willkommen; tretet nur näher hier ins Zimmer! sagte der Alte, ihm freundlich die Hand reichend: Euer Name?

Albrecht Roser, erwiderte der Wandersmann.

Des alten Waffenschmidts Sohn? O ich erinnere mich Eures Vaters, meines Schulfreundes, noch wohl, obgleich es lange her ist, daß ich nicht in dem guten Pforzheim war, es sind nun wohl schon zwanzig Jahre und darüber — Kennst Du den jungen Mann? wandte er sich nun zu dem Mädchen.

Nein Ohm, erwiderte sie: ich entsinne mich nicht, ihn gesehen zu haben.

Glaub' es wohl! nahm Albrecht das Wort: Bin ich doch schon sechs Jahre aus meiner Heimath, und da waret Ihr noch ein zartes Kind; ich erinnere mich aber jetzt Eurer noch sehr gut. Ihr seid Gertraud, des reichen Juweliers Herrn Deimlings Tochter. — Ich habe Euch oft mit dem Gesangbuch in der Hand neben Eurer würdigen Mutter zur Kirche gehen sehen, und mich über Euer stilles sittiges Wesen gefreut.

Gertraud wandte sich bei diesen Worten schnell von ihm ab und verließ das Zimmer.

Berühret das Andenken an ihre Mutter nicht, Albrecht Roser! sagte der Alte: Die gute Frau ist vor einigen Monden gestorben und das Mädchen grämt sich immer noch und kann den Verlust nicht verschmerzen. Sie hat auch Recht, es war eine herrliche brave Frau, und mein Bruder hat wohl nicht immer den Werth seines Weibes erkannt. Da nahm ich denn das Mädchen zu mir und hoffte, sie würde sich in unsern Bergen zerstreuen, verließ deßhalb mein Haus in Aarau und zog hierher, wo ich sonst nur einige Wochen zu sein pflege; aber unser klarer Himmel, unsere reine Luft erheitern sie nicht, sie sehnt sich nach Hause, glaubt, es geschähe um ihres wunderlichen Vaters willen, und es ist doch nur der Mutter Grab, das sie dorthin zieht. Trutchen, rief er hinaus: bring doch Wein und einen Imbiß! — Und nun setzt Euch, fuhr er fort: und erzählt mir, woher Ihr kommt, und wohin Ihr zu ziehen gedenkt.

Ich komme von Mailand, erwiderte der Waffenschmidt: habe mich lange dort aufgehalten, da, wie Ihr wohl wissen werdet, in jener Stadt mein Handwerk am tüchtigsten getrieben wird und Ihr keinen bessern Harnisch finden könnt, als einen Mailändischen. Da ich aber von meinem Vater vernahm, daß es in der lieben Heimath kriegerisch aussehe und der Baier und die Spanier immer mehr sich dem Schwabenlande nähern und der edle Landesvater wieder werben lasse, da hielt es mich in meiner italienischen Werkstatt nicht länger, die Sehnsucht nach Vater und Mutter und meiner Heimath zog zu stark, und mit dem Vorsatze, auch einmal wieder das Schwert zu führen, das ich geschmiedet, schnürte ich mein Bündel und bin nun auf dem Heimwege begriffen.

Indem trat Gertraud mit zwei gefüllten Bechern ein, man sah ihr an, daß sie geweint hatte. Sie reichte den einen ihrem Ohm, dann nahm sie den andern, und sich züchtig verneigend sagte sie freundlich zu dem Reisenden: Auf glückliche Heimkehr, lieber Herr! nippte von dem Weine und reichte Albrecht den Becher. Er nahm ihn dankend. Auch Euch, werthe Jungfrau, sprach er: bringe ich den Wunsch baldiger Heimkehr, denn am eigenen Heerde sitzt es sich doch immer am traulichsten!

Vermehret nicht noch ihr Heimweh! unterbrach ihn der Alte: Trinkt und eßt, aber schweigt davon. Ruht Euch aus, ein Kämmerchen steht zu Eurem Empfange bereit.

Herr! erwiderte Albrecht, und sein Auge sah, um vielleicht was sie

wünsche zu erspähen, nach dem Mädchen: In Brugg wartet mein Reisegeselle auf mich, der möchte wohl, wenn ich in der Nacht nicht einträfe, um mich in Sorgen sein.

Da habt Ihr Recht, meinte der Alte: ich will hinunter schicken, und es ihm wissen lassen. Wer ist er, wie heißt er?

Er heißt Philipp Wels, und ist eines reichen Kaufherrn Sohn aus Cöln, erwiderte Albrecht.

Aus Cöln? mithin wohl katholisch. Wie kommt Ihr zu ihm, wie der wandernde Gesell zu dem vornehmen Cölner Handelsmann?

Weiß ich es doch selbst nicht; — antwortete Roser: als ich aus dem Thore von Mailand meine Straße zog, kam er hinter mir drein geritten, ich grüßte ihn, er dankte freundlich. Wohin des Weges? fragte er. Hast ja ein so gutes Schwert an Deiner Seite, wackerer Geselle, daß Du eher einem Kriegsmanne als einem Handwerker gleichst. Da antwortete ich ihm: bin ein Waffenschmidt, gedenke über Bellenz und den St. Gotthardt nach Luzern und von da weiter über Basel nach meiner Heimath zu ziehen. — Des Weges gehe ich auch, sprach er dann, und so können wir zusammen reisen. — Ich hatte so eben die über seine Schulter hängende Laute erblickt, und da ich eine gar große Freude am Gesang habe, so besann ich mich nicht lange, und erwiderte: Ja Herr, wenn Euer stolzes Roß gleichen Schritt mit mir halten will, so können wir wohl mit einander ziehen. Er machte mir nun gar freundlich den Vorschlag, auf dem ganzen Weg durch Italien und die Schweiz freie Herberge für mich zu halten, ich aber lachte, denn vielleicht hat mir mein Fleiß mehr Dublonen in den Seckel gebracht, als seine Verschwendung ihm darin gelassen. Ich dankte höflichst für den guten Willen, und so sind wir denn mit einander gezogen bis hierher —

Der Alte entfernte sich nun, wahrscheinlich um hinunter nach Brugg zu schicken, und der Waffenschmidt blieb mit Gertraud allein.

Ihr liebt also den Gesang? fragte ihn das Mädchen, nachdem sie einige Zeit schweigend einander gegenüber gestanden hatten.

Ueber Alles! erwiderte er.

Und singt wohl selbst, spielt wohl gar die Laute? —

Ach könnt' ich das! sagte er fast betrübt: so wär' ich vermögend, was mir oft die Brust beengt, auszusprechen; aber meine Hand, von Arbeit gehärtet, würde die Saiten nur zersprengen, statt Töne aus ihnen zu locken, und meine Stimme ist so rauh —

Und doch nicht unmelodisch, sagte das Mädchen, schnell innehaltend, da sie ihr Erröthen fühlen mochte.

Wann gedenkt Ihr wieder nach Pforzheim zurückzukehren? fragte er sie, die eingetretene Stille unterbrechend.

Sobald es mein Vater wünscht und mein Ohm es erlaubt; erwiderte sie. O! Es ist Einem doch nirgends so wohl, als daheim. Was nützt mir

das schöne Land mit seinen Bergen und seinen grünen Matten, was der malerische Fluß mit seinen Krümmungen und den herrlichen Wiesen?

Je nun, meinte Albrecht: bei ihrem Anblicke erquickt sich doch das Auge und erhebt sich das Herz.

Ihr habt wohl Recht! fuhr sie fort: Ich war erstaunt, als ich die waldumkränzten Berge, die Thäler und die schönen Heerden zum ersten Mal sah, und die Eismeere, welche wie der kalte Tod auf das Leben unter ihnen, drücken, aber ich fand hier niemand, mit dem ich so recht traulich sprechen, niemand, mit dem ich von meinem Vaterhause, von unsrer alten Kirche, und von meinen Gespielinnen reden konnte, und das Herz erwärmt sich doch mehr am Herzen, als an der todten Natur und wäre sie noch so schön. Und dann, fuhr sie traurig fort: wenn ich auch in stiller Andacht in Aarau auf den Friedhof ging, fand ich doch das Grab meiner Mutter nicht, an dem ich mich so gern ausgeweint hätte. Jetzt sind längst die Blumen verwelkt, die ich darauf pflanzte. — Lieber Landsmann, sagte sie plötzlich: Geld darf ich Euch nicht bieten, Ihr habt dessen genug, wie Ihr vorhin dem Oheim sagtet, aber nehmt das einfache Kreuz von Ebenholz an dieser kleinen Kette von mir an, und versprecht mir dafür, sobald Ihr nach Pforzheim kommt, das Grab der Mutter, so lange der Frost es erlaubt, mit Blumen zu schmücken. Nehmt statt Geld dies kleine Andenken, welches ich lange und oft getragen habe, und versprecht mir —

Die schönsten Blumen, die ich finden kann, sollen Eurer Mutter Grab schmücken; unterbrach er sie: hier meine Hand, daß ich Wort halte! Er reichte ihr seine Rechte, sie ergriff sie, erröthete und ließ sie schnell los. Ich glaube Euren Worten und dem treuherzigen Blicke Eures Auges, sprach sie ängstlich: und bedarf keiner weitern Versicherung —

Der Oheim trat ein. Gewiß habt Ihr von Pforzheim und dem Schwabenlande gesprochen, sagte er: denn Eure Wangen glühen und Deine Augen, Gertraud, sind lebhafter, als ich sie seit lange sah. Des Mädchens Wangen erglühten bei diesen Worten noch mehr, sie setzte die Becher wieder auf den Kredenzteller und eilte verlegen hinaus. Als sie wieder eintrat, der Tisch gedeckt, das Nachtessen aufgetragen war, bat der Hausherr den fremden Gast, sich zu setzen, welcher einen Augenblick zögerte und mit Bescheidenheit bemerkte, daß er ja nur ein schlichter reisender Geselle sei, dem in diesem Hause zu viel Ehre geschähe. Auf des Alten nochmalige Einladung nahm er jedoch, zwischen ihm und einer alten Verwandten, welche die Wirthschaft besorgte, Gertraud gegenüber, Platz.

Ihr meint, begann nun der Alte: es geschehe Euch zu viel Ehre, an dem Tische eines wohlhabenden Handelsherrn zu sitzen? Nein, guter Freund, Euer Stand ist ehrenwerth, wenn auch nicht mehr so geachtet und nützlich wie sonst, wo kein Reiter anders, als vom Kopf bis zum Fuß geharnischt, auszog, kein Fußknecht ohne Pickelhaube, Halskragen und Panzer den Kampf bestand, wo noch Schwert, Hellebarde, Lanze und

wünsche zu erspähen, nach dem Mädchen: In Brugg wartet mein Reisegeselle auf mich, der möchte wohl, wenn ich in der Nacht nicht einträfe, um mich in Sorgen sein.

Da habt Ihr Recht, meinte der Alte: ich will hinunter schicken, und es ihm wissen lassen. Wer ist er, wie heißt er?

Er heißt Philipp Wels, und ist eines reichen Kaufherrn Sohn aus Cöln, erwiderte Albrecht.

Aus Cöln? mithin wohl katholisch. Wie kommt Ihr zu ihm, wie der wandernde Gesell zu dem vornehmen Cölner Handelsmann?

Weiß ich es doch selbst nicht; — antwortete Roser: als ich aus dem Thore von Mailand meine Straße zog, kam er hinter mir drein geritten, ich grüßte ihn, er dankte freundlich. Wohin des Weges? fragte er. Hast ja ein so gutes Schwert an Deiner Seite, wackerer Geselle, daß Du eher einem Kriegsmanne als einem Handwerker gleichst. Da antwortete ich ihm: bin ein Waffenschmidt, gedenke über Bellenz und den St. Gotthardt nach Luzern und von da weiter über Basel nach meiner Heimath zu ziehen. — Des Weges gehe ich auch, sprach er dann, und so können wir zusammen reisen. — Ich hatte so eben die über seine Schulter hängende Laute erblickt, und da ich eine gar große Freude am Gesang habe, so besann ich mich nicht lange, und erwiderte: Ja Herr, wenn Euer stolzes Roß gleichen Schritt mit mir halten will, so können wir wohl mit einander ziehen. Er machte mir nun gar freundlich den Vorschlag, auf dem ganzen Weg durch Italien und die Schweiz freie Herberge für mich zu halten, ich aber lachte, denn vielleicht hat mir mein Fleiß mehr Dublonen in den Seckel gebracht, als seine Verschwendung ihm darin gelassen. Ich dankte höflichst für den guten Willen, und so sind wir denn mit einander gezogen bis hierher —

Der Alte entfernte sich nun, wahrscheinlich um hinunter nach Brugg zu schicken, und der Waffenschmidt blieb mit Gertraud allein.

Ihr liebt also den Gesang? fragte ihn das Mädchen, nachdem sie einige Zeit schweigend einander gegenüber gestanden hatten.

Ueber Alles! erwiderte er.

Und singt wohl selbst, spielt wohl gar die Laute? —

Ach könnt' ich das! sagte er fast betrübt: so wär' ich vermögend, was mir oft die Brust beengt, auszusprechen; aber meine Hand, von Arbeit gehärtet, würde die Saiten nur zersprengen, statt Töne aus ihnen zu locken, und meine Stimme ist so rauh —

Und doch nicht unmelodisch, sagte das Mädchen, schnell innehaltend, da sie ihr Erröthen fühlen mochte.

Wann gedenkt Ihr wieder nach Pforzheim zurückzukehren? fragte er sie, die eingetretene Stille unterbrechend.

Sobald es mein Vater wünscht und mein Ohm es erlaubt; erwiderte sie. O! Es ist Einem doch nirgends so wohl, als daheim. Was nützt mir

das schöne Land mit seinen Bergen und seinen grünen Matten, was der malerische Fluß mit seinen Krümmungen und den herrlichen Wiesen?

Je nun, meinte Albrecht: bei ihrem Anblicke erquickt sich doch das Auge und erhebt sich das Herz.

Ihr habt wohl Recht! fuhr sie fort: Ich war erstaunt, als ich die waldumkränzten Berge, die Thäler und die schönen Heerden zum ersten Mal sah, und die Eismeere, welche wie der kalte Tod auf das Leben unter ihnen, drücken, aber ich fand hier niemand, mit dem ich so recht traulich sprechen, niemand, mit dem ich von meinem Vaterhause, von unsrer alten Kirche, und von meinen Gespielinnen reden konnte, und das Herz erwärmt sich doch mehr am Herzen, als an der todten Natur und wäre sie noch so schön. Und dann, fuhr sie traurig fort: wenn ich auch in stiller Andacht in Aarau auf den Friedhof ging, fand ich doch das Grab meiner Mutter nicht, an dem ich mich so gern ausgeweint hätte. Jetzt sind längst die Blumen verwelkt, die ich darauf pflanzte. — Lieber Landsmann, sagte sie plötzlich: Geld darf ich Euch nicht bieten, Ihr habt dessen genug, wie Ihr vorhin dem Oheim sagtet, aber nehmt das einfache Kreuz von Ebenholz an dieser kleinen Kette von mir an, und versprecht mir dafür, sobald Ihr nach Pforzheim kommt, das Grab der Mutter, so lange der Frost es erlaubt, mit Blumen zu schmücken. Nehmt statt Geld dies kleine Andenken, welches ich lange und oft getragen habe, und versprecht mir —

Die schönsten Blumen, die ich finden kann, sollen Eurer Mutter Grab schmücken; unterbrach er sie: hier meine Hand, daß ich Wort halte! Er reichte ihr seine Rechte, sie ergriff sie, erröthete und ließ sie schnell los. Ich glaube Euren Worten und dem treuherzigen Blicke Eures Auges, sprach sie ängstlich: und bedarf keiner weitern Versicherung —

Der Oheim trat ein. Gewiß habt Ihr von Pforzheim und dem Schwabenlande gesprochen, sagte er: denn Eure Wangen glühen und Deine Augen, Gertraud, sind lebhafter, als ich sie seit lange sah. Des Mädchens Wangen erglühten bei diesen Worten noch mehr, sie setzte die Becher wieder auf den Kredenzteller und eilte verlegen hinaus. Als sie wieder eintrat, der Tisch gedeckt, das Nachtessen aufgetragen war, bat der Hausherr den fremden Gast, sich zu setzen, welcher einen Augenblick zögerte und mit Bescheidenheit bemerkte, daß er ja nur ein schlichter reisender Geselle sei, dem in diesem Hause zu viel Ehre geschähe. Auf des Alten nochmalige Einladung nahm er jedoch, zwischen ihm und einer alten Verwandten, welche die Witthschaft besorgte, Gertraud gegenüber, Platz.

Ihr meint, begann nun der Alte: es geschehe Euch zu viel Ehre, an dem Tische eines wohlhabenden Handelsherrn zu sitzen? Nein, guter Freund, Euer Stand ist ehrenwerth, wenn auch nicht mehr so geachtet und nützlich wie sonst, wo kein Reiter anders, als vom Kopf bis zum Fuß geharnischt, auszog, kein Fußknecht ohne Pickelhaube, Halskragen und Panzer den Kampf bestand, wo noch Schwert, Hellebarde, Lanze und

Streitkolben die einzigen Waffen waren, und man alles zum Kriegshandwerk Nöthige in der Werkstatt eines guten Waffenschmidts fand. Damals war Euer Gewerbe hoch geachtet, und das Eisen unter Eurem Hammer wurde zu Gold. Jetzt freilich, wo das Fußvolk dem tödtenden Geschoß die Brust meist frei bietet, der geharnischte Küraßreiter allein noch nach alter Sitte gewappnet ist, und der Ritter die künstlichen Arm- und Beinschienen und die Kniestücke nur selten trägt, da dünkt sich ein blanker Goldschmidt gar ein andres Ding als ein Waffenschmidt, und vollends Einer, der, wie mein Bruder, gar Edelsteine künstlich faßt; ein solcher meint, er werde geschimpft, wenn man ihn einen Handwerksmann nennt.

Der reiche Juwelier, Herr Deimling, ist also Euer Bruder? fragte Albrecht: und der Bürgermeister —

Ist mein jüngster, mein liebster Bruder. Er ist ein wackerer Mann, der gewiß zuweilen in Eures Vaters Werkstatt einkehren und sich ein gutes Schwert aussuchen wird. Er handelt, wie ich, mit seidenen Stoffen, und auch wohl mit Spezereien, ist in seinem Geschäft ein tüchtiger Mann, so wie auf dem Rathhause ein wackerer Bürgermeister. Unser Vater hatte ihn nach Rotterdam geschickt, die Handlung zu lernen, glaubte ihn dort recht fleißig hinter dem Schreibtisch und im Laden, und statt dessen zog er mehrere Jahre mit Oranien gegen die Spanier, und hat da als ein wackerer Kriegsmann gefochten. Als er wieder heim kam, ein Weib nahm, und sein Geschäft betrieb, that er auch dies mit treuem Eifer; nur wenn eine Trommel wirbelt, oder eine Trompete schmettert, dann wirft er Elle und Feder bei Seite und sein Herz klopft! — Na, Ihr werdet ihn schon kennen lernen. — Aber Ihr eßt ja gar nicht? Ihr scheint in Gedanken. Seht doch lieber mehr auf die Schüssel und den Becher, und hört weniger auf mein Geschwätz, sonst zankt die alte Muhme mit mir, die mir überdies immer Schuld gibt, ich halte durch meine langgesponnenen Reden die Gäste vom Essen ab.

Der gute geschwätzige Alte irrte sich; die Muhme gab ihm heute sicher nicht die Schuld, sie bemerkte nur zu gut, daß des Fremden Ohr nichts von seiner Rede vernahm, wohl aber dessen Auge um so aufmerksamer auf Gertraud schaute, mit der er jetzt ein Gespräch von der Heimath und dem lieben Schwabenlande anknüpfte. Der Hausherr, dem dies Kapitel nicht anstand, da er seine Nichte hierbei immer trauriger werden sah, stand bald auf, und befahl der Alten, dem Gaste sein Lager anzuweisen, sagte ihm, als eben das Mädchen nicht im Zimmer war, gute Nacht, und so mußte Albrecht, ohne das holde schwermüthige Engelsgesicht noch einmal gesehen zu haben, in sein Kämmerchen wandern.

Als er allein war, die Thüre verriegelt, die Lampe ausgelöscht hatte, warf er sich auf das weiche Lager; aber so ermüdet er auch war, floh ihn doch der Schlaf. Unmuthig sprang er auf, trat an das nach dem Garten hinausgehende Fenster und übersah die vom Mondlicht beleuchtete Gegend. Die fernen Berge erschienen ihm wie graue mit silbernem Harnisch gewappnete Riesengestalten, die rauschende Aar, in deren Wellen das Mondlicht sich brach und die Sterne tanzten, leuchtete ihm wie ein funkelnder Gürtel, welcher die Riesen umgab, die nahen belaubten Bäume, durch deren schwankende Zweige der Nachtwind rauschte, die hohen zackigen Fichten, die knarrend zusammen schlugen, wogten wie dunkle Nebelgebilde vor ihm, — und zu alle diesem klopfte ihm sein Herz so laut, daß er unwillkürlich ausrief: Was willst Du denn mit diesem Pochen, glaubst Du, daß meine Brust ein Ambos sei? — Was soll das, unruhiges Herz? — Und was sollen diese Gestalten, die, ewig vor meinem Auge gaukelnd, wie jene Schattenbilder der Nacht, bald in Nebel zerfließen, bald wie diese Sterne sich zu des Mädchens Bilde formen? — Ist es doch auch ein liebes Antlitz! sagte er dann beruhigter vor sich hin: ein Antlitz, auf welchem das Auge so gern verweilt; liegt doch in ihrem schwermüthigen Blick ein Zauber, der mich immer wieder hinzieht, wenn ich auch den festen Vorsatz hätte, sie nicht wieder anzusehen. — Und ihr Mund — ach! er spricht so liebe Worte und man wähnt — Horch, Lautenklänge! rief er lauschend, und er irrte sich nicht, es waren Töne einer Laute, welche durch das schaurige Rauschen des Nachtwindes drangen, und bald von einem wehmuthsvollen Gesange begleitet wurden. — Schweig, schweig! sagte er zitternd: schweig, holde Sängerin! Deine Töne dringen zu tief in mein Herz und durchströmen mich mit Gluth. —

Da verhallte der Gesang, Alles ward still, er sah im Mondlicht eine weiße Gestalt durch das Gebüsch dem Hause zueilen, und ihm schien, als schwebe ein Engel des Himmels in sternerhellter Nacht an ihm vorüber. Schlaf wohl! rief er ihr leise nach.

Der Schlaf floh sein brennendes Auge, und als er am andern Morgen das Reisebündel ordnete, war es ihm so wehmüthig ums Herz, wie damals, als er, das Vaterhaus verlassend, zu der Mutter ging, ihr Lebewohl zu sagen. Nur langsam schlich er die Treppe hinab und setzte sich vor der Hausthür auf die Steinbank; aber so kühl die Morgenluft ihn auch anwehte, so herzerhebend auch der Anblick der, mit majestätischem Schritte hinter den Bergen hervortretenden Sonne war, blieb sein Herz doch beklommen; bei jedem Oeffnen der Thüre ward es ihm ängstlich, und er glaubte, der Augenblick der Trennung erscheine. Aber er saß eine geraume Zeit, weder der Alte, noch Gertraud ließen sich blicken; endlich trat die Muhme heraus und lud ihn freundlich zum Morgenimbiß in das Wohnzimmer ein.

Hier fand er Gertraud neben dem Oheim schon bei dem Frühstücke.

Der Alte grüßte ihn freundlich, die holde Sängerin aber schlug die Augen nieder, und sprach kaum hörbar: Guten Morgen, Herr Roser! sah, während die Suppe verzehrt wurde, nicht auf, und eilte, sobald der Alte aufgestanden war, davon.

Ich gebe Euch hier zwei Schreiben mit, begann nun dieser: das eine ist an meinen Bruder Caspar, den Juwelier, das andere an Berchtold, den Bürgermeister. Das Erstere spricht nur von Geschäften, meist das Mädel betreffend, das Zweite aber von Euch, den ich während seines kurzen Aufenthalts lieb gewonnen habe. Grüßt meinen Bruder, den Juwelier, den Berchtold aber zweimal von mir, sagt ihnen, Ihr hättet mich gesund an Leib und Seele, an Hab und Gut getroffen.

Trudchen! Muhme! He! rief er jetzt zur Thür hinaus: Kommt doch, dem Landsmanne Valet zu sagen, er will fort! Die Muhme kam, später Gertraud. Die erste fand bald ihre zierlich gesetzten, in der Küche weislich überdachten Worte wieder, Gertraud aber stockte, als sie Albrecht die Hand zum Abschiede reichte. Vergeßt meine Bitte nicht, und betet statt meiner an dem Grabe der Mutter. Dies sagend, wandte sie sich ab, die Thränen zu verbergen und trat ins Fenster. Albrecht blickte ihr sinnend nach. Galten die Thränen mir oder der Mutter? Dieser kühne Gedanke durchflog ihn, als der Alte ihm freundlich, zu gehen, winkte.

Lohn' Euch Gott, daß Ihr mich so gastfreundlich beherbergt! sagte der Wandersmann gerührt: Möge der Herr jede Thränen trocknen, welche in diesem Hause geweint werden könnte! Schönen Dank für Speis' und Trank, herzlichen für die freundliche Aufnahme. Er schüttelte dem Alten traulich die Hand, und wollte eben gehen, als Philipp Wels, sein Reisegefährte, eintrat.

Verzeiht mir, werther Herr, daß ich so früh Euer Haus betrete! sprach dieser: Ihr hattet die Güte, mich gestern Abends wissen zu lassen, daß mein Reisekumpan, ein Landsmann von Euch, in Eurem Hause übernachten und erst heute früh zurückkehren werde. Da mich nun das Unglück betroffen, daß mein Roß gelähmt ist und ein in dergleichen Sachen kundiger Mann in Brugg mir versichert hat, erst in drei Tagen könne er es heilen, so eilte ich hierher zu meinem Freund, ihn zu bitten, seine Reise so lange aufzuschieben, bis mein Gaul wieder geheilt sei. Drei Tage früher oder später machen ja im Leben wenig aus.

Setzt Euch, Herr! erwiderte ihm der Alte: seid mir in meinem Hause willkommen.

Und, fuhr jener, zuweilen den Blick nach Gertraud wendend, verbindlich fort: als ich vernahm, daß Ihr der berühmte Handelsherr Georg Deimling aus Aarau wäret, welcher so starken Handel mit lombardischer Seide und gewirkten Stroffen treibt, so ergriff ich die Gelegenheit, Eure Bekanntschaft zu machen.

Nun lieber Landsmann, wandte sich der Hausherr an Albrecht, ohne

über die neue Bekanntschaft seine Freude kund zu thun: wollt Ihr Eurem Reisegefährten zu Lieb' einige Tage verweilen, oder treibt es Euch zu stark von hier nach der Heimath?

Während Albrecht seine Antwort in Gertrauds Auge, das sie eben forschend auf ihn gerichtet, zu lesen suchte, raunte die Muhme dem Hausherrn leise zu: Laßt ihn ziehen, ich will Euch hernach schon sagen, weßhalb?

Nun, Landsmann, fuhr der Alte fort, ohne sich um das Einflüstern der Muhme zu kümmern: Ihr scheint so unschlüssig zu sein, hätte geglaubt, der Entschluß wäre bei Euch rascher.

Ich werde drei Tage in Brugg verweilen, länger jedoch auf keinen Fall, erwiderte nun Albrecht: und somit sage ich Euch Allen für jetzt kein Lebewohl; denn es wird mir doch wohl vergönnt sein, ehe ich aus hiesiger Gegend ziehe, dies gastfreundliche Haus noch einmal zu betreten.

War Euch die Herberge in dieser Nacht so unbehaglich, daß Ihr sie verlassen wollt? fragte der Alte scherzend: Bleibt bei uns, bis das Roß Eures Gefährten geheilt ist. Ihr habt gewiß die Güte, uns davon zu benachrichtigen. Philipp verneigte sich.

Wenn Ihr es mir vergönnt, unter Eurem gastfreundlichen Dache zu verweilen, so nehme ich es willig an, erwiderte Albrecht nach langem innern Kampfe. Der Alte schien sich über diesen Entschluß zu freuen, die Muhme aber verließ brummend das Zimmer, und Gertraud wandte ihr holdes Antlitz schnell nach dem Fenster und schlich sich bald wieder davon.

Ihr habt sehr recht, das freundliche Anerbieten Herrn Deimlings anzunehmen, begann nun Philipp: denn die Herberge in Brugg ist abscheulich. —

Wüßte doch nicht! entgegnete der Alte spöttisch: Wirth und Wirthin sind freundliche, reinliche Leute, man kehrt sonst gern bei ihnen ein, und wenn uns ein so edles Thier krank ist, da überläßt man es nicht gern fremder Pflege, und nimmt schon mit weniger guter Bewirthung vorlieb.

Philipp Wels verstand den Wink — er sprach nicht mehr davon, und nachdem er sich einige Stunden von Handelsgeschäften mit dem Kaufherrn unterhalten hatte, empfahl er sich, und wurde auf morgen zur Mahlzeit geladen.

Als Albrecht von einem Spaziergange in der Umgegend zurückkam, fand er den Hausherrn mit seiner Nichte und der Alten schon auf ihn wartend. Euer Freund, so redete ihn Herr Deimling an: gefällt mir nicht. Es ist zwar ein verständiger Mann, der wohl seine Kenntnisse haben mag, aber es liegt in seinem Gesichte etwas Abstoßendes für mich; sein Blick ist unstät, und sein Mund zieht sich zuweilen zu einem höhnischen Lächeln.

Wie habt Ihr Euch beide doch zusammen gefunden; ein paar verschiedenere Reisegesellen habe ich noch nicht gesehen.

Albrecht schwieg; er wollte dem Hausherrn nicht widersprechen, ihm aber auch nicht Recht geben.

Nun, junger Mann, fuhr Herr Deimling fort: seid Ihr nicht gleicher Meinung mit mir? Ich sollte es fast glauben, denn die Art und Weise, wie Ihr Euch gegen ihn benehmt, scheint eben nicht von inniger Freundschaft zu zeugen.

Herr, erwiderte Albrecht: was kann ich Euch über meinen Reisegesellen sagen? In frembem Lande freut man sich schon, wenn man nur ein vaterländisches Wort hört, und gar gern gesellt man sich da zu Landsleuten. Ich könnte freilich nicht sagen, daß mich der Kaufherr aus Cöln so angesprochen hätte, daß ich ihn zu meinem Freunde erwählen möchte; aber zum Reisekumpan schien er mir doch besser, als gar keiner. Er ist munter, singt artige Lieder, sitzt gern beim vollen Becher, schimpft, wenn die Sonne scheint und lacht, wenn es regnet. So hat er mir manchmal die Zeit vertrieben, und da er sich bisher freundlich gegen mich benommen, so habe ich Liebes mit Liebem vergolten.

Auch mir hat er nicht gefallen, sagte jetzt Gertraud: es ist wohl ein feiner Mann, aber ich könnte kein Zutrauen zu ihm fassen.

Da bist Du doch sehr undankbar; begann die Muhme, sich in das Gespräch mischend: sein Auge hat Dich stets verfolgt, und in den wenigen Augenblicken, daß er Dich gesehen hat, schien es mir, als wenn Du ihm nicht gleichgiltig wärest.

Hättet Ihr Recht, Muhme, erwiderte das Mädchen: so würde er mir deßhalb noch weniger gefallen.

So? meinte die Muhme empfindlich.

Nun, laßt diese unnützen Worte, unterbrach der Hausherr das Gespräch: Gertraud, gehe Du mit unserm Landsmanne hinunter nach Königsfelden; zeige ihm dort das blutige Denkmal und lade den Vogt ein, morgen Mittag bei uns zu speisen. Die alte Barbara kann Dich begleiten und das bereit stehende Körbchen mit Obst für ihn mitnehmen. Haltet Euch nicht auf und kehrt bald wieder heim, denn ich habe noch Manches mit Euch, junger Mann, zu sprechen.

Gertraud konnte die Verlegenheit nicht verbergen, in welche sie der Befehl ihres Oheims versetzte; sie nahm ihren Strohhut und begab sich auf den Weg. Albrecht folgte ihr mit freudigem, aber dennoch mit beklommenem Herzen.

Kaum hatten sich die jungen Leute entfernt, als die Muhme ihren Unwillen auszusprechen begann. Aber, mein Gott, Vetter, seid Ihr denn blind? Saht Ihr denn nicht die Blicke, welche die beiden verstohlen wechselten, habt Ihr denn noch nicht bemerkt, wie unsre Getraud, ganz wider ihre Gewohnheit, in Gegenwart des jungen Mannes befangen ist und

ewig roth wird? Habt Ihr nicht sein glühendes Auge gesehen, wenn er auf sie blickt?

Der Alte lächelte. Gute Muhme, das kümmre Euch nicht! erwiderte er gelassen: Unsere Gertraud ist ein wackeres züchtiges Mädchen, der Waffenschmidt, wenn ich nicht irre, ein braver Mann. Was wäre dabei zu befürchten? Faßten die Leutchen Neigung für einander, was schadet's? Sie sind sich werth und Keiner betrügt den Andern bei dem Kauf; sein Vater ist ein wohlhabender Bürgersmann, und Albrecht scheint etwas gelernt zu haben.

Und Euer Bruder? — unterbrach sie ihn.

Ja freilich, der verlangt eines Kaisers Sohn zum Eidam; ich aber habe meine Freude an dem treuherzigen biedern Burschen. Sein Vater war mein liebster Schulfreund, und da mir leider, Gott keine Kinder gegeben hat, und der Sohn meines Berchtolds und Gertraud die einzigen Erben meines hübschen Vermögens sind, so sollten sie nicht darben, wenn auch der Bruder die Hand von seinem Kinde abzöge.

Während die Alte über des Vetters Aeußerung den Kopf schüttelte, wanderte Albrecht und Gertraud der Abtei Königsfelden zu. Die schöne Gegend gab ihnen wohl hie und da Stoff zur Unterhaltung, aber oft riß der Faden, oft gingen sie mehrere hundert Schritte schweigend neben einander und Keines wagte aufzublicken, Keines das Gespräch wieder anzuknüpfen. Als aber endlich die Rede auf die liebe Vaterstadt kam, wurde es lebhafter und wärmer; die Erinnerung führte ihnen so manches, Freude und Sehnsucht Erweckendes vor, und nach und nach, ihnen selbst unbewußt, verschwand die ängstliche Scheu und sie wurden gegenseitig vertrauter.

Ihr vergeßt doch Euer Versprechen nicht, lieber Freund! sagte jetzt Gertraud: Pflanzt ja recht viele Astern auf das Grab, dies waren meiner guten Mutter Lieblingsblumen; sie sagte oft: diese Kinder des Herbstes schmücken, wenn alle andere schon längst verblüht, noch mit ihrer bunten Pracht den Garten, und sind mir dann ein treues Bild des ehelichen Glückes. Wenn Rose und Nelken und alle die andern schönen Blumen längst verblüht sind, dann erquicken die Astern noch mit ihren bunten Farben das Auge, bis der kalte Herbststurm sie schüttelt und der Winter sein Kleid über sie breitet. Darum, pflanzt ja recht viel Astern auf ihr Grab, und vergeßt meine Bitte nicht.

Wie könnt' ich Eure Bitte vergessen, Jungfrau? sagte Albrecht, das Kreuz, welches an der goldnen Kette um seinen Hals hing, aus dem Koller hervorziehend: Wie könnt' ich es vergessen, da ein so werthes Andenken mich daran erinnert? Er küßte mit Inbrunst das Kreuz, erschrak über das, was er gethan, und verbarg es rasch wieder an seiner Brust. Gertraud erröthete und das Gespräch stockte wieder, wie anfangs.

So gelangten sie nach Königsfelden. Der Vogt empfing sie freund-

lich, und führte Albrecht Roser selbst in der ehemaligen Abtei umher, welche nach vollbrachter furchtbarer Rache Kaiser Albrechts Gemahlin und Tochter zur Sühne gestiftet hatten. Als sie in der Kirche die Stufen des Hochaltars betraten, schauderte Gertraud. Hier ist, sagte sie: die unglückliche Stelle, wo der Kaiser durch Meuchelmord fiel. Der Altar drückt die blutgetränkte Erde, und Ströme Blutes flossen zum Sühnopfer für das hier Vergossene.

Eine furchtbare That! sprach Albrecht: Die Vergeltung ereilt stets den Verbrecher, ihr entgeht er nicht.

Und doch, berichtete der Vogt: ereilte sie nur den minder Schuldigen. Die Mörder Johann von Schwaben, Palm, Eschenbach und Degernfelden sind dem Arme der Gerechtigkeit entgangen, nur der Freiherr von Wart, ein unthätiger Zuschauer, büßte für Alle. Von seinem Freunde verrathen fiel er in die Gewalt Agnesens von Ungarn; er wurde in Winterthur gerädert, und noch lebend aufs Rad geflochten, wo er erst nach drei Tagen starb.

Und seine edle Gemahlin, fiel Gertraud dem Vogt in die Rede: schlich, so wie es zu dämmern begann, jeden Abend zu dem Rabensteine, betete mit ihm, tröstete ihn, linderte so seine qualvollen Leiden und drückte ihm endlich die Augen zu. — Nicht ohne Thränen kann ich an die edle Frau denken, wenn ich vor dem Bilde der rächenden Fürstinnen schaudern muß. Kommt, kommt! sagte sie dann: Weg von dieser unheimlichen Stelle! Nicht der Gesang, nicht das Gebet der Klosterfrauen konnte die That, konnte die Rache versöhnen.

Sie verließen diesen Aufenthalt trauriger Rückerinnerungen, dieses Denkmal des Verfalles irdischer Größe. Auf dem Heimwege, wo die Vergangenheit ihnen Stoff zu manchen Gesprächen gab, schien wieder unbefangene Vertraulichkeit einzutreten. Jedes Wort, jeder Blick brachte sie näher, und als sie vor ihrer Wohnung standen, mochte wohl ein leiser Druck seiner Hand ihr mehr sagen, als alle Worte, die sie unterweges gewechselt.

Der Alte setzte sich nun mit Albrecht in ein kleines Zimmer, wo er zu arbeiten pflegte. Hier ließ er einen Krug mit Wein bringen und lud den jungen Mann ein, sich zu ihm zu setzen.

Ihr scheint mir ein wackerer Bursche zu sein, begann er zutraulich: kräftig an Geist, wie an Körper, und hoffentlich unserer Lehre mit Leib und Leben zugethan, obgleich Ihr in Gesellschaft eines Papisten reist. Ich bin Euch um Eurer selbst und auch darum gewogen, weil Ihr der Sohn eines wackern Mannes, meines Schulfreundes, seid. Auch werdet Ihr hoffentlich, wenn die Trommel gerührt wird, nicht der Letzte sein, sich in Reih' und Glied zu stellen. Ich habe deßhalb den Brief, den ich Euch an den Bürgermeister mitgab, geschrieben, und Euch in demselben als einen wackern Mann geschildert, der wohl Kraft und Muth genug hätte, das

Banner der Stadt zu tragen. Straft meine Worte nicht Lügen, junger Mann! und beginnet der Kampf, so macht meinem Glauben an Euch Ehre, und denkt, daß oft nur der Kühne sich einen, sonst unerreichbaren, Preis erringen kann.

Ja, fuhr Albrecht lebhaft auf, faßte des Alten Hand, und schüttelte sie herzlich: so wahr ich hier vor Gottes Angesicht und vor dem Angesicht eines deutschen Mannes stehe, so wahr sollt Ihr mich bereit und Eures Zutrauens würdig finden! Ob ich mir einen Preis erringen kann, fuhr er hocherglühend fort: das mag Gott der Allmächtige wissen, daß ich aber handeln werde, als ob mir der schönste zum Lohn werden müßte, das seid von mir gewiß. Auch, lieber Herr, sagte er gerührt: werde ich dieser Stunde und Eurer nie vergessen. Habt Ihr in meiner Brust eine Hoffnung angezündet, deren Funke kaum zu glimmen wagte, so soll sie in mir verborgen glühen, und ich werde bescheiden aber muthig meinem Ziele entgegen gehen und Eures Wohlwollens mich werth zu machen suchen.

Der Alte erwiderte den Händedruck. Halte Wort! sprach er: und Du kannst auf mich rechnen.

Am Abend, als schon Alles im Hause schlief, vernahm Albrecht wieder die Lautentöne und den lieblichen Gesang, der sich heute von dem am Fenster Lauschenden nicht unterbrechen ließ, und der erst nach manchem schön gesungenen Liede verstummte. Auch schwebte die Sängerin nicht, wie gestern, geisterhaft in der Ferne vorüber; Gertraud rief ihm, als sie unter seinem Fenster vorbei schlüpfte, eine freundliche gute Nacht zu, und so floh ihn auch heute der Schlaf; denn die Brust wollte ihm vor Freude zerspringen, und das holde Bild dieses lieben schwermüthigen Mädchens trat unaufhörlich vor ihn. Und doch fühlte er sich so gestärkt, als der erste Schimmer des Tages hinter den Bergen hervor brach, doch fühlte er sich so wohl, daß er sich aus dem Hause schlich, den Wülpelsberg hinauf klimmte und die Sonne in majestätischer Pracht aufsteigen sah. Hatte sie an jenem Abend um die eisbedeckten in der Ferne hervorragenden Gletscher einen goldenen Mantel gebreitet, so hauchte sie heute das zarteste Roth über die weißen Eisfelder und, wie eine züchtige Braut den nahenden Geliebten sanft erröthend entgegen sieht, so harrte die Natur, von rosigem Hauch umflossen, der Alles belebenden Sonne. Es war dem Jünglinge, als ob mit ihren wiederkehrenden Strahlen eine neue Hoffnung für ihn aufgegangen sei, und seit dem Gespräche mit dem alten Ohm hatte sich in ihm eine Zukunft gestaltet, die er früher nicht einmal zu ahnen gewagt hatte. Wäre es denn möglich, dachte er, und bei diesem Gedanken fühlte er sein Herz schneller klopfen: könnte ich ihre Liebe gewinnen? könnte ich sie wirklich erringen? Ach, womit? fragte er sich plötzlich und seine Ge-

Lied, schmelzender als je, auch heute beglückte ihn der trauliche Ton ihrer Stimme, mit welchem sie ihm: Gute Nacht, mein lieber theurer Landsmann! zurief, und auch heute verbrachte er die Nacht von freundlichen Träumen umgaukelt.

Der andere Tag, der letzte, welchen er in ihrer Nähe sein sollte, da ihn sein Reisegefährte von der Wiederherstellung seines Rosses benachrichtigt hatte, war ein Gemisch von Himmel und Hölle. Am Morgen quälte die Muhme sie mit ihrer Gegenwart, und verließ Gertraud keinen Augenblick; nach Tische störte der zudringliche Freund die Stunden der Weihe, und nur den Abend hofften sie ganz für sich genießen zu können; aber hier trennte sie der Ohm. Er hatte dem jungen Manne so manche Vermahnung, so manchen Auftrag, so viel Grüße an die Brüder und an seinen Jugendfreund mit auf den Weg zu geben, daß sie auch nicht einmal ein leises Wörtchen mit einander sprechen, nicht ein Händedruck sie beglücken konnte.

Als Albrecht, da Alles schlief, ihre holde Stimme wieder vernahm und dachte, daß dies das letzte Mal sei, daß er sie höre, wollte er hinunter zu ihr; aber die Furcht, ihr zu mißfallen, zügelte seine Sehnsucht. Er blieb und lauschte auf jeden Ton der lieben Sängerin, die heute früher als gewöhnlich endete, und da sie unter seinem Fenster vorübergehend ihm gute Nacht zurief, hielt er sich nicht länger. O daß ich hinunter zu Euch kommen dürfte, rief er ihr leise zu: es liegt so viel auf meiner Brust, das ich Euch vertrauen möchte.

Das dürft Ihr nicht, mein Freund! erwiderte sie: Im Dunkel der Nacht ziemt es der Jungfrau nicht, an Eurer Seite zu lustwandeln; wenn aber morgen der Tag anbricht und die Berge sich röthen, dann will ich Euch auf der Bank vor dem Hause erwarten.

Die Dämmerung fand ihn schon dort. Der erste rosige Schein der Morgenröthe führte Gertraud an seine Seite, und bald saßen sie schweigend, Hand in Hand, Aug' in Auge. Viel hatten sie sich zu sagen, aber nur wenig sprach der Mund. Da überraschte sie die Muhme, rief das Mädchen herein und störte auch so die letzte feierliche Stunde.

Als der Augenblick der Trennung nahte, der Alte den Jüngling an sein Herz schloß, Albrecht, trotz dem Kummer, den ihm die Alte gemacht, ihr freundlich die Hand reichte, und für das Gute dankte, was er hier genossen, er jetzt mit zagendem Schritte sich Gertraud nahte, ihr Lebewohl zu sagen, trat der Hausherr zwischen beide. Macht es kurz, Kinder! sprach er gerührt: Macht Euch den Abschied nicht schwer, reicht Euch die Hände, und sagt Euch ein kurzes Lebewohl.

Lebt wohl, liebe Gertraud! sprach jetzt der Waffenschmidt, ihr die Hand reichend.

Zieht mit Gott! erwiderte sie: Ich werde oft Eurer mit Liebe geden-

ken. Lebt wohl! Sie eilte hinaus, und Albrecht zog nun, von Gertrauds Bilde begleitet, seiner Heimath zu.

Der Weg bis Basel schien ihm nicht so reizend, als der, den er schon zurückgelegt hatte. Er beachtete die schöne Natur nicht mehr; in sich verschlossen, theilte er sich nur wenig mit, und sein Reisegefährte, den nicht die Lähmung seines Rosses, sondern die Absicht, mit Gertraud in nähere Berührung zu kommen, in Brugg aufgehalten hatte, ward unwillig. Oft hatte er ihn schon mit der schönen Schweizerin am Wülpelsberge geneckt. Albrecht hatte es nicht gehört, oder vielmehr nicht hören wollen; da jedoch Philipps Neckereien immer bitterer und unfeiner wurden, und selbst das Mädchen trafen, ertrug er sie nicht mehr gleichgiltig. Er bat seinen Gefährten höflichst, zu schweigen, und ein ernster Blick auf sein Schwert gab ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß er jede Verunglimpfung Gertrauds mit diesem beantworten würde. So gelangten sie in wenig traulicher Eintracht nach Basel, wo der Kaufherr, Geschäfte vorschützend, zurück blieb; Albrecht aber setzte seinen Wanderstab weiter fort und eilte der lieben Vaterstadt zu.

Hoch schlug ihm das Herz, als er an einem schönen Morgen auf der Höhe stand, von welcher er Pforzheim überblicken konnte. Seit sechs Jahren hatte er diese Thürme nicht gesehen, und diese Zeit hatte das Gefühl für seine Vaterstadt nicht geschwächt. Alles, was ihn hier Liebes erwartete, winkte ihm schon aus der Ferne zu; das Vaterhaus, die Werkstätte, wo er das erste Mal den Hammer geschwungen, der alte Vater mit dem schwarzen Käppchen über seinen spärlichen Locken, den aufgeschürzten Arm noch kräftig am Ambos schwingend, der alte Konrad, dieser treue Geselle, der vierzig Jahre schon seines Vaters steter Mitarbeiter gewesen war, und vor Allen die gute sorgsame Mutter, welche er kränklich verlassen und die er kaum wieder zu sehen geglaubt hatte, Alles dies trat lebendig vor ihn, und zog ihn jetzt, wie mit magischer Gewalt, den Hügel hinab. Seine Schritte verdoppelnd eilte er dem grauen Thore zu, und als er durch das finstre Gewölbe ging, durch die belebten Gassen schritt, wo so mancher Bekannte ihn freundlich begrüßte, als er das Giebeldach seiner väterlichen Wohnung in der Ferne erblickte, jetzt näher kam und die Funken vom Ambos in der Werkstatt sprühen sah, hielt es ihn nicht länger, er stürzte in die offene Thür, reichte im Vorübergehen dem alten Konrad die Hand und fiel dem Vater um den Hals, der, von seinem Anblick überrascht, den aufgehobenen Hammer sinken ließ.

Du bist ein wackerer Bursche geworden! sagte der Alte, ihn nach der ersten Bewillkommung vom Haupt bis zu der Sohle betrachtend: Bist ein Mann geworden, der wohl im Stande ist, mein Werk fortzuführen. Grüß Dich Gott, mein Sohn. Willkommen in Deinem Vaterhause, Albrecht,

und doppelt willkommen, gehst Du so redlichen Herzens ein, wie Du auszogest.

Ich hoff' es, erwiderte Albrecht. Aber sagt, mein Vater, fragte er besorglich: wo find' ich die Mutter?

Dacht ich's doch, antwortete der Alte lächelnd: daß es Dich nicht lange bei mir halten und es Dich gleich nach der Mutter ziehen würde. Es ist brav von Dir, mein Sohn, denn solch ein Mutterherz findet man nur selten. Geh hinüber, in die Wohnstube, dort wirst Du sie auf ihrem alten Plätzchen finden.

Albrecht eilte hinüber. Auf gewohnter Stelle, in ihrem alten Lehnstuhl sitzend, fand er die gute Mutter, welche seine Stimme schon gehört und die Arme nach ihm ausgestreckt hatte. Lange kniete er vor ihr, lehnte sein Haupt an ihre Brust, und seine Freude war stumm.

Hab' ich Dich endlich wieder, mein Sohn, Du mein einziges Kind! rief sie, Freudethränen im Blicke: Hat mir der Himmel doch so lange das Leben gefristet, daß ich Dich noch einmal sehen konnte! Steh' auf, mein Albrecht! daß Dich meine trüben Augen betrachten und sich an Dir ergötzen können. Ja, sagte sie freundlich lächelnd: das ist noch der sanfte Blick, welcher meinen Augen so manche Freudenthräne entlockte, das ist der freundliche Mund, der, wenn Schmerz und Krankheit mich unmuthig machten, mir so kindlich Trost zusprach, das ist noch das schöne dichte braungelockte Haar; aber sonst erkenn' ich nichts an Dir wieder. Du bist viel stattlicher geworden, bist zum Manne gereift und stehst jetzt vor mir, ganz das Bild Deines Vaters, aus jener Zeit, wo er um meine Hand warb. Sieh nur, Paul! rief sie dem lächelnden Alten zu, der lange schweigend, mit Wohlgefallen auf beide blickend, hinter Albrecht gestanden hatte: sie nur unsern Sohn und freue Dich mit mir!

Was sollt' ich nicht, gute Alte? sprach der Meister, ihr die Hand traulich schüttelnd: Dir gegenüber ward mir ja immer die Freude zu Theil, und steht er in unsrer Mitte, dann wird sie uns dreifach.

Und wie kehrst Du heim, mein Sohn? fragte nun die Mutter: Hast Du meine Lehren noch tief in Dein Herz geprägt, oder gingen sie im Strudel der Welt unter? Kannst Du auf diese Frage, die ich mit Zittern an Dich thue, mir frei in das Auge blicken?

Das kann ich, Mutter! erwiderte er: Rein trat ich aus diesem frommen Hause, rein kehr' ich wieder dahin zurück.

Der Herr sei gelobt! sprachen die Alten, falteten die Hände und dankten Gott im stillen Gebete.

Du findest mich, mein Sohn, auf diesen Sessel gebannt; begann nun die Mutter ihr Herz auszuschütten: des Abends trägt mich der Vater ins Bett und den Morgen wieder hierher zurück. Meine Füße sind ganz gelähmt, selbst als ich vorhin Deine Stimme hörte, konnte ich Dir nicht einmal entgegen gehen. Mit mir ist es während Deiner Abwesenheit

schlimmer geworden. Ich tauge zu nichts mehr, und nun ich Dich wieder gesehen, thäte Gott wohl besser, er nähme mich zu sich. Ich bin ja Allen nur zur Last —

Schweig doch, Mutter! unterbrach sie der Meister fast unwillig: Wer am Ende der Laufbahn seine Gefährtin, wenn auch durch Noth und Elend, nicht mit Geduld und Liebe bis zu der dunkeln Ruhestätte tragen wollte, der wär' ein schlechter Mann! Hast Du doch so viele Jahre für mich gesorgt, mich gewartet und gepflegt, in den noch übrigen laß mich es thun, und gönne es mir, daß Du mir bleibst, bis auch ich von hinnen gehe.

Die Alte nickte ihrem Eheherrn freundlich dankend zu. Er ist so gut, Albrecht; Du kennst ja Deines Vaters Herz! sprach sie gerührt: Nun, wie Gott will! Aber für eine Hausfrau, die so treulich ihrer Wirthschaft vorgestanden, ist es doch zu hart, wenn sie nun Alles in fremde Hände übergeben muß!

Darüber darfst Du doch nicht klagen! meinte der Alte.

Ich klage auch nicht, erwiderte die Mutter: denn unsre Margarethe ist ein Engel, den mir Gott gesendet hat. Ja, mein Sohn! sprach sie mit Feuer: willst Du mich in meinen alten Tagen ganz glücklich machen —

So schweig doch! sagte der Vater unwillig: Was gehört das jetzt hierher? Laß uns nur an das Glück denken, den braven Jungen wieder um uns zu haben, das Andere überlaß Gott.

Die Worte der Mutter, welche Albrecht wohl verstand, hatten ihn verlegen gemacht, und er erbleichte, als die Thüre sich öffnete und eine Jungfrau eintrat, die ihn schüchtern willkommen hieß.

Das ist unsere Margarethe, sagte die Mutter, freundlich ihre Wangen streichelnd: eine arme Waise, die ich zu mir nahm, und welche mir das Bischen Gute, das ich ihr that, tausendfach gelohnt hat. Ehre sie, mein Sohn! —

Liebe sie, wie Deine Schwester! fiel ihr der Alte in die Rede: und an dem feierlichen Tage Deiner Wiederkehr in Dein Vaterhaus mach' ich es Dir zur heiligsten Pflicht, für sie als Bruder zu sorgen, wenn wir einst nicht mehr sind.

Das versprech' ich Euch, Vater! Ich will treulich für Euch als Bruder sorgen, Margarethe, wendete er sich zu dem Mädchen: und Euch, steht es in meinen Kräften, das lohnen, was Ihr an meiner Mutter gethan.

Margarethe verneigte sich erröthend, warf einen verstohlenen Blick auf den jungen Mann und verließ, sobald sie konnte, das Zimmer.

Schon am Nachmittage ging Albrecht aus, die Briefe abzugeben. Zuerst führte ihn der Weg zu Herrn Caspar Deimling, dem Juwelier. Er fand ihn in einem kleinen Gartenhäuschen seines Blumengartens, in perlfarbenem tuchenem Oberkleid, ein rothes Sammetkäppchen auf seinen braunen Haaren und eine Brille auf der Nase, in einem großen mit Sammet beschlagenen Lehnstuhl sitzen. Vor sich hatte er einen Folianten

aufgeschlagen und neben sich einen künstlich gearbeiteten Becher mit Wein stehen.

Als Albrecht eintrat, erhob er sich ein wenig, rückte sein Käppchen und fragte nach des Fremden Begehr.

Herr Deimling, begann dieser, sich ehrerbietig vor Gertrauds Vater neigend: ich komme aus der Schweiz und bringe Euch hier einen Brief von Eurem Bruder, dem Kaufherrn in Aarau, und —

Zeigt her! unterbrach ihn der Juwelier, die Hand nach dem Briefe streckend, dann überflog sein Auge den jungen Mann. — Ihr wünscht gewiß in meiner Werkstatt angestellt zu werden und Euch bei mir zu vervollkommnen? Nun, wir wollen sehen!

Ihr irrt, Herr! erwiderte Albrecht: Seht nur meine Hand, sie taugte wahrlich in Eurer Werkstatt nicht.

Das weiß Gott! sagte Herr Deimling, vor der nervigen Faust des Waffenschmidts fast erschreckend: Nun, was wollt Ihr sonst?

Den Brief übergeben, antwortete Albrecht: und Euch einen Gruß von Eurem holden Kinde, der Jungfer Gertraud, bringen.

Danke Euch schön! sagte der Juwelier, sein Käppchen rückend, und sein ganzes Gesicht erheiterte sich: Wie geht es ihr, ist sie munter? Hat die Melancholie sie verlassen, und wird sie bald wieder ins Vaterhaus zurückkehren?

Albrecht fühlte wohl, daß er jede Rede über Gertraud vermeiden müsse, wenn er nicht dem Vater, der ihn überdies schon scharf beobachtete, sein Innerstes verrathen wollte; er antwortete daher mit gutem Bedacht: Dies Alles wird wohl in dem Briefe stehen, brecht ihn nur auf, lieber Herr, und lest.

Der Juwelier brach ihn nun auf. Während des Lesens sah er einige Mal scharf auf Roser, der seine Verlegenheit nicht ganz unterdrücken konnte, dann legte der Alte den Brief zusammen und fragte: Ihr seid also Meister Pauls, des Waffenschmidts, Sohn?

Ja, Herr!

Wollt hier im Orte bleiben und die Werkstatt Eures Vaters übernehmen?

Mit der Zeit, wenn der Vater dem Geschäfte nicht mehr vorstehen kann, antwortete Albrecht.

Und da sucht Ihr Gönner und Freunde und wünscht unsre Protektion? fuhr Caspar Deimling fort.

Nein, Herr! die suche ich nicht, wohl aber Eure Liebe —

Der Alte schüttelte, über diese Antwort nicht wenig verwundert, den Kopf. Was sollte Euch die nützen? fragte er, und nicht die leiseste Ahnung von dem, was der Waffenschmidt damit meinen mochte, stieg in ihm auf. —

Albrecht fühlte, daß er schon zu viel gesagt habe, und suchte wieder einzulenken. Der Protektion bedarf ein ehrlicher fleißiger Bürger nicht.

sagte er stolz: das Gesetz schützt, seine Arbeit nährt ihn, aber die Liebe seiner Mitbürger muß ihm werth sein. —

Was versteht Ihr unter Mitbürger, mein Freund? fragte der Juwelier ihn unterbrechend.

Je nun, lieber Herr, das dächt' ich, wüßtet Ihr besser als ich, entgegnete Albrecht. Wer seine Abgaben gibt, seine Lasten trägt, für der Stadt Wohlfahrt sorgt, und mit treuer Liebe an seiner Heimath hängt, das ist ein Bürger dieser Stadt, und mithin auch mein Mitbürger. Habe ich mich nicht recht ausgedrückt, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, worin er deutlich Mißfallen auf Herrn Deimlings Gesichte las: so verzeiht mir; ich habe mich so ganz nach meinem schlichten Verstande ausgesprochen.

Hat nichts zu sagen, entgegnete der Juwelier: wir sind alle Menschen und vor Gott gleich. — Hier auf dieser Welt findet wohl zuweilen, und auch mit Recht, ein Unterschied statt. — doch dies gehört nicht hierher. Ich danke Euch für Eure frohe Botschaft, fuhr er fort: und will mich auch gern auf eine andere Art dankbar beweisen. Sollte die Zeit kommen, wo Ihr eine Braut in Euer väterliches Haus einführen wollt, so laßt mich es wissen, und ich verspreche Euch, Eurer Botschaft wegen, und da mich mein älterer Bruder, der Euch liebgewonnen zu haben scheint, darum bittet, einen wohlgearbeiteten Verlobungsring ohne Zahlung zu verehren. Kommt dann also nur mit Eurer Braut zu mir. Vom Caspar Deimling, dem Juwelier, könnt Ihr schon eine freundliche Hochzeitgabe annehmen. Und nun Gott befohlen! Er rückte sein Käppchen wieder, machte eine geringe Verbeugung mit dem Kopfe und that als ob er aufstehen wolle.

Danke Euch, lieber Herr, für freundliche Aufnahme, und für das Versprechen, erwiderte Albrecht lächelnd. Ich werde mich schon zur rechten Zeit deßhalb bei Euch einfinden. Lebt wohl! — Dies sagend empfahl er sich und ging nach des Bürgermeisters Wohnung.

Herrn Berchtold Deimlings Haus war nicht so prachtvoll von außen und innen, wie das seines Bruders; es war das väterliche Haus, klein aber freundlich. Auf der Hausflur begegnete ihm Rudolph, des Bürgermeisters Sohn, ein Jugendfreund, der ihn auch gleich zu dem Zimmer seines Vaters führte.

Er klopfte an. Auf das Herein! öffnete er die Thüre. Ein Mann, den Rücken ihm zugewandt, saß am Schreibtische, schien emsig beschäftigt, und beachtete ihn nicht. Albrecht trat ein, blieb ruhig wartend an der Thüre stehen und hatte Zeit, sich im Zimmer umzusehen. Auch hier fand er Alles anders, als in dem, mit Schildereien und manchen Kostbarkeiten geschmückten Gartenstübchen des Juweliers. Die Bildnisse des Markgrafen Georg Friedrichs und Luthers schmückten allein die Wand. Auf der einen Seite stand ein Gestell mit Büchern, auf der andern ein Gleiches mit Akten. Vor dem Tische, an welchem er den Bürgermeister sitzend fand, hing eine Landcharte. Alles aber war einfach und sorgsam geordnet.

Lange hatte er so erwartend gestanden, als endlich Herr Deimling, ein langer, hagerer, doch kräftig gebauter Mann, sich erhob und mit raschem Schritte auf ihn zuging. Was ist Euer Begehr, junger Mann? fragte er freundlich: Wer seid Ihr?

Ich bin Meister Paul Rosers, des Waffenschmidts Sohn, erwiderte Albrecht.

So seid mir von Herzen willkommen! sagte der Bürgermeister, ihm die Hand reichend: Setzt Euch und sagt mir Euer Begehr.

Ich bringe Euch, gestrenger Herr, begann Albrecht: Gruß und Schreiben von Eurem Bruder aus der Schweiz.

Gebt her! unterbrach ihn der Bürgermeister mit Hast: Was von ihm kommt, ist mir werth; seid mir nun doppelt willkommen! Er nahm den Brief, riß eilig das Siegel ab, und las. Man sah es ihm an, daß er den Inhalt begierig durchflog, aber je länger er las, desto aufmerksamer ward er, und sein Auge verweilte sogar auf manchen Stellen, und dann schien er über den Inhalt nachzudenken. Unverwandt den Blick auf den Brief gerichtet, schien er Albrecht gar nicht zu beachten, und auch jetzt noch, als er das Schreiben schon lange wieder zusammengeschlagen auf den Tisch gelegt und in seiner Stube auf und ab ging, ließ er den jungen Mann, der gehofft hatte, der Brief enthalte Einiges von ihm, unbeachtet stehen.

Doch plötzlich trat er auf ihn zu. Setzt Euch doch, Albrecht Roser, sagte er freundlich: und berichtet mir, wie es meinem Bruder geht, ob er gesund und frischen Ansehens, und über den Verlust seines vor Jahren gestorbenen Weibes nun endlich getröstet ist. — Auch von meiner Nichte Gertraud erzählt mir, und ob die Schweizerluft, oder sonst Etwas, ihren Trübsinn aufzuheitern vermocht hat. Je mehr, je länger Ihr mir von ihnen erzählt, desto lieber wird es mir sein.

Albrecht begann nun unbefangen zu sagen, was er gesehen, gehört, und wie ihm die Verhältnisse erschienen wären. Anfangs unterbrach ihn der Bürgermeister nur selten, zuletzt aber, besonders wo die Rede von Gertraud war, that er so manche Frage an ihn, und das mit so theilnehmendem Tone, daß Albrecht unvermerkt offener über sie sprach, als er es wohl gewollt, und sie mit so lebhaften Farben schilderte, daß jeder leicht merken konnte, sie sei ihm nicht gleichgiltig.

Herr Deimling schien es aber nicht zu bemerken, fragte bald nach gleichgiltigen Sachen, bald verlockte er den jungen Mann wieder, über Gertraud sein Herz auszuschütten. Hierbei beobachtete er ihn genau, ohne es jedoch im Mindesten zu scheinen. Mein lieber Bruder, sagte er dann lächelnd: hat mir viel Gutes von Euch geschrieben, ich hoffe, er hat Recht. Aber unbedingt möchte ich ihm doch nicht Alles glauben, so ein verständiger Mann er auch ist, so hat das Alter sein Jugendfeuer noch nicht sattsam gedämpft. Er ergreift Alles mit Leidenschaft, wessen Gesicht

ihn anspricht, dem kommt er herzlich entgegen, und tausendmal getäuscht, ist er tausendmal dem ersten Eindrucke wieder gefolgt, und hat sich von ihm hinreißen lassen. So bedächtig er in seinen Geschäften, so rasch ist er in seinem übrigen Handeln, und sein ewig reger Geist reißt ihn immer mit fort. Auf sein gegebenes Wort könnt Ihr wie auf festem Grunde bauen, seinen Ansichten, seinen Hoffnungen vertraut nie, er täuscht sich und Andere hierin oft.

Auch mich hat Euer offenes ernstes Wesen bestochen, junger Mann! fuhr er fort: Auch ich will Euch wohl, schon Eurer würdigen Eltern wegen; aber ehe ich mich diesem wohlwollenden Gefühle ganz überlasse, bedarf es Zeit, Prüfungszeit. Bis dahin seht in mir einen Freund, wie ich es jedem meiner Mitbürger bin, der es zu sein verdient. Albrecht dankte bescheiden.

Ihr wollt in den Krieg ziehen? fragte der Bürgermeister: Mein Bruder meint, Ihr wäret ein wackerer Geselle, das Stadtbanner zu tragen, wenn es je aufgerollt werden sollte. Euer Arm ist freilich kräftig genug dazu, aber ob auch das Herz? Dessen Kraft bedarf der Fahnenträger am meisten, und ein Handwerksmann, fühlt er auch im Leben zu Allem tüchtigen Muth, findet ihn doch nicht immer, wenn es zum Kampfe geht. Da muß man sich selbst erst geprüft haben —

Das that ich schon, Herr! unterbrach Albrecht den Bürgermeister:

So? das freut mich zu hören, erwiderte dieser: nun, wie war es Euch da zu Muthe? —

Anfangs menschlich, sagte er ganz offenherzig. Das Herz mochte wohl schneller klopfen wie gewöhnlich, und die Vernunft rief mir zuweilen zu: Thor, was suchtest du auch vorwitzig die Gefahr? Warum bliebst du nicht heim? Aber wie ich mir sagte: du bist nun einmal hier, laß Gott walten und zeige dich als einen braven Schwaben, da war das Herzklopfen vorüber, ich zog guten Muthes vorwärts und achtete nicht mehr der Kugeln und Hiebe, die um mich sausten und auf mich fielen.

Und wo habt Ihr Eure erste Waffenthat gethan? Erzählt mir es, aber recht ausführlich, sagte der Bürgermeister, seinen Sessel näher rückend.

Ich arbeitete eben in Genf, begann Albrecht: da erscholl das Gerücht von der grausamen Metzelei der Protestanten im Veltliner Land, und wie Zürich und Bern den Bündnern zu Hülfe zögen, die Mörder zu strafen; da kam mir aus mancherlei Grund die Lust an, mit zu ziehen. Erstens wollte ich auch das Kriegshandwerk einmal versuchen, dann galt es ja einer gerechten Sache und dem Glauben. Ich ging nach Zürich und trat wohlgerüstet unter die Fahne des Hauptmanns Stucki von Obrist Mülinens Regiment. Wir zogen bald durch Bünden über den Casanaberg in das Wormser Gebiet, die Bündner voran, die Zürcher in der Mitte, die Berner in der Nachhut. Schon am Abend sah ich die Kriegsfurie, ihre

Brandfackel in der Hand, vor uns herziehen; die Bündner, von wildem Glaubenseifer getrieben, zündeten mehrere verlassene Dörfer und einzeln stehende Häuser an; und gräßlich leuchteten die Feuer durch die dunkle Nacht. Das wollte mir und auch den Zürchern nicht so recht gefallen. Am andern Morgen rückten wir über den Jouplan gegen den Flecken Bevevos vor. Hier trafen wir auf die Spanier, das Scharmuziren begann, und wie die erste Falkonettkugel meinen Nebenmann niederwarf, ward es mir sonderbar zu Muthe; aber dies dauerte nicht lange. Wir stürmten immer vorwärts, trieben den Feind aus den Häusern, aus der verschanzten Kirche bis auf das freie Feld, und ich glaubte nun, es müßte so sein und das Pfeifen der Kugeln kümmerte mich wenig mehr. Jetzt aber rückte uns geharnischte Reiterei in geschlossenen Reihen entgegen, wir schlossen uns dichter zusammen, die beiden ersten Glieder, unter denen auch ich war, sanken auf die Knie und erwarteten mit vorgehaltenen Hellebarden den Angriff, während die Hakenschützen ihre Lunten abklopften und sich zum Feuern bereit hielten. Als ich die geharnischten Männer auf mich heranjagen sah, wollte es mir doch bald dünken, als könne ich schwacher Mensch solcher Gewalt nicht widerstehen, doch bohrte ich mein rechtes Knie fest in den Boden, stemmte den linken Fuß gegen eine Baumwurzel und den Schafft meiner Hellebarde tief in den Grund gestoßen, erwartete ich guten Muths den Angriff, der auch mit Wuth geschah, jedoch tapfer zurückgeschlagen ward. Wir verfolgten die Fliehenden und kamen nach Worms, ohne daß sich der Feind bis dahin weiter gezeigt hätte.

Herr l. Ich glaube, es gibt nichts Grausigeres und das Gemüth Ergreifenderes, als wenn man im Krieg in einen von Menschen verlassenen Ort einrückt. Die Straßen sind öde, die Häuser stehen offen, keine Thüre ist verschlossen; überall Spuren des Lebens und Alles doch wie ausgestorben, kein Mensch, der uns entgegen tritt, kein Laut, der uns begrüßt, Alles um uns her wie ein großer Friedhof. Noch steht der halbgeleerte Becher auf dem Tische, noch glimmt das Feuer auf dem Heerde, wo das Mittagsessen, halb bereitet, noch dampft. Das Gebetbuch liegt aufgeschlagen, worin die Unglücklichen Trost gesucht, und Truhen und Schränke stehen dem Plünderer offen. Das Vieh brüllt in den Ställen, die Hausthiere laufen scheu umher und selbst der rohe Kriegsmann schreitet nur mit Grausen durch die verlassene Wohnung und ihm ist, als ob aus jeder Thür, hinter jeder Wand jemand, der verborgen auf ihn lauere, hervortreten müsse. Plötzlich erfaßt ihn Unmuth, die Wuth des Plünderns wird in ihm wach, kein Jammer, keine Bitte kann ihn zurückhalten und sein Herz rühren; mit wilder Habgier stürzt er von Gemach zu Gemach, immer nach Geld und Geschmeide suchend, was er doch nur selten findet, übt dann im Unmuth seines getäuschten Hoffens Rache an dem Leblosen, zertrümmert, zerreißt, was ihm nicht nützen kann, und der Hyäne gleich, die auch gesättigt am Morden noch ihre Lust findet, durchwühlt und zerstört

er noch Alles, wenn er auch schon längst seine Beute nicht mehr fortschleppen kann. Zuletzt wirft er die Brandfackel in das verlassene Haus und zieht hohnlachend weiter. Ach! der wuthentbrannte habgierige Mensch ist ein reißendes Thier! —

Schon brannte es an verschiedenen Orten, fuhr Albrecht in seiner Erzählung fort: als der wackere Obrist Müllinen die Trommel rühren und dem Gräuel Einhalt thun ließ. Er führte uns ins freie Feld und nun war der blaue Himmel unser Dach und die Sterne unsere Leuchten; mir ward es wohl, denn mit Abscheu hatte ich den Gräuel gesehen, und der Vorsatz, nie für fremde Sache und aus eitler Lust das wilde Kriegshandwerk zu treiben, stand in mir fest.

Wir rückten nun unter mancherlei Scharmützel bis Tyran vor. Hier hatten wir noch einen harten Strauß. Der Feind griff uns an. Die Bündner, die Berner flohen, die Zürcher aber rückten muthig vor, verzagten nicht und verjagten den Feind. Unsre Fahne drang mit den Flüchtigen bis in die Stadt, da uns aber niemand folgte, mußten wir uns fechtend wieder zurückziehen, begruben in der Nacht die Gebliebenen, trauerten am Hügel unsers braven Obristen, den eine feindliche Kugel getroffen hatte, und zogen uns den andern Morgen wieder zurück, bis wir auf dem nemlichen Wege wieder nach Graubünden gelangten. Die Eidgenossen gingen heim, und ich verkaufte nun in Zürich Panzer, Pickelhaube und Hellebarde, wanderte über den Gotthard nach Mailand, ging wieder in die Werkstatt zur Arbeit und die Lust zum Kriege war gestillt.

Also für immer habt Ihr den Krieg abgeschworen? fragte der Bürgermeister.

Nein, gestrenger Herr! erwiderte Albrecht: Für sein Vaterland und seinen Glauben zu streiten, oder wenn der Landesherr befiehlt, auszuziehn, das ist Pflicht, und mit Gott werden wir wohl nicht sengen und brennen, wie die Bündner es thaten.

Der Bürgermeister lächelte, klopfte dem jungen Mann auf die Schulter und sagte mit herzlichem Tone: Ich freue mich, Albrecht Roser, Euch so befunden zu haben. Ihr habt Euch einen Freund an mir erworben; in Zeit der Noth rechnet auf mich, und wenn die Trommel gerührt werden sollte, könnte Euch wohl die Fahne werden. Lebt wohl, grüßt Euern wackern Vater und seid fleißig in der Werkstatt, denn wir möchten Eurer jetzt bedürfen. Dies sagend, entließ er ihn.

Als Albrecht nach Hause kam, fand er zu seiner nicht geringen Verwunderung seinen Reisegefährten bei den Eltern; schon seit einer Stunde war er dort gewesen und hatte auf ihn gewartet. Freundlich begrüßte er

ihn, denn die kleinen Neckereien auf dem Wege von Brugg nach Basel waren längst vergessen, und seine Freude, den muntern Gesellen in seiner Heimath zu sehen, aufrichtig. Dieser hatte schon durch die Erzählung seiner Reise, und was ihm mit Albrecht unterwegs begegnet, das Herz der Mutter gewonnen, welche eine von den Frauen war, die bei edlem Herzen und klarem Verstande, doch nie eine gewisse Demuth gegen Höhere oder Reichere ablegen konnte, obgleich sie oft von ihrem Eheherrn deßhalb gescholten wurde. Der reiche Anzug und das vornehme Benehmen des Cölners ließen es ihr als Herablassung erscheinen, daß er ihrem Sohn in seiner Gesellschaft zu reisen erlaubt habe, und sie vermochte nicht ganz ihre Dankbarkeit deßhalb zu unterdrücken. Einige finstere Blicke Meister Pauls führten sie zwar bald wieder ins Gleis zurück, aber doch konnte sie nur mit scheuer Verlegenheit den Wunsch aussprechen, daß der Fremde am andern Mittag mit einem schlechten Mahle vorlieb nehmen möge.

Warum sollte der Herr nicht zu uns kommen? unterbrach sie der Meister: Daß er gern gesehen wird, weiß er, daß er nicht hungrig vom Tische aufstehen wird„ darf er hoffen, und überdies hat ein Waffenschmidt immer kräftige Kost und liebt guten Wein.

Herr Wels nahm die freundliche Einladung willig an und stellte sich den andern Tag zur rechten Zeit ein. Er hatte den Morgen damit zugebracht, das Merkwürdige der Stadt zu sehen, hatte den Bürgermeister begrüßt und in dem Laden des Juweliers mehrere Ringe und einen schöngearbeiteten, vergoldeten Becher gekauft, sich mit dem Vater Gertraud's lange unterhalten, und da seines Vaters Handelshaus, welches die Frankfurter Messe fleißig bezog, auch Herrn Kaspar Deimling wohlbekannt war, so fand er bei diesem eine freundliche Aufnahme, zumal da er ihm von seinem lieben Kinde zu erzählen und seinem Stolze zu schmeicheln wußte. Der Cölner beschrieb die Schönheit des Mädchens mit so glänzenden Farben, schilderte dem Vater das Heimweh seiner Tochter so lebhaft, und mit dem, was sein Bruder ihm geschrieben, so übereinstimmend, daß der Alte, der außer seinen Juwelen nur Gefühl für sein einziges Kind hatte, von der Sehnsucht nach Gertraud mehr als je ergriffen wurde. Auch mochte wohl manches noch unter beiden im Stillen abgehandelt sein.

Von hier war Herr Philipp Wels zu seinem Reisegefährten gegangen, wo er sich auch heute mit der Mutter viel unterhielt und ihr den kleinen Becher verehrte, den sie, obschon erst nach vielem Weigern, dennoch gern annahm. Dem Meister war dieses Geschenk unangenehm; er ging in die Werkstatt und kehrte mit einem künstlich ausgelegten Pistol, das ihm Albrecht früher aus Mailand gesendet hatte, zurück und überreichte es ihm mit den Worten: Nehmt auch Ihr dies Geschenk von mir, es ist ein treffliches, seltenes Stück. Gebraucht es nur zu edlem Zweck. Der Kaufmann nahm es mit Dank.

Bei dem Mittagsessen machte Margarethe die Wirthin, weil die

Mutter ihren Lehnstuhl nicht verlassen konnte. Ihre Gegenwart war vielleicht das Einzige, was für den verwöhnten Kaufherrn Reiz haben konnte. Die einfache, obgleich schmackhafte Kost, der gute, aber gewöhnliche Wein des Landes genügten seinem Gaumen nicht, des alten Meisters Unterhaltung hatte für ihn nichts Anziehendes, eben so wenig die seines ehemaligen Reisegefährten, der heute still und einsylbig war und wahrscheinlich an das Landhaus am Wülpelsberg dachte, und so mußte es ihm lieb sein, wenigstens etwas an des Waffenschmidts Tische zu finden, was ihm behagte. Margarethe, nicht schön, war eine von den schlanken Gestalten, wie sie die Maler des vergangenen Jahrhunderts zu ihrem Ideal aufgefaßt hatten, ein Bild der bescheidenen Anmuth und der Jungfräulichkeit. Ihr blaues Auge blickte sanft, aber nicht strahlend, ihr Mund war frisch, aber nicht lockend, der Ausdruck ihres Gesichts zeigte tiefes Gemüth, aber nicht hohen Geist, und doch war über das Ganze ein sanfter Zauber verbreitet, der unwillkürlich, man wußte nicht wodurch, anzog, und selbst Albrechts Auge, obgleich Gertraud's schwermüthiges Bild ihm immer vorschwebte, ruhte oft mit Wohlgefallen auf der sittigen Jungfrau.

Sie aber schlug dann ihr Auge nieder, und auch heute war sie in Gegenwart des Cölner Kaufherrn still, und begegnete sie zufällig seinem Blicke, verlegener als je. Seine Gegenwart schien ihr so unangenehm zu sein, wie sie Gertraud gewesen, und nach beendeter Mahlzeit, wo sich wieder Alle um den Lehnstuhl der kranken Mutter versammelt hatten, ließ sie sich nicht mehr blicken. Auch Philipp empfahl sich, da er morgen in aller Frühe aufbrechen und nach seiner Heimath ziehen wollte, versprach jedoch, bald wieder zu kommen, da ihn Handelsgeschäfte nach Schwaben zurück riefen, und nur von der Mutter bedauert, die so gern über Gertraud mit ihm gesprochen hätte, verließ er das Haus. Der Meister schlug, als die Thüre sich hinter ihm schloß, ein Kreuz und meinte, in dem Herzen dieses Mannes habe sich Gott keinen Altar gebaut, obgleich er ihm eine einnehmende Gestalt gegeben; und als er Margarethe fragte, weßhalb sie zu Mittag so verlegen ihr Auge niedergeschlagen, erwiderte sie erröthend: Der schöne junge Mann habe sie immer so durchbohrend angeblickt, und da habe es ihr, sie wisse nicht weßhalb, geschienen, als ob sich sein freundliches Gesicht verzerre. Der Alte lachte, Albrecht aber wurde bei des Mädchens Worten ernster.

Von diesem Tage an fand der frühe Morgen Albrecht schon in der Werkstatt und der Alte hatte seine Freude an des Sohnes Arbeit, den er oft selbst, hierbei feiernd, zusah. Fest und dauerhaft, aber zugleich künstlich und zierlich war, was er rasch förderte, und man hätte nicht glauben sollen, daß das Werk solcher rauhen Faust entsprungen wäre. So verstrichen Monden in gleichmäßiger stiller Freude und bei steter Arbeit, Alles blieb in seinem ruhigen Gleise, nur schien es, als ob Albrecht und Margarethe sich mehr und mehr näherten. Das Mädchen hatte alle

Schüchternheit in seiner Gegenwart verloren und oft begleitete sie ihn jetzt, wenn er am Abend nach dem Garten vor dem Thore ging. Der Mutter Herz klopfte dann, der Vater schüttelte bedenklich den Kopf, die ganze Stadt aber meinte, Jungfer Margarethe würde bald, mit dem Brautkränzchen geziert, an Albrecht Rosers Seite zur Kirche gehen.

Festlich geschmückt, die Zünfte um ihre Fahnen versammelt, standen die Bürger Pforzheims heute auf dem Markte, die Ankunft des Markgrafen Georg Friedrich, ihres geliebten Landesherrn, erwartend. Die Jungfrauen, mit Blumen geschmückt und in ihren Sonntagskleidern, hatten sich an dem, nach Durlach führenden Thore versammelt, und unter ihnen war wohl manche schöner noch als die Blumen an ihrer Brust. Die ganze Stadt war in freudiger Bewegung, fast alle Häuser waren verschlossen, denn weder Alt noch Jung wollte heute daheim bleiben.

Es mochte schon Mittag vorüber sein, als der Reiter, welcher auf einer Höhe zum Spähen ausgestellt war, in die Stadt sprengte und die nahe Ankunft des Herrn verkündete. Schnell wirbelten die Trommeln und riefen einen Jeden zu seiner Fahne. Von dem stattlichen Bürgermeister Berchtold Deimling angeführt, setzte sich der Zug rüstiger Männer und Jünglinge in Bewegung, dem Fürsten entgegen zu ziehn; nur die Alten blieben an dem Portal des Schlosses zurück, um dort den Landesherrn zu empfangen.

Noch hatten sie nicht lange auf dem, mit Obstbäumen bepflanzten Anger vor dem Thore gestanden, als auch schon der Markgraf sich in der Ferne zeigte. Die Glocken begannen zu läuten und der Bürgermeister mit einigen der angesehensten Bürger ritt ihm entgegen. Willkommen! rief ihm der Markgraf schon aus der Ferne zu: Willkommen Bürgermeister! Herzlich freue ich mich, Euch noch so rüstig auf Eurem Rosse sitzen zu sehen. Ist es mir doch immer, als müßt' ich Euch nur in Helm und Panzer erblicken, denn wahrlich! Ihr seht so ritterlich aus, wie irgend ein Kriegsmann an meinem Hofe.

Dank Eurer Gnaden für diesen freundlichen Gruß! erwiderte Berchtold: Seid auch mir und unsrer Stadt herzlich willkommen, und wenn Euch die Pforzheimer in Rüstung besser gefallen, so befehlt nur und sie stehen in Waffen vor Euch.

Der Markgraf reichte ihm traulich die Hand. Ich weiß, wessen ich mich von Euch zu gewärtigen habe, sprach er, und nachdem er die Andern gleichfalls freundlich gegrüßt, ritt er mit ihnen der Stadt zu.

Wie einen Vater, wenn er nach langer Abwesenheit zurück in den Kreis der Seinen kehrt, und ihn die Kinder jubelnd empfangen, so herzlich begrüßten die Bürger ihren Landesherrn, drängten sich um sein schnee-

weißes Roß und jeder suchte seine Hand zu fassen, oder ihm durch irgend ein Wort seine Freude zu bezeugen. Die schönsten Jungfrauen der Stadt näherten sich ihm, überreichten ihm Blumenkränze, und als Margarethe, die Pflegetochter des Waffenschmidts, ihm, so wie es der Vater befohlen, einen Lorbeerkranz entgegen streckte, sagte der Markgraf, einen ernsten Blick auf die Gabe senkend: Ich will ihn annehmen, liebes Kind, um Dein Geschenk nicht zurück zu weisen; doch hab' ich dieses Zeichen noch nicht verdient. Vielleicht, wenn ich in Kurzem einmal wieder nach Pforzheim komme, so magst Du mir einen andern bieten, den ich dann mit froherem Herzen annehmen darf. Er nahm den Kranz und gab ihn seinem Stallmeister zur Verwahrung.

Hierauf zog er, von den Zünften begleitet, nach dem Schlosse, der ehemaligen Residenz seiner Vorfahren. Hier befahl er dem Bürgermeister, mit den Gliedern des Rathes, den Vorstehern der Gewerbe und noch Einigen der rechtlichsten Bürger, unangesehen ihres Vermögens, am Nachmittag zu ihm zu kommen, wo er ihnen sein Anliegen eröffnen würde.

Die Bürger, an ihrer Spitze Herr Berchtold Deimling, stellten sich auf dem Schlosse ein. Der Markgraf empfing sie in dem großen Rüstsaale, grüßte jeden freundlich und huldvoll und dann begann er:

Ich habe Euch, getreue Bürger meiner Stadt Pforzheim, hierher beschieden, mit Euch in den Tagen der Noth mich zu berathen. Die Kriegsfurie zieht immer furchtbarer durch Deutschland und nähert sich mehr und mehr unsern Landen, der Churfürst von der Pfalz irrt ohne Heimath auf fremdem Boden, die Spanier hausen in seinen Staaten. Kein deutscher Fürst zieht das Schwert für seinen unglücklichen Bruder, keiner bedenkt, daß auch an ihn die Reihe kommen kann, wo er, von Land und Leuten verjagt, fern von seiner Heimath, ein Geächteter, fremdes Brod essen, aus fremden Bechern trinken wird. Nur der edle Graf von Mannsfeld steht noch kampfgerüstet dem Heere der Ligue und den Spaniern gegenüber; aber er muß unterliegen, wenn ihm nicht Hülfe wird. Die protestantischen Fürsten schlummern, Euer Landesvater allein blieb wach. Lange und reiflich habe ich nun erwogen, was mir zu thun obliegt, die Noth deutschen Vaterlandes bedacht, aber auch das Elend, welches ich über mein Land bringen könnte. Da ließ Gott den Entschluß in mir reifen, in aller Stille zu werben, und für Deutschland, Freiheit und meinen Glauben zu siegen oder unterzugehn. Damit ich aber meine geliebten Unterthanen nicht mit in den Strudel eines ungewissen Verhängnisses hinabziehe, habe ich meinem Erstgebornen die Regierung in der Stille abgetreten und übergeben, zu seiner Zeit wird es feierlich geschehen. Markgraf Georg Friedrich steht heute nicht mehr als Herr und Gebieter unter Euch, er befiehlt nicht, daß Ihr Eure Fahnen aufrollen und ihm die Folge leisten sollt, er steht nur wie ein Freund unter seinen Freunden, ein Kriegsmann unter seines Gleichen und wirbt bei Euch um einen ehrlichen Reiterdienst. Nicht die

Bürger Pforzheims sollen mir auf meinem Zuge folgen, Freiwillige aus allen Ständen will ich werben. Meine Fahne in der Hand trete ich auf Euren Markt, lasse die Trommel rühren und wer um geringen Sold sein Schicksal an das meine knüpfen, für Gott und Vaterland fechten will, der schließe sich an mich an.

Gnädigster Herr! nahm jetzt der Bürgermeister, aus dem Kreise hervortretend, das Wort: Ich bin beauftragt, im Namen meiner Mitbürger Euch zu antworten. So hört in mir die Stimme Aller.

Erst unser Beileid, daß wir unsern theuern Vater verlieren sollen, daß er das Scepter, welches er so sanft und gerecht führte, einem Andern, und wenn es auch sein Sohn ist, übergeben hat. Glücklicher können wir nicht werden, als wir es durch ihn waren, fester kann der Baum der Treue nicht wurzeln, als er für Euch, edler Herr, auf gutem Grunde unerschütterlich stand, und schmerzvoll werden wir dem neuen Landesherrn den neuen Eid leisten, denn er reißt uns von Eurer Vaterbrust. Er schwieg. In heiliger Stille stand die Versammlung, kein Athemzug störte sie, die Brust war zu bewegt, um aufzuathmen, aber Thränen rollten über die Wangen der Greise und Männer herab, die sich nun in dieser ernsten Stunde von ihrem geliebten Vater losreißen sollten. Auch der Bürgermeister, sonst ein unerschütterlicher Mann, mußte Fassung suchen, doch ermannte er sich bald. Nun, gnädigster Herr, fuhr er fort: was ich Euch noch zu sagen habe, gilt nicht mehr dem Fürsten, es gilt dem Freund, dem Waffenbruder.

Es bedarf keines Trommelschlages, die kampflustigen Männer um Euch zu versammeln. Ich wähle die rüstige Jugend aus, die Andern bestimme das Loos. Vierhundert sollen mit Euch ziehen und mit ihrem Leib Eure fürstliche Gnaden, wie treue Knappen ihren Ritter, beschützen. Vierhundert kann Pforzheim verlieren, ohne ganz zu Grunde zu gehen; bestimmte ich aber die Zahl nicht, dann, gnädigster Herr, zögen Alle mit, denn ein Schimpf würde es dem sein, der da zurückbleiben wollte. Die Werkstätten blieben leer, Handel und Wandel stockte, und die Thränen der Wittwen und Waisen könnten doch wohl im Unmuth über den zu großen Jammer Euch bei Gott anklagen. Vierhundert tüchtige Männer mit festem Willen, für ihren Fürsten, ihr Vaterland und ihren Glauben in den Tod zu gehen, sind schon ein ehrenwerther Haufen, und werden eine treue Leibwacht um Euch bilden, wenn Ihr ihnen diese Ehre gönnt. Seid Ihr meiner Meinung, meine Freunde? wandte er sich zu seinen Mitbürgern: so sprecht! Ein einstimmiges Ja bekräftigte, was er gesagt.

Der Markgraf war tief gerührt; ohne ein Wort zu erwidern, ging er im Kreise umher, reichte einem Jeden die Hand und mit diesem Handschlag weiheten sie sich, sein Schicksal zu theilen. Ich danke Euch, meine Freunde! Gott sei mit uns! war Alles, was er zu sagen vermochte.

Amen! sprach die Versammlung und mit tief erregtem Gemüth gingen sie heim.

Hier fanden sie auf den Straßen überall lauten Jubel. Die Jugend zog mit Musik und aufgerollten Fahnen durch die Stadt, Trommeln wirbelten, von den Thürmen schmetterten die Trompeten lustig herab, und als sei der Tag der Wonne erschienen, so ganz gaben sich die Bürger Pforzheims ihrer Freude hin. Als aber die jubelnde Menge die Väter mit ernstem Antlitz vom Schloß herabkommen sah, die zwar frohen Muthes, doch nachdenkend und schweigend an ihnen vorüber gingen, da fühlten sie wohl, daß die Stunde nicht dem Jubel, daß sie ernsten Geschäften geweiht sei. Jeder eilte nach Hause, dort Kunde von dem zu erhalten, was auf dem Schlosse verhandelt worden. Doch was sie hier vernahmen, trübte ihre Freude nicht. Wie ein Sturm die prasselnde Flamme erfaßt und sie hoch und immer höher jagt, so ergriff die Nachricht, daß Vierhundert unter ihnen mit ihrem Herrn in den Kampf ziehen sollten, die Flamme ihrer Freude und trieb auch sie leuchtend empor. Jetzt begannen die Trommeln erst recht zu rasseln, jetzt erst die Trompeten vom Thurm unaufhörlich zu schmettern, lauter wurde der allgemeine Jubel, Alles drängte nach dem Hause des Bürgermeisters, als ob jeder befürchte, der Letzte der Vierhundert zu sein. Nicht mehr geschmückt, wie zum Tanze, gerüstet traten sie einher, und selbst die Jungfrauen nahmen Theil und ermuthigten ihre Brüder, ihre Geliebten, nicht daheim zu bleiben, sondern zum Streite mit auszuziehn.

Hoch schlug dem Markgrafen das Herz, als er dies aus den Fenstern seines Schlosses gewahrte. Bei Gott! sagte er zu dem eben gegenwärtigen Herzoge Magnus von Würtemberg: Wüßten die Fürsten die Liebe ihrer Unterthanen zu gewinnen, ihr Thron stände unerschütterlich!

Und Du bleibst heute so still für Dich daheim? sagte Meister Roser zu seinem Sohne, als dieser ruhig neben dem Sessel der Mutter, sie liebkosend, saß: Nimmst Du keinen Theil an der allgemeinen Freude? Willst Du nicht Einer der Vierhundert sein? — Nun so werde ich wohl für Dich eintreten müssen.

Vater, erwiderte Albrecht sanft: thut mir nicht Unrecht. Mein Entschluß war gefaßt, ehe ich noch in die Vaterstadt heimkehrte. Der bevorstehende Krieg hatte so gut wie Ihr und die Mutter Theil daran, daß ich das schöne Mailand und meinen geschickten Meister so bald verließ. Sorgt nicht für mich; was heute brennt, das ist ein Strohfeuer, von dem Augenblick angeblasen, von der Begeisterung entflammt. Wir wollen sehn, wie es nach Wochen steht.

Du kennst Deine Mitbürger wenig; erwiderte der Alte: nach Wochen

wird diese Flamme zwar nicht mehr so prasselnd, aber desto heller brennen.

Das ist zu wünschen! erwiderte der Sohn: und dann tret' ich mit Freuden unter sie. Das Banner der Stadt will ich tragen, hoch will ich es schwingen im Glück, im Unglück fest an mein Herz drücken, daß es nur mit ihm untergehe. Es soll die Braut sein, der ich mich dann vermähle.

Mein Sohn! unterbrach ihn die Mutter: rede nicht so freventlich! Thue Deine Pflicht in Demuth und erwarte Dein Schicksal ruhig von Gott. Des Menschen Kraft ist so schwach, was nützt ihm der hochstrebende Wille? Was soll Dir das Banner zur Braut? Gönnt man Dir auch die Ehre, es zu tragen, so trägst Du es, kehrst Du heim, wieder auf das Rathhaus und in der Wohnung des Friedens lebst Du einer andern Pflicht. Dann, mein Sohn —

Anna! unterbrach sie der Meister: trübe mir nicht den heutigen Tag!

Nein, Vater! nahm die Alte das Wort: es muß heraus, es sprengte mir ja sonst die Brust. — Kehrst Du zurück, fuhr sie zu Albrecht fort: dann mein Sohn, gib unserer Margarethe die Hand, erheitere so der alten Mutter kummervolle Tage und bereite ihr einen sanften Tod. Nicht wahr, mein Albrecht, die Bitte Deiner kranken Mutter dringt bis zu Deinem Herzen?

Mutter! erwiderte er und knie'te unwillkürlich an ihrem Sessel nieder, drückte innig ihre welke Hand und sein großes blaues Auge, von einer Thräne befeuchtet, sah mit kindlicher Liebe nach ihr auf. Mutter! sagte er bewegt: was Ihr von mir fordert, das zu erfüllen ist mir unmöglich.

So hat ein italisches Mädchen, wie ich es längst gefürchtet, Dein Herz umstrickt! Darum bliebst Du auch so lang' in Mailand unter dem katholischen Volke, fuhr die Alte heftig auf und entzog ihm die Hand.

Nein, Mutter! kein italisches Mädchen umstrickte mich; einer deutschen Jungfrau gelobte ich im Stillen ewige Treue, und was ich, wenn auch nur mir selbst, gelobt, muß ich halten.

Was ich eben höre, gefällt mir nicht, mein Sohn! nahm der Alte das Wort, während Albrecht sich erhoben hatte: Wenn es gilt, die Hausfrau in das Vaterhaus zu führen, dann haben die Eltern wohl auch ein Recht, mit zu reden. Du hast nun einmal die Sache herbeigeführt, Anna, wandte er sich zu dieser: so soll auch der Becher, den Du gefüllt, geleert werden bis auf den Grund, sei es nun Sekt oder Wermuth, den wir hinunter trinken müssen. Aber ehe ich den Sohn eines Weitern befrage, reich' ihm wieder Deine Hand, blick' ihn mit Mutterliebe an, damit ihm das Zutrauen zu Dir nicht fehle. Und nun sag' uns, Albrecht, wer ist das Mädchen? wie heißt sie? wo ist ihre Heimath?

Langsam hatte, während dieser Frage, die Mutter ihre Hand wieder

nach dem Liebling gestreckt; leise drückte sie die seine und ihr feuchtes Auge, aus dem der Kummer sprach, zwang sich, ihn freundlich anzulächeln. Sprich, mein Sohn! sprach sie mit bebender Stimme: sag' uns Alles, verheimliche uns nichts; kehre Dich nicht an meinen ängstlichen Blick, nicht an mein Zittern; ich will ja gern das Grab meiner Hoffnung sich öffnen sehen, wenn ich Dich nur glücklich weiß.

Mutter, Mutter! bat Albrecht: Nicht diese Güte! Ihr macht mir den Kampf zu schwer. Zürnt mir! Ich kann leichter Euern Zorn ertragen, als die Milde, die ich in Euern Augen lese.

Laß das und rede! unterbrach ihn der Vater verweisend: In den ernsten Augenblicken des Lebens taugt die Weichheit nicht; da muß der Mann sprechen und handeln!

Die Jungfrau, die ich liebe, begann nun Albrecht, und eine hohe Röthe überflog seine Wangen: die Jungfrau ist aus unsrer Vaterstadt.

Aus Pforzheim? fuhr die Mutter neugierig auf: Mein Gott, wie wär' es möglich!

Sie ist Gertraud, Herrn Deimlings, des Juweliers, Tochter.

Bei diesen Worten schien der Kummer in der Mutter Antlitz der Freude zu weichen. Unwillkürlich faltete sie die Hände, während der Vater schmerzvoll auf den Sohn blickte. Armer Junge! sprach er: Du hast Dir ein schönes, aber unerreichbares Ziel gesetzt. Ich wollte lieber, Du hättest die Tochter eines armen Hirten gewählt, als das Kind dieses stolzen Reichen. Wie er seine Juwelen nur für Grafen und Fürsten faßt, so hält er diesen Juwel auch nur ihrer werth. Hoffe nie, sie Dein Weib nennen zu können! —

Sollt' es einmal nicht Margarethe sein, so wüßt' ich keine liebere Tochter, als Gertraud! meinte die Mutter: Hat sie sich Dir schon mit Hand und Mund verlobt?

Ich selbst habe ihr noch nicht gesagt, daß ich sie liebe, erwiderte er. Wie dürft' ich das, liebe Eltern, ohne Euern Willen zu kennen? Aber das weiß ich und fühl' es tief in meinem Innersten, daß sie mich liebt, mich treu liebt, ihr Händedruck, ihr Lebewohl hat es mir gesagt. Auch sind mir die beiden Brüder ihres Vaters gewogen, Beide haben mir, der eine mehr, der andere minder, eine ferne Hoffnung gezeigt, und ich glaube, sie recht verstanden zu haben. Laßt mich muthig meinem Ziele entgegen gehn; der Mensch vermag Alles, wenn sich ihm das Schicksal nicht gar zu tückisch entgegen stellt. Aber, gute Mutter, laß mich nur in freundliche Augen schauen, denn sähe ich Kummer auf Eurer Stirn, so wäre mein Muth dahin.

Der Herr gebe Dir seinen Segen! sprach die Mutter, und der Vater reichte ihm die Hand. Es war brav von Dir, mein Sohn! sprach er: daß Du der Eltern Meinung vernehmen wolltest, dem Mädel Dein Herz nicht entdecktest, und sie nicht durch süße Worte umstricktest. — Die Neigung,

welche die stummen Boten zum Herzen führen, soll die festeste sein. Nun aber auch mit Gott, trotz Lieb' und Sehnsucht, an die Arbeit! Jetzt dürfen des Waffenschmidts Hände nicht ruhn.

Mit leichtem Herzen ging Albrecht den andern Tag in die Werkstatt; hatte er doch vor seinen Eltern kein Geheimniß mehr in seiner Brust verschlossen.

Wenige Tage nach der Abreise des Markgrafen versammelten sich alle waffenfähige Bürger auf dem Rathhause, wo der Bürgermeister zuerst 300 Jünglinge aus denen, die zu der Erhaltung ihrer Familien nicht unumgänglich nothwendig waren, auswählte. Dann ließ er für das fehlende Hundert das Loos entscheiden. Die Bürger waren mit dieser Einrichtung zufrieden, die Jünglinge brannten vor Begierde, in den Kampf zu ziehen, und die, so das Loos betroffen, hielten es für eine Schickung des Himmels und kehrten frohen Muthes heim, ihre Rüstungen und Schwerter hervor zu suchen. In keinem Hause flossen Thränen, jeder der Erwählten war stolz, zur Vertheidigung des Vaterlandes mit seinem Herrn zu ziehn. Am stolzesten aber kam Albrecht Roser nach Hause, den der Bürgermeister, als Hauptmann dieser auserwählten Schaar, die Fahne anvertraut hatte.

Jetzt ward es in der Werkstatt Meister Pauls lebendiger als je. Alle strömten herbei, die verrosteten Harnische poliren, die Schwerter und Partisanen in Stand setzen zu lassen, und Albrecht hatte vollauf zu thun. Aber trotz der Arbeit, trotz dem, daß sein Geist mit dem Kriegszuge beschäftigt war, gedachte er doch stets Gertrauds. Seinem Versprechen zufolge hatte er gleich bei seiner Ankunft das Grab ihrer Mutter mit Blumen geschmückt, aber jetzt, da der Herbststurm schon den Schnee über die Felder jagte, konnte er keine Blume mehr finden, und die letzten Astern, die er gepflanzt, standen entblättert, ein Bild der Vergänglichkeit, auf dem Grabhügel. Des Sonntags, wenn die Arbeit ruhte, die andern jungen Leute zechten und sich vergnügten, auch wohl hier und da von dem bevorstehenden Kriegszuge schwatzten, schlich er, wie Gertraud es gewünscht, auf den Friedhof, trat trauernd an das Grab der Entschlafenen, und betete. Auch ging er zuweilen zu Herrn Berchtold, sprach mit ihm über Kriegs- und Weltbegebenheiten, wobei der würdige Mann, welcher den Jüngling von Herzen liebgewonnen, ihn oftmals in seine Gewehrkammer führte, in welcher er noch aus dem niederländischen Kriege seine Waffen und manches seltene Stück aufbewahrte. Nur wenige konnten sich dieser Vergunst erfreuen, denn nur den, welchem der Bürgermeister besonders hold war, führte er in dies abgelegene Kämmerchen, wo er seine liebsten Erinnerungen verwahrte. Er hielt es als Handelsherr und Bürgermeister nicht an seinem Platz den Kriegsmann zu spielen, und darum war seine Rüst-

kammer nur den Freunden offen. Heute aber, da es wieder dem Ernste galt, suchte er eine stattliche Rüstung, die er einst einem spanischen Hauptmanne abgewonnen hatte, hervor, ergriff das Schwert, welches schon in manchem Strauße sein treuer Gefährte gewesen, und übergab beides Albrecht, um es wieder in seinen alten Glanz herzustellen.

Nicht allein die verständige Rede des erfahrenen Mannes, nicht die Freude an den seltenen Waffen führte den Jüngling in das Haus des Bürgermeisters. Am meisten zog ihn der Umgang des Sohnes, eines biedern treuherzigen Jünglings, an, der sich mit Freundschaft schon früher an ihn angeschlossen hatte. Doch waren es auch hier nicht allein die gleichen Gesinnungen und Ansichten über so mancherlei Lebensverhältnisse, welche Rudolph Deimling zu dem Waffenschmidt hinzogen, es war ein tieferer Grund vorhanden, ihre Herzen in Freundschaft zu verbinden. Rudolph liebte Margarethe, und hatte dies in einer vertrauten Stunde seinem Freunde mitgetheilt, und von ihm in Rücksicht Gertrauds ein gleiches Geständniß erhalten. Daher die größere Vertraulichkeit zwischen Albrecht und dem Mädchen, und wenn die Mutter beide nach dem Garten vor dem Thore gehen sah, ahnte sie wohl schwerlich, weßhalb Margarethe ihren Sohn begleite.

Wär' ich nur auch so glücklich, wie Du! Ständen mir nur auch so wenig Hindernisse im Wege, wie Dir, sagte Albrecht zu seinem Freunde, wenn sie gegenseitig ihre Herzen sich öffneten: Du kannst der Einwilligung meiner Eltern gewiß sein —

Aber nicht der meines Vaters; unterbrach ihn dann Rudolph besorglich: er ist zwar ein freisinniger Mann, aber der Kaufmann sieht auf Geld und Gut, und Margarethe ist eine arme Waise.

Da hab' ich mehr Vertrauen zu Deines Vaters Denkart; meinte Albrecht: ein so edler Mann berücksichtigt nur das Herz, und nicht den äußern Tand. Rudolph schüttelte bedenklich den Kopf.

Als Albrecht eines Sonntags allein bei dem Bürgermeister saß, der Becher oft geleert wurde, und dieser heute besonders guter Laune war, stieg der kecke Entschluß in ihm auf, für seinen Freund bei dem Vater zu werben, wozu Herr Deimling auch bald Gelegenheit gab. Von einer neckenden Laune verlockt, begann dieser, was er noch nie gethan, Gertrauds zu erwähnen, und hätte fast, wie sein ältester Bruder, dem Jünglinge geradezu seine Gesinnungen mitgetheilt, wenn er sich nicht noch zur rechten Zeit bedacht hätte; so aber blieb es bei kleinen Neckereien, die dem sonst so ernsten Manne nicht gewöhnlich waren. Aber Albrecht hielt ihn fest, er schien in seinen Scherz einzugehn und fragte unter Andern: Gestrenger Herr, was würdet Ihr sagen, wenn ich Euch gestände, daß ich Eure Nichte, von welcher Ihr eben jetzt so viel Liebes und Gutes mir saget, zum Weibe begehrte?

Ich würde schweigen, antwortete der Bürgermeister lächelnd.

Und wie sollt' ich mir dies Schweigen erklären? fragte Albrecht weiter.

Darauf behalt' ich mir die Antwort vor, erwiderte er ernster werdend.

Und was würdet Ihr sagen, fragte Albrecht, ohne sich von dem ernsten Blicke des würdigen Mannes stören zu lassen: was würdet Ihr sagen, wenn Euer Rudolph zu Euch trät' und spräche: Vater, ich liebe ein gutes frommes Mädchen, arm an Gütern, reich an Gemüth. Gebt mir Euren Segen!

Ich würde sprechen, erwiderte der Bürgermeister halb ernst, halb launig: mein Sohn, davon, wenn ich aus dem Kampf zurückgekehrt bin. Erst die Pflicht für das allgemeine Wohl erfüllt, dann an die Pflicht für sich selbst gedacht! Beachtet dieses Wort, junger Mann, denn ich würde in gleichem Falle Euch das Nemliche antworten.

So unbestimmt diese Antwort auch war, so schöpfte doch Albrecht für sich und seinen Freund manche Hoffnung daraus; er eilte vergnügten Herzens nach Hause und theilte sie Rudolph mit.

Einige Tage nach dieser Unterredung stand Albrecht eines Nachmittags, als der Vater mit den Gesellen eine Menge in Stand gesetzter, der Stadt gehöriger Waffen, auf das Rathhaus brachte, allein in seiner Werkstatt. Der junge Waffenschmidt legte eben die Schienen eines Harnisches auf seinen Ambos, und nahm die Feile zur Hand; aber seine Gedanken waren hierbei sanfter, als die schrillenden Töne seiner Feile, sie waren bei Gertraud, von der er seither noch nichts vernommen hatte. War er auch zuweilen, unter mancherlei Vorwand, bei ihrem Vater gewesen, der ihn Margarethens wegen neckend fragte, ob er käme, seinen Verlobungsring zu bestellen, hatte er auch dann das Gespräch geschickt auf Jungfer Gertraud zu wenden verstanden, so war es ihm doch nicht geglückt, irgend etwas Weiteres von ihr zu erfahren. Eben heute gedachte er ihrer so recht von Herzen; seine Sehnsucht wuchs mit jedem Augenblicke, und da er eben den letzten Feilenstrich gethan, und zwar, noch seine Arbeit vor sich, an sie und sein Schicksal denkend, unwillkürlich den Blick auf die Straße geheftet hatte, wär' ihm bald Feil' und Schiene vor Staunen entsunken, denn er sah Gertraud, den schlanken Leib in einen stattlichen Marderpelz gehüllt, zwischen ihrem Vater und Herrn Philipp Wels, dem Hause vorüber gehen. Ha! rief er aus, und eilte, Alles von sich werfend, hinaus. Doch der Ruf seiner Mutter hielt ihn auf der Hausflur zurück; er besann sich und trat zu ihr ein.

Hast Du sie gesehen? fragte sie, über den starren Blick ihres Sohnes geängstigt: Hast Du Gertraud mit dem Kaufherrn gesehen?

Ich sah sie, erwiderte Albrecht, bei dem es nur eines Augenblicks be-

durft hatte, Fassung zu gewinnen: und freue mich jetzt von Herzen, daß ich sie nur hier weiß. Nun erst will ich mit rechter Lust an die Arbeit gehen, denn in ihrer Nähe wird jeder Tag ein Tag der Freude.

Und fürchtest Du nichts? fragte die Mutter warnend: Sahst Du nicht den Cölner Kaufherrn in seinem mit Pelz verbrämten Oberkleide? Sahst Du nicht ihres Vaters stolzen triumphirenden Blick, als ob er sagen wollte: Seht, das ist mein künftiger Edam!

Ich sah alles dies, antwortete Albrecht: aber auch des Mädchens trauriges, schwermuthsvolles Auge. So geht die Braut nicht an der Seite ihres Bräutigams. Und dann, Mutter, vertrau' ich dem Mädchen fest, und sie ist wahrlich meines Vertrauens werth!

Und Dein Benehmen gegen Margarethe, fuhr sie fort: könnte mich auch wohl glauben lassen, Du würdest Dich über Untreue trösten.

Mutter, Mutter, wie arg denkt Ihr doch von mir! unterbrach er sie heftig: Könnt Ihr glauben, daß Euer Sohn so wankelmüthig ist? Wißt, was ich Euch bis jetzt verschwiegen — aber fragt nicht weiter, denn was ich Euch vertraue, ist nicht mein Geheimniß — Margarethe wird von einem braven Manne geliebt, sie liebt ihn wieder, und ich weiß davon.

Mein Gott! rief die Mutter erschrocken und doch freudig: Und das blieb mir verborgen? Das Mädchen konnte hinter meinem Rücken eine Verbindung knüpfen?

Mutter! erst müssen die Herzen sich kennen, erst müssen sie Gewißheit haben, ehe der Mund das Geheimniß ausspricht. Fragt Margarethe nicht, sie hat zu schweigen gelobt und dürfte Euch nichts vertrauen. Vertraut mir und sorgt nicht, da es ein wackerer Mann, und er ihrer wohl werth ist. Gebt mir die Hand, daß Ihr nicht weiter nach dem forschen wollt, was ich Euch unvorsichtig sagte.

Die Mutter konnte ihrem Sohne nichts versagen, sie gab ihm Hand und Versprechen, und brach es schon am Abend, als sie mit Margarethe allein war. Die Arme warf sich, statt Antwort, weinend an ihren Hals, liebkoste die Mutter, schwur bei Allem, was ihr heilig sei, ihre Liebe sei rein, der Mann ihrer zehnfach werth; aber seinen Namen nannte sie nicht.

Indessen Margarethe dies peinliche Verhör ausstehen mußte, war Albrecht ohne bestimmte Absicht nach dem Friedhof gewandert. War es sein täglicher Gang oder hatte ihn eine leise Ahnung hingezogen, er öffnete die Gitterthür, ging um die Kirche nach dem offenen Gewölbe, unter dessen schützendem Dache der Grabhügel von Gertrauds Mutter aufgeworfen war, sah hier Gertraud, den Rücken nach ihm gewandt, trotz Sturm und Schneegestöber, an der Mutter Grabe betend knieen, und wagte nicht, ihre Andacht zu stören. Als sie sich erhob, sich wandte, erblickte sie ihn und erbleichte. Aber schnell trat sie auf ihn zu. Albrecht! sprach sie mit fester Stimme, und die Verzweiflung gab ihr Muth: Mir droht Gefahr! Euer Reisegefährte ist der von meinem Vater mir bestimmte Bräutigam; ich

hasse ihn, nie werd' ich die Seine. Seid Ihr noch, wie Ihr Euch in dem Landhause bei meinem Oheim zeigtet, fuhr sie fort: so ist es Eure Pflicht, mir beizustehen. Sendet einen Boten nach der Schweiz, an meinen Ohm, meldet ihm, was ich Euch eben gesagt; hier werd' ich selbst für mich handeln!

Gertraud! rief Albrecht und wollte ihre Hand fassen.

Nicht so, Albrecht! bat sie: Man könnte uns bemerken, ich muß nach Hause eilen, verlaßt mich!

Nun so muß ich das, was so lange in mir verschlossen liegt, seiner Bande entledigen, rief er. Ich muß sprechen! Nehmt die Versicherung, daß ich Euch liebe, bis zum Tode lieben werde!

Auch ich! sprach sie leise, und eilte, wie ein aufgescheuchtes Reh, über den Friedhof hinweg.

Da stand er, im Sturmgebraus und Schneegestöber, die weißen Flocken umtanzten sein Haupt und breiteten sich zum Leichentuch über die Gräber — er sah es nicht; der Sturm jagte wirbelnd sein Haar empor, er bemerkte es nicht. Ein Frühling, lächelnd und wonnig, wie am blüthenreichsten Maientage, zauberte ihn begrüßend einen bunten Teppich um ihn her. Die weißen Grabhügel schmückten sich mit frischem Grün, Blumen sprießten aus dem Schooße der Verwesung und duftende Rosen keimten aus dem Staube der Todten empor.

Sie hatte ja das himmlische Wort gesprochen, was kümmert' ihn die tobende Natur? was die schneeigen Flocken? Mit diesem Worte breitete sich ein Paradies vor ihm aus, und der trübumflorte Himmel strahlte ihm in azurnem Glanze! So stand er lange in glücklicher Täuschung. Aber endlich zerstörte dies liebliche Bild sich selbst; die todte Wirklichkeit trat vor ihn, die Gräber mahnten ihn, daß Alles auf dieser Erdenwelt vergänglich sei; sein Maientag hatte abgeblüht, er schritt in sich gekehrt über die Hügel hinweg, und mit jedem Schritte gestaltete sich ihm die Zukunft ernster.

Und wenn mir auch das Leben keine der schönen Blumen böte, die eine trunkene Phantasie mir so eben erschuf, rief er endlich freudig aus: so wollt' ich doch nicht mit dem Geschicke hadern! Weiß ich doch, daß sie mich liebt, daß sie mich ewig lieben wird. Mit diesen Gedanken kehrte das Vertrauen und der Muth in seine Brust zurück, und hoch beglückt trat er in das väterliche Haus.

Hier fand er seinen Reisegefährten, der gestern schon angekommen, und bis jetzt abgehalten worden war, ihm seinen Besuch zu machen. Er erwähnte Gertrauds mit keiner Sylbe. Auch Albrecht schwieg und hatte die Fassung, nicht den mindesten Unmuth gegen Philipp blicken zu lassen; auch fühlte er wirklich keinen Groll gegen ihn in seinem Herzen. Warum sollte er ihm verargen, nach diesem Engel seine Wünsche zu heben? Und heimtückisch war es auch nicht von ihm, daß er um sie warb; wie konnte

er, dem er sich nie vertraut hatte, das Verhältniß ahnen, in welchem er zu Gertraud stand? Kleinliche Eifersucht und Rache war seinem biedern Herzen fremd, und so reichte er mit eben der Freundlichkeit auch heute Philipp die Hand zum Willkommen, wie er sich von ihm in Basel getrennt hatte.

Die Mutter aber war über das Betragen ihres Sohnes betreten. Fürchtest Du denn gar nichts? fragte sie ängstlich, als sie allein waren: Ist Dir denn dies neue Hinderniß gleichgiltig, und bist Du denn des Gelingens so gewiß?

Ihrer Liebe bin ich gewiß, Mutter! erwiderte er mit freudiger Zuversicht: Sie hat mir eben jetzt ihr Herz aufgeschlossen, und was brauch' ich mehr? Auf ein solches Wort, auf einen solchen Blick, der das Wort bekräftigte, baue ich vertrauensvoll mein Schicksal.

Herr Caspar hatte indeß seinem Bruder die ihm so freudige Nachricht mitgetheilt, daß der Sohn des reichen Cölner Kaufherrn, Philipp Wels, um sie angehalten, und er sie ihm zugesagt habe. Herr Berchtold hörte ihm gelassen zu, und als er geendet, fragte er, ohne das, was er über Gertrauds Herz wohl ziemlich gewiß wußte, zu erwähnen, den Juwelier: Hast Du denn die Ueberzeugung, daß Deine Wünsche auch die Wünsche Deines Kindes sind?

Das eben nicht, erwiderte Herr Caspar. Sie scheint im Gegentheil dem Kaufherrn nicht wohl zu wollen. Aber das findet sich; ich kenne das aus Erfahrung. Du weißt ja selbst, wie lange mein verstorbenes Ehegespons sich gegen den Willen ihrer Eltern sträubte, bis sie endlich doch das Ja aussprach.

Und weiß auch, Bruder, unterbrach ihn Herr Berchtold mit finsterm Ernst: daß sie durch ihr ganzes Leben nicht glücklich war, daß sie in mancher schlaflosen Nacht den Mann ihrer ersten Liebe beweinte, der aus Verzweiflung den Tod suchte, und ihn auch auf dem Bette der Ehre fand. Du warst und machtest nicht glücklich, Bruder! das Gold, was Dir Dein Weib zubrachte, und weßhalb ihr Besitz Dir so wünschenswerth war, hat den Frieden nicht in Dein Haus gebracht, und der Prunk, mit dem Du Dich umgabst, die Perlen, mit welchen Du Dein Weib schmücktest, haben die Thränen nicht getrocknet, die ihr brennendes Auge so lange weinte, bis der Tod es endlich mitleidig schloß. Erinnere Dich jener Stunde, fuhr er fort: wo wir in stiller Nacht an ihrem offenen Sarge standen. Die Todtenlichter brannten matt, der Dampf des Weihrauchs, der die Leiche umgab, umschleierte noch mehr ihr Antlitz; und als Du ihr näher tratest, Dein Auge theilnehmend auf ihr ruhte, und Dein Gewissen laut mahnend zu Dir sprach, schien es Dir, ihre bleichen Lippen bewegten sich und ihr Auge sahe starr auf Dich. Da, in jener ernsten Stunde, gelobtest Du feierlich, was Du an ihr gesündigt, wieder gut zu machen. Ich mahne Dich an dieses Gelübde! — Sie ruht im Grabe, ihr ist wohl, Deine Macht

erstreckt sich nicht bis zu ihr; aber sie ließ Dir eine Tochter zurück, ganz ihr Ebenbild an Herz und Gemüth. Blick' in ihr Auge, mit dem Tode der Mutter erbte sie der Mutter Schwermuth; zwinge sie nicht, und mache nicht auch sie unglücklich. Laß ihrem Herzen freie Wahl, und vielleicht verstummt bei ihrem Glücke die mahnende Stimme Deines Gewissens. Geh' in Dich, Bruder, und denke, daß dereinst von jeder Thräne, die wir dem fremden Aug' erpreßten, Rechenschaft gefordert wird.

Würdevoll, einen ernsten, aber doch einen Blick voll Liebe auf seinen Bruder heftend, stand er vor dem Erschütterten, der ihm schweigend die Hand reichte und mit wahrhaft gerührtem Herzen ihn verließ.

Kaum aber war der erste Moment der Rührung vorüber, kaum war das Bild der Gestorbenen durch andere Bilder verdrängt, als Herr Caspar, zwar den Vorsatz noch fest hielt, seine Tochter nicht zu zwingen, aber schon auf Mittel dachte, auch ohne dies zu seinem Zwecke zu gelangen. Er hoffte, der schöne Mann und die reichen Geschenke, welche er mitgebracht, würden mit der Zeit ihren Eindruck auf das Herz seiner Tochter nicht verfehlen, und da er nicht ahnen konnte, daß schon eine andere Neigung sich dessen bemächtigt habe, so glaubte er, daß Herrn Philipps angenehmes Wesen, sein Gesang und seine Laute sich den Weg bahnen würden. Aber nicht Laute, nicht Gesang, nicht Schmeichelworte öffneten die Pforte, die ihm stets fest verschlossen blieb, und die Geschenke wurden mit Verachtung und Stolz von Gertraud zurückgewiesen. Mochte er auch täglich um sie sein, mochte der Vater ihm keine Gelegenheit versagen, mit ihr allein zu sprechen, so gewann er dadurch nichts, als daß sie, die anfangs nur mit schweigender Kälte ihn abgewiesen, ihm jetzt unverholen sagte, daß er ihr lästig sei und nichts von ihr zu erwarten habe.

Aber was jeden Andern entmuthigt hätte, ließ ihn nur desto beharrlicher in seinen Bewerbungen bleiben. Ihr ganzes Benehmen zeigte ihm klar, daß eine frühere Liebe allein ihm im Wege stände, und seine tief gekränkte Eitelkeit sagte ihm stets, daß nur eine solche vermögend sei, sich dem Eindrucke, den er auf das Mädchen glaubte machen zu müssen, entgegen zu stellen. Natürlich kam ihm hierbei sein Reisegefährte in den Sinn. Er umschlich nun Getraud, ließ jeden ihrer Schritte bewachen, aber da sie nirgends als in der Kirche oder an dem Grabe ihrer Mutter und zuweilen in dem Hause des Bürgermeisters gesehen wurde, so waren seine Nachforschungen vergebens; denn in dem Gotteshause verbot die Frömmigkeit dem Geliebten auch nur einen Blick zu schenken, an dem Grabe der Mutter sie aufzusuchen, hatte sie ihm untersagt, und in dem Hause des Bürgermeisters, wo der junge Kaufherr keinen Zutritt hatte, konnte er von dem, was dort vorging, nichts erfahren.

Einigemal hatte Albrecht Gertraud dort ganz zufällig getroffen, und einmal sogar sie hier allein zu sprechen Gelegenheit gehabt; aber was bedarf die Liebe auch der Worte? Ein Blick, ein leiser Druck der Hand genügt, um sie zu nähren, und ein Brieflein, tausendmal gelesen und an die Lippen gedrückt, läßt die Erinnerung so oft erneuen, und stärkt die zarten Keime der Liebe mehr, als die schnell verhallenden Worte. Ueberdies war Rudolph des Freundes treuer Bote, ihm vertraute sie ihre Briefe an, und was die Liebenden sich sonst noch kund zu thun hatten, ging durch seinen Mund.

Philipp Wels hoffte jeden Tag mit der Bestätigung seines Argwohns vor den Vater treten zu können, aber noch war es seiner Verschlagenheit nicht gelungen, auch nur das Kleinste aufzufinden, wodurch er dem stolzen Juwelier es hätte glaublich machen können, daß ein rußiger Waffenschmidt um die Gunst seiner Tochter werbe. Aber von Eifersucht und Rache getrieben, konnte er nicht länger die verächtliche Zurückweisung erdulden. Er trat eines Morgens in Herrn Caspars Zimmer und beklagte sich über Gertrauds kaltes abstoßendes Benehmen. Der Vater bedauerte ihn, gestand ihm aber offen, daß er sein Kind unter keinem Verhältnisse zwingen würde, ermahnte den jungen Handelsherrn, nur standhaft in seinen Bewerbungen zu sein, und führte ihm sein eigenes Beispiel an, wie er durch Ausdauer doch endlich ans Ziel gekommen sei, und seines Weibes Herz damals sogar von einer andern Leidenschaft ergriffen gewesen wäre.

Das scheint auch hier der Fall zu sein, unterbrach ihn Philipp, froh, daß ihm der Vater selbst eine Gelegenheit bot, ihm seinen Verdacht mitzutheilen.

Herr Caspar lächelte. Meine stille schwermüthige Gertraud? sagte er zuversichtlich: Nein, nein, Ihr irrt! Die Eifersucht läßt Euch sehen, wo nichts zu sehen ist. Doch durchflog er schnell die Reihe der Wenigen, welche er würdig und kühn genug hielt, nach solchem Preis zu ringen.

Und ich setze das Beßte, was ich habe, gegen eines Bettlers Wamms ein, wenn ich mich irre! entgegnete zuversichtlich der Cölner.

Und wenn Ihr Alles so genau wißt, so sagt mir doch, wer denn der Glückliche ist? fragte der Juwelier spöttisch.

Wer es sey? fuhr jener fort: Schon in der Schweiz sah ich die beredten Liebesblicke wechseln, schon da war ich überzeugt —

In dem Hause meines Bruders? fiel ihm Gertrauds Vater gespannt in die Rede: Ein Schweizer? Also vermuthlich ein wohlhabender Kaufherr aus Aarau —

Ihr irrt, Herr Deimling, nahm Philipp das Wort: der Waffenschmidt Albrecht Roser ist der Glückliche.

Dem Juwelier wäre bei diesen Worten der Becher mit dem Morgentrunk, welchen er eben in der Hand hielt, fast entsunken, so sehr hatten sie ihn erschüttert; nicht, daß er die Nachricht nur im Mindesten geglaubt

hätte, nein, es war ja unmöglich! aber daß der Kaufherr es wagen konnte, solchen Gedanken zu fassen, und ihn sogar zu äußern, empörte ihn.

Herr! sagte er entrüstet: Ihr müßt einen schlechten Glauben von meinem Hause und dem Werthe meiner Tochter haben, daß Ihr einem solchen Gedanken die Herberge bei Euch gönnen könnt. So tief kann meine Gertraud nicht sinken. Philipp lächelte höhnisch.

Zwar liest man in alten Büchern, fuhr Herr Caspar, unruhig auf und abgehend, fort: daß die Liebe zuweilen wunderliche Dinge ausgeführt hat, und so könnte auch wohl die Tochter des reichen Juweliers, Caspar Deimling, sich in — Nein, nein! sagte er beruhigt: das ist nicht möglich. Mein Kind ist zu fromm, zu sittsam, blickt nach keinem Manne, denkt nur an jene Welt, nicht an diese, nur an den Tod, nicht an die Liebe — Aber, was stehe ich hier und sinne? fuhr er, wie aus einem Traume erwachend, auf: es bedarf ja nur eines kurzen Ganges bis zu ihr, es bedarf ja nur einer Frage und ich bin beruhigt. Verweilt einen Augenblick, bat er: ich kehre gleich zurück. Dies sagend eilte er nach der Thüre; doch sollte er seiner Unruhe nicht sogleich quitt werden, denn sein Bruder, der Kaufherr aus Aarau, trat unvermuthet ein, umfing ihn herzlich grüßend und hielt ihn zurück.

Du wunderst Dich wohl, Caspar, begann er nach der ersten Umarmung: mich hier in unsrer Vaterstadt zu sehen? Glaub' es Dir wohl; aber die Sehnsucht und so manches Andere noch zog mich her. Nun sind es sechs Jahre, seit wir uns nicht sahen und Du das letzte Mal in Aarau warest. Ach, seit dem, Bruder, hat sich gar viel verändert! Unsre Frauen schlummern im Grabe und wir stehen verlassen und einsam, wie halb vertrocknete Stämme, um die sich kein Ephen mehr traulich rankt. Aber laß das! Sei mir von Herzen gegrüßt, Bruder! und gebe Gott, daß ich Dir so willkommen bin, als ich mich freue, Dich zu sehen.

Herzlich willkommen! entgegnete Herr Caspar, der, wenn der Stolz und die Eitelkeit nicht sprachen, ein gar wohlwollender Mann war: Herzlich willkommen in meinem Hause, lieber Bruder! — Aber wo ist Dein Gepäck, wo sind Deine Leute?

Ich bin im elterlichen Hause bei Berchtold abgestiegen; erwiderte Herr Georg: seit zwanzig Jahren hatte ich es nicht betreten, und so kannst Du mir es nicht verargen, daß mich die Sehnsucht dahin zog, obgleich mich Deine Gertraud, das liebe Mädchen, bald zu Dir verlockt hätte.

Gertraud? wiederholte der Juwelier, und der Waffenschmidt, seines Bruders Brief, in dem er ihm den jungen Mann angelegentlichst empfahl, dessen Bitte um den Verlobungsring, Alles das trat plötzlich vor ihn. Gertraud! ja, ja! wiederholte er noch einmal: Nun ich gehe, sie Dir herzubringen. Verweile nur einen Augenblick bei diesem Herrn. Dies sagend eilte er nach dem Zimmer seiner Tochter. —

Verstört trat er ein, das Mädchen erschrak über des Vaters Aussehn.

Ist es das böse Gewissen, Gertraud, das Dich bei dem Anblick Deines Vaters erbeben läßt? rief er ihr entgegen: Ahnest Du, warum ich hier bin, welche Frage ich an Dich thun werde?

Ich ahne nichts! erwiderte die Tochter: nur Euer Aussehen erschreckt mich.

Du liebst! sagte er mit Heftigkeit: Dein Erröthen klagt Dich an. Du liebst den rußigen Waffenschmidt!

Ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrer Brust, und mit ihm schien sie einer drückenden Last entladen.

Antworte! rief er heftig: antworte mit auf der Stelle! Bist Du so tief gesunken, daß Du den Waffenschmidt Albrecht Roser zu Deinem Buhlen erkoren hast?

Ob ich tief gesunken bin, erwiderte sie: darüber richte Gott! Daß ich Albrecht Roser liebe, hat, nach meinem Gefühle, mich eher erhoben, als erniedrigt.

Gertraud! unterbrach sie der Alte zerschmettert: Habe ich das um Dich verdient? Lohnst Du mir so meine Liebe?

Vater! unterbrach ihn das Mädchen: Als ich das erste Aufflammen der Neigung zu ihm in meinem Herzen fühlte, waret Ihr mein erster Gedanke; ich ahnete, daß ich Euch wehe thun, Euch betrüben würde, und ich gebot dem Herzen zu schweigen; aber es gehorchte nicht, immer mehr und mehr gab es sich den süßen Träumen der lieben Hoffnung hin, und wenn ich auch noch so sehr an Euch dachte, stand er doch nur vor meinem Blick; die Liebe zu ihm war stärker als die Pflicht.

Unglückselige! rief der Alte: Doch, was jammere ich! — Fern von ihm sollst Du Deine Thorheit vergessen. Ich sende Dich fort von hier nach Augsburg, nach Nürnberg, oder noch weiter, damit Berg und Thal Euch trennen sollen, dann wird die Zeit schon die Thorheit heilen.

Vater! unterbrach ihn Gertraud, sich sanft an ihn schmiegend, wehmuthsvoll blickte ihr großes dunkelblaues Auge an ihm auf, und tiefer Schmerz sprach aus jedem ihrer Züge: Vater, nicht Zeit, nicht Raum heilt den Liebesschmerz. — Wälzt Berg und Thal und das wilde Meer zwischen die Herzen, laßt Jahre über sie dahin rollen, wahre Liebe bleibt unwandelbar. Schleppt mich gewaltsam zum Altar, erpreßt durch Eure Thränen, durch Euer kummervolles Antlitz meinem kindlichen Herzen das furchtbare Ja! Was hilft es Euch? Sein Bild trät' am Altare zwischen mich und den Verlobten, es begleitete mich überall durchs Leben, im Wachen und Träumen wär es nur er, an den ich dächte, bis ich Ruhe fänd' im Grabe. — Weinet nicht, Vater! — Grämt Euch nicht! ich könnte Eure Thränen, Euer kummervolles Antlitz nicht sehen, ich würde dem reichen Handelsherrn aus Cöln, Euch zu beruhigen, die Hand reichen und dann im Schmerz untergehen wie meine Mutter —

Bei diesem Worte wurde der Alte bleicher, seine Kniee wankten, er

hielt sich an den Sessel. Das Bild der Todten, deren Lippen gebebt, deren gebrochenes Auge sich geöffnet haben sollte, stand drohend vor ihm, er sah nur dies Gebild seiner Einbildungskraft, und beachtete die Tochter nicht, welche vor ihm niederstürzend seine Kniee umklammert hielt. Vergebt Vater! bat sie: vergebt das harte Wort, das nie über der Tochter Lippen hätte kommen sollen. Vergebt ihr, was die Angst, der Schmerz ihr erpreßte. — Ich will ja das Opfer sein, wenn es Euch glücklich macht.

Der Vater beugte sich gerührt über sie hin und schloß sie in seine Arme. Beide waren so tief ergriffen, daß sie das Eintreten des Bruders nicht bemerkt hatten. Gebe Gott seinen Segen und erhalte Euch in Lieb' und Eintracht! sprach dieser, beide umarmend: Dir, mein Bruder, sei das Herz und die Erinnerung ein ernster Mahner — Dir, Gertraud, sei das Beispiel Deiner Mutter heilig, die dem Gebote: Ehre Vater und Mutter! ein schmerzliches Opfer brachte. Dort oben erntet die Dulderin jetzt ihren Lohn. — Nun aber kommt! Keinen Entschluß, mein Bruder — kein Entsagen, Gertraud! Eure Seele ist betrübt, Euer Gemüth aufgeregt, nicht die Rührung des Augenblicks, die Vernunft muß über Euch bestimmen. Kommt! Er zog sie mit sich fort.

Ein Bote, den Albrecht mit der Nachricht von dem, was hier vorgefallen war, nach Aarau gesendet, hatte Herrn Deimlings Reise nach seiner Vaterstadt beschleunigt. Schon seit Gertrauds Abreise, welche der Vater plötzlich zurückgefordert hatte, war es sein fester Vorsatz, zum Wohl des Mädchens diese Reise zu unternehmen. Gertraud war ihm während ihres Besuchs so lieb und werth geworden, daß er nicht mehr Theil an seinem eigenen Kinde hätte nehmen können. Ihre Liebe zu dem jungen Waffenschmidt, obgleich er in ruhigen Augenblicken den Kopf deßhalb bedenklich schüttelte, hatte etwas Romantisches, das biedere Wesen des jungen Mannes gefiel ihm, und so hatte er sich fest vorgenommen, der Beschützer ihrer Liebe zu sein. Er kannte seinen Bruder genau, kannte seinen Stolz, aber auch seinen Eigennutz und hoffte den erstern mit dem letztern zu bekämpfen; auch rechnete er auf dessen Liebe zu seinem Kinde und auf sein sonst so weiches Herz. Der Bürgermeister hatte jedoch einen sichreren Weg eingeschlagen. Seit dem Tode seiner Ehefrau oft von Gewissensbissen gequält, furchtsam von Natur, konnte Herr Caspar die Scene am Sarge nicht vergessen, und von diesem Tage an, sein Unrecht gegen die Verstorbene einsehend, glaubte er durch fromme und milde Handlungen den Himmel versöhnen zu müssen. Berchtolds erschütternde Worte hatten ihn schon bestimmt, sein Kind nicht gegen ihren Willen zu verheirathen; die Worte des Mädchens aber ihn so weich gestimmt, daß, wenn sie oder

der Bruder den Augenblick benutzt hätten, er damals zu Allem seine Einwilligung gegeben hätten.

Am andern Tage, da die Brüder in dem väterlichen Hause versammelt waren, brachte der Handelsherr die Sache, wegen Gertrauds Heirath, ernstlich zur Sprache. Der Bürgermeister unterstützte ihn, schilderte Albrecht als einen edlen Jüngling, dem mit seinem Muth und seinem Geist, besonders in dieser kriegerischen Zeit, die Welt überall offen stände, und der, nicht an den Ambos gebunden, ihm wohl zu Größerem bestimmt zu sein schiene. Der Kaufherr verpflichtete sich überdies noch, schon bei seinen Lebzeiten einen großen Theil des ihr Zugedachten dem jungen Ehepaare auszuzahlen, so daß der Bruder nicht nöthig habe, sein Geld aus der Handlung zur Aussteuer seiner Tochter zu ziehn, und so gab endlich Herr Caspar mit schwerem Herzen nach und versprach — jedoch unter der Bedingung der Neigung seines Kindes nicht entgegen zu sein, daß Albrecht Roser sein Handwerk niederlegen, sich im Kriege einen Namen und eine ehrenvolle Stelle erwerben und dann erst die Hand seiner Tochter ihn beglücken solle. Bis dahin, da überdies der Auszug ins Feld nicht mehr ferne sei, müsse Alles ein Geheimniß bleiben, und nur mit Mühe vermochten ihn die Brüder, dem Sohne zu erlauben, wenigstens den Eltern sein Glück kund thun zu dürfen. Der Bürgermeister übernahm nun auch das unangenehme Geschäft, mit Herrn Wels zu sprechen, und ihm jede Hoffnung auf Gertrauds Hand zu nehmen. Da die Urkunde, welche der Kaufherr sogleich über die Mitgift Gertrauds ausstellte, Herrn Caspars Erwartungen bei weitem übertraf, so söhnte er sich schnell mit dem Verhältniß aus und schickte, die Liebenden zu überraschen, einen Diener an Albrecht Roser, mit der Bitte, daß er augenblicklich zu ihm kommen möchte.

Diese Botschaft kam Albrecht unerwartet; er konnte nichts Freudiges hoffen und ging daher mit klopfendem Herzen nach der Wohnung des Juweliers. Hier fand er Herrn Deimling mit den Brüdern und Gertraud, welche, sein Kommen nicht ahnend, bei seinem Anblicke nicht wenig betroffen war, um einen Tisch sitzen. Der Juwelier rückte, wie an jenem Tage, zum Gruß nur wenig sein Sammetkäppchen und sprach zu Albrecht, der ängstlich auf die bleiche Gertraud sah: Junger Mann, ich habe Euch rufen lassen, um mein Versprechen zu lösen, ich weiß, Ihr seid im Stillen verlobt, nehmt diesen Ring! Dies sagend öffnete er ein vor ihm stehendes Kästchen, nahm einen funkelnden Brillantring heraus, und reichte ihn Albrecht mit den Worten: Nehmt, und gebt ihn Eurer Braut!

Herr! erwiderte Albrecht, indem er den Ring anzunehmen sich weigerte und seine Wange erglühte: Kenn' ich auch eine Jungfrau, mir theurer als alle Schätze der Welt, ist auch keine Macht der Erde vermögend, das Liebesband zu trennen, welches uns für ewig eint, so ist sie doch nicht meine Verlobte, denn noch fehlt uns der Segen ihres Vaters, und so lange der unser Glück nicht heiligt, muß es still in unsrer Brust verschlossen

ruhn. Deßhalb behaltet Euren Ring, werther Herr, bis zu glücklichern Tagen; dann werdet Ihr mir schon erlauben, ihn Euch abzufordern.

Der Juwelier wollte lächeln, aber die Worte des Jünglings, sein edles Benehmen, die tiefe Achtung für das väterliche Wort, hatten ihn zu tief gerührt, er vermochte es nicht. Nein, Albrecht Roser, sprach er herzlich: nehmt den Ring! Seht, neben Euch ruht an einem klopfenden Herzen eine weiße Hand, steckt ihn an den Zeigefinger dieser Hand, und des Vaters Segen wird Euer Verlöbniß heiligen.

Schmerzvoll — denn Albrecht meinte, es sei bitterer Spott — blickte er auf Gertraud; aber ihr Auge, aus dem, seit der Vater die freundlichen Worte gesprochen, die Hoffnung leuchtete, sah ihn beruhigend an, da streckte er ermuthigt die Hand nach dem Ring, erfaßte ihn, aber wagte es dennoch nicht, ihn an die liebe Hand zu stecken; noch traute er seinem Glücke nicht, es war zu groß, zu überraschend.

Nun, was zögert Ihr? rief der Vater lächelnd: Vertraut Ihr meinen Worten nicht? Doch, Ihr habt Recht! sagte er plötzlich: Ehe Ihr Euch meiner Tochter verlobt, hört erst die Bedingungen, unter welchen sie Euer Weib werden kann. Ihr zieht in den Krieg, fechtet für eine gerechte Sache, die Fahne der Stadt ist Euch anvertraut, und somit steht Eurem Muthe ein weites Feld offen. Nur, wenn Ihr mit Ruhm und Ehre zurückkehrt, sei Gertraud die Eure! Doch das Schurzfell werft dann weg, es würde mir immer ein Dorn im Auge sein und mir die Freude an meines Kindes Glück stören.

Ist es möglich! rief Albrecht aus, und drückte Gertrauds Hand an sein Herz: Bin ich denn plötzlich aus einem finstern Traum erwacht? Und darfst Du, liebliches Wesen, mir als die Morgenröthe eines herrlichen Tages erscheinen? Darf ich Dich mein nennen, mein für immer?

Du darfst! erwiderte Gertraud, sich an ihn lehnend.

Und die Bedingungen? unterbrach sie Herr Caspar.

Herr! Wie könnt' ich in dem Augenblicke, wo mein Herz von freudigem Dank durchdrungen ist, Eurem Willen entgegen sein? Fordert noch mehr! Denn was Ihr von mir verlangt, ist ja nur wenig. Ob ich die Waffen führe oder sie schmiede, ist wohl gleich; bei beidem kann ich ein rechtlicher Mann sein und bleiben. Er wandte sich nun wieder zu Gertraud, steckte ihr den Ring an den Finger, auch sie nahm den Verlobungsring ihrer Mutter und that ihm ein Gleiches. Nun, Gertraud, sprach er, laß uns zum Vater treten, mit kindlich gerührtem Herzen ihm danken und um seinen Segen flehn!

Sie traten vor ihn, knieeten nieder, er legte seine Hände auf ihre glühende Stirn und nur mühsam rangen sich die Worte aus seiner gepreßten Brust: Sei glücklicher, Gertraud, als Deine Mutter es war, und Du, mein Sohn, mache Dein Weib glücklicher, als ich es vermochte! Sie sanken an seine Brust, und dies war wohl der erste wahrhaft schöne Augen-

blick in dem Leben dieses Mannes; zum ersten Male fühlte sein Herz, daß Wohlthun mit Aufopferung der eigenen liebsten Wünsche das belohnendste Gefühl des Menschen ist.

Und nun, Ihr werthen Herren! wandte sich Albrecht zu den Brüdern: nun nehmt auch Ihr unsern herzlichen Dank! Ich wußte längst, daß Ihr mir wohlwolltet, und Euch, Herr Bürgermeister, fordre ich hiermit auf, dereinst mein Richter zu sein, und zu entscheiden, ob ich, was ich hier gelobte, treu erfüllt habe.

Das wirst Du, mein Sohn, sagte Herr Berchtold, ihm treuherzig die Hand schüttelnd. Um einen solchen Preis könnte selbst der Feige zum Helden werden, wie vielmehr Du! Aber noch eins! begann er: Mein Bruder wünscht, daß Eure Verlobung noch geheim bleibe. Erfülle seinen Willen, und mache nur Deine Eltern damit bekannt. Albrecht versprach es mit frohem Herzen.

Auch Rudolph trat jetzt ein, theilte die Wonne seines Freundes, und ein trauliches Zunicken seines Vaters schien ihm ein ähnliches Glück zu versprechen. Als der kristallne Pokal, der nur bei feierlicher Gelegenheit vom Schenktische genommen wurde, fleißig in die Runde ging, und auf die Gesundheit der Neuverlobten geleert wurde, sagte Herr Caspar plötzlich: Ist es mir doch seit lange nicht so wohl gewesen, als an dem heutigen Tage, und meine verstorbene Marie mir noch nie so freundlich vor Augen getreten, als eben jetzt! Ich glaube fast, Ihr Brüder, daß ich Ursache habe, Euch zu danken. Doch nichts mehr von diesen traurigen Rückerinnerungen! Ich sehe Thränen in den Augen meines Kindes, sie rollen ihr in's Kelchglas, und der heutige Tag, so wie der Wein, muß nun der Freude geweiht bleiben.

Auch wohl wehmuthsvoller Erinnerung! sagte Gertraud: Diesen Wein, mit dem sich meine Thräne vermischte, weih' ich der Todten. Ein sanfter Schlummer Dir, meine gute Mutter! sprach sie tief bewegt. Eine heitere Morgenröthe, weckt Dich einst der Engel der Auferstehung! Dies sagend trank sie aus dem Becher, reichte ihn dem Vater, und die Freude machte, in dem Herzen Aller der Erinnerung an die Heimgegangene Platz.

Da ergriff Herr Berchtold die silberne Kanne, füllte noch einmal den Pokal, erhob sich von seinem Sitze und sprach mit lauter freudiger Stimme: Laßt die Todten ruhn, ihnen ist wohl! Gedenkt Eures Glückes, ohne es freventlich zu trüben, und trinkt noch einmal aus diesem Pokal. Der frohen Gegenwart! rief er, ihn mit einem Zuge leerend: und einer noch frohern Zukunft! und Allen denen die Hoffnung, welche mit sehnendem Herzen ein gleiches Glück, wie Ihr, erwarten. Bei diesen Worten schaute sein Auge freudig auf seinen Sohn, dieser verstand den Blick, und leerte auf Margarethens Wohl das Kelchglas, welches ihm sein Vater gereicht hatte.

Während dem erwarteten Meister Paul und Anna nicht ohne Unruhe die Rückkehr des Sohnes. Die Lampe hatte schon lange gebrannt, der Vater schon manches Blatt in dem Chronikenbuche umgeschlagen, und Margarethe längst schon den Tisch gedeckt, und noch immer kam der Sohn nicht heim.

Mir wird doch ganz ängstlich zu Muthe! sagte die Mutter, das drückende Schweigen unterbrechend: Was nur der stolze Juwelier von ihm will? Ach, hat er es erfahren, daß das Mädchen ihm gewogen ist, hat er ihn hart angefahren, ihm alle Hoffnung genommen, so ist der arme Junge zur Verzweiflung gebracht. Wer weiß —

Ach was, Mutter, Verzweiflung! unterbrach sie der Meister: Die ergreift den Muthigen nie; unterliegen kann man im Kampfe, aber ihn nicht gleich hoffnungslos aufgeben. Was wird es sein? tausenderlei Dinge können ihn zurückhalten. Wer wird denn immer das Schlimmste fürchten.

Der Bruder aus der Schweiz ist heute früh angekommen, sagte jetzt Margarethe schüchtern: vielleicht daß —

Woher hast Du die Nachricht? fragte Meister Paul die Hocherröthende: Weißt Du denn so genau, was in der Familie vorgeht? Du warst doch heute noch nicht aus dem Hause. Von wem hast Du die Botschaft?

Das Mädchen eilte, statt zu antworten, hinaus.

Das heimliche Thun und Flüstern mit Albrecht gefällt mir nicht; brummte nun der Alte: da steckt ein Geheimniß dahinter; — was die Eltern nicht wissen sollen, ist selten etwas Gutes. Sie muß mir Rede stehn! Er stand auf, eilte nach der Thür und rief; aber statt ihrer trat der Bürgermeister ein.

Seid mir herzlich willkommen! sagte Meister Paul, wohl ein wenig überrascht, während die Mutter sich verlegen auf dem Lehnstuhl hin und her schob. Was bringt Euch so spät zu mir, lieber Herr? Ist es eine traurige Kunde, so sagt sie, ich bin darauf gefaßt, selbst wenn sie meinen Sohn beträfe. Margarethe! rief er, dem Bürgermeister einen Sessel bietend: zwei Becher mit Wein!

Laßt deren drei bringen, wenn ich bitten darf, sagte Herr Berchtold, die eintretende Margarethe freundlich grüßend: laßt deren mehrere bringen, vielleicht bedürfen wir sie!

Herr! nahm jetzt die Mutter das Wort: Verzeiht, daß ich nicht, wie es wohl meine Schuldigkeit wäre, Euch ehrfurchtsvoll begrüße. Ich bin, wie Ihr wissen werdet —

Laßt nur, gute Frau, unterbrach Herr Deimling ihre entschuldigende Rede: ich weiß es schon und es bedarf überhaupt dessen nicht. Mein liebes Mädchen! fuhr er fort, sich zu Margarethen wendend, die ihm eben den Becher kredenzte. — Darf ich Dir wohl im Namen meines Sohnes zutrinken, Margarethe? fragte er, ihre Hand ergreifend: darf ich wohl um diese niedliche kleine Hand für ihn werben?

Du gerechter Gott! schrie Mutter Anna freudig auf, während das Mädchen des Bürgermeisters Hand an ihre Lippen drückte.

Wie meint Ihr das, Herr Bürgermeister? fragte jetzt der Alte.

Nun, mein Gott, fiel ihm die Mutter ins Wort: wie kann der gestrenge Herr dies anders meinen, als —

Schweig, Anna! fuhr Meister Paul auf: Wie meint Ihr das, Herr Bürgermeister? wiederholte er seine Frage.

Wie kann ich es anders meinen, erwiderte Herr Berchtold: als daß ich für meinen Sohn um die Hand Eurer Pflegetochter werbe. Ich habe sie lange beobachtet, sie ist eine sittsame, ehrbare Dirne, zwar arm, doch schadet das nichts. Reichthum bringt nicht immer Segen ins Haus, und der Glanz der Juwelen überstrahlt nicht den Heiligenschein eines frommen Herzens. Darum bitte ich Euch, lieber Meister, und Euch, werthe Frau, gebt sie meinem Sohne zum Weibe und mir zur Pflegerin in meinen alten Tagen. Wenn wir aus dem Kampfe zurückkehren, dann ziehe sie bei mir ein, und damit Ihr der Pflege nicht entbehrt, steht draußen eine arme Magd, die ich für Euch geworben habe. Er öffnete die Thür und Gertraud, von Albrecht und Rudolph begleitet, traten ein.

Ja, verehrte Mutter, sprach sie, die zitternde Hand der alten Frau an ihr Herz drückend: ich will Euch Margarethens Stelle ersetzen, wenn Ihr mir es erlaubt. Ich will Euch eine treue, folgsame Tochter sein, und auch Euch, Meister Paul.

Jungfrau, sprach Anna gerührt: ich weiß, was Ihr Eurer Mutter war't, wie Ihr sie in gesunden und kranken Tagen gepflegt, und welch ein Engel der Milde Ihr den Armen seid, deßhalb dank' ich Gott mit aufrichtigem Herzen, daß er mir in Euch einen Engel sandte. Auch in Euren Armen wird sich's sanft sterben lassen.

Warum solch' traurige Worte? sagte der Meister, und doch lag auch in dem Tone seiner Stimme Wehmuth: Laß uns lieber mit gerührtem Herzen Gott danken und ausrufen: Herr, Du überströmst uns mit Deiner Gnade, Du läßt Deine Sonne aufgehen über uns. Sende nicht Deine Nacht hernieder, die segnenden Strahlen zu decken, prüfe im Glücke unsre Demuth nicht zu streng, prüfe unsern Muth nicht zu hart im Unglücke; sei uns ein gnädiger Gott!

Des Glückes dünkt mir fast zu viel, Herr Berchtold! wandte er sich jetzt zu diesem: Wem Gott solch Uebermaaß sendet, den will er prüfen. Nun, sein Wille geschehe!

Obgleich die Verlobten Hand in Hand, Brust an Brust ruhten, die Alten mit freudiger Hoffnung und von manch' lieber Erinnerung aufgeregt, auf ihre Kinder blickten, so drückte doch ein trüber Ernst Aller Herzen und die Freude war nicht laut.

Der Bürgermeister, der es übernommen hatte, Herrn Philipp Wels zu entfernen, ließ ihn am andern Tage höflichst einladen und sagte ihm, ohne weitere Umschweife, daß seine Nichte sich unter keiner Bedingung entschließen könne, ihr Glück mit ihm zu theilen; so angenehm, so ehrenvoll auch seinem Bruder der Antrag eines solchen wackern Mannes gewesen sei, könne er sein Kind doch nicht zu solch wichtigem Schritte zwingen. Er bäte ihn also, seinem Bruder, von dessen gutem Willen er gewiß überzeugt sei, es nicht zu verargen, von seinen Bewerbungen abzustehn, und in Freundschaft von ihnen zu scheiden.

Herr Philipp, dessen Stolz durch diese zwar herzlich gesprochenen Worte nicht wenig beleidigt war, erwiderte anfangs nichts. Als aber Herr Berchtold, der wirklich glaubte, die Nachricht habe sein Herz tiefer verwundet, als er gedacht, und dem deßhalb der junge Mann Leid zu thun begann, ihn trösten wollte, unterbrach ihn der Kaufherr und sagte mit spöttischem Tone: Spart Eure Worte, Herr Bürgermeister; ich weiß mich schon allein über den Verlust zu trösten, der für mich wohl eigentlich keiner ist; ich wünsche Euch Glück zu dem neuen Vetter. Ein Handwerksmann ist ja in einer kleinen Stadt, wo die Stände wie die Häuser näher zusammengerückt sind, ein ehrenwerther Mann, und somit wird Albrecht Roser Euch so willkommen sein, als ich.

Wohl möglich, erwiderte der Bürgermeister empfindlich: ein tüchtiger Handwerksmann ist überall ehrenwerther, als ein vornehmer Geck.

Ich danke Euch für die feine Zurechtweisung, Herr Bürgermeister, erwiderte der Cölner; ein stolzer Blick, der Herrn Berchtold treffen sollte, prallte jedoch an dem ernsten des würdigen Mannes ab, und ohne weiter etwas zu erwidern, verließ er, Rache im Herzen, des Bürgermeisters Wohnung.

So wenig ihm auch sonst der Muth geworden, irgend jemand kühn unter die Augen zu treten, so hatte doch die bittere Kränkung ihn jetzt so sehr aufgeregt, daß er in seiner Wuth nach Albrechts Wohnung eilte, den er in der Werkstatt arbeitend fand.

Nun, werther Reisegefährte, rief er ihm zu, und der spöttische Zug seines Mundes konnte den Verdruß, der sich auf seinem Gesichte deutlich aussprach, nicht verbergen: ich komme, Euch Glück zu wünschen.

Wozu? erwiderte Albrecht.

Zu der schmachtenden schwärmerischen Jungfrau, welcher Ihr schon in der Schweiz nicht abhold waret. Je nun, sie ist so übel nicht, und Ihr könnt Euch immer noch Glück wünschen, denn hängt sie auch das Köpfchen wie eine geknickte Lilie und glühen auch ihre trüben, schwermüthigen Augen nicht vor Lust und Freude, so funkeln doch die Juwelen ihres Vaters desto heller, und das wird Euch schon entschädigen.

Herr! rief Albrecht, den Hammer vor sich niederlegend: ich verstehe

Euch nicht, und mich dünkt, verständ' ich Euch, so müßte ich bitten zu schweigen.

Nun, nur nicht so eifrig! unterbrach ihn Philipp: Bedenkt, daß Ihr nicht eine Schiene vor Euch habt, die Ihr nach Belieben auf Eurem Ambos hämmern könnt, und vergeßt nicht, daß ich vor Euch stehe.

Wahrhaftig! sagte Albrecht, sich lächelnd von ihm abwendend: Säh' ich in Euch nicht meinen Reisegefährten, ich hätte es längst vergessen —

Herr! unterbrach der Vater das Gespräch: Welches Mädchen meinet Ihr?

Jungfer Gertraud, erwiderte Wels ziemlich keck.

Sprecht von dieser mit mehr Achtung! fuhr der Alte zornig auf: sonst könnt' ich mich vergessen und mein Hausrecht gebrauchen. Bei diesen Worten gab sein zorniges Auge dem Gesellen einen Wink. Albrecht, der ihn verstand, nahte sich schnell dem Vater. Laßt es gut sein! bat er: Es verlohnt sich nicht der Mühe; ein ernstes Wort ist hinreichend, ihn los zu werden. Herr Philipp, wandte er sich jetzt zu diesem: ich ersuche Euch, uns zu verlassen. Was Euch bewogen haben mag, zu uns zu kommen und mit spitzen Worten uns wehe thun zu wollen, weiß ich nicht, und doch vergeb' ich Euch. Wiederholt aber weder Besuch noch Worte, denn es könnte leicht sein, daß Ihr dann zur Schiene würdet, auf die mein Hammer losschlüge.

Wir sehen uns wieder, Herr Waffenschmidt, antwortete der Cölner, und verließ eilig die Werkstatt.

Sagt ich's nicht, nahm jetzt der Alte das Wort: daß auf dieses Menschen Stirn ein böses Zeichen gegraben sei? Gebe Gott, daß er nicht Wort hält und wir ihn nie wieder sehen.

Nichts störte jetzt die Liebenden in ihrem Glücke. Herr Caspar, der seinen künftigen Eidam schon in Gedanken als einen würdevollen Hauptmann des Fußvolks zurückkehren sah, und jetzt manche Vorzüge an ihm zu finden glaubte, die er bei einem Waffenschmidt nie gesucht haben würde, schien mit dem Gange der Begebenheiten zufrieden, war glücklich in dem Glücke seines Kindes, nur quälte ihn in seinem Innern noch der Kampf zwischen dem Stolze und der Eitelkeit. Gertraud war verlobt; gern hätte die Eitelkeit durch prunkende Feste seinen Reichthum gezeigt, seine Kostbarkeiten zur Schau gestellt, aber der Stolz verbot ihm, den Handwerksmann als künftigen Eidam den Freunden und Nachbarn vorzustellen, und dies trübte gar sehr seine Zufriedenheit. Nur zuweilen durfte Albrecht zu ihm kommen, nur wenn es dunkel war, Gertraud zur Mutter Anna schleichen, und so sahen sie sich meist nur in dem Hause des Oheims.

Glücklicher waren hierin Rudolph und Margarethe; aber auch ihr Glück war nicht ganz ungetrübt; trotz dem, daß der höchste, der einzige

Wunsch des Mädchens erfüllt war, blickte doch aus ihrem Auge zuweilen ein geheimer Kummer zwischen den Strahlen der Liebe hervor, den vielleicht nur Albrecht verstand und der Verlobte im Rausch seiner Freude nicht bemerkte. Ungehindert sahen sie sich, öffentlich ward ihre Verlobung gefeiert, und nur der nahe Kriegszug verschob noch das Ziel ihrer Wünsche.

Der Tag des Auszugs nahte. Graf Mannsfeld war in den Elsaß gerückt, Tilly verfolgte ihn, der Zeitpunkt kam immer näher, wo der Markgraf, der bis jetzt nur unter dem Vorwande, sein Land gegen feindliche Einfälle zu schützen, das Heer geworben hatte, seine wahre Absicht zeigen durfte. Das ganze Land schien nun ein Waffenplatz zu sein, die Herzöge Wilhelm und Bernhard von Weimar rückten mit einem Heerhaufen heran, und die Uebergabe des Landes an seinen Sohn, die bisher noch nicht öffentlich geschehen war, ging nun auf Carlsburg feierlich von Statten.

In Pforzheim selbst versammelte sich täglich die zum Kampf bestimmte Mannschaft, und übte sich in den Waffen. Alt und Jung strömte dann herbei, und kaum vermochte das Ansehen des Bürgermeisters die Kriegslustigen zurück zu halten, sich in Reih' und Glied zu stellen. Die Liebe zu ihrem Landesherrn, der Glaubensmuth war zu groß, zu allgemein, die Hoffnung, sich bürgerliche und Glaubensfreiheit zu erringen, zu süß, als daß nicht das Herz eines Jeden vor Begierde, Theil an dem Kampfe zu nehmen, geschlagen hätte. Von den Zurückbleibenden beneidet, rückte die gerüstete Schaar zu ihren Uebungen, und selbst die Mütter, die Verlobten jammerten nicht. Auch Gertrauds Herz klopfte freudig, sah sie Albrecht, die Fahne in der Hand, vor dem Kriegshaufen der Vierhundert einherschreiten, und Margarethe konnte dann ihren stillen Kummer, den Albrecht wohl errathen hatte, nicht bergen, den Kummer, daß Rudolph nicht auch in ihren Reihen stand. Herr Berchtold hatte wohlbesonnen seinen Sohn nicht mit unter die dreihundert Auserwählten gestellt, und das Loos hatte ihn nicht getroffen. Ich gehe selbst, mich dem allgemeinen Wohle opfernd, der Gefahr entgegen, sprach er zu seinen Freunden: meine Brüder sind ohne männliche Nachkommen, und so hielt ich es für Pflicht, den einzigen Zweig zurück zu lassen, damit das alte Geschlecht nicht ganz untergehe.

Ein herrlicher Geist herrschte jetzt in Pforzheim, das Treiben und Wogen, diese allgemein verbreitete Gesinnung, gab einen herzerhebenden Anblick. Man wußte nicht, war es die Liebe zu dem Landesherrn, war es der Eifer für den Glauben, war es Kampflust, welche sie am meisten beseelte, denn jubelnd, als wäre der Tag des Auszugs ein allgemeiner Festtag für die Stadt, sehnten sie sich nach der Stunde, die sie vielleicht für immer von den Ihrigen trennte.

Sie erschien. Der Markgraf kam noch einmal in seine treue Stadt, um Musterung zu halten. Unter Trommel- und Trompetenschall rückten

die Vierhundert aus und erwarteten die Ankunft ihres Herrn. Alle gleich in weiße Röcke gekleidet, über welchen der blanke Harnisch funkelte, dreihundert mit der Hellebarde, hundert mit Feuergewehr bewaffnet, standen sie da, eine sich freudig dem Tode weihende Schaar. Kein Auge war getrübt, kein Antlitz, auf dem sich nicht die Lust des Kampfes ausgesprochen hätte; so von ihren Mitbürgern umgeben, empfingen sie mit freudigem Zuruf den Markgrafen, der von dem Oberst Hoffstetter und einem bedeutenden Gefolge begleitet, jetzt heran sprengte. Er stieg von seinem Roß und durchschritt, dem Bürgermeister zur Seite, die sich öffnenden Reihen, besah Mann vor Mann, lobte die Bewaffnung, ihr kriegerisches Ansehen, und besonders schien ihm die gleiche Tracht zu gefallen. Dann trat er vor sie, nahm aus des Obersten Hand eine Fahne und sagte:

Ihr habt Euch, meine treuen Pforzheimer, zu meiner Leibwacht erboten, ich nehme Euch als solche hiermit an und überreiche Euch, statt des Banners der Stadt, meine Leibfahne. Das Wappen meines Hauses werdet Ihr darauf finden, und die Worte Luthers: Ein' feste Burg ist unser Gott. Dieses kräftige Wort, von dem gottesfürchtigen Manne gesprochen, stehe fest in unsern Herzen, denn nur durch Gott können wir siegen, und nur ihm vertrauend, Demuth im Glücke, Muth im Unglücke finden. Er reichte Albrecht die Fahne. Junger Mann, redete er ihn an: bewahre sie treu, daß sie nie in die Hände der Feinde unsres Glaubens gerathe. Du scheinst mir ein wackerer Gesell, darum übergebe ich sie Dir mit Vertrauen. Albrecht neigte sich schweigend, übergab das Stadtbanner einem Andern, rollte die Leibfahne des Markgrafen auf, daß sie lustig im Morgenwinde flatterte und jedermann die Worte Luthers, auf welche die Sonne ihre Strahlen warf, deutlich lesen konnte.

Noch fehlet Eines! rief jetzt der Oberst Hoffstetter, ein versuchter Kriegsmann: Ehe Ihr der Fahne folgt, muß sie geweiht sein, so verlangt es der Kriegsgebrauch. Eine Jungfrau muß das Band an sie heften, damit, so wie der Jungfrau Hand rein, sie auch unentweiht vor Feindes Hand, stets vor Euch herziehe. Wählt unter den Umstehenden Eine und gebt ihr dies silberne Band, um es anzuheften.

Da trat Albrecht in den Kreis der Zuschauenden und senkte die Fahne vor Gertraud. Jungfrau! sprach er, ihr das Band reichend: Ich wüßte, so werth ich alle Jungfrauen halte, die ich hier versammelt sehe, Keine, die ich würdiger fände, von welcher ich lieber das Zeichen an meine Fahne geheftet sähe, als Euch. Was mir auch geschehe, indem ich mit ihr zum Sieg oder zum Tode gehe, so wird es mir ein Trost sein, wenn dies heilige, mir anvertraute Pfand durch Euch geweiht wird.

Bleich, bebend, faßte Gertraud das Band und knüpft' es dicht unter der Fahnenspitze fest. Gebe Gott, sprach sie, und vermochte nicht die Thräne zurückzuhalten: gebe Gott, daß dies Band stets flattern, nie mit der Fahne sinken mag, und Ihr mit ihr siegreich in die Vaterstadt zurückkehret!

Wer ist das Mädchen? fragte der Markgraf: Sie scheint innigen Antheil an dem jungen Manne zu nehmen, und ihr Aeußeres ist schön und erweckt Theilnahme.

Sie ist meines Bruders Tochter, erwiderte der Bürgermeister.

Nun so gebe der Himmel, sprach der Fürst: daß ihre Thränen und ihr schwermüthiger Blick nicht eine böse Vorbedeutung sind. — Ihr Männer von Pforzheim, wandte er sich dann zu dem Haufen: kehrt nun in Eure Wohnungen zurück und genießt noch die kurzen Stunden der Ruhe, bald sehen wir uns bei Durlach, wo ich das Heer versammle, wieder. Den Muth, den ich aus Eurem Antlitz leuchten sehe, bewahret fest, so wie das Vertrauen zu Gott; und der Sieg wird uns werden.

So standhaft Georg Friedrich auch war, so vermochte er doch nicht, eine innere Rührung zu verbergen, als die Schaar der Vierhundert, aus einer Stadt ihm zugezogen, vor sich vorbei ziehen sah. Er grüßte noch einmal die Umstehenden, dankte ihnen herzlich für das Opfer, welches sie gebracht und sprengte davon.

In der Brust der treuen Bürger jauchzte von Neuem die Freude auf. Lauter Jubel folgte ihrem geliebten Herrn, und frohen Muthes kehrten sie in ihre Wohnung zurück.

Nur aus Gertrauds Brust war die Ruhe gewichen. Albrecht! sagte sie am Abend, als sie in dem Garten ihres väterlichen Hauses mit ihm allein war: Als ich das Band um die Fahne knüpfte, durchrieselte es mich, wie kalter Todtenschauer, Dein Antlitz erschien mir bleich, Deine flammenden Augen erloschen und selbst der Blick des Markgrafen ruhte mit ernster Trauer auf uns. Mir ist, als ob die nahe Stunde der Trennung die Stunde des ewigen Scheidens wäre, und wir uns erst jenseits wieder finden würden.

Albrecht lächelte. Wohl möglich, liebe Gertraud, daß Du Recht haben magst, sprach er: denn das Schicksal liegt nicht in des Menschen Hand, das liegt in einer höheren. Aber, was könnte mich entmuthigen? Ist es nicht ein herrlicher Preis, für den ich kämpfen soll? Hat wohl noch je ein Arm für einen schöneren das Schwert gezogen? Vierhundert meiner Mitbürger trag' ich die Fahne vor, und unter ihnen ist Keiner, der nicht mit Freuden für seinen edeln Herrn in den Tod ginge. Dem Glauben gilt es, der Freiheit unsres Gewissens, das Irdische, wie das Himmlische ruft uns! Und mir, sprach er, sie fest in seine Arme drückend: mir winkt noch ein schönerer Preis. Dich erring ich mir, Du wirst die Meine, und so ruft mich ja Alles, was den Menschen zur Begeisterung entflammen, was ihn zum Helden machen kann: Glaube, Vaterland und eine heilige Liebe, die, ist sie auch irdisch, mich doch jenseits hinüber begleiten wird. Darum, liebe Gertraud, würde Deine Ahnung wahr, sähen wir uns, wenn ich aus diesen Mauern ziehe, auch hier nicht wieder, so fänden wir uns dort!

Dort! wiederholte sie, ihm die Hand reichend, und der Bund war auch für Jenseits geschlossen.

Der Bote, welcher des Markgrafen Befehl zum Aufbruch brachte, säumte nicht, in Pforzheim einzutreffen. Der von dem Grafen von Mannsfeld beschlossene Uebergang über den Rhein hatte es nöthig gemacht, daß ein Theil des noch nicht ganz versammelten markgräflichen Heeres sich in Marsch setzen und in der Gegend von Germersheim zu dem Grafen stoßen mußte. Schon hatten sich die Herzöge von Weimar mit 2000 Mann Fußvolk und 1000 Reitern mit ihm vereinigt, der Markgraf selbst war von Durlach mit Allem, was er dort beisammen hatte, nach Bruchsal gerückt, wohin auch die Pforzheimer beordert waren. Die Heeresabtheilungen, welche in der obern Grafschaft lagen, fehlten noch und hatten den Befehl, in nemlicher Richtung zu folgen.

Der kommende Tag war zum Ausmarsch bestimmt. Mit so frohem Jubel auch dieser Befehl empfangen wurde, so jauchzend auch das junge Kriegsvolk den Tag über die Straßen durchzog, so wurde es doch gegen Abend still und die Stadt schien wie ausgestorben. Jede Familie hatte sich in stillem Kreise zum Abschiedsmahle versammelt; denn es galt eine lange Trennung, und da der Abschied, vielleicht auf ewig, so nahe war, schwieg die Freude und ernste Betrachtungen traten an ihre Stelle. Die Jungfrau, welche mit freudigem Blicke den Kriegsübungen ihres Geliebten zugesehen, deren Herz, von freudigem Muthe geschwellt, lauter geklopft hatte, dachte sie, daß er für Glauben und Vaterland zum Kampfe zog, fühlte jetzt nur noch den Schmerz der Trennung, und die herrlichen Träume ihrer Phantasie waren trübe und traurig. Auch das Mutterherz, auch der sorgsame Vater konnte sich nicht der Freude überlassen. Das so nahe Lebewohl konnte ja für ewig sein, und die Zukunft lag düster und verhüllt vor ihnen. Es bedurfte alles Muthes, um nicht in Klagen auszubrechen, und nur der biedere Sinn, der feste Glaube und das Vertrauen auf Gott ließ die treuen Pforzheimer nicht verzagen.

In dem Hause des Bürgermeisters hatte sich die Familie versammelt. Meister Paul und die Seinen waren auch da. Herr Berchtold, vielleicht der Einzige, dem das Herz ganz ohne Betrübniß schlug, that alles Mögliche, die ernste Stimmung, welche auch in diesen Kreis sich einzuschleichen drohte, zu verscheuchen. Er rief den Wein und die Liebe zu Hülfe, aber beide vermochten nicht, Gertrauds schwermüthigen Blick zu erheitern und die faltenreiche Stirn seines Sohnes zu glätten. Selbst Herr Caspar, dem sonst die Welthändel weniger zu Herzen gingen, als seine Juwelen, und den bei Gelagen der Wein immer zu erheitern pflegte, konnte heute nicht recht in seinem fröhlichen Gleise fortgehen; bald nahm er Theil an

des Bruders Frohsinn, bald an dem Kummer seiner Tochter, und mit jeder Thräne, die er in ihrem Auge erglänzen sah, ward er weicher, nachdenkender gestimmt. Albrecht! sprach er, seinem künftigen Eidam freundlich die Hand reichend: jetzt, da Ihr uns verlassen müßt, fühl' ich erst recht, was für einen ernsten Weg Ihr zu gehen habt. Ich lese in den Augen meiner Tochter die Furcht, Euch nicht wieder zu sehen, und bedenke, daß wohl jenes Wort, welches der Stolz aus mir sprach, daß Ihr nur dann mein Eidam werden solltet, wenn Ihr mit Kriegsruhm und Kriegsehren zurück kämet, ein frevelhaftes Wort war. Ich nehme es hiermit zurück; kehrt heim ohne Glanz, tretet wieder in Eure Werkstatt, und mein Kind werde Euch, wenn Ihr auch nicht mit goldenen Ketten behangen seid. Leicht könnte der Preis Euch bis zur Tollkühnheit führen, leicht könnte mein Stolz das Grab Euch öffnen und das sei fern von mir! Ich habe in diesen Tagen gefühlt, welch ein Glück es ist, Anderer Glück zu fördern. Deßhalb will ich nur meiner Gertraud Wohl, das sie, wie ich sehe, nur in Euch finden kann, und somit sag' ich Euch, daß sie auch unbedingt die Eure wird. Gertraud sprang bei diesen Worten auf, sank an die Brust ihres Vaters und raunte ihm leise zu: Nun hat Euch die Mutter sicherlich vergeben. Dank, Dank, lieber Herzensvater!

Das war ein braves Wort gesprochen, Bruder! nahm jetzt der Handelsherr das Wort: Leicht hättest Du können den Brausekopf in den Tod jagen, da er sich das Mädel mit seinem Blute erkaufen sollte.

Nein, Herr! erwiderte Albrecht, und ruhige Heiterkeit überstrahlte sein Antlitz: Ich würde auch ohne den gütigen Erlaß Eurer Bedingung nicht anders gehandelt haben, wie ich auch jetzt handeln werde. Wenn ich das Schwert ziehe, oder den Hammer führe, so steht feste Beharrlichkeit mir zur Seite; der Kriegsmann muß sein Leben freudig einsetzen oder daheim bleiben. Will er dem Schicksale, dem Glücke nichts überlassen, so versuche er es nicht und verlange nichts von ihm; den Feigen ereilt der Tod noch sicherer als den Muthigen, und wo es einen großen Zweck gilt, wo der Einzelne mit seinem Leben das Leben Vieler erhalten kann, da weihe man sich freudig einem gewissen Untergange, denn wer das Schwert zieht, weihte sich ja schon den dunkeln Mächten. Zage nicht, geliebte Gertraud, Du weißt, es gehe auch wie es wolle, unsere Trennung ist nur kurz, der Tod hat keine Gewalt über uns.

Laß diese Worte! unterbrach ihn Herr Berchtold: Sie trösten nicht das wunde Herz des Mädchens, sie nähren nur ihre Schwermuth. Freventlich ist es, unsere Pläne bis in die Ewigkeit hinüber zu bauen, die wir nicht einmal kennen. Erwartet hier, was der Himmel über Euch beschieden, in das Jenseits gehet mit gläubigen, demuthvollen Herzen ein. Hoffe und vertraue, meine Tochter! wandte er sich zu Gertraud: Tausende zogen aus, Tausende kehrten heim! Aber auch Mancher kehrt nicht wieder! setzte er düster hinzu, erhob sich von seinem Sitze, nahm den gefüllten

Pokal, schaute sich in dem Prunkzimmer, wo die Bilder seiner Eltern und seiner Vorfahren hingen, umher, und als riefen sie ihm ein Willkommen entgegen, so freundlich nickte er ihnen zu. Dann aber ward sein Auge wieder ernst. Ob ich wohl noch einmal unter Euch treten, noch einmal in das väterliche Haus heimkehren werde? sprach er, von seinem Gefühle übermannt. Mich dünkt es fast, als sagtet Ihr mir jetzt ein Lebewohl, Ihr alten Bilder, die mir so oft mit der Erinnerung Eures thätigen Wandels das Herz erhoben. Nun, dann wär' es vollbracht! — und Du, mein Sohn, wandte er sich zu Rudolph: hingest dann mein Bild neben das Deiner Mutter, und wenn Du am Abend Deines Lebens in dem Kreise der Deinen ruhig Deiner Stunde entgegen siehst, und auf dieser Stelle, wo ich jetzt stehe, um Dich in diesem würdigen Kreise der Vorangegangenen blickst, dann möge Dir Gott den heitern Muth geben, zu vollenden, wie er ihn mir in diesem Augenblicke reicht. — Und nun, fuhr Herr Berchtold fort, den Becher hoch hebend: Auf glückliches Wiedersehen!

Wenn auch nicht hier — dort gewiß! lispelte Gertraud ihrem Verlobten zu.

Auf glückliches Wiedersehn, Ihr Herren! nahm jetzt Meister Paul das Wort: Wenn wir uns dann wieder zum frohen Gelage vereinen werden, sitzen zwei Bräute mit dem Kränzchen im Haar unter uns, und meines guten Weibes Herz klopft dann vor Freude und nicht mehr vor banger Sorge. Und nun, dächt' ich, Ihr Herren, ein Jeder ginge heim; getrennt muß es einmal sein, eine Stunde früher, eine Stunde später, was hilft's?

Sie folgten seiner Mahnung und standen auf. Als nun Albrecht sein Baret genommen, die Mutter ihr Mäntelchen umgethan und von den rüstigen Gesellen schon im Tragsessel aufgehoben, Allen eine freundliche gute Nacht, dem Bürgermeister aber ein herzliches Lebewohl gesagt hatte, zog Albrecht Gertraud in das Erkerfenster. Leb wohl! sprach er hier mit männlichem Muthe: Verlaß morgen in der Frühe nicht Dein väterliches Haus, mich noch einmal zu sehen. Dein Anblick könnte meinen Muth brechen. Laß uns hier trennen, und darf ich einer Stimme trauen, die laut in mir spricht, so sehen wir uns hier wieder. Dies sagend drückte er den ersten Kuß auf ihre bebenden Lippen und eilte davon.

Kaum röthete der Morgen die Thurmspitzen Pforzheims, als auch schon die Trommel, durch die Straßen wirbelnd, zum Aufbruch rief. Die Schaar der Vierhundert trat nun gewappnet aus ihren Häusern und eilte, von ihren Lieben begleitet, nach dem Marktplatze, wo auf hohem schwarzen Roß, in völligem Harnisch, Herr Berchtold Deimling sie erwartend hielt. Ihm zur Seite stand Albrecht Roser, die glänzende Pickelhaube auf seinem Haupte, den hellpolirten Panzer und Halskragen über sein weißes Ge-

wand, das einfache Kreuz, dies Geschenk Gertrauds, um den Hals. Rauschend flatterte die weiße Fahne mit dem Wappen von Baden, hinter der sich die Rotte sammelte, im Morgenwind.

Als der Haufe geordnet, und Alles zum Aufbruch bereitet war, gab der Bürgermeister ein Zeichen, und die Glocken begannen zu läuten, die Trommeln wirbelten. Ade! Ade! Leb' wohl! Leb' wohl! tönte aus Aller Munde. Väter, Mütter, Schwestern stürzten sich in die Reihen, drückten die Scheidenden an ihr Herz und kehrten in stiller Trauer heim. Gertraud hatte die Bitte Albrechts erfüllt und war nicht bei dem Ausmarsche gegenwärtig, sie kniete während dem an dem Grabe ihrer Mutter.

Schweigend zogen nun die Vierhundert gen Bretten, und von da am andern Morgen nach Bruchsal, wo sie den Markgrafen nicht mehr fanden, denn er war eiligst mit dem, was er bei sich hatte, zu Mannsfeld gestoßen und hatte ihnen den Befehl zurückgelassen, einstweilen in Bruchsal zu bleiben.

Unmuthig, daß sie hier unthätig liegen sollten, bezogen sie ihre Quartiere, aber bald erscholl die Nachricht von dem glücklichen Treffen bei Wisloch, wo das vereinigte Heer die Baiern geschlagen und Tilly zum Rückzug über den Neckar gezwungen hatte, und verwandelte ihren Unmuth in lauten Jubel. Der Sieg hatte das erste gemeinsame Unternehmen gekrönt.

Aber schon aus dieser Viktoria entsprang die Zwietracht unter den Heerführern. Der Churfürst von der Pfalz, aus dem Haag in seine Lande zurückgekehrt, befand sich bei dem Heere; ihm war Alles an der Wiedereroberung desselben gelegen; er verlangte nach diesem Treffen, welches nicht von großer Bedeutung war, Ladenburg, eine wormsische, mitten in der Pfalz gelegene Stadt, zu belagern. Mannsfeld, welcher den Kriegsschauplatz, wegen Unterhalt seines Heeres, nach den geistlichen Landen ziehen wollte, stimmte willig in diesen Vorschlag ein. Der Markgraf von Baden aber glaubte, es sei am gerathensten, Tilly zu verfolgen, und so die Vereinigung des spanischen und ligistischen Heeres zu verhindern; Mannsfeld drang jedoch mit seinem Plane durch, rückte über den Neckar gegen Ladenburg vor und der Markgraf trennte sich nun von ihm, die Herzöge von Weimar folgten diesem mit ihren Hilfsvölkern, und zogen sich nach Bruchsal zurück, dort die übrigen Regimenter aus der obern Grafschaft erwartend.

Bald trafen diese ein. Das Heer, 15000 Mann stark, war versammelt, und der Aufbruch nach dem Neckar, Tilly die Spitze zu bieten, beschlossen, während Mannsfeld Ladenburg belagern und die Spanier jenseit des Neckars festhalten sollte.

Das Heer rückte jetzt über Gochsheim und Eppingen gegen Wimpfen

vor, in der Absicht, bei Neckar-Elz über den Strom zu setzen, und auf Tilly los zu gehen; aber die Nachricht, daß Tilly schon diesseits des Neckars stehe und ihnen entgegen rücke, machte den Markgrafen in seinen Bewegungen ungewiß; er ließ das Heer auf der Höhe diesseits des vom Regen angeschwollenen Bellinger Bachs halten und ein Lager beziehen, das in der Eil durch Schanzen und eine Wagenburg befestigt werden sollte.

Als die Markgräflichen damit beschäftigt waren, traf die Nachricht ein, daß das ligistische Heer im vollen Anzuge auf Wimpfen sei und schon den Wald besetzt habe. Der Markgraf sandte sogleich an den Grafen Mannsfeld, ihn zu vermögen, die Belagerung von Ladenburg aufzuheben und sich über Sinsheim, im Fall die Spanier unter Ferdinand von Cordova ihn nicht daran hinderten, mit ihm zu vereinigen. Auch ließ er ihm wissen, daß er bis zu seiner Ankunft in der verschanzten Stellung bleiben und nur gezwungen ein Treffen annehmen würde.

Tilly, dieser kriegserfahrene Feldherr, hatte sich in aller Stille, sobald er die Trennung beider Heere vernommen, in der Gegend von Neckar-Steinach mit den Spaniern vereinigt, die sich wenig um Mannsfeld und die Belagerung von Ladenburg kümmerten. Schnell über den Neckar gesetzt, rückte er in Eilmärschen dem Markgrafen entgegen, ihm, ehe sich Mannsfeld mit ihm vereinigen könnte, ein Treffen zu liefern.

Von der Vereinigung Tilly's und Cordova's wußte der Markgraf nichts; er glaubte nur Tilly und seine Baiern vor sich zu haben und Ferdinand von Cordova mit Mannsfeld beschäftigt, sonst würde er sich wohl bei Zeiten zurückgezogen und ein Treffen vermieden haben. Als er aber am andern Tage die Vereinigung der beiden Heere erfuhr, stand der Feind ihm schon zu nahe, und ein Rückzug konnte leicht von schlimmeren Folgen sein, als eine verlorene Schlacht.

Sein Heer, aus 5 starken Regimentern zu Fuß und 28 Schwadronen Reitern bestehend, stand, den rechten Flügel bei Unter-Eisesheim an dem Neckar, den linken bei Biberach am Bellinger Bach gelehnt. Auf der Höhe zwischen beiden Orten war in einem Halbkreis die, von 20 Stück Geschütz vertheidigte, Wagenburg aufgefahren, Eisesheim mit Fußvolk besetzt, und in dem Zwischenraume von da bis zu dem verschanzten Lager stand der größte Theil der Reiterei unter Herzog Magnus von Würtemberg aufgestellt. Die Herzöge von Weimar hatten den linken Flügel am Abhange der Höhe nach Biberach zu mit ihren Völkern besetzt. Der Bellinger Bach, über den mehrere Brücken führten, war der Schlachtordnung im Rücken, deren Hauptstärke das verschanzte Lager und die Wagenburg auf der Höhe war.

Am Abend des 25. Aprils, als eben die Markgräflichen Gottesdienst

hielten, erblickten sie an dem Rande des Waldes, der sich von Wimpfen nach Biberach zieht, das verbündete Heer der Liga und Spanier, welches mit einzelnen Abtheilungen die dem Lager gegenüber liegende Höhe besetzte. Die Andacht wurde durch diesen Anblick nicht gestört, feuriger stieg das Gebet zum Himmel auf, und als der Gesang beendet und jeder in sein Zelt zurückgekehrt war, begann der laute Jubel, denn das Heer erglühte von freudigem Muthe, welchen der Anblick des Feindes nur noch erhöht hatte. Nur der Markgraf, der in Eisesheim sein Quartier genommen, und eben jetzt die Herzöge Magnus von Würtemberg und Wilhelm und Bernhard von Weimar und mehrere hohe Offiziere zur Berathung bei sich hatte, schien nicht mit so freudigem Muthe dem morgenden Tag entgegen zu sehen. Der Feind, sprach er: ist uns an Anzahl weit überlegen, wir ihm nur an Geschütz. Tilly und Cordova führen uns alte gediente Schaaren, wir ihnen neu geworbenes Volk entgegen; es war gefehlt, uns von Mannsfeld zu trennen. Es fragt sich daher, sollen wir noch die Vereinigung zu bewerkstelligen und die Schlacht zu vermeiden suchen, oder sie annehmen, und den Lorbeer allein brechen?

Ist die Vereinigung mit Mannsfeld noch eine Möglichkeit, nahm Herzog Wilhelm das Wort: so stimme ich dafür. Besser, wir wenden uns gegen Germersheim und setzen im schlimmsten Falle über den Rhein —

Und mein armes Land liegt den Spaniern offen — unterbrach ihn der Markgraf.

Sie werden nicht weit vorrücken und sich vom Neckar entfernen, wenn sie unsere Vereinigung erfahren, meinte der Herzog.

Vertraut Ihr denn Eurem Muthe nicht? unterbrach Herzog Magnus starke Stimme die Berathung: Sollen wir denn im Angesicht des Feindes den Kampf vermeiden, und so den Muth der Soldaten niederschlagen? Laßt uns mit Gott die Schlacht annehmen, an der Wagenburg sollen die Spanier ihre Köpfe schon zerschellen.

Und Eure Meinung, mein junger Herr! wandte sich der Markgraf, wohl nur aus Höflichkeit, zu dem achtzehnjährigen Herzog Bernhard.

Ich diene als Rittmeister in meines Bruders Regiment, erwiderte dieser bescheiden: mir gebührt hier nur zu hören, nicht zu sprechen; zu lernen, nicht zu belehren.

Redet! rief ihm Herzog Magnus zu: Jahre geben nicht immer Einsicht —

Aber doch Erfahrung, meinte der junge Fürst.

Wir ersuchen Euch, Eure Meinung zu sagen, nahm der Markgraf das Wort.

Nun wenn Ihr es wünscht, so muß ich gehorchen, sprach Herzog Bernhard. Meiner Meinung nach, begann er: wär' es besser, wenn wir die Schlacht vermieden, und nur mit Mannsfeld vereint schlagen könnten; jetzt aber im Angesicht des kriegserfahrenen Feindes wagen wir beim

Zurückzuge mehr als bei der Schlacht. Die Höhe ist gut besetzt, dort werden sie uns nichts anhaben, für das Fußvolk, durch Schanzen und Wagen gedeckt, fürchte ich nicht, wohl aber für die Reiterei, an der sie uns überdies überlegen sind. Sie muß so lange als möglich den Kampf vermeiden. Und würde sie auch geschlagen, und hat dann das Fußvolk nur Muth und Ausdauer, ist der Sieg dennoch unser! —

Junger Herr, nahte sich dem Herzoge der Oberst Hofstetter: Ihr sprecht, als hättet Ihr schon zehn Schlachten beigewohnt — ich bin ganz Eurer Meinung. Nur Muth, Ausdauer und keinen unüberlegten Angriff der Reiterei, und die Spanier prallen an unsern Verschanzungen ab, und doppelte Ehre wird uns, haben wir den Sieg allein erfochten.

Herzog Wilhelm's Meinung drang nicht durch, und nach langer Ueberlegung wurde die Schlacht anzunehmen beschlossen.

Als der Morgen des verhängnißvollen Tages zu grauen begann, ergriff das markgräfliche Heer nach kurzem Gebete die Waffen, und jedes Regiment trat auf den ihm angewiesenen Posten, das Fußvolk hinter die aufgefahrenen, mit eisernen Spitzen wohl versehenen Wagen; die Reiterei, von Herzog Magnus befehligt, stellte sich der Wagenburg zur Rechten, des Herzogs Wilhelm von Weimar Regiment zur Linken. Die Vierhundert Pforzheimer, unter dem Befehle ihres Bürgermeisters, standen im Hintertreffen bei den Munitionswagen. So geordnet, erwartete das Heer den Angriff.

Er begann von feindlicher Seite durch das Feuer der auf der Höhe vor dem Walde aufgeführten ganzen Karthaunen, welches die Markgräflichen beantworteten, während das Fußvolk der Liga noch im Walde zurück blieb, um den überlegenen feindlichen Feuer nicht nutzlos ausgesetzt zu sein. Der Morgen verging unter Scharmutziren. Einzelne bairische Reiter-Regimenter rückten mehrmal auf Herzog Magnus vor, der ihnen seine Schwadronen entgegen schickte, wobei bald die Baiern, bald die Markgräflichen zurückgetrieben wurden. Eben so war es auch auf dem linken Flügel, wo Herzog Wilhelm den Spaniern gegenüber stand, die zuweilen mit ihrem Fußvolk aus dem Walde hervorbrachen und das gegen Biberach aufgestellte Weimarische mit abwechselndem Erfolge angriffen; jedoch schien es, als ob die Verbündeten nirgend rechten Ernst zeigten. Das grobe Geschütz donnerte von beiden Seiten, Tilly rückte nicht aus dem Walde, der Markgraf blieb hinter seiner Wagenburg.

Mittag war vorüber, schon glaubte das protestantische Heer, der Feind werde wenigstens heute die Schlacht nicht wagen, als plötzlich, es mochte um die zweite Stunde des Nachmittags sein, Tilly aus dem Walde mit der ganzen Armada hervorbrach, sich auf der Höhe nach dem Neckar hinzog und die Spanier, nur eine kleine Abtheilung, Biberach gegenüber, am

Walde zurücklassend, ihm folgten. Er bildete nun seine Schlachtlinie, den linken Flügel an den Neckar, den rechten an den Wald hinter dem Geschütz gelehnt. Beinahe die ganze aus 80 Cornetten bestehende Reiterei, war hinter dem Fußvolke auf dem linken Flügel aufgestellt.

Jetzt begann der Markgraf auch aus seinen Feldschlangen und halben Karthaunen den Feind zu begrüßen, dessen Fußvolk zwar noch unbeweglich stand, dessen Reiterei aber hervorbrach und durch eine gewagte Bewegung zwischen der Wagenburg und den in Eisesheim Aufgestellten gegen Herzog Magnus vordrang. Dieser ging dem Feinde muthig entgegen, und obgleich viel schwächer, warf er sich dennoch mit solcher Gewalt auf ihn, daß er seine Schwadronen durchbrach und ihn gegen den Neckar zurück trieb. Hier aber nahm die italienische Reiterei und das Fußvolk die Fliehenden auf, und hemmte die Fortschritte der Markgräflichen, die sich wieder auf ihren Posten zurückziehen mußten.

Bald erneuerten die Baiern, von der Reiterei Don Cordova's unterstützt, den Angriff. Der Herzog, von tollem Muthe getrieben, verließ auch jetzt seine vortheilhafte Stellung zwischen dem besetzten Dorfe und der Wagenburg, noch einmal ging er den Anrückenden entgegen, mußte jedoch der Uebermacht weichen. Seine Reiterei floh, ihm wurde das Pferd getödtet, er bestieg ein anderes, sammelte die Flüchtigen, setzte noch einmal in den Feind, warf ihn zurück, verlor ein zweites Roß, konnte aber mit seinem schwachen Haufen der Uebermacht nicht länger widerstehen; er ward von Neuem geschlagen, zerstreut, ein neapolitanischer Kürassier erreichte ihn und schoß ihn nieder. — Die Flucht der Reiterei war allgemein, sie floh in Unordnung über den Bellinger Bach, dann bei Gvattach über den Neckar, und zeigte sich nicht wieder.

In diesem entscheidenden Augenblicke ließen die verbündeten Feldherren das Fußvolk von der Höhe herab gegen die Wagenburg rücken, während ein Theil der Reiterei durch den Wald zog, um den feindlichen linken Flügel, wo die weimarischen Fürsten standen, anzugreifen. Das markgräfliche Fußvolk, obgleich von dem größten Theile seiner Reiterei verlassen, stand hier unentmuthigt, einen jeden erhob der Gedanke: auf sie beruhe die Schlacht. Dreimal setzten die Baiern, zweimal die Spanier an, das Geschütz, das Feuer der Musketen riß ganze Haufen nieder, sie mußten weichen, drei ligistische Regimenter verließen zerstreut das Schlachtfeld und waren nicht mehr zu sammeln, selbst die furchtbaren wallonischen Regimenter, unter Cordova, zögerten mit dem nochmaligen Angriffe, als eben die spanische Reiterei aus dem Walde hervorbrach und sich auf die 1000 Geharnischten Wilhelm's von Weimar stürzte. An Muthe gleich, an Zahl überlegen, mußte auch hier der Sieg dem katholischen Heere werden. Trotz der Anstrengung der beiden Herzöge wurde das weimarische Regiment geworfen und die Fürsten selbst durch die Fliehenden über den Bellinger Bach mit fortgerissen.

Noch stand das Fußvolk. Die vierhundert Pforzheimer, die Munition deckend, hatten noch keine Pike gesenkt, noch keine Muskete abgebrannt. Mit Ingrimm sahen sie die Flucht der Reiterei, und dem Allen mußten sie unthätig zusehen, konnten nicht helfen, nicht wirken; das ernste Wort Herrn Deimling's bannte sie fest. Unmuthig hatte Albrecht Roser seine Fahne in die Erde gestoßen, schritt murrend auf und ab, und als der Bürgermeister an ihm vorbei ging, sagte er: Wir stehen hier als ein verlassener Haufe, überall wüthet die Schlacht, nur wir nehmen keinen Theil daran!

Ohne ihn zu antworten, das Auge unverwandt nach dem Gefechte der Weimaraner gerichtet, befahl jetzt der Bügermeister seiner Schaar, ihm zu folgen. Er rückte mit ihnen gegen die entblößte Seite der Wagenburg, wo eben die spanische Reiterei einzubrechen sich anschickte. Hier faßte er Posto. Nun, meine Freunde, rief er: nun gilt's! Senkt mit fester Faust die Partisanen, streckt den Spaniern einen undurchdringlichen Wald entgegen und zielt gut, ihr Schützen. Auf dies Wort stießen die Musketiere ihre Haken in die Erde, die Pikeniere senkten ihre Partisanen, und erwarteten so den anrückenden Feind. Mit kalter Ruhe trabten die Spanier die Höhe hinauf, stutzten einen Augenblick, als sie unvermuthet die weiße Kriegsschaar vor sich erblickten, beeilten jedoch ihren Angriff und jagten nun, Pistol und Schwert in der Hand, auf die sie ruhig Erwartenden. Vergebens stampften die muthigen Rosse mit kräftigem Hufschlag die Erde, vergebens boten sie ihre Brust dem feindlichen Stahl, Roß und Reiter stürzten zusammen, hier und da rissen zwar die sinkenden Rosse die Reihen nieder; aber unerschüttert standen dennoch die Bürger von Pforzheim, lustig flatterte ihre Fahne hoch in der Luft; die Spanier wichen, das Feld war mit Leichen überdeckt. Aber des erfahrenen Cordova's Scharfblick sagte ihm nur zu gut, daß hier der wichtigste Punkt sei, der Schlüssel zu der ganzen, festen Stellung des markgräflichen Heeres. Er sandte neue Regimenter zum Angriffe, dreimal stürmten sie heran, dreimal schlugen die Pforzheimer sie zurück.

Nur Wenige von diesen waren geblieben. Die Pistolen, womit die Reiterei, nach damaligem Kriegsgebrauche, ehe sie zum Einhauen ansetzten, feuerte, hatten wenig getroffen, einige aus den ersten Gliedern waren von den in die Reihen gestürzten Rossen beschädigt, aber wer nur noch stehen, seine Faust noch rühren konnte, verließ sein Glied nicht.

Nach diesem Angriffe ließen Tilly und Cordova die ganze vom Verfolgen zurückgekehrte Reiterei den Angriff gegen die Wagenburg erneuern, aber immer vergebens. Der Markgraf, überall, wo es Noth that, zugegen, feuerte die Seinen an, setzte sich an ihrer Spitze jeder Gefahr aus, und obgleich seine Reiterei das Schlachtfeld verlassen, kämpfte er mit dem Fußvolke noch immer um den Sieg, und das Geschütz streckte Tausende der Feinde nieder. Da ließen die feindlichen Feldherren das ganze Fuß-

volk noch einmal vorrücken, ein mörderisches Feuer begann. Zwei neapolitanische Regimenter, welche bei dem ersten Angriffe in Unordnung zurückgegangen und von Cordova, der sie wieder gesammelt, mit entehrenden Worten gestraft waren, schlossen sich dicht aneinander, und mit dem Schwure, eher unterzugehen, als noch einmal zurück zu weichen, senkten sie die Piken und nur vor sich auf den Boden sehend, keine weitere Gefahr beachtend, rückten sie gegen neun, dem Walde gegenüber aufgeführte halbe Karthaunen an.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke entschied ein Zufall die Schlacht. Ein dumpfer Schlag theilte im Rücken des markgräflichen Heeres die Luft. Die Munitionswagen, neben welchen früher die Pforzheimer zur Deckung gestanden, flogen, wodurch, ist unbekannt geblieben, in die Luft; ein panisches Schrecken ergriff das hinter der Wagenburg stehende Fußvolk, in dem nemlichen Augenblicke hatten auch die Neapolitaner, immer vorwärts dringend, nicht die Lücken achtend, welche die feindlichen Kugeln in ihre Reihen rissen, nicht den Tod so vieler Hunderte der Ihrigen, die Karthaunen genommen und sie gegen das noch Stand haltende markgräfliche Fußvolk gerichtet. Zu gleicher Zeit stürmten, die Verwirrung der Feinde sehend, die Baiern mit Roß und Mann von Neuem heran. — Alles wich, Alles floh über die Brücken des reißenden Bellinger Baches. Vergebens drohte der Markgraf und versuchte die Fliehenden zum Stehen zu bewegen, vergebens warf er sich mit einer kleinen Schaar Getreuer dem eindringenden Feinde entgegen und hielt ihn auf; stärker und immer stärker drang der Feind auf allen Seiten vor, immer schwächer wurde der, den Markgrafen umgebende Haufe, — die Schlacht war verloren.

Von der Höhe, auf welcher die Pforzheimer standen, sah Herr Deimling dem erschütternden Schauspiele zu, sah die Flucht des Heeres, die gegen ihn heranrückenden Spanier, sah den Markgrafen auf seinem schneeweißen Rosse im dichtesten Handgemenge. Da durchzuckte ihn ein kühner Gedanke. Mir nach! rief er und eilte der Stelle zu, wo der Markgraf focht. Die Partisanen gesenkt stürzten sich die Vierhundert auf die Feinde, warfen Alles vor sich her, brachen sich Bahn bis zu ihrem Herrn, der, nur von wenigen Getreuen umgeben, den Kampf der Verzweiflung focht. Hier gaben sie bald dem Kampfe den Ausschlag, nahmen den Markgrafen, seinen Sohn und den Obrist Hoffstetter in ihre Mitte, und Schritt vor Schritt, oft dem nachrückenden Feinde die Stirne bietend, zogen sie sich, die Letzten auf dem Schlachtfelde, nach der Brücke zurück, über welche Freund und Feind sich drängte.

Obgleich von der ligistischen Reiterei heftig verfolgt, erreichten sie dennoch die Brücke, die einzige, welche noch brauchbar war; die andern hatten die Fliehenden zerstört.

Jetzt, mein gnädiger Herr, wandte sich Herr Deimling, als sie das

andere Ufer erreicht hatten, zum Markgrafen: jetzt, gnädiger Herr, eilt mit Eurem Prinzen über den Neckar, sammelt, was Ihr unterweges findet, und eilt zu dem Mannsfeld —

Und Ihr? fragte der Markgraf.

Wir halten Stand, bis wir Euch in Sicherheit wissen. Eine Stunde wird uns doch Gott noch Frist geben, und dann habt Ihr einen guten Vorsprung. — Der Markgraf zauderte. Herr, bat der Bürgermeister von seinem Roß springend, und umklammerte des Markgrafen Knie: nehmt mein Roß, das Eure blutet, das meine hat heute noch wenig gethan, ist noch frisch. Eilt davon, der Feind naht!

Der Markgraf bestieg, nach langem Zögern, das Streitroß des Bürgermeisters. Lebt wohl, Ihr Treuen! rief er den Pforzheimern im Davonsprengen zu: Auf glückliches Wiedersehen!

Dort oben! murmelte Herr Berchtold leise vor sich: Aber wollt' Ihr dem Herrn nicht folgen, Herr Obrist? sagte er zu Hoffstetter, der abgestiegen war und sein Roß einem Diener gegeben hatte: wollt Ihr Euren Herrn nicht begleiten?

Wie könnt Ihr so gering von einem alten Kriegsmanne denken? erwiderte dieser: An meinem Leben liegt nichts! Ich bleibe hier und sterbe mit Euch!

Hebe die Fahne, Albrecht, rief jetzt der Bürgermeister begeistert: hebe sie hoch, daß jeder sie sehe, Freund und Feind! — Wollt Ihr, Bürger von Pforzheim, wandte er sich zu diesen: wollt Ihr die Brücke vertheidigen, bis unser Herr gerettet ist?

Wir wollen! ertönte es laut.

Wollt Ihr, wenn Gott es über uns verhängt, Eure Treue mit dem Tode besiegeln, so schwört bei dieser Fahne!

Wir schwören! riefen sie einstimmig, die Hand zum Schwure hebend.

Nun dann, mit Gott! — Seid standhaft, der Feind naht!

Indem rückte auch ligistische Reiterei unter lautem Victoriarufen gegen die Brücke. Sie prallte an der ehernen Brust der Pforzheimer ab, die in dichten Reihen mit gesenkten Partisanen die Brücke schlossen, während die Musketiere, am Ufer hinter den Weiden aufgestellt, manch Geharnischten von seinem Rosse niederschossen. Des Häufleins immer noch spottend, versuchte die Reiterei noch mehrmal den Angriff; aber immer vergebens. Da rückte ligistisches Fußvolk heran und begann ein geregeltes Feuer. — Die Vierhundert standen; zwar bald mußten die hinteren Glieder die Lücken der ersten ausfüllen, aber sie standen. — Plötzlich rief Herr Berchtold: Albrecht, hebe die Fahne, senkt die Partisanen, mir nach! Sie folgten, stürzten sich auf den Feind, er wich, floh, und ruhig zog sich die muthige Schaar in ihre alte Stellung über die Brücke zurück. Zweihundert und achtzig nur waren noch übrig, auch Obrist Hoffstetter war nicht mehr.

Da stimmte der Bürgermeister mit lauter Stimme an: Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen, und die dem Tode geweihte Schaar fiel ein, und über die Leichen ihrer Brüder und über die Leichen der Feinde stieg der herzerhebende Gesang unter Trommel- und Trompetenklang der wieder anrückenden Feinde zum Himmel auf.

Jetzt sprengte ein Trompeter auf die Brücke zu. Dreimal schmetterte die Trompete, dann rief er mit lauter Stimme: Der Generallieutenant, Graf Tilly, fordert Euch auf, die Waffen nieder zu legen, Ihr sollt dann frei in Eure Heimath ziehen.

Sag' Deinem Feldherrn, erwiderte Herr Berchtold, und sein Auge sah forschend nach den Regimentern, die jetzt gegen ihn heranzogen: will er uns eine halbe Stunde diesen Posten noch gönnen, dann wollen wir unsere Waffen niederlegen.

Da wären wir doch Thoren, Euch dies zu gestatten, erwiderte der Trompeter: an der Brücke ist uns gelegen, nicht an Euch und Euren Waffen. Längerer Widerstand hilft Euch nicht, seht, wie die Reiterei durch den Bach auch ohne Brücke setzt.

Sind nur Einzelne, die das steile Ufer hinab können; entgegnete der Bügermeister: bis wir die Unsern gerettet wissen, vertheidigen wir unsern Posten, so lange Gott will.

Ohne hierauf etwas zu erwidern, ritt der Trompeter zurück. Statt seiner rückte ein Regiment Fußvolk an. Der Kampf ward erneuert. Nicht Mann gegen Mann begann das Gefecht, aus der Ferne schossen sie mit Musketen; selbst eine Feldschlange wurde aufgefahren und so die Tapfern niedergestreckt. Da riß der Bürgermeister Albrecht die Fahne aus der Hand. Nimm die Muskete jenes Gefallenen! rief er: Laß mir die Fahne! Dem Kriegsgotte gleich trat er, die Flatternde in der Hand, auf die Brücke, vor das immer mehr zusammenschmelzende Häuflein: Gedenkt Eures Schwures! rief er: und steht! Da zerschmetterte eine Kugel ihm das rechte Bein, er kniete auf das linke nieder, und seine kräftige Faust schwang die Fahne hoch. Da zerriß eine Traubenkugel ihm den rechten Arm, die Fahne sank, er erfaßte sie schnell mit der Linken. Schön ist der Tod für's Vaterland! rief er aus, hob die Fahne noch hoch in die Luft, und sank mit zerschmetterter Brust zu Boden. Da ergriff Albrecht die Gesunkene. Mir nach! rief er dem kleinen Häuflein von kaum noch Achtzigen zu: mir nach in den Tod, daß wir Mann gegen Mann fechtend sterben! In der Linken die Fahne, in der Rechten das Schwert, stürzte er voran über die Brücke, die Andern folgten, drangen in die dichten Reihen des ihnen gegenüberstehenden wallonischen Regiments, und das Gefecht mit blanker Waffe begann mörderisch.

Furchtbar wüthete der Tod, die Verzweiflung ist seine furchtbarste Sense. Leichen thürmten sich auf Leichen, immer tiefer in das geschlossene Viereck der Wallonen drangen die Pforzheimer, aber auch immer enger

schlossen sich die Reihen der Feinde hinter ihnen, immer kleiner ward der Haufe, die Kraft erlahmte, die Uebermacht drückte sie zu Boden; theuer ihr Leben verkaufend, sanken sie. Die Schaar der Vierhundert war nicht mehr. Nur noch die weiße Fahne flatterte hoch, noch schwang Albrecht sein Schwert. Unverwundet, als habe eine höhere Macht ihn geschützt, kämpfte er, der Letzte der Heldenschaar. Da spaltete der Schlag einer Partisane seine Pickelhaube — er taumelte — und hundert Arme waren mordend gegen ihn gehoben, als eine Stimme Halt! rief. — Die schon gehobenen Schwerter sanken, und vor dem Jüngling, der sich auf seine Fahne, an ihr sich aufrecht zu erhalten, stützte, hielt auf grauem Rosse ein kleiner Mann in spanischer Tracht, vor dem die Soldaten ehrfurchtvoll zurück wichen. Er sah Albrecht lange durchdringend an, dann sagte er: Junger Mann, seid Ihr rasend, allein gegen ein ganzes Regiment kämpfen zu wollen? — Steckt Euer Schwert in die Scheide, laßt Euch verbinden, und dann zieht hin, wohin Ihr wollt. Ich ehre Euren Muth!

Albrecht sah auf, sah den Grafen Tilly — denn er war es — starr an, und sammelte, noch von dem Schlage der Partisane betäubt, seine Gedanken, während sich Alles neugierig um ihn drängte.

Gebt Eure Fahne ab, und laßt Euch verbinden! wiederholte der General.

Meine Fahne? rief er, und seine Lebensgeister waren zurückgekehrt: Ich meine Fahne geben? Der Einzige sein von den Vierhunderten, der diesen Tag überlebte. Nein, Herr! lebend geb' ich meine Fahne nicht!

So behalte sie, sonderbarer Mensch, sie sei Dir geschenkt! sprach der Feldherr.

So schenke Euch Gott für dies freundliche Wort auch dereinst einen sanften Tod auf dem Bette der Ehren! erwiderte Albrecht, die Fahne an seine Brust drückend. Da traf sein Blick Gertraud's Kreuz. Leben soll ich? sagte er dumpf vor sich hin: mit Schande heimkehren zu ihr, der einzige Lebende von den Vierhundert? — Nein! nein! — Herr! gebt mir den Tod! rief er Tilly zu: oder ich suche ihn —

Da fiel ohnweit des Feldherrn ein Schuß, eine Kugel drang durch Albrecht's Panzer, zerschmetterte seine Brust — er sank nieder.

Wer wagte es, ohne meinen Befehl? rief Tilly zornig: Wer wagte es in meiner Gegenwart?

Dieser! riefen die Wallonen, von der That empört: Der Cölner Kaufherr, der stets hinter uns her, nie mit uns zog.

Haut den Frechen nieder! befahl Tilly und schnell gehorchten die aufgebrachten Krieger, und Philipp Wels erntete schnell den Lohn seiner Schandthat.

Tragt Sorge für den Verwundeten! befahl nun Tilly einem Wundarzt: und man lasse ihm seine Fahne! Dann besah er die Wahlstatt. Mehr als Tausend der Seinen sah er liegen und zwischen ihnen die 400 Männer

von Pforzheim. Keiner von ihnen war übrig geblieben, Keiner lebte mehr, die Wuth der Feinde hatte auch der Verwundeten nicht geschont.

Schweigend betrachtete Tilly die Todten. Daß 400 Krieger sich dem Heldentod geweiht, mußte, konnte er bewundern; daß 400 Bürger so fest, so edel die Treue an ihrem Landesherrn bewährt, das faßte er nicht, denn es schlug kein deutsches Herz in seiner Brust.

Die Nachricht von der verlorenen Schlacht traf nur zu bald in Pforzheim ein, doch über das Schicksal der Ihrigen blieben sie länger in Ungewißheit. Aber auch bald darauf erhielten sie die schreckliche Kunde, daß Keiner der Vierhundert übrig geblieben, Alle auf dem Schlachtfelde gefallen seien. Zugleich verbreitete sich die Nachricht, Tilly wäre mit dem ligistischen Heere im Anzug und geradesweges im Marsch nach Pforzheim begriffen. Sie mußten fürchten, daß er an ihnen Rache wegen ihrer, dem Landesherrn bewiesenen Treue, selbst wegen des in der Schlacht bezeugten Muthes, durch den so Viele der Seinen gefallen waren, furchtbar nehmen würde. Aber der Muth, der sie in so mancher Gefahr nicht verlassen, verließ sie auch jetzt nicht. Zwar gaben sie alle Gegenwehr auf, faßten den einmüthigen Entschluß, sich dem Sieger zu unterwerfen; aber dies hielt sie trotz der Nähe des Feindes nicht ab, für die Gebliebenen ein feierliches Todtenamt zu halten.

Gertraud hatte die Nachricht dieses Unglücks mit Fassung vernommen. Ich ahnete den traurigen Ausgang, sagte sie zu ihrem Vater: und war darauf gefaßt. Daß für mich kein Glück auf Erden blühen würde, fühlte ich schon längst. Sie ging, obgleich sie selbst des Trostes so sehr bedurfte, die Mutter ihres Geliebten zu trösten, und so tief ihr Herz auch verwundet war, entschlüpfte ihr dennoch keine Klage.

Durch die ganze Stadt herrschte bei der Nachricht, das ligistische Heer sei nur noch wenige Stunden entfernt, eine dumpfe Stille. Aengstlich bereitete jeder Hausvater sich zu dem Schrecklichsten vor; was jeder an Kostbarkeiten gehabt, hatte er zwar schon früher in irgend eine befreundete Stadt geschickt, aber von dem Kostbarsten, was ihm blieb, von seinem Weibe, seinem Kinde, hatte er sich nicht trennen können. Jetzt nahte die verhängnißvolle Stunde, Tilly's finsterer Geist schwebte vor ihr her und erfüllte mit bangen Sorgen die treuen Bürger. Manche Jungfrau floh noch aus dem väterlichen Hause, wo die Zurückgebliebenen sich nur noch dem Schutze Gottes empfehlen konnten.

Da gab der Thürmer das Trauerzeichen, daß der Feind sich nahe. Die ehrwürdigen Glieder des Rathes versammelten sich, dem Feldherrn entgegen zu gehen, an sie schlossen sich mehrere angesehene Bürger, um durch Bitten das Herz Tillys zu erweichen; unter ihnen war auch Meister Paul Roser.

Als sie vor das Thor kamen, sahen sie in der Ferne schon Abtheilungen von Reiterei; diesen voraus zog ein kleiner Haufen, theils Fußvolk, theils Reiter, die unbekümmert, ob die Stadt Widerstand leisten werde oder nicht, ohne Ordnung sich nahten. Bald erkannte man, daß sechs bärtige Fußknechte einen mit einer Fahne bedeckten Verwundeten auf der Bahre trugen, welche mehrere Reiter begleiteten, wovon der eine jetzt rasch hervorsprengte. Als er die vor dem Thore Versammelten erreichte, rief er ihnen zu: Ihr Herren! Ich bringe Euch hier einen Verwundeten, welchen der General Eurer Pflege empfiehlt, auch freue ich mich, Euch hier zu unserm Empfange in Frieden bereit zu sehen; das hat Euch ein guter Geist gelehrt.

Als während dem die Fußknechte bis bald zu den Bürgern gekommen waren, ging ihnen Meister Paul, den eine Ahnung vorwärts trieb, entgegen. Sie hatte ihn nicht getäuscht. Er sah Albrecht, dem Tilly die Bitte gewährt hatte, ihm den Tod in seiner Vaterstadt zu gönnen, bleich, fast leblos auf die Bahre gestreckt. Schweigend reichte ihm der Vater die Hand, die der Verwundete kaum zu erfassen vermochte. So zogen sie, ohne daß eine Klage das Schweigen gebrochen hätte, der Stadt zu.

Als der vorangesprengte Offizier erfuhr, daß Meister Paul der Vater des Verwundeten sei, begrüßte er ihn höflich. Herr! sagte er: es muß ein schmerzliches Gefühl sein, sein Kind in solchem Zustande wieder zu sehen, aber auch ein schönes, das Bewußtsein zu haben, daß er so männlich dem Schicksale seinen Tribut gezollt hat. Wahrlich, Ihr Bürger Pforzheims, fuhr er fort: hätten alle so ritterlich gefochten, wie er und die Vierhundert Eurer Stadt, wir ständen nicht vor Euren Mauern.

Da ich Euch nun in den Händen Eures Vaters weiß, wandte er sich jetzt zu Albrecht: so sag' ich Euch ein Lebewohl, junger Herr, wünsche Euch einen sanften Tod und eine fröhliche Auferstehung! Und nun zieht in Frieden nach Eurem Vaterhause. Er ließ die Reiter halten und ritt den Heranrückenden, die indeß der Stadt ziemlich nahe gekommen waren, entgegen.

Voran zog ein ligistisches Kürassierregiment, alte gediente Krieger, die, ohne den Gruß der Pforzheimer zu erwidern, mürrisch an ihnen vorüber ritten, mürrisch, weil ihre Unterwerfung ihnen die Aussicht zur Plünderung nahm. Sie besetzten das Stadtthor und blieben aufmarschirt davor halten. Hinter ihnen kamen mehrere Reiter in vollem Jagen gesprengt. Ein kleiner schon bejahrter Mann, auf einem braunen arabischen Rosse, hielt plötzlich vor ihnen an. Leicht konnten sie an Kleidung und Aeußern in ihm den Generallieutenant der Liga, Graf Tscherklas von Tilly, erkennen.

Würdevoll, ohne das Knie zu beugen, traten sie an ihn heran. Der Aelteste des Rathes überreichte ihm die Schlüssel der Stadt, und bat mit kurzen aber eindringenden Worten, um Schonung.

Ihr habt wohl bange Sorge gehabt, erwiderte Tilly: habt gefürchtet, daß Eurer Treue an einem Fürsten, der gegen seinen Kaiser zu Felde zog, eine strenge Ahndung werden würde? Fürchtet nichts! Der Muth, den die Vierhundert Eurer Stadt auf dem Schlachtfelde bewiesen, hat mein Soldatenherz mit Bewunderung erfüllt. Sie sind als Helden gefallen, sind den schönsten Tod gestorben, wär' es nur für eine bessere Sache geschehen! Solchen Muth ehrt der Krieger auch in dem Feinde, und sie haben mit ihrem Tode Euch Schonung und Milde erkauft. Vertraut meinen Worten. Geht zurück zu den Eurigen, beruhigt sie, und empfangt das einziehende Kriegsvolk gut, gebt, was Ihr vermögt, und Mannszucht soll gehalten werden.

Diese unerwartete Milde eines sonst so strengen Kriegers war den Tiefgebeugten, die schon ihre Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt sahen, ein Stern in ihrer Nacht. Doppelt werth war ihnen jetzt das Andenken an die Gebliebenen, die noch im Tode ihre Vaterstadt gerettet hatten.

Als Albrecht in sein väterliches Haus gebracht, sein Lager, neben welchem die ihm anvertraute, nun zerschossene Fahne stand, dicht bei dem Sessel der Mutter aufgeschlagen war, Gertraud, Margarethe und die Väter vor ihm standen, da schien mit dem Eintritte in das Vaterhaus der letzte Lebensfunken noch einmal in ihm aufzuflammen. Sagt' ich Dir es nicht, meine Gertraud, sprach er: wir sehen uns hier noch einmal wieder? Gelobt sei Gott, daß Du mir die Augen zudrücken kannst! Gelobt sei Gott, daß ich Euch, mein Vater, und Euch, meine gute Mutter, noch einmal sehn, Euch die Hand reichen kann. Draußen, wo an der Brücke die Vierhundert gefallen sind, war ein heißer, aber ein schöner Tag; die Helden sanken, das Vaterland weint! Da wollte das Schicksal nicht, daß ich das Bette der Ehren mit ihnen theilen sollte, aber der Tod hat mich doch dort auf dem Schlachtfelde erfaßt, wenn er mir auch hier erst das Herz zerdrückt. Ich fühle ihn nahen, und lobe Gott, daß er mich nicht übrig ließ, daß ich das Schicksal der Edlen theilen und mit ihnen den Heldentod sterben kann! Rollt meine Fahne auf, daß ich die Zerschossene noch einmal sehe! rief er freudig: Seht, wie das scharfe Blei sie zerriß. Breitet sie über mich, wenn ich ausgerungen! Und nun Euren Segen, Vater, sprach er mit matter Stimme: schließt mich in Euer frommes Gebet, gute Mutter! Reich mir Deine Lippen zum Kuß, meine Gertraud! Schnell! denn ich fühle — daß meine Stunde schlägt. Und als der Vater den Segen sprach, die Mutter ein frommes Gebet zum Himmel sandte, Gertraud sich über ihn beugte, ihre bebenden Lippen auf seinen Mund drückte, da erhob sich krampfhaft seine Brust, der Tod ergriff ihn, der Letzte der Vierhundert war nicht mehr. —

Gertraud und Mutter Anna folgten ihm bald.

Die That der Dreihundert bei den Thermopylen hat die Geschichte zu uns gebracht, der Ruf dieser That verscholl nicht in dem rauschenden Fluge von Jahrtausenden. — Der That der Vierhundert von Pforzheim bei Wimpfen, über die nur zwei Jahrhunderte hinweg zogen, gedenkt Keiner, denn es waren Deutsche. — Jene starben den Tod für die Freiheit ihres Vaterlandes, diese für Rettung ihres edlen Fürsten, für Freiheit und Glauben; und kein Dichter sang ihren Ruhm, von keinem Katheder preist man die That, denn der Deutsche ehrt nur das Fremde, und was aus ihm selbst hervorgeht, dünkt ihm niemals groß.

Die seltsame Wette.

Vor dem kleinen Schlößchen Bellevue, das zu jener Zeit noch unzerstört bei le haut clocher im Lothringischen, unfern des Sees von Latour niedlich und anmuthig auf einem Hügel lag, ging ein stattlicher Kriegsmann auf und ab. In einiger Entfernung hielt bei einem einzelnen Hofe, auf dem Wege nach Pfalzburg, eine Abtheilung Reiter, an deren grünen Feldbinden man leicht erkennen konnte, daß sie zu dem Heere Herzog Bernhards von Weimar gehörten. Der Kriegsmann war von gutem Ansehn, groß, wohlgebaut, es war der Oberst Reinhold von Rosen, der Freund des Herzogs, und Anführer der Reiterei. Er erwartetete hier einen Mann, der sich schon oft ungebeten bei ihm eingefunden und ihm dann meistens ein lästiger Besucher gewesen war, den kaiserlich ligistischen Feldmarschall Lieutenant Johann von Werth, welchen General Gallas, der das verbündete Heer gegen Frankreich befehligte, hierher gesendet hatte, um über einiges mit dem Herzoge zu unterhandeln.

So sollten nun heute die beiden größten Parteigänger damaliger Zeit friedlich zusammen kommen, und beide waren gewiß gespannt, sich so nahe gegenüber, Aug' in Auge, kennen zu lernen. Johann von Werth, der Sohn eines armen, niederländischen Landmanns, ohne geistige Bildung, roh, beutegierig, den Krieg nur des Krieges wegen führend, war im kaiserlichen Heere unstreitig der unternehmendste General. Mit rastloser Thätigkeit verband er Kühnheit und jenen so seltenen kriegerischen Scharfblick, der den günstigen Augenblick und des Feindes Fehler schnell zu benutzen weiß. Für nichts Sinn, als für den Krieg und seine Greuel, führte er ihn auch mit beispielloser Grausamkeit und war eben so das Schrecken der friedlichen Einwohner, als das seiner Gegner. Seit der Lützener Schlacht stand er fast immer dem Herzog Bernhard gegenüber, oft Sieger, öfters noch besiegt, war er keinen Tag vom Schauplatz gewichen; hatte sich nach jeder erhaltenen Schlappe schnell wieder erholt und wenn man ihn und seinen Reiterhaufen vernichtet glaubte, stellte er sich wieder mit neuer Kraft dem sorglosen Feind entgegen. Er war besonders bei dem Heere des trägen Gallas die alles belebende Seele. Der Herzog erkannte in ihm seinen gefährlichsten Feind und deshalb war es schon

längst sein Plan gewesen, ihn für sich zu gewinnen, den er auch, bei dem Charakter Johann von Werths, nicht für unausführbar hielt.

Reinhold von Rosen, aus einem alten liefländischen Geschlechte, war dem Könige Gustav Adolph als ein junger Mann nach Deutschland gefolgt und hatte sich in dessen Schule gebildet. Nach des Königs Tode schloß er sich ganz an Herzog Bernhard an und blieb bis zu dem Tode dieses jugendlichen Helden sein steter Begleiter. Er befehligte bei dem weimarischen Heere fast immer die Vorhut, wurde von dem Herzog zu gefährlichen Unternehmen gebraucht, und so kam es, daß er sich meist Johann von Werth gegenüber befand. An Bildung diesem weit überlegen, an moralischem Werthe weit höher stehend als der Niederländer, war er nicht so unternehmend, wie jener, und konnte es auch nicht sein, da ihn ganz andere Rücksichten leiten mußten. Was jener mit seinen Kroaten und der leichten Reiterei wagen konnte, durfte Rosen mit seinen Regimentern, diesen theuern Kriegsgesellen, nicht wagen, die einmal aufgerieben, nicht leicht wieder zu ergänzen waren, da jenem der Verlust an Mannschaft und Pferden ziemlich gleichgültig blieb, wenn er nur irgend einen Zweck dadurch erreichte. Rosen diente in einem Heere, auf dem die ganze Existenz seines Herrn und Freundes beruhte; Johann von Werth, halb im Dienst des Churfürsten von Baiern, halb in dem des Kaisers, durfte eher Menschen opfern, da man in Wien und München schon gewohnt war, ganze Heere verschwinden und neue wieder entstehen zu sehen. So waren die beiden Kriegs-Obersten, die jetzt friedlich in dem Schlößchen bei le haut clocher zusammen treffen und nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Worte den Sieg gewinnen sollten.

Verdrießlich, da ihn sein Gegner etwas lange warten ließ, schritt Rosen, den Blick auf den Weg nach Pfalzburg gerichtet, ungeduldig auf und ab, bis er endlich von ferne eine Staubwolke sah und er bald darauf Johann von Werth erkannte, der seine Begleitung bei dem Meierhofe zurück ließ und allein dem Schlößchen zu sprengte, wo ihn, nach kurzem Gruß, Rosen ohne weitere Ceremonien empfing. Johann von Werth schüttelte ihm treuherzig die Hand zum Willkommen und versicherte ihm, als sie in das Schlößchen traten, daß der Herzog keinen Officier seines Heeres hätte schicken können, der ihm so angenehm gewesen wäre, als Oberst Rosen, da er schon lange gewünscht habe, ihn persönlich kennen zu lernen. In dieser Versicherung lag so viel Gradheit, daß Rosen ihm ein Gleiches und auf gleiche Weise sagen mußte.

Ohne Weiteres schritt nun Johann von Werth zur Sache selbst, trug den Wunsch des Generals Gallas, seinen Neffen und einige andre, bei seinem Rückzug aus dem Lager von Dieuze gefangene Officiere gegen Ranzion auszuwechseln, vor, und Rosen stellte diese so gering und war im Allem so bereitwillig, daß der listige General rasch seinen zweiten Vorschlag machen konnte.

Gallas gönnt dem Kriegsvolk Erholung, begann er nun: und schlägt deshalb Seiner fürstlichen Gnaden und Seiner Eminenz dem Kardinal la Valette vor, bis zum März eine Art Waffenstillstand eintreten zu lassen. Er will im Elsaß die Winterquartiere beziehen, sie Euch dagegen in Lothringen gönnen. Drei Monat Ruhe sollte wohl dem Kriegsvolk wohl thun.

Im Elsaß wollt Ihr die Winterquartiere beziehen? erwiderte der Oberst Rosen lächelnd: Der Herzog muß diesen Fall voraus gesehen haben, denn er hat mir den bestimmten Befehl gegeben, in keiner Art auf dergleichen einzugehen.

Nicht? fuhr Johann von Werth auf.

Nein, General! erwiderte Rosen bestimmt.

Da hat der Herzog aus meiner Seele gesprochen, sagte Johann von Werth, Rosen die Hand schüttelnd: Keine Ruhe! das ist mein Wahlspruch. Gehen auch ein paar Tausend in einem Winterfeldzuge zu Grunde, so werden die Uebrigen doch desto besser. Wenn der Soldat auf der faulen Bärenhaut liegt, schrumpft sein Muth in gleichem Maße ein, wie sich sein Bauch ausdehnt, und die Officiere denken an nichts als ihren Seckel zu füllen. Was schadet das Schneegestöber und der Frost? Bahnt er doch die Wege, und es jagt Roß und Reiter nur schneller, wenn die Kälte sie treibt. Also keine Ruhe! — Da werden wir uns wohl bald wieder sehen, Kriegskamerad! wenn auch nicht so nahe als heute. Freut es mich doch, Euch, den ich immer als meinen wackern Gegner geachtet und hochgeschätzt, kennen gelernt zu haben. Nun, mit Gott werdet Ihr es noch lange sein!

Rosen war zwar gegen diese offen ausgesprochenen verbindlichen Worte nicht unempfindlich und erwiderte sie gern; jedoch ließen ihn die geringen Ursachen dieser Sendung, zu der es Johann von Werths nicht bedurft hätte, eine wichtigere Absicht noch im Hintergrunde ahnen. So ungebildet der ligistische General auch war, besaß er doch viel natürlichen Verstand und eine reiche Gabe Schlauheit, so, daß er schon öfters zu den schwierigsten Unterhandlungen gebraucht worden war. Rosen blieb deshalb auf seiner Huth, besonders da er Johann von Werth zu gut kannte, um nicht überzeugt zu sein, daß er sich nicht wegen Auswechslung einiger Gefangenen und zum Unterhändler ruhiger Winterquartiere, wo er schon im Voraus wissen konnte, daß sie nicht bewilligt würden, hätte gebrauchen lassen.

Rosen machte nun den freundlichen Wirth und führte seinen Gast zu der längst bereit stehenden Mittagstafel. Er hatte absichtlich seinen Auftrag an Johann von Werth bis nach aufgehobenem Mahle verschoben, da er wohl wußte, wie sehr man in Gallas Heere den Becher liebte und er selbst, an die strenge Lebensweise bei Herzog Bernhards Tafel gewöhnt, fürchtete nicht, daß der Wein Herr seines Kopfes werden könne. Er schenkte deshalb seinem Gaste fleißig ein und suchte auf diese Weise den Verschmitz-

ten redseliger zu machen, von dem er gewiß überzeugt war, daß er noch etwas im Rückhalte habe. Es schien ihm auch zu gelingen. Johann von Werth wurde immer gesprächiger, immer lebhafter, schien ganz den Zweck seines Hierseins zu vergessen und überließ sich ungestört seiner Fröhlichkeit.

Für den Beobachter hätte diese kleine Tafel, woran die Beiden allein saßen, höchst interessant sein müssen. Oben an saß der ligistische General, dessen ganz gewöhnliche Gestalt, dessen breite Nase und aufgeworfener großer Mund, das dicke, schwarze, kurzabgeschnittene Haar, das ungescheitelt und glatt zurückgekämmt, den Nacken kaum bedeckte, keine Spur von etwas Außerordentlichem zeigte. Der ganze Ausdruck des Mannes wäre gemein gewesen, hätten nicht seine sprechenden, leuchtenden Augen den unternehmenden Geist, und die kriegerische Haltung den entschlossenen, muthigen Mann kund gethan. Ihm gegenüber saß Oberst Rosen, ein schöner Mann, mit ausdrucksvollem, freundlichen Gesichte, dessen Blick, wenn auch nicht so lebhaft wie der von Werth, geistvoll und heiter war und in dessen Haltung und jeder Bewegung sich Würde aussprach. Gleich in ihrem Wirkungskreise konnte man im Aeußern, selbst in ihrem Innern nicht zwei entgegengesetztere Männer sehen, als die hier an der Tafel Vereinten.

Der Wein machte Johann von Werth immer lebhafter und gesprächiger. Rosen suchte in seinen derben Ton so viel als möglich einzustimmen und berührte nebenbei, wie er sich wundre, daß Gallas ihn zu solchem unwichtigen Auftrage hierher gesendet habe. Hätte der Herzog nicht erfahren, fuhr er fort: daß Ihr kommen würdet, hätte er sicher nur einen unbedeutenden Officier gesandt, so aber mußte ich Euch zu Ehren das kleine Geschäft übernehmen, und es freut mich, da ich bei dieser Gelegenheit Euch kennen gelernt habe.

Johann von Werth dankte und erwiderte dann lächelnd: Und hätte ich nicht einen geheimen Auftrag, würde mich kein Teufel des elenden Neffen wegen, der sich auf liederliche Weise gefangen nehmen ließ, hierher gebracht haben.

Und dieser Auftrag wäre? fragte Rosen gespannt, und schenkte den geleerten Pokal wieder voll.

Kamerad! erwiderte Werth, den Pokal zurückschiebend: Den Auftrag richt' ich nur an den Herzog selbst aus —

Dazu könnte sich Gelegenheit finden, der Weg von Dieuze bis hierher ist nicht weit, sagte Rosen gleichgültig scheinend: und der Herzog sieht Euch lieber hier als in seinem Lager.

Hm! brummte Johann von Werth vor sich hin und wurde nachdenkend.

Uebrigens könntet Ihr mir Euren Auftrag nur mittheilen, fuhr Rosen fort; ich kenne ihn überdies schon.

So? meinte der kaiserliche General: Seyd Ihr allwissend?

Wahrlich nicht! erwiderte Rosen lächelnd: aber Verschwiegenheit ist, wie Ihr wohl wissen werdet, nicht die Tugend Eures Hauptquartiers; der General-Lieutenant Gallas ist nach der Tafel gesprächiger, als er wohl sollte, und so wußten wir schon gestern was Ihr uns anzubringen habt.

Nun, ich wäre doch neugierig, dies aus Euerm Munde zu vernehmen? unterbrach ihn Johann von Werth.

Gallas hat den Auftrag von Wien, den Herzog für den Kaiser zu gewinnen; sagte jetzt Oberst Rosen — Johann von Werth stutzte. Er sendet Euch, dem Herzog die Bedingungen vorzulegen.

Kennt Ihr auch diese? fragte der General.

Man verspricht dem Fürsten das Herzogthum Franken; die Bisthümer und die Reichsstädte sollen es bilden, man verspricht es ihm, wenn er sein Heer zu dem Euren stoßen läßt, ernennt ihn dann zum Generalissimus der kaiserlichen Völker und wenn er seine Glaubensbrüder verrathen, und Deutschland unterjocht haben würde, dann —

Und dann? unterbrach ihn Johann von Werth mit Hast: dann?

Läßt man ihn enden, wie den Friedländer, der wahrlich nur zur Nothwehr Verräther an seinem Herrn ward.

Oberst Rosen! fuhr Johann von Werth auf, doch faßte er sich schnell wieder, und sein feuriges Auge leuchtete, wie Flammen; mit Heftigkeit ergriff er den Becher: Stoßt an! sprach er: Es gilt einem alten Kriegshelden, dem Friedländer!

Dem ehrenwerthen Feinde, dem Andenken Wallensteins, sei dieser Becher gebracht! rief Rosen anstoßend: Es war ein großer unternehmender Mann, größer als alle die, welche seine Güter, aber nicht seinen Geist erbten.

Hätt' er, statt dieses Gallas, Euch gegenüber an der Spitze des Heeres gestanden, wir hätten uns nicht in diesem winzigen Schlosse zusammengefunden! sagte der Niederländer, seinen Becher leerend.

Wohl möglich! erwiderte Oberst Rosen lächelnd: Gallas hat das Heer nutzlos zu Grunde gerichtet.

Ja Heer! fuhr Johann von Werth heftig auf: hätte ich so viel Menschen und Pferde in einer Schlacht opfern dürfen, als Hunger, Elend und Krankheit hinweg gerafft haben, ich hätte Euch bis nach Paris gejagt!

Rosen unterdrückte sein Lächeln — Ihr scheint mit dem General-Lieutenant unzufrieden? fragte er dann.

Wer könnte bei dieser Trägheit zufrieden sein?

Auch mit Maximilian von Baiern habt Ihr Ursach zu zürnen, nach Aldringers Tode gehörte Euch das Kommando des ligistischen Heeres.

Ich bitte Euch, schweigt davon; berührt diese Saite nicht! unterbrach ihn Johann von Werth unwillig.

Nur in Wien scheint man Euern Werth zu erkennen.

In Wien? fragte er höhnisch lachend.

Hat Euch der Kaiser nicht das Freiherrn-Diplom zur Belohnung Eurer Dienste und aus besonderer Gnade noch obendrein sportelfrei ausstellen lassen? fuhr Rosen fort.

Den Titel haben sie mir gegeben, der kostet ihnen nichts als ein Stückchen Pergament, aber beim Teufel, keine freiherrliche Besitzung! sagte Johann von Werth mit Unmuth: Da weisen sie den Kriegsmann immer auf fremdes Gut und feindliches Land an, wo er sich mit seinem Blute die Habe erringen soll, damit sein Lohn ihnen nichts koste.

Rosen schwieg, er wollte das Gift ruhig wirken lassen, das in der Brust des beleidigten, zurückgesetzten Feldherrn zu kochen begann. Aber Johann von Werths Heftigkeit mußte sich Luft machen. In Wien, begann er, ist man jetzt so karg wie in München. Ja! nach des Friedländers traurigem Ende, da schüttete man die Gnade in Scheffeln aus, jetzt, da man aus eignem Seckel zahlen muß, mißt man so karg, und mit so kleinem Maße, daß Gott sich der armen Soldaten erbarmen muß, sollen sie es zu etwas bringen! Und der Churfürst? — Der ist ein wackerer, durchlauchtiger Herr, versteht das Regiment zu führen und den Haushalt; ist aber zu genau mit Geld und Menschen. Vertraut lieber sein Heer einem Gallas an, der nicht ein Reiterpiket aus seinem verschanzten Lager zu schicken wagt und doch das Heer untergehen läßt, oder dem Lothringer, dem Fortuna ewig den Rücken wendet, obgleich er stets um die Metze buhlt, als einem tüchtigen Krieger, der dem Feinde kühn unter die Augen tritt. Wenn Tausende an einem Schlachttage fallen, erschrecken die Herren und meinen, das Heer sei verloren, wenn sie auch dem Siege geopfert wurden; aber wenn viele Tausende durch Hunger und Elend fein langsam aufgerieben werden, das erschreckt sie nicht, das kömmt ihnen nicht so plötzlich. Seht Oberst, deshalb vertrauen sie Johann von Werth kein Heer an, denn in der Fahne seines Regiments steht der Wahlspruch: aut vincere aut mori! —

Ihr scheint, und mit Recht, sehr unzufrieden zu sein, unterbrach Rosen den immer noch Trinkenden scharf beobachtend.

Unzufrieden? Hm, wie Ihr es meint — Nun ja! erwiderte Johann von Werth? so ganz zufrieden bin ich nicht! —

So thue ich Euch einen Vorschlag —

Thut ihn! was das Ohr hört, geht ja nicht immer zum Herzen, und bildet sich da nicht gleich zur That.

Ergreift unsere Partei! — Eine Anstellung, wie sie Euer Ehrgeiz nur wünschen kann, Güter, die Euch sattsam für das entschädigen können, was Ihr vielleicht dort verlieren könntet, sollen Euch werden, und eine lebenslängliche Pension von 20,000 Livres darf ich Euch im Namen des Königs von Frankreich anbieten. Sind dies nicht annehmbare Bedingungen? Und daß sie gehalten werden, dafür wird Euch des Herzogs fürstliches Wort Bürgschaft geben.

Oberst Rosen, erwiderte Johann von Werth, indem er den schon gehobenen Becher wieder vor sich hin schob: weshalb widersteht Euer Herr dem Anerbieten seines Kaisers, das ihn doch nur zu seiner Pflicht zurückführte, nicht von seiner Pflicht entfernte? Ist das Würzburger, ist das Bamberger Land, das man ihm geben will, nicht ein Paradies, in dem es sich wohl gut und gemächlich regieren ließe und mehr werth als die lustigen Versprechungen eines Richelieu, der Euern Herrn nur gebraucht, für Frankreich die Kastanien aus dem deutschen Feuer zu holen? — Oder fürchtet Ihr, man würde einem Ketzer nicht Wort halten? — Oestreich stellt Geißeln und setzt ihn in augenblicklichen Besitz des Landes; Spanien gibt sein Wort, selbst der Pabst schweigt, daß sich zwei Bischofmützen zu einem Fürstenhute umgestalten mußten — Seht Krieggesell! Noch etwas ganz anderes liegt bei Euch im Hintergrunde, so gut wie bei mir. — Wenn mich Wien karg, Maximilian von Baiern zutrauenlos behandelt, so murr' ich, aber schlage mich als braver Soldat und hoffe auf bessere Zeiten, die auch nicht ausbleiben werden. Aber gegen meinen Glauben fechten, meinen Soldateneid brechen, das thu' ich nun und nimmermehr. Ich halte es für verdienstlich, gegen Ketzer zu Felde zu ziehen und nur, indem ich dies thue, kann ich dereinst Vergebung für das finden, was ich hier in Kriegswuth verübe. Auch hält mich die Dankbarkeit an die Sache des Kaisers fest. Ein armer Bauer, zog ich mit dem Ackergaule meines Vaters zu den Spaniern, und sah als Rittmeister meine Heimath wieder; bis zum Obersten hob mich des Churfürsten Gnade und der Kaiser ernannte mich zum General; das erkenn' ich, obgleich ich auch dafür etwas Tüchtiges geleistet und sie ihr Geld nicht umsonst ausgegeben haben. Krieg ist mein Element, ohne ihn mag ich nicht leben, und soll es nun geraubt, geplündert und gezündet sein, dann sei es zur Ehre Gottes, der es mir dereinst vergeben muß. Nun, nachdem ich durch mein Glaubensbekenntniß die Gurgel ausgetrocknet habe, Oberst Rosen, noch einen frischen Trunk und kein Wort mehr davon. Ich erwarte den Herzog nicht und reite zurück, er möchte mir antworten, wie ich Euch. Mögen sie ihm zum Unterhändler schicken, wen sie wollen, mir gleichviel. Euch aber, Oberst Rosen, reich' ich die Hand zum Zeichen, daß ich Euern Vorschlag als wohlgemeint angesehen und bitte Euch, mir noch einmal von dem feurigen Burgunder einzuschenken; denn da wir nun unsre Geschäfte beendet haben, wollen wir als wackre Krieger noch ein wenig von unserm Handwerk plaudern, trinken und dann als gute Freunde von einander scheiden.

Rosen schenkte wieder ein, und war im Ganzen mit Johann von Werth zufrieden, daß er seinen Antrag so geradezu zurückgewiesen hatte. Sie sprachen nun von den vergangenen Kriegen und Werth berührte oft etwas unfein die mancherlei Scharmützel, worin er Rosen eine Schlappe angehangen, ohne daß dieser Gleiches mit Gleichem vergalt. Rosen nahm die Prahlereien des Ligisten scherzhaft auf, schenkte immer fleißiger ein und

ließ sich durch nichts aus seinem Gleichmuth bringen, aber jener wurde immer redseliger, er ging beinahe jeden Ueberfall, jedes Scharmützel in seinen kleinsten Detail's ruhmredig durch, verweilte besonders lange bei dem Ueberfall von Altenried, wo Rosen an der Spitze von Herzog Bernhards Leibregiment fast gefangen genommen worden wäre, kam dann auf das Gefecht bei Deckendorf und spottete hierbei derb über die schnelle Flucht der Weimeraner. Dies ertrug Rosen noch, als er jedoch die Nördlinger Schlacht, diesen Schattenpunkt für Rosen und seine Reiterei berührte, und er die eben nicht feine Frage an den Weimeraner that — Aber sagt mir nur Oberst, wie war es möglich, daß eine Reiterei, die doch sonst als eine tapfere Schaar männiglich bekannt ist, an solch einem entscheidenden Tage so feig das Feld räumen konnte, ohne kaum den Angriff abzuwarten? ward Rosen, und mit Recht, gereizt.

General! erwiderte er, aber Zorn und Unmuth übermannten ihn nicht: Das Schicksal der Schlachten ruht in Gottes Hand, der Muth ist nicht alle Tage gleich. Auch Euch könnte ein solches Stündlein schlagen.

Mir? rief hohnlachend Johann von Werth: Mir nimmermehr!

Und wenn Eure Regimenter Euch nicht folgen, trotz Eures Beispiels umkehren, fliehen, zieht Euch dann das Schicksal nicht mit ihnen fort in die allgemeine Flucht?

Dann stehe ich allein! rief der Ligist, mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß die Pokale klirrten: Lieber todt, als feig!

Und was gewönnet Ihr dabei? fragte Rosen — Ihr würdet gefangen!

Gefangen? unterbrach ihn Johann von Werth: Glaubt Ihr mich gefangen zu sehn? — So wenig auf dem Schlachtfeld, wie in dem Netz eines Weibes.

Nun, nun! sagte Rosen lächelnd: Seid Ihr auch des Erstern gewiß — obgleich wohl Fälle möglich sind, wo der Tod selbst Euch nicht von der Gefangenschaft retten könnte — so mögt Ihr doch vor dem Anderen nicht stehen. Die Weiber werfen ihre Netze so schlau, daß der Unbändigste darin gefangen wird. Laget Ihr noch nie in einem solchen? fragte er dann, Johann von Werth ins Auge fassend, der seinen Becher mürrisch hinunter stürzte: Noch nie? wiederholte Rosen wohl etwas boshaft, da er sah, daß er einen verwundbaren Fleck bei seinem Gegner getroffen hatte.

Hm! brummte nach einer Weile der General und strich sich den dicken Knebelbart: Einmal in Straßburg — vor gar nicht langer Zeit — da beging ich die erste, und wahrlich auch die letzte Thorheit, mich in ein Milchgesicht zu vernarren; statt ihr den Hof zu machen, hätte ich mein edles türkisches Roß streicheln sollen, das dankbar mir dafür entgegen gewiehert hätte. — Aber beim Teufel, so betrügt mich keine mehr, wie die eitle Margarethe Epp —

Von der habe ich mancherlei gehört, nahm Rosen das Wort: sie soll schön sein.

Ja, schön ist sie, das muß jeder gestehen, dem sie auch noch ärger mitgespielt hat als mir.

Klug?

Wie eine Schlange!

Und hoffärtig?

Wie der Kardinal Infant! platzte Johann von Werth heraus — Glaubt die Dirne, alle Männer wären nur da, ihr den Hof zu machen, jeden lockt sie an und jeden läßt sie laufen — doch schweigen wir — Kommt Oberst! rief er, das hinweggeschobene Glas wieder ergreifend: Stoßt an! Krieg auch den Weibern!

Da stoß ich nicht mit Euch an, General! entgegnete Rosen: ich liebe die Frauen und achte sie und möchte um alles nicht mit ihnen in Fehde leben. Kleine Scharmützel, wo es nur Schrammen, keine Wunden gibt, und die von einem Kuß schnell wieder heilen, laß ich mir gefallen, aber keine offene Fehde.

Glaube wohl, daß Ihr bei den Frauen mehr Glück macht und Ihr in der Art von Krieg bewanderter seid als ich; sagte Johann von Werth spöttisch. Ich kümmere mich um das Frauenvolk wenig, blickt mich nur ein Weib freundlich an, steht mir nur Frau Fortuna beim Kanonendonner zur Seite, so bin ich zufrieden, und überlasse Euch gern jenen Kampfplatz, auf dem kein Lorbeer grünt.

Ich hoffe, General, Ihr werdet mich wohl auch auf dem anderen finden! erwiderte Rosen: ich dächte, wir hätten uns schon manchmal dort getroffen!

Ja, ja! sagte Johann von Werth, dem Margarethe von Epp die gute Laune verdorben zu haben schien: ich machte Euch schon oft meinen Besuch, Ihr seid mir aber fast den Gegenbesuch schuldig.

Ich dächte kaum, sagte Rosen, der seinen Gleichmuth schnell wieder bekommen hatte, da er sah, daß sein Gegner in seinem Unmuth einen Becher nach dem andern hinunter stürzte: und wäre es nicht, kann es noch geschehen.

Topp! rief Johann von Werth: Topp! hier liegt mein Handschuh! —

Ich hebe ihn auf! sagte Rosen gelassen.

Nicht zum Zweikampf! fuhr der Niederländer fort: nicht wie zwei gemeine Kriegsknechte ihre Zänkereien, wie Feldherren wollen wir an der Spitze der Reiterei unsere Sache ausmachen! — Hört! fuhr er plötzlich auf: — Ich biete Euch eine Wette an — Es gilt zwei edle Streitrosse und 200 Doublonen! Wer dem andern binnen 2 Jahren und 2 Monaten in offener Feldschlacht oder im Scharmützel den empfindlichsten Streich beibringt, erhält sie von dem andern. Seid Ihr das zufrieden?

Hier meine Hand! sagte Rosen: es gilt!

Nun dann, langes Leben und gute Gesundheit, daß wir unsre Wette als wackre Kriegsgesellen ausführen können! rief Johann von Werth mit soldatischem Frohsinn: Und nun den Valet-Trunk — Wir bleiben Freunde, wenn Ihr auch ein Ketzer seid. — Heda! — Meinen Gaul! rief er, das Fenster öffnend — Ich sehe dort Reiter ankommen, es könnte der Herzog sein, und der muß Johann von Werth besonnener finden, als er jetzt ist —

Der Herzog ist es nicht, unterbrach ihn Rosen: es ist der Marquis von Feuquieres, vom Kardinal la Valette an Euch gesandt.

Desto schlimmer, wenn es ein Franzos ist, die haß' ich noch mehr, wie die Lutheraner, addio! — Dank für gute Bewirthung! Dies sagend, drückte er Rosen die Hand, eilte hinaus, schwang sich auf sein wieherndes Roß und jagte davon.

Rosen, der ihm gefolgt war, sah ihm mit verschränkten Armen lange sinnend nach — Wir wollen sehen, wem das Glück günstig ist, Johann von Werth! sagte er vertrauenvoll lächelnd und ging dem Marquis entgegen, der nicht wenig verwundert war, Johann von Werth nicht mehr zu finden.

Anderthalb Jahre waren seit der Zusammenkunft in Bellevue verflossen, ohne daß das Schicksal die beiden Feldherren einander gegenüber geführt hatte. Johann von Werth war mit den ihm untergebenen ligistischen Regimentern dem Kardinal Infanten nach den Niederlanden zugezogen, wo er den Spaniern bei ihrem Einfall in die Pikardie treffliche Dienste leistete; Oberst Rosen, der mit dem Herzog nach Burgund und dem Elsaß gerückt war, hatte wacker dazu beigetragen, daß Gallas sich über den Rhein ziehen und Lothringen und Elsaß Preis geben mußte.

Dem Herzog Bernhard war nun nichts wichtiger, als den Krieg auf das rechte Rhein-Ufer zu spielen, hierzu war ihm ein sicherer Uebergang nothwendig und Straßburg am gelegensten. Schon lange hatten beide Parteien, die kaiserliche und schwedische, um den freien Durchzug und den Uebergang über die Rheinbrücke mit der Stadt unterhandelt; aber Straßburg, welches den Prager Frieden, jedoch nur bedingweise angenommen, hatte bis jetzt seine Neutralität behauptet, keinem Heere den Durchzug und nur Einzelnen von beiden Parteien den Eintritt gestattet. Der Religion wegen sich wohl mehr zur protestantischen Partei hinneigend, hatte es in der Stille, da wo es, ohne die Neutralität zu verletzen, geschehen konnte, Herzog Bernhard und sein Heer begünstiget, ihm aber öffentlich, so wie dem General Gallas, jede thätige Unterstützung und das Oeffnen ihrer Thore und den Gebrauch ihrer Brücke verweigert.

Beide Parteien bewarben sich dennoch um die Gunst dieser, für die Kriegführung im Elsaß so wichtigen Stadt. Gallas drohte; Herzog Bern-

hard führte ihnen das Wohl der protestantischen Sache zu Herzen, aber beide stets vergebens. Bald befanden sich österreichische, bald französische und schwedische Abgeordnete daselbst und bei den jetzigen Konjuncturen glaubte Herzog Bernhard ihrer Freundschaft besonders zu bedürfen. Er gab deshalb Oberst Rosen den Befehl dahin zu gehen, um noch einmal wegen des Ueberganges über die Schiffbrücke, oder wenigstens wegen Herbeischaffung der nöthigen Materialien zum anderweitigen Schlagen einer solchen zu unterhandeln.

Seit der Unterredung mit Johann von Werth hatte sich dieser oft mit der schönen hoffärtigen Margarethe von Epp beschäftigt, die ihm seine Phantasie auf so mancherlei Weise, aber immer lockend vorgeführt hatte. Was er von ihr gehört, mußte seine Neugierde erwecken, seine Eitelkeit reizen und den Wunsch in ihm rege machen, das stolze, jede Bewerbung zurückweisende Mädchen kennen zu lernen. Deshalb war ihm der Auftrag des Herzogs doppelt willkommen, da er ihm Gelegenheit gab, seinem Herrn zu dienen und die schöne Straßburgerin zu sehen, und so zog er mit dem Gedanken an sie, spät am Abend in Straßburg ein.

Kaum in der Herberge zum Kreuze angelangt, machte ein Lärm auf der Straße seine Aufmerksamkeit rege. — Er öffnete das Fenster und sah, wie die Jugend der Stadt an der Thür eines hellerleuchteten, ansehnlichen Hauses lärmte und polterte. Schön geschmückte Jungfrauen, irdene, mit Blumen geschmückte Gefäße tragend, zogen jetzt bei Fackelschein paarweise unter Geigen und Flötenschall heran, die Jugend machte Platz, die Thüre des Jubelhauses öffnete sich ihnen, und sie traten dann unter Trompeten- und Pauken-Schall ein.

Rosen erkundigte sich, was dieser Lärm und dieser Aufzug bedeute, und erfuhr, daß heute der Polterabend der Tochter des reichen Freiherrn von Epp gefeiert werde. Diese Nachricht überraschte ihn, die lieblichen Träume so vieler Monden waren dahin, das seltne, in ganz Elsaß gepriesene Kleinod von fremder Hand errungen. Unmuthig legte er sich zu Bette. Als er jedoch am Morgen erwachte und ruhig über sich, seine Hoffnungen und Wünsche nachdachte, mußte er lächeln, daß ein Phantom seiner Einbildungkraft, daß ein Mädchen, welches er noch nie gesehen, ihn so lange beschäftigen, ihm auch jetzt noch Unruhe erregen konnte. Und als die Glocken des Münsters ertönten und er erfuhr, daß um die zehnte Stunde die Trauung des Fräuleins von Epp dort vor sich gehen sollte, befahl er, völlig beruhigt, dem Diener, ihm sein Staatskleid zu bringen, und beschloß, ehe er noch irgend jemand in der Stadt seinen Besuch gemacht, nach dem Münster zu gehen, um dort die allbewunderte Margarethe als Braut zu sehen und sich zu überzeugen, ob die Fama nicht gelogen, und sie wirklich es werth sei, daß er seit so vielen Monden sich ausschließend mit ihr beschäftigt habe. Er trat nicht ohne Neugierde in den Münster ein. Schon war das Lied beendet, die feierliche Handlung hatte schon begonnen

und das Brautpaar stand vor dem Altar, als Rosen sich durch die dichte Menge der Zuschauer drängte, die willig dem Krieger von gar stattlichem Aussehen Platz machten. Jetzt war er bis zum Chor gedrungen, jetzt konnte er das Brautpaar deutlich sehen, und — statt der hohen, junonischen Gestalt, die seine Phantasie seit le haut clocher ihm in Margarethe vorgezaubert hatte, sah er ein kleines, wie es ihm schien, verwachsenes Geschöpf, prunkend gekleidet am Altar stehen.

Ist das die Braut? — Ist das das Fräulein von Epp? — fragte er eine Nebenstehende.

Das ist sie! erwiderte ihm seine Nachbarin — Seht nur das reiche Kleid von Silberstoff, seht nur den Halsschmuck. Ach! Sie ist reicher Eltern Kind, und der Bräutigam mag sich wohl freuen, solchen Schatz in sein Haus einzuführen! Seht nur, jetzt zieht sie den Sammethandschuh aus, habt Ihr schon solch schöne Armbänder gesehen?

Aber Rosen sah weder Armband, noch Handschuh, noch Braut. Seitwärts, unfern des Brautpaares stand neben einem reichgekleideten alten Herrn ein Mädchen, das die Blicke des Kriegers nur allein fesselte. So wie diese dacht' ich sie mir! seufzte er sich ganz vergessend auf: So mußte Margarethe Epp aussehen, solch herrliche Gestalt mußte ihr, von der die ganze Umgegend spricht, geworden sein — Als er dies vor sich hin murmelte, traf auch des Mädchens Auge zufällig auf ihn, es ruhte einen Augenblick, wo es sich unbemerkt glaubte, mit Wohlgefallen auf dem Krieger, wandte sich aber schnell und traf ihn dann noch einmal, aber so stolz, so kalt, daß Rosen beleidigt den Blick eben so stolz erwiderte.

Die Ceremonie war nun beendet, die Braut wandte sich zu den Umstehenden und Rosen sah ein sanftes, freundliches, aber nicht schönes Gesicht. Er lächelte bei ihrem Anblick und dachte: Bei Gott, Johann von Werth muß leicht zu fangen sein, wenn er an solcher Angel zappelte! wandte sich dann, obgleich sein Auge durch einen geheimen Zauber nach der Schönen mit ihren blonden Flechten, ihrem weißen über den Nacken herabhängenden Schleier immer noch heimlich angezogen ward, als ein muthiger Streiter, selbst bei Frauen, nach einem der hohen Pfeiler, an welchem ein Gemälde aufgehangen war, besah dann den herrlichen Dom, vergaß über das Schöne, Bewunderung Erregende, was er in diesem erhabenen Gebäude sah, für einen Augenblick die hohe Frauengestalt und ging nun, um die Kirche zu verlassen, dem Portale zu.

Da war es ihm, als sähe er jenen langen, weißen Schleier, der das schöne Mädchen schmückte, noch unter dem Bogen des Portals flattern; unwillkürlich drängte er vorwärts, sie noch einmal zu sehen, als ihn eine kreischende Stimme anredete. Edler Herr! vernahm er hinter sich: verzeiht, wenn ich Euch hier aufhalte. — Rosen wandte sich und hinter ihm stand ein schon bejahrtes Männchen — Ich erkannte schon während der Trauung meiner Tochter in Euch den Obersten Rosen, den Anführer der

weimarischen Reiterei! begann nun der Freiherr von Epp, denn dieser war der kleine höfliche Mann: Höchst erfreut, Euch hier zu sehen, halte ich Euch unbescheidener Weise mit der Bitte auf, meinem Hause die Ehre zu gönnen, Theil an dem heutigen Feste zu nehmen.

Rosen, zwar von dieser unerwarteten Einladung überrascht, konnte nicht umhin, sie anzunehmen. Der Freiherr dankte für seine Bereitwilligkeit, winkte einer bereitstehenden Sänfte und empfahl sich dem immer noch Ueberraschten.

Als Rosen in seiner Herberge ankam, hielt es ihn nicht lange dort. War es Langweile, war es die Neugierde, welche das Räthsel zu lösen hoffte, wie eine kleine, verwachsene Gestalt einem so rohen Mann, wie Johann von Werth, noch nach so trauriger Erfahrung das Zeugniß unbestrittener Schönheit entlocken konnte, er ging, da es wohl Mittagszeit war, hinüber in das Hochzeithaus. Hier wies ihn ein Diener, den er nach dem Freiherrn fragte, in den Garten. Er trat ein, durchstrich mehrere Gänge und erblickte statt des kleinen freundlichen Mannes die Jungfrau mit dem stolzen, hoffärtigen Blick, die er im Münster gesehen hatte. Jetzt aber war der Ausdruck ihres Gesichts ein ganz anderer. Lächelnd, als ob ein freundlicher Traum an ihr vorüber schwebte, sah sie, das niedliche Köpfchen etwas vorwärts gebeugt, vor sich hin, ihr Mund lächelte schelmisch und die Rose in ihrer Linken, die sie vielleicht eben an ihr klopfendes Herz gedrückt haben mochte, hatte gewiß irgend eine liebe Erinnerung in ihr erweckt. Rosen blieb, das Auge unverwandt nach der holden Sinnenden gerichtet, wie gebannt auf seinem Platze stehen; der stolze, ihn beleidigende Blick im Münster war vergessen, stand doch das freundliche Mädchen vor ihm, das von der Kirche gleich in den Garten gegangen sein mußte, denn noch hielt ihre Hand das Gesangbuch. Jetzt führte sie die Rose an ihren Mund, preßte ihre Lippen auf die sanft gerötheten Blätter, dieses Sinnbild der Liebe — aber, hatte sie ein Dorn verwundet, oder sie den Fremden bemerkt, wie von einem Zauberstab berührt, war ihr Antlitz verändert; sie sah ernst vor sich hin, warf die Rose hastig weg, wandte und entfernte sich schnell. Rosen war von dieser plötzlichen Veränderung überrascht. Kenner des chamäleonischen Geschlechts, war er den Frauen gegenüber stets auf seiner Hut und am meisten, wenn er dem eignen Herzen nicht recht trauen zu können glaubte. Auch jetzt war mit ihrem Verschwinden hinter der grünen Buchenhecke die Begeisterung dahin und er zog den schon gehobenen Fuß schnell zurück. Sei vorsichtig! raunte ihm seine Erfahrung zu: untersuche, ehe du den Lockungen deiner Sinne folgst! Dieser Gedanke hielt ihn zurück. Als er sie aber weit genug entfernt glaubte, ging er dennoch nach der Stelle, wo sie gestanden hatte, beugte sich nach der Rose, die ihre Lippen berührt, und die ihres Glückes unbewußt sorglos am Boden lag, hob sie auf, und — O! Die Stärke des männlichen Herzens ist wie das Eisen der Armbrust, sie gibt dem Eindruck der Sinne

nach und beugt sich vor ihm, wie der stählerne Bogen der Waffe unter der kräftigen Hand; doch hat die Sehne geschwirrt, so tritt es stolz in seiner Kraft zurück und wähnt vergessend, was ihm schon oft geschah, keine Hand könne es mehr beugen. So auch das Herz! ist der Eindruck vorüber, glaubt es sich stark genug, jedem neuen zu widerstehen.

Auch Rosen vergaß, was ihm vorhin die Erfahrung zugeraunt, er drückte die Blume — wo möglich auf der nemlichen Stelle, wo ihr Mund sie berührt hatte — an seine Lippen; aber schnell, als hätte auch ihn ein Dorn gestochen, barg er sie unter sein Kleid, als er es hinter der Hecke rauschen hörte. Es war der Hausherr, der sich nahte, um ihn zu den Gästen zu führen.

Ihr werdet dort manche schöne Frau und manche feine Jungfrau sehen; sagte er ihm auf dem Wege dahin: Straßburg hat, Gott sei's gedankt, dermalen wie von jeher, keinen Mangel an preiswürdigen Schönheiten, auch mich hat der Herr auf diese Weise gesegnet, und fuhr er mit wohlgefälligem Selbstvertrauen fort, ohne Rosens Lächeln über den etwas zweideutigen Segen des Herrn zu bemerken: Ihr sollt mit der Wahl Eurer Nachbarin zufrieden sein. Sie soll Euch den Beweis führen, daß ich ein Kenner von Schönheit im Leben und im Bildniß bin; denn meine Gemälde-Sammlung besteht meist nur aus absonderlich schönen weiblichen Gestalten, jedoch Eure Nachbarin zur Linken übertrifft sie alle, die zur Rechten freilich? — I nun, wenn nur die Herzens Seite gut versorgt ist.

Unter diesem Gespräch, während welchem Rosen immer nur den stillen Wunsch gehegt hatte, daß die Stolze mit dem Schleier die gepriesene Nachbarin sein möge, waren sie bis in die Prunkzimmer gekommen, wo wirklich Rosens flüchtiger Blick manch schönes Gesicht fand, nur die zweideutige Rosenspenderin nicht. Nachdem er der Braut und dem Bräutigam und den vorzüglichsten Gliedern der Familie des Freiherrn vorgestellt war, und er den kaiserlichen General, den Grafen Ossa begrüßt hatte, der mit seinem Sohne, einem Rittmeister unter Johann von Werths Reiter-Regiment, auch zugegen war, wurde zur Tafel gerufen, wo, in den Speisesaal eingetreten, der geschäftige Hausherr nichts angelegentlicheres zu thun hatte, als den Obersten nach seinem Platze zu führen. Meine Vorliebe für Euern Herzog und auch für Euch, werther Herr, raunte er ihm leise zu: hat mich die Wahl Eurer Nachbarin treffen lassen, sehet sie als einen Beweis meiner Verehrung an, und laßt es Euch bei mir wohlschmecken.

Schon setzte sich ein Theil der anwesenden Gäste, und ein junges Mädchen, nicht ausgezeichnet schön, aber lieblich, nahm den Platz zu seiner Rechten ein; aber immer fehlte noch die Schöne, die an seiner Linken sitzen sollte. Da trat die Stolze aus dem Gewühl hervor, schritt auf ihn zu, nahm mit kalter Höflichkeit ihren Platz, und ersuchte ihn, nun ein Gleiches zu thun.

Rosen folgte dieser Einladung mit Freuden; aber das kalte, abgemes-

sene Benehmen seiner Nachbarin mäßigte bald diese Freude und gab ihm das nöthige Gleichgewicht wieder. Er war verbindlich gegen sie, doch zeichnete er sie nicht vor seiner Nachbarin zur Rechten aus, vermied, so viel es sich thun ließ, ohne eine Absicht dabei zu verrathen, ihrem Blick zu begegnen und, so schwer es ihm auch wurde, spielte er den Unbefangenen meisterhaft, war aber doch neugierig ihren Namen zu erfahren, und fand bald Gelegenheit dazu.

Ihr liebt die Rosen, wie es scheint? fragte ihn die Jungfrau, ein anderes gleichgiltiges Gespräch kurz abbrechend —

Woher glaubt Ihr das? erwiderte der Oberst nicht ohne durch diese Frage in Verlegenheit gesetzt zu sein, da er fürchtete, sie habe ihn im Garten belauscht.

Ich schließe es blos aus Euerm Namen und aus dem Rosenblatt, das so eben aus Euerm Kleide fiel.

Der Name könnte Euch täuschen, erwiderte er: obgleich Ihr wohl Recht habt, denn ich liebe die Rosen sehr und pflückte mir deshalb eine in dem Garten dieses Hauses, wo ich Euch sah. Ich konnte ja kein lieblicheres Bild von Euch mit mir nehmen als diese Blume.

Die Jungfrau lächelte spöttisch. Der Vergleich ist alt und verbraucht und paßt für jedes jugendliche Gesicht! erwiderte sie.

Ihr irrt! lenkte Rosen schnell ein: Er paßt nur für wenige, nur für die, welche die zarte Farbe der Bescheidenheit, die leise Röthe der Jungfräulichkeit auf ihren Wangen tragen, nur für die, so schön sind ohne es zu wissen, sanft, ohne mit ihren Dornen zu stechen — Da Ihr aber aus meinem Namen auf meine Neigungen geschlossen habt, lenkte er ein: so bitte ich, mir den Euren zu sagen, damit auch ich einen gleichen Schluß machen kann. Vorerst Euer Taufname? —

Margarethe! erwiderte sie unbefangen.

In Frankreich würde man Euren Namen auf Perlen oder auf eine Blume deuten, die man in Deutschland Tausendschön nennt. Da nun Perlen Thränen bedeuten, für die Ihr keine Vorliebe zu haben scheint, so find' ich, und wohl auch Ihr selbst, das Letztere passender.

Wie Ihr meint, erwiderte sie gleichgiltig.

Und Euer Familienname? fragte Rosen weiter ohne sich im Mindesten irren zu lassen.

Ich bin die Tochter des Hausherrn, des Freiherrn von Epp.

Margarethe von Epp? Margarethe von Epp! rief Rosen sich vergessend aus, und so laut, daß die Nächstsitzenden es hören mußten.

Worüber staunt Ihr so, habt Ihr Margarethe von Epp in mir gesucht?

Nein Fräulein, dies ist nicht der Grund, weshalb ich staune, erwiderte er gutmüthig lächelnd: Ein ganz sonderbarer Irrthum ist die Schuld! . .

Ich kann ihn fast errathen, Ihr verwechselt meine Schwester mit mir; sagte das Fräulein erröthend und ihr Gesicht ward noch ernster.

Kennt Ihr den ligistischen General Johann von Werth? fragte jetzt Rosen, ohne ihren Unmuth bemerken oder ihre Vermuthung berichtigen zu wollen.

Ich kenne ihn!

Ihm dank' ich viel; er hat mir Euern Namen zuerst genannt.

Das ist nicht schmeichelhaft für mich — Ich wünsche nicht, in der Erinnerung dieses rohen, ungesitteten Mannes zu sein, der nur an die Spitze seiner Kroaten, nicht aber in den Kreis der Frauen gehört.

So habt Ihr eine große Probe Eurer Geduld und Sanftmuth gegeben, fuhr Rosen fort: da Ihr ihn so lange um Euch gelitten habt.

Ich duldete ihn zu meiner Belustigung! erwiderte sie mit Heftigkeit.

Fräulein! unterbrach sie Rosen mit Unmuth! ein wackrer Krieger, wenn er auch häßlich ist und im Feldlager das Courtoisiren nicht gelernt hat, verdient doch nicht solch beißenden Spott; ein Mann, der für Fürsten, Glauben und Ehre sein Leben willig opfert, verdient nicht solch schimpfliche Aeußerung, die den schönen Mund des schönsten Mädchens verunziert.

Verzeiht Herr! sagte sie verlegen: Verzeiht ein unüberlegtes Wort, das meiner fröhlichen Laune entschlüpfte — Ueberdies lieb' ich die Kriegsleute nicht, jedes Zartgefühl, jede Achtung für Frauen geht in dem wilden Leben unter —

Fräulein! nahm Rosen das Wort, sein Blick traf das dunkelblaue Auge des Mädchens, das seelenvoll auf ihm ruhte und sein Herz erbeben ließ. Fräulein, ein edles Weib vermag auch dem rohesten Mann Achtung einzuflößen, wenn sie Achtung verdient. Es liegt ein Zauber in Euerm Geschlechte, mit dem es auch dem Rohesten außer seinem Kreise gebannt hält; zerstört aber Eitelkeit oder Gefallsucht den magischen Kreis, wer sollte dann den Mann in seinen Schranken zurückhalten?

Ei, ei! so wie ich sehe, Oberst Rosen, habt Ihr wenigstens im Feldlager weise Sittensprüche nicht verlernt! unterbrach sie ihn scherzend, und der seelenvolle Blick war schon lange wieder zum ernsten geworden: Sie bringen Euch aber heute um manches schmackhafte Gericht und hindern Euch, den Becher so oft zu leeren, wie Ihr wohl solltet. Trinkt ihn bis zum letzten Tropfen aus und erlaubt, daß ich ihn mit Muskat fülle und Ihr werdet sehen, daß ich Süßeres zu geben weiß als Ihr! Dies sagend füllte sie den Becher, wandte sich dann nach dem jungen Grafen Offa und bekümmerte sich, mit diesem angelegentlich sprechend, nicht weiter um Rosen.

So vergingen die Stunden des Mahles in steter Fehde. Fast dünkte es Rosen, Johann von Werths Trinkspruch: Krieg den Frauen! sei auch der Seinige geworden. Margarethe blieb kalt, fast abstoßend, nur hier und

da glaubte Rosen, einen Funken Gefühl und Herzlichkeit durchblitzen zu sehen, und sogar wähnte er zuweilen, er belausche einen freundlichen Blick; doch der Vorsichtige schrieb diese Bemerkung auf Rechnung seiner Eitelkeit und zürnte mit sich, daß, wenn ihn auch das kalte spöttische Betragen abstieß, ein einziges Wort dieser Circe ihn wieder mit ihr versöhnen, ihm Hoffnung geben konnte. So verstrich der größte Theil des Mittagmahles. Schon war der Nachtisch aufgetragen und Rosen war entweder mit seiner schönen Nachbarin noch immer in Streit begriffen, oder sie schienen sich gar nicht zu beachten. Jetzt aber, als ein Körbchen mit Feigen und Apfelsinen herumgegeben wurde, nahm Rosen eine der goldenen Früchte. Ihr scheint dieser Frucht besonders gewogen zu sein, sagte er, das lange Schweigen brechend: denn ihre Blüthe windet sich duftend durch Euer Haar; wie ich die Rose, scheint Ihr die Orange zu lieben.

Ihr habt es errathen, erwiderte Margarethe. Diesen Baum möchte ich mir zum Sinnbild des Lebens wählen: Frucht und Blüthe trägt er zugleich und so ward ihm ein ewiger, unvergänglicher Frühling; in seinem Vaterlande schüttelt der Herbst nie ganz seine Blätter, nie läßt ihn der Winter erstarren, und nimmt ihm das freundliche Leben; die goldnen Früchte prangen stets glühend zwischen seinem dunkeln Laube, und wenn Ihr die eine brecht, entblättert sich schnell die Blüthe, um einer neuen Frucht Platz zu machen.

Rosen lächelte —

Ihr scheint meine Meinung nicht zu theilen, fuhr das Fräulein fort.

Nicht ganz! erwiderte Rosen: Duftend ist die Blüthe, prangend die Frucht, aber oft, o wie bitter das Innere — Wünschtet Ihr Euer Leben eben so, gnügte Euch das Aeußere, gnügte Euch die Schönheit des Mannes, wenn die goldene Schaale nur einen bittern Kern verbürge?

Ihr fallt schon wieder in den Prediger-Ton, unterbrach ihn Margarethe: jedem leicht hingeworfenen Worte gebt Ihr eine ernste Deutung.

Bei Euch, ja!

Und warum eben bei mir? fragte sie schnell.

Solltet Ihr Euch diese Frage nicht selbst beantworten können? erwiderte er, der Antwort ausweichend.

Ich glaube kaum —

So erlaubt, daß ich die Antwort bis auf eine Zeit spare, wo ich Euch näher kennen und offener mit Euch reden darf.

Wird diese Zeit je kommen? fragte sie halb ernst, halb spöttisch.

Vielleicht, vielleicht auch nicht! sagte er gleichgiltig, und da die Tafel eben aufgehoben wurde, verbeugte er sich kalt, und schien sich weiter nicht um sie zu bekümmern.

Nun? fragte der überglückliche Vater: seid Ihr mit meiner Wahl, seid Ihr mit Eurer Nachbarin zufrieden?

Wie könnte ich anders? erwiderte Oberst Rosen verbindlich.

Laßt Euch nicht von ihrem abstoßenden Wesen irre machen, es ist so ihre Art. Seit sie in die große Welt getreten ist, hat man mit Recht ihre Schönheit so viel besprochen und besungen, daß sie ihren Werth hat erkennen lernen müssen. Hunderte haben schon um sie gefreit, aber keiner kann sich auch der kleinsten, wohlerlaubten Gunst rühmen. Wie eine Königin steht sie unter Männern und nimmt ihre Huldigungen als wohlverdiente Opfer an. Es soll mich wundern, wenn der Eine kommen wird, der die Spröde besiegt.

Wohl nie! entschlüpfte Rosen.

Ei, ei! Warum nicht gar! Wie könntet Ihr glauben, daß um solch liebliche Blume sich nicht Tausende bewerben würden?

Bewerben wohl, aber erringen? lenkte der Krieger ein.

Erringen? — Ja, Ihr habt wohl nicht ganz Unrecht! fuhr der Vater fort: Es gehört Viel dazu! Aber kommt mit mir, damit ich Euch meine Gemälde zeigen kann, ehe es zu dämmern beginnt, und urtheilt dann selbst, ob Ihr Eins der vielen Frauenbilder schöner finden könnt als meine Tochter. Kommt, werther Herr! Während er Rosen in seine kleine Gemälde-Gallerie führte, zog sich Margarethe Epp aus dem Gewühl auf ihr einsames Stübchen zurück.

Wie gefiel Dir Oberst Rosen? fragte am andern Morgen Josephe, die junge Ehefrau, ihre Schwester, als diese sinnend am Fenster stand. Margarethe beantwortete diese freundlich gethane Frage nicht.

Mich dünkt, nahm Herr von Gemmingen, Josephens Gatte das Wort: Margarethen ergeht es wie Eurer Stadt, sie steht zwischen den Kaiserlichen und den Weimeranern, beide buhlen um ihre Gunst und es wird ihr eben so schwer wie Straßburg, die Neutralität zu behaupten.

Margarethe schien auf alles dies nicht zu achten, sie sah in den Garten hinab, bog sich weit hinaus und zerdrückte hierbei die Rose an ihrer Brust.

Die arme Rose! seufzte Josephe.

Wer ist arm? fuhr Margarethe, wahrscheinlich an Rosen denkend auf — wer?

Wer anders, erwiderte die Schwester lächelnd: als die arme Blume, die du so schonunglos an der Fensterbrüstung zerdrückst.

Unmuthig wandte sich Margarethe wieder nach dem Fenster und sah hinunter, während der von Gemmingen das Zimmer verließ und Josephe zu ihrer Schwester trat.

Ich muß meine Frage noch einmal wiederholen, Margarethe! begann sie: wie gefällt Dir Oberst Rosen?

Wie alle Männer! erwiderte sie gleichgiltig.

Sollte ich mich geirrt haben, Schwester? Ich glaubte, Du fändest doch einen Unterschied zwischen ihm und dem kaiserlichen Rittmeister?

I nun, antwortete sie scherzend: wie ich einen Unterschied zwischen dieser Rose und der Hagebutte da unten finde: an der einen gehe ich unbeachtend vorüber, die andere werf' ich, wenn sie mir lästig wird, weg, wie diese. Sie warf bei diesen Worten die Rose hinunter.

Frau von Gemmingen lächelte — Und welchen Mann wirst Du endlich Deiner werth finden? fragte sie nach einer Weile.

Wahrlich keinen! erwiderte Margarethe.

Da beklage ich dich!

Glaub' es wohl, liebe Schwester, unterbrach das Fräulein schnell. Den Tag nach der Hochzeit möchte auch ich vielleicht den Liebe-Rausch noch nicht ausgeschlafen haben, und der Mann mir liebenswerth erscheinen, der mich wahrscheinlich nur meiner Mitgift wegen freite.

Du willst mich verwunden, Margarethe! sagte mit himmlischer Sanftmuth Frau von Gemmingen: Du weißt, daß ich in die Wagschale äußerer Vorzüge so wenig zu legen habe, und so ist es nicht liebreich von Dir, daß Du mich eben heute so bitter daran erinnerst.

Margarethe sank an ihre Brust — Verkenne mich nicht, liebe Schwester! bat sie: Du weißt, meine Worte kommen nicht immer aus dem Herzen.

O! hieltest Du es nicht immer, wohl oft wider seinen eignen Willen, so fest verschlossen, sagte Josephe: erlaubte Dir nur Dein Stolz, Dich zu zeigen wie Du bist, Du würdest nicht so einsam in der Fülle Deiner ganzen Schönheit dastehen. Ziehe ich von hier, Margarethe, dann hast Du keine Freundin, keinen Freund mehr, der warnend und tröstend Dir zur Seite steht. Des Vaters Liebe ist Dir selbst oft lästig; ihm, der eine Himmlische in Dir zu erblicken glaubt, der Dich vergöttern möchte, wirst Du Deine Schwächen nicht aufdecken —

Margarethe faßte stürmisch die Hand der Schwester und preßte sie an ihr Herz.

Du bist 22 Jahre alt, fuhr Josephe fort: die Tage des Entfaltens sind vorüber, nur noch eine kurze Zeit stehst Du in voller Blüthe, dann gehst Du dem Verblühen entgegen. Denke an jene Zeit, nicht an die schimmernde Gegenwart, und Du wirst unter den Männern wohl Einen finden, der Deiner werth ist. Sieh den stattlichen Krieger, den Oberst Rosen.

Den? Nun und nimmermehr! fiel Margarethe ihr schnell in's Wort.

Und warum sagst Du das mit solchem Eifer, mit solcher Leidenschaft? Glaubst Du, mein theilnehmendes Schwesterherz kenne Dich nicht und habe Dich nicht beobachtet? Sein Aeußeres wenigstens muß Dir gefallen haben.

Nicht im mindesten! erwiderte das Fräulein und suchte ihr Erröthen zu verbergen.

Ich will Dir es glauben, fuhr Josephe ruhig fort. — Aber sag mir

nur, weshalb Dir der Oberst so sehr zuwider ist, und was Dich so ganz gegen ihn aufbringt? Täusche ich mich nicht, so ist es beleidigte Eitelkeit! Ich weiß es wohl, sagte sie nach einer Weile, da die Schwester ihre Frage nicht beantwortete: daß Du stets mit den Männern Dein Spiel treibst, sie heute mit einem freundlichen Blick anziehst, um sie morgen mit stolzem Hohne wieder zurück zu stoßen; daß Du heute ihnen die Hoffnung reichst, morgen sie ihnen wieder unzart nimmst. Bei all diesem Spiel verläßt Dich Dein Gleichmuth nur selten, höchstens macht er der Langweile oder dem Unmuth Platz, wenn die Männer Deine abstoßenden Worte nicht gleich verstehen wollen; aber nie sah ich Dich noch so mißlaunig, so verstimmt, so nachdenkend wie heute. Macht Rosen von den übrigen Männern eine Ausnahme, versteht er zu verwunden, statt an Deinen Pfeilen zu verbluten? — Warf er die Angel aus, sagte sie mit scharfer Betonung: und fing den glatten Aal, statt sich fangen zu lassen?

Josephe! fuhr Margarethe empfindlich auf: Du beleidigst mich!

Nun so erkläre mir das Räthsel! fuhr jene fort: denn, ich wiederhole es, Schwester, so sah ich Dich noch nie, wie heute. Sei offen gegen mich! — Was Du mir vielleicht verbergen willst, würde mir Freude machen zu hören. Beichte, entschleiere mir Dein Herz, zeige es mir wie es ist, sprich es aus, was es in diesem Augenblick empfindet.

Während Margarethe schwieg, überzog Purpurröthe ihre Wangen. Aber plötzlich verwandelte sich der Ausdruck ihres Gesichts, feurig sah ihr Auge umher und Josephe mußte mit Unmuth sehen, daß Stolz und Selbstvertrauen in ihr zurückgekehrt war. Ich soll den Schleier von meinem Herzen heben, Josephe? begann sie jetzt: — gern, warum sollt' ich nicht die Schwächen eines Augenblicks enthüllen, der in dem Kreislauf stolz durchlebter Stunden und Tage wie ein Tropfen im Weltmeer verschwimmt? — Ich sah in dem Münster einen Krieger sich durch das Gewühl drängen, seine hohe, über Andere hervorragende Gestalt, die Eile, mit der er sein Ziel verfolgte, machten mich auf ihn aufmerksam, und als er endlich an dem Gitter des Chores stand, sein Auge mit Neugierde auf Dich gerichtet war, hatte ich Zeit, ihn genau zu betrachten. Sein Aeußeres, besonders der männliche kraftvolle Ausdruck seines Gesichts gefiel mir; als aber sein Blick den meinen traf, wandte ich mich plötzlich, und damit er nicht das Wohlwollen, das er in meinen Augen hatte lesen können, wohl gar mein schnelles Abwenden mißdeuten könnte, wandte ich mich noch einmal nach ihm und mein Blick drückte gewiß den Stolz meines Innern aus. Da wagt er es, gleich kalt, gleich stolz den Blick zu erwidern und mit diesem Blick forderte er mich zum Kampfe auf. — Sie hielt inne —

Sprich weiter, liebe Schwester, bat Josephe, mit Innigkeit ihre Hand fassend: sei ganz wahr. So sehr ich auch mit meinem Glück beschäftigt bin, nehm' ich doch zu sehr Theil an Dir, um auch an einem für mich so wichtigen Tage Dich ganz vergessen zu können. Ich bemerkte wohl, daß Du bei

unserer Nachhausekunft die Einsamkeit suchtest, sah, wie Du die Rose pflücktest.

Ja, ich muß es gestehen, nahm Margarethe das Wort: sein Bild begleitete mich, an ihn denkend brach ich die Rose, ich fühlte mich zum erstenmal bewegt; aber es war nur ein Augenblick, bald ward ich Herr dieser drückenden Schwäche — und sein Benehmen während des Mittagsmahles! abgemessen, kalt, berechnet jedes Wort, meinem Stolze Gleichmuth, meiner Laune die Seinige entgegensetzend betrat er gleichgiltig den Kampfplatz. War ich freundlich, so sprach er herzlich, ward ich bitter, tadelte er es freimüthig und begann mich belehren zu wollen, wandte ich mich zu dem Grafen Ossa, sprach er und so wie es schien, gern mit seiner Nachbarin; nie suchte er den Faden des Gesprächs anzuknüpfen, die Gelegenheit mußte sich ihm dazu bieten — Aber glaube mir, sagte sie mit Zuversicht: sein kaltes, gleichgiltiges Benehmen ist nur Schein, die Glut seines Auges, die ich oft belauschte, verräth mir deutlich, daß er in meinen Fesseln liegt, und vielleicht gewarnt, sich ihnen zu entziehen glaubt, wenn er mich mit meinen eigenen Waffen bekämpft.

Margarethe! unterbrach sie die Schwester: wohin verirrst Du Dich? Von dem sanften, blumenumgrünten Pfade, den die Natur dem Weibe entblühen ließ, stürzest Du Dich auf eine rauhe Dornenbahn, wo Du nie an ein freundliches, glückliches Ziel gelangen kannst! Wie wenig kennst Du Dich! Eben dieser Ungestüm, diese Leidenschaftlichkeit, dieser Unmuth zeigt mir deutlich, daß Du endlich einen Mann gefunden hast, der sich nicht willig an Deinen Siegeswagen spannen läßt, dies zeigt mir deutlich, daß Dein Herz endlich —

Schweig, schweig Josephe! rief Margarethe heftig, und stürzte zur Thür hinaus.

Der Pfeil traf, er sitzt tief! sagte die sanfte, freundlichlächelnde Josephe: Gelobt sei Gott!

Am andern Tage lebte Rosen ganz seinen Geschäften. Schon im Voraus gewiß, daß der Hauptpunkt seiner Sendung, der freie Gebrauch der Brücke nicht bewilligt werden würde, schien es ihm angemessen, ihn bei seinen Unterhandlungen nur obenhin zu berühren, und nur auf die Beihülfe von Materialien zur Schlagung einer anderweiten Schiffbrücke anzutragen, wozu er jeden Einzelnen im Geheim zu stimmen suchte. Der Freiherr von Epp war seines Reichthums und seines Einflusses wegen nicht ohne Wichtigkeit, auch erforderte es der Anstand, daß er ihm für die gastfreundliche Einladung danken mußte, dies und wohl auch die Hoffnung, Margarethe zu sehen, bestimmten ihn am andern Tage, dem Freiherrn seinen Besuch zu machen. Ehe er aber den kurzen Weg antrat, hielt er Rücksprache mit seinem Herzen, das er ziemlich ruhig zu finden glaubte. Margarethens Schönheit hatte seine Sinne, ihr Stolz, selbst ihre Laune seine Phantasie beschäftigt, aber der geheime Zauber, der das Herz durch-

bebt, diese unwiderstehliche Gewalt, welcher ewig die Hoffnung zur Seite steht, hatte ihn nicht erfaßt. Nur sein Stolz, seine Eitelkeit war aufgeregt, und auch nur Stolz und Eitelkeit riefen ihn auf, den Kampf mit dieser Spröden zu wagen. So, mit Gleichmuth gewaffnet wie er meinte, betrat er das Haus des Freiherrn, der ihn mit Auszeichnung aufnahm, hier, wo sie allein waren, in Lob über Herzog Bernhard ausbrach und Alles nur mögliche, jedoch nur im Geheim zu thun versprach, was der Sache der Protestanten und dem Herzog nützen könnte. — Daß Ihr, werther Herr, meine Offenheit nicht mißbrauchen möget, bedarf wohl keiner Bitte; sagte er dann geheimnißvoll: wer spräche in jetzigen, unruhigen Zeiten wohl gern offen seines Herzens Meinung aus. Heute lacht Euch das Glück, morgen Euern Feinden. Ueberdies muß ich Rücksichten nehmen, um es nicht mit dem Grafen Ossa, ich meine den Feldmarschall-Lieutenant zu verderben. Er ist in Schwaben, wo er General-Kommissarius ist, ein ganz mächtiger Herr, hat sich in seinem Wirkungkreise ein ungeheures Vermögen erworben, und sein Sohn, der Rittmeister von des tollen Johann von Werth's Reiter-Regiment, scheint an den Siegeswagen meiner Tochter gespannt zu sein, und ich leugne es nicht, ich wünschte wohl — doch das brauche ich Euch als einen so erfahrnen Mann nicht erst zu sagen — meine Güter liegen jenseit des Rheines, dem Grafen von Ossa verdank ich ihre Erhaltung, und so wehe es meinem protestantischen Herzen auch thut, mein Kind vielleicht — doch was rede ich — Ihr werdet mich gewiß verstehen und entschuldigen.

So sehr Rosen auch vorher mit seinem Herzen im Reinen zu sein geglaubt, so hatten doch die Winke, welche ihm der Freiherr gab, es gewissermassen in Unruhe versetzt. Der alte Graf Ossa war ein bedeutender, einflußreicher, der Sohn ein junger schöner Mann, Rosen dünkte es daher natürlich, daß der Vater diese Verbindung wünsche, und in so manchem, was ihm während des gestrigen Mittagmahles in des Fräuleins Betragen gegen ihren andern Nachbar gleichgiltig geschienen, fand er jetzt Bedeutung. Das stolze, hoffärtige Mädchen hatte durch diese Nachricht bei ihm an Interesse gewonnen und so schien er doch nicht so ganz mit seinem Herzen im Reinen zu sein, und es mochte wohl der Gedanke, um ihren Besitz zu ringen, in diesem Augenblick bestimmter als je in ihm aufsteigen. In diesem aufgeregten Zustand begab er sich zu dem Herrn von Gemmingen, von dem er, wie von seiner Gattin mit wahrer Herzlichkeit aufgenommen wurde. Josephe war eines jener sanften, weiblichen Wesen, die, wenn ihnen auch die Natur äußere Vorzüge versagt hat, doch tausendfach durch ein zartes, weibliches Gemüth für dies Entbehren entschädigt sind. Der Lebensplan ihrer Schwester hatte sie, besonders seit einiger Zeit tief betrübt, sie fühlte, daß Margarethe bei diesem Benehmen den Zweck ihres Lebens verfehlen mußte und es that ihr doppelt wehe, da sie die Schwester genau kannte und wußte, wie sehr sie alle Mittel glücklich zu werden und

glücklich zu machen, in sich vereinte. Aber von ihrer Kindheit an der Liebling des Vaters, der unter seinen vielen Schwächen besonders die der Eitelkeit in großem Maße besaß, hatte ihr Geist eine schiefe Richtung bekommen, welche nicht durch sorgsame Mutterhand auf die rechte Bahn geleitet werden konnte, da die Mutter schon früh gestorben war.

Der Vater war ihr überdies nicht das Vorbild eines kräftigen Mannes gewesen; die Männer, die sich ihr späterhin huldigend genaht, hatten dies entweder zu anmaßend und roh, oder zu unterthänig und zart gethan, so daß das schöne, von jedermann gehuldigte Mädchen, deren Vater ihr solch hohen Begriff ihrer eignen Vollkommenheit schon von frühester Jugend an eingeimpft hatte, die Männer verachtete, und sie entweder für Tyrannen oder Sclaven hielt. Josephe hatte dem Spiele, das Margarethe seit ihrem Auftreten mit den Männern trieb und welches ihre Eigenliebe immer mehr erhöhte, mit sorgerfülltem Herzen zugesehen, sie hatte und mit Recht vor der Zukunft gebangt, und so war ihr Rosens Erscheinung eine freundliche gewesen, da es ihrem Scharfblick nicht entgangen war, daß er der erste Mann sei, der, wenn auch nur einen flüchtigen Eindruck auf Margarethe gemacht habe, und welcher Charakter und Gewandtheit genug besäße, die Hoffart der Schwester zu beugen. Ihr Gatte, mit ihr übereinstimmend, empfing ihn daher offen und herzlich.

So befand sich Rosen in dem Kreise dieser freundlichen Menschen wohl, die Margarethens und bald auch seinetwegen ein lebhaftes Interesse an ihm nahmen und wohl einige Hoffnung auf ihn bauten.

Margarethe selbst sah er nicht, sie schützte, da Josephe sie einladen ließ, herüber zu kommen, Unwohlsein vor, und Rosen mußte, ohne sie gesehen zu haben, in seine Herberge zurückgehen.

Hier fand er ein Schreiben, das Herzog Bernhard aus dem Lager vor Lure in der Franche comté an ihn sendete, und worin er ihm befahl, die Unterhandlung so schleunig als möglich zu beenden, da er nach der Einnahme von Lure gesonnen sei, mit dem Heere nach dem Rheine zu rücken. Zugleich erhielt er die unangenehme Nachricht, daß Ehrenbreitenstein sich endlich nach tapferer Gegenwehr an Johann von Werth übergeben habe. Der Befehl des Herzogs, so wie diese niederschlagende Nachricht beschäftigten ihn nun ausschließlich, ohne ihn doch Margarethe von Epp vergessen zu lassen, die er so gern vergessen hätte. Aber wenn er am Tage von einem der bedeutenden Männer Straßburgs zum andern gewandert und seine Ueberredunggabe an der Bedenklichkeit dieser Herren gescheitert war, so zog es ihn doch am Abend nach dem Hause des Freiherrn von Epp, wo er oft zweifelhaft wurde, ob Margarethens Schönheit oder der sonderbare Reiz ihrer Laune ihn mehr ansprach.

Rosen hatte wohl während seines steten Kriegslebens, trotz dem, daß er den Umgang mit Frauen, den damals so gewöhnlichen Zechgelagen bei weitem vorzog, nie daran gedacht, sich zu verehelichen. Die Fesseln des Ehestandes waren dem freien Krieger zuwider, sie schienen ihm nur drückend zu sein, und welchen Anspruch konnte er auch bei seinem irrenden Leben auf häusliches Glück machen? Aber hier, wo er die Neuvermählten so ganz in sich beglückt fand, wo er sah, wie man im engen Kreise sich selbst genügen, wie das zufriedene Herz größere Freuden biete als der ewig unbefriedigte Ehrgeiz, da mußte Margarethens Schönheit und ihr reger Geist seine Phantasie beflügeln, da mochte wohl zum erstenmal die Sehnsucht nach häuslichem Glück in ihm erwacht sein, und sein Herz den Ausspruch für Margarethe thun.

Diese blieb sich in ihrem Betragen gegen ihn gleich, nur daß sie den Spott bei Rosen zügelte, mit dem ihre Laune sonst so leicht und so gern verwundete. Rosens ernstes, männliches Benehmen hatte ihre Achtung ertrotzt, sie glaubte zwar den Stolzen zu hassen, aber konnte doch nicht umhin, sich zu gestehen, daß sie ihn achten müsse, und dieses Gefühl machte sie oft unzufrieden mit sich selbst.

Rosen hingegen, der seit einiger Zeit einen klaren Blick in sein Herz gethan, hatte jetzt den festen Entschluß gefaßt, sie zu erringen, es koste was es wolle. Um dieses schöne Ziel zu erlangen, fühlte er nun wohl, daß er auch jetzt noch seine Gefühle unterdrücken und ihrer abstoßenden Kälte Gleichmuth entgegensetzen müsse. Es war ihm traurig, hier, wo er so gern offen gehandelt hätte, solch verstecktes, ihm widriges Spiel zu spielen, und nur das Zureden seines neuen Freundes, des Freiherrn von Gemmingen, mit dem er offen über das Verhältniß gesprochen hatte, gab ihm Muth, den einmal betretenen Weg fortzusetzen.

Aber bald mußte er sein Ziel erreichen, oder er hatte es ganz verfehlt. Seine Unterhandlungen waren fast beendet, die Einnahme von Lure gab dem Herzog freie Macht, nach dem Rheine zu rücken, und der junge Graf Ossa ward in seinen Bewerbungen immer dringender, Margaretha immer freundlicher gegen den Zudringlichen; und obgleich Gemmingen und seine Gattin ihm versicherten, daß diese Freundlichkeit nur Maske sei, fing er doch an, fast muthlos zu werden.

Als er eines Tages an dieses sonderbare Verhältniß denkend in seiner Herberge saß und überlegte, ob es nicht besser sei, den Knoten plötzlich zu zerhauen, oder die Lösung einem andern überlassend, sich von Straßburg zu entfernen, öffnete sich die Thüre mit Ungestüm, und Johann von Werth trat ein.

Ihr wundert Euch wohl, Oberst Rosen, mich hier zu sehen? rief er dem Erstaunten entgegen: glaubtet mich wohl noch vor Ehrenbreitenstein? Das Teufelsnest ist über, und Bussy hat nicht einmal eine Ratte darin gelassen. Ja, Kriegskamerad! Hättet sollen die Besatzung sehen; wie aus-

gedorrte Pickelheringe zogen sie an uns vorüber, der Trommler konnte kaum mehr sein Kalbfell rühren, und die Fähndriche wankten bei dem Flattern ihrer aufgerollten Fahnen — Es war eine Freude mit anzusehen! — Kein Malter Korn, kein Faß Wein war mehr in den Magazinen, desto besser aber war das Zeughaus besetzt, 60 Stück Geschütz, 200 schöne Musketen und Pulver und Blei in Menge — Gott sei gedankt, daß ich nicht mehr vor dem Felsenneste liege, so eine Belagerung ist mir ein Gräuel, man ist auf einen Fleck so fest gebannt, als ob die ganze übrige Welt einem verschlossen wäre.

Rosen hatte Johann von Werth, der ihm kaum so viel Zeit gelassen hatte, ihn zu begrüßen, mit Verwunderung zugehört. Er war so sehr mit seinem Glück, diese Festung erobert zu haben, beschäftigt, es schien ihm so viel daran gelegen zu sein, dies Rosen fühlen zu lassen, daß es noch einige Zeit dauerte, ehe das Gespräch eine andere Wendung erhielt. Rosen hatte ihm gelassen zugehört, und während Johann von Werth ihm die Kapitulation-Punkte etwas weitschweifig vor erzählte, Wein zu bringen befohlen.

Wir waren lange getrennt, Oberst Rosen! begann dann Johann von Werth von Neuem. Ihr zoget nach Süden, ich nach Norden, Ihr lagertet in der Franche comté, ich hauste indessen in der Pikardie, streifte bis vor die Thore von Paris —

Und mußtet doch wieder umkehren, und all Euer Mühen war vergebens! unterbrach ihn Rosen, der einen Bericht über alle die Gefechte befürchtete —

Da habt Ihr wohl Recht, fuhr Johann von Werth fort, ohne weder über diese Unterbrechung, noch über die Bemerkung ungehalten zu sein. Mit den Spaniern ist nichts anzufangen, die deliberiren mit steifem Ernste tagelang, deliberiren bis der Moment vorüber ist und so gelangen sie nie zu einer kühnen That. Einigemal habe ich sie gegen ihren Willen mit mir fortgerissen, und da haben sie sich als tüchtige Kriegsleute bewährt; ihr Fußvolk ist vortrefflich, die alten Banden halten zusammen, als wären sie mit Ketten an einander geschmiedet, und stehen wie ehrne Mauern, aber ehe man solch ein Heer in Bewegung setzt, da gehört mancher Hebel dazu. List, Ränke, Schmiegen und Biegen und Gott weiß was Alles habe ich anwenden müssen, und doch war es meist vergebens. Danke Gott, daß ich von ihnen fort bin, mir ist bei meinen deutschen Kriegsgesellen wieder so wohl wie dem Vogel, der seinem Käfig entfloh; kann ich doch jetzt mit meinen Reitern nach allen vier Himmelsgegenden ziehen, und wenn Fortuna mir winkt, den Augenblick ihrer Gunst benutzen, kann ich doch nun — meine Wette von Euch gewinnen.

Seid Ihr dessen gewiß? fragte Rosen lächelnd —

Wie könnte ich das? erwiderte der ligistische General. Der Krieg ist ein Spiel, wo der gewandteste Spieler nicht immer der Glücklichste ist und den Kühnsten nicht immer die Victoria begleitet. Aber das Vertrauen

und die Zuversicht muß in des Soldaten Brust wohnen, das Vertrauen auf sich und sein Glück, und mit Gott! Das fühl ich in mir!

Nun, wie es auch ausfalle, General, nahm Oberst Rosen das Wort, die Becher füllend: gute Soldaten-Freundschaft, es mag gewinnen oder verlieren, wer da will! Stoßt an!

Mit Freuden! erwiderte Johann von Werth — Und bald möge der Tag kommen, wo wir uns treffen! — Er leerte den Becher und fuhr dann, sein listiges Auge unverwandt auf Rosen gerichtet, fort: Der Tag wird bald kommen, meine ich, Euer Herzog rückt an —

So? fragte der Weimeraner unbefangen: habt Ihr Nachricht?

Es sollte erst gen Basel und nach den Vierwaldstädten gehen, das hat sich aber geändert, der Herzog ist schon durch das Thal von Befort gerückt und zieht auf Thann.

Seid Ihr dessen gewiß? fragte Rosen, die größte Verwunderung zeigend.

So gewiß als Ihr es seid! erwiderte Johann von Werth: — doch von etwas andern — Ihr seid ein Hausfreund des Freiherrn von Epp?

Ich bin oft in seinem Hause; erwiderte Rosen.

Zieht dann, wie es sich nicht anders vermuthen läßt, an dem Siegeswagen der Dame Margarethe, fuhr er spöttelnd fort: um Euch nun zu zeigen, wie freundschaftlich ich gegen Euch bin, will ich Euch einen Gefallen thun und Euch von einem gefährlichen Nebenbuhler befreien, ich meine den Rittmeister meines Reiter-Regiments, den Grafen Ossa.

O, laßt ihn nur hier, mir ist er nicht im mindesten lästig, bat Rosen.

Steht Ihr schon so fest, guter Freund? fragte Johann von Werth hellauflachend. Weiber Gunst ist wie Flugsand, nur ein Thor baut sein Glück darauf — Aber fort muß der Bursche, am Putztisch der Frauen gibt es zwar keine Narben, aber auch keine Ehre, und es ist Zeit, daß er endlich einmal unter seine Fahne tritt — Seid Ihr heute bei dem Freiherrn zum Mahl geladen?

Ich werde dort sein; erwiderte Rosen.

Dies sprecht Ihr Alles so kalt, so einsilbig, daß ich an Euch und der Fama irre werden könnte, die von Euch sagt, daß auch Ihr um den goldnen Apfel werbet — Nun Gott sei Dank, daß bei mir das Fieber vorüber ist, ich muß mich gar drollig dabei geberdet haben.

Rosen konnte sein Lächeln nicht unterdrücken —

Lacht nur, Kriegskamerad, lacht nur immer hin. Ein jeder, sei er noch so klug und gelenk, stellt sich bei solchen Possen lächerlich an. Die Reihe zum Lachen ist jetzt an mir, denn verbergt es so viel Ihr wollt, Ihr seid in dem Netze dieser Hexe gefangen so gut als ich es war. Wenn man nicht Muth hat, das ganze Netz zu zerreißen und so frei wie der Fisch im Wasser fort zu schwimmen, so ist es ziemlich gleich, ob man sich etwas mehr oder etwas minder gesträubt hat. Nun auf Wiedersehen bei der

schönen Margarethe! Dort sage ich Euch Lebewohl, denn morgen früh schon geht es wieder zurück über den Rhein, den ich blos überschritt, Euch in dem Netze zappeln zu sehen und Euch an unsre Wette zu erinnern.

Das Erstere werdet Ihr nicht! erwiderte Rosen stolz: das Letztere wäre überflüssig, dergleichen vergißt der Soldat so leicht nicht; doch freut es mich, Euch gesehen zu haben und Euch in meiner Nähe zu wissen.

Johann von Werth schüttelte ihm beim Abschied treuherzig die Hand, und sie trennten sich noch einmal in Frieden.

Margarethe von Epp stand kurz vor dem Mittagmahle im Garten, an dem nemlichen Rosenstocke die Blumen betrachtend, wo Rosen sie an dem Hochzeittage ihrer Schwester überrascht hatte, da trat in gewählter, kostbarer, spanischer Kleidung der junge Graf Ossa feierlich auf sie zu und störte sie in ihrem Sinnen. Dem Fräulein mochte dies unangenehm sein oder sie mußte es ahnen, weßhalb er komme; denn sie empfing ihn ernst und unmuthig und erwiderte seine tiefe Verbeugung kaum durch ein leichtes Kopfnicken. Er aber ließ sich davon nicht abschrecken, ging mit steifem Anstand auf sie zu und wollte ihre Hand ergreifen, die sie jedoch unzart zurückzog.

Was wünscht Ihr von mir, Graf Ossa? fragte sie den jungen Mann, der weder durch den scharfen Ton dieser Frage, noch durch den stolzen Blick, der ihn hierbei traf, verlegen wurde.

Ihr waret bis jetzt stets so gütig gegen mich, holdes Fräulein, begann er mit Zuversicht, daß mir Muth und Hoffnung ward. Ich nahe mich Euch, durch Euer zuvorkommendes Benehmen aufgemuntert, durch den Wunsch Eures und meines Vaters berechtigt, um das Schönste, das Edelste der Erde zu werben.

Wollt Ihr darum werben, Graf Ossa, unterbrach ihn Margarethe schnell: so müßt Ihr es nicht bei mir suchen. Im Feldlager, wo die Ehre des Mannes Scheitel mit dem Lorbeer krönt, da werbt um das Edelste, Schönste, was nur der Muth dem Manne reichen kann, nicht bei mir. Sie wandte ihm den Rücken und wollte sich entfernen, aber er hielt sie zurück.

Habt Ihr mich auch recht verstanden, Fräulein? fragte er jetzt, doch in etwas verlegen: ich komme um Eure Hand zu werben, sie meinte ich, als ich von dem Edelsten, Schönsten der Erde sprach.

Margarethe lächelte — Ihr seid sehr kühn, Graf, sagte sie nach kurzem Schweigen: Ihr werbt um meine Hand, ehe Ihr um mein Herz geworben?

That ich das nicht? fragte er verwundert: warb ich nicht schon mondenlang, und hat mir und ich glaubte nur mir allein, dies stolze Herz nicht freundlich die Pforte seines Paradieses geöffnet? — Wenn Oberst Rosen

keines Blickes von Euch gewürdigt wurde, wendetet Ihr Euch freundlich nach mir, wenn er Euch langweilte, fandet Ihr Zerstreuung in meinem Gespräch.

Glücklicher Mensch! sagte Margarethe mitleidig lächelnd.

Ja wohl dünk' ich mich der Glücklichste der Erde, fuhr der Graf fort: ja wohl ist der glücklich, dem solch ein Himmel offen steht!

Armer Mann! unterbrach ihn das Fräulein von Neuem: Euer Auge trügt Euch, der Himmel und seine Pforten sind Euch verschlossen! — Müht Euch ferner nicht, werbt ferner nicht um meine Hand, sie wird Euch nie zu Theil. —

Nie? rief er, aus dem Traume seiner Eitelkeit erwachend: Nie! — Ihr scherzt, fuhr er in seinem Wahne fort! — wie? — ich sollte ein Loos mit Rosen theilen, ich? —

Nein, Graf Ossa, erwiderte Margarethe sich vergessend: dies sollt, dies werdet Ihr nicht! Mit Oberst Rosen habt Ihr nichts zu theilen, nicht Ehre, nicht Kriegsruhm, nicht mein Herz — Von ihm, fuhr sie erschrocken, über das, was sie eben gesagt, schnell einlenkend fort: von ihm spricht die Welt. Den Anführer der weimarischen Reiterei nennt Deutschland, Frankreich und Hispanien, wenn man von dem edlen Herzog Bernhard und seinem gefürchteten Heere spricht; der Name Rosen und seine Kriegsthaten werden im Munde der Nachwelt leben, wenn der Eure im Schwabenlande nur in dem Jammergeschrei der Unglücklichen lebt, und mit dem frohen Jauchzen des heilbringenden Friedens verhallt ist. Sie wandt' ihm verächtlich den Rücken und ließ ihn stehen.

Mit Ingrimm biß der Beleidigte die Unterlippe blutig, riß in kindischer Wuth die blühenden Rosen vom Stock und streute sie zerpflückt umher — So sollst auch du vergehen, stolze Dirne! rief er, du und der elende Ketzer mit seinem Kriegsruhm!

Margarethe war zur Gesellschaft gegangen. Unzufrieden mit ihrem Benehmen, welches das Geheimniß ihres Herzens viel zu laut verrathen hatte, wurde sie noch unmuthiger, als sie in das Besuchzimmer trat und dort Johann von Werth erblickte. Es hatte früher ihrer Eitelkeit wohlgethan, diesen wilden Krieger, dessen Herzens Neigung sich wohl noch kein Weib rühmen konnte, an ihrem Triumphwagen ziehen zu sehen. Sie hatte in jener Zeit, so lange die Neuheit der Sache ihr eine Art Reiz gab, seine Bewerbungen nicht unfreundlich abgewiesen, wohl aber, da ihr seine Rohheit lästig ward, ihn mit so viel Hohn behandelt, daß sie jetzt, wo zuweilen eine reifere Ueberlegung sie zu einiger Vorsicht mahnte, und ein dunkles Gefühl ihr eine gerechte Vergeltung ahnen ließ, bei seinem Anblick unwillkürlich erbebte.

Aber Johann von Werth weniger mit ihr als mit seinem Gegner beschäftigt, schien das Vergangene gänzlich vergessen zu haben. Er hatte während des Mahles seinen Platz neben dem Hausherrn, dem Fräulein

gegenüber erhalten, die wieder Rosen und den zudringlichen Freier an ihrer Seite sah; und obgleich Johann von Werth es sich trefflich schmecken ließ, beobachtete er dennoch Rosen scharf und sah zu seinem Verdruß, wie kalt, wie gleichgiltig er an der Seite dieser Gefeierten saß, die sich heute in nicht geringer Verlegenheit befand, da sie gegen ihre beiden Nachbarn, wenn auch aus ganz verschiedenen Gründen, ziemlich einsilbig sein mußte.

Der junge Graf Ossa verbarg meisterhaft seine Wuth. So sehr ihn seine Eitelkeit verlockt hatte, gab sie ihm doch auch Kraft zur Verstellung — Rache kochte in seinem Herzen, Rache an der Stolzen, die ihn auf so höhnende Weise abgewiesen hatte, und an ihm, den Margarethe als den gefeierten Krieger mit einer Wärme geschildert hatte, die den Verdacht in ihm erweckte, Rosen sei von ihr begünstigt.

Dieser, da er sich von Johann von Werth beobachtet wußte, war heute mehr noch als je auf seiner Hut und sammelte alle Kraft, die Empfindungen seines Innern zu verbergen. Er wußte durch die Frau von Gemmingen, daß der Graf Ossa, dessen Abreise auf den andern Tag bestimmt war, heute um Margarethens Hand werben würde, oder es schon gethan habe. Dies beunruhigte ihn, noch mehr aber Margarethe selbst, die zwar heute weniger gesprächig war als sonst, über deren Antlitz aber ein Zauber lag, den er noch nie an ihr bemerkt zu haben glaubte. Still sah sie vor sich hin, ihr Blick ruhte gedankenvoll auf einer Stelle, und wenn irgend eine Frage, die er an sie that, sie aus ihren Träumereien weckte, traf ihr Auge, wenn auch nur für einen Augenblick, mit Innigkeit das Seine. Dies beunruhigte ihn noch mehr, er glaubte, der Schritt sei schon gethan, seine Hoffnung zerstört, oder der nahe Augenblick der Entscheidung mache sie nachdenkend. Der Graf Ossa hingegen, dem dies stille Sinnen der sonst so Lebhaften auch nicht entgangen war, deutete es endlich sogar zu seinen Gunsten; beide irrten sich.

Indessen war der Pokal fleißig in die Runde gegangen, und der Freiherr von Epp hatte nicht versäumt, seinem Nachbar zuzutrinken, der auch immer gesprächiger und lauter wurde, ohne jedoch seine Beobachtungen ganz einzustellen. Er wendete sich jetzt öfters an Margarethe, neckte sie, nicht immer auf die feinste Weise, mit ihren beiden Nachbarn, ließ selbst sein früheres Verhältniß zu dem Fräulein nicht unberührt und kam so durch sonderbare Ideen-Verbindung auf seine Wette mit Oberst Rosen. Ja, sagte er, sich zu diesem wendend: ja Oberst Rosen! Hättet Ihr das Fräulein von Epp gekannt, als wir uns in Bellevue trafen, ich hätte einen andern Preis gestellt. Statt der 200 Doublonen und der Streitrosse, wäre die stolze Dame der Preis des Sieges gewesen. —

Aber General, unterbrach ihn Rosen schnell, der den Unmuth auf Margarethens Antlitz deutlich bemerkte: wie hätte der Besiegte diesen Preis zahlen können, da er nicht in seiner Macht stand? —

Ja, ja! fiel Johann von Werth ihm lächelnd in die Rede: Euch

würde es freilich schwer geworden sein, das Fräulein dahin zu vermögen, denn wahrlich, ich glaube, sie würde sich eher dem Schwarzen übergeben als mir. Aber ich meine, mir würde es leichter geworden sein, mit solch seltener Münze zu zahlen; denn, obgleich ich mich besser auf ein gutes Schwert und ein tüchtiges Roß, als auf ein Weiberherz verstehe, scheint es mir doch, als ob ihr auf dem Schlachtfelde hier glücklicher seid als ich — Doch ich sehe ein Ungewitter heran ziehen. Nichts für ungut, Fräulein Margarethe, treibt mich nicht mit dem Hagel Eurer verwundenden Pfeile, nicht mit dem groben Geschütz Eures Spottes zurück, ich weiche gern freiwillig und erkenne mich, Euch gegenüber, stets für überwunden.

Dieser unfeine Scherz hatte das Fräulein fast außer Fassung gebracht. Ohne daß es Johann von Werth vielleicht ahnete, hatte er die verwundbare Stelle getroffen und dankbar nickte sie der Schwester zu, die ihre Verlegenheit bemerkend, sich zu Johann von Werth wandte und dem Gespräch eine andere Wendung gab.

Die Frauen verließen nun bald die Tafel, mit ihnen der junge Graf, der seine morgende Abreise vorschützend, sich empfahl. Die Männer blieben noch bei ihren Pokalen sitzen, und so unangenehm es auch Rosen war, den besonders des Grafen Ossa Abwesenheit beunruhigte, mußte er doch bei dem Trinkgelage bleiben, wo Johann von Werth nach gewohnter Weise fast allein das Wort führte.

Erst spät am Abend brach dieser auf. Trotz dem, daß er die ganze Zeit über wacker gezecht, mehr noch gesprochen hatte, war ihm der Wein nicht zu Kopf gestiegen, er hatte ihn wohl offener und redseliger aber nicht trunken gemacht, und so wanderte er mit festem Schritt, Rosen begleitend, still nach Hause.

Schade ist es um Euch, sagte Johann von Werth endlich, als sie durch die engen Straßen Straßburgs schlenderten: schade daß Ihr, ein so wackrer Krieger, so schlechter Sache und gegen Deutschland dient. Zwar seid Ihr so wenig als ich ein Deutscher, aber wir fechten doch beide auf deutschem Boden und für eine deutsche Sache, denn das werdet Ihr mir doch nicht glauben machen wollen, daß es jetzt noch die Religion sei, für die wir das Schwert ziehen?

General! erwiderte ihm Rosen unmuthig: wohl dem Soldaten, der glaubt, er streite für die gerechte Sache; in diesem Glauben liegt das Vertrauen zum Siege. Ihr folgt dem Adler Oestreichs, ich dem Banner meines fürstlichen Freundes, Ihr zieht das Schwert zur Unterjochung Deutschlands, ich zu dessen Vertheidigung; so stehen wir feindlich gegen einander über, jeder in dem Glauben, er streite für das Rechte. Laßt jedem diesen Glauben!

In Gottes Namen! sagte Johann von Werth treuherzig: und da ich eben jetzt vor der Thür meiner Wohnung stehe, so wollen wir wenigstens hier als Freunde von einander scheiden, können wir es auch nicht auf dem

Schlachtfeld. Oberst Rosen! fuhr er fort, ihm die Hand reichend: ich will Euch wohl, sind wir gleich verschieden in Glauben und Meinung, setzt Ihr gleich zierlich Eure Reden und haltet Eure Zunge gebunden, wenn ich mit freien Worten, was ich denke, unverholen aller Welt sage, so treffen wir doch in einem zusammen: Wir sind beide brave Kriegsleute, und Ihr ein Ehrenmann, den ich achten und schätzen gelernt, deshalb reich' ich Euch meine Hand von Herzen, und freue mich der Erwiderung meines Handdrucks — Nun Ade! Unter Kugelregen sehen wir uns wieder!

Rosen hatte diese herzlichen Worte auf gleiche Weise erwidert, und wollte sich eben mit dem ihn begleitenden Diener entfernen, als ihn Johann von Werth zurückhielt. Irr' ich nicht, so sehe ich dort, wo die Gasse sich verengt, verdächtige Gesellen hin und her schleichen, sagte er: — mir war es früher schon, als ob sie uns immer voran gegangen wären, und während wir hier sprachen, sind sie dort stehen geblieben. Habt Ihr vielleicht irgend einen Feind hier in Straßburg, denn mir scheint, daß es Euch gilt; nehmt lieber meine Diener zur Begleitung mit. Vorsicht kann nie schaden.

Wer sollte auf offener Straße in dieser friedfertigen Stadt es wagen, mich meuchlings anzufallen, erwiderte Rosen, indem er sich jede Begleitung verbat. Ueberdies wüßte ich niemanden, der mein Feind und solcher schlechten That fähig sei. Lebt wohl, General, diesseit oder jenseit des Rheines sehen wir uns bald wieder. Er verließ seinen Gegner und ging getrost weiter.

Kaum einige Schritte gegangen, erblickte er deutlich mehrere in Mäntel Gehüllte, die in der engen Straße mit einander plauderten. Er kümmerte sich wenig um sie und befahl dem Diener, der die Fackel trug, und bei ihrem Anblicke stutzte, nur getrost an ihnen vorbeizugehen. Der Diener gehorchte, als er jedoch eben an ihnen vorüber gehen wollte, wurde ihm die Fackel aus der Hand geschlagen und Rosen umringt, der aber schnell sein Schwert zog, sich Luft machte und ein Haus erreichte, an dessen Mauer gelehnt, er sich gegen die Andringenden vertheidigen konnte, die den Diener entwaffnet hatten und nun mit Ungestüm auf den Obersten eindrangen. Aber nicht lange blieb Rosen in dieser gefahrvollen Stellung, denn im Rücken der Angreifenden fiel Hieb auf Hieb, sie flohen, nur ein Schwerverwundeter blieb auf dem Platze liegen, den Johann von Werth — er war der Freund, der zu Rosens Rettung mit seinen Dienern herbeigeeilt war — in seine Wohnung zu bringen befahl.

Sagte ich es Euch nicht, Oberst, daß Ihr der Gefahr entgegen ginget? begann er nun zu Rosen, der verdrießlich das Schwert in die Scheide stieß. Schändlich, wenn man gegen solch Lumpengesindel sein gutes Schwert ziehen muß! Morgen sollt Ihr schon erfahren, wer der saubere Bursche ist, der im Dunkel der Nacht seine Heldenthaten beginnt, bis zum Verhör wird der Verwundete doch noch leben. Es freut mich nur, daß Johann

von Werth diesmal vorsichtiger war als Ihr, und zu rechter Zeit ankam — Nun gute Nacht — Auf Wiedersehn! Meine Diener mögen Euch begleiten.

Johann von Werth! sagte jetzt Rosen, mit Wärme des Generals Hand ergreifend; Laßt uns unsre Wette aufheben! Dem Freunde, denn als solchen habt Ihr Euch an mir bewährt, möchte ich nicht gern auf so feindliche Weise entgegen treten. Führt uns der Zufall zusammen, treffen wir uns in offener Feldschlacht, dann hat uns das Schicksal einander gegenüber gestellt, nicht unser eigner Wille; laßt uns die Wette aufheben!

Nein, Oberst Rosen, nimmermehr willige ich darein! entgegnete Johann von Werth: was ich einmal ausgesprochen, was mein Handschlag bekräftigt hat, das bleibt unabänderlich!

So will ich die Wette verloren haben, will den Preis bezahlen! sagte Rosen.

Beleidigt mich nicht! fuhr Johann von Werth heftig auf: glaubt Ihr, der Doublonen, der Rosse wegen setzte ich meine Ehre dran und forderte das Glück heraus? — Der Ruhm ist es, nicht der Gewinn, der mich treibt, eine Lanze mit Euch zu brechen. Drum Basta und gute Nacht, es bleibt beim Alten! —

Am andern Morgen wurde Rosen auf eine unsanfte Weise aus seinem Schlafe gestört, denn kaum der Tag graute, stand schon Johann von Werth vor seinem Bette und rüttelte ihn auf. Oberst Rosen! rief er dem noch Schlaftrunkenen zu: ich versprach Euch heute Kunde zu geben, wer der saubere Bursche sei, der Meuchelmörder gegen Euch ausgesendet hatte, ich kann nicht Wort halten, obgleich ich ihn kenne; ich muß das Geheimniß in mir verschließen und komme deßhalb selbst, mich zu entschuldigen, und da die Rosse schon gesattelt stehen, muß ich eilen. Lebt wohl! — Auf Wiedersehn! — Dies sagend verließ er eilig das Zimmer und ließ Rosen in nicht geringer Verwunderung über den kurzen Besuch und die geheimnißvollen Worte zurück.

Durch mehre Bürger, welche der Lärm und das Waffengeklirr am vergangenen Abend an das Fenster gelockt hatte, war die Nachricht schnell in der Stadt verbreitet, daß Oberst Rosen meuchelmörderisch angefallen sei; dies erregte allgemeine Theilnahme. Des Obersten freundliches, einnehmendes Betragen, die Vorliebe, welche überdies Straßburg im Allgemeinen für die Protestanten und das Heer Herzog Bernhards zeigte, hatten längst schon die Gemüther für ihn gewonnen. Es geschahen nun von Seiten des Magistrats die strengsten Nachforschungen, um die Thäter auszumitteln, allein jede Bemühung blieb vergebens.

In dem Hause des Freiherrn von Epp hatte die Nachricht von dem nächtlichen Angriff eine allgemeine Bestürzung erregt, selbst Margarethe

war in dem ersten Augenblicke nicht ganz Herrin ihrer Empfindungen geblieben, und hatte ihre Theilnahme nicht verbergen können. Aber es bedurfte nur Augenblicke, um ihr die Besonnenheit wieder zu geben. Sie spöttelte über den Vorfall und meinte, die ganze Sache wäre wohl nur darauf angelegt, Aufsehn zu erregen; doch empfing sie Rosen freundlicher und mit mehr Wärme als gewöhnlich, und es schien, als ob von diesem Augenblicke an etwas in ihr vorgehe, das ihr Gemüth tief bewege. Sie blieb auch hierbei, wie immer, gegen jedermann, selbst gegen die theilnehmende Schwester verschlossen.

Der Tag von Rosens Abreise rückte unterdessen heran. Schon war der Herzog bis Thann vorgerückt und hatte seinem Freunde und Kriegsgefährten den Befehl zugeschickt, ihn in Mühlhausen zu erwarten, wo der Herzog, Thann vorbei ziehend, in einigen Tagen einzutreffen gedachte. Rosen hatte seine Geschäfte, so gut er es bei obwaltenden Umständen vermochte, beendet, nichts stand seiner Abreise mehr entgegen, und so verließ er am Abend seine Herberge, um noch einen schweren Gang zu thun. Noch einmal wollte er jenes Haus betreten, wo sie wohnte, wo ihm der süßen Hoffnungen so manche geworden, so manche aber auch schnell wieder entrissen worden waren; wollte hin, Margarethen Lebewohl zu sagen, von der, wenn das Schicksal die ungestümen Wünsche seines Herzens erhört hätte, ihn nichts getrennt haben würde. In sonderbar bewegter Stimmung trat er nun mit dem festen Vorsatz in das Haus, seine Empfindungen auch heute standhaft zu unterdrücken und das Geheimniß seines Herzens mit in das Feldlager zu nehmen.

Als ein alter Bekannter, der ohne Förmlichkeiten das gastfreundliche Haus betreten darf, schritt er die Treppe nach dem Theile des Hauses hinauf, welchen der Freiherr von Gemmingen bewohnte. Hier fand er niemand, der kühle Abend hatte die Familie ins Freie gelockt, auch der Freiherr von Epp war abwesend und ein unangenehmes Gefühl ergriff ihn, als er durch das einsame Haus wieder nach der Treppe zurück gehen mußte.

Soll ich denn ohne Lebewohl von hier scheiden? dachte er, als er sinnend vor der Thüre von Margarethens Zimmer stand — Sie wußten es doch, daß ich morgen abreise und blieben nicht daheim? — Ob auch sie? — Seine Hand erfaßte unwillkürlich die Klinke — Sie? — gewiß nicht! rief er sich vergessend unmuthig aus, und in der Heftigkeit, mit der er dies sprach, mußte seine Hand die Klinke gedrückt haben, denn die Thüre sprang auf, und vor ihm saß, den Rücken nach ihm gewendet, Margarethe von Epp im Armsessel, den blonden Lockenkopf auf ihren Arm gestützt. Er wollte zurück, noch war es Zeit, da sie ihn noch nicht bemerkt hatte; aber trotz dieses Vorsatzes blieb er wie fest gebannt an der Thüre stehen — Warum auch fliehen? dachte er: warum sie vermeiden? — hin, hin zu ihr! — Blick ihr noch einmal in das Flammenauge, unterdrücke muthig,

was in deinem Busen glüht, und presse dein klopfendes Herz zurück, daß es nicht laut und stürmisch tobe! Er blieb am Eingange stehen und als das Fräulein plötzlich aufsprang, unmuthig den Wocken, den ihre Hand hielt, auf einen Sessel warf, sich nach der Thüre wandte, erblickte sie Rosen und war überrascht — Auch sie mochte in Träumen versunken gewesen sein, aus denen sie sich gewaltsam gerissen hatte, denn sie konnte, vielleicht noch zu sehr mit ihnen beschäftigt, nicht gleich Worte, nicht gleich Fassung finden.

Ich komme, Euch Lebewohl zu sagen, Fräulein von Epp! begann Rosen nach langem Schweigen mit kaltem, berechnetem Tone; verzeiht, daß ich Euch störe.

Lebt wohl, Oberst! erwiderte Margarethe sich neigend, während Rosen ihr näher tretend, eine Thräne in ihrem Auge bemerken konnte — diese Thräne deutete er für sich — in ihr glaubte er der Hoffnung lieblichste Farben sich brechen zu sehen. Ihr habt geweint, Fräulein? fragte er mit Theilnahme: Euer Auge ist naß, ich sehe eine Thräne!

Ein heftiger Kopfschmerz erpreßte sie mir; erwiderte Margarethe nicht ohne Erröthen.

Thränen sind der Jungfrauen schönster Perlenschmuck! fuhr Rosen mit Wärme fort: Thränen sind die milden Boten des Herzens, sie entrollen dem Auge, wie Thautropfen der Blume. Wie diese den heitern, reinen Tag verkünden, verkünden jene die Empfindungen eines reinen, zarten Gemüths. Schämt Euch ihrer nicht, Margarethe von Epp! Ich freue mich, sie in Euerm Auge zu sehen, denn wahrlich, ich glaubte ihren Quell in Euch versiegt.

Und warum glaubtet Ihr das? fragte das Fräulein, die Kränkung verbergend, welche diese Frage ihr verursacht hatte.

Ja! erwiderte Rosen, und sein Gefühl ließ sich nicht länger von der Vernunft unterdrücken: ja, ich hielt Euch der Thränen nicht fähig. Euer kaltes, abgemessenes, abstoßendes Betragen, der scharfe Witz, dieser ewig verwundende Pfeil, mit dem Ihr jeden, auch den Wohlwollendsten von Euch abhaltet, ließ mich glauben, Euer Gefühl sei in der Eitelkeit erstorben, und wo Gefühl in des Weibes Busen fehlt, da entrollt die Himmelsthräne nicht dem Auge; wo dieses fehlt, da betrachtet der Mann das Köstlichste der Erde, das schönste Weib nur mit wehmüthigem Blick, sein Herz klopft stürmisch, die Empfindungen möchten sich so gern zu Worten gestalten, aber ihre Glut erstarrt an dem eisigen Hauch, der ihnen entgegen weht; er verschließt die Pforten seines Herzens und sollt' es auch gewaltsam geschehen!

Margarethe hatte, während er sprach, kein Auge von Rosen gewendet, nur an das, was er sprach denkend, hatte sie die Thräne wegzuwischen vergessen, die immer noch ihr Auge umflorte, das mit einem Ausdruck an Rosen hing, der ihn Vorsatz und Alles vergessen ließ. Ja Margarethe!

rief er mit Wärme: Eure Thräne, Euer inniger Blick entlockte mir das Geständniß. Der eisige Hauch, der Euch umweht, hat auch mich bisher zu schweigen gezwungen; aber jetzt muß ich reden, jetzt, wo ich mich nicht schäme zu gestehen, daß auch ich Euch bewunderte, daß auch ich mich nach Euch hingezogen fühlte, aber auch beklagen mußte, daß das Herrlichste der Erde durch sich selbst zerstört, in Stolz und Eitelkeit untergehen konnte.

Aufmerksam hatte das Fräulein auf jedes Wort gelauscht, in ihrem hocherrötheten Gesichte mahlten sich lebhaft ihre Empfindungen. Anfangs flammte die Freude in ihrem Auge: Jetzt, jetzt, beugt sich der Stolze und liegt zu meinen Füßen! schien es zu sagen, triumphirend leuchtete es; aber bald umwölkte sich ihr Blick, ihr Triumph war nur kurz, die Freude wich dem Schmerz. Ihr verkennt mich, Oberst Rosen, sprach sie leise, ihre Hand, die er unbewußt ergriffen, bebte in der Seinen und ihr Auge senkte sich vor dem Krieger, der würdevoll und ernst in diesem verhängnißvollen Augenblick vor ihr stand. Lebt wohl und gedenkt meiner zuweilen — mit Schonung! — Dies sagend, eilte sie in ein Nebenzimmer und ließ Rosen erstaunt zurück, der ihr nacheilen wollte, plötzlich aber stehen blieb — Ruhig Herz! sprach er vor sich hin: — ruhig! — War es Wahrheit, was sie dir sagte, meinte er: so wird die Zeit schon die Blüthen für dich pflücken; sollte es aber bittre Täuschung sein, so vernichtest du ihren Triumph.

Er hatte den Muth zu gehen; aber noch einmal das Haus zu betreten, wagte er nicht. Er empfahl sich der sanften Josephe von Gemmingen schriftlich und die wenigen Worte, die sie ihm zur Antwort sandte: Reiset glücklich, werther Freund, und nehmt die Hoffnung zur Begleiterin mit Euch! waren ihm tröstend. Fortan, wenn er Margarethens gedachte, sie vor ihm schwebte oder ihm zur Seite stand, sah er sie nur, die Thräne im Auge, ihn bittend, ihrer zu gedenken. Ein freundliches, lieblicheres Bild erschien sie ihm fortan.

In Mühlhausen traf Oberst Rosen den Herzog Bernhard, und stattete ihm hier Bericht von seinen Unterhandlungen in Straßburg ab. Der Herzog hatte zu wenig von der vorsichtigen Stadt erwartet, um nicht mit den Versprechungen, die Rosen ihm brachte, zufrieden zu sein. Von manchem, was diesen persönlich betraf, wohl schon unterrichtet, meinte der Herzog scherzend, daß es ihm schiene, seine Werbung bei dem ehrbaren Rathe sei glücklicher gewesen als bei den Straßburger Schönen, und der Freiherr von Epp habe sich bereitwilliger zur Erfüllung seiner Wünsche gefunden als dessen schöne Tochter. Rosen, des Herzogs Vertrauter auch in dem, was das Herz seines fürstlichen Freundes betraf, theilte ihm Alles mit und verbarg ihm auch seine Hoffnung nicht. Dieser schüttelte bedenklich das Haupt. Du weißt, Rosen, sagte er: wie oft die Hoffnung trügt,

selbst da, wo sich die Herzen treuliebend fanden; hoffe nicht zu viel, hänge dieser Leidenschaft nicht zu sehr nach und denkst Du an das Fräulein von Epp, so möge sie Dir zugleich Johann von Werth herbei rufen. Du hast den Wolf auf Dich gehetzt; hüte Dich! Mit ihm spielt man stets ein gefährliches Spiel.

Gnädiger Herr! erwiderte Rosen: spielen wir dies nicht beide? Der Herzog lächelte. Erst die Pflicht, dann die Liebe! fuhr er dann lebhaft fort. Sorgt nicht für mich, mein gnädiger Herr. Ehe ich Margarethe von Epp sah, hing ich schon mit ganzer Seele an Euch, Euch habe ich mich im Leben geweiht und so soll es auch bleiben bis zu meinem Tode!

Der Herzog drückte ihm schweigend die Hand und dieser Druck sagte Rosen mehr als Worte.

Am andern Tage setzte das Heer seinen Marsch auf Ensisheim, welches die Kaiserlichen noch besetzt hielten, fort. Diese Stadt war dem Herzog zur Verbindung mit der Schweiz und seiner unfern Basel stehenden Heeresabtheilung nothwendig. Rheingraf Philipp mußte daher mit einem Theile des Heeres davor stehen bleiben, während der Herzog über Colmar, welches noch von seinen Völkern besetzt war, weiter vor nach Bennfeld rückte. Hier machte er Halt, gab den wenigen Regimentern, die er bei sich hatte, einige Tage Erholung, und traf indessen alle Anstalten zu dem beabsichtigten Uebergang über den Rhein.

Ihm gegenüber, am rechten Ufer, bildete Johann von Werth indessen ein kleines Heer, aus einigen Regimentern Reiterei, die er in Eilmärschen aus dem Darmstädtischen herangezogen hatte. Der Herzog von Savelli blieb indessen ruhig im Breisgau und gegen Basel in seinen Quartieren und ließ sich von dem französischen General du Hallier dort festhalten, der mit kaum 4500 Mann in der Gegend von Hüningen über den Rhein zu gehen Miene machte. Der Herzog benutzte die Unthätigkeit dieses Generals und obgleich kaum 4000 Mann seines Heeres versammelt waren, rückte er doch schnell nach Rheinau, welchen Ort er zum Uebergang bestimmt hatte. Keine Gegend war auch hierzu geeigneter; denn zwei Inseln, die hier im Rheine lagen, erleichterten das Uebersetzen des Heeres. Die Oerter Wittenweier und Kappel am rechten Ufer bildeten zwei Stützpunkte und ein von dem Doppelarme der Elz umflossenes Viereck bot einen vortrefflichen Landungplatz dar.

In dem Augenblicke, als der Herzog mit seinem Volk an dem Rheinufer anlangte, kamen drei große Straßburger Schiffe nebst einem Floß von Basel her. Sie wurden durch einige Kanonenschüsse an das linke Ufer anzulegen gezwungen, und sogleich in Stand gesetzt, um zur Ueberfahrt der Truppen zu dienen, das Holz der Flöße aber zum Schlagen der Schiffbrücke verwendet. Dies war die Unterstützung, welche die Stadt Straßburg dem Herzog im Geheim angedeihen ließ, und da die Schiffe zum Theil Pulver, Lunden und Blei, das für die Stadt in Basel aufgekauft

war, mit sich führten, so war dieser Fang für Herzog Bernhard und sein Heer von Bedeutung.

Mit Hülfe dieser Schiffe wurde nun der Uebergang unternommen und bald war so viel Fußvolk an das jenseitige Ufer gebracht, daß man die dort vom Feinde nur schwach besetzten Schanzen nach kurzer Gegenwehr nehmen und sämmtliches Fußvolk hinüber führen konnte, das nun schnell Wittenweier zu verschanzen begann. Während dem wurde mit größter Thätigkeit an der Brücke gearbeitet, die auch bald vollendet ward, so daß schon am folgenden Tage auch die Reiterei sich am jenseitigen Ufer befand.

Johann von Werth war eben in Freiburg bei dem Herzog von Savelli, diesen Unthätigen aus seinem Schlaf zu wecken, als er die Nachricht von dem Uebergang des Herzogs erhielt. Schnell eilte er nach Offenburg, das er seinen Regimentern zum Sammelplatz bestimmt hatte, zog die in Eil Heranrückenden an sich, und blieb dort vor der Hand in scheinbarer Unthätigkeit stehen.

Mehre von Rosen ausgeschickte Streifcorps, die bis in die Gegend von Offenburg drangen, brachten nun die Nachricht mit, daß Johann von Werth hinter der Kinzig seine Reiterei sammle, nur wenig Posten jenseit des Flusses vorgeschoben habe und Fußvolk und Geschütz noch erwarte. Diese anscheinende Ruhe seines so thätigen Gegners schläferte Rosens Vorsicht nicht ein, er verdoppelte seine Wachsamkeit, schickte täglich Abtheilungen in die Gegend von Offenburg, und erfuhr nun, daß Johann von Werth an 3000 Reiter und 1000 Mann Fußvolk beisammen habe, sich in Offenburg verschanze, und, wie es verlautete, nicht eher etwas unternehmen würde, bis die ihm von Rheinach, dem Kommandanten von Breisach versprochene Verstärkung eingetroffen sei.

Die Verschanzungen am Brückenkopf bei Wittenweier und Kappel waren nun beendet und der Herzog damit beschäftigt, die Inseln in Vertheidigungstand zu setzen, auch war du Hallier mit 2000 Franzosen und der Rheingraf zu ihm gestoßen, so daß sich der Herzog jetzt an der Spitze von 7000 Mann befand. Seinen Rücken deckte Bennfeld und Colmar, die Straßburger hinderten nicht den freien Verkehr und so war jeder Noth im Lager vorgebeugt und Lebensmittel waren voll auf da. Der Herzog nahm nun sein Quartier in Wittenweier, und Rosen legte seine Reiterei in die umliegenden Dörfer.

Gnädiger Herr! sagte dieser, als der Herzog dort eintraf: weßhalb seid Ihr nicht in Rheinau geblieben, warum setzt Ihr Eure Person so rücksichtlos jeder Gefahr aus? — oft begreife ich Euch nicht!

Der Herzog lächelte. Wie ich mich seit Jahren nach diesem Rheinufer gesehnt habe, mein treuer Krieggenoß, erwiderte er dann: weißt du. Ist es mir doch, als könne ich erst von hier jene Berge begrüßen, erst von hier über sie meiner Heimath entgegen ziehen; dünkt es mir doch als stände ich erst hier auf deutschem Boden. Was jenseit liegt, das umgibt Spanien

und Lothringen, und ist kein ächtes deutsches Land; auch treibt mich meine Sehnsucht immer ostwärts, immer weiter von jener Hauptstadt Frankreichs. — Seit der Nördlinger Schlacht, fuhr er dann mit finsterm Blicke fort: hat mich mein guter Geist verlassen — ich meine nicht die Victoria, sie blieb mir zur Seite und wird mich noch oft und überall begleiten; aber der Schutzgeist meines Vaterlandes, der mir von Kindheit an zur Seite stand, verließ mich, denn als ich bei Mannheim diesen Fluß überschritt, da war es mir als müßte ich dem Vaterlande Valet sagen. Ein deutscher Fürst, führte ich nach des Königs Tode deutsche Krieger zum Freiheit-Kampfe. Ich war ihr Fürst, ihr Vater, in mich setzten sie ihr ganzes Vertrauen; Glaube, Vaterland und Ziel, alles hatte ich mit ihnen gleich — und jetzt? — Weiß ich Rosen, ob ich für, ob ich wider mein Vaterland streite? — Fremd sind mir die meisten meiner Krieger, die Messe wird in meinem Lager gelesen und die Kapuziner ziehen in ihren Kutten unter uns herum, als wären wir kroatisch Volk; du Hallier, Feuquieres stehen mir zur Seite, mehr mich zu beobachten als mir zu rathen, mehr meine Schritte zu hemmen als sie zu beflügeln. Jeden großen, kühnen Gedanken legen sie in Paris auf die Wagschaale ihres Nutzens und wägen genau, ob er für ihre Sache tauge oder nicht — Nein, Rosen! ich fühle es, das hohe Ziel ging mit der Nördlinger Schlacht verloren! — Meinen Kriegerruhm werde ich wieder gewinnen, aber mein Ziel ist und bleibt verfehlt!

Und habt Ihr Euch nicht bis jetzt rühmlich den französischen Absichten entgegengesetzt? tröstete der Freund: ist es Euch nicht gelungen, den langersehnten vaterländischen Rhein wieder zu überschreiten? Was hindert Euch, die alte Bahn von neuem zu betreten?

Ich habe mich gegen die Politik Richelieus männlich gestemmt, fuhr der Herzog fort: ich habe oft meine Existenz auf's Spiel gesetzt, aber nichts gewonnen, nur die Achtung meiner selbst aus diesem Strudel gerettet. Sieh Rosen! Ich gemahne mir oft, wie ein kühner Waghals, der mit eisernem Willen sein Ziel erreichen will, und hierzu sogar die Hülfe Satans nicht verschmäht. Er unterschreibt zwar mit seinem Blute keinen Pakt, bewahrt mit ängstlicher Vorsicht seine Freiheit ungefesselt und seine Seele rein; sein guter Geist verläßt ihn nicht ganz, aber auch der dämonische Einfluß nicht, dem er sich hingab — Ueberall ist er umgarnt, überall umgeben ihn die finstern Mächte, unwillkürlich ist er in ihren Zauberkreis gebannt und seinem großen Ziele weiter entrückt — Der edle Wille, die Kraft bleibt ihm, aber der Thatenflug ist gelähmt, und wohl ihm, geht er endlich in Reinheit unter!

Vaterland! rief er dann, und streckte die Arme nach den östlichen Bergen des Schwarzwaldes: und du, Freiheit des Glaubens! Euch weihte sich der Knabe, für Euch blutete der Jüngling, für Euch stirbt mit Freuden der Mann, Euch will ich nicht verleugnen, und böte Wien mir Kronen und Gold, und theilte Frankreich seine Beute mit mir. Für Euch will ich

leben, wirken und sterben! — Du schüttelst mißbilligend Dein Haupt? wandte er sich jetzt zu Rosen: Du belächelst vielleicht die Gefühle, die mich von einer glänzenden Laufbahn abziehen? — Stelle Dich mir nicht gleich — Du bist der Sohn des Krieges, ich der Sohn eines deutschen Fürsten, Du stehst auf fremdem Boden, ich auf heimathlicher Erde; Dir ist Ruhm und Beute alles, mir nichts, ohne meinem Vaterlande die Freiheit des Glaubens errungen zu haben. Darum kann Oberst Rosen Herzog Bernhard nicht verstehen, wenn er die Nichte Richelieus und mit ihr ein Fürstenthum ausschlägt, zehnmal größer als sein kleines, väterliches Erbe, und wenn er dem Herzogthum Franken entsagt, womit Wien ihn zum Verräther an seinen Glaubensbrüdern zu machen versucht.

Ihr thut mir Unrecht, gnädiger Herr! unterbrach ihn Rosen.

Wohl dir, wohl mir! fiel ihm der Herzog in die Rede: Du bist dann reicher an edlem Sinn, und mir ist der Freund geblieben. — Aber laß uns jetzt davon schweigen! fuhr er, sich gewaltsam von diesen Unmuth erregenden Gedanken losreißend, fort: — sei mir willkommen auf dem rechten Ufer des Rheins. Ich fürchte, ich fürchte, die Dämonen ziehen mich wieder zurück, und es wird unsers Bleibens nicht lange hier sein — Du aber, sprach er weiter, und die Wolken, die seine Stirn umgaben, waren verschwunden: — Du aber, hüte Dich vor dem Werth; die träge Ruhe, mit der er in Offenburg sitzt, ist mir bedenklich, und um alles möchte ich nicht, daß er die Wette gewönne, selbst um Deiner stolzen Dame in Straßburg nicht, die Dich dann wohl mitleidig belächeln könnte. Ich habe heute Nachricht bekommen, fuhr er dann fort: daß Johann von Werth Miene zum Aufbruch macht, auch in Breisach regen sie sich, schicke doch einen Haufen auf Kundschaft gegen Offenburg und Gengenbach, suche Gefangene zu machen und schicke sie mir zu. Nun geh, sagte er dann freundlich, Rosen die Hand reichend: — ich will sehen, ob ich im Schwabenlande noch so gut schlafen kann, als sonst. Gute Nacht! Rosen verließ seinen fürstlichen Freund und sprengte nach seinem Quartier zurück.

Es begann zu dämmern, die Nacht senkte sich nach einem heißen Tage des Julimonats kühl und erquickend auf die dürstende Erde, als ein bedeutender Haufe Kroaten bei Gengenbach über die Brücke der Kinzig zog; zwei Regimenter Arquebusirer, ein Reiter- und ein Dragoner-Regiment, an deren Spitze Johann von Werth sich befand, folgten mit drei Kompagnien Fußvolk. In ruhiger Ordnung zogen sie immer weiter dem Städtchen Lahr zu und der ganze Haufe, wohl an 3000 Mann, war fröhlichen Muthes, denn es galt gewiß einen Hauptstreich, dies zeigten die Vorkehrungen. Schon am Morgen war Offenburg geschlossen, und sie hatten in aller Stille ihren Marsch nach Gengenbach antreten müssen,

dort wurden wieder die Thore und die Passage über die Brücke gesperrt. Sie mußten hier unter freiem Himmel rasten und die Pferde füttern, und obgleich Quartiermacher nach Zell und Hornberg vorausgeschickt waren, und das Gerücht verbreitet wurde, daß sie nach dem Breisgau zum Herzog von Savelli zögen, glaubte es doch keiner, da jedermann den General zu gut kannte, um nicht einen geheimen Anschlag zu ahnen. Sie hatten sich auch nicht geirrt, denn als es zu dämmern begann, brachen sie in aller Stille auf und rückten, statt nach Zell, dem Rheine zu.

Sie mochten wohl schon mehre Stunden marschirt sein, als Johann von Werth seitwärts bog und die Reiterei an sich vorüber ziehen ließ, bald jedoch sprengte er wieder vor zu seinem Regimente, das an der Spitze marschirte, und rief im Vorbeijagen: Rittmeister Ossa! Der junge Kriegsmann verließ auf den Ruf des Generals seinen Platz und folgte diesem, der sich wenig um ihn kümmernd immer vorwärts jagte, bis er seiner Reiterei eine bedeutende Strecke vorangeeilt war. Hier hielt er das Pferd an, schickte sein Gefolge zurück und ritt nun allein mit dem Grafen im ruhigen Schritte weiter.

Lange schon war der junge Mann ihm gefolgt, Johann von Werth hatte noch kein Wort mit ihm gesprochen, dies mochte seine Eitelkeit kränken, er sprengte an ihn heran: Ihr habt mich zu Euch gerufen, General! sagte er: was ist Euer Begehr?

Johann von Werth wandte sich, und sein Auge ruhte ernst auf dem Rittmeister, dann fragte er gleichgiltig: Wißt Ihr, wohin wir ziehen?

Ich vermuthe, dem Feind entgegen; erwiderte Graf Ossa, über diese Frage verwundert.

Auf wen werden wir treffen? fuhr Johann von Werth im uemlichen gleichgiltigen Tone fort.

Ich glaube auf den Oberst Rosen, der die feindliche Vorhut befehligt; war des Grafen Antwort.

Junger Mann! fuhr der General immer noch ruhig fort: nur um Eures Vaters willen nahm ich Euch mit, sonst hätte ich Euch nach Offenburg zurückgeschickt.

Wie meint Ihr das, General? fragte der Graf beleidigt.

Wie ich es meine? fuhr Johann von Werth wild auf: — könnt Ihr Oberst Rosen unter die Augen treten? Habt Ihr Lust, mit ihm anzubinden, so hättet Ihr es in Straßburg thun sollen, statt Meuchelmörder zu dingen. — Der Graf erbleichte. — Eures Vaters wegen habe ich die Schandthat nicht aufgedeckt, sonst hätte ich Euch aus meinem Regiment gestoßen! Wischt durch eine kühne Waffenthat den Schandfleck wieder aus; denn bei Gott, zeigt Ihr heute so wenig Muth, wie in Straßburg, so mögt Ihr morgen ziehen wohin Ihr wollt, meinethalben zum Teufel! — Nun reitet zu Eurer Schwadron.

Graf Ossa wendete eben zähneknirschend sein Pferd, um zurück zu

reiten, als sich in der Ferne Schüsse hören ließen. Wartet! befahl Johann von Werth — Das Schießen wurde immer stärker — Das ist ein unangenehmer Vorfall! brummte der General vor sich hin: — Sie sind auf ihrer Hut! Aber wir wollen sehen, ob es dennoch nicht gelingt. Jagt hin, wo das Gefecht ist; befahl er jetzt dem Grafen: Ihr werdet bald die Kroaten im Handgemenge finden, bringt dem Oberst Saradesky von mir den Befehl, das Gefecht wo möglich noch eine Zeit lang zu unterhalten, dann seine Retirade in aller Eil auf dem nemlichen Wege zu nehmen, den er gekommen ist, hier würde er mich schon finden. Dann sprengte der General zu seiner Reiterei zurück, ließ 100 Kürassiere auf der Straße Posto fassen, rückte weiter vor und stellte dann die Regimenter seitwärts, hinter einer Höhe. So erwartete er den Feind.

Das Gefecht kam immer näher, schon sprengten Verwundete zurück, deren Aussage, daß die ganze feindliche Reiterei im Anzuge sei, von Johann von Werth bezweifelt wurde. Ihnen folgten gleich darauf ganze Haufen in wilder Unordnung, den Befehl nicht achtend, sich hinter den aufgestellten Kürassieren zu sammeln. Jetzt jagte Oberst Saradesky selbst, von den weimarischen Dragonern verfolgt, in voller Flucht mit den übrigen Kroaten heran, warf sich auf die aufgestellten Kürassiere, riß sie mit fort und die Flucht war nun allgemein.

Aber da brachen die Schwadronen hinter der Höhe hervor. Rosen, an der Spitze seines Regimentes, machte schnell Halt und ließ zum Rückzug blasen; aber zu spät. Die Dragoner des Rheingrafen, durch das Verfolgen aufgelös't, konnten sich nicht mehr sammeln, sein eignes Regiment verlor bei dem Anblick des ihn in der Seite angreifenden Feindes den Muth, ließ die Rheingräflichen im Stich und zog sich zwar noch mit einiger Ordnung zurück. Vergebens bemühte sich Oberst Rosen, die Fliehenden aufzuhalten, sie rissen ihn mit fort, denn Johann von Werths Arquebusiere waren ihnen auf den Fersen, brachen schon durch die Glieder und lös'ten jetzt die Schwadronen zur völligen Flucht auf.

Rosen gedachte in diesem kritischen Augenblick seiner Wette und schäumte vor Wuth. Seine einzige Hoffnung setzte er noch auf Herzog Bernhards Leibregiment, das zum Rückhalt an der Waldspitze hielt. Hinter diesem glaubte er die Flüchtigen sammeln zu können. Aber dies Regiment zog sich bei dem Anblick der kaiserlichen Regimenter, der Uebermacht ausweichend, mit Ordnung auf Wittenweier zurück, und den Weimeranern blieb nichts übrig, als ihr Glück in der Schnelligkeit ihrer Pferde zu suchen. Während nun Alles in wilder Unordnung zurückjagte, Freund und Feind untermischt sich vorwärts drängte, dieser mit seinem Schlachtschwerte Hiebe austheilte, jener sie parirte, mancher brave Reiter, durch einen Pistolenschuß getroffen, vom Pferde sank, hatte Rosen vollauf zu thun, sich selbst gegen die Andringenden zu vertheidigen. Besonders schien ein Mann, den er, trotz des Getümmels für einen Officier erkannte, es auf ihn abgesehen

zu haben, denn unverwandt nestelte er sich an ihn an, hatte schon mehreremal sein Pistol, jedoch ohne zu treffen, auf ihn abgedrückt und sprengte jetzt von neuem, einen Streich nach ihm führend, auf ihn zu. Rosen wich dem Hiebe aus, sein Schwert spaltete des kecken Feindes eisernen Hut, das Blut strömte herab, und da dessen Pferd im Handgemenge einen Schuß bekommen hatte, jagte es unaufhaltsam, mitten durch die weimarische Reiterei Wittenweier zu.

Unfern dieses Ortes hatte des Herzogs Leibregiment Halt gemacht, schwenkte ein und erwartete den Feind. Rosen setzte sich an seine Spitze, während sein Regiment und der Rest der Rheingräflichen sich hinter demselben wieder zu ordnen suchten. Das erste Anprallen der in wilder Unordnung Verfolgenden hielt das Regiment standhaft aus; aber jetzt rückte Johann von Werth mit den übrigen Regimentern in Ordnung heran und bildete die Angrifflinie. Klein war nur der Haufe, den ihm Rosen entgegen zu setzen hatte, aber groß die Hoffnung auf die nahe Hülfe, die er vom Herzog aus dem nahen Wittenweier erwartete, von wo er schon die Trompeten zum Satteln blasen zu hören glaubte. Ruhig den Angriff erwartend, sprach er eben den Seinen Muth ein, als er einen Fähndrich seines Regiments mit flatterndem Fähnlein vom Feinde her auf sich zu sprengen sah. Oberst! rief ihm dieser entgegen: mein Pferd stürzte, ich ward gefangen und zu dem feindlichen General geführt, der ließ mir ein andres Roß und meine Fahne zurückgeben, befahl mir, zu Euch zu reiten und Euch zu sagen, daß er sich für die Fahne seine gewonnene Wette ausbäte. — Rosen knirschte vor Wuth, er hielt dies für Hohn, und kam noch mehr außer sich, als in diesem Augenblick ein Officier ihm den Befehl des Herzogs Bernhard brachte, in keinem Fall den Angriff des Feindes abzuwarten, sondern sich seitwärts in der Richtung nach Nonnenwerth zurück zu ziehen und jedes Gefecht so viel als möglich zu vermeiden. Er mußte gehorchen, befahl den Rückzug, aber kaum hatte er dem Feinde den Rücken gewendet, als Johann von Werth, der eben seine Schlachtlinie gebildet hatte, mit den Regimentern hervorbrach. Rosen beeilte nun seinen Rückzug, aber der Kühne verfolgte ihn im vollen Jagen. — Schon war er dicht hinter ihm, da übermannte Rosen die Wuth; seines Herrn Befehle vergessend, rief er verzweifelnd ein donnerndes Halt! soll ich denn vor dem Manne immer nur fliehen? dachte er ingrimmig, schwenkte ein und ließ zum Angriff blasen. — Wenig würde dem geschmolzenen Häuflein der Braven ihr guter Wille, ihr Muth genützt haben, wenn nicht in dem Hohlwege, die von Wittenweier nach der Waldecke führt, die blanken Helme der weimarischen Kürassiere in der Morgensonne funkelnd, sichtbar geworden wären. Johann von Werth, der sie gleichfalls erblickte, ließ halten, seine zweite Linie gegen sie einschwenken, und wies mit kaltem Blute den heftigen Angriff Rosens zurück, der nun seine Wette nicht mehr verloren gab, die Zurückgeschlagenen ordnete und den Angriff des Herzogs abwartete,

der auch schnell hervor brach, die ihm entgegenstehenden Schwadronen zurück warf, und Johann von Werth nöthigte, sich auf der Straße nach Offenburg mit bedeutendem Verluste zurückzuziehen.

Um mit gleichem Maße zu bezahlen, wie der ligistische General, schickte Rosen vom Wahlplatz aus einen gefangenen kaiserlichen Officier ohne Ranzion zurück, und ließ durch ihn Johann von Werth sagen, er möchte bei einer andern Gelegenheit die Zahlung der Wette holen, diesmal hielte sich Oberst Rosen so wenig für den Sieger als für den Besiegten.

Während der Herzog mit seiner Reiterei den Feind auf der Straße nach Offenburg bis nach Friesenheim verfolgte, marschirte Rosen mit seinem und dem Reste des rheingräflichen Regiments, von welchem am andern Tage noch viele sich wieder um ihre Fahnen sammelten, in sein Standquartier zurück. Auf seinem Wege fand er unter einer Eiche einen verwundeten Officier, neben seinem todten Rosse mit blutigem Haupte sitzen. Er ritt zu ihm und erkannte den Grafen Ossa und in ihm den Mann, der ihm während des Gefechts mit so steter Beharrlichkeit zugesetzt hatte. Rosen ließ ihn verbinden, gab ihm eines seiner Pferde und nahm ihn mit sich.

Während sie neben einander ritten, war der Graf verschlossen, erwiderte die wenigen Fragen, die Rosen an ihn that, nur kurz und abgebrochen, sah starr vor sich hin und blickte nur zuweilen seitwärts auf Rosen. Er mochte wähnen, diesem wäre der Anstifter des meuchelmörderischen Angriffs nicht unbekannt geblieben, und fürchtete seine Rache, fürchtete Mißhandlungen, wohl gar den Tod. Wie erstaunte er aber, als Rosen ihm noch am nemlichen Tage seine Freiheit, jedoch unter der Bedingung gab, eidlich zu versichern, während sechs Monaten nicht wider den Herzog und seine Verbündeten zu dienen und zur Heilung seiner Wunden nach Straßburg zu gehen und dort zu bleiben. Diese Großmuth hatte der Unedle nicht erwartet, der in diesem Augenblick diese Handlung Rosen auch wohl viel zu hoch anrechnete; denn sie entsprang mehr aus Stolz als aus Edelmuth. Rosen wollte Margarethe von Epp, wollte Johann von Werth zeigen, daß er seinen Nebenbuhler nicht fürchte, darum schickte er diesen, während er bei dem Heere stritt, nach Straßburg, und gab ihm so Gelegenheit, Margarethe zu sehen und um das Herz des schönen Mädchens zu werben.

Diese war auch nicht wenig erstaunt, als sie die Ankunft des Grafen Ossa vernahm. Sie hatte, als sie früher den nächtlichen Angriff auf Rosen erfuhr, keinen Augenblick gezweifelt, daß dieser der Anstifter des meuchelmörderischen Ueberfalls gewesen sei. Trotz jugendlicher Schönheit war ihr der junge Mann immer zuwider gewesen; jetzt aber, nach dieser That,

war er ihr verhaßt. Als er nach einigen Tagen, da sie sich eben bei dem Vater befand, in dessen Zimmer trat, empfing sie ihn mit schneidender Kälte, fast mit Verachtung, doch ließ er sich dadurch nicht irren. Fräulein, sagte er mit pathetischem Tone: Oberst Rosen, wahrscheinlich einer der Ritter von König Arthurs Tafelrunde, sendet mich, den ein Zufall in seine Hände gab, als Gefangenen zu Euch, der Dame seines Herzens — Ich soll so glücklich sein, in Eurer Nähe zu weilen, und mich der Wonne Eures Anblicks zu erfreuen, während er im Kriegslager fern von seiner Dame sich langweilt. Ihr sollt mir, Euerm Sclaven, die Ketten anlegen, die noch keiner zu brechen vermochte, während er, so wie es mir schien, bis jetzt Euern Fesseln entgangen ist.

Ritter! erwiderte Margarethe im nemlichen Tone, obgleich von dieser frechen Anrede empört: — ich schenke Euch mit Freuden Eure Freiheit, denn ich wüßte Euch wahrlich selbst als Sclaven nicht zu gebrauchen. Zu nächtlichen Abenteuern, wo der feigste den bravsten Krieger meuchlings niederstoßen kann, würdet Ihr bei mir keine Gelegenheit finden — deßhalb verlaßt mit Gott diese Stadt; Euer Bann ist gelös't! —

Bleich wie der Tod, zähneknirschend vor Wuth, stand Ossa vor der Zürnenden; er wollte der Sache eine scherzhafte Wendung geben, aber es gelang ihm nicht. Zu tief beschämt schlug der Gedanke, daß man von jener unedlen Handlung unterrichtet sei, anfangs seine Frechheit nieder, doch bald ermannte er sich. Fräulein, erwiderte er und sein Auge blickte heimtückisch auf Margarethe. Ich habe zwar Eure weise Antwort nicht ganz verstanden, aber so viel ist mir dennoch daraus klar geworden, daß Ihr mir Bittres, Unfreundliches, ja Beleidigendes sagen wolltet. Euren Hohn zu ertragen, dünk' ich mich zu groß, Ihr seid jedoch für meine Rache nicht zu klein — Lebt wohl, vergeßt den Grafen Ossa nicht ganz — doch das sollt Ihr nicht, er wird schon wissen, sich gelegentlich in Euere Erinnerung zurückzurufen — Euch werther Freiherr aber frage ich, ob Ihr vielleicht auf Euern Gütern in Schwaben etwas zu besorgen habt; gern soll es auf freundschaftliche Weise durch meinen Vater geschehen. Gott befohlen! Dies sagend verließ er mit höhnischem Lächeln das Zimmer.

Was hast Du gemacht; zürnte der erschrockene Vater.

Einen Buben gezüchtigt, dessen Drohung ich verachte: erwiderte sie stolz.

Und was kann Dir dergleichen nützen? fuhr der Alte fort: Er ist der Sohn eines bedeutenden Mannes, unsre Güter jenseit des Rheines sind in seiner Gewalt. Wie leicht kann des Sohnes Rache alle meine bisherigen Aufopferungen bei dem Vater unnütz machen. Ein Wort von ihm, und meine Schlösser gehen in Flammen auf, meine Heerden werden weggetrieben — ich bin ein Bettler, und niemand kümmert sich mehr um uns. —

Ihr würdet ein Bettler? wiederholte sie im Nachdenken versunken

vor sich hin: und Margarethe Epp wäre dann ein armes, unbedeutendes Mädchen, dem der Himmel nichts gelassen hätte als ihren Stolz, als ihre jugendliche Gestalt? — Ob er dann wohl noch um mein Herz sich bewerben würde? — ob ihn dann noch meine Hand beglücken könnte?

Von wem sprichst Du? unterbrach der Vater ihr Selbstgespräch.

Von wem ich sprach? wiederholte sie erröthend: — Von wem könnte es sein, sagte sie feurig: als von Oberst Rosen; er ist ja der einzige Mann, dem meine Achtung ward.

Wunderliches Mädchen! sagte der Vater lächelnd: wenn auch meine Güter in Schwaben verwüstet würden, blieb mir doch noch genug Geld und Gut, um für einen armen Krieger die Tochter hinlänglich auszustatten, die überdies von der Natur mit so viel Schönheit begabt ist.

Und wenn auch sie verginge? sprach sie wieder halbleise für sich: wenn der Sturm an einem rauhen Frühlingstage die Blüthe knickte und sie dahin welkte, würde er auch dann noch? — ich glaube! rief sie leidenschaftlich: — ja, er würde mich um meiner selbst willen lieben, ohne Schönheit, ohne Gut! — Ja, ich fühle es in diesem Augenblicke lebendig, die Natur gab dem Weibe noch Köstlicheres als Schönheit und Reichthum — Ein neuer Himmel thut sich mir auf, eine neue Welt gestaltet sich mir — Hier, hier! rief sie, die Hand ans Herz drückend: hier, wo es klopft, wo es so stürmisch klopft, wenn ich an ihn denke, da knospet eine unvergängliche Blüthe, die nimmer verwelkt und für das ganze Leben herrliche Früchte bietet. Im Herzen, nicht in äußerm Glanze suche fortan deinen Himmel, thörigte Margarethe! —

Das thue, herzliebe Schwester! unterbrach sie die Frau von Gemmingen, die eben eintrat und schloß die Erschrockene in ihre Arme. Sieh wie glücklich ich bin, wie glücklich sich mein Gatte an meiner Seite fühlt, und der Himmel versagte mir jeden Liebreiz. Gelobt sei Gott, daß Du dieses Sinnes wurdest und Deinen wahren Werth zu schätzen weißt.

Ich verstehe Euch nicht, sagte jetzt der staunende Vater, da er die Thränen seiner Kinder unaufhaltsam fließen sah. Weßhalb weint Ihr denn? Es ist ja noch nichts verloren, noch stehen die Schlösser an der Donau und du meine liebe Margarethe, blühst noch wie die schönste Rose in meinem Garten. Warum vor der Zeit weinen und sich über Dinge härmen, die erst kommen sollen? — Hört nur auf! bat er, die Töchter beruhigen wollend: Ihr wißt ja, daß ich keine Thränen sehen kann, ohne mit zu weinen; dies sagend entfernte er sich schnell.

Aber Margarethe achtete nicht auf seine Worte, nicht auf sein Gehen, sie lag sprachlos in den Armen ihrer Schwester und weinte. Zum erstenmale hatten die so lange verborgenen Gefühle ihren Kerker durchbrochen, und einmal von ihren Banden befreit, stürmten sie unaufhaltsam fort. Sie barg nicht allein der Schwester ihr Inneres nicht mehr, auch vor sich selbst hob sie den Schleier und ward sich ihrer Empfindungen deutlich

bewußt. Sie gestand es Josephen, daß es nicht die gereizte Eitelkeit, daß es lange schon wahre, innige Liebe gewesen sei, die sie zu Rosen hingezogen habe.

Darf er es wissen, darf ich ihm Hoffnung senden? fragte die Frau von Gemmingen, von ihrer Freude verlockt.

Nein, nein! rief Margarethe nach langem innern Kampfe: glaube mich nicht ganz umgeändert, Josephe! Um alles möchte ich nicht vor ihm meinen Stolz beugen. Edel, wie ein schätzbares Gut, um das der wackre Ritter kämpft und ringt, so muß ich vor ihm stehen, ein Preis, an den man Gut und Leben setzt. Deßhalb laß selbst vor Deinem Manne, was Dir in dieser Stunde mein Herz vertraute, ein Geheimniß sein, mag es der Zufall Rosen enthüllen, oder das Unbewachte selbst, nur will ich es nicht freiwillig. Aus meinem Blicke mag ihm die Hoffnung winken, aber der Mund wird schweigen — und sollte dies Herz auch brechen!

Hätte Rosen dies Alles gewußt, er würde nicht so mißmuthig auf seinem Schlachtroß gesessen und mit seinen Schwadronen dem fliehenden Feinde nachgejagt sein, der schon wieder einen Rittmeister und 80 Reiter von des Herzogs Leibregiment, die er auf Kundschaft ausgesandt, aufgehoben hatte. Die Aussage einiger Gefangenen, daß Oberst Rheinach mit 5000 Mann von Breisach, Johann von Werth zu verstärken, im Anmarsch sei, war eben auch nicht geeignet, seinen Unmuth zu verscheuchen; überdies stiegen so manche trübe Wolken an seinem Horizonte auf und bekümmerten sein Gemüth. Richelieu hielt die versprochene Hülfe an Mannschaft und Geld zurück, der Herzog wurde täglich mißmuthiger und seine Gesundheit schien zu leiden; dies Alles und manches kleine unglückliche Gefecht, wobei seine Reiterei oft Nachtheil gegen die Johann von Werth's gehabt hatte, verstimmten ihn schon seit einiger Zeit, und der heutige Verlust, welcher des Herzogs Leibregiment betraf, wirkte um so mehr auf ihn, da ihm der Feind mit seiner Beute entwischt war.

Aber im Kriegsleben wechseln die Loose, heute lächelt das Glück, morgen wendet es tückisch den Rücken. Verloren hatte Rosen seine Wette noch nicht, so wenig als Johann von Werth, der eigentlich wohl im Vortheil war, und es auch den Umständen nach sein mußte, da dem Herzog weniger an Eroberung, als nur an der Behauptung des Rhein-Uebergangs lag, weßhalb Rosen sich zu keinem Unternehmen von den Schanzen entfernen und nur vertheidigungweise handeln konnte. Ueberdies hatte die Nachricht, daß die 5000 Mann Verstärkung im Anzug wären, dem Herzog das Zusammenhalten seiner Streitkräfte nöthig gemacht und deßhalb ging er auch nicht in Rosens Vorschlag ein, mit dem Fußvolk die Schanze besetzt zu halten und mit der sämmtlichen Reiterei Johann von Werth bei Gen-

genbach anzugreifen, ehe er die Verstärkung an sich gezogen. Aber schon am andern Tage mußte Rosen einsehen, daß des Herzogs Vorsicht weise gewesen war, denn in aller Frühe überfiel Johann von Werth die weimarischen Quartiere; diesmal jedoch galt es nicht Rosen, sondern dem Quartier des Oberst Schönbeck. Er fand zwar die Weimeraner auf ihrer Hut, drang aber dennoch mit solcher Uebermacht vor, daß der Herzog genöthigt war, die Reiterei zurückzuziehen, die Dragoner absitzen, die übrigen aber auf die Rhein-Insel übergehen zu lassen; Rosen blieb mit den Dragonern zur Vertheidigung der Wittenweier Schanzen zurück, auf welche der Angriff gerichtet zu sein schien. Der Herzog hatte sich nicht geirrt, Johann von Werth entwickelte so bedeutende Streitkräfte, daß man Gewißheit bekam, die Verstärkung von Breisach sei zu ihm gestoßen, und heute gelte es nicht die Wette zu gewinnen, sondern den Herzog auf das jenseitige Ufer zurück zu werfen.

Der Angriff begann; Johann von Werth führte sein durch ausgetheilten Wein berauschtes Fußvolk selbst gegen die Schanzen, das sich mit beispielloser Wuth auf den Feind stürzte, durch die tiefsten Wassergraben wadete und die Schanzen hinauf klimmte, wo sich die Piken der Weimeraner ihm entgegenstellten. Oft kämpfte Mann gegen Mann auf der Brustwehr, schon sprangen die Berauschten in die Schanzen, brüllten ihr jauchzendes: Victoria! und fanden im Siegestaumel den Tod. Dreimal zurück geworfen, führte Johann von Werth die Wüthenden von neuem zum Sturm, aber nichts vermochte die Ruhe und Beharrlichkeit Herzog Bernhards zu erschüttern; auch ließ er, um sie im Fall der Noth zu Fuß zu gebrauchen, die Reiterei wieder nach Wittenweier rücken und um den Seinen jede Hoffnung des Rückzugs zu nehmen, einen Theil der Brücke abbrechen.

Noch zweimal stürmte Johann von Werth. Schon füllten die Todten die Gräben aus und über sie bahnten sich die Stürmenden den Weg zu den Schanzen, aber mit kalter Entschlossenheit warf Rosen jeden Angriff zurück, und angefeuert durch die Gegenwart des Herzogs, der sich überall hinbegab, wo Gefahr drohte, schlugen sich die Weimeraner mit beispiellosem Muthe. Da ergriff Johann von Werth das Letzte, seinen blutigen Zweck zu erreichen. Das Haslangische Regiment, eine in Waffen ergraute Schaar, die stets ihren alten Kriegerruhm sich rein erhalten, war noch übrig und hatte noch nicht gestürmt; 500 Kürassiere mußten diese 1500 Veteranen decken, und so rückten sie mit gesenktem Haupt und gesenkter Pike im Kugelregen unaufhaltsam auf die Schanzen los, durchwadeten den Graben, erstiegen die Brustwehr — aber hier fanden sie ihre Gegner kampfgerüstet, zur muthigen Gegenwehr bereit. Mit Schwert, Kolbe und Pike begann nun ein mörderisches Gefecht, und nach langem, hartem Kampf blieb der Sieg dem Herzog, das ganze Regiment ward vernichtet — Johann von Werth mußte zum Rückzug blasen lassen, und zog sich, von seiner Reiterei

gedeckt, von der Reiterei des Herzogs verfolgt, nach Schuttern zurück. Tausende deckten den Wahlplatz, aber auch der Herzog hatte durch das feindliche Geschütz manch braven Krieger verloren, mancher war in dem letzten Handgemenge verwundet worden. Auch Oberst Rosen, durch eine feindliche Pike, obgleich nicht gefährlich am Schenkel verwundet, mußte sich am andern Tage nach Bennfeld bringen lassen.

In banger Erwartung hatten die Straßburger den Kanonendonner aus der Ferne gehört; ängstlich erwarteten sie die Nachricht von dem Ausgang des Treffens. Ihre Wünsche waren für Herzog Bernhard und sein Heer, denn sie wußten recht gut, daß, würde der Herzog über den Rhein zurückgeworfen, der Elsaß noch fernerhin der Schauplatz des Krieges bleiben würde, und nur sein weiteres Vorrücken nach Schwaben könne sie aus der steten Unruhe reißen, in welche die Nähe beider Heere sie versetzen mußte.

Niemandem aber schlug bei dem Kanonendonner das Herz stärker als Margarethen. Sich ganz ihren Gefühlen hingebend, verbarg sie jetzt ihre Unruhe nicht mehr. Eben so bekümmert um Rosens Ruhm, da sie Johann von Werth ihm gegenüber wußte, als um sein Leben, war ihr nicht allein seine Person, auch der Ausgang des Treffens wichtig. Ihr Schwager mußte daher auf ihr Bitten einen seiner Diener, einen kecken Burschen, in die Gegend von Rheinau schicken, um dort über das Treffen Erkundigungen einzuziehen. Er kehrte schon am Abend mit der frohen Nachricht zurück, daß die Kaiserlichen geschlagen und in vollem Rückzug begriffen wären, worüber ganz Straßburg jubelte; aber er brachte auch die Trauerpost für Margarethe, daß Rosen verwundet nach Bennfeld gebracht worden sei.

Schon am andern Morgen ritt der Freiherr von Gemmingen nach Bennfeld, seinen Freund zu besuchen, um Margarethen wo möglich tröstliche Nachricht von ihm zu bringen. Er fand Rosen heiter und ziemlich wohl, nach errungenem Sieg schmerzte ja den Krieger die Wunde nur wenig! auch schien es ihn zu freuen, Gemmingen hier zu sehen und Kunde von Margarethen zu erhalten. Wie staunte er aber, als ihn dieser im Namen des Freiherrn von Epp ersuchte, zu seiner Heilung nach Straßburg zu kommen, wo er in dessen Hause Wartung und Pflege finden würde.

Und was würde Margarethe sagen? erwiderte Rosen, den dieser Antrag überraschte: Sie würde mir zürnen, und das möchte ich um keinen Preis!

Sie wird nicht auf Euch zürnen, sie wird Krankenwärterin sein, und so das Unrecht gut machen, das sie Euch gethan, erwiderte Gemmingen —

Kommt nur, Oberst Rosen, Ihr werdet nirgend einen so guten Wundarzt finden als Margarethe von Epp Euch sein wird.

Rosen, den das Herz nach Straßburg zog, säumte keinen Augenblick, an den Herzog zu schreiben und ihn um die Erlaubniß zu bitten, sich zur Heilung seiner Wunde dorthin bringen zu lassen. Der Herzog antwortete ihm:

„Mit Freuden geb' ich Dir die Erlaubniß, mein braver Waffengefährte, nach Straßburg zu gehen, wo Du mir nützlicher sein kannst als in Bennfeld. Möge Dich dort der Sieg und das Glück begleiten, wie er es gestern bei Wittenweier gethan. Johann von Werth ist bis Offenburg zurück, sein tolles Unternehmen kostete ihm 2000 Mann, hätte er gewußt, was ich ahne, er hätte das geflossene Blut auf ein andermal gespart. In Paris steht es trübe für uns aus; ich fürchte, meine dortigen Feinde werden mich eher vom Rhein treiben als der tolle Werth. Aber ich lasse mit Gott den Muth nicht sinken, morgen brechen wir hervor, stürmen Ettenheim und Mahlberg und dann auf Kitzingen; bekommen wir dies in unsre Gewalt, so steht uns Schwaben und das Würtemberger Land offen. Laß Dich indessen von der Hand der Liebe pflegen und kehre bald wieder zurück zu mir."

Schon am andern Abend traf Rosen in Straßburg ein, wurde als ein lieber Gast freundlich in dem Hause des Freiherrn empfangen, nur Margarethe erschien nicht, und er mußte sich zur Ruhe legen, ohne sie gesehen zu haben.

Mit Rosens Eintritt in das Haus hatte eine unnennbare Unruhe sie erfaßt. Vorher hatte sie mit Sehnsucht seine Ankunft erwartet, es hatte ihr so angenehm, so reizend gedünkt, an seinem Krankenlager zu sitzen, ihm die Kissen zu rücken, die Arznei zu reichen, zu jeder Hülfleistung bereit zu sein; jetzt aber, wo alle diese freundlichen Phantasiebilder sich verwirklichen sollten, überfiel sie eine Art Scheu — ihr Stolz, ihr weibliches Zartgefühl sprach dagegen, und selbst als sie Rosen die Treppe hinauf tragen sah, das schöne, bleiche, männliche Gesicht, sein mattes Auge erblickte, das forschend, sicher sie suchend, umher sah, fühlte sie der Liebe mächtige Flamme sie durchglühen, aber doch hielt der Stolz den schon gehobenen Fuß zurück — Keinen Schritt ihm entgegen, sagte sie vor sich hin: und sollte das Herz in Sehnsucht vergehn! —

Ihre Schwester, ihr Schwager zürnten auf sie, nannten ihr Betragen kindische Eitelkeit, und meinten, daß es mehr dem Stolz als dem wahren sittlichen Gefühl entspränge; aber all ihr Bitten, ihr Zürnen konnte sie nicht bewegen. Laßt mich meinen Weg allein gehen; sagte sie ernst: und faßt die Ueberzeugung, daß ich den rechten wandeln werde, laßt mich, und seid meinetwegen unbesorgt! Erst am andern Nachmittag trat sie in das Krankenzimmer, begrüßte Rosen freundlich, erkundigte sich mit Theilnahme nach seinem Befinden, freute sich des errungenen Sieges bei Wittenweier,

und übernahm schon am nemlichen Abend manch kleines Geschäft zu seiner Pflege.

Von diesem Tage an schien sie in seinen Sorgenstuhl gebannt und wartete ihn; doch verrieth nicht Wort, nicht Blick, was in ihrem Innern glühte. Auch Rosen blieb auf seiner Hut, er äußerte zwar unverholen seine Dankbarkeit für den kleinsten Dienst, den ihm Margarethe leistete, seine Worte waren innig, aus der Tiefe des Herzens gesprochen, aber er wußte auch die Neigung, die mit jedem Tage immer mehr und mehr zur Leidenschaft ward, gleich ihr zu zügeln.

Während dem war Herzog Bernhard vor Kinzingen gerückt und belagerte es. Schon war Bresche geschossen und alles zum Sturm bereit, als Johann von Werth, der sich mit Savelli und Isolani vereinigt hatte, auf ihn anrückte. Bernhard gab die Belagerung auf, ging dem Feinde bis Ettenheim entgegen, wo es zu einem zwar harten, aber nicht entscheidenden Gefechte kam, da Johann von Werth weislich jede Feldschlacht vermied und sich wieder in sein befestigtes Lager bei Schuttern zurückzog. Auch der Herzog gab nun die Eroberung Kinzingens auf und rückte wieder in seine Verschanzungen von Wittenweier ein.

Glücklicher als sein fürstlicher Freund war indeß Oberst Rosen. Dem klopfenden Herzen kann man wohl zuweilen für Tage Ruhe gebieten, doch für immer dauern die Fesseln nicht, die man dem Sträubenden anlegt, es zerbricht sie und Augen und Mund sind die lauten Verkünder seiner Freiheit. Eines Abends, als Frau von Gemmingen das Zimmer verlassen hatte, Margarethe sinnend, ihr Haupt gestützt am Fenster saß und den Verwundeten neben ihr auf seinem Lehnstuhl nicht zu achten schien, mochten mancherlei Gedanken sie erfassen, denn sie seufzte tief und durch diesen Seufzer aus ihren Träumen geweckt, sprang sie erschrocken auf und eilte der Thüre zu, doch Rosens sanfte Worte: Warum wollt Ihr mich verlassen, Fräulein, mir war so wohl in Eurer Nähe! hielten sie zurück. Sie wandte sich, ihr Auge ruhte wohlwollend auf ihm — Ach könnte ich zu Euch, könnte ich Euch meine Hand reichen! — rief er, in ihrem Anschaun versunken: daß ein leiser Druck Euch der freundliche Dollmetscher meines Herzens sein könnte! Da trat sie bebend, als sei sie sich einer Schuld bewußt, ihm näher. Ist es möglich! rief er und streckte seine Arme nach ihr: Ihr gewährt meine Bitte? — und sie reichte ihm hocherröthend die Hand, die Abendgluth vermochte den Purpur ihrer Wangen nicht mehr zu erhöhen — Ihre Stunde schlug, die Liebe siegte, dieser Augenblick entschied und einte ihre Herzen für immer!

Wenn die Jungfrau erröthend wie die zarte Lilie im rosigen Morgenlichte, neben dem Manne ihres Herzens steht, wenn das erste leise Geständ-

niß der Liebe mit jungfräulichem Sträuben der wogenden Brust sich entringt, der erste feurige Blick einen Himmel voll Seligkeit erleuchtet, da haucht der schützende Engel des Menschen ihn mit dem Odem der Liebe an, himmlische Wonne durchschauert ihn, und freudig lächelnd fühlen die Engel mit ihnen, denn was die Glücklichen empfanden, gehört dem Himmel an. So beglückt fühlten sich beide und standen Hand in Hand, als die eintretende Josephe, von diesem Anblick überrascht ausrief: Dank sei dem Himmel! Dank, daß die eisige Rinde geborsten, daß Du ihm Dein fühlendes Herz gezeigt hast, wie ich es schon lange erkannte! — Sie theilte ihr Glück, eilte mit der frohen Kunde zu dem Vater, und dieser, der nie gewohnt war seinen Willen dem Willen seiner Tochter entgegenzusetzen, und dem diese Verbindung übrigens wünschenswerth schien, ertheilte gern seinen Segen, und so fehlte dem Glücke der Liebenden nichts mehr.

Tage, Wochen vergingen in kaum geträumter Lust, und Rosen würde sich in dieser Zeit der Hoffnung und Sehnsucht so glücklich gefühlt haben als Margarethe es zu sein schien, die ihre Empfindungen nicht mehr barg, sie mit glühenden Worten aussprach und mit jeder Minute der Gegenwart die verlorenen Stunden wieder abgewinnen zu müssen glaubte; aber die Nachrichten, welche Rosen von Zeit zu Zeit aus dem Feldlager erhielt, stimmten ihn oft ernst und besorglich. Der Herzog, Frankreichs Politik durchschauend, sah nun wohl ein, daß man ihn in der Nähe der französischen Grenzen festhalten wollte, damit er ganz abhängig bliebe. Hierüber mißmuthig, vielleicht auch den großen Plan, den er späterhin ausführte, schon vor Augen, beschloß er, sein Heer wieder auf das linke Ufer des Rheines zu ziehen, ließ deßhalb eine genugsame Besatzung in den Schanzen zurück, schlug sein Hauptquartier in Bennfeld auf und legte das Heer zwischen Molsheim und Straßburg in die Quartiere. Ueberdies kränkelte er schon seit einiger Zeit und die Aerzte riethen ihm Ruhe und Vermeidung aller Strapazen. Oft umwölkten diese Nachrichten Rosens Stirn, und stimmten ihn, selbst in Margarethens Gegenwart ernst, dann theilte er ihr seinen Kummer und seine trüben Ahnungen mit und fand in ihrem muthigen Sinne Theilnahme und das schwindende Vertrauen auf sein Glück wieder; denn Natur hatte sie bei hoher Schönheit auch mit Muth begabt.

Eines Tages, als Rosen die Nachricht von dem Herzog erhielt, daß er den Kommandanten von Colmar, Manicamp nach Paris gesendet habe und der Erfolg dieser Sendung über sein Schicksal entscheiden müsse, da er sich nicht länger mit leeren Versprechungen hinhalten lassen wollte, ward Rosen ernst, eine trübe Zukunft enthüllte sich vor ihm und er glaubte auch hierüber offen mit Margarethe sprechen zu müssen. Er machte sie mit dem Gefährlichen der Stellung des Herzogs bekannt, der nur zwischen zwei Sachen noch zu wählen habe: Diener Frankreichs, oder mit Wien versöhnt, Mittel zur Unterjochung seines Vaterlandes und seiner Glaubens-

brüder zu werden. Und sieh, liebe Margarethe, fuhr er dann fort: an sein Schicksal knüpft sich das Meine. So lange der Herzog als Feldherr seines eigenen Heeres auftritt, seine Fahnen mit dem Rautenkranze vor seinen Regimentern flattern, er, ein freier Fürst, gegen den Kaiser in offener, eigner Fehde steht, so lange blüht Rosens Glück und er ist der Diener eines deutschen Fürsten. Sinkt aber Herzog Bernhards Stern, so würde ich der Diener eines Dienenden, oder müßte heimziehen nach Liefland, wo mir wahrlich des Glückes nur wenig blüht. —

Und fürchtest Du, daß Dich die Schweden für diesen Fall nicht mit offenen Armen aufnehmen würden? unterbrach ihn Margarethe.

Zu ihnen mag ich nicht! erwiderte Rosen finster. Sie sind Lieflands stolze, drückende Eroberer und mit dem Oxenstierna, der da meint, er habe König Gustav Adolfs Geist ererbt und er sei der Kalif der Protestanten, mit ihm mag ich nichts zu schaffen haben; wir lieben uns beide nicht.

Und wenn sich der Herzog zur Aussöhnung mit dem Kaiser entschließen könnte? fragte sie weiter: glaubst Du, daß man Dich in Wien nicht huldreich aufnehmen würde? Der kühne Anführer der weimarischen Reiterei hat sich zu bemerkbar, zu furchtbar gemacht, als daß sie dort den Werth seiner Dienste verkennen sollten.

Nach Wien? unterbrach sie Rosen: — dahin geht der Herzog nie! —

Und ging er?

Rosen schwieg, seine Stirne furchte sich. —

Du scheinst mit so unwandelbarer Treue an Deinem Herrn zu hangen, daß ich fast fürchten muß, ich habe nur den zweiten Platz in Deinem Herzen.

Er reichte ihr bei diesen Worten die Hand, drückte sie innig, sein Blick verneinte, was Margarethe eben gesagt, aber sein Mund schwieg dennoch.

Sprich offen, lieber Freund! fuhr das Fräulein fort: sei wahr! Könntest Du Herzog Bernhard um meinetwillen verlassen? — Rede! —

Stets werde ich meiner Pflicht folgen!

Das heißt? — fragte Margarethe schnell.

Daß ich meinen fürstlichen Freund nie, am wenigsten in der Noth verlassen, daß ich nie ehrlos neben Dir stehen könnte. — Zürne mir nicht! sagte er rasch, da sie ihn eben unterbrechen wollte: zürne dem Manne nicht, dem die Ehre, die Pflicht, eine so lang geprüfte Freundschaft über alles werth ist. Du bist der Engel meines Lebens, Dein Blick die Sonne, die in der finstersten Nacht meinen Pfad zu erleuchten vermag — Er ist der Geist, dem ich mich weihte, dem mein verwandter Geist sich hingab für ewig, der Stern, der bei meiner Geburt mein Schicksal bestimmte.

Reinhold! nahm Margarethe das Wort und über ihr ganzes Sein hatte sich ein neuer Glanz gebreitet, und würdevoll stand sie, nicht stolz vor dem Manne ihrer Wahl. Könnte ich Dir zürnen, so müßte es sein,

weil Du so wenig meinen Gesinnungen vertrautest. Lieber, werther bist Du mir von diesem Augenblicke an, die Treue an Deinen Herrn ist mir ein sicherer Bürge für die Zukunft, denn ich erkenne in Dir den Mann, der selbst im Sinnenrausch der Wahrheit treu bleibt. — Zieh' hin zu ihm, kämpfe für ihn, ich will ruhig harren, bis die Morgenröthe des Tages für mich aufgeht, der uns für immer vereint; will die Trennung ruhig ertragen und die Tage der Entbehrung als gerechte Strafe für die erdulden, die mein Stolz mir und Dir getrübt hat. Heute fühle ich ganz, daß hohe Achtung für Dich meinen eitlen Sinn umwandelte, nicht Sinnenrausch, nicht Schwärmerei!

Rosen schloß sie dankbar in seine Arme; nun glaubte er seines Glückes ganz gewiß zu sein, ihm nichts mehr daran zu fehlen, denn er hatte überdies heute ein Schreiben des Herzogs erhalten, worin ihm dieser zu seiner Verbindung Glück wünschte und ihm den Rath gab, den für ewig bindenden Tag nicht weit hinaus zu schieben, da das Schicksal oft tückisch in das Leben eingriffe. Seine Wunde war fast geheilt, der Tag seiner Vermählung bestimmt, und nur noch Wochen trennten ihn von seinem Glück, die man dem Freiherrn zur Vorbereitung gönnen mußte.

So durchlebte er schöne Tage, als ihn eines Morgens Kanonendonner weckte, den man von der Seite von Rheinau vernahm. Rosen zweifelte keinen Augenblick, daß Johann von Werth die Abwesenheit des Herzogs benutze und die Schanzen bei Wittenweier angreife. Schnell sprang er vom Lager auf, ließ seine Rosse satteln, sagte Margarethe ein kurzes Lebewohl, und sprengte, von seinem kriegerischen Sinn getrieben davon.

Je stärker das Feuer wurde, desto mehr spornte er sein Roß; unbekümmert, ob ihm in dieser gefahrvollen Zeit Feindliches begegnen könne, sprengte er mit seinen Dienern immer längs dem Rheine dem Kampfplatz zu. Aber kaum war er in der Gegend von Ehrstein angelangt, als er auch schon auf allen Straßen Kriegsvolk anziehen sah, das seinen Kampfbrüdern zur Hülfe eilte. Bei Rheinau begegnete er der Karosse Herzog Bernhards, der, so krank er auch war, die Regimenter von Bennfeld selbst herbeigeführt hatte. Herzlich bewillkommte der edle Fürst Rosen, bestieg hier sein Streitroß und jagte, sich wenig um das ihn schüttelnde Fieber kümmernd, über die Brücke den Schanzen zu.

Noch zur rechten Zeit traf er hier ein, um den sinkenden Muth der Seinen zu heben. Schon waren die kleinen Schanzen an der Elz in den Händen der Feinde und Oberst Ehm hatte alle Mannschaft in die Hauptschanze an der Brücke zusammen ziehen müssen, um die ununterbrochen wiederholten Angriffe Johann von Werths abzuschlagen. Seine Krieger waren ermattet, ihr Muth war gesunken, und nur die Ankunft des Herzogs belebte ihn von neuem. Johann von Werth, der die zur Hülfe herbeieilenden Regimenter anrücken sah, fühlte nun wohl, daß ihm nur noch ein kurzer Augenblick zur Entscheidung übrig blieb. Er wollte ihn benutzen,

setzte sich selbst an die Spitze des Fußvolks und begann von neuem zu stürmen. Aber des Herzogs Gegenwart machte jede Anstrengung nutzlos, ein Pistolenschuß streifte den feindlichen General den Backen, was ihn jedoch nicht hinderte, die Stürmenden anzufeuern und sie nochmals gegen die Schanzen zu führen. Aber auch hier unterlag zum zweitenmal sein stürmischer Muth, er mußte weichen und verließ, trotz seiner Wunde den Kampfplatz nicht eher, bis er den Rückzug angetreten und sein kleines Heer in Sicherheit wußte. Noch einmal waren die Schanzen gerettet und dem Herzog der freie Uebergang des Rheines gesichert.

Rosen kehrte nicht wieder nach Straßburg zurück, denn seine Wunde hinderte ihn nicht mehr, thätig bei dem Heere zu wirken, und der Herzog bedurfte seiner in diesem Augenblick. Im höchsten Grad auf Richelieu aufgebracht, der erst nach langem Zögern 600,000 Livres zur Zahlung des Heeres sandte und 6000 Mann Verstärkung zu schicken versprach, durch körperliches Leiden niedergebeugt, wohl auch durch Mangel an Unterhalt in dem ganz ausgesogenen Elsaß gezwungen, beschloß der Herzog den Rückzug. Er übergab dem französischen General Manicamp 1500 Mann und die Vertheidigung der Brücke, ließ nur schwache Besatzung in Colmar und Bennfeld zurück und zog mit dem Ueberrest, kaum 5000 Mann, in das Bisthum Basel, das bisher von jeder Kriegslast verschont geblieben war und wo er in dem fruchtbaren Dellsberger Thal und durch seine zu Mömpelgard aufgehäuften Magazine den Truppen gute Winterquartiere zu geben hoffte. Johann von Werths Verwundung ließ ihn um so mehr Ruhe für seine Brücke und Schanzen hoffen.

Nur auf einen kurzen Augenblick eilte nun Rosen nach Straßburg, seiner Verlobten Lebewohl zu sagen. Margarethe war bei dieser Trennung standhaft. Wer an einen Krieger sein Herz gehangen, sagte sie mit festem Muthe: der muß die Launen des Schicksals ertragen lernen, und im Sturm des Lebens, wie der Krieger selbst, wenn er auch von dem sichern Hafen weit weg getrieben wird, das Steuer unverzagt lenken und der Hoffnung vertrauen.

Sie hätte, wenn es der Anstand erlaubt, Rosen gern nach Bennfeld begleitet, um den Mann zu sehen, an dem ihr Geliebter so leidenschaftlich hing, vielleicht auch aus weiblicher Eitelkeit, dem Herzog die schöne Braut seines Freundes zu zeigen, aber sie unterdrückte ihren Wunsch und trennte sich mit standhafter Ergebung von Rosen.

Dieser fand bei seiner Rückkehr ein Schreiben von Johann von Werth vor, über dessen Inhalt er nicht wenig erstaunte. So verschieden auch beide Männer in Charakter, Sitten und Handlungsweise waren, hatte doch Johann von Werths offenes, fast freundschaftliches Benehmen Rosens

Achtung erworben, und stets, wenn er seiner erwähnte, sprach sich dies aus. Um desto mehr mußte ihn dieser Brief, den der ligistische General freilich nicht eigentlich geschrieben, doch unterschrieben hatte, verwundern.

Oberst Rosen!

„Ehe Ihr von hier zieht, muß ich, ein alter Krieger, Euch ein ernstes Wort sagen. In fröhlichem Uebermuth, und im Gefühl, daß Ihr mein würdiger Gegner wäret, bot ich Euch in Bellevue eine Wette an; Ihr nahmt sie an und ich gestehe, daß ich mir viel Mühe gegeben habe, sie zu gewinnen, leugne nicht, daß ich 100 Doublonen dem versprochen habe, der Euch lebend und unverwundet gefangen nähme, aber auch die strengsten Befehle erließ, Euch wo möglich selbst im Gefechte zu schonen. Was ich in Straßburg an Euch that, erwähn' ich nicht, denn ich hätte es jedem gethan, nur konnt' es Euch beweisen, daß ich Euer persönlicher Feind nicht war. Nun erfahre ich aus sicherer Quelle, daß Ihr nicht allein verächtlich über mich, meine Sitten und meinen Kriegerruhm gesprochen, sondern auch einen bedeutenden Preis auf mein Leben gesetzt habt, und dem, der mich beim Angriff der Wittenweier Schanzen verwundete, meine Person gezeigt und ihm befohlen habt, mich aufs Korn zu nehmen, was ihm denn auch ziemlich geglückt ist. Dies ist nicht brav gehandelt und nicht, wie zwei Feldherrn einander gegenüber thun sollten, und somit sag' ich Euch alle Freundschaft auf und unsre Fehde gehe von jetzt ohne Schonung auf Leben und Tod. Ich mache Euch damit bekannt, daß Ihr Euch darnach richten könnt!"

Rosen antwortete mit dem Boten, der ihm dies Schreiben gebracht:

General!

„Schlösse Euer Brief nicht mit einer Drohung, so würde ich für Pflicht halten, Eure ungerechten Anschuldigungen zu widerlegen, so aber schweig' ich im Gefühl meines Rechts und erwarte mit Ruhe, was Euch zu thun belieben wird!"

Als er späterhin Margarethe von diesem sonderbaren Brief unterrichtete, warnte sie ihn vor dem Grafen Ossa, den sie sowohl für den Anstifter des nächtlichen Ueberfalls, als für die Ursache dieses Briefes hielt. Dies aber kümmerte Rosen weniger als ihm der Gedanke wehe that, daß Johann von Werth ihn solcher Handlung fähig glaube. Der Rückzug war ihm jetzt doppelt unangenehm, da er ihn von seinem Gegner entfernte, und gern hätte er den Herzog gebeten, ihn zur Vertheidigung der Brücke zurück zu lassen, wenn er nicht gefürchtet hätte, dieser könne glauben, die Nähe Straßburgs, nicht Johann von Werth, sei der Grund seines Gesuchs.

Der Rückzug aus dem Elsaß ward nun angetreten. Unter tausend Mühseligkeiten wurden die von dem Landvolk und den Völkern Carls von Lothringen vertheidigten Engpässe genommen und so gelangte endlich das Heer in ruhige Quartiere.

Aber kaum in Dellsberg angekommen, befahl der Herzog Rosen, nach Straßburg zurückzukehren, dort seine Heirath zu vollziehen und zugleich ein wachsames Auge auf die Wittenweier Schanzen und das zu haben, was bei dem Heerhaufen Johann von Werths und Savellis vorgehe, da er der Vorsicht Manicamps und der Franzosen überhaupt nicht sehr vertraue. — Ich würde Dich gleich zu diesem Zweck dort gelassen haben, fuhr er fort: aber ich bedurfte Deiner, die Reiterei bei diesem beschwerlichen Kriegzuge bei guter Laune zu erhalten — Nimm zwei Schwadronen Reiter, die Du in Bennfeld zurück lassen kannst mit Dir, sei auf dem Marsche auf Deiner Huth, suche die Straßburger für mich zu stimmen und sei überzeugt, daß, ehe ich von hier zu irgend einem Unternehmen aufbreche, ich Dich wieder zu mir beordern werde.

Obgleich er seinem höchsten Glück entgegen ging, trennte sich Rosen dennoch mit schwerem Herzen von seinem Feldherrn, und traf nach einigen, mit dem Lothringischen Volk gehaltenen Scharmützeln in Bennfeld ein, von wo er sogleich nach Straßburg eilte.

Hier überraschte er Margarethe, die seine so schnelle Zurückkunft nicht erwartet hatte, auf freudige Weise. Ohne Rückhalt willigte sie in seinen Wunsch, den Tag ihrer Vermählung nicht weiter hinauszuschieben. Der Freiherr von Epp aber verlangte 8 Tage Zeit zur Vorbereitung des unumgänglich nothwendigen Festes und da man sich ihm in diesem billigen Verlangen nicht entgegensetzen konnte, so wurde der 31ste Oktober zum Hochzeittage angesetzt.

Die Stunden der Sehnsucht und Hoffnung gingen den Liebenden schnell vorüber, der Vorabend nahte, ein großes Fest sollte ihn verherrlichen. Alle Freunde und Bekannte waren dazu eingeladen, und halb Straßburg strömte am Abend auf den Platz, wo das Haus des Freiherrn von Epp stand, die Mummereien und Masken zu sehen, die, eine Nachahmung Venedigs, sich zur Feier des Festes herzudrängten. Zahlreich war die Versammlung, die unter ihrer Verkleidung dem Brautpaare oft werthvolle, oft nur neckend und belustigende Geschenke brachte und alles überließ sich dem Frohsinn und der Freude des Tages. Auch Rosen, seinem Ziele nun so nahe, saß beglückt Hand in Hand mit Margarethe, die ihm nun unverholen gestand, wie glücklich sie sich fühle, als einer seiner Diener ihm ein kleines Kästchen brachte, das ihm eine der Masken, seinem Herrn zu übergeben, eingehändigt hatte.

Rosen öffnete das sonderbare Geschenk. In dem Kästchen lag eine vergoldete Rose, um deren Stiel ein Zettel gewunden war, Margarethe rollte ihn ab und las:

„Laßt Eure Reiter sogleich nach Bennfeld bis an das Weichbild der

Stadt rücken, und Eurer dort harren, Euch droht sonst Gefahr. Achtet meiner Warnung!"

Der Inhalt dieses Schreibens beunruhigte Margarethe, Rosen schien es entweder ein unzeitiger Scherz, oder eine Falle zu sein, um die 2 Fahnen, kaum 100 Pferde stark, so weit wie möglich von Bennfeld zu locken. Er gedachte des Grafen Ossa, dessen Vater sich eben jetzt wieder in Straßburg befand, und suchte eine böse Absicht darunter; Margarethe aber war andrer Meinung, und bat ihn, die Warnung als eine freundliche zu nehmen und sogleich einen Diener mit den nöthigen Befehlen nach Bennfeld zu schicken.

Rosen erfüllte endlich wohl eigentlich wider Willen Margarethens Wunsch, und schickte mit dem Befehle, daß die zwei Cornetten sogleich aufbrechen, mit der größten Vorsicht marschiren und an der Brücke der Ill ihn erwarten sollten, einen Diener ab. Auch an der Brücke sollten sie noch solche Vorkehrungen treffen, als ob der Feind in ihrer Nähe sei, und im schlimmsten, unvorhergesehenen Falle sich unter die Wälle Straßburgs zurückziehn.

Indessen hatte das Fest mit seiner fröhlichen Mummerei, die zu allerhand Scherz Veranlassung gab, bis spät in die Nacht seinen ungestörten Fortgang. Rosen und Margarethe nahmen wenig Theil daran, obgleich er die Sache mit der Warnung weniger ernst nahm als seine Verlobte. Doch theilte sich ihm nach und nach ihre unruhige Stimmung mit, so daß er glaubte, den Brigadier Manicamp, der von Wittenweier zu dem Feste eingetroffen war, von dem Vorfall benachrichtigen zu müssen. Manicamp belächelte die Sache.

Ich weiß gewiß, Johann von Werth hat sich seiner Wunde wegen nach Breisach bringen lassen und liegt dort schwer darnieder; sagte er zuversichtlich: und gegen die Schanzen steht nur noch Enkvorth mit 2000 Mann; was hätten wir denn zu befürchten? Schlaft ruhig, träumt von Euerm Liebchen und laßt durch dergleichen neckende Warnungen Euer Glück nicht stören. Ich wundre mich nur, wie Ihr Euch habt verleiten lassen, die 100 Pferde von Bennfeld hierher zu beordern, an Eurer Stelle schickte ich Gegenbefehl. —

Das werde ich nicht thun! sagte Rosen nach einigem Nachdenken: ich widerrufe das einmal gesprochene Wort nicht gern — schlaft wohl, Brigadier! Auf Wiedersehn bis morgen!

Lange währte es noch, bis die Gäste alle heimgegangen waren, und es mochte wohl um die dritte Stunde des Morgens sein, als Rosen Margarethe in seine Arme schloß und ihr gute Nacht sagte. Des Mädchens Stirn war umwölkt, ihr Auge ruhte schmerzvoll auf Rosen. Ist mir doch, als ob wir uns auf lange trennen müßten! sagte sie, ihrer Bangigkeit wegen auf sich zürnend: ich habe immer über Ahnungen gespottet, und doch hat mich jene Warnung so sonderbar ergriffen, hat eine Furcht in mir

erweckt, der ich nicht Herr werden kann, ich schäme mich ihrer, und doch kann ich sie nicht überwinden. Nun, wie Gott will! Sie drückte ihn noch einmal stürmisch an ihr Herz, dann schieden sie.

Rosen ging in seine alte Herberge, wo er diesmal, des Anstands und der Sitte wegen, abgestiegen war. Zu sehr aufgeregt, um sich zur Ruhe legen zu können, trat er an das Fenster, schaute in die sternenhelle, kühle Nacht hinaus und blickte hinüber nach dem Hause des Freiherrn, wo jetzt ein Licht nach dem andern verlosch, ein Fenster nach dem andern dunkel wurde — Morgen, morgen! rief er aus und an dieses Wort knüpfte sich eine Reihe Gedanken, eine Folge süßer Träume, daß er, alles um sich vergessend, nur diesem Gedanken nachhing. Aber wie die Lichter in jenem Hause, schwanden auch jetzt vor dem hervorbrechenden Tage die Sterne, er bemerkte ihr Scheiden nicht, die Morgenluft begann kalt zu wehen, doch weckte sie ihn nicht aus seinen Träumen, wohl aber der eintretende Diener, den er nach Bennfeld geschickt hatte und der ihm jetzt die Meldung brachte, daß Rittmeister Brandenstein an der Ill-Brücke halte und seiner weitern Befehle gewärtig sei. Auch stehen Eure Rosse schon im Hofe gesattelt, hier ist Küraß und Helm und alles ist zum Aufbruch bereit.

Zum Aufbruch? fragte Rosen erstaunt: Wohin?

Weiß ich das? erwiderte der Diener: wir glaubten nur, weil Ihr die Reiter an die Ill-Brücke beordert hättet, so würdet Ihr mit ihnen zu irgend einem Unternehmen ausziehn.

Narr! fuhr Rosen den Diener unwillig an: — was sollt' ich heute? Weißt Du nicht, daß heute mein Hochzeittag ist? —

Herr! unterbrach der Diener Rosens heftige Rede: — Hört Ihr nichts?

Was soll ich hören? fragte der Oberst mißlaunig.

Horcht! fuhr der Diener, näher ans Fenster tretend, fort: horcht — Ist es mir doch, als hörte ich Schüsse — Tretet nur her.

Während der Diener eilig nach dem Küraß griff, trat Rosen an das Fenster. Deutlich konnte er jetzt aus der Gegend von Rheinau her Kanonenschüsse hören. Unwillkürlich duldete er nun, an die Warnung von gestern denkend, daß der Diener ihm den Küraß umschnallte, und da die Schüsse sich mehrten, erfaßte er hastig Helm und Schwert, eilte die Treppe hinunter, schwang sich auf sein Roß und in diesem Augenblicke nur an seine Pflicht denkend, jagte er der Ill-Brücke zu.

Schon unterwegs begegnete ihm ein Officier, der ihm von dem Schießen, das man jetzt deutlicher hören konnte, Meldung brachte. Rosen säumte keinen Augenblick, sandte einen Diener nach Straßburg an den Freiherrn und seine Tochter, ließ das Vorgefallene melden, sich entschuldigen und bitten, die Feierlichkeit bis zum andern Tag aufzuschieben, wo er wieder einzutreffen gedenke und trabte nun mit seinen Reitern den Schanzen zu. Bald ereilte ihn Manicamp, der durch den Kanonendonner

geweckt sogleich ahnete, was vorging und den Angriff auf Wittenweier vermuthend, mit verhängtem Zügel den Schanzen zusprengte, um wo möglich durch seine Gegenwart die Absicht des Feindes zu vereiteln. Er wollte auch jetzt Rosen voran eilen, doch dieser hielt ihn zurück. Herr Manicamp, sagte der Bedächtige: Johann von Werth leitet sicher den Angriff, und Eure Nachrichten, daß er in Breisach an seiner Wunde darnieder läge, waren falsch. Wir müssen deßhalb auf unserer Huth sein. Gedenke ich der Warnung von gestern, so scheint sie mir eine Falle, mich mit meinen Reitern herbei zu locken — Hört nur den Kanonendonner, der Angriff ist auf dieser Seite, nicht bei Wittenweier, wir kommen zu spät! — Bleibt bei mir, jagt nicht unvorsichtig der Gefahr entgegen! Manicamp folgte seinem Rathe und blieb. Als sie gegen Gersten kamen, sandte Rosen eine Abtheilung voraus, die sich durch den Busch, der sich längs dem Rhein heraufzog, schleichen und was sich dort begab, ausspähen sollte, er selbst folgte ihnen auf der geraden Landstraße. Je näher sie kamen, desto deutlicher zeigte ihnen die Richtung, in der sie das Feuern hörten, daß der Angriff den Schanzen des linken Rheinufers gelte, und als sie in das, von allen Einwohnern verlassene Obenen einritten, kam ihnen auch der zum Ausspähen ausgeschickte Haufen mit einigen Gefangenen entgegen, von welchen Rosen erfuhr, daß ein Regiment kaiserlicher Dragoner sich durch den Wald geschlichen habe, um die Brücke von Kraft zu nehmen und ihm so den Rückzug nach Straßburg abzuschneiden, daß die Brücken von Rosfelden und Hülzheim besetzt und es unmöglich sei, nach Bennfeld oder Schlottstadt zu kommen. Auch erfuhr er, daß schon die äußeren Schanzen fast ohne Gegenwehr genommen wären und Johann von Werth mit einer bedeutenden Macht auf dieser, Enkvorth auf der andern Seite stehe. Es war ihnen nun durch diese Aussage jede Hoffnung genommen, die Schanzen zu gewinnen, sie mußten sich ihrem Schicksal überlassen und nur darauf denken, wie sie sich und die Reiter retten könnten. Das Gewagteste schien Rosen das Beßte. Er verfolgte seinen Weg, verließ ihn erst da, wo er von Rheinau aus bemerkt werden konnte und hoffte über Neukirch sich hinter der Höhe weg nach Zelsenheim zu schleichen; aber schon vor dem ersten Orte fand er 200 Kroaten zu seinem Empfange aufgestellt. Er griff sie mit Ungestüm an, warf sie auf den ersten Anfall gegen Bennfeld zu und statt nun seinen Weg in Eile fortzusetzen, mochte ihn in diesem Augenblick der Verdruß über Johann von Werths Unternehmen, auch wohl der Gedanke an die Wette zu dem kühnen Wagstück verführen, sich rasch nach Rheinau zu wenden, um vielleicht, da er vermuthete, daß alle Mannschaft mit dem Angriff der Schanzen beschäftigt sein würde, dort Johann von Werth zu überfallen.

Allein dieser setzte eben an der Spitze der Reiterei durch den Rhein, um die Verschanzungen auf der Insel anzugreifen, Rosens fast tollkühnes Unternehmen hatte daher keinen weitern Erfolg, als daß er die Konstabler

einiger am Ufer aufgestellten halben Karthaunen niederhieb, mehrere Gefangene machte und durch sein plötzliches Erscheinen für eine kurze Zeit den Angriff auf die Insel verzögerte und sich dann schnell auf die Flucht begab.

Aber fast hätte Rosen seine Tollkühnheit theuer bezahlen müssen. Johann von Werth ließ ihn durch mehrere Schwadronen verfolgen, sein Pferd stürzte und bald wäre er hier dem Feinde in die Hände gefallen; doch sein Glück rettete ihn, er bestieg schnell ein andres Roß und entkam mit Verlust von 20 Pferden der Gefahr. Besser beritten als seine Gegner, gewann er einen Vorsprung, warf sich in die Gebüsche der Ischer und gelangte, jedoch erst am dritten Tage, mit 70 Pferden in Colmar an.

Hier erfuhr er die schmachvolle Vertheidigung und den Verlust der Rheinschanzen und daß Johann von Werth Bennfeld eingeschlossen und selbst Schlottstadt bedrohe, und so schmerzhaft es ihm auch war, sich von Straßburg zu entfernen, beschloß er doch unter diesen Umständen zum Herzog nach Dellsberg zu ziehen.

Unter den bei Rheinau Verlornen war auch Rittmeister Brandenstein. Sein Pferd wurde ihm erschossen und er gefangen genommen; Rosen schmerzte sein Verlust sehr. Wie erstaunte er aber, als er ihn am andern Tage in Colmar bei sich eintreten sah. Johann von Werth hatte ihn mit dem Auftrag zurückgesandt, Oberst Rosen ein Schreiben folgenden Inhalts zu überbringen:

„Oberst Rosen!

Ich glaube wohl, nun die Wette gewonnen zu haben, da ich die, auch Euch anvertrauten Schanzen überrumpelt und genommen habe und Euch vor mir fliehen sah. Mehr aber als die gewonnene Wette macht es mir Freude, mich auch zugleich an Margarethen von Epp, dieser Stolzen gerächt und ihr den Hochzeittag verbittert zu haben. Warum hat sie nicht Wort gehalten und mich zur Hochzeit geladen, wie sie mir einmal in ihrem stolzen Uebermuthe versprach? Also Oberst Rosen, wenn Ihr anders die Wette für verloren haltet, wollet Ihr mir Rosse und Doublonen gelegentlich schicken. Glaubt Ihr aber, ich habe noch kein Recht an den Preis, so laßt es nur gut sein, ich will schon eine Gelegenheit finden, wo Ihr mir mein Recht nicht disputiren könnt — Gott befohlen!

Johann von Werth."

Unten stand noch als Nachschrift:

„Wollt Ihr vielleicht, ehe Ihr von Colmar zu Euerm Herrn, diesem Verräther seines Vaterlandes zieht, Euerm Liebchen ein tröstendes Schreiben senden, das sie zur Geduld und zur Treue ermahnt, so schickt es mir nur, ich werde es getreulich durch den Grafen Ossa ihr überreichen lassen."

Rosen lächelte bei Durchlesung dieses Briefes. Kann doch der gezähmte Wolf nicht von seiner wilden Art lassen, wie sollte es Johann von Werth? Er zeigt sich mir jetzt in seiner ganzen plumpen Rohheit! sagte er

zu Manicamp, den dieses Schreiben empörte, da es dem Franzmann gegen alle Courtoisie zu sein schien: die Wette halte ich noch nicht für verloren, mich hat er nicht überfallen, mir nicht die Schanzen abgenommen und daß ich mich mit so geringem Verlust zurückgezogen habe, gereicht mir mehr zur Ehre als ihm, der mich entwischen ließ. Er ranzionirte nun die wenigen Gefangenen, die er gemacht, schickte sie zurück, um in nichts Johann von Werth nachzustehen und antwortete mit wenigen Worten, daß er die Wette noch nicht verloren zu haben glaube und selbst Mittel finden würde, Briefe an seine Verlobte gelangen zu lassen.

Als Margarethe am Morgen ihres Hochzeittages erwachte, brachte ihr Vater die niederschlagende Nachricht, daß Rosen nicht mehr in Straßburg sei und ihn habe ersuchen lassen, die Trauung bis zum andern Tage aufzuschieben — Margarethe, an die Warnung von gestern denkend, fühlte zwar eine grenzenlose Unruhe, hatte aber Kraft genug, sie zu verbergen. Wenn die Pflicht ruft, sagte sie mit Ergebung zu dem Vater: so muß alles andere schweigen.

Und Du kannst dabei so gelassen bleiben? fuhr der Freiherr wider Gewohnheit auf: ist es Dir so gleichgiltig, da alle Freunde und Verwandte geladen, alle Speisen und köstliche Sachen angeschafft und bereitet sind, daß die Sache aufgeschoben wird?

Vertröstet die Geladenen auf morgen! erwiderte sie ruhig.

Und wenn er morgen nicht kommt? unterbrach sie der Freiherr, dessen empfindlichste Seite dieser Vorfall berührt hatte.

So verzehrt das Mahl ohne uns, und es wird den Gästen eben so gut schmecken.

Gleichgiltige! zürnte der Vater: fürchtest Du nicht die Reden der Stadt, wenn sie die an ihrem Hochzeittage verlassene Braut verspotten werden?

Mein Verlobter folgte dem Ruf der Ehre und seiner Pflicht. Wie hätte er dem Ruf der Liebe folgen, wie in der Stunde des Kampfes mit mir vor den Altar treten können? Was kümmert mich der Spott, wenn er nur vor mir gerechtfertigt steht?

Und wenn er gar nicht wiederkehrte?

Wie meint Ihr das, Vater? fragte sie mit Hast.

I nun! erwiderte der Freiherr: Männer, und besonders Soldaten sind oft treulos, überall steht ihnen die Welt und das Herz der Frauen offen — wer weiß? —

Margarethe lächelte mitleidig. Wen ich einmal an mein Herz drückte, sagte sie mit Zuversicht: wen einmal meine Lippen berührten, wer einmal das Wort der Liebe aus meinem Munde vernahm, den halten diamantne Ketten fest — für seine Treue bangt mir nicht!

Und wenn er aber nicht wiederkehren könnte? begann nun der Vater.

Dann, sagte Margarethe und die Wehmuth sprach sich in ihren Zügen deutlich aus: dann würde das Hochzeitmahl zum Todtenmahle — Aber überlaßt das der Zeit, Vater, und geduldet Euch bis zum Abend.

Der Abend nahte und Rosen kam noch nicht, aber Gerüchte verbreiteten sich, die Schanzen seien, bis auf die große Schanze bei Wittenweier von den Kaiserlichen genommen — Die Nacht senkte sich nieder und brachte nicht Kunde von ihm, der Angstvollen keinen Schlummer. Der Morgen fand sie noch wach und nur Kanonendonner vernahm sie, das erneute Gefecht verkündend, aber Rosen brachte er nicht zurück. Als es Mittag wurde und mit ihm die Nachricht, daß auch die Wittenweier Schanzen genommen seien, ankam, ließ der Freiherr den Gästen absagen, schickte die bereiteten Speisen dem Hospital zu, und verschloß sich voll Unmuths in sein Zimmer.

Margarethe ertrug ihr Schicksal standhaft, ihr Stolz erhob sie über ihr Geschick und sie verstand wenigstens ihren Kummer zu verbergen, so daß die Schwester fast an ihrem Herzen irre wurde. Die Boten, welche der Vater schon am vorigen Tage nach Bennfeld und in die Gegend von Rheinau geschickt hatte, kehrten ohne Nachricht von Rosen zurück, niemand wollte ihn gesehen haben und so nahte auch dieser Abend ohne Trost zu bringen; nur den jungen Grafen Ossa brachte er.

Anfangs wollte ihn Margarethe nicht sehen, aber die Hoffnung, er könnte ihr doch vielleicht Nachricht von Rosen geben, bestimmten sie, ihn vorzulassen.

Zu zeigen, Fräulein von Epp, begann er im Hereintreten: wie sehr ich es mir angelegen sein lasse, Euch zu verbinden, eile ich, kaum aus dem Gefecht zurückgekehrt, hieher, Euch Kunde von dem Oberst Rosen zu bringen.

Was wißt Ihr von ihm! fiel ihm die Frau von Gemmingen schnell in die Rede, während Margarethe ruhig und fast gleichgiltig, was er zu sagen habe, erwartete.

Er kam, während wir die Insel angriffen, mit wenigen Pferden gen Rheinau; berichtete nun der Graf: beschäftigte sich, unser Gepäck zu plündern, und als Johann von Werth mich mit den Arkebusieren gegen ihn schickte, floh er in die Moräste der Ischer; weiter haben wir nichts von ihm gehört.

Waret Ihr bei dem Gefecht? fragte Margarethe ernst.

Habe ich es Euch nicht gesagt, Fräulein von Epp: erwiderte der Freche: und ich glaube, Oberst Rosen hat es empfunden, daß ich sein Gegner war.

So muß ich Euch bitten, Graf Ossa, uns mit Euerm Besuche ferner nicht mehr lästig zu fallen.

Wie so? fragte er bestürzt.

Ich sage Euch dies im Namen meines Vaters, der ein Ehrenmann ist und niemand gern in seinem Hause sieht, der ehrlos vor ihm stehen müßte.

Fräulein! fuhr der Rittmeister auf.

Graf Offa! sprach sie mit Stolz: wer Meuchelmörder dingt, als Gefangener sein Wort verpfändet, binnen sechs Monat nicht gegen den Feind zu fechten und es bricht, selbst den, der ihm auf edle Weise die Freiheit gab, feindlich aufsucht — dem kann ich nur den Rücken wenden. Komm Schwester! sprach sie dann und verließ mit der Frau von Gemmingen das Zimmer und ließ den Grafen, von Wuth und Rache entbrannt, stehen.

Prallt denn jeder Pfeil der Rache an deiner Brust ab! rief der Graf zähneknirschend: kann mir Satan keinen Gedanken eingeben, der bis zu deinem Herzen verwundend dringt? — Ich hoffe es! Mit diesen Worten verließ er das Haus, um es nie wieder zu betreten.

Nach zwei angstvoll durchlebten Tagen erhielt Margarethe endlich Nachricht von Rosen selbst, und fühlte sich nun hochbeglückt. Es hätte nicht dieses Schreibens bedurft, ihn vollkommen zu entschuldigen; sie fand es recht von ihm gehandelt, daß er, seinen Waffenbrüdern zu Hülfe eilend, das Streitroß selbst an seinem Hochzeittage bestiegen hatte. Sie fand es eben so recht gehandelt, daß er von Colmar zum Heere zog; denn für Rosens Ruhm entbehrte sie gern die Tage der Wonne. Nun fühle ich, daß er meiner ganz werth ist! sagte sie mit edlem Stolze: und ich will durch wahre, treue Liebe diesen ritterlichen Mann zu verdienen streben. Johann von Werth hatte, indem er auf eine eben nicht edle Art die Verbindung zu stören glaubte, Margarethens Herz nur noch fester an Rosen geknüpft.

Mit Rosen zugleich traf ein Mann im Hauptquartiere des Herzogs ein, der späterhin auf den Gang der Kriegs-Operation viel Einfluß gewann. Es war dies Ludwig von Erlach, Oberst in schweizerischen Diensten, der schon unter Gustav Adolf ein alter Waffengefährte des Herzogs gewesen war. Durch ihn hatte der Fürst im Geheim um freien Durchzug bei den protestantischen Kantonen unterhandeln lassen, und jetzt kam Erlach selbst zum Heer, das Nöthige mit dem Herzog zu verabreden. Nach langem Berathen wurde der Angriff der vier Waldstädte beschlossen und Erlach wirkte nun im Geheim von der Stadt Basel die Erlaubniß aus, ungehindert durch ihr Gebiet zu ziehen.

Das weimarische Heer bestand nur aus 6 bis 7000 Mann. Mit der größten Mühe war die Reiterei wieder beritten gemacht und es fehlte immer noch an Bespannung für das nöthige Geschütz. Aber dennoch ließ die Uneinigkeit der feindlichen Feldherren ein glückliches Resultat hoffen.

Dem Herzog von Savelli, diesem trägen, stets unglücklichen Feldherrn war der Befehl über alle kaiserlichen Regimenter in Ober-Deutschland gegeben, Johann von Werth war ihm mit den ligistischen Truppen zugesellt. Feldmarschall Lieutenant Rheinach, ein ausgezeichneter Krieger, fand sich dadurch zurückgesetzt, er haßte den Italiener, und konnte Johann von Werth den Sturm auf die Wittenweier Schanzen nicht vergeben, wobei die ihm untergebenen Regimenter am meisten gelitten hatten. So waren die drei Feldherren gegenseitig in feindlichem Verhältniß, und überdies alle in der festen Meinung, Herzog Bernhard würde mit seinem schwachen Heere den Krieg nicht nach den Rhein zu spielen wagen, sondern es nach der Franche comté führen. Johann von Werth war überdies zur Herstellung seiner Wunden, auch wohl um die Früchte seiner Thaten zu ernten, nach München gegangen, der Herzog von Savelli aber zu Carl von Lothringen nach Burgund, die künftigen Kriegsoperationen zu besprechen; blos Rheinach war in Breisach auf seinem Posten.

Am 7ten Januar 1638 rückte Herzog Bernhard mit 1000 Reitern und eben so viel Fußvolk aus dem Dellsberger Thale dem Rheine zu, die andern folgten. — Klein war sein Heer, aber groß das Vertrauen, das es auf seinen Heerführer setzte. Niemand, nur seine vertrautesten Offiziere ahneten, wohin es gehe, selbst für den französischen Hof war es ein Geheimniß. In möglichster Eil ging er Rheinfelden vorbei, auf Stein zu; hier setzte er in Kähnen über den Rhein, nahm Seckingen fast ohne Widerstand und zog den andern Tag auf beiden Ufern des Rheins gegen Laufenburg, eroberte es während der Unterhandlung mit Sturm und erhielt nun einen festen Punkt und eine gute Brücke zum Uebergang. Auch Waldshuth wurde gleich darauf genommen und als nach wenigen Tagen der übrige Theil des Heeres am Rhein eintraf, wurde die Belagerung Rheinfeldens beschlossen, dessen Besatzung indessen von Breisach aus bedeutend verstärkt worden war.

Gleich nach der ersten Nachricht, die Maximilian von Baiern von dem Marsche des Herzogs nach dem Rhein erhielt, verließ Johann von Werth die Hauptstadt und eilte in das Hauptquartier nach Villingen. Alle Besatzungen, die er unterwegens antraf, ließ er folgen, Rheinach sammelte gleichfalls die zerstreuten Krieger im Breisgau und Elsaß und sandte sie ins Hauptquartier, wo bald darauf der Herzog von Savelli und Johann von Werth eintrafen. Aber die Regimenter kamen später an als man erwartete und Herzog Bernhard ängstigte Rheinfelden von Tage zu Tage immer mehr. Schon war Bresche geschossen und die muthige Besatzung hatte schon einen Sturm abgeschlagen, als die östreichischen Heerführer beschlossen, der bedrängten Stadt zu Hülfe zu eilen. Sie brachen mit acht Reiter-, einem Dragoner- und vier Regimenter Fußvolk, kaum 9000 Mann stark von der Donau auf und rückten in forcirten Märschen zum Entsatz Rheinfeldens heran. An dem nemlichen Tage, an welchem Herzog Bern-

hard einen Hauptsturm wagen wollte, standen sie am frühen Morgen unvermuthet vor seinem Lager bei Brücken.

Johann von Werth hoffte den Herzog unvorbereitet zu finden, und des Sieges gewiß besetzte er sogleich den Weg nach Laufenburg, um den Weimeranern, deren Krieger auf beiden Seiten des Rheines vertheilt waren, jeden Rückzug zu sperren, während Savelli aus dem Karschauer Walde hervorbrach und sich nach Rheinfelden zog. Herzog Bernhard, wohl eigentlich überfallen, verlor doch die Besonnenheit nicht, er nahm alle Mannschaft, die er von beiden Rheinufern zusammen ziehen konnte und stellte sie auf der Straße, die nach Rheinfelden führte, auf. Graf Nassau und General Taupadel befehligten auf dem rechten Flügel, ihnen gegenüber stand Johann von Werth; der Herzog, unter ihm Rosen, befehligte den linken und hatte den Herzog von Savelli sich gegenüber. Graf Nassau begann den Angriff mit solcher Heftigkeit, daß die baierischen Regimenter in Unordnung geriethen, Johann von Werth that alles, sie zu sammeln, aber vergebens. Er schäumte vor Wuth, da er Rosen gegen sich zu haben glaubte, und suchte ihn im Handgemenge auf. Statt seiner traf er auf den Grafen von Nassau, auf welchen er sein Pistol abfeuerte und ihm den Hut durchschoß, Johann von Werth erhielt durch einen Pistolenschuß des Grafen eine Streifwunde, die ihn jedoch nicht das Gefecht zu verlassen nöthigte, er focht wie ein Verzweifelnder, und mußte demungeachtet der Flucht der Seinen folgen.

Indessen war Herzog Bernhards Flügel nicht so glücklich gewesen. Oberst Sperreuter brach in das weimarische Fußvolk ein und trieb es nach dem Schlosse Bücken zurück; auch Rosens Reiterei gerieth in Unordnung und nur das wohlgeordnete Feuer der Musketiere hinter den Mauern des Schlosses vertrieb den Feind. Herzog Bernhard hielt hier Stand, da aber die Reiter Taupadels, statt Johann von Werth zu verfolgen, sich mit der Plünderung des Gepäckes beschäftigten, hatte dieser die Zeit benutzt, die zerstreuten Regimenter wieder zu sammeln und mit ihnen zum Herzog von Savelli zu stoßen. Nun wurde der Kampf auf dem Flügel, wo der Herzog befehligte, erneuert. Johann von Werth leitete den Angriff mit überlegener Macht, die Reihen des weimarischen Fußvolks wurden getrennt, sämmtliches Geschütz fiel in die Hände der Feinde, und sicher wäre der Herzog verloren gewesen, hätte ihm nicht Johann von Werth gleichfalls durch Plündern des Gepäckes Zeit gegeben, die Flüchtigen zu sammeln und von Nassau und Taupadel verstärkt, das Gefecht von neuem zu beginnen. Ein Theil seines Geschützes wurde wieder erobert und das Schlachtfeld behauptet, bis die sinkende Nacht die Streiter trennte. Weder der Herzog noch die Kaiserlichen konnten sich den Sieg zueignen, beide hatten Gefangene gemacht und Geschütz verloren, beide den Wahlplatz behauptet. Doch war der Vortheil mehr auf kaiserlicher Seite, denn sie hatten ihren Zweck erreicht, Rheinfelden war entsetzt und sie blieben auch

nach der Schlacht in Verbindung mit der Stadt, wohin sie sich vom Wahlplatze zogen. Ueberdies waren sie noch bei gleichem Verluste bei weitem die Stärkeren, so daß sie sich, als Herzog Bernhard sich am andern Morgen nach Laufenburg zurück zog, den Sieg und wohl mit Recht zuschreiben konnten.

Rosen war während der Schlacht, so sehr er es auch gewünscht, nie mit Johann von Werth zusammen getroffen. Er hatte während des ganzen Treffens gegen seinen Landsmann und ehemaligen Waffengefährten, den Oberst Sperreuter gestanden und konnte mit diesem Tage eben nicht sehr zufrieden sein, denn seine Regimenter hatten fast bei jedem Angriff der Uebermacht weichen müssen. Aber auch in Allem seinem fürstlichen Freunde gleich, hatte er die Hoffnung nicht verloren und nach jedem mißlungenen Angriff hatte er den Muth seiner Regimenter von neuem zu heben gesucht. Von den Soldaten geliebt, die ihm unbedingt vertrauten und ihm willig in Kampf und Tod folgten, ward es ihm leicht, selbst während des Rückzugs, das Zutrauen zu dem Glück und der Einsicht ihres Feldherrn von neuem in ihnen anzufachen, so daß das Heer sich unentmuthigt um Laufenburg vereinte.

Rosen hatte die Nachhut befehligt, traf daher von allen Kriegsobersten zuletzt dort ein. Er eilte zum Herzog, den er auf seinem Zimmer in Gedanken auf und ab schreitend fand, wie er es wohl zu thun pflegte, wenn etwas Großes in seiner Seele vorging. Nun Rosen! rief er dem Eintretenden freundlich entgegen: wie stehts?

Gut! erwiderte dieser.

Gut? Hm! Vielleicht! — sagte der Herzog vor sich hin: hast Du Nachricht vom Feinde? fragte er dann schnell.

Johann von Werth hat mich gegen seine Gewohnheit nur bis Wallbach verfolgen lassen: erwiderte Rosen: die Abtheilung, die ich von Sickingen aus auf Kundschaft schickte, ist noch nicht zurück.

Es war ein böser Tag! nahm der Herzog das Wort: blutig und in seinen Folgen für uns unglücklich. Ich habe theure Freunde verloren, der Rheingraf blieb; der edle Herzog von Rohan, mir als Krieger und als Mensch so theuer, liegt hoffnunglos an seinen Wunden darnieder; der so besonnene Erlach, Schaffelitzky und Bernhold sind gefangen, der größte Theil des Geschützes ging verloren. Es war ein böser Tag, und das geflossene Blut wohl eines bessern Erfolges werth — Nun, mit Gott wird es schon besser werden! — Wie ist die Stimmung Deiner Regimenter?

Gut! Sie sind treu, muthig, vertrauenvoll wie immer! — erwiderte Rosen.

Sie hielten gestern nicht guten Stand gegen die kaiserlichen Küraßreiter! sagte der Herzog: — doch diese Worte sollen ihnen und Dir kein Vorwurf sein, fuhr er fort, das Harte dieser Rede mildern wollend: das

Glück ist dem Soldaten nicht alle Tage günstig — Nun, sag' ihnen, sie sollten bald Gelegenheit haben, die Scharte auszuwetzen.

Morgen! rief Rosen rasch.

Morgen? fragte der Herzog: — wie meinst Du das?

Der Feind hat bedeutend verloren, der Siegestaumel macht ihn fahrlässig. Kehrt um, gnäd'ger Herr, überfallt ihn, wie er uns überfallen hat. — Der Herzog lächelte — ich habe überdies mein Wort an Johann von Werth noch nicht gelös't, ihn will ich aufsuchen! —

Rosen! unterbrach ihn der Herzog: wie Du sagtest, so wird es wahrscheinlich geschehen, unsre Gedanken haben sich begegnet. Ist der Feind, wie ich vermuthen muß, da er mich so ruhig ziehen ließ, ermattet und unthätig, ist er trunken von seinem Siege und nicht auf seiner Huth, so machen wir ihm einen Gegenbesuch auf gleiche Weise wie er uns überraschte, doch morgen noch nicht. Das Heer muß einen Tag ruhen, ich muß die Stimmung der Soldaten genau kennen, denn die kommende Schlacht bestimmt mein Schicksal! Mit ihr geht mein Stern unter oder ein neuer steigt mir glänzend auf. Wie es auch Gott verhängt, der Tag wird für mich und meine Glaubensbrüder, obgleich ich nur mit einem kleinen Heere schlagen werde, so verhängnißvoll sein, wie der unglückliche Tag von Nördlingen — Du sollst an ihm Gelegenheit haben, Deine Wette zu gewinnen, wie ich meinen verlornen Ruhm! — Oder hat es der Himmel anders beschlossen, dann Freund, dann auch haben wir sicher ein Ziel.

Den Tod! fiel ihm Rosen in die Rede.

Ja Rosen, den Tod! fuhr der Herzog fort; denn mir bliebe dann nichts übrig als Versöhnung mit Wien, und das wäre Verrath an meinen Glaubensbrüdern, oder Feldherr Frankreichs zu werden und das wäre Verrath an meinem Vaterlande und ich müßte den Hermelin-Mantel ablegen, den meine Vorfahren so lange und so ehrenvoll trugen und mich mit dem Marschallstabe begnügen — Wird mir der Sieg, dann faß ich festen Fuß am Rhein, Breisach ist mein Ziel und habe ich es erreicht, der Punkt, auf dem ich sicher stehe. —

Was ich Dir sagte, bleibe in Dir verschlossen, fuhr er dann ruhiger fort: Nur Taupadel und Nassau kennen meinen Entschluß, erforsche die Stimmung der Regimenter, belebe ihren Muth, ich weiß Du vermagst es, denn Dich lieben die Soldaten vor allen, und hauptsächlich schaffe mir sichre Kunde vom Feinde. — Als Rosen sich aber entfernen wollte, rief ihn der Herzog zurück. Taupadel hat mir zwei Briefe Johann von Werths gebracht, die man in seinem Gepäck gefunden; kaum hätte ich von ihm geglaubt, daß er solchen Briefwechsel unterhielt. Einer ist an den Churfürsten von Baiern, der andere an Rheinach nach Breisach gerichtet. Letzterer gibt mir Kunde über die Stärke des feindlichen Heeres; beide aber sind voll Schmähungen auf mich. Sind wir auch nicht einerlei Meinung, streiten wir auch nicht für eine Sache, so hätte ich doch geglaubt, Johann

von Werth würde den Krieger und den deutschen Fürsten in mir ehren; ich habe mich geirrt und er hat mich an meiner empfindlichsten Seite verwundet, da er mich einen Verräther des Vaterlandes nennt. Ich glaube kaum, fuhr der Herzog fort und sein sonst so milder Blick glühte von Zorn: gäbe ihn Gott in meine Gewalt, daß ich dies vergessen, ihm vergeben und ritterlich behandeln könnte. Nun geh und bringe mir bald Kunde vom Feinde.

Sie trennten sich, die verlorene Schlacht hatte den Muth des edlen Sachsenfürsten nicht gebeugt, sie hatte ihn noch zu glänzenderen Thaten entflammt.

Die Nachrichten, welche die ausgeschickten Parteien brachten, stimmten alle darin überein, daß der Feind Rheinfelden gegenüber lagere, den Herzog in vollem Rückzug glaube und nur schwer Geschütz von Breisach erwarte, um Laufenburg anzugreifen. Auf diese Nachricht hielt der Herzog am Morgen Heerschau, und da alle Abtheilungen sich vereinigt hatten und der Verlust des vorigen Tages kaum in einigen hundert Mann bestand, so fand er sein Heer noch 5000 Mann stark, größtentheils Reiterei. Er sandte noch am nemlichen Tage den General Taupadel nach dem Schwarzwalde, um von dieser Seite den Feind wo möglich zu umgehen, er selbst rückte längs dem Rheine bis Ober-Schwerstadt, wo er die Nacht blieb, ohne vom Feinde bemerkt zu werden, der unbegreiflicher Weise, selbst nach dieser Gegend, keine Kundschafter ausgeschickt hatte. Auch General Taupadel hatte seinen Marsch ungehindert fortgesetzt, so daß er am Morgen früh mit der Reiterei vor dem Schlosse Bücken zu dem Herzog stoßen konnte. Das vereinigte Heer rückte nun dem Rhein entlang, wo jenseit Rheinfelden die Kaiserlichen zwischen Warmbach und Nollingen hinter einem Graben sorglos lagerten. Ein Haufen Kroaten, auf welchen die weimarischen Reiter unfern des Schlosses Bücken gestoßen waren, brachte Allarm ins Lager und die erste Nachricht von der Annäherung des Feindes nach Rheinfelden, wo der Herzog von Savelli, Johann von Werth und alle Generäle und Obersten sich in größter Sorglosigkeit befanden. Johann von Werth glaubte anfangs, es sei nur ein Streifcorps und nicht das ganze Heer Herzog Bernhards, dennoch begab er sich eiligst ins Lager, wo er die Regimenter in der größten Bestürzung fand und die Ueberzeugung erhielt, daß das ganze feindliche Heer im Anmarsch sei. Schnell ordnete er die Zerstreuten hinter dem Graben, warf Musketiere in das Gebüsch am Rhein, und besetzte mit dem Wahl'schen Regiment einen Wald, der den linken Flügel des Heeres deckte; hier übernahm er selbst den Befehl und unter ihm Enkvorth. Savelli stand, wie am ersten Schlachttage mit den kaiserlichen Regimentern, die auch eine Schlachtordnung gebildet hatten, auf dem rechten Flügel, dem Herzog Bernhard gegenüber. Dieser,

ließ dem Gegner keine Zeit, seine Anordnungen zu vollenden. Unter dem Feldgeschrei: Gott mit uns! stürzten sich seine Regimenter gegen den Graben, während Rosen, der sich auch heute wieder Sperreuter gegenüber befand, das Gebüsch von den Musketieren reinigte und sich auf die am Rhein aufgestellten Dragoner und Kroaten warf, sie schnell in die Flucht jagte, und auf die Regimenter Neuneck und Gehling einhieb. Der Herzog von Savelli that alles mögliche, das Treffen wieder herzustellen, aber weder sein Beispiel noch seine Drohungen konnten die Fliehenden zum Stehen bringen; die Weimeraner überschritten den Graben, Rosen nahm Oberst Sperreuter gefangen, und das Geschütz Herzog Bernhards, welches an diesem Tage zum erstenmal im Vorrücken feuerte und bis dicht an das feindliche Fußvolk rückte, riß ihre Reihen nieder; Alles floh.

Auf dem linken Flügel war Johann von Werth nicht glücklicher. Ein panischer Schrecken schien die alten Schaaren der Liga ergriffen zu haben, die Regimenter Goltz, Metternich und Horst wichen in der größten Unordnung und auch dieser Flügel wurde in allgemeine Flucht aufgelös't. Da rettete das Regiment Wahl die Ehre des Tages. Johann von Werth, vom Feinde umringt, zu Fuß, da sein Pferd unter ihm todtgeschossen war, gelang es, sich bis zu diesen Braven Bahn zu brechen; er setzte sich an ihre Spitze und vertheidigte den Wald, warf drei Angriffe Taupadels zurück, widerstand dem erneuten Anfall des Fußvolks, und schlug mit standhaftem Muthe die Aufforderung, das Gewehr zu strecken, ab.

Oberst Rosen, durch Sperreuter unterrichtet, daß sein Gegner sich auf dem linken Flügel befinde, rief einige Schwadronen Dragoner vom Verfolgen zurück, und jagte, nur das Gefecht im Walde vor Augen habend, mit verhängtem Zügel dahin. Noch dauerte der mörderische Kampf, doch war das Wahl'sche Regiment schon im Weichen, und wollte sich, Johann von Werth immer noch an seiner Spitze, durch einen wohlgeordneten Rückzug retten, als Rosen in seinem Rücken erschien und die Braven, nach tapferer Gegenwehr zwang, das Gewehr zu strecken. Auch Johann von Werth mußte sich gefangen geben, doch wandte er, schäumend vor Wuth, Rosen den Rücken und übergab sein sonst so getreues Schwert einem Rittmeister von des Grafen Nassau Regiment. Rosen, den beleidigenden Brief vergessend, den er ihm geschrieben, begrüßte ihn freundlich und erinnerte ihn nicht an seine in le haut clocher so trotzig ausgesprochenen Worte: lieber todt, als gefangen! Johann von Werth aber, über sein Schicksal ergrimmt, dankte ihm kaum, wandte sich zu dem Officier, dem er sich gefangen gegeben und sagte barsch: führt mich hin, wohin es Euch beliebt, aber nur weg von hier!

General Taupadel und Rosen verfolgten nun die Flüchtigen mit der Reiterei, der Herzog aber blieb mit dem Fußvolk auf dem Schlachtfelde zurück. Als die Gefangenen vorgeführt wurden, empfing er den Herzog von Savelli, so wie den General Enkvorth freundlich, den Oberst Sper-

reuter hingegen wollte er nicht sehen, und ließ ihn sogleich nach der Festung Hohen-Twiel bringen. Als sich ihm Johann von Werth nahte, sah man augenscheinlich, wie der Herzog sich zu bekämpfen und seinen Zorn zu unterdrücken suchte; der freundliche Ausdruck seines Gesichts war verschwunden, sein Auge blickte finster auf den trotzigen Krieger, der, gleich als wäre er der Sieger, auf den Herzog mit mehr Keckheit als Würde zuschritt. Dieser faßte sich in diesem Augenblick und wurde Herr seines Zornes. Ei! Welch ein unvermuthetes Zusammentreffen! war Alles, was er ihm zurief.

Es ist das Glück Ew. fürstlichen Gnaden und mein Unglück, über das ich mich nicht zu rechtfertigen weiß: erwiderte Johann von Werth muthig und neigte sich zwar vor dem Herzog, doch eben nicht auf verbindliche Weise. Der Herzog, ohne ihm Weiteres zu sagen, stieg vom Pferde, entblößte sein Haupt, kniete nieder und dankte im Beisein der gefangenen Generale Gott für den errungenen Sieg. Das Heer that ein Gleiches und unter Kanonendonner ertönte das herrliche Lied: Eine feste Burg ist unser Gott!

Rosen, vom Verfolgen der Feinde zurückgekehrt, wo ihm der Rittmeister, Graf Ossa, zum zweitenmal in die Hände gefallen war, besuchte gleich nach seiner Ankunft in Laufenburg Johann von Werth, der sich dort in leidlichem Gewahrsam befand. Obgleich Herzog Bernhard wohl Ursache gehabt hätte, gegen ihn aufgebracht zu sein, so hatte er ihm doch, gleich den andern gefangenen Officieren, nur ehrenvolle Haft gegeben. General! redete ihn Rosen, die Hand bietend, an, was Johann von Werth jedoch nicht bemerken zu wollen schien: ich komme, Euch meine Wette zu zahlen.

Johann von Werth fuhr bei dieser Anrede rasch auf, sein Auge blickte zornig auf Rosen, denn er hielt die Worte seines Feindes für bittern Spott. Rosen jedoch fuhr ruhig fort: Ihr seid nicht mein Gefangener, sondern der des Generals Taupadel, mich trieb nur die Begierde, Euch gegenüber zu sein, vom linken nach dem rechten Flügel, da habe ich blos das, was Taupadel unternahm, ausführen helfen, und mithin habe ich Euch keinen Streich gespielt, wodurch ich die Wette gewonnen hätte.

Wie mir der Herzog sagte, unterbrach ihn Johann von Werth: so hättet Ihr den kühnen Gedanken zuerst gefaßt, umzukehren und uns zu überfallen?

Ich hatte ihn, theilte ihn dem Herzoge mit, aber in dem Geist dieses großen Mannes fand ich ihn schon gereift, schon Alles zur Ausführung angeordnet! erwiderte Rosen.

Wahrlich viel Bescheidenheit! brummte der General vor sich hin.

Wegen der Gefechte um die Wittenweier Schanzen stehen wir uns gleich, aber am 31sten October vorigen Jahres, wo Ihr die Rheinbrücke

nahmt und, verzeiht, eben nicht auf sehr galante Weise meinen Hochzeittag störtet, habt Ihr wohl eigentlich die Wette gewonnen.

Die Wette gewonnen? — Ja und nein, wie Ihr es nehmen wollt! erwiderte Johann von Werth: der Streich, den ich Euch damals spielte, traf mehr den Mann als den Soldaten, denn Euch war nicht die Obhut, nur die Aufsicht der Brücke anvertraut und deßhalb dünkt es mich, habe ich kein vollkommnes Recht. Was die Störung Eures Hochzeittags betrifft, so wählte ich diesen Tag aus mancherlei Gründen. Ich wollte Euch und Manicamp entfernt wissen und konnte nicht glauben, daß Ihr so ungalant gegen Eure Braut sein würdet, sie an ihrem Hochzeittage zu verlassen, um mit Euern paar Reitern nach Rheinau zu kommen. Manches, was mir Graf Ossa, der Vater hinterbracht, mußte mich feindlich gegen Euch stimmen und führt auch jetzt noch eine Scheidewand zwischen uns auf. Ueberdies — setzte er spöttisch hinzu: hatte das Fräulein von Epp mir das Wort gegeben, mich, wo ich auch sei, zu ihrer Hochzeit einzuladen. —

Und Wort muß und soll gehalten werden! fiel ihm Rosen in die Rede: aber wegen Eures Schreibens und dessen, was Graf Ossa, der Sohn, Euch von mir gesagt, glaub' ich, daß ich mich jetzt bei Euch entschuldigen muß. Was Euch der Graf hinterbracht hat, ist erlogen, hier Hand und Wort, daß ich nie etwas Unglimpfliches über Euch sprach, nie einen Preis auf Euer Leben setzte.

Bube! murmelte, die Faust ballend, Johann von Werth vor sich hin.

Ja wohl ist es ein ehrloser Bube, der sein gegebenes Wort, binnen sechs Monat nicht gegen uns zu fechten, bei Rheinau und hier zweimal brach.

Gab er das? fuhr Johann von Werth auf.

Mit Eid und Handschlag!

So laßt ihn aufknüpfen, den ehrlosen Schurken, er hat es zehnfach an Euch verdient! rief er mit Heftigkeit. Rosen erwiderte hierauf nichts, sondern sagte mit verbindlichem Tone: da ich nun meine Wette verloren habe, General, so komme ich zu Euch, sie zu zahlen. Unten stehen zwei tüchtige Rosse für Euch, beseht sie nur, sie werden Euch gefallen; sie sind von echt spanischer Race und kommen vom Kardinal Infanten; und hier sind die 200 Doublonen.

Während Rosen das Geld aufzählte, trat Johann von Werth, von seiner Liebhaberei zu Pferden verlockt, an das Fenster, die Rosse zu besehen. Wie erstaunte er nicht, als er die zwei Leibrosse, die ihm der Kardinal Infant im vergangenen Jahre verehrt hatte, mit Sattel und Zeug unten stehen sah: Wie soll ich dies aufnehmen? fragte er, mit sich selbst nicht einig, ob er über diese Galanterie zürnen oder sie dankbar annehmen sollte.

Nehmt sie freundlich an! sprach Rosen verbindlich: ich habe sie einem

Reiter, der sie erbeutet hatte, für ein Spottgeld abgekauft — und dies Geld werdet Ihr, für den Augenblick wenigstens, brauchen können, da Ihr wahrscheinlich ohne Barschaft seid.

Johann von Werth besann sich einen Augenblick, dann sagte er, Rosen die Hand reichend: zwar hat man mich nicht ausgeplündert, man hätte auch nichts bei mir gefunden, denn ich jagte, ohne an dergleichen zu denken, nach dem Schlachtfeld; doch nehme ich Geld und Pferde dankbarlich von Euch an, nicht als Bezahlung der Wette, sondern als ein Darlehn, das ich Euch hoffentlich werde wieder erstatten können. Die Wette habt Ihr nicht verloren; ich habe Euch so eigentlich nicht an Thaten, wohl aber Ihr mich an Edelmuth übertroffen. Er umarmte Rosen, aber mitten in der Umarmung fuhr er auf: laßt den Buben hängen, Oberst Rosen, laßt ihn an den dicksten Strick hängen, den Elenden, thut es mir zu Liebe!

Rosen vermied auch jetzt darauf zu antworten und fragte dann plötzlich: Kam das Warnungsschreiben an meinem Polterabend von Euch?

Nein! erwiderte Johann von Werth unbefangen.

Rosen erzählte ihm hierauf die Begebenheit: das ist gewiß ein Bubenstreich von dem Offa! sagte Johann von Werth, wofür er doppelte Züchtigung verdient; dann versicherte er dem Obersten nochmals, daß es ihm jetzt leid thue, das Ziel seines Glücks so weit entfernt und seinen Hochzeittag gestört zu haben, Rosen nahm die Sache als Scherz auf und so schieden sie beide versöhnt und freundschaftlicher als je.

Der Herzog, welcher durch die zu seinen Fahnen übergetretenen Gefangenen sein Heer um 3000 Mann verstärkt hatte, schickte nach einigen Tagen Johann von Werth und Enkvorth, unter der Aufsicht Rosens, nach Bennfeld und begann von neuem die Belagerung von Rheinfelden, welches er auch nach kurzer Zeit eroberte.

Trotz der Flucht des Herzogs von Savelli, der sein gegebenes Wort gebrochen hatte und durch Hülfe einiger Mönche nach Laufenburg entflohen war, blieben Johann von Werth und Enkvorth auch in Bennfeld, wohin Rosen von Colmar aus vorangeeilt war, in anständiger Haft, so daß sie frei umher gehen konnten. Nur der Rittmeister Offa, für den sein Vater schon ein bedeutendes Lösegeld, aber vergebens geboten hatte, ward auf dem Rathhause in finstern Kerker geworfen und das Gerücht verbreitete sich durch die ganze Stadt, daß ihm der Proceß gemacht und peinlich gegen ihn verfahren werden sollte.

An dem Morgen nach seiner Ankunft wurde Johann von Werth in aller Frühe sonderbar überrascht. Oberst Rosen, stattlich gekleidet, trat zu ihm ein und begrüßte ihn freundlich — General! redete er ihn an: Ihr habt meiner Verlobten den Vorwurf, und wohl mit Recht gemacht, sie

habe nicht Wort gehalten. Diesen Vorwurf von sich abzuwälzen, schickt sie mich zu Euch und läßt Euch zu unserm Hochzeitfest einladen — Habt die Güte, Euch anzukleiden, in einer halben Stunde werden die Glocken mich zur Kirche rufen, wohin Ihr wohl Margarethe von Epp als Brautführer geleiten werdet.

Gern würde ich das schöne Fräulein zur Kirche führen, so wenig ich mich auch zu dergleichen Courtoisie tauglich fühle; erwiderte Johann von Werth: wenn ein Schwert an meiner Seite hing. Zwar stand ich schon oftmal als ein Gefangener vor ihr, aber da begleitete mich mein Muth und mein Schwert — Aber jetzt —

Nehmt einstweilen das Meine! entgegnete Rosen, ihm sein Schwert reichend: — gedenkt nicht mehr des Vergangenen, schlagt einer edlen Dame und einem wackern Krieger seine Bitte nicht ab und führt meine Braut zur Kirche.

Mit Freuden! erwiderte Johann von Werth.

Nun so werde ich Euch verlassen, sagte Rosen zu ihm dankend: in einer halben Stunde, mehr Zeit gebraucht Ihr doch nicht, Euch zu kleiden, kehr' ich zurück.

Das rasche Ankleiden habt Ihr mir in Rheinfelden gelehrt! erwiderte Johann von Werth bitter lächelnd: werde hier auch nicht mehr Zeit brauchen als dort, Ihr sollt mich fertig finden!

Als Rosen wieder zu ihm eintrat, fand er ihn reich gekleidet, in echt soldatischem Glanz. Weiß ich doch eigentlich nicht, ob ich recht thue, sagte er zu dem Eintretenden: kommt mir die Sache wie ein Narrenspiel vor, das Ihr aus Eitelkeit mit mir treibt; Hand auf's Herz, Wahrheit auf den Lippen, Oberst Rosen, was bewegt Euch mich zum Brautführer zu wählen?

Der Wunsch meiner Verlobten war auch der meine! erwiderte Rosen mit Offenheit. Wüßt' ich doch von allen Kriegern Deutschlands keinen, von dem ich mir lieber die Fortuna zuführen sähe, und das ist mir Margarethe von Epp, als von Euch, durch dessen Gefangenschaft der Liga die Schwingen, mit denen sie uns so oft überflügelte, sattsam gelähmt sind.

Nun dann, wenn dem so ist, sagte Johann von Werth, Rosen die Hand schüttelnd: so führt mich zu Eurer Braut, ich will mich so zierlich gebehrden wie ein Hofschranz, nur muß ich mich hüten in des Fräuleins Auge zu schauen, sonst möchte mein Vorsatz scheitern. Kommt!

Als sie in die Herberge traten, wo sie den Freiherrn von Epp, die Frau von Gemmingen mit ihrem Gatten und die Braut fanden, die heute eben so wie an jenem Tage, wo sie Rosen zum erstenmale sah, gekleidet war, nur daß heute ein Myrthenkranz, statt der Orangenblüthe durch ihr Haar sich schlang, nahte sich ihr Johann von Werth mit steifer Zierlichkeit und redete sie an. Fräulein! sagte er: Ihr meint, ich habe Euch schwer beleidigt, aber dem ist nicht so. Man sagt, der glücklichste Tag im Leben

einer Jungfrau sei ihr Hochzeittag. Seht! Ohne mich wär' er für Euch längst vorüber, da er Euch nun heute noch so glückverheißend begrüßt, wie ich es in diesem Augenblick thue.

Es sei Euch vergeben, General, sagte Margarethe lächelnd, aber durch dieses Lächeln leuchtete doch ein wenig Freude, den gefürchteten Johann von Werth vielleicht als zweifach Gefangenen vor sich stehen zu sehen. Sie reichte ihm die Hand und schritt an seiner Seite mit königlichem Anstand in die Kirche, wo sie für ewig mit dem Manne verbunden wurde, der allein unter so vielen ihren Stolz zu beugen, ihr Herz zu gewinnen verstanden hatte.

Als die Glücklichen am Abend im traulichen Kreise der Ihrigen Hand in Hand saßen, Johann von Werth ihnen gegenüber, bald über den Ausbruch ihrer Empfindungen sich ärgerte, bald eine leise Stimme in seinem Innern kaum unterdrücken konnte, die Sehnsucht erweckend ihm zurief — Du entbehrst doch viel! — sagte Margarethe schmeichelnd zu ihrem Gatten: Lieber Rosen! ich fühle mich so unaussprechlich glücklich und doch trübt etwas meine Heiterkeit — Gewähre mir am heutigen, frohen, verhängnißvollen Tage eine Bitte, durch mein ganzes Leben werd' ich Dir dafür dankbar sein — Gieb den gefangenen Grafen Offa frei! —

Bei diesen Worten sprang Johann von Werth heftig auf und trat einen Schritt vor, während Rosen einen Augenblick sich bedachte, dann die Gattin fest an sich drückend sagte — Er sei frei, wie Du es wünschest — Obgleich ich weiß, er hat nach meinem Leben getrachtet, er hat den Brief geschrieben, der mich ins Verderben locken sollte, so sei ihm vergeben, denn am heutigen Tage fühlt sich mein Herz zu glücklich, um nicht der Versöhnung geöffnet zu sein.

Das ist ein thöriger Edelmuth, Oberst Rosen! fuhr Johann von Werth heftig auf: einem solchen Schuft die Freiheit und sogar ohne Ranzion zu geben; ich hätte ihn, so wahr ich Johann von Werth heiße, an dem nächsten Baum aufknüpfen lassen, wie er es verdient!

Ihr, Herr Feldmarschall-Lieutenant hättet Recht gethan! erwiderte ihm Margarethe mit Stolz: mein Gemahl aber hat gehandelt, wie die Welt von Oberst Rosen erwarten mußte.

Johann von Werth schien den Sinn dieser Worte nicht zu verstehen, war dadurch nicht beleidigt und das gute Vernehmen zwischen diesen beiden so sehr entgegengesetzten Menschen wurde während Rosens kurzen Aufenthalts in Bennfeld noch eher vermehrt als gestört; — und als späterhin Johann von Werth als Gefangener nach Paris geschickt wurde, hatte Rosen oft Gelegenheit, ihm durch thätige Hülfe seine Freundschaft zu beweisen.

Margarethens Stolz, der aus einem eitlen ein edler Stolz geworden wär, fand in der glänzenden Laufbahn, welche ihr Gatte, selbst noch nach Herzog Bernhards frühem Tod durchlief, sattsame Nahrung. Aber auch ihr Herz fühlte sich in dem Besitz Rosens glücklich; nur das betrübte sie oft, daß sie während des verhängnißvollen, noch lange dauernden Krieges, auf den Genuß häuslichen Glücks Verzicht leisten mußte, denn nur selten konnte sie um ihren Gatten sein. Erst als er nach dem Aufstand der weimarischen Reiterei, welche Türenne den Gehorsam aufkündigte, da er sie nicht unter Rosens Befehl stellen wollte, von dem französischen Hof als vermeinter Aufwiegler der Truppen lange gefangen gehalten wurde, konnte sie während eines ganzen Jahres seine Gefangenschaft mit ihm theilen. Nie gereute es sie, ihren Stolz vor ihm gebeugt, nie gereute es ihn, um dies herrliche Weib gefreit zu haben.

Johann von Werth vergütete späterhin durch einen prächtigen Schmuck für Margarethe und zwei stolze Andalusier die bezahlte Wette an Rosen. Oft noch standen sie sich während des Krieges gegenüber; aber nie mehr als erbitterte Feinde, denn die von keinem gewonnene Wette hatten sie längst aufgehoben.

Catharina Guzmann.

Historische Novelle.

Ueber Castiliens herrliche Fluren schwebte in der Mitte des 14ten Jahrhunderts ein finsterer Geist. Don Pedro der Grausame saß hier auf dem Throne seines würdigen Vaters; mehr das blutige Schwert des Nachrichters als den milden Zepter des Königs in der Hand, badete er sich in dem Blute seiner Unterthanen. In der Blüthe der Jugend war er schon das Schrecken seines Landes, Blutdurst und Wollust waren die furchtbaren Leidenschaften, die ihn beherrschten. Den Tag nach seinem Beilager mit Blanka von Bourbon verstieß er sie und kehrte zu seiner früheren Geliebten Maria Padilla zurück. Ohne von seiner Gemahlin getrennt zu sein, heirathete er Johanna de Castro, die er gleichfalls verstieß; dann ließ er seine erste Gemahlin vergiften und weinte, vielleicht zum ersten Mal in seinem blutbezeichneten Leben, Thränen an dem Grabe Maria Padilla's.

Mit ihrem Tode ward die Tigernatur immer vorherrschender in dem jungen Monarchen. Bei einem Turniere in Sevilla sah er Catharina Guzmann, die Nichte der unglücklichen Eleonore Guzmann, der Geliebten seines Vaters, die durch ihn eines gewaltsamen Todes gestorben war. Catharina's Schönheit entzückte ihn, er warb um ihre Gunst, er warb, da er diese nicht erringen konnte, um ihre Hand, aber Catharina wies den Tyrannen mit edlem Stolze zurück; das Beispiel Johanna's de Castro, wohl mehr noch eine stille Neigung, die sie in ihrem Herzen zu Heinrich Grafen von Trastamara, des Königs natürlichem Bruder, dem Sohne der unglücklichen Eleonore, verschloß, bestimmten sie. Der König, von ihrer Liebe unterrichtet, verfolgte nun seinen Bruder, den er ohnedies haßte, auf's grausamste und zwang ihn, sich nach Aragonien zu flüchten, ließ dann unter nichtigem Vorwande Don Juan Guzmann das Blutgerüste besteigen und Catharina sollte der Preis für das Leben des Vaters sein. Der edle Castilianer beschwor die Tochter, der Ehre ihres Namens zu gedenken und legte sein Haupt willig auf den Block. Diego, Catharina's ältester Bruder, folgte ihm bald, auch er ward das Opfer der wilden Leidenschaft des Königs. Da rückte Heinrich von Trastamara mit Bertrand du Guesclin an der Spitze eines Heeres, das meist aus den zügellosen Banden bestand, die nach dem Frieden mit England Frankreich in allen Richtungen verheerend durchzogen, in Spanien ein, eroberte in

der kurzen Zeit von zwei Monaten fast ganz Castilien, zwang Don Pedro sich zu flüchten und bestieg, obgleich Bastard, mit Einstimmung der Nation den Königthron Castiliens.

Frei athmete Catharina wieder. In Burgos, wohin sie mit Alfons, ihrem Zwillingbruder, und Donna Maria, der Schwester ihres Vaters, gezogen war, sah sie den Mann, den sie über Alles liebte, die Krone auf dem Haupte; ihr Glück war grenzenlos, wenn ihm auch die Hoffnung mangelte. Nahe Verwandtschaft und noch stärkere Hindernisse traten ihrer Sehnsucht in den Weg; aber ihr reines Gemüth fühlte sich dennoch beglückt, war sie doch seiner Liebe gewiß, fühlte sie doch in seiner Nähe den Zauber, der unwiderstehlich Herz an Herz knüpft, und öffneten ihr doch seine Schmeichelworte ein Paradies, das zu erreichen ihr die Liebe jedes Hinderniß ebnete; denn wo wäre Liebe ohne Hoffnung! —

Aber bald sollte dieser reine Himmel getrübt, ihr Glück zerstört werden. Don Pedro war zu dem Prinzen von Wallis, dem unter dem Namen des schwarzen Prinzen so bekannten ritterlichen Fürsten, nach Bourdeaux geflüchtet, und da Heinrich von Trastamara von Frankreich unterstützt wurde, so vermochte dies und Don Pedro's Versprechungen den Prinzen leicht, seine Partei zu ergreifen. Mit einem mächtigen Heere rückte er, von Don Pedro begleitet, in Biscaya ein, für diesen den verlorenen Thron Castiliens wieder zu gewinnen. König Heinrich, welcher die französischen Hilfsvölker zu früh entlassen hatte, ging ihm mit seinem Freund Bertrand du Guesclin und einem in der Eile in Castilien geworbenen Heere muthig entgegen, beide Heere trafen sich bei Navarette, König Heinrich wurde geschlagen, sein Heer zerstreut, du Guesclin gefangen und der junge König konnte sich kaum nach Aragonien retten.

Da, wo unfern den Trümmern des alten Numantia der stolze Duero aus seinem Felsbette hervorsprudelt, hebt sich eine Höhe, die unten mit düstern Olivenbäumen bepflanzt, oben von einem Walde schattiger, immergrüner Eichen bekränzt ist. Eine Schlucht, durch die ein Waldbach herabstürzt, zieht sich die Höhe hinauf und ladet den müden Wanderer ein, in seiner Kühle und an seinem Quelle sich zu erfrischen; mehr aber zieht ihn noch die Klause des frommen Einsiedlers von Soria an, wie er in der Umgegend, trotz der Entfernung Soria's, von seinem Ruheplätzchen genannt wurde. Dieser fromme Greis, einst ein wackerer Krieger unter den Fahnen des Königs Alfons, hatte sich hier, den Stürmen des Lebens auszuweichen, ein Hüttchen gebaut, wo er unter frommen Betrachtungen, mehr aber noch durch ein thätiges, wirksames Leben, die Sünden seiner früheren Jahre zu büßen strebte. Die ganze Umgegend wallfahrtete zu ihm und ganz Spanien, so weit es Christen bewohnten, verehrte ihn als

einen heiligen Wunderthäter, der unter frommen Gebeten, blos durch Auflegung seiner Hände Blinde sehend, Kranke gesund machen könne.

Der fromme Mann belächelte die Einfalt der Menge, denn er war für seine Zeit ein vorurtheilfreier, redlicher Mann; da ihm aber dieser Wahn oft Gelegenheit gab, Gutes zu thun, und das Vertrauen zu seiner Wunderkraft schon oft Wunder gewirkt hatte, so schwieg er und glaubte Recht zu thun, den Irrigen die Augen nicht zu öffnen.

An einem freundlichen Sommerabende saß er auf der Bank vor seiner Hütte und schnitzelte von der Rinde des Korkbaumes Kruzifixe und Heiligenbilder; ein zahmes Reh, das sich in seiner Einsamkeit zu ihm gesellt hatte und ihn fast nie verließ, lag zu seinen Füßen, und der alte Mann, eben dem heiligen Sebastian, den er gar sauber ausgeschnitzelt hatte, die Pfeile eindrückend, mochte wohl über das Martyrthum mancherlei Betrachtungen anstellen, als das Reh, wie es wohl zu thun pflegte, wenn fremde Menschen sich nahten, die Ohren spitzte, aufsprang und dem Gebüsche zulief.

Der Einsiedler ward aufmerksam und erblickte vom Thale herauf drei Wanderer seiner Klause zuschreiten, die er bald für einen Mann und zwei Frauen erkannte, welche, seine Wohnung zu erreichen, die Schritte beeilten.

So spät am Abend, so eilig und ohne Rast die Höhe herauf? — dachte er. — Sie treibt nicht die Andacht; wahrscheinlich sind es Unglückliche und deßhalb mir doppelt willkommen.

Er trat in die Klause, öffnete einen Schrein, holte schnell einen kleinen Schlauch mit Wein, ein Körbchen mit frischen Oliven und Maisbrod heraus, setzte es auf den Tisch zurecht und ging nun wieder vor die Hütte, die Wanderer zu erwarten.

Diese waren indessen näher gekommen, so daß er sie nun deutlich erkennen konnte. Es war ein junger Mann von bleichem Ansehn, auf dessen rechten Arm eine verschleierte Dame sich stützte, die, ihm zu folgen, ihre letzten Kräfte anstrengte; seine Linke führte eine schlanke weibliche Gestalt, welcher auch die Kraft zu mangeln schien. Der Einsiedler, den Zustand der Ermattung sehend, in dem sich alle drei befanden, eilte ihnen entgegen, und ehe er noch einen Gruß vernommen, oder ein Willkommen ausgesprochen hatte, faßte er die verschleierte Dame unter den Arm und leitete sie zur Rasenbank vor der Hütte; die beiden andern waren ihm gefolgt.

Seid mir willkommen in meiner Klause! — sagte er jetzt. — Wollt Ihr nicht lieber hinein treten? Ihr seid erhitzt und der Abend ist kühl —

Ehrwürdiger Vater! — erwiderte der junge Mann — Findet das Unglück bei Euch eine Zuflucht?

Das Unglück immer, doch nie das Verbrechen! Dies sagend führte er sie in die Hütte, und da es schon zu dämmern begann, vielleicht auch aus

andern Ursachen, zündete er das Lämpchen an, schloß die Laden und verriegelte sorgfältig die Thüre. Dann bat er die Fremden, sich mit Speise und Trank zu erquicken. Er selbst aber öffnete eine Thüre, die in ein kleines Gemach führte, wo ein Kruzifix auf einem Altare stand, zündete hier die Kerzen an, läutete zur Vesper und kniete dann nieder, sein Abendgebet zu verrichten; auch die drei Fremden dankten Gott in stillem Gebete für die Zuflucht, die er ihnen hier hatte finden lassen.

Als der Klausner seine Andacht beendet hatte, trat er wieder zu seinen Gästen. Auch Ihr habt Euch zu Gott gewendet, — sagte er — Ihr thatet Recht! Im Unglück muß der Mensch vertrauenvoll sein Herz zum Himmel erheben, denn dann bedarf er am meisten der Stärkung von oben. Jetzt aber, Ihr lieben Gäste, setzt Euch und erquickt Euch durch Speise und und Trank. Nehmet Platz! — junger Mann! — fuhr er fort, als sich die Ermatteten niedergesetzt hatten — erquickt Euch mit dem Wenigen, das ich Euch geben kann, und dann sagt mir, was Euch hierher führt.

Während die drei Wanderer sich durch einen Trunk Wein labten, heftete der Klausner den Blick immer aufmerksamer auf den jungen Mann. Herr! — sagte er endlich — Eure Züge wecken in mir gar liebe Erinnerungen, sie rufen mir Zeiten zurück, an die ein frommer Bruder zwar nicht denken sollte, aber der Himmel möge es mir verzeihen, es war die Zeit der Kraft, und Euer Auge, diese breite Stirn, der freundliche Zug um Euren Mund frischt in mir das Bild meines edlen Pannerherrn, der eines so schmählichen Todes sterben mußte, wieder so lebhaft auf.

Und wer war der Edle, den Ihr so betrauert? fragte der junge Ritter.

Don Juan Guzmann! erwiderte der Einsiedler.

Mein Vater! rief der Jüngling freudig.

Trog mich doch meine Ahnung nicht! — sagte der Klausner, ihm die Hand reichend — Seid mir willkommen, Herr, in meiner niedern Hütte, seid mir von Herzen willkommen! Und jene Dame, die mit thränendem Auge so schwermüthig zu Boden blickt, ist gewiß die unglückliche Donna Catharina, Eure Schwester, die ganz Spanien, ihres traurigen Schicksals wegen, beklagt hat. Segne Euch Gott, Kinder meines edlen Herrn und Freundes, tausendmal willkommen in dieser Zeit der Noth! Meine Hütte ist ein sicherer Zufluchtort, sie ist besser verwahrt als stände ein Geschwader Reisiger zu ihrem Schutze davor, denn sie schützt der Glaube des Volkes, Gott habe mich Sünder zu seinem Erwählten erkieset und mir schwachem Menschen die Kraft der Wunder verliehen. — Sagt, was führt Euch hierher; ist auch die Kunde der unglücklichen Schlacht von Navarette, die Spanien von neuem dem Wüthrich preis gibt, bis zu Euch gedrungen? — und flüchtet Ihr vor Don Pedro's Henkerschwerte? —

Ihr habt es errathen, frommer Bruder! fiel ihm die ältere Dame, Donna Maria, die Schwester Don Juan's, in's Wort — Wir fliehen vor

dem Tiger, dem Gott in seinem Zorne den Sieg gab. Wir eilten bei dieser Nachricht von Burgos und hofften uns nach Aragonien retten zu können; aber da, wo sich die Straße bei den drei großen Kastanienbäumen die Höhe herauf zieht, sahen wir uns von feindlichen Reitern verfolgt; es war keine Rettung mehr möglich, sie waren schon dicht hinter uns. — Ich sprang aus meiner Sänfte, Don Alfons und seine Schwester von ihren Rossen, wir verbargen uns hinter dichtem Gesträuche, das zu unserm Heil unfern des Weges stand, und während unsere Verfolger dem Hufschlage unserer Rosse folgten, klimmten wir den Felsen hinauf, und gelangten nach mühevoller Fahrt endlich in diese Freistatt.

Waren es Engländer, oder Don Pedro's Leute, die Euch verfolgten? — fragte der Einsiedler schnell.

Es waren Reisige Don Pedro's, ich erkannte sie an ihrem blutrothen Federschmucke! — erwiderte die Dame.

Das ist schlimm! meinte der Klausner.

Seid Ihr der fromme Einsiedler von Soria? fragte jetzt die junge Dame, die bisher keinen Theil an dem Gespräche genommen hatte.

Ich bin der, den die Leute dieser Gegend so nennen —

So leuchtet mir neue Hoffnung! — rief sie — Der Ruf Euerer Heiligkeit sagt, daß Euer Gebet, das Auflegen Euerer frommen Hand Wunder thun könne.

Glaubt das nicht, edle Dame. Wo Heilung möglich ist, da läßt der barmherzige Gott mich zuweilen die rechten Mittel finden, mein inbrünstiges Gebet stärkt mein Vertrauen und es gelingt mir, den Kranken zu heilen; aber Wunder vermag kein Sterblicher zu thun, über die Kräfte der Natur gebietet kein Erdgeborner und selbst der Heilige bleibt nur ein schwacher Mensch, meine Hand, die schwache Hand des Arztes, den sein eigenes, den fremdes Vertrauen stärkt und hilft; deßhalb hoffet nichts von mir, als was die Natur erlaubt.

Ich wünschte Euch etwas zu vertrauen — sagte Catharina. Ich hoffe, wenn auch nicht von Euerer Hand, doch von Eueren Worten den stärkenden Balsam zu empfangen.

So tretet in mein Betstübchen, — bat der Klausner Donna Maria und Alfons, und als die beiden seinen Wunsch erfüllt hatten, wobei jedoch die ernste Dame ihren Unmuth nicht verbergen konnte, ergriff der fromme Alte traulich Catharina's Hand. — Was beklemmt Eure Brust? — sprach er — Ich sollte meinen, ein Auge, das so fromm, so rein gen Himmel aufblickt, könnte nicht in Thränen schwimmen, welche die eigene Schuld erpreßte.

Catharina lächelte wehmüthig, dann begann sie: Ihr kennt, wie ich vorhin vernahm, meine Leiden. Als der Vater auf dem Schaffot geblutet hatte, wollte meine strenge Muhme, ich sollte diese unheilbringenden Züge unter dem klösterlichen Schleier verbergen; ich that es nicht! Auch meinen

Bruder mordete Pedro's wilde Leidenschaft; Donna Maria drang von neuem in mich und ich widerstand ihrem Mahnen, ihren Bitten; sie zeigte auf den letzten Zweig unsers Hauses, auf den Bruder, der mir noch allein übrig geblieben war, aber ich dachte an Heinrich von Trastamara, blieb für ihre Ermahnungen taub und ließ die trügerische Hoffnung nicht sinken, endlich noch das Ziel meiner Sehnsucht zu erreichen. Als Don Henrico siegreich in Burgos einzog und Pedro flüchtete, verließ ich mit den Meinen Sevilla, eilte zu dem Geliebten und überließ mich ganz meinem Herzen und meinem Glücke. Bin ich deßhalb strafbar, frommer Mann? — O, sprecht, gebt mir Trost, beruhigt mich! Mir grauf't vor dem heiligen Kerker, wie Grabesluft weht es mich an, so oft ich die öden Mauern eines Klosters betrete, ich kann mein Leben, mein Glück, meine Hoffnung — meine Liebe nicht in dem finstern Kerker für ewig verschließen.

Der Klausner sah das Mädchen lange theilnehmend an, ehe er ihm antwortete. Es hatte sich, während es sprach, erhoben und stand in all' seiner Schönheit vor ihm, der mit Wohlgefallen auf die Tochter seines Freundes blickte. Wahrlich! — sagte er endlich, von ihrem Anblick ergriffen — es wäre traurig, müßte sich so viel Liebliches unter dem Schleier verbergen; aber doch — lenkte er ein — wenn der Sturm des Lebens den jungen Wanderer auf seiner Pilgerfahrt erfaßt, wenn er ihn über ungebahnte Wege zwischen Klippen und Dornen fortschleudert, soll da der Wanderer das Asyl verschmähen, das sich ihm darbeut? soll er es verschmähen, wenn der Sturm auch seinen Gefährten erfaßt und er mit sich zugleich auch ihn retten kann? — Tochter meines edlen Lehnherrn, — sagte nach kurzer Pause der Alte mit Rührung — für Dich ist die Lebenssonne für immer getrübt, wo Du auch hinblickst, nirgend brechen ihre wärmenden Strahlen durch das Dunkel Deiner Nacht; findest Du auch in den heiligen Mauern nicht Glück, flieht auch die irdische Hoffnung, die irdische Liebe die stille Zelle, so findest Du doch Ruhe und Frieden dort.

Die finde ich auch im Grabe, und nur im Grabe oder an seiner Brust! — unterbrach ihn Donna Catharina — Glaubt Ihr, guter Vater, der Friede könnte in dies klopfende Herz dringen, die Ruhe meine Sehnsucht stillen? — Nein! Ich bin die Pilgerin, die der Sturm erfaßt und die kein Asyl vor ihm schützt.

Der Klausner schüttelte bedenklich sein greises Haupt. Dieser Glaube wird Euch nicht zum Glücke führen, Catharina! — sagte er ernst — Das Leben ist dem Unglücklichen eine lange Pilgerfahrt, nur das Glück kürzet sie ab, und Euch stehen noch traurige Tage bevor.

Ich bin auf sie gefaßt! erwiderte die Jungfrau vertrauenvoll.

Viel Muth, fast zuviel! unterbrach sie der fromme Bruder — Fordert das Schicksal nicht freventlich auf, es könnte Euere Standhaftigkeit furchtbar prüfen! Denn wenn Ihr noch einmal in Don Pedro's Gewalt fielet,

der Bruder das Blutgerüst bestiege, wenn Ihr in seiner Gewalt — Doch ich will das Schrecklichste nicht aussprechen.

Catharina erwiderte hierauf nichts, sie schien, über etwas sinnend, kaum auf die Worte des Klausners gehört zu haben. Endlich hob sie das gesenkte Haupt. Laßt uns von jenem schweigen, über etwas Anderes muß ich Euch noch befragen, frommer Vater, — sagte sie dann und ihr ganzes Wesen schien verändert.

Thut dies! — erwiderte der Klausner, durch die sonderbare Stimmung, in welcher er die Jungfrau sah, gespannt — Thut es, Sennora, ich werde Euch aufmerksam zuhören.

Eines Abends — so begann sie — saß ich in einer Jasminlaube des königlichen Gartens, wo mich so eben Don Henrico und mein Bruder verlassen hatten. Der Wind säuselte leise durch die Blätter und der Mond, der eben hinter den Bergen hervor trat, sandte seine gebrochenen Strahlen geisterhaft durch die dunklen Zweige. Mir wurde es schauerlich, denn es war so still um mich wie im Grabe und ich konnte die fernste Grille zirpen, die Blätter des nahen Ahorns rauschen hören; auch mochte der starke Duft der Jasminblüthen betäubend auf mich wirken, denn obgleich von leisen Schauern aufgeregt, schlummerte ich, mir selbst unbewußt, bald ein; doch weiß ich eigentlich noch jetzt nicht, ob ich wirklich schlief, oder ob ich Alles um mich her in Licht und Leben sah. Da umgaukelten mich sonderbare Bilder. Eine Gestalt wie die eines Engels erschien mir, die Farbe seiner Flügel war die Farbe der glühenden Morgenröthe, braungelockt war sein Haar, um das ein Kranz von goldenen Sternen strahlte, in seiner Rechten hielt er einen Palmzweig, in seiner Linken eine Binde, die mir aus Nebel gewebt zu sein schien. Er reichte mir beides, Palmzweig und Binde, und obgleich ich nach der freundlichen Palme fassen wollte, trieb es mich doch, die Binde zu ergreifen. Da lächelte der Engel wehmüthig, hob die Hand nach dem vor mir aufsteigenden Gewölke und es theilte sich; immer lichter ward es vor mir und ich sah mich plötzlich in dem hellerleuchteten königlichen Saale zu Sevilla, wo ich so oft Don Pedro, mir zum Verderben auf dem Throne sitzend, gesehen. Aber ich sah jetzt nur Henrico in voller Jugendschöne auf dem goldenen sitzen; seine Hand hielt einen Myrtenkranz, er winkte mir, ich eilte hin, die Myrte aus seiner Hand zu empfangen, doch er schlang sie um meine Locken, und wie ich freudetrunken aufblickte, mich so geschmückt im Spiegel zu sehen, der neben dem Throne hing, sah ich keine Myrte in meinem Haare, wohl aber strahlte ein Heiligenschein, wie ihn die frommen Maler um das Haupt der Märtyrer zu bilden pflegen, um mein Haupt; auch waren Thron und Geliebter verschwunden. Dämmerung ward es wieder um mich und der Engel mit den aurorafarbenen Flügeln stand mir von neuem zur Seite, nahm die Nebelbinde aus meiner Hand und schlang sie um meine Augen. „Komm', Catharina, — sagte er leise zu mir — des Menschen Pilgerpfad

führt ihn durch die Dämmerung zum Licht!“ — Er führte mich nun lange, dann hielt er an und drückte einen leisen Kuß auf meine Stirn, wobei es mich kalt durchrieselte, die Binde sank, ich erwachte und mein Herz klopfte ängstlich und laut. Noch glaubte ich den Sternenkranz und das Haupt des Engels zu sehen, glaubte seine Stimme zu hören, ach, es waren die gebrochenen Strahlen des Mondlichtes, das flimmernd durch die dunklen Zweige der Laube drang, es war die Nachtigall, die aus fernem Rosengebüsch ihren Klageton durch die Stille des Abends mir sandte; der Engel hatte mich verlassen.

Was haltet Ihr von diesem Traume, oder vielmehr von dieser Erscheinung, ehrwürdiger Herr? — fragte sie nach einer Pause.

Der Klausner lächelte.

Ihr glaubt nicht, daß der Himmel gläubige Herzen auswählt, ihnen höhere Kräfte zu verleihen als anderen Sterblichen? Ihr glaubt nicht, daß Gott dem Menschen die Macht gibt, den Schleier zu heben und in die Zukunft zu sehen?

Nein, — sagte der Alte mit fester Zuversicht — das glaube ich nicht! — Der Geist, der die Zukunft zu enthüllen wähnt, ist ein Geist der Lüge, denn das herrlichste Geschenk, welches Gott dem Menschen gab, ist, daß er ihm seine Zukunft verschleiert hat. Wehe dem Unglücklichen, dem er dies Geschenk zurück nähme. Vertrauenvoll wandelt der Mensch auf dunkler Bahn, er sieht die Abgründe nicht, an denen ihn die Hoffnung, seine treue Begleiterin, vorbei führt, und so geht er freudig seiner Morgenröthe entgegen. Wer aber im stolzen Dünkel glaubt, Gott habe Wunder an ihm gethan, habe ihn mit übernatürlichen Kräften begabt, den verführt ein eitler Wahn und der Herr wird ihn demüthigen und ein streng Gericht über ihn halten.

Der Einsiedler schwieg, Catharina, ohne etwas zu erwidern, küßte seine Hand, setzte sich schweigend auf einen Sessel nieder und schien über das nachzudenken, was ihr der fromme Bruder gesagt.

Indessen waren Donna Maria und Alfons wieder eingetreten und beratheten sich, was zu thun sei. Alfons, dessen Jugend ihn bisher von Fehde und Schlachten abgehalten hatte, fühlte nun wohl, daß es Zeit sei, als Mann Theil an den Begebenheiten seines Vaterlandes zu nehmen und im Unglück Don Henrico nicht zu verlassen; er wollte die Frauen erst an einen sichern Ort bringen und dann dem Könige nach Frankreich folgen. Wohin er sie aber bringen wollte, darüber waren sie nicht einig. Der Klausner schlug das Kloster de nostra Sennora de Herrera in Aragonien vor, wo er die Aebtissin kenne und sie freundlich aufgenommen werden würden, Donna Maria stimmte mit ihm ein, und schon schien Alfons auch damit zufrieden, als Catharina, die bis jetzt geschwiegen hatte, sich plötzlich erhob.

Nicht in ein Kloster will ich! — sagte sie ernst. — Nie werde ich den

Schleier nehmen, mich nie in die öden Mauern verschließen. Frei will ich sein, frei wie die Waldtaube, die von Gipfel zu Gipfel flattert, die reine Luft will ich athmen, welche im Sonnenstrahle sich geläutert hat, und kann ich auch die Blume nicht mehr pflücken, will ich doch ihren balsamischen Duft im reinen Aether einathmen. Nach Saragossa will ich, wo er weilt!

Nach Saragossa? — unterbrach sie Donna Maria. — An den Hof des Königs von Aragonien? — Fürchtest Du die Pestluft des Hofes nicht mehr als die drückende Luft der Klostermauern? Denke an Don Pedro! —

Muhme! — erwiderte Catharina, und der Ernst ihres Auges verschmolz in Wehmuth. — Wer wie ich nur in eine dunkle Zukunft blickt, der ist nach einem seligen Augenblicke so gierig, wie der Verschmachtete in Arabiens Wüste nach dem Thautropfen, den ihm die Nacht zur Erquickung sendet. In Saragossa weilt Henrico gewiß noch, dort werde ich ihn sehen, ihn vielleicht zum letzten Mal sehen und ihm Lebewohl sagen können — Gönnt mir diese Neige des Glücks.

Catharina! — nahm der Bruder das Wort — Was willst Du von Don Henrico? — Soll er nicht die Gattin aus den Töchtern der Könige wählen, muß er nicht durch sie eine mächtige Stütze finden, die ihn auf Castiliens Thron erhält? Hat ihm dies nicht der heilige Vater zu Avignon streng geboten, hat er ihm nicht die Dispens, Dich zu ehelichen, verweigert und handelt er gegen seinen Befehl, ihm mit dem Banne gedroht? Und bist Du nicht mit ihm so nahe verwandt, daß nur des Papstes Macht einen könnte, was Euch nach göttlichem Gesetze trennt? Oder willst Du wie die unglückliche Eleonore, die Schwester unsers Vaters, Don Henrico alles opfern, selbst die Ehre Deines Hauses? — Catharina! — sagte er jetzt tief bewegt — Du bist das einzige Theuere, das mir das grausame Schicksal ließ; schon bei unserem Werden knüpfte die Natur ein festes Band um uns, denn wir lagen in einer Stunde in dem Schooße unserer gemeinschaftlichen Mutter. Ich liebe Dich mit unaussprechlicher Liebe, ich hange mit Verehrung und Treue an meinem Könige; aber der Augenblick, der Dich in seine Arme führen würde, wäre auch der Augenblick, der mich von Dir riß. Ein Flecken ruht auf unserem Geschlechte, Eleonorens grausamer Tod hat ihn verwischt, Henrico hat ihn mit der Krone Castiliens bedeckt, Du aber sollst ihn nicht erneuern!

Catharina hatte den Bruder ruhig angehört. — Fürchte nicht für mich, — sagte sie dann — ich stehe Dir an Stolz nicht nach. Ueberlaß mich meinem Gefühle, es wird mich sicher leiten, betritt die kriegerische Bahn, denke im Schlachtgewühle an die Ehre unseres Geschlechts und sorge nicht für mich.

Ja! — fiel ihr der Einsiedler in die Rede, da er ihr Auge erglühen sah und dem Gespräche eine andere Wendung zu geben wünschte — Ja, Don Alfons! Ziehet nach Andalusien, sammelt dort Eure Freunde, sammelt die Don Henrico treu Gebliebenen um Euch und rettet, was

noch zu retten ist; dort nützt Ihr der Sache des Königs mehr, als wenn Ihr ihm nach Frankreich folget. — Ihr aber, Donna Catharina, — wandte er sich jetzt zu dieser — verzweifelt nicht, vertrauet Gott, aber laßt den thörigen Wahn, der Herr habe Euch die Gabe verliehen, hinter die verschleierte Zukunft zu blicken. Zuweilen verwirklicht sich die Ahnung, die den menschlichen Geist, wie der Nachtwind die einsame Cypresse, schauerlich durchrauscht; dann möget Ihr in Demuth dieser Stimme vertrauen, ohne jedoch zu glauben, Gott thue Wunder an Euch. Und nun trennt Euch. — Don Alfons, Euch ruft die Ehre, überlaßt die Schwester meinem Schutze; noch ist es Zeit, noch ist der Weg über Osma nach Siguenza offen; in diese Gebirge dringt kein Feind, und Don Pedro wird nach Burgos, dem Sitze der castilianischen Könige eilen und so Euch Zeit geben, neue Kräfte zu sammeln.

Anfangs wollte Alfons nicht in die Trennung willigen, er selbst wollte die Schwester nach Saragossa begleiten, da aber Donna Maria und selbst Catharina in ihn drang, gab er endlich nach.

Der Augenblick der Trennung war bitter. Alfons und Catharina liebten sich mit Schwärmerei, und obgleich in Manchem verschieden, hingen sie seit ihrer Kindheit fest an einander. Alfons, dem der Stolz und Muth seiner Nation nicht mangelte, war lebensfroher und weniger fest und beharrlich als die Schwester, die ruhiger, besonnener, mit gleichem Stolze, gleichem Muthe eine seltene Beharrlichkeit verband. Das Schicksal hatte sie früh geprüft und geläutert, die traurigen Ereignisse, die sie unverschuldet in ihrer Familie herbei geführt, hatten ihren Charakter ernst gestimmt, und die Hindernisse, die sich ihrer Liebe entgegenstellten, ihrem Geiste einen romantischen Aufschwung gegeben. Zu diesem allen gesellte sich noch der Wahn, der Himmel habe ihr die Gabe der Ahnung verliehen, ein Glaube, den die gottesfürchtige, aber stolze Donna Maria ihr zu nehmen nicht bemüht war. Dieser war der Glanz ihres Geschlechtes Alles, Catharina und Alfons die einzigen Wesen, die sie zärtlich liebte. Sie hatte ihrem Bruder am Tage seiner Hinrichtung versprochen, ihnen Mutter zu sein und ihr Versprechen treu erfüllt, hatte streng über Catharina gewacht und sie stets ermahnt, den Schleier zu nehmen, da ihre Schönheit das Verderben des edlen Geschlechts der Guzmann herbei geführt hatte. Alfons liebte sie nur, weil er der Letzte des Stammes war.

Als sollten sie sich für immer trennen, so schmerzvoll war der Augenblick, wo Alfons sich aus den Armen seiner Schwester riß, und in einem ärmlichen Gewande, das ihm der Einsiedler verschafft hatte, die Klause verließ. Seine Waffen und die reiche Kleidung blieben in der Hütte zurück. Von einem Landmanne begleitet, begann er noch am Abend seine Wanderung und ließ die trauernde Schwester unter dem Schutze des Einsiedlers von Soria.

Catharina durchwachte eine schlaflose Nacht, und während der Schlummer Donna Maria beschlich, saß sie auf der Rasenbank vor der Klause und sann über ihr ernstes Schicksal nach. Auch der fromme Bruder, obgleich er keine Gefahr fürchtete und den morgenden Abend ruhig abwarten zu können glaubte, wo er seine Schutzbefohlenen nach Aragonien zu bringen gedachte, hatte sich nicht zur Ruhe gelegt und brachte die Nacht unter Beten zu, oder gesellte sich zu Catharinen, deren Zutrauen er immer mehr zu gewinnen bemüht war.

So verging die Nacht, der Tag brach an und der Gesang der Vögel verkündete das neu erwachte Leben; auch Donna Maria trat aus der Hütte, und vom Strahle der Morgenröthe beleuchtet, verrichteten die Drei ihr Gebet. Dann setzte der freundliche Alte Obst und Wein auf den Tisch und lud die Frauen ein, sich durch Speise und Trank zu stärken. Er selbst aß nur wenig und ging den Landleuten entgegen, die er, um Maulthiere für die Frauen zu besorgen, nach Soria gesandt hatte.

Aber statt dieser kamen andere nach der Klause geeilt, welche dem frommen Bruder die unerwartete Nachricht brachten, daß feindliche Schaaren sich in der Nähe blicken ließen. Sogleich traf er Vorkehrung, die beiden Frauen zu verbergen. Hinter dem kleinen Altare seines Betstübchens führte eine verborgene Treppe nach einem schmalen Gewölbe, wo ein leerer Sarg stand, in welchem er begraben sein wollte und wo er an dieser Stätte des Todes jeden Tag sein Gebet verrichtete. Hierher führte er jetzt die Frauen.

Diesen blieb das Grausige ihres Aufenthalts unbekannt, sie wußten nicht, daß sie in einer Gruft, einem offenen Sarge gegenüber saßen und kannten die Gefahr nicht, die sie von außen bedrohte, denn kaum hatte der Klausner diese Vorkehrungen getroffen, als schon einzelne Reiter und bald ein stärkerer Haufen auf fast ungebahnten Wegen heran gesprengt kamen. Es waren Spanier von Don Pedro's Partei, die sich nach dem fliehenden Feinde und besonders nach Don Henrico erkundigten, jedoch den Klausner mit aller Ehrerbietung behandelten, da sie aus Biscaya und Navarra waren, und der Ruf der Heiligkeit des Einsiedlers von Soria bis in ihre Thäler gedrungen war. Sie hielten sich nicht lange auf, sondern ritten bald auf dem Wege nach Soria weiter.

Kurz darauf kam ein neuer Haufen Reisiger, die der Klausner schon aus der Ferne für Engländer erkannte. Sie blieben bei der Hütte halten, stellten überall Posten aus und schienen hier rasten zu wollen, denn sie stiegen ab, banden ihre Pferde an die Bäume, begrüßten den frommen Mann mit Ehrerbietung, jedoch trat keiner in seine Hütte.

Jetzt zog ein Trupp Geharnischter den Berg herauf. Der Anführer des hier rastenden Haufens ging ihm entgegen und der Klausner, um weiteren Nachforschungen zu entgehen, trat in seine Hütte. Aber hier blieb er nicht lange allein; zwei Ritter, der eine in hellglänzender, der andere

in schwarzer Rüstung, traten zu ihm ein und schnell erkannte der Alte zu seinem Schrecken in dem Einen den König Don Pedro, doch verlor er den Muth nicht. Der Andere nahm seinen Helm mit den schwarzen Federn ab, gab ihn einem Edelknaben, beugte dann sein Knie vor dem Klausner und sagte:

Frommer Mann, der Ruf Eurer Heiligkeit und Wunderkraft ist bis zu mir gedrungen. Ich bin zu Euch gewallfahrtet, Euern Segen zu empfangen und Euch zu bitten, mich in Euer Gebet einzuschließen, denn ich bin, wie alle Erdgeborene, vor Gott ein sündiger Mensch, der der Gnade des Himmels bedarf. Ueberdies leide ich an manchem körperlichen Gebrechen, und da Ihr in dem Rufe steht, Kranke gesund, Blinde sehend zu machen, so bitte ich Euch, Eure fromme Hand auf mich zu legen, daß ich von meinem Uebel genese.

Ehe ich Euch segnen kann, Herr! — erwiderte der Klausner, wohl ahnend, wer vor ihm stehe — muß ich erst wissen, wer Ihr seid und ob ich segnen darf.

Ich bin Eduard, Prinz von Wallis!

So möge Gott Euch stärken, — sprach der Alte feierlich — und meine Hand, die ich auf Euer edles Haupt lege, Euch Segen bringen und von dem Uebel befreien, das Euch der Herr zur Prüfung gesendet hat. Ihr seid ein großer Kriegsheld, ein weiser Fürst und mehr noch als dies, ein edler Mensch. Einem solchen folgt der Segen hier und dort, auch ohne daß ich ihn in mein Gebet schließe. Seid mir willkommen in meiner Klause, edler Prinz!

Kennst Du mich? fragte ihn jetzt Don Pedro?

Ja Herr, ich kenne Euch, Ihr seid Don Pedro, der mit seinem Bruder um die Krone Kastiliens kämpft! erwiderte der Klausner.

Und nennst Du Deinen König in Deiner Hütte nicht willkommen?

Wen der heilige Vater excommunizirte, den darf ein Priester nicht willkommen heißen, wenn er bei ihm eintritt.

Frecher Narr! — rief der König — was hält mich ab, daß ich Dir nicht den Dolch in die Brust stoße?

Einer der höher ist als Ihr! erwiderte furchtlos der Greis.

Beruhigt Euch, Don Pedro! — nahm der Prinz von Wallis schnell das Wort — Ein Diener des Herrn muß über des Papstes Bannfluch anders denken als wir Laien. Kümmert Euch nicht, frommer Klausner von Soria, Ihr steht unter meinem, mehr wohl noch unter Gottes Schutze.

Der Klausner verbeugte sich schweigend, öffnete dann seinen Schrein, nahm seinen Vorrath von Früchten heraus und holte aus dem kleinen Keller einen Schlauch voll kühlen Weins. Was ein armer Bruder Euch bieten kann, gnädige Herren, das reich' ich Euch mit Freuden! — sprach er, ihnen die reifen Feigen und Mandeln vorsetzend — Auch der Wein ist von einem guten Gewächs, kostet ihn nur.

Der Prinz von Wallis langte freundlich zu, leerte den Becher, den ihm der Klausner reichte und aß von den Feigen; Don Pedro aber dankte, und während der Prinz sich erquickte, sah dieser spähend in der Wohnung des Alten umher und gewahrte durch eine Spalte der Thüre das Gewand und die Waffen Alfons.

Wen von meinen Feinden hast Du hier verborgen, feiler Knecht des Priesters von Avignon? — fuhr er den Klausner an — Führ' ihn hierher, und wär es mein Bruder, der Bastard, selbst, ich nähme blutige Rache an ihm.

Der Klausner bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er, sich zu dem Prinzen von Wallis wendend: Mich und Jeden, der in meiner Klause sich befindet, stelle ich vertrauenvoll unter Eueren Schutz, gnädiger Herr! —

Das thut! — erwiderte der schwarze Prinz — Ich gebe Euch mein fürstliches Wort, niemand soll Euch und ihnen ein Haar krümmen.

So werde ich thun, was Ihr mir befahlt, Herr! — sagte nun der Klausner, sich vor Don Pedro neigend und trat in das Betstübchen. Der König lachte ihm höhnisch nach.

Don Pedro! — nahm jetzt der Prinz von Wallis das Wort — wer auch hier in dieser Hütte verborgen sein mag, der steht, so wie der heilige Mann selbst, in meinem Schutze; ich gab mein Wort, und Ihr wißt, Eduard von England bricht das nie!

Und wäre es einer meiner Unterthanen?

So würde ich Euch bitten, aus Freundschaft für mich, mild zu sein — und hörtet Ihr nicht auf meine Bitte —

Wer gibt Euch ein Recht, Prinz von Wallis, mich in meinem Königreiche in dem Richteramte stören zu wollen?

Wer mir das Recht gibt, mein Wort zu halten und es gegen männiglich zu behaupten, fragt Ihr mich? — erwiderte der schwarze Prinz rasch aufstehend — Hier liegt mein Handschuh! — Dies ist meine Antwort!

Don Pedro, sonst ein muthiger Mann, stutzte doch bei diesen Worten. Schnell mochte er die Folgen seiner Uebereilung überlegt haben, denn er ließ den Handschuh ruhig liegen; der Prinz wartete einen Augenblick, und als Don Pedro immer noch zögerte, ihn aufzuheben, öffnete er die Thüre und rief seinem Edelknaben. Harry! — sprach er zu dem Eintretenden — heb' den Handschuh auf! — Der Edelknabe überreichte ihm das Fehdezeichen knieend und verließ dann schnell die Hütte wieder.

König von Kastilien! — begann jetzt Prinz Eduard — Ihr seid König eines mächtigen Reiches, ich nur Prinz von Wales und Statthalter meines Vaters in Frankreich. Ob mich je die Krone schmücken wird, steht in Gottes Willen, aber auch ohne eine Krone, nur meinen schwarzen Helm auf dem Haupte, bin ich stolz genug, mich Euch gleich zu halten,

daher bitte ich Euch, Don Pedro, mein einmal gegebenes Wort zu ehren; ob ich es in Kastilien oder in Guienne gab, gelte Euch gleich, es ist das Wort eines Edelmannes, und bei Gott und Sankt Georg! krümmt Ihr dem frommen Bruder und denen, die hier verborgen sind, ein Haar, so ziehe ich mit meinen Völkern ab und Ihr mögt dann das Richteramt in Kastilien führen wie es Euch beliebt, wenn Ihr dazu noch die Macht habt.

Don Pedro schäumte vor Wuth und mußte doch seinen Zorn dämpfen und schweigen. Es war eine harte Prüfung, aber noch eine härtere stand ihm bevor, als die Thüre sich öffnete und der Klausner mit Catharina eintrat.

Ist sie es, oder ist es ihr Geist?! rief der König, von ihrem Anblick überrascht.

Ich bin es selbst, Don Pedro! — sagte Catharina erbebend — Ich bin Catharina Guzmann, doch komme ich nicht, Euch zu fluchen. — Vergeb' Euch Gott!

Tretet nur näher! — rief der Prinz von Wallis jetzt dem Klausner freundlich zu — Und Ihr, Catharina Guzmann, seid mir gegrüßt; ich habe von Euch gehört. Ihr seid eine edle Jungfrau, meiner Achtung, meines Schutzes werth. — Ihr kennt die Dame wohl, Don Pedro? fragte er dann den König.

Wie sollt' ich nicht? erwiderte dieser zornig.

Bei Gott! sie ist schön, schöner als ich je ein Weib gesehen! — fuhr der schwarze Prinz fort, Catharina unverwandt anblickend — Wo Schönheit und Tugend sich vereinen, da hat Gott einen Engel auf Erden gesandt, unter Menschen zu wandeln. — Doch ist Euch nicht wohl, Dame? fragte er theilnehmend, da er Catharina heftig zittern sah.

Ihr scheint so viel Theil an dieser Dame zu nehmen, Prinz von Wallis, daß meine Gegenwart mir hier überflüssig dünkt! — sagte jetzt der König, als eben Catharina antworten wollte — Während Ihr Euch hier an dieser Schönheit ergötzt, will ich zum Heere zurückkehren und es nach Calahorra führen.

Thut dies! — erwiderte der Prinz — Ich werde bei Euch sein, ehe Ihr vor Calahorra lagert.

Als Don Pedro die Hütte verlassen hatte, warf sich Catharina dem Prinzen zu Füßen. Rettet mich, Herr! — rief sie, noch mit Schauder auf die Thür blickend, die sich hinter Don Pedro schloß — Rettet mich vor diesem Furchtbaren!

Steht auf, Dame! — erwiderte der Prinz, sie aufhebend — Nur vor Gott beugt Euere Kniee, nicht vor einem sündigen Menschen. Ich werde Euch schützen, dem Fürsten wie dem Ritter gebietet es seine Pflicht. Wohin wollt Ihr ziehen?

Catharina bedachte sich einen Augenblick, dann sagte sie schnell: Nach Saragossa!

Meine Reisigen sollen Euch bis an die Grenze Aragoniens begleiten, — erwiderte der Prinz — dort seid Ihr, für den Augenblick wenigstens, vor Don Pedro sicher.

Wär' ich, wär' es Kastilien doch für immer! — sagte Catharina, und ihres unglücklichen Vaterlandes gedenkend, glaubte sie sich in diesem Augenblicke verpflichtet, für das blutgetränkte Land das Wort zu führen. — Prinz von Wallis! — sprach sie feierlich, und Würde gesellte sich noch zu der Schönheit — Ihr habt nicht gut gethan, den verjagten Tiger in seine Heimat zurückzuführen. Blut wird fließen in Strömen und Tausende werden Euch deßhalb verklagen vor Gottes Throne, vor den Ihr bald treten könnet.

Spricht der Geist der Wahrsagung aus Dir, frommes Mädchen? fragte der Prinz, von dieser Anrede erschüttert, da er schon seit einiger Zeit seine Gesundheit wanken fühlte.

Mir gab es der Augenblick ein, Euch dies zu sagen; ob Gott es mir befahl, ob mein eigenes Herz, wage ich nicht zu bestimmen. Nur so viel weiß ich, daß ich Euch um der Menschheit und um Euer Seelenheil willen bitten muß, tretet aus der Gemeinschaft jenes Grausamen, der den spanischen Boden mit dem Blute seiner Unterthanen tränkt wie eine Unheil bringende Nacht die Fluren mit giftigem Mehlthau. Ueberlaßt ihn seinem Schicksale und seid ferner nicht mehr des edlen Henrico Feind — Löwe und Tiger wandeln nie in Freundschaft neben einander!

Beachtet Ihr Wort, gnädiger Herr! — sagte jetzt der Klausner, den die Rede der Jungfrau nachdenkend gemacht hatte — Durch sie sprach in diesem Augenblicke Gott zu Euch.

Ich werde mich dessen erinnern, was Ihr mir sagtet, fromme Jungfrau, — erwiderte der Prinz nach kurzem Schweigen — und Eure Worte sind für mich nicht im Winde verhallt, sie drangen in mein Herz! —

Das gebe Gott! — sprach sie — Er möge Euch segnen und Euch einen sanften Tod bereiten.

Der Prinz war bewegt. Auch Dir ein freudenreiches Leben und dereinst einen sanften Tod! — sagte er zu Catharina, und sein Auge ruhte theilnehmend auf der Jungfrau, dann wandte er sich zu dem Klausner. Ich glaube, es wird gut sein, frommer Bruder, — sprach er — wenn auch Ihr Euer Asyl auf einige Zeit verlaßt. Wer weiß, wie lange ich noch in Kastilien bin und Euch schützen kann. Begleitet die Jungfrau nach dem Kloster, ich werde schon Sorge tragen, daß der König von Aragonien Euch Schutz verleihen wird. Habt Ihr einen Wunsch, den ein Mensch zu befriedigen vermag, so wendet Euch an mich, ich will ihn Euch gewähren, wenn er nicht gegen meine Pflicht und meine Ehre ist. Auch Euch, Dame Catharina, bitte ich, gedenkt meiner, wenn Ihr zu der heiligen Mutter betet, und nun lebt wohl!

Gott schenke Euch Sieg bis zu Euerem Ende! — sagte der Klausner

und ertheilte dem edlen Prinzen den Segen, der nun die nöthigen Befehle gab, daß eine Abtheilung seiner Krieger zurückbleibe, den Klausner und die Frauen zu beschützen und sie bis nach Aragonien zu geleiten, dann verließ er sie.

Der Einsiedler führte nun auch Donna Maria aus ihrem Verstecke hervor, ging dann noch einmal hinab in die Gruft und trat vor den geschlossenen Sarg. Der Mensch — so sprach er — hat doch keine bleibende Heimat hienieden, das Schicksal treibt ihn von Ost nach West, von Süd nach Nord, und niemals kann er am Morgen mit Gewißheit sagen, wo er am Abend sein Haupt zur Ruhe legen will, auch nicht einmal zur ewigen Ruhe. Glaubte ich doch seit Jahren, hier würde ich schlummern, dies sei mein Ruhebett, betete ich doch täglich hier zu Gott, mir in diesem engen Hause einen sanften Schlaf, ein freudiges Auferstehen zu schenken — fühlte ich doch hier so oft die Nähe des Todes, und all' mein Ahnen, all' mein Glaube war Täuschung, der Himmel beschloß es anders. Ich muß fort in die Welt, muß mir eine andere Hütte bauen, ein anderes Grab graben. Nun leb' wohl, stiller Aufenthalt, leb' wohl, mein Bett der Ruhe, wer weiß, wer statt meiner in dir schlummern wird; möge sein Schlaf sanft sein! — Dies sagend, verrichtete er sein stilles Gebet und trat dann aus dieser Stätte des Todes.

Bald war Alles zur Abreise geordnet und ein Maulthier mit den ihm theueren Sachen bepackt, dann übergab er die einsame Hütte, worin er so viele Jahre in Frieden gelebt hatte, der Obhut einiger Landleute und dem Schutze Gottes und zog mit den Frauen, von ländischem Volke begleitet, Aragonien zu.

Unter dem Schutze ihrer Begleitung erreichten die Wanderer glücklich Tarragona. Von hier, nur von dem heiligen Manne begleitet, setzten sie ihre Reise nach Saragossa fort. Auf ihrem Wege fanden sie überall Haufen flüchtigen Kriegsvolkes, das sich in der Hauptstadt Aragoniens wieder zu sammeln suchte, überall kamen ihnen über das Schicksal Don Henrico's die furchtbarsten, widersprechendsten Nachrichten entgegen. Bald erzählte man ihnen, er sei in der Schlacht von Navarette geblieben, bald er sei gefangen, selbst daß ihn der König von Aragonien in das Gefängniß geworfen, um sich durch seine Auslieferung günstige Friedensbedingungen von Don Pedro zu verschaffen, hinterbrachte man ihnen, so daß Donna Maria mehre Mal dafür stimmte, sogleich nach dem heiligen Kloster von Nuestra Sennora zu ziehen. Aber Catharina, durch keine dieser Nachrichten entmuthigt, bestand darauf, den Weg nach Saragossa fortzusetzen, sie glaubte gewiß sein zu können, daß sie Henrico dort finden würde, und so sehr sie

sich auch sonst in den Willen Donna Maria's fügte, so blieb sie doch hier fest; auch hatte sie an dem Einsiedler eine Stütze, der sich mehr zu ihr als zu der älteren Dame zu neigen schien.

Donna Maria war auch die Gabe nicht geworden, Herzen zu gewinnen. Streng in ihren Grundsätzen, strenger noch gegen sich, wie es wohl Ehelose in gewissen Jahren immer zu sein pflegen, war sie stolz und abstoßend. Der Glanz ihrer Familie war ihr alles, und jedes Glied derselben ihr nur in dieser Hinsicht werth. Deßhalb fühlte sich Catharina auch nie zu ihr hingezogen, und oft wurden ihr die Ermahnungen der alten Dame, die sie jedoch als Schwester ihres geliebten Vaters kindlich ehrte, lästig. So war Donna Maria nicht geschaffen, das Vertrauen der Jungfrau zu gewinnen, und sie gab ihr nur wenig Trost für ihre Leiden, im Gegentheil ließ sie ihren Unmuth über Catharina's Neigung zu dem jungen, jetzt flüchtigen Könige freien Lauf. Catharina würde ihn haben bitter fühlen müssen, hätten nicht oft die ernsten Worte des Klausners den Ausbruch der Unzufriedenheit dieser strengen Frau gezügelt, und da Catharina während des ganzen Weges nach Saragossa fast immer schwieg und sich ihren Träumen und Hoffnungen hingab, so langten sie endlich in der Ebene an, in welcher das schöne Saragossa liegt, ohne daß die unfreundliche Donna Maria Gelegenheit fand, ihrem Unmuthe ganz freien Lauf zu lassen.

Hoch schlug bei dem Anblicke der schönen Stadt Catharina's Herz; ob sie ihn dort finden, wie sie ihn finden würde, damit beschäftigte sich ihre lebhafte Einbildekraft. Je näher sie dem Augenblicke kam, der ihr über Henrico's Schicksal Gewißheit geben konnte, desto ängstlicher wurde sie, desto mehr entschwand ihr jede Hoffnung.

Als sie nun die Höhe herabzogen, zeigte sich ihnen ein herrliches Schauspiel. Vor ihnen lag, von Rebenhügeln umgeben, das alte Saragossa mit seinen hohen majestätischen Thürmen, der Ebro strömte brausend ihnen zur Seite und vor ihnen, auf der mit Olivenbäumen bepflanzten Ebene, lagerten Scharen von Kriegern in buntem Gemisch. Als sie jedoch näher kamen, sahen sie wohl, daß es nicht ein Gewühl lustiger Krieger war, die sich hier der Freude und der Hoffnung überließen, ernst, traurig waren die Gesichter, die sie hier erblickten, nicht der frohe Jubel von sorgloser Hoffnung genährt ließ sich hören, eine dumpfe Stille verbreitete sich über die Ebene, auf welcher die Krieger in verschieden geordneten Scharen lagerten. Deutlich sah man, wie die Nationen sich hier getrennt hatten. Am entferntesten von der Stadt erblickte man das Panner Kastiliens flattern, aber nicht lustig wie die Fahnen im Morgenwinde wogten die Krieger umher. Ernst, ihr finsteres Geschick überdenkend, auf aragonischem Boden sich gedemüthigt fühlend, als Schutz suchende Fremdlinge sich zu sehen, schritten die stolzen Ritter Kastiliens umher, das Leben anfeindend, das seinen Werth für sie verloren hatte; jeder Schritt vom kastilianischen

Boden schien ihnen ein Schritt aus ihrem Paradiese zu sein und nur mit Mühe suchten sie den Schmerz zu verbergen, der ihre Brust zernagte.

Fern von ihnen, dicht an den Mauern Saragossa's lagerten die Scharen Aragoniens; weniger niedergeschlagen, weniger entmuthigt, trösteten sie sich, daß den stolzen Nachbarn, die im kecken Uebermuthe so oft Aragoniens Edle verhöhnt hatten, noch tiefere Wunden als ihnen geschlagen waren, wußten sie doch, daß es eines Wortes ihres Königs bedurfte, daß er nur mit Don Henrico zu brechen brauchte, um das Heer des schwarzen Prinzen und mithin auch das Heer Don Pedro's von ihren Grenzen abzuhalten.

Am lachenden Ufer des Ebro lagerte die kleinste Schar. Jubelnd und singend, als hätte sie der Sieg vom Schlachtfelde begleitet, hämmerten sie die Scharten aus ihren Schwertern, verbanden sie die Wunden, pflegten ihre müden Rosse und ließen keine Dirne ungeneckt, die mit dem Weinschlauche sich unter sie wagte. Es war französisches Volk, dem du Guesclin gefolgt, Söhne des Krieges, gewöhnt an die Tücke des Schicksales, gewöhnt, sich in seine Launen zu fügen. Wohin sie zogen, vor- oder rückwärts, überall fanden sie ein Vaterland, überall eine Heimat, einen Heerd, auf dem für sie das Feuer brannte; nichts gewonnen zu haben war ihr Verlust, zu verlieren hatten sie nichts.

Schweigend, von traurigen Ahnungen ergriffen, zogen die Frauen mit dem frommen Klausner durch die Reihen der Krieger. Die Franzosen sahen ihnen neugierig nach und hatten nur Augen für die jugendliche Gestalt Catharinens, die Aragonier und Kastilianer aber, durch deren Lager sich die Nachricht verbreitete, der heilige Mann von Soria nahe, ließen sie, ehrerbietig grüßend, vorüber ziehen und der Einsiedler theilte freigebig seinen Segen aus. So gelangten sie in die Stadt, wo Donna Maria in dem Hause einer ihr befreundeten Dame abstieg, der Einsiedler aber in einem nahe gelegenen Kloster ein Ruheplätzchen fand.

Die Frauen wurden gastfreundlich aufgenommen, und Catharina erfuhr hier alsbald die für sie so beglückende Nachricht, daß Don Henrico hier sei, das Gerücht sich aber verbreite, er werde in Kurzem Saragossa verlassen und nach Frankreich gehen, dort Hilfe zu suchen. Diese Nachricht belebte Catharina von Neuem, die Hoffnung, ihn wieder zu sehen, war ein leuchtender Stern in ihrer Nacht, aber wie und wo ihn sehen, wie ihm Kunde geben, daß sie hier sei — dies quälte sie. Sich der Frau des Hauses anzuvertrauen, litt ihr Stolz nicht, denn kannte auch ganz Kastilien die unglückvolle Leidenschaft Don Pedro's zu ihr, so glaubte sie doch, ihre Neigung zu Don Henrico sei der Welt verborgen. Die Ungeduld, ihn zu sehen, wuchs mit jeder Stunde und nur die Aussicht, durch den Klausner, wenn er morgen zu ihnen kommen würde, es den König wissen zu lassen, tröstete sie in etwas, ohne jedoch ihre Unruhe zu dämpfen.

Sie eilte, als der Abend zu dämmern begann, in den Garten, an

welchem der Ebro vorüber floß und dessen Wellen den Fuß einer, mit Zitronenbäumen besetzten Terrasse umspielten. Hier setzte sie sich in eine Jasminlaube, sah in die glühenden Strahlen der untergehenden Sonne und noch nie hatte sie so sehnsuchtvoll Abschied von ihr genommen, noch nie war der Wunsch, die golden Strahlende möchte bald, recht bald im rosigen Schimmer wieder erstehen, so innig gewesen; denn der morgende Tag war ihr ja ein Tag der Hoffnung.

„Wie wird es noch mit mir enden? — fragte sie sich jetzt. — Wird die Flamme mein Herz verzehren, oder werden meine Thränen die Flamme löschen? — Darf er meine Liebe erwidern? Verbot es ihm nicht der heilige Vater zu Avignon? — Und wie soll es nun enden? Rein und heilig soll meine Liebe sein, und doch — sehe ich in sein flammendes Auge, berührt mich seine Hand, so fühle ich, daß ich ein schwaches Weib, eine Erdgeborene bin — in seinen Armen vergäße ich den Himmel!

Als sie so dachte, sank der letzte Strahl der Sonne hinter den Bergen, und wie ein Held, wenn er thatenmüde in die Gruft steigt, lange noch hinter sich den Glanz seines Ruhmes verbreitet, so glühte auch, nachdem die Sonne schon sank, lange noch das Abendroth an dem sich dunkelnden Himmel. Der Abendstern zeigte sein bleiches Licht und immer mehr röthete sich das Goldmeer hinter dem Walde, bis es in Grau verschwamm und die Nacht es mit ihrem dunklen Mantel bedeckte.

Da vernahm die Sinnende das Nahen eines Kahnes, sie blickte auf und sah einen düsteren Punkt vom jenseitigen Ufer dem Garten sich nahen, sie hörte eilige Ruderschläge, vernahm das Rauschen der Wellen, die sich an des Kahnes Bord brachen, und erkannte jetzt drei Gestalten, von denen zwei im Kahne aufrecht standen, der dritte das Ruder führte. Sie sprang ängstlich auf, wollte fliehen, aber der Gedanke, er könne es sein, hielt sie gebannt. Sie blieb in der Laube, lauschte durch die zurückgebogenen Zweige, sah wie die dunklen Gestalten den Kahn verließen, auf die Terrasse stiegen und sich ihr nahten. Bald vernahm sie leises Flistern. — So geh', Carlos, und kehre schnell wieder! hörte sie jetzt, eine wohlbekannte Stimme, Henrico's Stimme! Ihr Herz pochte gewaltig; ihrer nicht mehr mächtig rief sie den theueren Namen und sank bewußtlos nieder.

Als Catharina aus einem süßen Traume erwachte, fand sie ihn verwirklicht. Sie lag auf einer Rasenbank, der Mond warf sein Zauberlicht durch die im Nachtwinde wogenden Zweige der Laube und schien gern auf dem verklärten Antlitze des Geliebten zu weilen, der vor ihr knieete, während der Page Carlos neben ihm stand, eine Schale mit Wasser ihm vorhielt und sich, als er das Erwachen der Sennora bemerkte, schnell entfernte.

Du lebst! Gott gedankt, Du lebst, Catharina! — rief der König entzückt, ihre Hand an seine Lippen drückend — Ich habe Dich wieder, Du bist mir von neuem geschenkt. Gelobt sei Gott!

Henrico! — sagte Catharina schnell aufspringend und vom Feuer seiner Worte sanft ergriffen, aber auch erschreckt — Nicht diese stürmische Glut! sie darf unsere Herzen, die der heilige Vater trennt, nicht entflammen.

Wie vermag der zwei Herzen zu trennen, die in Liebe vereint sind?! — rief Henrico feurig — Was die Liebe eint, trennt nicht Interdict, nicht Bannfluch, selbst der allmächtige Gott vermag es nur durch den Tod!

Mein König! — sagte die Sennora bewegt — Nicht diese frevelnden Worte, nicht diesen vergeblichen Kampf gegen eine höhere Macht. Die Krone Kastiliens auf Eurem Haupte, müßt Ihr in den ernsten Stunden Eures verhängnißvollen Lebens nur Kastiliens, nicht meiner gedenken. In den einsamen Stunden, wenn das Leben Euch schwer gedrückt und Ihr ermattet unter der Last der Krone seufzet, dann denkt an mich, Herrscher Kastiliens, weiht diese Stunde mir und ich bin zufrieden.

Ich bin es nicht! — rief der König und nahm mit Heftigkeit sein Baret ab — Sieh', dieser Reiherstrauß ist Alles, was mir von der Krone Kastiliens blieb. Auf fremder Erde steht der entthronte König, dem nur wenige seiner Getreuen in's Elend folgten, arm wie ein Bettler, mußte er hier um Schutz, muß er in Frankreich um Hülfe flehen. Du aber bist mir allein geblieben, ganz und gar, treu und lieb. Die Glut Deiner Liebe leuchtet mir noch aus Deinem Auge, und wo blieb der Glanz meines Diadems? — Was ist dem länderlosen Fürsten der Papst zu Avignon mit seinem Banne, was habe ich noch zu verlieren, das mir Priestermacht nehmen könnte? Was besitzt Heinrich von Trastamara noch? Arm ist er an Land und Leuten, an Geld und Gut, an Krone und Scepter, aber reich in seinem Herzen; da ruht ein hohes Glück, ruht statt der Krone die Glorie der Schönheit, statt Scepter der Zauberstab der Liebe, ruhst Du Herrliche, Du, das Einzige, was ich noch zu verlieren habe. Und Dich sollt' ich freiwillig hingeben? Das letzte, herrlichste Kleinod, das ich besitze, sollte ich dem ungewissen Glanze von Kastiliens Krone opfern? Ich wäre ein Thor, ein erbärmlicher Thor! Nein, Catharina, trotz Papst und seinem Banne reiche mir Deine Hand, folge mir morgen zum Altare, werde mein Weib, theile mein Mißgeschick, und lächelt mir das Glück, theile dann auch dieses mit mir! — Er umfaßte sie stürmisch, sie entzog sich aber seiner Umarmung und blickte schmerzvoll auf ihn, der fast mit Unmuth ihren Blick erwiderte.

Henrico! — sagte sie jetzt mit süßer, schmeichelnder Stimme — daß ich Dich liebe, weißt Du; daß Deine Liebe der Stab all' meiner Hoffnungen ist, an dem ich freudig durch's Leben wandern möchte, daß Du mir die Welt zum Paradiese schaffst und ohne Dich die blumenreichsten Gefilde selbst zur Einöde werden, deß bist Du gewiß. Aber weil ich Dich so unaussprechlich liebe, will ich auch nur Dein Glück. Mir ruft das Vaterland zu, das größere Ansprüche an Dich hat, als ich: Entsage ihm, denn der

König gehört seinem Volke! — Deinem Herzen kann ich nicht entsagen, dazu ist mein Herz zu schwach. Aber dem Glücke, dem höchsten Glücke des Lebens, an Deiner Hand als Gattin es zu durchwallen, muß ich, wenn auch mit blutendem Herzen entsagen. Deßhalb höre ich nicht auf die lockende Stimme, nicht auf die süßbethörenden Worte Deines Mundes, die mir schmeichelnd, wie der duftige Hauch der Abendwinde durch die dunkeln Zweige der Orange, zum Herzen dringen; er bewegt sie sanft, schaukelt ihre balsamische Blüthe, aber er stürmt, entblättert und bricht sie nicht. Doch meine Blüthen würden sich entblättern, mein Herz würde brechen, denn ich hätte Dich unglücklich gemacht.

Kannst Du ohne Deinen Besitz mich glücklich denken? fragte Don Henrico.

König! — erwiderte Catharina — der Thron hat eine Zauberkraft, das Diadem um den Scheitel zieht alle Gedanken dahin, das Herz bleibt leer.

Wie kannst Du glauben, Catharina —

Ich kann es wohl glauben, denn ich habe es schmerzlich empfunden. Der Graf von Trastamara hing glühender in Sevilla an mir, als in Burgos der König Don Henrico. Ueber die Beschwerde, ein weites Reich zu regieren, über die Last, die den König drückt, über die mancherlei Sorgen, die ihn quälen, selbst über die vielen Freuden, die er genießen kann, vergißt er oft, was ihn einst in allen Stunden des Lebens beschäftigte. Dem Grafen von Trastamara war die Liebe der Zweck seines Lebens, dem Könige zur Erholung nach ernstem Geschäfte.

Du bist ungerecht gegen mich, Catharina! — unterbrach sie der König empfindlich — Ich glaubte nicht, als mein dienstfertiger Page mir Deine Ankunft meldete, und ich auf Flügeln der Sehnsucht hierher eilte, daß Du meine treue Liebe zu Dir mißkennen würdest. Den König hat die Pflicht um manche selige Stunde betrogen, die süßen aber hat er desto gieriger genossen.

Zürnet mir nicht, Don Henrico, — unterbrach ihn Catharina — zürnet der Schwärmerin nicht, wie Ihr mich immer nanntet. Ich bin ein ungenügsam Wesen und deßhalb ewig mit dem Schicksale grollend, und auch wohl mit Recht, denn es hat mich schon schwer getroffen. Doch weg mit diesen Erinnerungen; wenn Ihr sonst um mich waret, verschwanden sie ja schnell und ich labte mich an Euerem Anblicke wie der Erkrankte an einem Strahle der Sonne. Ich will vergnügt, ich will fröhlich sein, sehe ich Euch doch wieder, mein König, weiß ich doch nun, daß Ihr lebt, daß Ihr frei seid.

Dies ist auch alles, Catharina, was mir aus der Schlacht von Navarette blieb. Die Freunde liegen auf dem Wahlplatze, oder sind, wie der edle Du Guesclin, gefangen, ich verlor Alles in diesem einen Tage, nur

nicht meinen Muth und Dein Herz. Und deßhalb will ich nicht murren, will kühn meinem Geschicke entgegen gehen, wenn Du mich nur begleitest!

Bei diesen Worten hörte er Tritte sich nahen; es war der Page, der eilig zu berichten kam, daß sich, so viel er beim Sternenlicht erkennen könne, eine weibliche Gestalt der Terrasse nahe.

Das ist sicher Donna Maria, — sagte Catharina, mißmuthig über die Störung, wohl auch den Schwall Ermahnungen fürchtend, die sie dieser nächtlichen Zusammenkunft wegen würde hören müssen. Sie hatte sich nicht getäuscht; Donna Maria, durch das lange Ausbleiben ihrer Nichte beunruhigt, hatte geglaubt, Catharina habe Gelegenheit gefunden, den König von ihrer Ankunft zu benachrichtigen, ihn hierher beschieden und dieser sei schnell der Einladung gefolgt. Auch vernahmen die Liebenden bald ihre Stimme, indem sie laut: „Donna Catharina!" rief.

Diese trat ihr, von dem Könige gefolgt, entgegen. Ich beuge meine Kniee vor meinem Könige und Herrn und begrüße meinen Neffen mit freudigem Herzen! sprach sie, ihr Knie vor dem Könige beugend, der den Gruß der Schwester seiner Mutter ehrfurchtvoll entgegnete, so unlieb ihm auch ihre Gegenwart in diesem Augenblicke sein mochte.

Herr! — fuhr die alte Dame fort, jedoch stets eine Art von Unterthänigkeit beobachtend — verzeiht, wenn ich meine Nichte zurück in das Haus führe. In Aragoniens Hauptstadt muß eine edle Kastilianerin sich makellos zeigen; was in Kastilien Unrecht war, wird im fremden Lande zur Sünde. — Lebt wohl, mein König, und zürnt mir nicht. — Komm', Donna Catharina! befahl sie herrisch.

Ihr seid streng, Donna Maria, oft zu streng! — nahm der König das Wort und hielt die Dame, die durch ihre Entfernung den Anstand zu verletzen befürchtete, dadurch zurück — Nur noch den morgenden Tag kann ich in Saragossa bleiben, meine Diener, meine Freunde sind schon voraus, und morgen muß ich zu meinem Ohm, dem Könige.

Nur morgen noch, Henrico? fiel Catharina dem Könige in die Rede.

Ja, nur der morgende Tag sieht mich noch hier! — erwiderte Don Henrico — Deßhalb bat ich —

O, schweigt, ich bitte Euch, schweigt, unterbrach ihn die Geliebte.

Und sollte ich nun die letzten Augenblicke, die mir das Schicksal noch läßt, nicht der Liebe weihen? fuhr der König fort, sich zu der alten Dame wendend.

Ihr wißt, gnädiger Herr, — unterbrach ihn diese — die Liebe ist in unserer Familie nur eine Unglücksbotin, denkt an Euere Mutter, denkt an Don Juan, an Don Diego Guzmann, und eben die Liebe, der Ihr, mein König, die wenigen Augenblicke weihen wollt, würde auch nicht Glück in unser Haus bringen. Darum ersuche ich Euch, — hierbei beugte sie wieder ehrfurchtvoll das Knie — erlaubt, daß ich mich mit Donna Catharina entfernen darf.

So müssen wir uns trennen! — sagte der König empfindlich — Die alte Dame befiehlt, und da müssen wir wohl gehorchen. — Morgen, wenn es dämmert! raunte er Catharina zu, rief dem Pagen, empfahl sich den Frauen und bestieg seinen Kahn.

Catharina, nur an die Worte des Königs: Morgen, wenn es dämmert! denkend, folgte schweigend der Muhme, die ihrem Unmuthe freien Lauf ließ. Ist dies das Betragen einer Guzmann? Glaubst Du, die Person des Königs heilige solchen Frevel? Eben weil es ein König ist, ist er doppelt strafbar.

Was ereifert Ihr Euch, Muhme? — erwiderte sie, empfindlicher, daß sie in ihren Träumen gestört wurde, als daß die alte Donna ihre Unzufriedenheit mit ihr hart aussprach — Ist es meine Schuld, daß mich, als ich hier abstieg, des Königs Page erkannte, meine Ankunft seinem Herrn meldete und dieser mich im Garten überraschte? Darf, kann ich ihn von mir weisen, wie Ihr es gethan? Kann ich gegen mein Herz kämpfen, das ihn mit Liebe und Wonne empfing? Verlangt nicht das Unmögliche von mir und überlaßt, was recht und schicklich ist, nur mir allein; sorgt weniger für mich, und Ihr werdet weniger verdrießliche Stunden haben.

Obgleich Donna Maria den stolzen, unbeugsamen Sinn ihrer Nichte kannte, fiel es ihr doch jedesmal schwer auf's Herz, schweigen und ihr nachgeben zu müssen; bis zu einem gewissen Punkte war Catharina nachgebend bis zur Duldsamkeit, verwundeten aber Donna Maria's harte Worte ihren Stolz oder ihr Herz, dann sprach sie im Bewußtsein ihrer Unschuld und ihres Rechtes, und die alte Dame schwieg. So auch jetzt; sie sagte nichts weiter und versuchte, ihren Zorn durch Gebete zu verscheuchen.

Am andern Morgen kam der Klausner zu Donna Maria und ihrer Nichte und benachrichtigte sie, daß er schon das Nöthige zu ihrer Aufnahme in Nuestra Sennora de Herrera besorgt habe, und rieth ihnen, niemandem, selbst ihren vertrautesten Freunden nicht, etwas von ihrem zukünftigen Aufenthaltorte zu sagen.

Der König von Aragonien — fuhr er fort — fürchtet die Macht des Prinzen von Wallis und erwartet mit Sehnsucht den Augenblick, wo Don Henrico mit seinen Kastilianern und den Franzosen Saragossa und sein Land verläßt. Ihr seid dann hier nicht sicher, wie leicht könntet Ihr der Preis sein, mit dem der unedle König sich den Frieden erkaufte. Im Kloster, wo Ihr Euch unter fremdem Namen aufhalten werdet und der Verschwiegenheit der Aebtissin gewiß sein könnt, seid Ihr geborgen.

So folgen wir lieber dem Könige nach Frankreich! sagte Donna Catharina schnell.

Der Klausner erwiderte kein Wort, aber der Blick, der sie traf, sprach einen bittern Tadel aus, und war hinreichend, daß Catharina schwieg, sich vor dem frommen Manne ehrfurchtvoll beugte und seine Hand küßte.

Wir werden uns bereit halten, jeden Augenblick abreisen zu können! — sagte jetzt die alte Dame. — Ich wäre schon jetzt bereit dazu, Saragossa ist mir zuwider; in der Hauptstadt Aragoniens findet sich ächt kastilianisch Blut nicht heimisch und überdies —

So schnell könnt Ihr nicht reisen, edle Frau! unterbrach sie absichtlich der Klausner, wohl ahnend, was sie sagen wollte. Er ermahnte noch Catharina, sich nicht von ihrer Leidenschaft vielleicht zu einem unüberlegten Schritte hinreißen zu lassen, und blieb, bis ihn die Glocke zur Vesper rief.

Kaum hatte er sich entfernt, als ein aragonischer Edler erschien, Donna Maria im Namen seines Königs als nahe Verwandte seines Bundesgenossen Don Henrico zu begrüßen und sie seines königlichen Schutzes zu versichern. Der gute Mann hatte so viel zu fragen, daß die alte Dame, des Klausners Worten eingedenk, nur mit der größten Vorsicht antwortete. Kaum hatte er sich entfernt, so machte ein kastilianischer Edler der Muhme seines Königs die Aufwartung, bald folgten ihm mehre; da gedachte sie an Donna Catharina, die bei alle diesem schicklicherweise nicht gegenwärtig sein konnte; eine qualvolle Unruhe ergriff sie, sie fürchtete, Don Henrico sei in der Nähe.

Sie irrte auch nicht. Er saß mit Catharina in der Jasminlaube der Terrasse. Alles was die Liebe Süßes und Lockendes hat, ein schwaches Herz zu bethören, wendete er an, sie zu bewegen, den Kahn zu besteigen und mit ihm nach einem Kloster zu eilen, wo alles zu ihrer priesterlichen Einsegnung bereit sei.

Catharina widerstand.

Ich liebe Euch zu sehr, Don Henrico, — wiederholte sie auch heute — um die Quelle Eures Unglücks werden zu wollen. Ihr bedürft den Beistand des heiligen Vaters, ohne ihn werdet Ihr nicht Freunde in Kastilien, nicht Freunde in Frankreich finden, und ohne diese würdet Ihr nie wieder den Thron besteigen. Dürfte ich meinem Herzen folgen, — fuhr sie fort, da sie seine Stirn sich umwölken sah — würde ich alles vergessen, dessen ich eingedenk sein sollte, und Euch folgen, wohin es auch sei.

Ihr liebt mich nicht, Catharina! — sagte er empfindlich — Ihr fürchtet mehr für meine Krone als für mein Herz.

Dies Wort schmerzt tief! — sprach sie stolz, und sich rasch erhebend — Dies hätte ich nicht erwartet, das habe ich nicht verdient.

Aber bald hatte der König sie wieder besänftigt. Ein liebendes Herz ist den Schmeichelworten so leicht geöffnet, vergibt so gern und ist dann nur noch weicher, noch empfänglicher für des Geliebten Worte; so auch Catharina, die der König immer noch bestürmte, mit ihm zum Altare zu gehen und seines Lebens ganzes Glück mit diesem einen Gange fest zu gründen. Er sprach so dringend, seine Stimme wurde immer weicher, sein Auge immer feuchter, der Arm, den er um sie schlang, folgte der

Empfindung seines immer stürmischer klopfenden Herzens und preßte sie leise, doch fester an sich, so daß sie, von seinen Worten berauscht, es duldete, als sie an seiner Brust lag, er den ersten Kuß auf ihre Lippen drückte. — Aber schnell ermannte sie sich, sprang auf, eilte aus der Laube, der König ihr nach und vor ihnen stand der heilige Mann von Soria.

Wer seid Ihr? fragte der König, der Catharina's Hand fest hielt, den Klausner mit barschem Tone.

Ein Waldbruder, König von Kastilien! — erwiderte dieser — der von Milch, Brod und Früchten lebt und was ihm sonst die guten Leute der Umgegend bringen, der täglich zwölf Ave Maria, zehn Paternoster für sich und eben so viel für seine sündigen Nebenmenschen betet.

Und was sucht Ihr hier um diese Stunde? — fragte der König. — Geht in Eure Klause zurück und werdet Andern nicht lästig.

Herr! — erwiderte der Alte gelassen — ich suchte diese Dame, deren zitternde Hand Ihr so fest haltet. In meine Klause kann ich nicht zurück, die hat wahrscheinlich Don Pedro schon zerstören lassen, und der Einsiedler von Soria könnte nur den Sündern lästig sein, nicht dieser edlen Dame, auch wohl nicht seinem Könige, den er täglich in sein Morgen- und Abendgebet einschließt.

Bei den Worten: der Einsiedler von Soria, ließ der König die Hand Catharina's los, und sattsam von der Heiligkeit und Wunderkraft dieses Mannes unterrichtet, trat er ehrerbietig auf ihn zu.

Verzeiht, frommer Mann, daß ich, ohne Euch zu kennen, Euch so hart anfuhr. Vergeßt dies und schließt mich ferner in Euer Gebet.

Das werd' ich, mein König! — erwiderte der Klausner. — Aber wäre ich auch nicht der Einsiedler von Soria, so hätte doch dies Gewand zeigen können, daß ich hier auf guten Wegen wandelte. Verzeiht diese Erinnerung. — Ihr zieht morgen von hier, geht nach Frankreich, in Avignon noch einmal Hilfe und Beistand zu suchen. Ihr dürft jetzt nur einen Gedanken nähren, den, Euerem bedrängten Vaterlande zu Hilfe zu eilen, ehe der Tiger diese herrlichen Fluren zu einer Einöde macht. Alles Andere müßt Ihr vergessen, auch sie, die mit thränendem Auge neben Euch steht.

Vergessen? — unterbrach ihn Catharina. — Vergessen darf er mich nicht! Die Erinnerung an mich muß ihn durch's ganze Leben begleiten wie ein freundlicher Traum, von dem man weiß, er kann sich nie verwirklichen, der uns aber noch lange beschäftigt und unzertrennlich begleitet, und den man tausend Mal wachend wiederträumt. So muß ich ihn stets umschweben, bei dem Gedanken an mich muß ihm sein Herz klopfen, sein Auge sich näßen.

Und er in dieser Schwärmerei sich unglücklich fühlen und seine Pflicht vergessen! — unterbrach sie der Einsiedler. — Das Herz eines Königs gehört seinem Volke, das Glück von Millionen legte Gott in seine Hand,

der Traum seines Lebens muß die Wohlfahrt seines Landes, sie sein steter Gedanke sein: Die Liebe darf ihm ein duftendes Blümchen in dem Kranze seines Lebens, nicht die Krone selbst sein, die ihm das Haupt schmückt! Deßhalb, König von Kastilien, zieht mit Gott nach Avignon, laßt dieses Kleinod, das nicht das Eure werden kann, zurück, befolgt die Befehle des heiligen Vaters, und sitzet Ihr wieder auf dem herrlichen Throne der beiden Kastilien — dann —

Dann? unterbrach ihn der König und Catharina zugleich.

Dann seid Vater Euerem Volke und herrschet mild. — Jetzt müßt Ihr Euch trennen. Donna Catharina, man hat Euch eben vermißt, kommt, folgt mir! Der Segen des Herrn begleite König Don Henrico!

Dies sagend, ergriff er Catharina's Hand, die der König noch zurück hielt.

So sollen wir scheiden? — rief dieser. — Ohne ein Lebewohl uns trennen?

Lebt wohl, Henrico! rief Catharina, vom Gefühl übermannt.

Der König preßte ihre Hand stürmisch an sein Herz.

Wie werden wir uns wiedersehen? fragte er bewegt.

Vertraut dem Himmel! ermahnte der Klausner und führte Catharina nach dem Hause zurück.

Am andern Morgen verließ Don Henrico mit den Franzosen Saragossa. Nur wenige kastilianische Edle zogen mit ihm, die andern kehrten auf ihre festen Schlösser zurück, von dort aus ihre Partei zu verstärken, oder sie blieben auch bei dem Könige von Aragonien zurück, der immer noch einen Einfall Don Pedro's fürchtete.

Traurig durchlebte Catharina diesen Tag. Es war ihr, als würde sie Don Henrico nie wiedersehen, und doch drängte die Hoffnung diesen quälenden Gedanken immer wieder zurück, sie konnte, sie wollte nicht an Henrico's Glücke verzweifeln; sie ward nun immer stiller und eingezogener, der Klausner allein war ihr eine tröstliche Erscheinung.

Die wenigen Tage, die sie noch in Saragossa verweilte, blieb ihre Stimmung sich gleich, und zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie eine gewisse Sehnsucht nach dem Kloster. Deßhalb bestieg sie auch willig das Maulthier, das sie nach Nuestra Sennora de Herrera tragen sollte. Der Einsiedler begleitete sie nicht, er wollte eine Wallfahrt nach seiner Klause wagen, sehen, ob sein Hüttchen noch stände, seine Gruft nicht zertrümmert sei; Donna Maria freuete sich, den stets mit ihr unzufriedenen Alten los zu werden, Catharina trennte sich von ihm wie von ihrem treuesten Freunde.

Als sie am andern Tage die Mauer und den stumpfen, grauen Thurm des Klosters, auf dem nur sparsam mit Bäumen bewachsenen

Felsen erblickte, schauderte es ihr. Finster und hoch waren die Mauern, die sie fortan einschließen sollten, und war ihr Wille auch nicht gebunden, konnte sie dieselben zu jeder Stunde verlassen, so war schon der Beweggrund, warum sie hier eintreten mußte, so traurig, daß ihr dieser Anblick nur schmerzvoll sein konnte. Sie seufzte tief auf, und als Donna Maria bei einem Heiligenbilde anhielt, um Gott noch einmal für ihre Rettung zu danken, wandte sie ihr Maulthier nach der Gegend von Saragossa und blickte, statt zu beten, sehnsuchtvoll nach den fernen Pyrenäen hin, die er jetzt übersteigen mochte. — Frei athmete ihre Brust wieder auf, die Hoffnung trat ihr wieder zur Seite, und sie mochte, als die alte Dame ihr Maulthier bestiegen hatte, den Weg fortzusetzen, wohl freundlich gelächelt haben, denn Donna Maria glaubte, Catharina freue sich, das Asyl zu erreichen, aber sie irrte.

Jetzt waren sie vor dem Thore des Klosters angelangt. Mit ängstlich klopfendem Herzen durchschritt Catharina die gewölbten Hallen, wo ihre Tritte dumpf wiederhallten; desto freudiger ging Donna Maria neben ihr; sie hatte endlich ihre Absicht, Catharina in den Mauern eines Klosters zu sehen, erreicht, und glaubte, trotz ihren Versicherungen, doch gewiß sein zu können, daß der irdische Sinn des Mädchens unter den frommen Schwestern sich zum himmlischen erheben würde; in dieser Zuversicht trat sie mit ihrer Nichte vor die Aebtissin, welche die Fremden freundlich empfing. Als ihr Donna Maria das Schreiben des Klausners überreichte, küßte sie es, ehe sie es öffnete, und sagte: Euch sendet ein Mann, heilig in seinen Worten wie in seinen Werken, ein Muster der Frömmigkeit, aber auch ein Muster ausübender Tugend, deßhalb seid mir doppelt willkommen. Sie erbrach nun das Schreiben, und während sie es durchlas, ruhte ihr Auge oft schmerzvoll auf dem Mädchen, das, in sich gekehrt über sein Schicksal nachdenkend, vor ihr auf einem Sessel saß.

Catharina Guzmann, — sagte die Aebtissin jetzt und legte die Hand wie zum Segen auf des Mädchens Stirn — Gott hat Dich schon schwer geprüft. Du hast bis jetzt die Prüfung bestanden, doch bist Du noch nicht am Ziele Deiner irdischen Laufbahn; erhalte Dir den Muth, und die himmlische Krone wird Dir werden, wie Heinrich von Trastamara die irdische zu Theil ward. Hat auch ihn Gott geprüft, so wird er die Prüfung muthig bestehen. Frankreich und Aragonien werden ihn nicht verlassen. Er ist nach Avignon geeilt, Hilfe bei'm heiligen Vater zu suchen, er wird sie finden. Der Graf von Anjou wirbt für ihn ein Heer, Bertrand du Guesclin, der tapfere Held, wird, wenn er seine Freiheit wieder gewann, sicher die Krieger Frankreichs versammeln, herbeiziehen und bald wirst Du Don Henrico siegreich den Thron seines Vaters wieder besteigen sehen.

Dann will ich gern sterben, — sagte Catharina — wenn ich ihn nur glücklich weiß!

Der Herr hat Deine Tage gezählt, Catharina! — fuhr die Aebtissin fort — ihm überlasse es, den zu bestimmen, der Dich zur ewigen Freude abruft. Erwarte in Demuth, was Gott über Dich verhängt. — Aber Ihr bedürft wohl der Ruhe? — brach sie das ernste Gespräch ab — Kommt, ich will Euch ein Ruheplätzchen anweisen und Dich in die kleine, für Dich bereitete Zelle führen, die Raum hat für den Demüthigen und dem Frommen genügt. — Sie führte sie, von einer Laienschwester begleitet, über den langen Kreuzgang nach einer geräumigen Zelle, die nach Osten lag. — Hier weile, bis die Stunde schlägt, die Dich wieder in die Welt abruft; Du, Schwester Agathe, bist der Donna Begleiterin und verlässest sie keinen Augenblick. Für Euch, edle Frau, — wendete sie sich zu Donna Maria — ist ein Gemach dicht neben dieser Zelle bestimmt, auch zu Euerem Dienste wird eine Laienschwester bereit sein. Nun schlaft wohl, laßt Euch durch die Hora nicht in Euerem Schlafe stören, während Ihr ruht, wollen wir für Euch beten. — Sie entfernte sich, auch Donna Maria schied von ihrer Nichte und ließ sie unter der Obhut von Schwester Agathe zurück.

Aber die Ruhe des Herzens folgte Catharinen nicht in ihre Zelle; sie überließ sich ganz ihren Träumen und nur selten erschienen sie ihr freundlich. Die Gegenwart war düster, die Vergangenheit blutig und aus der Zukunft blickten so wenig Sterne in ihrer Nacht, daß sie die Flügel ihrer Phantasie zum kühnsten Fluge erheben mußte, um sich zu täuschen. So durchlebte sie traurige Tage,. sie suchte die Einsamkeit und nur selten war ihr die gutmüthige Agatha willkommen.

Nur den verständigen Worten der Aebtissin, die ihr allmählig und mit Schonung ihre immer noch genährten Hoffnungen auf irdisches Glück benahm, gelang es zuweilen, ihr aufgeregtes Gemüth zu beruhigen. Was konnte sie auch noch auf dieser Welt hoffen, so lange ihr Herz an dem Manne hing, dem sie entsagen oder ihn unglücklich machen mußte? Wo konnte ihr noch hier das Glück erblühen? Die Aebtissin machte sie allmählig mit dem Gedanken vertraut, nur jenseit Glück und Ruhe zu suchen, aber zeigte ihr nicht die enge Zelle als das einzige Asyl, wohin sie sich flüchten sollte. — Auf dem Schlosse Montesillos könnt Ihr so gut als in den Mauern eines Klosters Euch auf die Zukunft vorbereiten, — sagte die ehrwürdige Frau — ein so muthvolles, standhaftes Gemüth wie das Euere, bedarf nicht des klösterlichen Zwanges, nicht des Beispiels frommer Schwestern, um sich zu erbauen, Ihr findet Kraft in Euch selbst.

Mit diesen freundlichen Ermahnungen gewann sie ganz das Zutrauen Catharinens, die sich eifrig bestrebte, allen ihren Hoffnungen zu entsagen und ihre Gedanken nur zum Himmel zu erheben. Oft glaubte sie dies Ziel schon erreicht zu haben, aber jede Nachricht von Henrico belebte, wenn auch nicht die Hoffnung, doch ihre Sehnsucht nach ihm und der Welt von neuem und führte ihre Seele nur zu ihm. — Nicht das Gebet, nicht die strengen Worte Donna Maria's, nicht der Aebtissin mütterliche

Ermahnungen, die nie den Weg zu ihrem Herzen verfehlten, konnten den Flug ihrer Phantasie hemmen: sie lebte dann nur in der Erinnerung an ihn, und diese Augenblicke der Täuschung waren auch wohl die einzigen glücklichen ihres zerstörten Lebens.

Monate waren so vergangen, keine Nachricht, weder von dem Könige noch von ihrem Bruder, bei Catharina eingelaufen, da begann Donna Maria selbst zu bangen. Diese Ungewißheit sollte jedoch nicht lange währen. Ein Bote kam mit einem Schreiben Alfons, das die Gemüther seinetwegen beruhigte und freudigen Inhaltes war. Er hatte, während Don Pedro in Kastilien die edelsten Männer auf dem Blutgerüste sterben ließ, mit einem Jugendfreunde, Don Gonsalvo de Lara, die Freunde Don Henrico's in Andalusien und Estremadura um sich gesammelt und manch festes Schloß, manche bedeutende Stadt genommen. Auf dem für unüberwindlich gehaltenen Schlosse zu Albuquerque war der Mittelpunkt ihrer Macht und da Don Pedro noch anderwärts vollauf zu thun hatte, blieben die Freunde König Henrico's jetzt noch die Herren der dortigen Gegend.

Alfons, den Widerwillen seiner Schwester gegen das Kloster kennend, vielleicht auch noch aus einem andern wichtigen Grunde, bat sie, Albuquerque künftig zu ihrem Aufenthalte zu wählen, wo sie für Don Henrico mehr wirken könne, als im Kloster.

„Da wir bis auf einige Städte in dem Besitze Andalusiens und Estremaduras sind — schrieb er — und in Kastilien selbst, nur auf den Schlössern unserer Freunde zu übernachten brauchen, so hast Du für nichts zu fürchten. Ich hole Dich ab, Du lebst dort Deinem Stande gemäß, und sicherer, als Du im Gebiete des wankelmüthigen Aragoniers leben könntest, und mehr, als alles dies, Du bist bei Deinem Dich so innig liebenden Bruder, dem sich Dein Herz öffnen wird und dessen Theilnahme Du gewiß bist. — Der würdigen Muhme, die wir als unsere Herrscherin betrachten würden, kann es nicht gleichgültig sein, mich an der Spitze eines Unternehmens zu sehen, das dem Geschlechte der Guzmann einen neuen Glanz geben wird; bitte sie, meiner Einladung zu folgen."

Das Herz Catharina's klopfte stürmisch bei Durchlesung dieses Briefes; auch Donna Maria vergaß das Kloster und die frommen Schwestern; ihr Stolz glaubte mehr Befriedigung in Albuquerque zu finden, als hier, und die fromme Dame sehnte sich fast noch mehr nach dem Waffenplatz der Freunde Henrico's, als Catharina selbst; denn diese mußte ja nach Westen ziehen, und jeder Schritt entfernte sie mehr von dem Geliebten. Aber dies hielt sie dennoch nicht ab; sie hoffte für den König wirken und thätig sein zu können; dieser Gedanke gab ihr Muth, und so antwortete sie mit Bewilligung Donna Maria's dem Bruder, sie werde ihm nach Albuquerque

folgen, sobald er komme, sie abzuholen. Mit dieser Antwort ward der Bote zurückgesandt.

Die Aebtissin schüttelte bei der Nachricht bedenklich ihr ehrwürdiges Haupt. — Ihr wagt in dieser kriegerischen Zeit viel, Donna Maria. Oft ist der, welcher heute Sieger war, morgen besiegt; überdies ist Euer Neffe noch ein Jüngling, wohl einer raschen, kühnen, aber nicht immer einer wohl überlegten That fähig. Ich kann meine Verwunderung nicht verbergen, und wünsche nur, Gott möge Alles zum Beßten lenken.

Von diesem Tage an hatte die Sehnsucht, das Kloster zu verlassen, mehr noch die alte Dame, als Donna Catharina ergriffen. Die stolze Frau sah sich schon, als Muhme des Königs, von den Großen Spaniens umgeben; ihr lüsterte nach Einfluß auf die Staatsbegebenheiten, und die Würde, mit welcher sie in Albuquerque auftreten wollte, beschäftigte sie bei Tag und Nacht. Catharina hingegen freuete sich, den Bruder wieder zu sehen, hoffte dort im Stillen für Henrico wirken zu können; ihr Herz fühlte sich hingezogen, nicht ihr stolzer Sinn. Deßhalb erwartete sie auch die Ankunft des Bruders mit Ruhe, während die sonst so bedächtige, abgemessen einherschreitende Dame ungeduldig und unruhig umher ging, und den Tag, wo ihr stolzes Gemüth einen so herrlichen Triumph feiern sollte, nicht erwarten konnte.

Endlich erschien Don Alfons, aber nicht allein, sein Freund Don Gonsalvo de Lara begleitete ihn. — Catharina sah ihren Bruder im Sprachzimmer wieder, das eiserne Gitter trennte sie, bald aber konnte sie das Kloster mit Donna Maria verlassen und unter dem freien Himmelsdome ruhte sie in des geliebten Bruders Armen.

Sieh', mein Alfons! — sprach sie, ohne den in einiger Entfernung stehenden Freund ihres Bruders zu bemerken — deckte mich der Schleier, hielt mich ein Gelübde in jenen finstern Mauern zurück, so trennte uns das eiserne Gitter, und ich könnte Dich nicht an mein Herz drücken.

Darum laß uns schon morgen von hier eilen! — entgegnete er. — Ich höre, Don Pedro ist im Anzuge und meine Gegenwart in Albuquerque nothwendig. Doch bald hätte ich in der Freude des Wiedersehens vergessen, Dir meinen Waffenbruder, Don Gonsalvo de Lara vorzustellen, den treuesten Diener des Königs, meinen innigsten Freund.

Gonsalvo trat mit einer gewissen Befangenheit, die, wenn sie männliche Würde begleitet, für Frauen stets anziehend ist, vor Catharina.

Ich fühle mich beglückt, Euch, Donna Catharina, die Schwester meines Freundes zu begrüßen und meine Huldigung darbringen zu können.

Ich danke Euch, edler Herr! erwiderte Catharina, von dem Anblicke des schönen Mannes überrascht, der sich schnell, das Versehen seines Freundes gut zu machen, zu Donna Maria wandte, sie ehrfurchtsvoll zu begrüßen.

Catharina schien ihn, trotz ihrer Ueberraschung, wenig zu beachten;

desto fester ruhete sein Blick auf ihr. Er blieb von fern, und ein Druck seiner Hand sagte Alfons deutlich, was er in diesem Augenblicke fühle. Alfons hatte ihm oft in vertrauten Stunden von seiner Schwester erzählt, vielleicht nicht absichtslos ihren Geist, ihr Herz, ihre Schönheit gerühmt, jedoch von der Neigung zu Don Henrico geschwiegen; sein sehnlichster Gedanke war, Freund und Schwester mit einander verbunden zu sehen, und unerfahren in der Liebe, nährte er die Hoffnung, Catharina würde dem schönsten Manne Kastiliens nicht widerstehen können. Aber sie blieb bei Lara's Anblicke kalt, behandelte ihn als Freund ihres Bruders mit aller Achtung, und sein bescheidenes Betragen gab ihr keine Gelegenheit, das ihrige zu ändern. So ging die erste Unterhaltung bei ihr spurlos vorüber, und sie ordnete mit unbefangenem Herzen das Nöthige zur morgenden Abreise.

Obgleich Ihr mein Kloster so schnell, und ich gestehe, gegen meinen Willen verlasset, — sagte die Aebtissin, als Catharina am andern Morgen von ihr Abschied nahm — so biete ich es Euch doch zum Asyl an, wenn die Stürme des Lebens Euch ein sicheres Obdach suchen lassen sollten. In diesen stillen Mauern könnt Ihr es finden. Meine Arme sollen Euch dann so mütterlich umfangen, wie jetzt, da ich Euch Lebewohl sage, und mit traurigem Herzen Euch segne. Der Herr stärke Dich! ich fürchte, Du bedarfst des Muthes! sprach sie, schloß sie in ihre Arme, und tief gerührt begann Catharina ihre Reise.

Am ersten Tage wurden sie nur von Alfons und mehren Dienern begleitet; Gonsalvo war am Abende schon vorausgeritten, die an der Grenze von Aragonien bereitgehaltene Bedeckung, die sich indessen auf den Schlössern ihrer Verbündeten zerstreut hatte, zu sammeln. Es waren an vierzig Lanzen, die auf dem Herwege manches kühne Wagstück unternommen hatten.

Alfons hatte daher am ersten Tage ihrer Reise Gelegenheit, mit seiner Schwester über ihre Verhältnisse mit dem Könige ungestört zu sprechen. Jetzt, da er glaubte, der Freund könne sie glücklich machen, da er diese Verbindung so sehnlich wünschte und seinem biedern Sinne immer die Liebe Catharina's zu Don Henrico unangenehm gewesen und ihm auch jetzt noch sorgenvoll war, so hielt er es um so mehr für seine Pflicht, aufrichtig und ernst mit ihr deßhalb zu sprechen. Zu jung, zu unerfahren, um das menschliche Herz, besonders das weibliche, zu kennen, noch nie in Liebe erglüht, sah er in dieser Liebe, wenn auch nicht ein Verbrechen, doch wenigstens eine Schuld. Gewohnt, Alles nur auf der Wagschale der Ehre zu wägen, legte er auch das Herz des Mädchens auf diese strenge, und unbekannt mit der Schwärmerei der Liebe, ward er, eben weil er die Schwester vergötterte, ein ungerechter Richter.

Catharina! — begann er, als sie sich von der alten Dame und ihrer Begleitung entfernt hatten — ich habe bis jetzt zu Deiner Liebe geschwiegen, habe durch ernste Worte Deinen Kummer noch nicht vermehren wollen, aber es ist Zeit, daß ich endlich rede. Vor Deinem Blicke steht Eleonore Guzmann als eine Heilige, ein schmählicher Tod erscheint Dir als der Tod einer Märtyrerin, sie ist Dein Vorbild!

Du irrst, Alfons! — unterbrach ihn Catharina — Doch fahre fort, setzte sie ernst hinzu.

Mir steht diese unglückliche Schwester unseres Vaters nicht so hoch! — fuhr der Bruder fort — Sie liebte Alfons von Kastilien, den Gatten Maria's von Portugal, sie that Unrecht daran und starb, ein Opfer der Königin, durch Pedro, den Grausamen; erst ihr Tod versöhnte ihre Schuld. Du liebst ihren Sohn, er war mein inniger Freund und ist jetzt mein geliebter Herr. Aber was kann er Dir sein? — Er ist Dir nahe verwandt, die Gesetze der Kirche trennen Euch, der heilige Vater hat schon zweimal die verlangte Dispensation dem Könige versagt und ihm mit dem Banne gedroht. — Was kannst Du ihm sein?

Der freundliche Traum seines Lebens! — erwiderte Catharina feurig — das Morgenroth, das ihm seine Nacht erhellt. Glaube mir, Alfons, ein Herz, das mit uneigennütziger Liebe und Treue an einem Könige hängt, hat der Seltenheit wegen einen unaussprechlichen Werth für ihn. — Doch das begreifst Du nicht, darum laß uns davon schweigen und trübe mir nicht die Freude des Wiedersehens.

Und doch muß ich es darauf wagen und Dich mit etwas bekannt machen —

Lieber Alfons, theurer, innig geliebter Bruder! — unterbrach sie ihn — kein Wort davon; ich weiß, was Du mir sagen willst.

Wie konntest Du es wissen?

Du glaubst, der schöne Mann, vielleicht der schönste Mann Kastiliens, müsse auf mein Herz Eindruck gemacht haben; — fuhr Catharina fort — auch hier irrst Du. Ich finde ihn schön, schöner selbst als Don Henrico, schöner als ich noch irgend einen Mann gesehen, ich mag ihn wohl, weil er bescheiden und Dein Freund ist und doch blieb mein Herz kalt, wird es stets bleiben, und wäre es der schönste Mann der Welt. O! Du kennst die Liebe nicht mit ihren Freuden, ihrer Qual, mit ihren Schmetterlingsflügeln und ihren ehernen, ewig ruhenden Schwingen. Mit Zaubergewalt dringt sie in's Herz; frage dies, warum es ihr seine Pforten öffnete? Das Herz weiß es nicht, es folgte einer unbekannten Stimme, einer unsichtbaren Macht, es mußte! — Dort baut sie sich ein trauliches Hüttchen von Rosen, das jeder Westhauch bewegt, jede Thräne erschüttert und doch steht es fest und in seinem Grunde unerschütterlich, als ruhte es auf Granit, als wären seine Mauern von Marmor. Wahre Liebe wäget nicht sorgfältig Glück und Unglück, Kummer und Freude, Opfer und Genuß, was ihr aus

liebendem Herzen wird, ist ihr Labung, und wäre es ein Becher voll Wermuth. Nur Untreue erduldet sie nicht, das ist der Wurm, der ihre Blüthe zernagt, das ist der Fluch, der den überschwänglichen Segen von ihr bannt. — Und sollt' ich Don Henrico untreu werden, sollt' ich ihm der Wurm, der Fluch sein, der sein Herz zernagte, seine Kraft lähmte? Nein, mein Bruder, das will ich nicht, darum laß uns davon schweigen, versuche nicht, mich auf meiner Lebensbahn zurückzuhalten, ich habe mein Ziel unverrückt vor Augen, und dies Ziel ist er.

Alfons war von dieser Sprache ergriffen; er sah die Thräne in der Schwester Auge und schwieg.

Donna Maria war die Absicht, warum Alfons sich von seinem Freunde begleiten ließ, nicht entgangen; sie suchte ihn auszuforschen, und selbst seine ausweichende Antwort auf ihre Fragen bestärkten sie in ihrer Vermuthung. Sie versuchte jetzt, wohl auf eine feinere Art als der Bruder, Catharina auszuforschen, um zu erfahren, welchen Eindruck Don Lara auf sie gemacht habe. Catharina wiederholte ihr aber freimüthig, was sie dem Bruder gesagt, und die Dame, welcher eine Verbindung mit dem Hause der Lara höchst willkommen gewesen wäre, war nun, während des ganzen Tages mißlaunig geworden.

Am andern Tage trafen sie Gonsalvo bei Molina, und ihre Begleitung war nun um so stattlicher, da mehre Edelleute aus Kastilien zu ihm gestoßen waren, und täglich mehrte sich noch ihre Anzahl. In Gueta angelangt, erfuhren sie, daß Don Pedro mit einem bedeutenden Heere von Burgos nach Toledo aufgebrochen sei; sie beeilten sich deßhalb, verließen daß Ufer des Tajo, und sich mehr nach dem Guadalquivir wendend, nahmen sie den Weg auf Orgaz. — Hier konnte es Alfons dem in ihm dringenden Freunde nicht länger verhehlen, daß er nicht die kleinste Hoffnung auf den Besitz Catharina's nähren dürfe, gestand ihm offen, daß er die Schwester seinetwegen befragt und diese ihm geantwortet hätte: ihr Herz fühle nichts für ihn. Lara erwiderte kein Wort. Der Stolz des Kastilianers war durch des Freundes Voreiligkeit wie durch Catharina's Antwort beleidigt. — Am Morgen, als sie von Orgaz nach Elestrella abreiseten, erfuhr Alfons, daß Lara mit seinen Freunden aufgebrochen sei und sich von Alfons getrennt habe; zugleich erhielt er durch einen Diener Lara's ein Schreiben folgenden Inhalts:

Mein theurer Alfons!

„Deine Freundschaft für mich hat zu übereilt Donna Catharina von meiner Leidenschaft unterrichtet, die mich verschmäht. Beides hat mein Ehrgefühl verwundet, meinen Stolz gekränkt, und es war mir unmöglich, in der Nähe der Sennora zu bleiben. Glaube nicht, mein Freund, daß ich Dir oder Deiner edlen Schwester zürne, ich zürne nur auf mich und mein schwaches Herz. Noch weniger glaube, daß kleinliche Rache mich bewogen hat, Euch zu verlassen. Ich ziehe Dir zur Seite, Dich vor Don

Pedro zu schützen, von dem ich sichere Nachricht habe, daß er auf Toledo rückt. Weiß ich Dich und die Deinen in Albuquerque sicher, so gehe ich nach Cordova; wo Donna Catharina ist, kann ich fürder nicht mehr sein. Lebe wohl; trennt uns auch ein weiter Raum, soll doch nichts unsere Freundschaft trennen.

Gonsalvo de Lara."

Dieser Brief beruhigte Alfons, der durch die plötzliche Entfernung seines Freundes an ihm irre geworden war, einigermaßen, doch war ihm der Verlust so vieler Ritter mit ihrem reisigen Gefolge in diesem Augenblicke unangenehm, und nur die Nachricht, die er in Elestrella durch Lara erhielt, Don Pedro würde erst morgen in Toledo einziehen, beruhigte ihn, da er einen Vorsprung von mehren Tagen vor dem Könige hatte. Den Franen hatte er weislich die Gefahr verschwiegen, der er sich besonders seit Lara's Entfernung ausgesetzt glaubte, und diese setzten nun sorglos den Weg auf Truxillos fort.

Hier hatte ein Gerücht von der Annäherung Don Pedro's überall Schrecken verbreitet; Truxillos hing Don Henrico an, und die Einwohner baten Don Alfons, mit seinen Lanzen zu ihrer Vertheidigung bei ihnen zu bleiben. Er glaubte aber zu gewiß sein zu können, Don Pedro sei in Toledo und würde dann ohne Aufenthalt nach Sevilla rücken, daß er die Einwohner mit der Versicherung: der Tyrann werde sie nicht heimsuchen, tröstete. Er selbst, nur noch zwei kleine Tagereisen von Albuquerque, zog am Morgen getrost weiter.

Da, wo die Straße von Plazentia nach Merida sich mit der nach Albuquerque kreuzt, steht ein Brunnen, wie so häufig fromme, mitleidige Seelen armen Reisenden zur Erquickung an den Landstraßen angelegt haben; auf Granitfelsen sprudelt hier ein kühler Quell, der, in Röhren aufgefaßt, zur Labung von Menschen und Thieren in ein großes steinernes Becken fällt, das Ahorn und immer grüne Eichen beschatten. Hier rastet der Wanderer gern, denn ein frischer Quell und ein schattiges Plätzchen sind freudige Erscheinungen unter diesem heißen Himmelsstriche, und der Stifter solches Brunnens hat sicher mehr Segenwünsche geärntet als der Erbauer des stolzen Escurials. Hier in dem Dunkel der den Kreuzweg beschattenden Bäume lagerte sich auch Alfons, Sieste zu halten, und berathschlagte mit seinen Freunden, ob sie heute in Arojo de Puerto Herberge nehmen, oder noch einige Stunden weiter ziehen sollten. Indessen ward in der Eile für die Frauen ein Zelt aufgeschlagen, daß sie darunter ruhen und sich stärken möchten, während die Männer Rath hielten. Einmüthig ward beschlossen, noch weiter nach Arajo zu ziehen, um morgen in den Mittagstunden Albuquerque erreichen zu können.

Eben waren Teppiche ausgebreitet, ein Schlauch mit Wein geöffnet und die mitgebrachten Vorräthe ausgepackt, als eine der ausgestellten Wachen herbeisprengte, meldend, daß aus dem Walde ein Haufen Bewaff-

neter heranzöge, ob Freund oder Feind, hätte er nicht unterscheiden können. Schnell ließ Alfons aufsitzen, befahl einem zuverlässigen Diener, die Frauen seitwärts hinter die Höhe zu führen und dort den weiteren Ausgang der Sache abzuwarten. Sollte er sehen, daß es Feinde seien, solle er schnell Albuquerque zueilen.

Mit klopfendem Herzen verließen die Frauen Alfons, der mit seiner Schaar die Höhe hinauf ritt, und Donna Maria mochte in diesem Augenblicke wohl gern alle in Albuquerque sich geträumte Herrlichkeit aufgeben und sich nach Nuestra Sennora de Herrera zurück wünschen.

Kaum waren sie eine Strecke vom Lagerplatze, als sie die Trompeten schmettern hörten, Alfons mit den Seinen die Lanzen einlegen und die Höhe hinunter traben sahen — jetzt war er ihren Augen entschwunden. Da bat ihr Führer dringend, die Maulthiere anzutreiben, da es keinem Zweifel mehr unterworfen sei, daß es Feinde wären, denen Alfons entgegen rücke; er zeigte ihnen eine nahe liegende Höhe, von wo sie den Ausgang des Kampfes besser und sicherer abwarten konnten, denn schon hörte man das Klirren der Waffen und das wilde Geschrei der Kämpfenden.

Immer den Blick rückwärts gewendet, jagten die Frauen jetzt die Höhe hinauf, aber noch hatten sie sie nicht erreicht, als sie die Flucht der Ihrigen deutlich sehen konnten.

Armer Alfons! waren die einzigen Worte, die Catharina ausstieß.

Nur Gott und unsere guten Thiere können uns retten! rief Donna Maria in der schrecklichsten Angst und trieb ihr Maulthier so heftig an, daß es keuchend die Höhe zuerst erreichte, wo sie auch zuerst von einem Haufen kastilianischer Reiter ergriffen und gefangen wurde; Donna Catharina und der Diener hatten gleiches Schicksal.

Auf wessen Befehl greift Ihr wehrlose Frauen an? fragte Donna Maria mit dem ihr eigenen Stolze, denn mit der Entscheidung ihres Schicksales war auch der Muth in ihr zurückgekehrt.

Auf Befehl unseres Königs Don Pedro! erwiderte der Anführer.

So weiß ich, was mich erwartet; führt mich hin, wohin es Euch beliebt! sagte die Dame und zeigte sich in ihr Schicksal ergeben.

Nicht so Catharina. Das Schicksal ihres Bruders beschäftigte sie allein, an das ihrige dachte sie wenig, und Thränen entstürzten ihrem Auge.

Auch unter dem Schleier blinken Deine Thränen hervor! — sagte die alte Dame verweisend — Nie muß eine edle Kastilianerin den Feinden Thränen zeigen.

Aber Alfons! —

Gott wird ihn beschützen! — sagte sie zutrauenvoll; aber plötzlich murmelte sie leise vor sich — Er ist der Letzte seines Stammes, es wäre schrecklich!

Der Anführer der Reiter bog jetzt mit den Frauen in den Weg nach Merida ein.

Ihr führt uns nach Sevilla? fragte Donna Maria.

Ich glaube! erwiderte er und suchte jedes Gespräch zu vermeiden, obgleich er übrigens die Frauen mit aller Achtung, selbst mit Ehrerbietung behandelte.

Jetzt sahen sie von fern einen bedeutenden Haufen, wohl an hundert Lanzen, seitwärts auf sich zukommen. Der Führer der Frauen hielt an, sie zu erwarten, und als die Andern näher kamen, sah man, daß sie mehre Gefangene in ihrer Mitte führten; bald erkannten sie Don Alfons unter ihnen. Sein verwundetes Roß war gefallen, er, wehrlos gemacht, hatte sich ergeben müssen.

Der Anführer von Don Pedro's Leibwache, Don Jaime Mendoza, kam jetzt auf die Frauen zugeritten, begrüßte sie ehrfurchtvoll, entschuldigte sich mit dem Befehle seines Herrn, bat, sich nicht als Gefangene zu betrachten und in ihm nur ihren Begleiter nach Sevilla zu sehen. Zugleich führte er Don Alfons ihnen zu.

Ich werde Euch nicht trennen! sagte er verbindlich.

Catharina hatte sich bei des Bruders Anblicke nicht freuen können. Das Blutgerüst ihres Vaters, ihres Bruders stand düster vor ihr und fast hätte sie gewünscht, Alfons wäre im Kampfe gefallen; nicht so Donna Anna, die den Stamm der Guzmann noch nicht ganz abgestorben vor sich sah Doch war das Wiedersehen kein freudiger Augenblick. Scham und Verdruß malte sich auf dem Antlitz des Gefangenen, Schmerz und Kummer sprach sich in dem thränenvollen Auge Catharina's aus, Unmuth und gekränkter Stolz furchte die Stirne der alten Dame, die erst in diesem Augenblicke daran dachte, das ein Guzmann als Ueberwundener vor ihr stehe.

Als die Begleitung aus Achtung für die Gefangenen, damit sie sich ungestört unterhalten möchten, in einiger Entfernung blieb, konnte Donna Maria den Ergüssen ihres Herzens freien Lauf lassen, und sie benutzte den ersten Augenblick, ihren Unmuth auszuschütten. Unglückskind! — wandte sie sich zu Catharina — Dir genügten nicht zwei Opfer, auch das dritte muß durch Dich fallen. Hättest Du Gonsalvo de Lara nicht so schnöde zurückgewiesen, so hätte er uns nicht verrathen; er hat die Völker Don Pedro's geführt, sein beleidigter Stolz hat sich furchtbar gerächt. —

Glaubt das nicht, Muhme! — nahm Alfons schnell das Wort — Solch niedrige Rache ist Lara nicht fähig; Gott weiß, wer uns verrathen hat, er nicht, er wahrlich nicht! — Auch bitte ich Euch, — fuhr er nach einer Weile fort, da er der Schwester trauriges Antlitz sah — schont diese Unglückliche und seid nicht hart gegen sie. Wer kann gegen das Schicksal kämpfen? Sie geht einem noch furchtbareren Loose entgegen als ich; mir droht der Tod, ihr —

Alfons! — sagte Catharina, die bisher geschwiegen und geduldet hatte — welches Schicksal könnte der Tod nicht abwenden, welche That er nicht versöhnen? Fürchtet nicht für mich, ich bin auf Alles gefaßt — eher den Tod als Schande!

Das war ein christliches Wort aus dem Munde einer Guzmann! — fiel die alte Dame rasch ein — Das war aus meinem Herzen gesprochen. Aber Allem kannst Du vorbeugen — geh' in ein Kloster.

Immer nur der Unkenton! — sagte Alfons halb laut, doch so, daß Donna Maria es hören konnte, ergriff den Zügel von Catharina's Maulthier und führte es seitwärts. — Schwester! — sprach er — ich bin dem Tode geweiht, vielleicht noch heute schlägt die Stunde der Trennung, deßhalb muß ich zu Dir reden, als sei es das letzte Mal; denke, Du hörtest die Worte Deines sterbenden Bruders, Du hörtest seine letzte Bitte. Nimm diesen Dolch, den sie mir gelassen, thue ihn nicht von Dir, nicht bei Tag, nicht bei Nacht, er könnte Dein Retter in der Noth werden. Vergiß Don Henrico, Segen kann diese Liebe Dir nie bringen, und geh' in ein Kloster. — Versprich es mir, Schwester!

Alfons! erwiderte sie, doch in diesem Augenblicke unterbrach Trompetenschall ihre Rede und sie sahen einen kleinen Haufen Gewaffneter mit eingelegter Lanze auf sie zu sprengen. Mendoza sammelte schnell seine Reisigen und ein alter Ritter übernahm mit den Seinen die Bewachung der Gefangenen, während Mendoza die Glieder in aller Eil ordnete und den Feind, dem er um das Dreifache überlegen war, erwartete.

Sieh', Catharina! — raunte ihr Alfons im Zurückreiten zu — sieh' jenen Ritter, der in schwarzer Rüstung mit dem schwarzen Helmbusche voransprengt; irr' ich nicht, so ist es Lara, der uns zu befreien sich in den Tod stürzt. Seht Ihr, Muhme, wie unrecht Ihr ihm thatet!

Gebe ihm Gott den Sieg und uns die Freiheit! erwiderte sie, rückwärts nach dem Kriegsvolke schauend, das schon im Handgemenge begriffen war.

O! könnte ich dort sein, könnte ich kämpfen um Sieg oder Tod! — rief Alfons verzweiflungvoll — Mein treuloses Roß würde nicht zum zweitenmal unter mir stürzen. Aber sieh', ich sehe im Gewühl den schwarzen Helmschmuck nicht mehr. — Unsere Retter weichen — sie fliehen — sieh', das braune Roß, das ohne seinen Reiter, wiehernd, im vollen Jagen auf uns zu kommt, es ist Gonsalvo's Roß, ich erkenne es. Armer, treuer Freund, Du sankst für uns! Möge Dir ein ehrenvoller Tod geworden sein, nicht die Fesseln, nicht der schmachvolle Tod, der mich erwartet!

Furchtbar, furchtbar! — murmelte Catharina vor sich hin — Wer mich liebt, der ist einem finsteren Schicksale verfallen, wer mir naht, der ist dem Verderben geweiht!

Herr! — wendete sich jetzt Alfons zu dem alten Ritter — der Kampf ist beendet; dort auf dem Wahlplatze liegt, wie ich vermuthe, einer meiner

Freunde; seid menschlich, führt mich hin, daß ich ihn noch einmal sehen, und gehört er noch den Lebenden an, ihm Lebewohl sagen kann.

Es wäre grausam, Euch diesen Wunsch zu versagen, edler Guzmann; kommt! — erwiderte der alte Ritter — Aber sollen die Frauen Euch begleiten, oder hier zurück bleiben?

Ich begleite Dich! sagte Catharina, während Donna Maria abstieg und sich neben ein Kruzifix setzte.

Als sie dem Kampfplatze näher kamen, sah Alfons bald, daß er sich nicht geirrt habe. Es war Gonsalvo, der zu ihrer Rettung herbeigeeilt war, der für Catharina den Tod suchte und ihn fand; ein Lanzenstoß war zwischen Helmkragen und Harnisch gedrungen, hatte ihn vom Pferde geworfen und tödtlich verwundet. Bei seinem Anblicke sprang Alfons vom Rosse und eilte zu dem Freunde, Catharina blieb von fern. Mendoza winkte den Seinen, sich entfernt zu halten, und während Catharina das Aerntefeld des Todes um sich her mit Schauder betrachtete, nahte sich Alfons dem Freunde, der, an den Stamm eines Feigenbaumes gelehnt, mit mattem Auge ihn kommen sah und seinen Mund zum Lächeln zwang. Ich konnte Euch nicht retten, — sagte er, seine Hand nach Alfons streckend — ich konnte meine Schuld, Euch verlassen zu haben, nicht wieder gut machen, nur mit dem Tode konnte ich sie büßen. Verzeihe mir!

Freund! — sprach Alfons mit gepreßter Stimme, aber ehe er fortfahren konnte, fragte ihn Lara: Wo ist Donna Catharina, Deine Schwester?

Hier in der Nähe! erwiderte Guzmann.

Bitte sie, daß sie nur einen Augenblick bei dem Sterbenden verweile.

Alfons winkte der Schwester, die näher trat. — Donna! — sagte jetzt Gonsalvo, nachdem er sich mit Mühe gefaßt hatte — darf ich, indem ich vom Leben scheide, eine Bitte wagen, die Ihr dem Wanderer auf seiner langen Wallfahrt nicht versagen möget. — Catharina winkte bejahend. — So hebt Eueren Schleier, daß ich noch einmal Euer Angesicht schauen könne. — Catharina warf den Schleier zurück. — Er heftete starr sein Auge auf sie, das immer verklärter sie anschaute, sein Mund lächelte, aber schwieg. So saß er wohl Minuten lang unbeweglich, bis ein tiefer Seufzer seiner Brust entquoll, sein Auge brach, sein Haupt sank.

Schlummre sanft, edler Jüngling! — rief Catharina, und die Umstehenden nicht beachtend, knieete sie neben dem Entschlafenen nieder und drückte ihm die Augen zu. Du hast überwunden, wohl Dir! — seufzte sie auf — Der barmherzige Gott mag wissen, welche Hand mir die Augen zudrücken wird.

Nach einigen Tagen trafen Alfons und die Damen, von Mendoza begleitet, in Sevilla ein, wo sie nicht, wie sie gefürchtet, in ein Gefängniß,

sondern nach ihrem palastähnlichen Hause geführt wurden. Hier genossen sie alle Freiheit, nur durften sie es nicht verlassen und niemand bei sich sehen; auch wurden sie von einer Anzahl Krieger bewacht und alle Vorsichtmaßregeln getroffen, daß sie nicht entfliehen konnten.

Don Pedro war noch in Toledo geblieben, doch täglich erwartete man seinen feierlichen Einzug in Sevilla, dann wußten die Unglücklichen, daß ihr Schicksal sich entscheiden, daß ein trauriges Loos ihnen werden würde. Am gefaßtesten unter ihnen war Donna Maria, deren Stolz sie über das Unglück erhob, auch Alfons hatte sich mit dem Tode vertraut gemacht und schien mit Ergebung in die Zukunft zu blicken. Nur Donna Catharina konnte sich nicht fassen. War nicht in Sevilla das Haupt ihres Vaters, ihres Bruders durch Henkershand gefallen; hatte sie ihnen nicht in jenem grauen Thurme, in dem schon tausend Opfer geschmachtet, Lebewohl gesagt? Blickten dort nicht die Zinnen der Königsburg herüber, wo sie vor dem wollüstigen Tyrannen mit standhaftem Muthe das Todesurtheil der Ihrigen herbeigerufen hatte? Ihre Zukunft erschien ihr grauenvoll, kein Mitleid, auch keine Hilfe war zu erwarten; die schreckliche Vergangenheit trat ihr hier blutig entgegen, wo alles sie an die theueren Geopferten erinnerte, sie war tief betrübt.

An dem nemlichen Tage, an welchem Don Pedro seinen Einzug in Sevilla gehalten hatte, ging Catharina des Abends mit Alfons schweigend im Zimmer auf und ab, jeden Augenblick die traurige Entwickelung ihres Schicksals erwartend. Ihre Gedanken schienen fern und doch waren sie nur bei den Familengemälden, welche an der Wand des großen, prachtvollen Zimmers aufgehangen waren, denn unwillkürlich blieb jetzt der Bruder vor dem Bilde eines Mannes in voller Rüstung stehen, der den Helm zur Seite, auf sein Schwert gestützt, den Jüngling freundlich anzublicken schien, während das Auge der Schwester auf einem jungen Manne in prachtvoller Kleidung ruhte, dessen kastanienbraunes Haar in üppigen Locken über Stirn und Schulter wallte! ein tiefer Seufzer entstieg ihrer Brust.

Alfons mochte ihn vernommen haben, er wandte sich nach der Schwester.

Catharina, — sprach er, sie in seine Arme schließend — laß die Todten ruhen, ihnen ist wohl, sie sind bei Gott!

Die Jungfrau strich ihm freundlich die herabgefallenen Locken zurück und preßte mit Heftigkeit einen Kuß auf seine Stirn.

Du allein bist mir geblieben, und wie lange noch! — sprach sie bewegt. — Ach, wir sind aus einem sehr unglücklichen Geschlechte; die Mutter begann den Todesreigen, ihr folgte Eleonore, den Vater und den Bruder trieb ich auf's Blutgerüst. — Gott sei meiner Seele, sei uns gnädig!

Beruhige Dich, Schwester! — unterbrach sie Alfons — Du stehest wie eine Heilige vor diesen Geopferten. Erinnerst Du Dich der Worte

des Vaters, als er in Sevilla aus dem Kerker zum Blutgerüste geführt wurde? Catharina, sprach er, Dich an sein Herz drückend: laß uns Alle getrost den Todesweg gehen, folgst Du uns nur dereinst als eine Reine, Makellose! — Gedenke der Worte Deines sterbenden Vaters. Auch ich rufe Dir zu: Nichts möge Deinen edlen Sinn beugen, nichts Dich von dem Pfade der Tugend locken, nicht Furcht vor dem Tode, nicht eine thörige Liebe.

Ich muß Dir meine Besorgniß mittheilen, Schwester! — sagte er nach einigem Bedenken. — Jede Stunde kann uns für immer trennen; in meinem Hause ein Gefangener, erwarte ich jeden Augenblick, in's Gefängniß geführt zu werden, da heute der Tyrann in Sevilla angekommen ist. In dem Augenblicke der Trennung frage ich Dich noch einmal: Wohin soll Dich Deine Leidenschaft zu Don Henrico führen?

Zweifelst Du an der Heiligkeit meiner Liebe? — unterbrach sie ihn mit Heftigkeit. — Bange nicht für mich, mein Stolz ist dem Deinen gleich, meine Ehre mir das Höchste, Heiligste der Welt, ihr opfere ich Alles, Glück und Leben!

Bis jetzt warst Du des Vaters Befehlen eingedenk, — nahm Alfons das Wort — Du widerstandest des Königs Bewerbungen —

Und des Vaters, des Bruders Haupt rollte blutend zu meinen Füßen! — fiel sie ihm schaudernd in die Rede. — Auch Deines sehe ich fallen, mein Alfons, auch Dein Haupt! Unersättlich ist des Tyrannen Blutgier, furchtbar seine Leidenschaft. Wo die Liebe den Menschen unter Rosen wandeln läßt, schreitet der Tiger mit wilder Begier auf blutigem Pfade ihr entgegen. Mich grauset vor der Zukunft.

Als sie dies sprach, trat Donna Maria ein; Catharina schwieg bei ihrem Anblicke. Sie schritt langsam auf sie zu, warf Catharina's zurückgeschlagenen Schleier wieder über das jugendliche Antlitz und sagte mit ernst verweisender Stimme:

Möge Gott die Reize verderben, welche das Wehe über dieses Haus gebracht, möge ein ewiger Schleier sie decken!

Muhme! bat Catharina, ihre Hand küssend, während der Bruder unmuthig an's Fenster trat.

Nur in des Klosters öden Mauern ist noch Heil für Dich, nur unter Geißel und Buße kannst Du von Gott Barmherzigkeit erflehen, nur wenn Du Dein sündhaftes Herz losreißest und es zu den Heiligen wendest, werden Dich dereinst die durch Dich Geopferten an des Paradieses Pforte empfangen.

Kann ich, Muhme, darf ich?! erwiderte die Jungfrau.

Ich sollte Dich, Halsstarrige, Deinem Schicksale überlassen — fuhr die Dame fort, die seit ihrer Gefangennehmung wieder nur an Kloster und Heiligenschein dachte — hätte ich nicht Deinem Vater, meinem geliebten Bruder feierlich versprochen, Dir Mutter zu sein so lange ich lebe.

So seid es auch, Donna Maria! — nahm Alfons mit Lebhaftigkeit das Wort — Seid der Schwester eine liebende Mutter, an deren Busen sie ihren Kummer ausweinen kann; zeigt ihr ein Mutterherz, aber verwundet die Unglückliche mit Eueren harten Reden nicht noch mehr und verwünscht nicht die Reize, die ihr Gott gab.

So blick' hinein! — sprach die alte Dame mit furchtbarem Tone. — Blick' hinein! Aber diesen Augen folgt das Verderben, aus ihnen leuchtet ein Basiliskenblick, der auch Dich verderben wird, deßhalb wehe ihnen, wehe uns, so lange sie noch strahlen! Sie leuchten wie Fackeln, Dir den Scheiterhaufen zu zünden.

In diesem Augenblicke trat ein Kämmerer des Königs, von Bewaffneten gefolgt, ein.

Verzeiht, Sennora, — sagte er, sich zu Catharinen wendend — daß ich einen strengen Befehl meines Königs vollführen und Euch, Don Alfons Guzmann, bitten muß, mir zu folgen.

Entschuldigt Euch bei meinem Bruder, — erwiderte sie — er ist, obgleich gefangen, doch hier der Herr, nicht ich.

Er ist jetzt mein Gefangener, — sprach der Kämmerer — doch ein Wort von Euch und er ist frei; ein Wort, ein freundliches, beglückendes Wort zum Könige wird seine Wirkung nicht verfehlen.

Elender! rief Catharina und wandte ihm den Rücken, während Alfons ihre Hand ergriff.

Du kennst meine Gesinnung, Schwester! — sagte er muthig — ich fürchte nicht den Tod, ich fürchte nur die Schande; ehrenvoll wird das Geschlecht der Guzmann untergehen, zittere deßhalb nicht für mich.

Der Kämmerer versuchte noch einmal für seinen Herrn zu sprechen, aber auch jetzt, als er den Befehl gab, den Bruder abzuführen, wies ihn Catharina mit Verachtung zurück. — Donna Maria hatte zu dem allen geschwiegen und unverwandt auf ihre Nichte das Auge gerichtet, als aber Alfons abgeführt werden sollte, trat sie zu ihm.

Alfons Guzmann, — sprach sie — noch ist ein Gott im Himmel, zu dem wende Dich, und muß es gestorben sein, so stirb Deines Stammes würdig und — nun lebe wohl!

Unglückskind! — wandte sie sich, als der Bruder abgeführt war, zu ihrer Nichte — Der Letzte des edlen Stammes geht zum Tode, mit ihm stirbt er aus, nur Du lebst noch!

Noch lebt auch er! erwiderte Catharina vertrauenvoll zum Himmel blickend.

Wenn er nicht mehr ist, dann stehst Du allein! — fuhr Donna Maria fort. — Was wirst Du dann beginnen?

Gott wird mir schon ein Asyl zeigen, wohin ich fliehen, mich verbergen kann.

Wohlgesprochen, Kind! — sagte die ehrwürdige Dame. — Du folgst mir dann in das fromme Kloster.

Nein, nein! — unterbrach sie Catharina heftig — dorthin führt mich mein Weg nicht, dort ist jeder Liebe Grab. Nimmer ziehe ich in die öden, freudelosen Mauern, ich bedarf ihrer nicht; überall bewacht ein schützender Engel die Tugend, und noch liegt das Leben, wenn auch nicht eine lachende Flur, doch grünend vor mir.

Ja wohl! — sagte die ernste Frau mit bitterem Hohn — Grünend und blühend liegt es vor Dir, eine herrliche Landschaft. Dort auf jenem kahlen Felsen siehst Du Montesillos, das Schloß Deiner Väter, Binsen und Haidekraut wachsen auf seinen Höhen, der Epheu rankt sich um seine verfallenen Mauern, Raben flattern aus seinen öden Gemächern und das Wild springt sorglos über die eingestürzten Zinnen seiner Thürme; kein menschliches Wesen geht dort ein noch aus, denn das Geschlecht, das es bewohnte, traf der Fluch des Herrn. Oede und menschenleer ist es um Dich, der Reiher schwebt in langsamen Kreisen um den versiegten Fluß und sucht vergebens die klare, einst hier rieselnde Fluth und ihre schuppigen Bewohner, und selbst die Krähen flattern scheu von jenem Baume auf, denn sie erblicken Dich, den unglückbringenden Geist ihres Geschlechtes. — Sieh'st Du dort auf nacktem Hügel die vom Sturm entwurzelte Eiche liegen? Sieh'st Du die zwei jüngeren Bäume verdorrt neben ihr? Kein Lebenssaft rinnt mehr durch ihre Aeste, es ist aus mit ihnen; weißt Du, wen sie bezeichnen? — Catharina, wo ein edles Geschlecht untergeht, da weinen die Engel und ein Paradies wird zur Wüste! — Darum wehe dem Unglücklichen, welcher Schuld an diesem Untergange war, wehe dem, der die Schuld trägt, daß Vater und Bruder zum Richtplatze geführt wurden! Sieh', das ist das Bild Deines üppig grünenden Lebens, eine öde Landschaft ist es, wo der Tod umherwandelt, um mit seinem kalten Hauche alles zu verpesten.

Ich bin rein von Schuld! erwiderte Catharina gefaßt.

Was kann der Strahl der Sonne dafür, — fuhr Catharina nach einer Pause fort — wenn er die grüne Matte versengen muß? Was der Blitz, den die Hand Gottes sendet, dafür, daß er die Hütte zündet? In mir lag nicht der Wille, was kann ich für fremde, gräßliche That? Ich war das Werkzeug in der Hand des Schicksals, meine Tugend mußte ich opfern oder die Meinen. — Sie gaben nur das Irdische hin, ich hätte das Himmlische opfern müssen. Wie konnte ich anders handeln, was kann ich noch thun.

Büßen in Staub und in der Asche! — fiel ihr Maria in die Rede — Diese Reize vernichten, die wie ein böser Zauber all' das Unglück herbei führen, Gott Dich übergeben, damit die Menschen keinen Theil mehr an Dir haben.

Mich vernichten? — murmelte Catharina vor sich hin, jedoch so, daß

die Dame es vernehmen konnte — das vernichten, was ihm so werth ist? — Allem entsagen, auch seiner Liebe? Nein, nein!

Ja, auch ihr mußt Du entsagen und sollte Dein Herz brechen! Du lässest Dich von ihr nach unerreichbarem Ziele treiben, denn nie kann er der Deinige werden. Reiße Dich los von dieser thörigen Liebe, vergiß Don Henrico!

Ich soll ihn vergessen? Nein, nein, Muhme, das kann ich nicht! In dem öden, traurigen Bilde, das Ihr mir von meinem Leben maltet, trat mir aus der Nacht, die es umgab, eine Sonne hervor. Rosig strahlend und mild stieg sie im Osten auf, rollte die Nebel vor sich hin und als ihr erster Strahl den nackten Fels traf, sprudelte der Quell wieder freudig hervor, tausend andere, ihre Banden sprengend, vereinigten sich mit ihm, stürzten sich über Felsen in's Thal hinab und strömten nun wieder in einem Bette wogend dahin. Der Sonne warmer Hauch lockte Gras und Blumen aus dem kargen Schooße der Erde, ein bunter Teppich ward die öde Flur, Nachtigall und Lerche umschwirrten mich mit ihrem melodischen Gesange, und wo Rab' und Uhu aus verfallenen Gemächern scheu empor-flatterten, da wogte ein reges Leben, Ritter und Knappen zogen ein —

Und erhob sich der entwurzelte Stamm in seiner alten Pracht? — unterbrach sie Donna Maria finster — und rauschte das grüne Laub saftig an den Zweigen des Verdorrten? Vermochte Deine Sonne die Gräber zu sprengen und den Todten zuzurufen: Erwachet aus Euerem Schlafe, die Euch den Tod gab, ruft Euch zum Leben wieder?

Nur Gott vermag die Todten zu wecken! — erwiderte Catharina, und ihr Auge erhob sich sehnend nach dem Bilde ihres Vaters, ihres Bruders.

Und was könnte es nützen, wenn auch Dein Liebestraum in Erfüllung ginge? — fuhr die Donna fort — Das Weib ist dem Stamme eines Geschlechtes nur ein wuchernder Zweig, nie schlägt er Wurzel, nie treibt er den Stamm himmelwärts; ob er verdorrt oder grünt, ist gleichviel.

Ein heftiges Pochen unterbrach das Gespräch. — Donna Maria befahl, daß man die Hausthür öffnen solle, und ein Diener kam mit der Nachricht zurück, daß ein Herr sich draußen befände, der im Namen des Königs mit Donna Catharina zu sprechen wünsche.

Führ' ihn herein! befahl die alte Dame; — kurz darauf öffnete sich die Thür, und bei'm Anblick des Eintretenden fuhren die beiden Damen erschrocken zurück, denn es war Don Pedro selbst, der Donna Catharina begrüßte. — Nach einigen verbindlichen Worten, welche er zu dem zitternden Mädchen sprach und wodurch er sich wegen der Verhaftung ihres Bruders entschuldigen wollte, wandte er sich zu Donna Maria und befahl ihr, sich zu entfernen. Sie gehorchte nicht; entrüstet befahl es ihr der König noch einmal, sie aber erwiderte mit Würde: Sennor! die Pflicht

weiſ't mir meinen Platz bei meiner Nichte an, die keinen andern Schutz hat als mich —

Auch wenn Euer König befiehlt?

Auch dann.

Dame! — rief Don Pedro entrüſtet, und ſelbſt Catharinens Gegenwart mäßigte ſeinen Zorn nicht — ich glaube, Ihr kennt mich und wißt, daß König Pedro ſich nicht ungeſtraft beleidigen läßt — deßhalb geht: —

Ich werde bleiben! — erwiderte ſie mit Feſtigkeit — Nichts als mein Leben ſteht in Euerer Gewalt, und das opfert eine edle Kaſtilianerin ſtets, wenn es die Ehre gilt.

Nun, — ſagte der König, höhniſch lächelnd — ſo bleibt! Ich werde denken, Ihr wäret nicht hier. — Hört, was Euere jungfräulichen Ohren, nur an fromme Gebete gewöhnt, beleidigen wird, mir gleichviel, nur ſchweigt und reizt meinen Zorn nicht von neuem, ich warne Euch! — Catharina, — wandte er ſich nun zu dem Mädchen, das bis jetzt ſchweigend und in banger Erwartung da geſtanden hatte — Es iſt das dritte Mal, daß Euer König als ein Bittender vor Euch ſteht, obgleich es in ſeiner Macht ſteht, zu nehmen, wo er bittet, — weiſet ihn jetzt nicht zurück, ſprecht ein verſöhnendes Wort, ein Wort der Liebe, theilt meinen Thron und Alfons Guzmann ſoll ihm dann unter allen kaſtilianiſchen Edlen am nächſten ſtehen.

Sennor! — erwiderte Catharina, indem ſie nach dem Bilde ihres Vaters und ihres Bruders wies — Jene dort mögen ſtatt meiner antworten.

Der König ſah auf und ſchien von dieſem Anblicke betroffen. Antwort können dieſe Todten mir nicht geben, aber Euch guten Rath! — erwiderte er kalt — Alfons iſt in meiner Gewalt und ihm könnte geſchehen wie dieſen. Ich erwarte die Antwort von Euch, was hab' ich mit den Todten zu thun? das Grab verſchließt ihren Mund, lieber vernehme ich ſie von Eueren roſigen Lippen, wo ich bei jedem Laute die Stimme eines Engels zu hören glaube. Sprecht, Catharina, beglückt mich und rettet Eueren Bruder!

Und was könnte es Euch nützen, wenn die Furcht, nicht die Liebe mich in Euere Arme führte? fragte ſie zitternd.

Fragt nicht danach, ſo wenig als ich es thue! — erwiderte Don Pedro — Schließe ich Euch in meine Arme, ſo ſehe ich einen Himmel voll Seligkeit vor mir offen und frage nicht, ob Furcht, ob Liebe die Pförtnerin war, die ihn mir öffnete.

Nein, König! — rief Catharina, über dieſe Rede entrüſtet — Nein, nimmer werde ich in Eueren Armen ruhen, eher in den Armen des Todes! Laßt meinen Bruder auf dem Schafot bluten, laßt ihn heimlich im Gefängniſſe durch Meuchelmöder umbringen, der Tod wird ihm ſo bitter

nicht sein als es die Schande seiner Schwester wäre! — Auf den Thron wollt Ihr mich erheben? Kann der Thron Reiz für eine edle Jungfrau haben, seit Ihr die unglückliche Blanka von Frankreich, Euere rechtmäßige Gattin, im Kerker morden ließet und die leichtgläubige Johanna de Castro verstießet? — Nein, Don Pedro, nie werd' ich die Euere, Eueren blutbefleckten Purpur theile ich nicht mit Euch!

Wie ein blutgieriger Tiger auf seine Beute, so grimmig sah der König auf das Mädchen, das furchtlos vor ihm stand; seine Wuth wollte losbrechen, aber der Anblick ihrer Schönheit hielt ihn noch zurück; er kämpfte einen schweren Kampf, da trat er plötzlich vor sie hin. Ihr liebt Heinrich von Trastamara? sagte er mit furchtbar wildem Tone.

Catharina schwieg.

Ich will Antwort! — fuhr er auf — Catharina Guzmann, Ihr stehet vor Euerem Könige, antwortet ihm!

Was das Herz vielleicht selbst nicht kennt, was es in sich verschlossen, davon kann, davon darf die Jungfrau selbst dem Könige nicht Rechenschaft geben, erwiderte Donna Maria statt ihrer Nichte.

Ihr seid stolz, Sennora! sagte Don Pedro hohnlachend zu Catharina, ohne die Worte der alten Dame zu beachten — und Euer Stolz befiehlt Euch, zu schweigen, Ihr schämt Euch, die Geliebte eines Bastards zu sein, darum verbergt Ihr Euere Liebe, welche doch den Gassenbuben von Sevilla kein Geheimniß mehr ist, Ihr habt nicht den Muth, laut zu sagen: Des Königs Alfons Bastard, Trastamara, ist mein Buhle!

Ich hätte den Muth nicht, schämte mich, die Geliebte dieses Mannes zu sein? — fiel Catharina dem Könige in die Rede — Ihr irret, Herr! Don Henrico ist eben so edel geboren, als Einer, der auf Kastiliens Thron saß; jedes Mädchen, das er würdigt, sie zu seiner Geliebten zu erheben, muß es mit freudigem Stolze bekennen, daß er der Mann ihres Herzens ist, und so vertraue ich Euch, Don Pedro, was ich noch niemand vertraute, als ihm: Ich liebe ihn, und werde ihn lieben bis zum Grabe!

Der König, von dieser Kühnheit überrascht, fand nicht gleich Worte, ihr etwas zu erwidern, aber auf seinem Antlitze sprachen sich seine aufgeregten Leidenschaften furchtbar aus, sein Auge glühte von Zorn.

Nun, so seht Ihr wohl, Sennor, — sprach sie nach kurzem Schweigen, und warf sich vor dem Monarchen nieder — Ihr seht, daß ich Eurer Liebe unwerth bin. Ein König muß ein ungetheiltes Herz besitzen, und das meine lebt und stirbt nur für ihn.

Steh' auf! — unterbrach sie Donna Maria entrüstet — Das ist Dein Platz nicht!

Ich flehe zu Euch, dem Gott die herrliche Krone beider Kastilien auf sein Haupt setzte, — fuhr Catharina fort, ohne das Gebot ihrer Muhme zu beachten — habt Mitleid mit mir, wählt unter den Jungfrauen des Landes, und Ihr werdet tausend schönere finden, als mich, denkt nicht

weiter an eine Unglückliche, deren fluchbeladenes Antlitz Vater und Bruder auf das Blutgerüst führte. — Gebt meinen Bruder frei, den einzigen, den Euere Grausamkeit mir noch ließ.

Hofft das nie! — sagte der König mit furchtbarer Kälte — Ich könnte den heutigen Tag schon über Euch entscheiden lassen, allein als Beweis meiner Liebe gebe ich Euch noch den morgenden zur Ueberlegung; beharret Ihr in dem Starrsinne, so endet Euer Bruder gleich Euerem Vater auf dem Blutgerüste, und dennoch thue ich dann nach meinem Willen, was ich längst hätte thun sollen, denn ich bin nun des langen Harrens müde. Gehabt Euch wohl! — Dies sagend, warf er noch einen lüsternen Blick auf das knieende Mädchen, und entfernte sich. Donna Maria hielt es für Pflicht, den König bis an die Thür des Hauses zu begleiten.

Als sie wieder in das Zimmer trat, fand sie Catharina noch knieend, sie betete zu Gott. — Donna Maria störte sie nicht; als sie sich aber erhob und an ihre Brust sank, sagte diese die strafenden Worte: Nur vor Gott darf eine edle Kastilianerin knieen, vor einem Menschen, und wäre es der König der ganzen Welt, nur das Knie beugen. — Glaubst Du Thörin, einen Tiger zu zähmen, eine Hyäne bändigen zu können? Hoffst Du, in Don Pedro's Brust nur einen Funken menschliches Gefühl aufzuregen, so irrest Du. Nur die Zauberkünste einer Maria Padilla, die Gott noch im Grabe verdammen möge! konnten, so lange er in ihren Armen lag, den Wütherich bändigen. — Wer, wie er, aus Blutgier mordet, den reizt wohl der Sinne Taumel, aber kein edles Herz. Hoffe nichts, fürchte alles! — Alfons ist geopfert, Du vermagst ihn nicht zu retten!

Ich verzweifle nicht! sagte Catharina muthig. Und obgleich ich die klösterlichen Mauern fliehe, nicht so fromm bin, als Ihr, Muhme, und Ihr mir deßhalb so oft gezürnt habt, so ist doch mein Vertrauen zu Gott stärker, als das Euere. Was ist der Wille eines Königs, wenn der König des Himmels es anders gebeut? Was vermag irdische Macht, wenn Gott mich schützt?

Wird er die Thörin schützen? — unterbrach sie Donna Maria — Es geschehen keine Wunder mehr.

Ja, wohl habt Ihr Recht, es geschehen keine Wunder mehr, und meine Hoffnung muß mich verlassen; doch der Glaube an die Barmherzigkeit meines himmlischen Vaters verläßt mich nicht.

Er möge Dich stärken! sagte Donna Maria feierlich, und verließ das Zimmer.

Der andere Tag ward eben so sorgenvoll, eben so schmerzhaft von den beiden Frauen durchlebt. Catharina schuf sich tausend Pläne, um sie als unausführbar wieder zu zerstören, auch schwand mit jeder Minute eine

langgenährte Hoffnung nach der andern, und mit dem Sinken der Sonne sank auch ihr Muth. Nur das Vertrauen auf Gott breitete noch, gleich der Abendröthe, seine goldenen Flügel aus, und trug ihr Gebet himmelwärts, denn dort allein glaubte sie noch die Hoffnung suchen zu müssen, hier schien sie ihr verschwunden.

Als die Sonne sank, und die Dämmerung die Abendröthe umschleierte, trat der nemliche Kämmerer des Königs bei den Frauen ein, und wandte sich zu Catharinen.

Der König, mein Herr, schickt mich zu Euch, Sennora, — begann er — Euren Entschluß zu vernehmen, er hofft ihn seit gestern geändert.

Er irret! — erwiderte sie — Was ich dem Könige gestern sagte, ist auch heute und bleibt für immer mein unabänderlicher Wille.

Sennora! — sagte der Kämmerer, und Mitleid ergriff selbst den Höfling des Tyrannen — Ihr seid so jung und schön, Euer Bruder ein so edler, hoffnungvoller Jüngling, Ihr verderbt ihn und Euch, und öffnet zwischen dem Könige und Don Henrico eine unübersteigliche Kluft. — Fügt Euch in Euer Loos, der König bietet Euch Herz und Hand.

Nicht sein blutgieriges Herz, nicht seine blutbefleckte Hand verlange ich! fiel ihm Catharina mit Heftigkeit in die Rede.

Ueberlegt es wohl, — fuhr der Kämmerer fort — auch das Edelste muß oft der Gewalt unterliegen, Euer Bruder stirbt und Ihr —

Ich bitte Euch, schweigt! — unterbrach ihn die Donna. — Bringt dem Könige meine Antwort; Euch aber danke ich für Eure Theilnahme.

Ist Euer Entschluß unabänderlich, so muß ich schweigen — sagte der Kämmerer — und muß mich dann eines andern Auftrages entledigen. Der König verlangt, daß Ihr morgen um die neunte Stunde mit Donna Maria Guzmann im Schlosse vor ihm erscheinet. Der Großmeister von Alcantara wird mit anständigem Gefolge kommen, Euch abzuholen. Darf ich dem Könige sagen, daß Ihr dem Großmeister willig folgen werdet?

Ich werde des Königs Befehlen folgen, und morgen vor ihm erscheinen.

Mit diesem Bescheide entließ sie den Kämmerer.

Was will er von Dir? — fragte Donna Maria. — Was sollen wir in seinem Palaste? Fürchtest Du Dich nicht, Dich in seine Gewalt zu geben?

Bin ich dies nicht hier so gut, als dort? Erbarmt sich Gott nicht meiner, so bin ich hier wie dort verloren.

Mir ahnet das Schrecklichste! — sagte jetzt die alte Dame, nachdem sie lange sinnend vor sich hin geblickt hatte. — Der Tod Deines Vaters, Deines Bruders konnten Deine Tugend nicht wankend machen, um Dich zu erschüttern, soll Alfons vor Deinen Augen sterben.

Das wäre furchtbar! rief Catharina.

Wenn Du nun das Schwert über des Jünglings Haupt geschwungen

siehst, wenn Mitleid, wenn das Grausen des Todes Dich ergreift, dann hofft er, daß Dein Stolz sich beugen, Dein Muth, Deine Standhaftigkeit gebrochen sein würde.

Dann möge Gott mich stärken, Muhme! — erwiderte die Jungfrau mit Fassung. — Was ich dann beginnen werde, wenn Eure furchtbare Ahnung in Erfüllung gehen sollte, weiß ich nicht. Wie kann mein frommer Sinn solch einen Gedanken nur fassen? Aber sorgt nicht für mich, ich würde selbst in diesem furchtbaren Augenblicke — Gerechter Gott! — rief sie händeringend — lehre mich das Schrecklichste ertragen, gib meinem Geiste die Kraft, daß er nicht unterliege. — Schütze mich vor Wahnsinn!

Als Catharina, da es zu dämmern begann, von ihrem Lager aufsprang und die Morgenröthe hervorbrechen sah, durchschauerte es sie grausig. — Weckst auch Du die Schauder in mir, die schon so lange das Erbtheil meiner freudelosen Jugend waren? Wie gern rufte ich Dir entgegen: Sei mir gegrüßt! wie gern hieße ich den jungen Tag willkommen. — Aber was bringt er mir Armen, welche freudige Hoffnung führt er mir zu? — Ist es mir doch, als ob statt Dir, goldene Tochter des Himmels! Willkommen zuzurufen, ich Dir ein ewiges Lebewohl sagen, für immer von Dir scheiden müßte. Aber nein, ich will nicht verzagen, wacht doch das Auge Gottes über mich! — Dies sagend faltete sie ihre Hände und verrichtete in Andacht ihr Morgengebet.

Indessen war die Sonne höher gestiegen, hell erglänzte der Tag. Da trat sie vor den geschliffenen Spiegel, ihr goldenes Haar zu ordnen, das in langen Flechten über Schulter und Nacken herabfiel, ihr großes, flammendes Auge beschaute sich ernst und sinnend. — Unglückliche Gestalt, verhängnißvolle Züge, welche die wilde Flamme in des Wüthrichs Brust angefacht haben! — rief sie schmerzvoll. — O, hätte doch eine mitleidige Hand Euch entstellt, hätte doch der Schöpfer Euch die Kraft benommen, das Herz des Tigers zu entflammen!

Sie ließ ihr Haar ungeordnet, setzte sich auf einen Sessel und überließ sich ihren düstern Gedanken; endlich sagte sie wehmüthig vor sich hin:

Als ich, noch ein fröhliches Kind, auf dem Schooße meines Vaters am rauschenden Balagne spielte, als die Welt der aufblühenden Jungfrau ein Paradies erschien, dessen Blumen nie verwelken, dessen Himmel ewig wolkenlos bleiben müsse, o, wie freute ich mich damals unschuldigen Herzens, wenn mir der murmelnde Bach meine Gestalt, der Spiegel der Mutter mein Antlitz zeigte, wenn der Vater mich liebkos'te und die Brüder mir sagten, wie schön ich sei. — Mutter und Vater ruhen im Grabe, einer der Brüder schlummert neben ihnen, der andere wird auch bald zur Ruhe gehen; der Spiegel ist gesprungen und nichts ist geblieben als die traurige,

unglückbringende Mitgift der Natur — Soll sie der Schleier decken, daß Keinem die Hoffnung bleibt, sich daran zu ergötzen? — Auch ihm nicht — Henrico nicht? — Mann meines Herzens! — rief sie und streckte die Arme nach Osten — Für Dich schuf sie die Natur, Dir muß ich sie erhalten!

Sie rief jetzt ihren Frauen, sie anzukleiden.

Schmückt mich so schön Ihr könnt, — befahl sie ihnen — ich bin ein Opferlamm und Ihr wißt, das schmückte man sonst mit Blumen und schleppte es zum Altare, es zu morden. Auch jetzt noch, wenn die Jungfrau der Welt Lebewohl sagen muß, wenn sie aus der blühenden Flur in die dumpfen, klösterlichen Mauern sich verschließen soll, da winden sie noch einmal einen Kranz von Blumen in ihr Haar, das sie dann der heiligen Mutter opfern. So schmückt auch mich. — Bin ich auch keine Braut des Himmels, keine irdische Braut, bin ich doch ein Opferlamm, das man heute zur Schlachtbank führt.

Als sie nun in all' ihrer Schönheit wie eine Himmlische vor den weinenden Frauen stand, trat Donna Maria ein und zürnte mit ihr. — Warum schmückst Du Dich an diesem Tage? Ich erscheine vor ihm im Trauergewande, das nur ziemt noch einer Guzmann. Hoffst Du der Freude entgegen zu gehen? Fürchtest Du nicht, daß Dein weißes Gewand mit Blut befleckt werde?

Vielleicht mit dem meinigen! murmelte Catharina vor sich hin.

Wirf sie weg die Rose, die sich durch Dein Haar schlingt, birg Dein Antlitz unter dem Schleier der Trauer, daß man Deine Thränen nicht sehe, wenn das Haupt des Bruders zu Deinen Füßen rollt.

Bringt mir den Schleier! befahl Catharina, schaute noch einmal in den Spiegel und verhüllte ihr holdes, trauerndes Antlitz, dann verließ sie das Gemach und setzte sich im Prunkzimmer schweigend auf einen Sessel, mit Fassung ihr Schicksal erwartend.

Der Großmeister erschien jetzt mit stattlichem Gefolge, sie empfing ihn mit einer stummen Verbeugung, beantwortete seine Anrede nicht, folgte ihm aber ohne Weigerung und bestieg mit ihrer Muhme die für sie bereit stehenden, prachtvoll geschmückten Maulthiere.

So zogen sie durch die Straßen von Sevilla dem Schlosse zu; überall begleitete sie Theilnahme und Mitleid, denn jedermann wußte, was ihrer im Palaste harrte, überall hörten sie fromme Gebete und Segenwünsche.

Jetzt führte sie ihr Weg an einem Kloster vorüber, sie hielt ihr Maulthier an, denn sie hörte das fromme Gebet und vernahm die hellen Töne des Meßglöckleins. — Erlaubt, Herr, — sagte sie zu dem alten Großmeister — daß ich hier eintrete, mein Herz zum Himmel zu erheben?

Thut das, Sennora! — sagte der Greis, der nur mit Widerwillen die Befehle des Königs erfüllte. — Wendet Euer Herz zu Gott, Ihr werdet seines Beistandes bedürfen.

Catharina trat, von Donna Maria begleitet, in das Gotteshaus, knieete lange, betete inbrünstig und erhob sich dann gestärkt.

Ich habe mich zu Gott gewendet — raunte sie ihrer Muhme zu — und ich habe das Vertrauen errungen, er wird den Bruder retten!

Dies sagend verließ sie die Kirche, bestieg von neuem das Maulthier und setzte nun, von einem Strahl der Hoffnung ermuthigt, den Weg nach dem Palaste der Könige von Kastilien fort.

Als zöge eine Königin ein, so ehrfurchtvoll wurde sie hier empfangen. Sie stieg ab, ging an der Hand Donna Maria's durch den äußeren Hof und mit Anstand durch die Reihen Gewaffneter schreitend, stieg sie die breite Treppe hinauf, wo sie die Kämmerer des Königs mit stummer Verbeugung empfingen. Kein Wort, kein Laut störte die Stille, nur manche Thräne, die sie fließen sah, verkündete ihr Trauriges. So trat sie mit Donna Maria in den getäfelten, weiten Saal, dessen Flügelthüren sich hinter ihnen schlossen.

Sie standen nun allein in diesem hohen Gemache, wo die Bilder der alten Könige von Kastilien, die in Lebensgröße an den getäfelten Wänden hingen, die einzigen menschlichen Gestalten waren, die sie hier sahen und die eben nicht geeignet schienen, ihnen Muth einzuflößen. Niemand empfing sie hier, keine Seele sprach ihnen Trost ein, jeder Schritt, den sie vorwärts thaten, hallte furchtbar wieder, jeder Hall klang ihnen wie das dumpfe Dröhnen eines geschlossenen Sarges.

Du hast doch Deinen Dolch nicht vergessen, Catharina? fragte jetzt die Donna.

Er ruht an meinem Herzen, und wenn es die Ehre befiehlt, in meinem Herzen! erwiderte Catharina, als ihnen gegenüber eine Thüre sich öffnete und der König ohne alle Begleitung heraus trat, auf sie zuging, sie begrüßte, dann Catharinens Hand erfaßte und ohne ein Wort zu sagen, sie auf den Altan nach dem inneren Hofe zu führte.

Als ihn die Jungfrau betrat, erbebte sie. Alles war hier still wie es im Saale gewesen, keine menschliche Seele belebte den weiten Hof, aus keinem Fenster des hohen Schlosses sah ein menschliches Wesen, der Palast schien ausgestorben, aber das mit schwarzem Tuche behangene Blutgerüst, das dicht vor ihr aufgerichtet war, rief ihr deutlicher ihr verhängnißvolles Schicksal entgegen, als tausend Stimmen es hätten thun können.

Aus Liebe zu Euch — begann jetzt der König das tiefe Schweigen zu brechen — habe ich Euch hierher geführt. Für wen dies Blutgerüst bestimmt ist, könnt Ihr leicht errathen. Euer Bruder hat als Anhänger des Rebellen Henrico den Tod verwirkt; noch ist es Zeit, ihn zu retten. — Aber hofft nicht, daß der Anblick Eurer Reize, und wenn Ihr sie auch entschleiertet, mich milder stimmen würde; sie würden meine Begierde, mit-[illegible]n meine Wuth nur noch mehr entflammen.

Thut was Ihr vor Euerem himmlischen Richter verantworten könnt! erwiderte Catharina mit Ergebung.

Und Ihr, alte Dame, die Ihr mit so übertriebener Liebe an Euerem Geschlechte hängt, wollt auch Ihr den letzten Zweig Eures Stammes fallen sehen? fragte der König, sich zu Donna Maria wendend.

Eher möge der Stamm verdorrt sein als entehrt! erwiderte die Stolze.

Ein teuflisches Lächeln umzog den Mund Don Pedro's, er gab ein Zeichen und der öde menschenleere Hof füllte sich mit Dienern und Kriegvolk, der Saal mit Schranzen; eine eiserne Thür im Hofe rasselte auf, Don Alfons Guzmann, von Schergen geführt, trat heraus und bestieg muthig und stolz das schwarz behangene Gerüst. Sein Auge traf die Schwester, welche bei seinem Anblicke sich bebend an das eiserne Geländer des Altans halten mußte.

Zittere nicht, Catharina, fasse Muth, gedenke der Ehre unseres Stammes, gedenke der letzten Worte unseres sterbenden Vaters! rief er ihr zu — Catharina nickte bejahend ihr schwarz umschleiertes Haupt und schwieg. — Da winkte der König von neuem und der Nachrichter entblößte das breite Schwert, Schergen nahten dem Jünglinge, ihn zu entkleiden, dieser aber wies sie zürnend zurück. Rührt mich nicht an! rief er, warf Mantel und Koller ab und entblößte seinen Hals. — Aber ehe ich den tödtenden Streich empfange, laß mich noch einmal Dein holdes Antlitz sehen! — rief er der Schwester zu — hebe den Schleier, daß ich noch einmal Dein Auge schauen kann!

Und Catharina warf den Schleier zurück und schön wie ihre heilige Namenschwester begrüßte sie mit Wehmuth den Bruder. Lebe wohl! — rief sie — Gott möge Dein Rächer sein!

Er wird es sein! sprach Alfons, knieete nieder, der Nachrichter trat neben ihn, hob das Schwert — da rief das Mädchen im halben Wahnsinne ein kreischendes Halt! Nur auf einen Augenblick, Don Pedro, lasset einhalten! — Der König gab ein Zeichen und das Schwert des Nachrichters sank.

Fluch Dir, Catharina, wirst Du ein entehrtes Opfer für mich! rief der Jüngling aufspringend, aber sie hörte nicht auf seine furchtbaren Worte, faßte mit Kühnheit die Hand des Königs und zog ihn mit sich vom Altane in die Mitte des Saales unter die kriechenden Schranzen, welche das Ende eines gewohnten Schauspieles mit Gleichmuth abwarteten.

König! — sprach hier die Jungfrau, und ihr flammendes Auge sah stolz auf den lüsternen Wütherich — sagt, was Euch an mich mit so furchtbarem Zauber fesselt — nennt es mir!

Vuestros ojos negros, Sennora!*) — sagte der König — in ihnen sehe ich einen Himmel voll Wonne, sie muß ich besitzen.

---

*) Euere schwarzen Augen, Sennora.

Nun wohl, — fuhr Catharina mit Ruhe und Würde fort und schien eine Verklärte des Himmels zu sein — so schwört mir bei Gott und allen Heiligen, bei Kastiliens Krone und der Ehre, die dem geringsten Edlen Eures Landes höher steht als das Leben, daß Ihr meinen Bruder, Don Alfons Guzmann, frei geben wollt und er ziehen darf, wohin er will, wenn ich, Euerem Wunsche gemäß, Euch das opfere, dessen Besitz Euch so werth, Euch zu blutiger That entflammt.

Ich schwöre es! — rief der König entzückt — ich schwöre es bei Gott, meiner Krone und meiner Ehre!

So erlaubt, daß ich in jenes Zimmer treten darf, nur wenige Minuten laßt mich dort allein, daß ich mich fasse und bereite, dann kommt und empfangt Euer Opfer.

Thut nach Euerem Willen, holde Dame! sprach der König, und Catharina sank an Donna Maria's Brust, die sie jedoch zornig von sich stieß. Unglückliche, die Schande und Schmach über uns bringt — rief die Erzürnte — geh', ich fluche Dir!

Segnet mich, Mutter, — sprach die Jungfrau, sich vor ihr beugend — segnet mich, ich bin Eures Segens würdig! — Aber die Zornige wandte ihr den Rücken und ließ sie knieend und ohne Segen. Da erhob sich Catharina, schritt ernst und würdevoll durch die erstaunte Menge, ihr Schritt war fest, sie wankte nicht, und als sie an einem Spiegel vorbei kam, blieb sie vor ihm stehen, betrachtete eine Weile mit Wehmuth ihre holde Gestalt, dann öffnete sie die Thür des Zimmers und trat ein.

Donna Maria wollte jetzt dem Könige nahen, doch sie sank erschöpft und bewußtlos zu Boden; der König befahl, die Wahnsinnige wegzuführen. — Lange konnte er seine Ungeduld nicht mehr zügeln, er ging, als kaum einige Minuten vorüber waren, nach dem Zimmer, als ein Schrei, den er dort vernahm, seine Schritte beeilte; noch ein Schrei ward vernommen, und in ängstlicher Erwartung standen die Höflinge. Keiner wagte dem Könige zu folgen, nur Inigo Lopez, sein Vertrauter, wagte es, als der König mit verstörtem, bleichem Gesichte aus dem Zimmer trat, rasch auf die Hofleute zuschritt, den Günstling bei der Brust packte und ihn mit dem Ausrufe: Elender! zu Boden schleuderte, verstört wie ein Wahnsinniger durch die Menge schritt, auf den Altan trat und hinab schrie: Laßt den Gefangenen frei! — Don Alfons Fesseln sanken.

Als Donna Maria durch königliche Trabanten bewußtlos nach ihrer Wohnung gebracht worden war, legte man sie auf ein Ruhebett, wo ihre Frauen lange vergeblich bemüht waren, sie in's Leben zurückzurufen; als sie endlich die Augen aufschlug, blickte sie starr um sich, dann fragte sie: Wo ist meine Nichte? Und ehe eine der Frauen darauf antworten konnte,

schrie sie hell auf: Strafe die Ehrvergessene, gerechter Gott! — Dann sprang sie von ihrem Lager und rang verzweifelnd die Hände, als die Thüre plötzlich aufgerissen wurde und Alfons, bleich, verstört, einem Wahnsinnigen gleich, hereinstürzte. Ich bin frei! — rief er, wild auflachend, der vor Schreck Bebenden entgegen — frei für einen furchtbaren Preis!

Donna Maria fühlte dies Schreckliche mit ihm, doch schenkte ihr der Himmel in diesem Augenblicke Besinnung genug, um nicht ganz die Gefahr zu vergessen, der Alfons ausgesetzt war. Alfons! sprach sie nach kurzem Sinnen — Dir allein gehört nun noch mein Leben an, die Entehrte hat sich von dieser Brust losgerissen und sich selbst aus dem väterlichen Hause verbannt, Dir sei fortan alle meine Sorge geweiht. Deßhalb bitte ich Dich, Sevilla noch in diesem Augenblicke zu verlassen, ehe Dich seine Henker aufsuchen, denn nie, selbst nicht in den Armen der Buhlerin, wird Pedro Dir Deine Anhänglichkeit an Don Henrico vergeben. Fliehe diese, unserem Geschlechte so feindliche Stadt, ich folge Dir morgen und Du kannst mich im Kloster Nuestra Sennora de Herrara finden. — Alfons, obgleich noch betäubt, folgte diesem Rathe und verließ Sevilla noch in derselben Stunde.

Als Donna Maria ihn über den Hof sprengen sah, ihm Lebewohl nachrief und nun das Thor hinter ihm zurasseln hörte, ward es ihr schauerlich einsam, sie verließ ihr Gemach und begab sich nach dem Zimmer, wo das Bild ihres Bruders und ihres Neffen hing. Traurig sah sie nach ihnen auf, doch linderte keine Thräne ihren dumpfen Schmerz. Vergib, Juan, — sagte sie endlich wehmüthig, das Bild des Bruders betrachtend — ich trage keine Schuld.

Ein Getöse auf der Straße störte sie in ihrem trüben Sinnen, doch was kümmerte sie das. — Es pochte an der Thür des Palastes und eine Stimme verlangte im Namen des Königs, daß man öffne. Es gilt Dir! — dachte sie — Ist es zum Gefängniß, dann seid mir willkommen, ihr Schergen des Tyrannen; ist es zum Palaste, so soll mich nur Gewalt dahin führen.

Das Thor ward indeß geöffnet. Je näher das Geräusch dem Zimmer kam, desto muthiger sah Donna Maria ihrem Schicksale entgegen. Jetzt nahte es der Thüre — sie öffnete sich und Catharina, von zwei Frauen geführt, trat verschleiert ein und befahl diesen, sich zu entfernen.

Was willst Du Entehrte in dem Hause Deiner Väter? — rief die erzürnte Dame der Bebenden zu — Kehre zurück in den Palast zu dem Tyrannen, der Dich wohl, wie Blanka von Bourbon, nach der ersten Stunde wieder verstoßen hat? — Meide mein Angesicht! — Sie bedeckte mit beiden Händen ihr Antlitz und wendete sich von Catharinen ab.

Da schlug diese den Schleier zurück. Blick' her, stolze Frau! — rief sie, vom Schmerz überwältigt — sieh', was ich geopfert!

Die Dame sah auf, sah Catharina's Augen mit einer Binde bedeckt, unter der noch Tropfen Blutes hervorquollen. Jesus Maria! — schrie sie auf — was ist geschehen?

Das Licht meiner Augen habe ich ausgelöscht, das zerstört, was des Unmenschen Begierden entflammte, und so den Bruder gerettet! — erwiderte das heilige Mädchen — Darf die Blinde nicht eintreten in das Haus ihrer Väter?

Donna Maria, starr vor Entsetzen und doch von Bewunderung ergriffen, blickte sprachlos die Jungfrau an, die ihr in diesem Augenblicke größer, heiliger erschien als sie sich je ein menschliches Wesen gedacht. Sie trat auf sie zu, beugte ihre Kniee vor ihr und sprach: Vergib, Heilige, meinen Frevel, vergib mir, Märtyrin der Tugend!

Nennt mich nicht so, Muhme! — erwiderte Catharina und tappte nach einem Sessel, sich zu setzen — Ich bin keine Heilige, bin ein sündhaftes Wesen, das über seine That Thränen weinen möchte, könnte ich andere weinen als blutige. Hin ist meiner Augen Licht, und ich werde ihn nicht mehr sehen, er wird nicht mehr in ihnen den Spiegel meines liebenden Herzens finden, er wird die Blinde vergessen, und ich, eine Verlassene, werde durch das Dunkel meines Lebens tappen, bis mir der Tod die Hand reicht, mich in eine lichte Welt zu führen, wo das erloschene Auge vom neuen Strahle erglühen wird. Bemitleidet mich, denn ich bin ärmer als eine Bettlerin, demüthig geworden wie eine gegeißelte Novize und elender als irgend ein Wesen, das Gottes Auge bewacht. Ich habe Alles verloren, Licht und Leben, Liebe und Glück!

Donna Maria fühlte des Mädchens Unglück nicht so ganz, wie sie wohl sollte; daß eine Guzmann so heldenmüthig, so tugendhaft vor ganz Spanien gehandelt, so, von einem Heiligenschein umgeben, in den Augen der Welt strahlen würde, dieser Gedanke linderte ihren Schmerz. Stolzer als je sah sie fortan auf die Blinde, denn sie war nun die Glorie ihres Hauses, und fast hätte sie Gott dafür danken können. Aber mitten in den stolzen, thörigen Gefühlen ihres Herzens vergaß sie auch jetzt das Irdische nicht. Pedro's Rachgier kennend, ließ sie schnell Alles zu ihrer Abreise bereiten, und ehe der Tag noch graute, war sie mit Donna Catharina, die in einer Sänfte getragen wurde, von einem Wundarzte und einem kleinen Gefolge begleitet, auf dem Wege nach Aragonien.

Die Kunde von Catharina's That war schon überall vorangegangen, überall wurde sie wie eine Heilige empfangen, und ihre Reise, die Pedro nicht zu stören Gründe hatte, glich einem Triumphzuge. Dies schmeichelte der alten Dame, sie theilte ihre Freude darüber Catharinen mit, doch diese nahm keinen Theil daran. Je dunkler es um sie war, desto heller breitete die Phantasie ihre strahlenden Schwingen aus. Nur an Henrico denkend, hätte sie gern den Strahlenkranz, den fromme Seelen um ihr Haupt zu erblicken glaubten, mit einem Strahle ihres Auges vertauscht, noch einmal

den Geliebten zu sehen; sie nahm wenig Theil an den Huldigungen, die ihr wurden, und tief betrübt betrat sie die Hallen des Klosters von Herrera.

Wie eine zärtliche Mutter nahm die Aebtissin sie auf und ward der Unglücklichen einziger Trost, denn sie verstand ihr Herz und fühlte mit ihr ihre Leiden; sorgsam pflegte sie die Kranke, und als sie nach Monden genas, während dessen manches Schreiben von Alfons, der seinen König in Frankreich aufgesucht und dort die Nachricht von dem Schicksale Catharinens erhalten hatte, auch von Henrico angelangt war, schlug sie ihr vor, die dumpfen Mauern des Klosters zu verlassen, um durch die balsamische Luft ihren siech gewordenen Körper zu stärken.

Am Fuße des Berges, auf welchem Nuestra Sennora de Herrera liegt, schlängelt sich ein anmuthiger Bach durch das Thal, welches von Wiesen durchschnitten und von Mandelbäumen umblüht ist; längs dem Thale ziehen sich Rebengelände und Anpflanzungen von Olivenbäumen die Höhe hinauf und das verschiedene Grün der Rebe und Olive, des Mandelbaumes und der hier durch Waldbäche stets bewässerten Wiesen, die man in Spanien so selten üppig und grün findet, thut dem Auge wohl. Ein Meierhof, den Don Bernardo de Cabrera erst seit wenigen Jahren der Abtei geschenkt, stand hier im Schatten hoher Kastanien und hatte ein gar freundliches, einladendes Ansehen, weßhalb auch die Einwohner des nahe gelegenen Darakos häufig an Sonn- und Feiertagen hierher wanderten, sich mit dem Ballspiele zu ergötzen. Dorthin führte die würdige Frau die Blinde, die von Donna Maria begleitet, an diesem reizenden Orte ihr ferneres Schicksal erwarten sollte. Sie konnten jetzt ruhig und unbesorgt hier wohnen, denn schon zog Don Henrico, von manchem tüchtigen Krieger begleitet, in Kastilien ein. Anfangs wollte ihm der König von Aragonien, der indessen Friede mit Don Pedro und den Engländern geschlossen hatte, den Durchmarsch verweigern; aber Don Henrico achtete dies nicht, rückte ungehindert durch Roussillon über die Pyrenäen nach Huesca und von hier in's Königreich Navarra vor, wo er bei Azagra über den Ebro setzte und während Don Pedro's Abwesenheit, der sich in Sevilla aufhielt, eben so schnell Altkastilien wieder eroberte, als er es verloren hatte; auch Leon und Asturien unterwarfen sich ihm. Nun rückte er nach Neukastilien und schritt zur Belagerung von Toledo.

Heute, an dem nemlichen Tage, wo sie die neue Wohnung bezogen, erwartete auch Catharina die Erfüllung eines lang' ersehnten Wunsches. Don Alfons hatte ihr geschrieben, daß er sie von Osma aus, durch das ihn zur Belagerung Toledo's sein Weg führe, besuchen und morgen eintreffen würde. Dies beschäftigte Catharina's Seele ganz, und als sie aus der

Sänfte stieg, war ihre erste Frage nach dem Wege von Calatayud. Als man ihr den Weg beschrieben hatte, bat sie Donna Maria, sie dahin zu begleiten, die nur wider Willen ihr den Arm reichte und über bunte Wiesen, zwischen wilden Rosen und duftenden Gräsern die Blinde leitete.

Da tappe ich nun in der Finsterniß einer lang' ersehnten Freude entgegen! — sagte sie traurig. — Wenn Ihr schon von weitem den Bruder seht und Euer Herz ihm freudig entgegen klopft, steh' ich noch in banger Furcht, ob er auch kommen wird. Wenn Ihr Euch an seinem flammenden Auge, an seiner herrlichen Gestalt weidet, muß ich auf den Ton seiner Stimme lauschen, ob er es auch sei, und das Glück das Euch ward, entbehren. Wir wandeln hier unter Blumen, und nur ihr Duft, nicht ihr Anblick ergötzt mich. Ach, es ist ein trauriges Loos, blind zu sein.

Wohl Dir, daß Du diese unheilbringenden Reize zerstörtest! — sagte Donna Maria, — Was Du auf Erden verlierst, gewinnst Du tausendfach jenseits.

Seid Ihr dessen so gewiß? — erwiderte Catharina. — O, so wäre ja der zerlumpte Bettler glücklich zu nennen, der Alles auf Erden entbehrt, um dort tausendfach zu genießen. Warum habt Ihr Eure Reichthümer nicht alle unter die Armen vertheilt? Warum seid Ihr nicht von Hütte zu Hütte gegangen und habt Euch ein Stück Maisbrod gebettelt, wenn Ihr so gewiß waret, daß jedes Opfer dort oben tausendfältig wuchern wird? Ihr habt im Glanze Eures Reichthums, Eures Standes gelebt, nicht die Demanten von Euch geworfen, die in Euren Haaren strahlten, nicht Eure seidenen Kleider mit Lumpen vertauscht, Ihr habt Euch an den irdischen Dingen erfreut. — Und ich sollte mich freuen, daß die Sterne meiner Augen verloschen sind? Sollte jauchzen, daß ich, eine Blinde, umhertappe und der Tugend das Glück meiner Liebe geopfert habe? Nein, Muhme, freiwillig habe ich mein Auge nicht zerstört, nicht mein Antlitz entstellt, nicht das Geschenk der Natur in der Hoffnung eines ewigen Gewinnstes freventlich zertrümmert; an den Himmel habe ich dabei nicht gedacht, wohl aber an das Leben des Bruders, an die Hölle voll Schande, der ich entgangen bin. — Aber seht Ihr ihn denn noch nicht kommen? — fragte sie die Schweigende. — O, er weilt so lange, und schon muß Mittag vorüber sein!

Ich sehe ihn noch nicht! — erwiderte Donna Maria, durch die Worte Catharinens betroffen. — Laß uns zurückkehren, Kind, ich bin müde und bedarf der Ruhe.

So wende ich schon wieder einer Hoffnung den Rücken! sagte die Blinde und folgte der Muhme nach dem Meierhofe.

Hier wartete sie den ganzen Tag vergebens, Alfons kam nicht; sie saß noch unter dem schattigen Kastanienbaume, als die Sonne sich schon längst hinter die Berge gesenkt hatte. Aufmerksam standen die zu ihrer Aufwartung bestimmten Mädchen, ihrer Befehle harrend, ihr zur Seite,

aber sie schwieg, verlangte nur einmal einen Becher mit Wasser, sonst sprach sie kein Wort. Als es Nacht wurde, trat Donna Maria zu ihr und bat, mit ihr in das Haus zu kommen und sich zur Ruhe zu legen, sie aber verweigerte es.

Laßt mich hier! Ob die Sonne glüht, oder der Mond sein Silberlicht über die Erde breitet, ist mir gleich, für mich ist es ja immer Nacht. Hier unter diesem Baume ist es frisch und kühl; wenn die Augen mir brennen und die Sehnsucht mir das Blut rascher durch die Adern jagt, dann kühlt mich der Nachtwind und seine Schwingen tragen mir die entschwundenen Bilder zurück. Laßt mich hier! Mitleidige Seelen werden mich schon bewachen und Alfons sieht, wenn er in dieser Nacht noch kommen sollte, wie sehnsuchtvoll ich ihn erwartet habe.

Kein Zureden, selbst nicht Aeußerung des Unwillens vermochte sie, den Bitten der Donna nachzugeben, sie hüllte sich in ihren Mantel und blieb unter dem Baume sitzen. Die Klosterleute und auch die Mädchen versprachen der Dame, die Nacht bei ihr zu bleiben, und so ging diese nach langem Kampfe mit sich endlich zur Ruhe, doch floh der Schlaf ihre Augen.

Während die rüstigen Landleute munter blieben, bald links, bald rechts spähend um den Hof herum gingen, damit kein Zufall die Schlafende stören, wohl gar ein Unglück sie betreffen könne, saßen die Mädchen in einiger Entfernung und sangen aragonische Lieder, wozu die Eine die Zyther spielte. Der Gesang erfreute Catharina und erinnerte sie an die vergangenen schönen Tage der Hoffnung; aber auch der Schlaf senkte sich leise mit den Tönen des Gesanges auf sie nieder und brachte ihr statt der ungestillten Sehnsucht, liebliche Träume, die sie, ehe sie erwachte, verwirklicht sehen sollte.

Die Landleute waren eben auf der Straße von Calatayud eine weite Strecke gegangen, als sie von fern Pferdegetrappel hörten. Sie wurden aufmerksam und bald sahen sie im Mondlicht einen Haufen Reiter auf sich zujagen. Als die Reiter näher kamen, fragte der erste: Ob nicht ein Meierhof des Klosters in der Nähe sei, wo sich zwei kastilianische Frauen befänden? Der Landmann, der wohl wußte, daß Don Alfons erwartet werde, bejahete es und sagte ihnen, daß der Meierhof gar nicht weit von hier sei, bat aber zugleich die Herren, abzusteigen und zu Fuß den kurzen Weg zu gehen, da die jüngste der Frauen vor dem Hause unter einem Baume sanft schlummere.

So wollen wir absteigen — sagte der Fragende — und bloß Fernandez soll uns begleiten.

Drei der Reiter folgten nun mit eiligen Schritten den Landleuten, die übrigen blieben mit den Rossen zurück. Bald standen Jene vor der Schlafenden.

Catharina hatte sie nicht kommen hören; ruhig lehnte sie ihr Haupt

an den Baum, selbst das Aufspringen der erschrockenen Mädchen weckte sie nicht, und der Mond, welcher die Schläferin beschien, ließ die Männer ihr Antlitz im Halbdunkel sehen.

Sie ist's! — rief der eine — Alfons, sie ist's!

Ich bitte Euch, mein König, nur leise! — bat der Jüngling. — Gönnt der Unglücklichen den erquickenden Schlummer, stört ihn nicht, kommt! — Kommt! — sagte er nach einer Weile, während dem beide sie mit Rührung angeblickt hatten — Kommt, gnädiger Herr! Ihr zittert, Ihr seid nicht mehr Euer mächtig — mäßigt Euch — gönnt ihr die Ruhe, die Ueberraschung könnte ihr tödtlich sein.

Der König folgte den Bitten des Freundes, und so schwer es ihm auch wurde, sich von dem Anblicke der Geliebten loszureißen, so folgte er doch, und setzte sich mit ihm unter eine Ulme, die unfern der Schlummernden an dem rauschenden Bache stand.

Catharinens Unglück, ihr Heldenmuth, ihre freiwillige Aufopferung waren der Stoff des Gespräches. Mit der Glut schwärmerischer Liebe schwur Don Henrico, sie in dem Blute Pedro's zu rächen. — Ewig werde ich sie lieben! — rief er begeistert. — Und ist das Licht ihrer holden Augen auch erloschen, bleibe sie mir doch das Schönste, Edelste der Erde! Ewig, das schwöre ich! —

Schwört nicht, mein König! — fiel ihm Alfons in die Rede — Schwört nicht, ehe Ihr sie nicht gesehen habt, Ihr könntet vor dem entstellten Antlitze erschrocken zurück beben.

Glaubst Du, Freund! — rief Don Henrico aufspringend — daß ihre holde Gestalt, ihr Flammenauge allein mich bezaubert hat? Muß sie mir jetzt nicht noch schöner erscheinen, nachdem sie mir und der Tugend dies Opfer brachte?

Prüft Euch erst, gnädiger Herr! — sagte der Jüngling — Erst wenn Ihr sie gesehen, bestimmt über ihr Schicksal.

Bist Du aus kastilischem Blute entsprossen, Alfons? — rief Henrico — und kannst so kalt, so bedachtsam bei einer Sache sein, wo mein Blut tobend durch die Adern jagt? Glaubst Du, die Schönheit allein könne mich bestimmen? Sieh', Freund, ich habe mir wachend und träumend Catharinen oft schon gedacht, die Binde vor ihren Augen wie einen Wolkenstreif vor der glühenden Sonne; ich habe mich gefragt, habe mein Herz geprüft, und es hat sich treu bewährt. Sollte der Heiligenschein, der jetzt das dunkellockige Haupt der Märtyrin umfließt, sollte er mir nicht glänzender erscheinen, als selbst der Augen Licht? —

Ihr dauert mich, gnädiger Herr! — erwiderte Don Alfons — Ihr täuscht Euch.

Der Nachtwind rauscht durch die Bäume, — sagte Don Henrico, das Gespräch abbrechend — der Waldbach brauset, ich fürchte, das Rauschen und Brausen weckt die holde Schläferin. Horch, wie die Nachtigall aus

jenem Rosengebüsche flötet, sie sitzt einsam und lockt die Geliebte herbei. — Gieb mir die Zither, Fernando! befahl er dem Diener, und ohne auf die Bitten Alfons zu achten, sang der feurige Fürst der Kastilianer mit sanfter, gedämpfter Stimme durch die Stille der Nacht:

Zwischen Blüthen singt der Vogel,
Durch die Blätter rauscht der Wind.
Singe, Vöglein, sanfte Weise,
Wehe, West, nur still und lind:
Die Geliebte schlummert leise
Wie ein sanft entschlaf'nes Kind.

Rauschend stürzt der Bach vom Felsen,
Wälzt sich über Klippen hin.
Fließe, Bach, durch Blumenwiesen
Zu der holden Schläferin,
Murmelnd nur mußt Du begrüßen
Meines Herzens Königin! —

Daß sie schlumm're, daß sie träume
Wie ein sanft entschlaf'nes Kind,
Singe, Vöglein, sanfte Weise,
Murm'le, Welle, säus'le, Wind.
Die Geliebte schlummert leise,
Schlummert ewig — sie ist blind!

Welche Töne? — rief die Erwachte — War es ein süßer Traum, oder war es wirklich seine Stimme? Ich träumte so süß, träumte von ihm, da hörte ich seinen Gesang —

Bleibt zurück! — bat Alfons den Freund, der ihr zu Füßen stürzen wollte — Habt Mitleid mit ihr.

Wer spricht dort? fragte Catharina von neuem.

Kennst Du die Stimme Deines Bruders nicht mehr? fragte Alfons vortretend.

Alfons! — rief sie, streckte die Arme nach ihm, und lag an seiner Brust — Hast Du ihn gesehen? — fragte sie dann — Wo ist er? Sprich, werde ich seine süße Stimme bald hören — werde ich ihm sagen können, wie unaussprechlich ich ihn liebe?

Er ist in Deiner Nähe! erwiderte der Bruder.

Und liegt hier zu Deinen Füßen, Geliebte! rief der König, ihre Hand an seine Lippen pressend.

So war es kein Traum? — rief sie entzückt — So war es der Gesang Henrico's, den die Schlummernde vernahm? O, zu viel Wonne, gütiger Gott! — rief sie erbebend — Führe mich zu meinem Sitze, Alfons, meine Kniee wanken! — Und als sie sich niedergesetzt, und noch immer ihre Hand in der Hand des Geliebten fühlte, duldete sie gern, daß er sie an seine Lippen drückte, und hörte gern und willig den süßen Schmeicheltönen, die er mit der Glut der höchsten Liebe aussprach.

Sie hatte lange geschwiegen, ihre Empfindungen hatten nicht Worte gefunden; jetzt aber erhob sie sich. König! — sprach sie — die Kluft, die uns trennte, ehe Gott so Schreckliches über mich verhängt hatte, wohl kennend, habe ich mich nie trügerischen Hoffnungen ganz überlassen, wohl aber bin ich meinem Herzen nur zu leicht, zu willig gefolgt. Jetzt aber, da jede Hoffnung mich verlassen hat, ich eine irrende Pilgerin bin, die mit ewig geschlossenen Augen in der Wüste des Lebens umhertappen muß, jetzt bin ich aus meinem Traume erwacht, er ist zerronnen, und ich fühle, daß Euere Liebe, wenn Ihr sie auch jetzt noch treu für die Ewigkeit zu bewahren glaubt, leise wie der letzte Seufzer eines Sterbenden dahinschwinden wird. Ich bin darauf gefaßt, und darf es nicht anders erwarten. Und somit, Don Henrico, sagt Catharina Guzmann in dem Augenblicke des Wiedersehens Euch ein trauriges Lebewohl. Der Sohn der Eleonore Guzmann sei fortan mein Freund, der König mein Beschützer!

Catharina! — unterbrach sie Don Henrico mit Heftigkeit — wie könnt Ihr so Arges von mir glauben? Wähnt Ihr, meine Liebe sei nur ein wilder Sinnenrausch gewesen? Glaubt Ihr sie nicht edlerer Art?

In der Nacht, die mich jetzt umgiebt, — nahm Catharina das Wort — habe ich Muße, mein Innerstes zu prüfen; da habe ich mich selbst gefragt: Würdest Du Heinrich von Trastamara, wenn da, wo jetzt Leben und Liebe strahlt, ein paar dunkle Höhlen mich angestarrt hätten, noch mit der nemlichen Glut lieben können, wie jetzt?

Und was sagte da Euer Herz? fragte Don Henrico rasch.

Es sagte mir: die Liebe würde dann zur Freundschaft werden, mein Herz würde jeder andern Neigung verschlossen sein, mein Leben würde ich ihm weihen, ihn pflegen, ihn leiten, und, ich fühle es, eben so glücklich sein, als wenn ich mit glühender Sehnsucht in seinen Armen ruhte.

Nennt Ihr das Liebe? fuhr Henrico auf.

Nennt Ihr es, wie Ihr wollt, Henrico, nennt es Liebe, nennt es Freundschaft. Was die Herzen mit stürmischer Gewalt einander zuführt, was die Sehnsucht, was die Sinne umgaukelt, das gehört nur dem Irdischen an, und vergeht mit dem Irdischen; doch was noch unter uns bestehen kann, mein theurer Freund, was uns jetzt noch mit heiligen Banden an einander kettet, das ist das milde Geschenk, welches der Himmel dem Menschen gab, damit er hier schon die himmlische Wonne genieße. — Die Freundschaft allein schlinge fortan das Band um unsere Herzen.

Nein, nein! — rief der Leidenschaftliche — Nein, Catharina! Sieh', dort im Osten beginnt die Morgenröthe zu dämmern — so wie die heilige Sonne sich aus der Nacht wieder emporhebt, und im neuen Glanze die Wellt erhellt, so kann auch meine Liebe zu Dir nicht vergehen, und wenn auch Nacht Dich deckte, ihre Strahlen brechen doch hindurch, und bleiben die Sonne meines Lebens!

Entfernt Euch, Don Henrico, entferne Dich, mein Bruder, — bat

jetzt die Binde — wenn man mir verkündet, daß der Tag anbricht, dann muß ich im Stillen mein Gebet zu Gott erheben; stört meine Andacht nicht. — Sie ließen sie nun auf ihre Bitten allein, die unter dem Baume sitzend die Hände faltete, und im Stillen ihre Andacht verrichtete.

Indessen war die Dämmerung gewichen, die Morgenröthe brach hervor, und ihre rosigen Strahlen beleuchteten die Gipfel der waldumkränzten Berge. Catharina seufzte tief auf, ihr Gebet war beendet, ihre Hände ruhten wieder in ihrem Schooße. Kaum gewahrte dies der König, als er mit Alfons zu ihr eilte, denn jetzt sollte der Tag ihm die Geliebte zeigen, die durch Nacht und Dämmerung nur in dunklen Umrissen vor ihm geschwebt hatte. Sie erhob sich, als sie die Beiden nahen hörte, und da sie den Mantel abgeworfen, stand die herrliche Gestalt vor dem entzückten Fürsten. Freundlich lächelte ihm noch der liebliche Mund entgegen, üppig rollten die dunklen Locken, wie einst, über Stirn und Nacken herab; es war ja die nemliche Gestalt mit ihrem schönen Ebenmaße, sie war es ja noch ganz, das schöne Mädchen, wie er sie das letzte Mal in Saragossa gesehen! Aber die Binde um die Augen — sie war nur ein bleicher Nebelstreif, der sich vor die Sonne gezogen, ihre Strahlen verbarg.

Blume meines Edens, Strahl meiner Sonne! — rief er begeistert — Nun habe ich Dich wieder und Du bist mein, unzertrennlich mein! — Er umfing sie und drückte sie stürmisch an sein Herz; sie duldete es in dem Augenblicke der Ueberraschung, bald aber entwand sie sich seiner Umarmung.

Laßt mich, Henrico, — bat sie — täuscht mich, täuscht Euch nicht, Eure Phantasie betrügt Euch! — Ich muß die Täuschung zerreißen, mich Euch zeigen wie ich bin.

Eben beleuchtete die Morgenröthe mit ihrem rosigen Strahle das Mädchen, welches bebend, wie eine vom West bewegte, in der jugendlichen Aurora rosig erglühte Lilie vor Henrico stand. — Es wird mir schwer, — sprach sie ängstlich, die zitternde Hand erhebend — schwer, mein Traumglück selbst zu zerstören, aber ich muß! Nun, so sei es! — Blicke her, Unglücklicher, sieh' die zerknickte Blume Deines Edens, sieh den erloschenen Strahl Deiner Sonne! — Sie wollte die Binde lösen, er aber hielt ihre Hand zurück. Thue es nicht, Catharina, — bat er — bei allem was Dir heilig, bei unserer Liebe beschwör' ich Dich, thue es nicht. Laß die Binde um Deine Augen, laß mich in dem süßen Wahne, unter ihr leuchte noch immer Dein strahlender Himmelsblick.

Sagt' ich es Euch nicht, Don Henrico? — fuhr Catharina, durch seine Besorgniß nicht überrascht, aber dennoch tief verwundet fort — Sagt' ich es Euch nicht, daß die Liebe eine Erdgeborene, das Himmlische in ihr aber nur heilige Freundschaft sei? — Reicht der Freundin die Hand, vergeßt, daß statt der flammenden Augen die Binde zwei dunkle Augenhöhlen deckt. Ich wußte, daß es so kommen mußte, — fuhr sie wehmuthvoll

fort — ich fühlte es, daß mein Himmel zerstört sei, deßhalb hätte es mich nicht überraschen sollen, und doch —

Trauest Du meinem Herzen nicht, Geliebte? — Glaubst Du, es fürchte die Prüfung? Nimm die Binde ab, laß mich das Schreckliche sehen. O, es muß grausig sein, das Schönste der Erde zerstört, seinen Himmel so furchtbar geschlossen zu sehen!

Aber noch furchtbarer, blind zu sein! sagte das Mädchen leise vor sich hin.

Tyrann! — rief jetzt Henrico und sein ganzes Wesen war verändert — Meine Mutter starb durch das Gift, das Du ihr reichen ließest, die Geliebte meines Herzens mußte das Licht ihrer Augen Deiner Wollust zum Opfer bringen; mich selbst verfolgtest Du mit Gift und Dolch, und mein Vaterland wird durch Dich Tiger zerfleischt! Nun, so schwöre ich hier bei diesem zertrümmerten Meisterwerke der Natur, bei dem Schmerz, der mich ergreift, denke ich dieser Augen Licht, so furchtbar gräßlich erloschen: Ich will die Bande des Blutes zerreißen, die mich an Dich fesseln, will vergessen, daß Du meines Vaters Sohn bist, und will nicht ruhen und rasten, bis ich meine Rache in Deinem Blute gekühlt habe!

So geschehe es: — rief eine weibliche Stimme. Es war Donna Maria, die dem Allen aus der Ferne zugesehen hatte und jetzt zu ihnen getreten war — Sohn meiner Schwester, Sohn des Königs Alfons von Kastilien! — sprach sie feierlich — ja zur Rache muß Dich diese Unglückliche entflammen, nicht zur Liebe! Ihr grausiges Bild begleite Dich auf Deinem Zuge nach Sevilla, denn hoffentlich wird Dein Weg Dich dahin führen. — Du aber, Thörin, hoffe nichts mehr! — wandte sie sich zu Catharina — des Mannes Liebe ist ein Sinnenrausch, mit unserer Blüthe welkt auch sie.

Ihr möchtet Euch doch irren, — unterbrach sie Don Henrico — glaubt nicht, Donna Maria, daß meine Liebe erstorben sei, sie ist, wie der Phönix aus der Asche, mit ihren Schmerzen heiliger, reiner erstanden. So lange ich lebe, wird auch Catharina in meinem Herzen leben, so lange ich athme, mein Herz für sie schlagen, sie wird die Heilige sein, die ich anbete, und wenn ich einst mit der Glut sehnsuchtvoller Leidenschaft in ihr Flammenauge sah, werde ich jetzt anbetend auf ihr geschlossenes Auge blicken, wo ich, wenn auch nicht einen Himmel voll Wonne, wahrlich einen Himmel voll Seligkeit erblicke. — Er hatte bei diesen Worten des Mädchens Hand ergriffen; ein sanfter Druck sprach ihren Dank, ein tiefer Seufzer ihrer Brust den Schmerz aus, daß nicht ihr Blick ihn lohnen, eine Freudenthräne ihm sagen könne, wie unaussprechlich glücklich sie sich, trotz ihrem traurigen Schicksale, fühle.

Kurz nur konnte Don Henrico's Aufenthalt in Herrera sein. Sein Heer war ihm voraus gegen Toledo gezogen und Don Pedro setzte sich endlich auch in Bereitschaft, ihm entgegen zu gehen. Fast mehr für seine aufgehäuften Schätze in Sevilla als für den Thron Kastiliens bange, hatte er immer noch nicht Sevilla verlassen, jetzt aber, da Don Henrico bis an den Tajo vorgerückt war und der Prinz von Wallis ihm jede Hilfe versagt hatte, mußte er thätig sein. Er schloß mit dem Könige von Granada ein Bündniß, der ihm 6000 Mann zu Pferde und 30,000 Mann zu Fuße zuführte. Durch diese Hilfe verstärkt, rückte er vor Cordova, diese, dem Don Henrico treu gebliebene Stadt zu belagern.

Don Henrico hatte in der Meierei des Klosters einen seligen Tag an Catharina's Seite durchlebt. Sie hatte ihre Binde nicht gelös't, ihn nicht enttäuscht, und er glaubte die Jungfrau überzeugt zu haben, daß sein Herz noch so glühend für sie schlage als einst. Sie schien nur es zu glauben, in ihrem Herzen stiegen noch immer Zweifel dagegen auf, und je mehr sie jetzt nur noch für ihn lebte, desto ängstlicher glaubte sie, seine Liebe müsse schwinden. In dieser Stimmung kam Don Henrico mit Alfons, ihr Lebewohl zu sagen. Um sich über seine schnelle Abreise zu entschuldigen, machte er sie mit der Ursache bekannt, erzählte ihr von seinem stattlichen Heere, den edlen Kriegern, die sich um ihn versammelt hatten, theilte ihr seine Hoffnungen mit und entflammte dadurch ihr Herz und ihren Muth.

Laßt mich mit Euch ziehen! — bat sie. — Gebt mir Euer Banner zu tragen; eine Blinde, will ich an der Spitze Eurer Völker ziehen, Euch zum Siege führen.

Nein, nein! — unterbrach sie Don Henrico. — Wie könnte Dein zarter Körper diese Mühseligkeiten erdulden, wie könnte ich Dich so großer Gefahr aussetzen?

Welcher Gefahr? — unterbrach sie ihn rasch. — Glaubt Ihr, ich fürchte den Tod? Was könnte mir Schöneres werden, als für Euch zu sterben. Warum sollte mir der Tod furchtbar sein? Mir schlösse er die Augen nicht, die hat schon das Leben geschlossen.

Aber auch diese Worte konnten Don Henrico nicht bewegen, er versagte ihre Bitte und sie fühlte sich deßhalb tief betrübt.

Mein König, — sprach sie — schon einmal rücktet Ihr an der Spitze eines furchtbaren Heeres dem Tyrannen entgegen und das Glück verließ Euch. Bannt es durch mich an Eure Fahnen. Wenn die Blinde, von ihrem Bruder geführt, das Banner in der Hand, dem Heere voranschreitet, so glaubt das Kriegsvolk, eine Gottgesandte schreite ihnen vor, das Vertrauen ruht in ihrer Brust und keiner weicht. Ich führe Euch zum Siege und die Krone Kastiliens schmückt von neuem Euer Haupt.

Der König blieb anfangs standhaft und gewährte ihren Wunsch nicht; doch als er den Schmerz sah, der sie ergriff, sagte er, sie zu beruhigen:

Nun wohl! Sollte Gefahr mir drohen, sollte ein Schlachttag über mein Schicksal entscheiden, dann rufe ich Dich zu mir, Du sollst mich begleiten und mein Banner tragen.

Dank, Dank! — rief sie und streckte ihre Hand ihm entgegen. — Dank Euch, Henrico! Nun erst bange ich nicht um Euer Schicksal, nun ziehet mit Gott.

Er schloß sie in seine Arme, sagte ihr Lebewohl und eilte zum Heere.

Als sie allein war und den Hufschlag des sich entfernenden Rosses hörte, da seufzte sie tief auf.

Die Liebe ist in seinem Herzen erstorben, das Mitleid täuscht, die Erinnerung lockt ihn, er glaubt, er liebe mich noch und hintergeht sich selbst. Barmherziger Gott! — sprach sie in dem Ausbruche ihres Schmerzes — Was soll ich noch hier auf dieser Welt? Der feste Glaube allein, er liebe mich noch, konnte meine Nacht mir erhellen, und erglüht mir auch keine Morgenröthe, wird es nicht Tag vor meinen Augen, so wäre doch der Strahl seiner Liebe mir zum milden Strahl des Mondlichtes geworden, der meine Finsterniß freundlich erleuchtet hätte. — So — bin ich überschwänglich elend; nur der Tod, der Tod allein kann mir die Ruhe geben. Das Auge ist mir schon geschlossen, das Herz schon gebrochen, was will denn das Leben noch von mir, was kann es mir noch bieten?

Viel, als Vorbereitung zu jenem Leben! — unterbrach sie die wohlbekannte Stimme des Klausners, der sie hier aufsuchte. — Verzweifle keiner, dem der Herr die Prüfung sendet, — fuhr er fort — sie wird enden, und wohl dem, der dann rein und standhaft befunden ward. Frevelt nicht, Catharina Guzmann, und ruft den Tod nicht herbei; er ist nur ein Sklave des Schicksals, seine Schritte sind gebunden und ihm die Minuten zugezählt, wann er kommen darf; er ist nur der Bote eines Höheren, der ihn sendet. Ergebt Euch in Euer Geschick, verlangt nicht das Unmögliche von Gott, Ihr habt den Spiegel Eures Herzens zertrümmert, wer kann noch hinein schauen? Jedem bleibt es fortan verschlossen.

Das ist furchtbar! rief sie unwillkürlich aus.

Doch gab Euch der barmherzige Vater — fuhr er fort — statt der vergänglichen Myrte einen Sternenkranz um Euer Haupt, statt der irdischen gab er Euch Anweisung auf die himmlische Krone. Nach oben wendet Euer Herz, lebt, sterbt für Euren König, doch hofft dabei nichts für Euer Herz, nichts von dem seinen. — Seid mir gegrüßt, edle Dame! — sagte er nun nach dieser strengen Lehre. — Seid mir gegrüßt, Märtyrin der Tugend. Ich habe Euch geliebt von dem ersten Augenblicke an, daß ich Euch sah, jetzt verehre ich Euch, denn Ihr habt der Tugend das Höchste geopfert, Schönheit ist des Weibes herrlichste Mitgift, Ihr habt sie schmerzvoll hingegeben zum Opfer, Gott wird diese That in dem himmlischen Buche der Vergeltung aufzeichnen, wenn Ihr Euer Schicksal mit Ergebung ertragt.

Ich wollte es segnen, ehrwürdiger Vater, — sagte Catharina, nachdem sie lange geschwiegen hatte — könnte ich es nur. — Ich scheuche die Hoffnung von mir, und will sie entschwinden, halte ich sie wieder mit schmerzlicher Sehnsucht zurück. Die Zeit wird vielleicht den Schmerz, wird die Sehnsucht lindern und Gott wird mich stärken! — Daß Ihr die Blinde aufgesucht habt, möge er Euch lohnen. Nahet mir Henrico, so glaube ich, ein Strahl dränge in mein geschlossenes Auge, es der Freude zu öffnen; nahet Ihr mir, öffnet sich mein Herz dem Troste. Ich danke Euch dafür, ehrwürdiger Herr! Aber verlaßt mich nur nicht so bald, die Sehnsucht nach Eurer Klause treibe Euch nicht wieder von mir.

Gewiß nicht, — erwiderte der Klausner — denn Pedro's Trabanten haben sie niedergebrannt; Staub und Asche habe ich dort gefunden, zu einem Klumpen das helltönende Glöckchen geschmolzen und — Sonderbar! — sprach er lächelnd — Was dem Leben angehörte, haben sie mir genommen oder zerstört, was dem Todten werden sollte, haben sie mir gelassen. Die Gruft ist nicht eingestürzt, die ich mir zur Ruhestätte baute, der offene Sarg steht unversehrt, nur ist er zu früh mit Asche gefüllt, und so hoffe ich, wenn einst der Frieden das Vaterland beglücken wird, daß man mich dort zum langen Schlafe werde betten können.

Catharina mußte nun dem Klausner umständlich ihre traurigen Begebenheiten in Sevilla erzählen. Sie that es mit blutendem Herzen; auch verschwieg sie ihm nicht, daß Don Henrico dagewesen sei und verbarg ihm die geheimste Falte ihres Herzens nicht. Er wirkte durch fromme Ermahnungen wohlthätig auf sie, und es gelang ihm, ihr aufgeregtes Gemüth in etwas zu beruhigen.

Die Belagerung Toledo's ging indessen nur langsam von statten und Don Pedro hatte mit dem Könige von Granada eben so wenig Glück vor Cordova. Drei Mal hatten sie es gestürmt, die Mauren waren schon in die Stadt gedrungen, doch durch die muthige Besatzung wieder herausgeworfen worden; beide Könige Kastiliens verplitterten ihre Macht vor diesen Vesten; keiner rückte vorwärts. Catharina wurde bei diesen Nachrichten für das Glück ihres Geliebten bange, schon seit mehren Wochen erwartete sie von Tag zu Tage die Nachricht von der Eroberung Toledo's, aber immer vergebens, und so ward ihre Unruhe von Tag zu Tage vermehrt. Die einzige frohe Nachricht, die ihrem gebeugten Geiste wieder Hoffnung gab, war die, daß Bertrand du Guesclin, von dem Prinzen von Wallis der Gefangenschaft entlassen, mit 500 Lanzen Don Henrico zu Hilfe im Anzuge sei.

Aber mehr als dies erfreute sie ein Schreiben Alfons, welches ihr und Donna Marien den Wunsch des Königs mittheilte, daß sie sich auf ihr

väterliches Schloß nach Montesillos begeben möchten, um Toledo, mithin ihm, näher zu sein. Dieser Wunsch Henrico's stimmte zu sehr mit dem sehnlichsten Wunsche Catharina's überein, um nicht sogleich die alte Dame um dessen Erfüllung zu bitten. Donna Maria willigte ein, der Eremit von Soria versprach, sie zu begleiten, und so schieden sie zum zweiten Mal von ihrem freundlichen Asyle.

Je näher sie Montesillos kamen, desto trüber wurde Catharina's Stimmung; sie hoffte, der König werde dort hinkommen, und doch fürchtete sie seine Nähe. Entfernt von ihm, war sie durch die Ermahnungen des Klausners Herrin ihrer Leidenschaften, aber sollte sie seine Stimme wieder hören, seine Nähe fühlen, so fürchtete sie die Sehnsucht erwache von neuem, ihre mühsam errungene Ruhe wäre dahin und sie fühle dann mit erneutem Schmerze ihren Verlust.

An dem Fuße des Berges von Montesillos angelangt, wo Catharina den steilen Felsweg hinaufgetragen wurde, war ihre Seele nun ganz in den Tagen hier verlebter Kindheit versunken. Sie wollte sich an dem Gedanken ergötzen, in dem freundlichen Garten, unter den schattigen Bäumen, am murmelnden Quell sich wieder zu vergnügen, wo sie einst mit Alfons so glücklich, so heiter gewesen war, als plötzlich der Gedanke sie unangenehm überraschte: Du kannst ja nicht einmal die Plätze deiner kindlichen Spiele sehen, dir muß es gleich sein, auf dem herrlichen Montesillos zu wohnen oder in den Einöden der Sierra Morena, um Dich breitet ja die Nacht eine ewige Wüste.

Mit diesem schmerzlichen Gefühle betrat sie die Hallen des väterlichen Schlosses, und als sie auf ihrem Zimmer allein sich befand, sank sie, vom Schmerz überwältigt, auf die Kniee. Herr, mein Gott! — rief sie — ende bald mit mir, laß die Sehnsucht, die mich ergreift, daß ich zu seinem Heile sterben darf, sich erfüllen. Was soll ich noch in dieser Welt? — Wandle ich doch hier wie in einem weiten Grabe und was mir theuer war, trennt das Schicksal, trennt die Nacht, die mich umgibt, grausig von mir!

So fand sie der fromme Klausner. Gott wird Euer Gebet erhören! — sprach er, sie aufrichtend — Ihr seid eine geknickte Blume, die nur jenseit sich wieder erheben kann; aber so lange Ihr noch mit glühender Sehnsucht an dem Irdischen hängt, hält sie Euch hier fest, sie läßt die Seele nicht hinüber. Darum reißt Euch los von Allem und lebt nur dem Himmel —

Und ihm! — fiel sie dem Klausner in die Rede — Ach, alter Mann, vom Leben scheiden ist leicht, aber von dem scheiden, was uns des Lebens Traum zu einem ewigen Morgenrothe schuf, das ist bitter und schwer. Läge nicht der Glaube in mir, ihn jenseit wiederzufinden, die Blinde

klammerte sich so lange er lebte, fest an das Leben an und trennte sich ohne ihn nur mit Schmerzen von dieser Welt voll Jammer. Aber der Glaube gibt mir Muth, er gab mir Muth, als ich meiner Augen Licht auslöschte, denn ich hoffte, dort strahle es wieder, dort könne ich ihn wieder sehen in all' seiner Schönheit. Darum sehne ich mich nach dem Tode. Kurz soll ja der Schlaf im Grabe sein, kurz die Nacht, die uns da umgibt, und ewig das Morgenroth der Auferstehung! — Seitdem ward Catharina immer stiller und zurückgezogener, gern war sie allein, um sich ihren Hoffnungen zu überlassen, und nur der Eremit von Soria, der am Fuße des Berges sich angesiedelt hatte, war ihr stets willkommen.

Der Bote, den Donna Maria in's Lager vor Toledo an den König gesendet hatte, ihm ihre Ankunft auf Montesillos zu melden, kam mit dem mündlichen Bescheide zurück, daß der König in einiger Zeit dort eintreffen und seinen Besuch abstatten würde. — Catharinen schmerzte es, daß er nicht einmal einige herzliche Worte an sie geschrieben hatte. Der Glanz der Krone — seufzte sie — blendet ihn; er beachtet Catharina Guzmann nicht mehr. Donna Maria aber war beleidigt, sie erwartete von dem Sohne ihrer Schwester mehr Aufmerksamkeit, mehr Ehrerbietung, wenn er auch auf Kastiliens Throne saß. Aber beide würden Don Henrico entschuldigt haben, hätten sie die Ursachen gekannt, die ihn in dem Augenblicke zu dieser kurzen Antwort vermocht hatten. Der Bote kam eben, als dem Könige die Nachricht wurde: Don Pedro ziehe mit dem Könige von Granada zum Entsatze Toledo's heran. Zu gleicher Zeit traf auch Bertrand du Guesclin mit der Verstärkung aus Frankreich im Lager ein.

Beides beschäftigte und erfreute Don Henrico zu sehr, um anderen Gedanken Raum geben zu können. Er hielt sogleich einen Kriegsrath, worin beschlossen wurde, den Erzbischof von Toledo mit einer starken Abtheilung des Heeres vor der Stadt stehen zu lassen, mit dem übrigen Theile aber Don Pedro entgegen zu rücken und ihm eine Schlacht anzubieten.

Schon am anderen Tage brach das Heer auf und rückte bis Orgaz. Es bestand nur aus 25,000 Mann, meist Reiterei, aber es war auserlesenes Kriegsvolk. Von hier eilte Don Henrico nach Montesillos und überraschte Catharina, die, als sie seine Stimme hörte, Kummer und Schmerz vergaß und sich nach langer Zeit einmal wieder glücklich fühlte. Der König war aufgeregter, leidenschaftlicher als je, vielleicht mochte auch der Gedanke an die nahe Entwickelung seines Schicksals daran Theil haben, er liebkos'te Catharina, und innig, wie in jenen Tagen der Sehnsucht, sprach sich sein Herz gegen sie aus.

Catharina, im Vollgenusse ihres Glückes, bat nun den König, ihr zu erlauben, ihm auch zu der kommenden Schlacht folgen zu dürfen und dem Heere voranzuziehen. Zwar schon oft betrog mich meine Ahnung, — sprach sie — aber heute, noch in diesem Augenblicke, raunt mir eine

Stimme zu: Erst wenn Du für ihn gestorben bist, wird sein Glück dauernd gegründet, die Krone auf seinem Haupte fest sein. — Laßt mich mit Euch ziehen —

Aber der König verweigerte ihr die Bitte standhaft. Die Ahnung trügt! — sprach er — Warum sollte ich Dich solcher Gefahr aussetzen, warum mir noch einmal den Schmerz bereiten, Dich zu betrauern? Nein, Catharina, bleib auf deinem väterlichen Schlosse. Kehre ich siegend zurück —

So stiftet mit königlicher Freigebigkeit eine reichbegabte Abtei, — fiel ihm Donna Maria in die Rede — setzt Catharina an die Spitze der Klosterfrauen, und so ende sie in Frieden ihr heiliges Leben.

Ist das der Wunsch Deines Herzens? fragte der König.

Das sollte meiner Liebe Ziel sein? — erwiderte sie, empfindlich berührt — In ein Kloster könnte mich Henrico senden? Nein — fuhr sie plötzlich auf — so endet meine Liebe, so endet Catharina Guzmann nicht! — Von diesem Augenbicke an war sie, so lange der König auf Montesillos sich befand, still und in sich gekehrt. Sie lächelte wehmüthig, wenn er mit Herzlichkeit zu ihr sprach, wiederholte jedoch ihre Bitte nicht; ernst, als sei es das letzte Lebewohl, trennte sie sich von ihm.

Als der König Montesillos verlassen hatte, zürnte Donna Maria deßhalb mit ihr. Muhme, — sprach sie — gedenkt Euerer finstern Worte, die Ihr an jenem verhängnißvollen Tage in Sevilla zu mir spracht. Jetzt sind wir in Montesillos, von dem Ihr sagtet, es würde öde stehen, kein menschliches Wesen dort aus- und einwandern, Raben würden aus seinen verlassenen Gemächern scheu aufflattern, denn sie sähen mich, den finsteren Geist meines Geschlechtes. Sagtet Ihr nicht, wo ein edles Geschlecht untergehe, da weinten die Engel und ein Paradies würde zur Wüste? Von alle dem geschah nichts! — Die Gemächer des Schlosses stehen nicht öde, die Raben flattern nicht scheu bei meinem Anblicke auf und das Geschlecht, das hier wohnte, ging nicht unter; aber die Engel weinten dennoch und ein Paradies ward in meinem Herzen zur Wüste! Nur Eins, was Ihr zu sehen glaubtet, ist wahr geworden. Vom Sturm entwurzelt liegt die alte Eiche auf einem Hügel, ein junger Baum steht verdorrt neben ihr, und statt des andern, den Ihr sahet, wird bald ein Hügel sich erheben, niedrig und klein, er wird ein zerrissenes Herz decken, ohne daß der Tod der Schläferin die Augen zudrückte. Darum, Muhme, zürnt nicht über meinen stummen Schmerz, gönnt der Armen, so lange sie noch wachend träumt, den düstern Traum, nach wenigen Tagen ist sie entschlafen und träumt und sehnt sich nicht mehr.

Was sollen diese Worte? — fragte Donna Maria staunend — Sprich, Kind, was sollen diese geheimnißvollen Worte?

Denkt, sie wären die Worte einer Sterbenden, — erwiderte Catharina — und verzeiht mir, wenn es die letzten sind. Von diesem Augen-

blicke an ward sie verschlossener als je, und nur gegen den Einsiedler, mit dem sie häufig betete, schien sie theilnehmend zu sein. —

Das Heer Don Henrico's hatte schon bei Calatrava die Guadiana überschritten und rückte nun gegen die Gebirge vor, als der König erfuhr, Don Pedro sei mit einem Heere von 30,000 Spaniern und eben so vielen Mauren von Granada schon in der Ebene von Montiel angekommen und erwarte noch einige Verstärkung, weßhalb er sich dort gelagert, einen Theil seines Heeres in die umliegenden Schlösser und Städte gelegt habe und in dem Wahne wäre, Henrico stehe immer noch mit dem ganzen Heere vor Toledo. Auf diese Nachricht wurde einstimmig beschlossen, eiligst das Gebirge zu überschreiten, ihm in die Ebene entgegen zu rücken und ihn zu überraschen.

Ohne daß Don Pedro von seinem Anmarsche Nachricht erhielt, traf Don Henrico mit dem Heere in Val de Pennas ein, wo der Großmeister von St. Jakob aus Andalusien zu ihm stieß, dann rückte er in der Stille weiter vor und ehe noch der Morgen dämmerte, war er unbemerkt in die Nähe von Don Pedro's Lager gekommen. Eine Abtheilung Mauren stieß hier zufällig auf die Vorhut, und durch sie gelangte die erste Nachricht von dem Anrücken der Feinde zu Don Pedro, der schnell seine Schlachtordnung bildete und Eilboten nach dem nahe gelegenen Städten und Schlössern schickte, um die Besatzungen herbeizurufen; das Heer Henrico's, welches Du Guesclin befehligte, fand ihn daher nicht unvorbereitet.

Der erste Angriff, welchen die Vorhut der Franzosen auf die Völker des Königs von Granada machte, wurde zurückgeschlagen; doch als Du Guesclin mit seinen Geharnischten zu Hilfe kam und auf sie eindrang, flohen sie, setzten sich jedoch bald wieder und erneuten das Gefecht, so daß sie immer zurückweichend, sich bald wieder sammelten, und an Zahl Du Guesclin weit überlegen, ihm so viel zu thun gaben, daß er Don Henrico, auf den sich Pedro mit beispielloser Wuth geworfen hatte, nicht zu Hilfe kommen konnte.

Nach langem Widerstande mußte Henrico endlich der Uebermacht weichen und ward von Don Pedro's Scharen bis an den Fuß eines Hügels zurückgetrieben, auf dessen Höhe ein großes, steinernes Kreuz stand, das von der ganzen Ebene gesehen werden konnte. Hier erneuerte sich der Kampf, Don Henrico suchte durch Worte und eigenes Beispiel den Muth der Seinen wieder zu erheben, die bei dem Anblicke der einzelnen Abtheilungen, welche dem feindlichen Heere immer noch aus den Schlössern zuzogen, das Vertrauen zum Siege verloren hatten. Auch die Mauren hielten, durch Pedro's Vortheil ermuntert, jetzt Stand und leisteten Du Guesclin tapfere Gegenwehr. Schon neigte sich der Sieg auf Don Pedro's

Seite, selbst Du Guesclin verzweifelte fast daran, als plötzlich eine überraschende Erscheinung das Heer Don Pedro's in seinem Siegeslaufe aufhielt. Auf dem Hügel, nach welchem sich schon ein Haufen Flüchtiger drängte, erschien der Einsiedler von Soria und neben ihm die Blinde, eine Fahne in der Hand, auf welcher das Bild der Mutter Gottes, das Jesuskind im Arme, gemalt war.

Zurück, Ihr Feigen! — rief der Einsiedler mit donnernder Stimme und hielt den Fliehenden das Kruzifix entgegen. — Don Henrico ist der rechtmäßige König Kastiliens, so befahl mir Gott, Euch zu verkünden — zurück, Ihr Feigen, zum Kampfe für ihn!

Folgt mir! — rief Catharina begeistert, die Fahne schwingend. — Auf, zum Siege! Gott der Herr befahl es!

Und die Entmuthigten folgten der blinden Jungfrau, die an der Hand des Klausners sich furchtlos in's Kampfgewühl stürzte und wie mit einem Zauberschlage den Muth der schon wankenden Scharen belebte. Von neuem drangem die Krieger Henrico's auf den Feind, den die Erscheinung und die im dichtesten Gewühle flatternde Fahne mit dem Bilde der Mutter Gottes entmuthigte. Vergebens feuerte Don Pedro sie an, vergebens eilte er hin, wo alles von der Blinden erschrocken floh; auch Henrico suchte mit seinen Getreuen nach der Stelle zu dringen, wo die Fahne der Geliebten flatterte und der Kampf sich blutig erneute. Da sah er die weiße Fahne sinken, sein Herz bebte, doch schnell erhob sie sich wieder und in diesem Augenblicke sah er auch Du Guesclin mit den Franzosen zu seiner Hilfe herbeijagen. Da brach er sich durch Freunde und Feinde Bahn zu dem Orte, wo er die weiße Fahne flattern, die Feinde in völliger Flucht zerstreut sah; jetzt hatte er sie erreicht — doch der Einsiedler, nicht Catharina, schwenkte sie mit kräftiger Faust und ermunterte die Krieger, den fliehenden Feind rastlos zu verfolgen.

Wo ist Catharina Guzmann? fragte der König, Unglück ahnend, den Einsiedler.

Dort ist der Feind! — erwiderte der alte Krieger, den die Schlacht verjüngt zu haben schien — dort flieht Don Pedro. — Auf, ihm nach, König von Kastilien!

Don Henrico verstand ihn wohl und folgte dem Rufe der Ehre und dem Feinde, der in wilder Unordnung nach allen Gegenden floh. Der Angriff Du Guesclin's, der, nachdem er die Mauren zerstreut, im Rücken des feindlichen Heeres einbrach, hatte die Niederlage vollendet und Don Henrico einen entscheidenden Sieg erfochten.

Am Abhange des Hügels, da, wo die Schlacht am mörderischsten gewüthet hatte, lag Catharina verwundet unter einem Ahorn; ein Lanzenstich hatte sie in der linken Brust getroffen, ehe noch ihr Bruder zu ihrer Rettung hatte herbeieilen können, der jetzt, über sie gebeugt, ihr Trost zusprach. So traf sie der König.

Unglückliches Mädchen, rief er, bei ihrem Anblicke tief erschüttert, so hast Du doch den Tod gesucht und ihn gefunden!

Noch habe ich ihn nicht gefunden, Don Henrico! — erwiderte sie mit matter Stimme — Er naht mir noch nicht auf den Schwingen der kommenden Stunden; erst die kommenden Tage werden ihn herbeirufen, denn noch lebt der Tyrann.

Catharina! — sprach der König bewegt. — Wie schmerzt es mich, daß ich die Ursache Deines Todes bin, da ich Dir doch im Leben nur so wenig sein konnte —

Und mir doch so viel hättet sein können! — murmelte sie leise vor sich hin. — Aber verlaßt mich, König von Kastilien, nicht vor mir ziemt es Euch zu knieen, ich bin ja nur ein geknickter Halm auf diesem blutigen Aerntefelde des Todes. Jagt zu Euren Kriegern zurück, verfolgt Don Pedro und ruhet nicht, bis Ihr ihn in Eurer Gewalt habt, ich werde Euch folgen, meine Wunde erlaubt es mir, und auch Gott, zu dem ich mich im brünstigen Gebete gewendet habe.

Indem sie dies sagte, erhielt der König von Du Guesclin die Nachricht, der Feind setzte sich zu neuem Kampf am Fuße des Berges von Montiel; da streckte sie die Hand nach ihm: Eilt in den Kampf! bat sie, und Don Henrico, ihr Lebewohl zurufend, schwang sich auf sein Roß und jagte dem Heere nach.

Sende Boten aus, mein Bruder, — sagte Catharina jetzt — daß der Einsiedler von Soria zu mir komme und seine frommen Hände das Kreuz statt des Schlachtschwertes ergreifen. Meine Ahnung könnte mich täuschen und der Tod mich übereilen, ehe ich gebeichtet hätte.

Don Alfons erfüllte ihren Wunsch; aber die Boten mußten dem Heere weit folgen, ehe sie den Klausner, die Fahne in der Hand, mitten im Kampfgewühle fanden. Sein Eifer hatte ihn in die vordersten Reihen geführt und er verfolgte immer noch den fliehenden Feind; jedoch bei der Nachricht, daß Catharina nach ihm verlange, hielt er plötzlich an und eilte zu ihr zurück.

Das Heer Don Pedro's hatte sich nicht bei Montiel gesetzt, sondern auf der Flucht zerstreut, die Ungläubigen bedeckten das Schlachtfeld, denn wen sein flüchtiges Roß nicht rettete, den mähte das Schwert der Christen nieder. Don Pedro hatte sich mit wenigen seiner Getreuen in das Schloß von Montiel geworfen, und da der Feind ihm auf dem Fuße folgte, sah er sich genöthigt, sich in dieses feste Bergschloß einzuschließen. Als Du Guesclin dies erfuhr, ließ er das Schloß sogleich umzingeln und nahm die strengsten Vorsichtmaßregeln, daß ihm Pedro nicht entwischen konnte.

Indessen war auch Don Henrico vor Montiel angekommen und ließ nun sein ganzes Heer auf der Ebene vor dem Schlosse lagern, das mit einer bedeutenden Besatzung versehen und überdies für uneinnehmbar gehalten wurde. Doch verzweifelte Du Guesclin, dieser Städtebezwinger,

nicht an der Möglichkeit, es zu nehmen; als er aber am andern Tage es umritt, fand er den Ruf des Schlosses begründet und ritt mißvergnügt in's Lager zurück, wo er die Krieger in ungewöhnlicher Bewegung fand.

Der Einsiedler von Soria zog nemlich mit der Verwundeten in's Lager, welche Don Alfons mit einigen Freunden begleitete. Franzosen, Kastilianer und Aragonier waren dem heiligen Manne und der Heldin entgegengezogen, die durch ihre Erscheinung in der gestrigen Schlacht so viel zum Siege beigetragen hatte. Auch Du Guesclin, den Muth des Mädchens ehrend, wendete sein Roß nach der Gegend, woher sie kam, und ritt ihr entgegen. Als sie nahete, begrüßte sie Trompetenschall und der Connetable befahl den Trägern, zu halten, er selbst stieg von seinem Rosse.

Donna! — sagte er vor allen sie begleitenden Kriegern und brach ein Reis von einem am Wege stehenden Olivenbaume — Erlaubt, daß ich Euch diesen grünen Zweig um Eure Schläfe winde; es sollte wohl ein Lorbeer sein, allein ich finde hier keinen, und dies Sinnbild des Friedens ziemt eher dem Haupte einer Heiligen als der kriegerische Schmuck! — Bei diesen Worten schlang er den Zweig um ihre Schläfe und beugte die Kniee vor ihr.

Connetable von Frankreich! — nahm statt der Verwundeten der Klausner das Wort — Kein Lorber, kein Oelzweig muß ihr Haupt umgeben, ein Heiligenschein wird sie umstrahlen und ganz Spanien anbetend zu ihr aufblicken.

Da nahm Du Guesclin den Oelzweig von ihrer Stirn und legte ihn an ihr Herz; vielleicht glaubte der edle Krieger, dieses bedürfe des Friedens.

Sie waren indessen im Lager angekommen, wo der König ein kostbares Zelt neben einem blühenden Granatbaume für sie hatte aufschlagen lassen, vor welchem ihre Fahne mit dem Muttergottesbilde flatterte; der König, von seinen Offizieren umgeben, empfing sie hier feierlich. Als sie seine Stimme vernahm, streckte sie ihm die Hand entgegen, erwiderte aber auf all' das Herzliche, das er ihr sagte, kein Wort, und als sie sich mit ihm allein befand, bat sie ihn, sie zu verlassen, da sie ihre Seele zu Gott erheben müsse. Sie blieb dann mit dem Klausner allein, mit dem sie betete und ihm beichtete; ihre Gedanken schienen von jetzt an ganz von dem Irdischen ab und zum Himmlischen gewendet zu sein, denn selbst mit ihrem Bruder sprach sie nur wenig.

Die Wundärzte hatten gleich anfangs erklärt, daß Catharina's Wunde tödtlich sei und ihr nur noch wenige Tage Frist gegeben; aber schon waren mehre Tage vergangen, noch hatte der Tod sie nicht ereilt, und fast hätte man glauben sollen, ihre Lebenslampe brenne mit jedem Tage heller, denn

sie begann theilnehmender gegen ihre Umgebungen zu werden und empfing selbst Donna Maria, die auf die Nachricht von ihrem Unfalle schnell von Montesillos zur Pflege herbeigeeilt war, herzlich. So sehr auch die Leiden Catharina's diese stolze Frau betrübten, so tröstete sie doch der Gedanke, daß eine Guzmann als Heldin sterben und sich ewigen Nachruhm erringen würde.

Das Heer lag indessen unthätig vor Montiel. Der König hatte zwar sogleich nach der Schlacht dem Erzbischofe von Toledo eine bedeutende Verstärkung zugeschickt, aber es lagen noch an 16,000 kampflustige Krieger vor diesem Schlosse und doch wollte Henrico durch andere Unternehmungen das Heer nicht schwächen, da er immer noch fürchtete, Don Pedro könne dann durch irgend einen Zufall die Freiheit erlangen, oder durch seine Anhänger, die sich wieder in Andalusien sammelten, gerettet werden. Da brachte ein Ueberläufer aus dem Schlosse die erfreuliche Nachricht, daß es dort der starken Besatzung an Wasser zu mangeln beginne und das Schloß sich deßhalb kaum noch einige Tage halten könne. Auf diese Nachricht wurden die Wachen verstärkt und jede Vorsicht verdoppelt, da man vermuthen konnte, Don Pedro werde Alles anwenden, zu entfliehen.

Eines Abends, da mehre Ueberläufer das nemliche bestätigt hatten und du Guesclin besondere Vorsichtmaßregeln getroffen hatte, befanden sich Don Alfons und der Klausner bei Catharina allein, die kurz vorher die letzte Oelung empfangen hatte. Der Einsiedler, ihr nahes Ende erwartend, bereitete sie zum Uebergang in jene Welt, und Alfons, der den Gedanken noch nicht fassen konnte, sich von seiner geliebten Schwester zu trennen, saß ängstlich am Krankenlager. Da sagte Catharina, die bisher geschwiegen und dem frommen Alten andächtig zugehört hatte: Ich danke Euch, ehrwürdiger Vater, daß Ihr mich bis jetzt mit so viel Theilnahme zur Pilgerfahrt nach jener Welt vorbereitet und mir schon hier die Pforten des Paradieses geöffnet habt. Ich habe bis jetzt nur dem Himmel angehört, da ich aber mein nahes Ende fühle, so wird Gott mir wohl verzeihen, wenn ich die letzten Stunden meines unglücklichen Lebens noch der Erde angehöre und sie dem Manne weihe, der meinem Herzen das Theuerste war. Laß den König rufen, Alfons, — bat sie dann — ich wünsche ihn zu sprechen. Seine Stimme, die, wenn ich sie in meiner Blindheit vernahm, mich sanft durchbebte, soll mir die Stimme des Engels sein, der mich von dieser Welt abruft. Laß ihn rufen, Alfons.

Der Bruder gehorchte und bald erschien der König. Setzt Euch dicht neben mich, Don Henrico, — bat sie ihn — daß Ihr jedes meiner Worte vernehmen könnt. Ich habe Euch geliebt mit Leidenschaft, — begann sie dann — und ich that Unrecht; ich konnte ja nie die Euere werden und mit Euch den Thron Kastiliens theilen, deßhalb strafte mich Gott mit ewiger Nacht. Und auch in dem Augenblicke, wo ich vor seinen Thron treten muß, denke ich doch mit Wonne jener Zeit und segne die Tage der Hoff-

nung und Sehnsucht; sie waren die schönsten meines Lebens. — Ich, — fuhr sie nach einer Pause fort — ich habe Euch bis jetzt mit gleicher Glut geliebt wie einst; noch in diesem Augenblicke, wo ich die Pforten des Himmels vor mir geöffnet sehe, steht Euer Bild vor meinem geschlossenen Auge und ich wende mich von der Himmelspforte nach ihm — auch habe ich auf meinem Krankenlager mehr für Euer Glück gebetet als für mein Heil; Gott möge es mir vergeben. Lebt wohl! — sagte sie dann mit matter Stimme und richtete sich auf. Wir sehen uns wieder! Aber eilt, eilt von hier — Don Pedro — dies sagend sank sie erschöpft auf ihr Lager zurück.

In diesem Augenblicke trat ein französischer Ritter ein und ohne auf die Kranke zu achten, sagte er mit Hast. Sire, du Guesclin läßt Euch zu sich in sein Zelt entbieten. Don Pedro ist gefangen und dort in Verwahrung.

Ich werde kommen! — rief der König, durch diese Nachricht erschüttert und legte bebend die Hand auf Catharina's Stirn. — Ich werde kommen, um Dich zu rächen, Unglückliche!

Seid mild — vergebt! — stammelte sie kaum hörbar.

Leb' wohl! rief der König, stürzte aus dem Zelte und eilte zu Du Guesclin. Unter Weges berichtete ihm der Ritter, daß Don Pedro habe verkleidet aus Montiel schleichen wollen und auf diese Weise gefangen worden sei — In Du Guesclin's Zelte and der König die Feldobersten versammelt, doch sie beobachtete sein wild rollendes Auge nicht, es suchte Don Pedro, der im Hintergrunde des Zeltes, von Offizieren umringt, mit verbissener Wuth sein Schicksal erwartend, stand. So wie er Don Henrico erblickte, sprang er gleich einem verwundeten Tiger hervor, bahnte sich mit Riesenkraft einen Weg durch die Umstehenden, zückte den Dolch und stürzte auf seinen Bruder; dieser umfaßte ihn mit gleicher Wuth, und ehe noch Du Guesclin und seine Offiziere die beiden Könige trennen konnte, hatte Henrico's Dolch die Kehle des Bruders durchbohrt, der sinkend ihn mit sich nieder zog.

Als Don Henrico aufsprang, den Leichnam Pedros vor sich liegen, die Umstehenden bleich und entsetzt das furchtbare Schauspiel anstarren sah, rang sich das Wort: Brudermörder! aus seiner gepreßten Brust, dann schleuderte er den Dolch weit von sich, faltete die Hände und sprach: Vergib mir, Gott, was ich zur Nothwehr that. Konnte ich ihm nicht Bruder sein, will ich doch meinem Lande ein milder Vater werden. — Tragt den Leichnam fort! — befahl er dann — Und wenn ich auch keine Thräne für ihn herbeirufen kann, soll er doch als der Sohn meines Vaters ehrenvoll begraben werden! — Dann drückte er Du Guesclin die Hand und kehrte langsamen Schrittes zu der Sterbenden zurück.

Sie ist verschieden! — rief ihm der Klausner entgegen — Nahet ihr nicht, König von Kastilien, an Eueren Händen klebt Bruderblut, entweihet

die Heilige nicht! — Der König blieb ehrfurchtvoll am Eingange des Zeltes stehen. — Sie hat Euch gesegnet, Herr! — sprach jetzt Alfons — Mit dem Ausrufe Eueres Namens entfloh ihre Seele.

Am andern Tage strömte das Volk herbei, die Heilige zu sehen. Das Zelt wurde niedergelassen und Catharina lag, einen Palmzweig in der Hand, auf prachtvollem Lager; über ihr wehte die Fahne, die sie in der Schlacht getragen, und Donna Maria nebst Alfons standen trauernd ihr zur Seite; zu ihren Füßen saß der Einsiedler von Soria, leise Gebete murmelnd. Die rohen Krieger standen andächtig um die Todte und beteten, drängten sich zu ihr, küßten die kalte Hand und verehrten sie wie eine Heilige. Auch Du Guesclin und die französischen Offiziere naheten sich ihr mit Ehrfurcht und der edle Bertrand sagte gerührt: Meine Freunde, sie war ein seltenes Weib, in ihr schlug ein edles Herz und ihrem Muthe ist wahrlich der unsere nicht zu vergleichen. Gott gebe uns Allen einen so seligen Tod und ihr eine fröhliche Auferstehung.

Als das versammelte Volk noch andachtvoll um die Todte stand, nahte sich der König in tiefer Trauer, kniete neben ihr nieder, ergriff dann ihre Hand, preßte sie an sein Herz, an seine Lippen und schämte sich der Thränen nicht, die er im Angesichte seiner Krieger der Geliebten weinte. — Mit aller Pracht ward die Leiche nach Burgos geführt und in die dortige Kathedrale beigesetzt. Der heilige Vater zu Avignon sprach auf die Bitte Don Henrico's Catharina heilig, und noch wird sie in ganz Spanien und ihr Haupt in der Kapelle der Märtyrer zu Burgos als Reliquie verehrt.

Der König hielt das Wort, das er über den Leichnam seines Bruders gesprochen hatte, treulich. Er ward der Vater seines Volkes und sein Stamm breitete seine Zweige fast über alle Throne Europa's aus. —

Tschesme.

Ein freundlicher Nordost schwellte im Jahre 1770 die Segel des englischen Kauffahrtei-Schiffes, die Hoffnung, und trieb es bei den Spalmadoren vorbei nach dem Hafen von Scio. Auf dem Verdecke befanden sich zwei junge Männer in ganz verschiedener Stimmung. Der Eine, Harry Dugdal, der Eigenthümer des Schiffes, stand an den Mast gelehnt, in sich versunken, die Augen unverwandt nach der Insel gerichtet, hinter deren Bergen die Sonne schon zu sinken begann; sein Freund, Paul Brand, ein Deutscher, ging auf dem Verdeck auf und ab und beobachtete lächelnd den Ernsten. Endlich trat er zu ihm. Harry! sprach er, ihn schüttelnd: sag mir nur, was in aller Welt Dich, seit wir in Smyrna gelandet, so ganz umgeändert hat. Auf unsrer Reise erfaßtest Du früherin Alles mit Leben und Theilnahme, schimpftest weidlich auf den Aristokratismus Deines Vaterlandes, zürntest mit dem Schicksal, das Dich vom Schifffähndrich zum freien Kapitän Deines eignen Schiffes gemacht hat; fandest aber bei alle dem Geschmack am Portwein; erfreutest Dich der herrlichen Inselgruppe und konntest Dich selbst zuweilen mit Handelsspekulationen beschäftigen. Eine der vielen schönen Griechinnen, die wir in Smyrna sahen, kann Dir den Spleen nicht angezaubert haben, sonst würdest Du nicht mit solcher Uebereilung Deine Geschäfte dort abgemacht und aus dieser herrlichen Stadt so schnell geeilt sein. Von dem Augenblick an, daß wir den Spalmadoren vorbei segelten und den Hafen von Scio mit dem Fernrohr ansichtig wurden, stehst Du, den Blick nur dahin gerichtet, unbeweglich auf einer Stelle. Rede! Gib mir Antwort!

Paul! erwiderte der Engländer unwillig: störe mich nicht in meinen Träumen.

Ich will Dich stören, Harry! sagte dieser gutmüthig: — Erwache! — was soll die Schwärmerei!

Du gemahnst mich jetzt wie ein tückischer Geist! unterbrach ihn Harry: der mir in dem Augenblick, wo ich den Himmel offen sehe, die Augen schließt. An mir ging jetzt eine schöne Zeit vorüber, liebliche Bilder standen vor mir, frisch und lebendig wie die Mairosen im Morgenthau, und meine Seele tauchte aus dem Meer der Widerwärtigkeiten auf, in die mich mein Unstern, auch wohl ich selbst, gestürzt hat. — Wohl dem Men-

schen! fuhr er dann fort: der seine Freuden in der Gegenwart findet, den es immer vorwärts drängt, neue zu suchen, und der nicht rückwärts schauen muß, die sparsamen zu sammeln, um sich daraus einen Kranz zu flechten, der ihm die heiße Stirne kühlen, die Schmerzen einer wunden Brust lindern kann.

Viel Poesie und Sentimentalität für einen Handelsmann! sagte der Deutsche nicht ohne Spott.

Nennst Du mich einen Handelsmann, Paul — mich? Gott weiß, wie glücklich ich mich hier fühle, wo ich sinnen muß, ob Feigen oder Rosinen als Rückfracht und wo am wohlfeilsten einkaufen soll. Ja sonst, da stand ich auf einer Fregatte und der Tod im Gefecht neben mir, dann sah ich mit Lust die Wellen toben und das Schiff bald in die Höhe, bald in die Tiefe schleudern, und uns doch Herren des Elementes bleiben; ich blickte zum Sternenhimmel mit einem Gefühle empor, das mir das Herz hob und mir jetzt auf dem elenden Kauffahrer fremd geworden ist. Seit mein Starrsinn mich von der Marine in das Komptor meines Vaters führte, seit dem ist mein Muth zum Unmuth, meine Kraft zur Ueberspannung geworden, und ich möchte weinen wie ein Kind, wenn die kleinste Kriegsschaluppe an mir vorüber segelt.

Und was ist es denn, das den Kapitän eines Kauffahrers in so tiefe Träume wiegen konnte, daß er seinen Unmuth vergessen, und mit einem Gesichte nach jener Insel blicken konnte, auf dem sich, um mit Dir zu reden, die Seligkeit des Himmels malte. Welche Erinnerungen von Scio traten vor Dich?

Ich war noch nie auf dieser Insel, erwiderte Dugdal.

Noch nie? fragte Paul verwundert: erkläre Dich deutlicher, theile mir mit, was Du mir bisher verschwiegst.

Ich will es gern, sagte Harry bereitwillig: aber Du wirst mich doch nicht verstehen, nicht begreifen.

Versuch es! meinte der Deutsche.

Als ich vor vier Jahren mit der Iris im Hafen von Smyrna lag, ward ich krank, begann nun Harry zu erzählen: und ein bösartiges Fieber zwang mich, ans Land zu steigen. Ich hatte an einen Handelsfreund meines Vaters, Demetrios Makari, mit welchem er bedeutende Geschäfte machte, Empfehlbriefe und ließ mich, die Gastfreundschaft des Orients kennend, in sein Haus bringen. Hier wurde ich gleich dem eigenen Sohne empfangen und gepflegt. Anfangs glaubte ich, es seien Handelsverhältnisse und Spekulation der Grund dieser Milde — Du kennst ja den Handelsgeist und seine Aufopferungen — bald aber sah ich, daß die wahre Gutmüthigkeit, das Gefühl des Mitleids diese guten Menschen so sorgsam für mich machte, und ich fühlte, daß jeder Dank, den ich aussprach, zu schwach sei, um ihnen nur in etwas lohnen zu können. Bald genas ich unter ihrer Pflege und konnte nun mein Zimmer verlassen und mich dem Kreise

ihrer Familie anschließen, der nur klein war und aus Vater, Mutter und einer zwölfjährigen Tochter bestand. Der Vater, ein rüstiger Mann in seinen besten Jahren, ganz seinen Geschäften lebend, die ihm aber nicht das Herz verschrumpft oder die Brust beengt hatten, die Mutter noch schön und jugendlich, ein Engel an Sanftmuth, das Mädchen — eine Knospe, die der erste Morgen-Sonnenstrahl entfalten konnte, ein stilles, in sich verschlossenes Kind, das oft mit ihrem dunkeln Auge sinnend an mir hing, und mir mehr als jedem Andern mit Herzlichkeit entgegen kam. Diesen guten Menschen danke ich frohe Tage, meine Gesundheit, vielleicht gar mein Leben, und sie soll ich in Scio, wohin sie von Smyrna gezogen sind, wieder sehen. Da rollte sich unwillkürlich der Vorhang vor mir auf, England mit seinem Nebel, die Admiralität mit ihren Kabalen, das Komptor meines Vaters, alles lag hinter mir und nur die lieben Menschen standen vor mir. Den Alten sah ich auf seinem Polster sitzen, wie er, ein Bild der ruhigen, behaglichen Besonnenheit, den regellosen Aufflug meiner Ideen und Gefühle zu mäßigen suchte, sah die Mutter sorgsam und thätig ordnen, mit Liebe alles beginnend, mit Liebe alles vollendend, wie ein milder Engel durch das Haus gehen, sah — ja Paul, wie ich die Kleine so eigentlich gesehen habe, weiß ich selbst nicht recht. Ich hatte mir ein eignes Bild von ihr geschaffen, woran ich sie wohl wieder erkannt; doch muß ich selbst sagen, es ist das Kind nicht mehr, mit dem ich so gern sprach, und dessen ganzes Wesen für mich etwas so Anziehendes hatte, dessen Herz ich so gern theilnehmend gefragt hätte, was macht dich jetzt schon so traurig, wo noch keine Leidenschaft, kein Gram dich zerrissen hat? — Groß, schlank, schön habe ich sie mir gemahlt, und so, daß, wenn ich mich ihr nahen wollte, ihr Ernst mich zurückschreckte, ihre Schönheit mich anzog. Gewandert bin ich mit Vater, Mutter und Tochter durch alle Gemächer des Hauses und da that es mir so leid, daß sie mir alle fremd erschienen und es nicht mehr das alte Haus in Smyrna war. Ich bin mit ihnen die Terrasse des Orangengartens auf und abgestiegen, hatte das Körbchen gehalten, worin Helene Feigen und Pfirschen pflückte und mußt' ich dann zur Ruhe in mein ausgeschmücktes Stübchen gehen und der Balsamduft der Blüthen wehte mich an, da wurde es mir so schwer ums Herz, daß ich mich von ihr hatte trennen müssen, ich trat dann mit sonderbarem Gefühl an das Fenster und blickte in die sternenhelle Nacht hinaus. Sieh! — so habe ich stundenlang geträumt, und fühlst Du nun nicht selbst, daß es unfreundlich von Dir war, mich geweckt zu haben? — Was kannst Du mir als Ersatz für solche Träume bieten?

Ich? — so manchen! sagte der Andere lachend. Sieh dort hinüber nach der sinkenden Sonne, wie sie zum Abendgruß in den schaukelnden Wellen, die wie ein Feuerstrom in ihren Strahlen erglühen, ihr Haupt badet, sieh den magischen Nebel-Schleier, den der Abend über die Landschaft zieht, und die Sonne so prachtvoll mit Gold durchwirkt; mache dem

Herzen die heilige Ruhe zu eigen, die sich über die schlummernde Natur breitet, und Du wirst mit mir fühlen, daß in der Wirklichkeit, nicht in der Phantasie, im Wachen, nicht in Träumen das wahre Glück, der reine Genuß des Lebens liegt. Warte es ab, was Du findest. — Wo Jahre sich zwischen die Menschen rollen, verändert sich im Leben so viel, so leicht wie jetzt der Wind, der sich gedreht hat, und der uns, wenn wir nicht geschickt laviren, immer mehr von Deinem so schön geträumten Ziele entfernen wird.

Paul Brand hatte recht, der Nordost hatte sich nach West gedreht, und trieb das Schiff von dem Hafen ab — Tiefer sank die Sonne, grauer wurd der Nebel, die Nacht senkte sich herab, und trotz dem geschickten Steuermann und dem steten Laviren, mußten sie die hohe See halten, und dem ersehnten Ziele so nahe, konnten sie heute in den Hafen nicht einlaufen; denn schon sandte der Leuchtthurm sein warnendes Licht durch das Dunkel der Nacht; schon zeigte sich der Abendstern in seinem strahlenden Glanze, und sie waren noch fern. Der Westwind schwieg nun, kein Lüftchen regte sich mehr, die Wellen plätscherten nur leise an das ruhig schaukelnde Schiff; die Stille der Nacht senkte sich hernieder.

Sieh Paul! sagte Harry, als sie beide auf dem Verdeck saßen und der vor ihnen stehende Portwein beiden nicht gleich gut zu munden schien: sieh, so geht es im Leben, dem Ziele nahe, wirft uns ein Windstoß wieder in das offene Meer zurück. —

Träume nur! unterbrach ihn dieser: in Deinen Träumen kennst Du nicht Zeit, nicht Raum, und Dir ist es gleich, ob wir hier oder im Hafen still liegen.

Glaubst Du, ich vermöchte unter diesem flammenden Sternhimmel, bei dieser heiligen Stille, die nur der eintönige Wellenschlag unterbricht, meine Träume wieder anzuknüpfen? Jene beiden Leuchten an dem grauen eckigen Thurm im Hafen meiner Wünsche könnten mir die Nacht meines Geistes erhellen? — Todt ist es um mich, die Flamme meiner Phantasie erloschen, die Nacht raubte mir die Träume, die mir der Tag freundlich gab. — Und woher dieser Widerspruch in mir, woher die Lähmung meiner Flügel? — Ist es Unmuth getäuschter Hoffnung, der mein geträumtes Paradies entzaubert, ist es der Riß, den der Westwind in mein aufgerolltes Bild that, der mich erschlafft hat? — Ich könnte jetzt schlafen, wie ein fauler Matrose, wenn mir nicht das leise Lüftchen mit seinem Fächeln, und die Nacht mit ihrem prachtvollen Sternendome das milde Auge wach hielten.

Mich hält der Portwein jetzt noch wach; nahm Brand das Wort: mache es wie ich, Harry, trinke! Der Wein ist mir die schöpferische Hand, die meiner hohltönenden Lyra die Himmelstöne entlockt. Habe ich so ein paar Fläschen guten Port geleert und blicke dann in die Nacht hinein, so funkeln die Sterne mir doppelt und tanzen vor mir an dem dunkelblauen

Zeit, wie hüpfende Irrlichter; das ist meine poetische Zeit, dann erfasse ich die ganze Natur von ihrer erhabenen Seite, mag sie mir dann in ihrem düstern Sternmäntel, oder im rosigen Morgengewand, in ihrem Mittagglanz, oder in ihrem dunkelgoldnen Abendgewölk erscheinen. — Mache es wie ich, trinke und begeistre Dich, Deine Phantasie wird ihre Flügel von neuem heben, und bist Du des Fliegens müde, so leg Dich zur Ruhe, träume von Deinem schwermüthigen Kinde und Du sollst sehen, die Nacht wird sie Dir so freundlich ausschmücken, wie der Tag.

Ich kann nicht schlafen! sagte Harry aufgeregt.

Versuch es! meinte Paul.

Sonderbar! fuhr Harry fort: ich sehe heute Nacht statt des Stilllebens in meiner würdigen Griechenfamilie, nur die russische Flotte, wie sie in Port Mahon vor Anker lag.

Siehst Du Freund, nahm Paul das Wort: so schwankend ist der Mensch, kurz sind die Stunden der Schwärmerei; was sie gebähren, zerstören sie schnell wieder, ihre Gaben sind Schaugerichte. Greift man nach ihnen, so verschwinden sie und statt der Engelköpfe, die man zu sehen wähnt, tauchen lauter Fratzen um uns auf, statt des lieblichen griechischen Kindes, grinzt Dich ein russischer Matrose mit seinem Kalmucken-Gesichte an. Verzeih mir, Freund, daß ich Dir es sagen muß, Du bist noch nicht so recht mit Dir selbst einig, obgleich Du wohl die Jahre dazu hättest. Du bist Kaufmann und möchtest Soldat sein; als Du Soldat warst, tratst Du freiwillig von dem Verdecke Deiner Fregatte in das Komptor Deines Vaters, weil Du glaubtest, der Lord der Admiralität habe Dir Unrecht gethan und Dein Verdienst nicht genug erkannt. Der Handelstand ekelt Dich an, auf Deinem Kauffahrteischiff ist es Dir zu eng, dann überlässest Du Dich Deiner Phantasie, sie führt Dich auf Abwege, steckt Dir ein unerreichbares Ziel und so schwankst Du hin und her, bist in ewiger Bewegung und kommst nicht vom Fleck, wie jetzt unser Schiff bei der Windstille. Sag mir nur Harry, was Du eigentlich willst?

Was ich will, welch Ziel ich mir gesteckt habe? das weiß ich recht gut; ob ich es erreichen werde, das weiß ich freilich nicht. Aus dem Schlendrian des Lebens muß ich heraus, etwas Großes will ich unternehmen und vollführen, und die Leere meines Herzens ausfüllen, die mir lästig zu werden beginnt.

Hab' ich nicht Recht? unterbrach' ihn Brand: hab' ich Dir nicht oft gesagt: Verliebe Dich! —

Armer Mensch! sagte Harry mitleidig lächelnd: als ob unser Herz ein Sack Moka Kaffee wäre, den man verhandeln, verschleudern könnte, wie und wann es uns beliebte. — Was kann ich dafür, daß alle die weißen und rothen Gesichter von Alt-England, mit ihren vollen Backen und ihren nichtssagenden blauen Augen mich kalt ließen, daß die procentreichen Jungfrauen, die mir mein alter Vater aus seinem Notizbuche vor-

Tschesme.

Ein freundlicher Nordost schwellte im Jahre 1770 die Segel des englischen Kauffahrtei-Schiffes, die Hoffnung, und trieb es bei den Spalmadoren vorbei nach dem Hafen von Scio. Auf dem Verdecke befanden sich zwei junge Männer in ganz verschiedener Stimmung. Der Eine, Harry Dugdal, der Eigenthümer des Schiffes, stand an den Mast gelehnt, in sich versunken, die Augen unverwandt nach der Insel gerichtet, hinter deren Bergen die Sonne schon zu sinken begann; sein Freund, Paul Brand, ein Deutscher, ging auf dem Verdeck auf und ab und beobachtete lächelnd den Ernsten. Endlich trat er zu ihm. Harry! sprach er, ihn schüttelnd: sag mir nur, was in aller Welt Dich, seit wir in Smyrna gelandet, so ganz umgeändert hat. Auf unsrer Reise erfaßtest Du früherhin Alles mit Leben und Theilnahme, schimpftest weidlich auf den Aristokratismus Deines Vaterlandes, zürntest mit dem Schicksal, das Dich vom Schifffähndrich zum freien Kapitän Deines eignen Schiffes gemacht hat; fandest aber bei alle dem Geschmack am Portwein; erfreutest Dich der herrlichen Inselgruppe und konntest Dich selbst zuweilen mit Handelsspekulationen beschäftigen. Eine der vielen schönen Griechinnen, die wir in Smyrna sahen, kann Dir den Spleen nicht angezaubert haben, sonst würdest Du nicht mit solcher Uebereilung Deine Geschäfte dort abgemacht und aus dieser herrlichen Stadt so schnell geeilt sein. Von dem Augenblick an, daß wir den Spalmadoren vorbei segelten und den Hafen von Scio mit dem Fernrohr ansichtig wurden, stehst Du, den Blick nur dahin gerichtet, unbeweglich auf einer Stelle. Rede! Gib mir Antwort!

Paul! erwiderte der Engländer unwillig: störe mich nicht in meinen Träumen.

Ich will Dich stören, Harry! sagte dieser gutmüthig: — Erwache! — was soll die Schwärmerei!

Du gemahnst mich jetzt wie ein tückischer Geist! unterbrach ihn Harry: der mir in dem Augenblick, wo ich den Himmel offen sehe, die Augen schließt. An mir ging jetzt eine schöne Zeit vorüber, liebliche Bilder standen vor mir, frisch und lebendig wie die Mairosen im Morgenthau, und meine Seele tauchte aus dem Meer der Widerwärtigkeiten auf, in die mich mein Unstern, auch wohl ich selbst, gestürzt hat. — Wohl dem Men-

schen! fuhr er dann fort: der seine Freuden in der Gegenwart findet, den es immer vorwärts drängt, neue zu suchen, und der nicht rückwärts schauen muß, die sparsamen zu sammeln, um sich daraus einen Kranz zu flechten, der ihm die heiße Stirne kühlen, die Schmerzen einer wunden Brust lindern kann.

Viel Poesie und Sentimentalität für einen Handelsmann! sagte der Deutsche nicht ohne Spott.

Nennst Du mich einen Handelsmann, Paul — mich? Gott weiß, wie glücklich ich mich hier fühle, wo ich sinnen muß, ob Feigen oder Rosinen als Rückfracht und wo am wohlfeilsten einkaufen soll. Ja sonst, da stand ich auf einer Fregatte und der Tod im Gefecht neben mir, dann sah ich mit Lust die Wellen toben und das Schiff bald in die Höhe, bald in die Tiefe schleudern, und uns doch Herren des Elementes bleiben; ich blickte zum Sternenhimmel mit einem Gefühle empor, das mir das Herz hob und mir jetzt auf dem elenden Kauffahrer fremd geworden ist. Seit mein Starrsinn mich von der Marine in das Komptor meines Vaters führte, seit dem ist mein Muth zum Unmuth, meine Kraft zur Ueberspannung geworden, und ich möchte weinen wie ein Kind, wenn die kleinste Kriegsschaluppe an mir vorüber segelt.

Und was ist es denn, das den Kapitän eines Kauffahrers in so tiefe Träume wiegen konnte, daß er seinen Unmuth vergessen, und mit einem Gesichte nach jener Insel blicken konnte, auf dem sich, um mit Dir zu reden, die Seligkeit des Himmels malte. Welche Erinnerungen von Scio traten vor Dich?

Ich war noch nie auf dieser Insel, erwiderte Dugdal.

Noch nie? fragte Paul verwundert; erkläre Dich deutlicher, theile mir mit, was Du mir bisher verschwiegst.

Ich will es gern, sagte Harry bereitwillig; aber Du wirst mich doch nicht verstehen, nicht begreifen.

Versuch es! meinte der Deutsche.

Als ich vor vier Jahren mit der Iris im Hafen von Smyrna lag, ward ich krank, begann nun Harry zu erzählen; und ein bösartiges Fieber zwang mich, ans Land zu steigen. Ich hatte an einen Handelsfreund meines Vaters, Demetrios Makari, mit welchem er bedeutende Geschäfte machte, Empfehlbriefe und ließ mich, die Gastfreundschaft des Orients kennend, in sein Haus bringen. Hier wurde ich gleich dem eigenen Sohne empfangen und gepflegt. Anfangs glaubte ich, es seien Handelsverhältnisse und Spekulation der Grund dieser Milde — Du kennst ja den Handelsgeist und seine Aufopferungen — bald aber sah ich, daß die wahre Gutmüthigkeit, das Gefühl des Mitleids diese guten Menschen so sorgsam für mich machte, und ich fühlte, daß jeder Dank, den ich aussprach, zu schwach sei, um ihnen nur in etwas lohnen zu können. Bald genas ich unter ihrer Pflege und konnte nun mein Zimmer verlassen und mich dem Kreise

ihrer Familie anschließen, der nur klein war und aus Vater, Mutter und einer zwölfjährigen Tochter bestand. Der Vater, ein rüstiger Mann in seinen beßten Jahren, ganz seinen Geschäften lebend, die ihm aber nicht das Herz verschrumpft oder die Brust beengt hatten, die Mutter noch schön und jugendlich, ein Engel an Sanftmuth, das Mädchen — eine Knospe, die der erste Morgen-Sonnenstrahl entfalten konnte, ein stilles, in sich verschlossenes Kind, das oft mit ihrem dunkeln Auge sinnend an mir hing, und mir mehr als jedem Andern mit Herzlichkeit entgegen kam. Diesen guten Menschen danke ich frohe Tage, meine Gesundheit, vielleicht gar mein Leben, und sie soll ich in Scio, wohin sie von Smyrna gezogen sind, wieder sehen. Da rollte sich unwillkürlich der Vorhang vor mir auf, England mit seinem Nebel, die Admiralität mit ihren Kabalen, das Komptor meines Vaters, alles lag hinter mir und nur die lieben Menschen standen vor mir. Den Alten sah ich auf seinem Polster sitzen, wie er, ein Bild der ruhigen, behaglichen Besonnenheit, den regellosen Aufflug meiner Ideen und Gefühle zu mäßigen suchte, sah die Mutter sorgsam und thätig ordnen, mit Liebe alles beginnend, mit Liebe alles vollendend, wie ein milder Engel durch das Haus gehen, sah — ja Paul, wie ich die Kleine so eigentlich gesehen habe, weiß ich selbst nicht recht. Ich hatte mir ein eignes Bild von ihr geschaffen, woran ich sie wohl wieder erkannt; doch muß ich selbst sagen, es ist das Kind nicht mehr, mit dem ich so gern sprach, und dessen ganzes Wesen für mich etwas so Anziehendes hatte, dessen Herz ich so gern theilnehmend gefragt hätte, was macht dich jetzt schon so traurig, wo noch keine Leidenschaft, kein Gram dich zerrissen hat? — Groß, schlank, schön habe ich sie mir gemahlt, und so, daß, wenn ich mich ihr nahen wollte, ihr Ernst mich zurückschreckte, ihre Schönheit mich anzog. Gewandert bin ich mit Vater, Mutter und Tochter durch alle Gemächer des Hauses und da that es mir so leid, daß sie mir alle fremd erschienen und es nicht mehr das alte Haus in Smyrna war. Ich bin mit ihnen die Terrasse des Orangengartens auf und abgestiegen, hatte das Körbchen gehalten, worin Helene Feigen und Pfirschen pflückte und mußt' ich dann zur Ruhe in mein ausgeschmücktes Stübchen gehen und der Balsamduft der Blüthen wehte mich an, da wurde es mir so schwer ums Herz, daß ich mich von ihr hatte trennen müssen, ich trat dann mit sonderbarem Gefühl an das Fenster und blickte in die sternenhelle Nacht hinaus. Sieh! — so habe ich stundenlang geträumt, und fühlst Du nun nicht selbst, daß es unfreundlich von Dir war, mich geweckt zu haben? — Was kannst Du mir als Ersatz für solche Träume bieten?

Ich? — so manchen! sagte der Andere lachend. Sieh dort hinüber nach der sinkenden Sonne, wie sie zum Abendgruß in den schaukelnden Wellen, die wie ein Feuerstrom in ihren Strahlen erglühen, ihr Haupt badet, sieh den magischen Nebel-Schleier, den der Abend über die Landschaft zieht, und die Sonne so prachtvoll mit Gold durchwirkt; mache dem

Ja, ja! sagte der Grieche mit Wehmuth; Sie schläft! — In der St. Victorial-Kirche ruht sie im kühlen Gewölbe, und schläft bis zur Auferstehung.

Sie ist nicht mehr! Und ich kann sie nicht wieder sehen! klagte Harry und die Thräne drang in sein Auge — Die gute Mutter ist nicht mehr! Armer Mann! —

Sie ging uns voran, sagte der Vater, und suchte vergeblich seine Wehmuth zu unterdrücken; der Herr sei gelobet, ihr ist wohl! — Aber was bringt Dich her zu mir? begann er, dem Gespräch eine andere Wendung gebend: Du weißt, mein Buch ist geschlossen, meine Thätigkeit zu Ende.

Ich war in Angelegenheiten unseres Hauses in Smyrna, da wollte ich —

Mich besuchen, fiel ihm der Alte in die Rede: und nun findest Du alles so anders, alles zerstört, selbst Helene — doch verzeih, daß ich Dich immer noch mit dem traulichen Du anrede wie sonst, ich sollte es wohl nicht, denn es ist doch nicht mehr, wie es sonst um mich war, setzte er traurig hinzu.

Nennen Sie mich nur immer so, Vater! bat Dugdal: das trauliche Du ruft mir jene Zeit zurück. Mein Vater läßt Sie grüßen: auch er ist alt geworden, und Sie würden sich beide wohl nicht mehr kennen; denn nun sind es zwanzig Jahre, daß Sie sich nicht sahen.

An meinem Hochzeittage sahen wir uns das letztemal! sagte Demetrios und jene Zeit mochte vor ihn treten, denn sein Blick heftete sich auf den Boden, er schwieg und keiner wagte die ängstliche Stille zu unterbrechen. Da öffnete sich die Thür und Helene trat ein: Verzeihen Sie mein plötzliches Verschwinden! redete sie Harry an. Ihr Anblick rief mir die Vergangenheit zurück und ohne Bewegung blicke ich nie nach ihr.

Auch ich nicht! unterbrach sie Harry, ihre Worte wahrscheinlich mißverstehend.

Sie finden manches bei uns verändert, fuhr sie mit anscheinender Ruhe fort: die Mutter hat uns verlassen, der Vater ist alt geworden, seine gute Laune ist hin und ich —.

Sie sind zur Jungfrau aufgeblüht, die in ihrem reinen Lilienglanze wie eine Heilige vor mir steht! unterbrach er sie. Helene seufzte tief auf. — Ist denn aller Frohsinn aus diesem Hause gewichen? fuhr er fort: ist denn mit jenem Engel des Friedens jede Freude heimgegangen?

Jede! sagte Helene ernst — Aber lassen wir das, Harry! — Sein Sie mir willkommen, von Herzen willkommen — dies sagend reichte sie ihm die Hand. — Oft habe ich seitdem an Sie gedacht. Als Sie uns verlassen hatten, fühlte ich eine Leere um mich, die ich nicht beschreiben konnte. Keiner half mir mehr Kränze flechten, keiner saß mehr theilnehmend neben mir, ohne sich zu langweilen, wenn ich schwieg; mir fehlte mit Ihnen das Mitgefühl. Ich habe seitdem Ihrer immer gern gedacht und jeder Gruß,

den Sie uns über ferne Meere und Länder sandten, stimmte mich freudig und war mir willkommen.

Und ist es auch der Gruß, den ich Ihnen heute bringe? fragte er, während Paul sich absichtlich mit dem Alten unterhielt.

Er ist mir doppelt werth, da Sie mir ihn selbst bringen; erwiderte Helene und ein sanftes Lächeln umzog ihren lieblichen Mund.

Auch ich habe Ihrer oft gedacht! sagte er treuherzig. Bei Tag und Nacht haben Sie vor mir geschwebt, aber nie lebendiger, als seit ich den Archipel wieder beschiffe. Anfangs machte mich der Gedanke, die Hoffnung, Sie wieder zu sehen, so froh; je näher ich aber Smyrna, je näher ich Scio kam, wurde meine stürmische Freude ernster und ich glaube, eine dunkle Ahnung von dem, was ich hier finden sollte, hat mich erfaßt.

Glauben Sie an Ahnungen, Harry? fragte die Griechin.

Von dieser Frage überrascht, wußte er sie nicht gleich zu beantworten. — Ich glaube nur, was mein Geist fassen, was er begreifen kann! sagte er endlich: und somit gehöre ich wohl zu den Ungläubigen.

Helene brach dies Gespräch schnell ab, führte Harry noch einige Zeit in die Vergangenheit zurück, aus der sie, mit so viel Innigkeit Begebenheiten, selbst Kleinigkeiten ihm schilderte, daß er oft getäuscht, noch das schwermüthige Kind vor sich zu sehen glaubte, wie es sich damals mühsam Blumenkränze flocht, um sie langsam wieder zu zerpflücken. Aber diese Rückerinnerungen erfreueten ihn nicht, das Bild des Kindes war ihm werthlos geworden, seit er die Jungfrau gesehen und die Gewalt, die das Aufschlagen ihres großen, seelenvollen Auges schon damals an ihm geübt, war jetzt zu einer magischen Gewalt geworden, von der er fühlte, daß er ihr nicht widerstehen könne.

Häusliche Geschäfte vorschützend, entfernte sich Helene bald und ließ eine Leere für Harry zurück, welche so wenig die Unterhaltung des Vaters als die fröhliche Laune seines Freundes auszufüllen vermochte. Der Alte erzählte ihm nun manches, was ihm und den Seinen indessen begegnet und was ihn schon seit Jahren zu dem Entschluß gebracht hatte, sein Handelsgeschäft aufzugeben und von Smyrna nach Scio zu ziehen. Von dem, was ihm hier begegnet war, schwieg er und man sah deutlich, daß er über das letzte Jahr seines Lebens gern einen Schleier zog, den er vor seinem eignen Blick nicht lüften mochte.

In dem Laufe des Gespräches, das Brand mehr unterhielt als Harry, kamen sie auch auf die jetzigen Zeitbegebenheiten. Der Krieg Rußlands mit der Pforte, die Fortschritte, welche ersteres an der Donau machte, gaben der Unterhaltung Stoff, mehr aber als dies die Flotte, die schon mehre Monate in Port Mahon lag. Proklamationen waren von Alexis Orloff, dem Befehlshaber dieser Expedition, durch ganz Griechenland und den Archipel ausgestreut worden, worin die Griechen aufgefordert wurden, die Fesseln der Osmanen zu zerbrechen und der alten Hellas gedenkend,

unter Rußlands Fahnen die Freiheit sich zu erringen. Harry wurde nun lebendig und nahm Theil an dem Gespräch. Nehmen die Griechen diese Gelegenheit nicht wahr, sagte er mit Feuer: so wären sie der Freiheit nicht werth, die man ihnen bietet; jetzt ist der günstige Augenblick! Die russische Flotte ist bedeutend, ihre Siege zu Lande führen Schrecken vor ihr her, Truppen sind eingeschifft. Das griechische Volk stehe auf, es stoße zu den russischen Truppen, versammle sich um ihre Fahnen und Sieg und Freiheit wird ihnen! —

Harry! sagte der Grieche bitter lächelnd: haben denn die Jahre Deine Phantasie noch nicht gezügelt, fliegst Du immer noch, dem jungen Adler gleich, der glühenden Sonne entgegen, ohne des Adlers Auge, des Adlers Schwingen zu haben? — Wirst Du noch immer von ihrem Glanze geblendet? — Glaubst Du, Katharina sendete ihre Flotte aus dem fernen Norden, um die Freiheit ihrer Glaubensbrüder zu erkämpfen? — Bietet ihr der Sultan die Krimm oder Beßarabien zur Erhaltung des Friedens, so legt sie die Waffen nieder, ruht, unbekümmert um die Leiden Griechenlands, auf ihren Lorbeeren, schläft sanft und das Unglück der armen Nation stört nicht ihre wollüstigen Träume. — Für Rußland, nicht für uns sollen wir die Fahne des Aufruhrs aufstecken, für Rußland sollen wir bluten und in den Kampf ziehen, wo wir nichts gewinnen werden als doppelte Fesseln, die uns die Osmanen anlegen werden, wenn unsre Beschützer heimzogen. — Thörig wäre der Helene, der die Waffen ergriff, so lange nicht die Nation selbst, und aus sich selbst ihn dazu aufruft! —

Sie hängen, wie es mir scheint, sehr an der türkischen Regierung; sagte jetzt Harry unmuthig.

Junger Mann, beurtheile das Alter nicht nach Deiner kurzen Erfahrung! unterbrach ihn Demetrios ernst: — ich hasse die Tyrannen meines Vaterlandes gewiß mehr als Du! — Ich könnte — rief er aufspringend — Doch wozu die ohnmächtige Wuth, die mir nichts anders zu sein dünkt, als wenn ein Knabe mit ehernen Ketten spielend, sie rasseln läßt. — Und glaubst Du denn wirklich, daß Alexis Orloff der Mann ist, dem Meere zu gebieten, und das Joch des Archipels abzuschütteln? Ist er Seemann, bestieg er schon ein Schiff? Während die Flotte in Port Mahon liegt, vergnügt er sich in Livorno. —

Und Elphingston, mein ehemaliger Kapitän ist mit bedeutender Verstärkung zum Admiral Spiritoff gestoßen; unterbrach ihn Harry, — das ist ein Seemann! —

Du meinst wohl, weil er ein Engländer ist? sagte der Alte lächelnd: läßt Dich Deine Eigenliebe schon wieder in England das vollkommenste der Welt erblicken?

Demetrios, Sie thun mir Unrecht; nahm Dugdal bescheiden das Wort. Ich bin in so manchen nicht der Verfechter meines Vaterlandes. Unser Freiheit ist eine alte Charte, mit welcher der Aristokratismus nach

Gefallen spielt; unsre Gesetze gleichen den Waffen in der Rüstkammer, die für die jetzige Zeit unbrauchbar sind; der Reichthum unsers Landes ist wie eine Wüste, in der einzelne Fruchtpalmen stehen, die ihre Zweige üppig verbreiten, während rings umher das niedere Gesträuche verdorrt und Jammer und Elend ist; unser Edelmuth ist der der Kaufleute, die nichts geben, ohne dabei gewinnen zu wollen, und unsre hochgerühmte Freisinnigkeit, unsre Achtung des Menschenrechts, für die führen wir den Beweis in Indien. Aber unsre Flotte! — Rede ich von der, dann schwillt mir das Herz; auf dem Wasser schwimmt Brittanias Ehre, da kommt ihr keine Nation der Welt gleich.

Hätte nur Elphingston englische Schiffe und Matrosen, sagte Paul, die Apotheose der englischen Marine unterbrechend: dann wollte ich mit Dir hoffen.

Ein Mann von Geist und Kraft vermag viel! entgegnete Harry: solch ein Geist theilt sich Allen mit, er entflammt die niedern Seelen zu höheren Thaten und das Zutrauen, welches er erweckt, belebt den Muth und die Kraft.

Gebe es Gott! sagte Demetrios: denn so wie ich erfahren habe, sind die Russen schon in Morea gelandet, die Fahne des Aufruhrs ist schon aufgepflanzt.

Und was werdet Ihr dann auf Scio thun? fragte Harry, den diese Nachricht elektrisirt hatte.

Ruhig die Folge der Begebenheiten abwarten; antwortete Demetrios. — Doch, überlassen wir die Zukunft dem Schicksal und kommt mit mir zum Mittagmahl, vorher aber sendet Eure Thiere zu ihrem Führer in die Stadt zurück, denn ihr bleibt doch für einige Zeit meine lieben Hausgenossen; ich werde indeß Boris Ordre schicken, Euer Gepäck hierher bringen zu lassen.

Willig nahmen sie die freundliche Einladung an, und schon am andern Tage traf ihr Gepäck ein.

Wochen waren vergangen und Harry hatte das Landhaus noch nicht verlassen, Paul allein war zuweilen abwesend, die nöthigen Geschäfte zu beenden, die im Ganzen nicht von Bedeutung waren. Dugdal hatte sich indeß unbesorgt seiner Phantasie und seinem Herzen hingegeben, und sprach dies unverholen aus.

In Helenens Brust schien nicht eine gleiche Flamme zu glühen, wenigstens hatte sie mehr Gewalt über sich, sie zu verbergen, als Harry. Sie zeigte, daß sie sich nur in Harry's Gesellschaft gefiel, duldete Paul mit seiner ihr so oft unangenehmen Fröhlichkeit und seinem neckenden Witze nur Harry's wegen, zeigte Herzlichkeit, innige Theilnahme für den Freund

ihrer Jugend, aber bei aller dieser Annäherung, bei aller dieser Innigkeit blieb ihr Benehmen abgemessen, und die Glut, welche so leicht der Neigung eines jugendlichen Herzens in Blick und Wort entströmt, schien ihr fremd zu sein. Schwermüthig, oft in Gedanken und in düstre Gedanken versunken, war sie meist in sich verschlossen, und nur dann, wenn sich ihr Trübsinn Harry mitgetheilt, er nach und nach in gleiche Stimmung versetzt wurde, näherte sie sich ihm inniger, ihr Auge hing dann oft sehnsuchtsvoll an dem seinigen; sie ward dann weicher, ihre Stimme, jede ihrer Bewegungen drückte die Tiefe ihrer Empfindungen aus. Aber wenn er dann im Gefühle seines Glücks nur durch einen leisen Handdruck, nur durch einen Blick, durch ein Wort die Hoffnung kund that, die in seiner Brust ihre Flügel hob, dann stand nur noch die wohlwollende Freundin ihm zur Seite, und Leben und Glut schien in ihr erstorben.

Paul war während dem auf einige Zeit in Geschäften nach Smyrna gereist. Schon vor seiner Abreise hatte er das Wohlwollen seines Freundes für die Griechin zur Leidenschaft sich entflammen gesehen; auch glaubte er trotz Helenens abgemessenem Benehmen gegen seinen Freund ihre glühende Liebe deutlich zu gewahren, welche nur die Schwermuth und der Trübsinn ihres Gemüths nicht zur hellen Flamme ausbrechen ließ. Daß dies geschehen, bald geschehen werde, glaubte er gewiß zu sein, und war deßhalb nicht wenig verwundert, als er bei seiner Rückkehr Helene noch immer als die Nemliche fand. Freundlich gegen ihn, innig, aber in engen, abgemessenen Schranken gegen Harry, zärtlich, aufmerksam gegen den Vater, strenge Herrin in dem Kreise der Mädchen, die sie um sich hatte, war sie unverändert geblieben. Bei näherer Beleuchtung dieses so schönen, sonderbaren Mädchens glaubte Paul etwas Geheimnißvolles, Unheimliches in ihr, so wie in der ganzen Familie zu finden. Der Primat, in dem man sonst Offenheit des Charakters nicht verkennen konnte, brach zuweilen plötzlich auf eine schroffe, geheimnißvolle Weise das Gespräch ab, und Paul, der in diesem Kreise vielleicht der einzige Unbefangene war und mithin ruhig seine Bemerkungen machen konnte, fand, daß dies meist geschah, wenn das Gespräch von den Tod der Mutter, oder die Tyrannei der Türken kam; beides vermied Helene zu berühren.

Paul glaubte nun sicher, daß hier irgend ein Geheimniß verborgen liegen müsse. Mißtrauisch von Natur, fürchtete er, daß irgend eine Schuld auf dem Vater laste. Das Aengstliche, das oft in Helenen lag, wenn sie glauben konnte, Harry's Leidenschaft würde sich in Worten aussprechen; des Vaters sichtbare Freude über diese auflodernde Neigung, und doch wieder so manche väterliche Warnungen, mancher leise Fingerzeig, daß Dugdal keine Hoffnung nähren, nicht nach einem ungewissen Glücke streben, seine Phantasie zügeln solle, bestärkten ihn in seinem Glauben. Paul theilte keine dieser Bemerkungen seinem Freunde mit; er wollte, ehe er warnte, erst Licht haben, und bisher waren alle Nachforschungen nach den

nähern Umständen von dem Tode der Mutter vergeblich gewesen. Er erfuhr nichts, als daß sie plötzlich vor Schreck gestorben sei; was ihr diesen Schreck verursacht, konnte oder wollte ihm niemand berichten. Boris, den er bei seiner Anwesenheit in der Stadt auf listige Weise auszuforschen suchte, schwieg Anfangs, als aber Paul immer mehr in ihn drang, sagte er endlich trocken: Bei uns, lieber Herr, genießt man Gastfreundschaft, ohne in die Geheimnisse der Familien eindringen zu wollen, das hieße für freundliche Aufnahme schlecht lohnen! Paul forschte nun nicht weiter.

Doch als er sah wie Dugdal, immer mehr von seiner glühenden Phantasie verlockt, von Tag zu Tage leidenschaftlicher an dem Mädchen hing, glaubte er dem Freunde eine Frage thun zu müssen, wenn sie ihn auch schmerzen sollte. Harry! sagte er ernster, als er sonst gewöhnlich zu sein pflegte. — Du suchst das ganze Glück Deines Lebens in Helenen, bist Du denn auch ihres Herzens gewiß, spricht sich ihr Gefühl so deutlich aus als das Deinige, und hat das Geständniß von ihren Lippen Dich schon über die Furcht vor getäuschter Hoffnung beruhigt?

Bedarf es denn des Wortes, um sich zu verstehen, bedarf das Herz der Rede, um sich zu öffnen? erwiderte Harry lebhaft. — Ein Druck der Hand, ein seelenvoller Blick, eine Thräne sagen oft mehr, als der Mund vermöchte.

Eine Thräne? wiederholte Paul kopfschüttelnd. — Lieber Harry, die unglückliche Liebe hat nur Thränen des Kummers; Freudenthränen sind die Thautropfen beglückter Liebe, und diese sah ich noch nie in Helenens Auge. Sei offen und verzeih dem Freunde, wenn er hier Dir zudringlich erscheinen könnte. — Hast Du schon Deine Gefühle ausgesprochen, Helenen gesagt, daß Du sie liebtest?

Ja, Paul!

Und was erwiderte sie?

Sie schwieg, reichte mir ihre Hand, drückte die meine, ihr Auge ruhte sehnsuchtvoll, feurig auf mir, bis die Gluth in Thränen erlosch. —

Und dann? —

Höre mich an, begann jetzt Harry: ich will Dir Alles berichten. Es war gestern Abend, als ich mit ihr an der großen Cisterne saß. Wir hatten in der Vergangenheit wie zwei fröhliche Kinder umher geschwärmt, und uns manches freudigen Augenblicks, aber auch der Mutter erinnert; da ward sie plötzlich still und versank in Nachdenken, auch ich ward hierdurch in ernste Stimmung versetzt, und so saßen wir lange schweigend neben einander. Schon senkte sich die Sonne hinter dem Kloster Neamoní und bestrahlte golden das vor uns ausgebreitete Meer, schöner aber noch das Antlitz des Mädchens, als sie sich zu mir wandte, und plötzlich das Schweigen brach. Harry! sagte sie, und in ihrem Gesicht lag ein Ausdruck, den ich Dir nicht beschreiben könnte, konnte ich mir ihn doch selbst nicht einmal denken: Harry, das Schönste des Lebens geht unter, wie jene

Sonne, — aber es kehrt nicht wieder, wie diese, nie wieder! — das Scheiden ist für ewig! — Sie war, indem sie dies sprach, aufgestanden, ihr Auge blickte himmelwärts, und ihre Hände preßten kreuzweis gefaltet ihre Brust. So stand sie vor mir in der Glut der Abendsonne, schön, herrlich, es war mir — lächle nicht, kalter Mensch! — es war mir, als ob die Abendglut einen Heiligenschein um sie gewoben hätte, als ob ich zu ihren Füßen stürzen, sie anbeten müßte, aber ich vermochte es nicht; in ihrem Anschaun versunken, stand ich wie leblos, das Wort erstarb in unaussprechlichem Gefühle. Harry! sagte sie nun, das Auge nach mir senkend: was der Sturm des Schicksals einmal brach, ersteht nicht wieder in seiner Herrlichkeit, was Gott einmal uns nehmen ließ, kann selbst seine Allmacht uns nicht wieder geben! — Helene! unterbrach ich sie, Sie verloren viel, Mutter und Freundin zugleich; aus dem Grabe kann sie freilich nicht wieder erstehen. Aber der Himmel gab uns nicht nur einen Stern, uns in der Nacht des Lebens zu leuchten, fuhr ich tröstend fort, Millionen wandeln am Himmelsdome, und geht uns auch der schönste unter, steigen unzählbare wieder auf, uns zu bestrahlen; ging eine Freude zu Grabe, entsprießen andere aus der vermoderten Asche. Sie haben die Mutter verloren, der Vater blieb Ihnen noch, es blieb Ihnen der Freund! — Ja, Helene! rief ich, mich vergessend, ja, es blieb Ihnen der Mann, der des Kindes Bild in seinem Herzen als das Einzige treu bewahrte, was ihm theuer war, der — doch Freund, was ich ihr in dem Augenblicke sagte, weiß ich jetzt selbst nicht mehr, könnte ich es auch Dir nicht sagen, denn ihr Anblick allein konnte mir die Worte aus der Tiefe meines Herzens lösen. — Sie hörte mir aufmerksam, theilnehmend zu, fuhr Harry nach einer Pause fort: als wenn eine Nebelwolke vor der Sonnenscheibe vorüberzieht, und nun allmälich sich die Landschaft erhellt, so schwand der düstre Ernst von Stirn und Lippen, und ihr Auge glänzte in Freude. Sie reichte mir ihre Hand, drückte mir sanft die meine und schwieg, nur das Auge gab mir Hoffnung, das freudigleuchtend auf mir ruhte, — dann aber brachen Thränen hervor. — Guter Harry! rief sie bewegt, und entfernte sich schnell.

Sonderbar! sagte Paul. — Mir unerklärbar, räthselhaft — Dugdal! sprach er dann, den Freund an sein Herz drückend; — Waffne Dich gegen das Schicksal! Ja, ich glaube, Helene liebt Dich, ich bin es überzeugt, Helene liebt Dich glühend; doch warum hält sie die Flamme, die hervorbrechen möchte und doch nicht darf, in ihrem Herzen zurück? — Doch ich will nicht weiter warnen, nur rathen. — Glaubst Du der alleinige Herr Deines Schicksals zu sein, bist Du der Zustimmung Deines Vaters gewiß, hast Du den Muth, Dich über manche Verhältnisse hinwegzusetzen, so führe eine schnelle Entscheidung herbei, sprich mit dem Primaten, sprich mit Helenen, und dringe auf bestimmte Erklärung. Sie könnte ja die Verlobte eines Andern sein, Neigung zu Dir fühlen, und so Pflicht und

Liebe in ihr kämpfen. Besser, Du siehst klar, selbst wenn Du am Abgrunde ständest, noch kannst Du Dich mit Manneskraft losreißen; treibst Du dies Spiel aber länger, übergibst Du Dich auch bei diesem ernsten Werke nur Deiner Phantasie, so würde mit jedem Tage die Trennung schmerzlicher. Du siehst, Dugdal, daß auch ich ernst sein kann, fuhr er fort, da Harry ihm nichts erwiderte: Du siehst, wie ich meine Laune zu zügeln weiß, wenn es in den Ernst des Lebens eingreift. Folge meinem Rathe, Harry!

Ich werde! sagte dieser mit Bestimmtheit. — Noch heute, noch in dieser Stunde soll sich mein Schicksal entscheiden!

Handle mit Vorsicht, mit Ruhe, Harry! fuhr Paul fort: bleibe selbst in dieser verhängnißvollen Stunde besonnen, knüpfe oder zerreiß nicht das Band ungestüm, zerreiß es nicht für immer; Du siehst, ich stehe auch hier Deinem Herzen nicht feindlich gegenüber.

Harry besann sich noch einige Augenblicke, dann preßte er den Freund stürmisch an seine Brust, und ging, Demetrios aufzusuchen.

Er fand ihn auf der Terrasse in Gedanken auf- und abgehen. Vater! unterbrach ihn Harry: ich komme in der wichtigsten Angelegenheit meines Lebens, Ihren Rath mir zu erbitten.

Komm in jene Laube, Harry! unterbrach ihn der Alte und führte ihn in eine Laube von Jasmin: setze Dich; zur Ueberlegung bei wichtiger Angelegenheit bedarf man der Ruhe — so — nun sprich.

Was ich Ihnen zu sagen habe, Vater Demetrios —

Errath ich schon! unterbrach ihn von Neuem der Alte.

Ich liebe Helene!

Liebt sie Dich?

Ich glaube es! erwiderte Harry, den diese Frage überraschte.

So gehe hin und befrage ihr Herz, dann kehre zu mir zurück; an meiner Brust wirst Du dann Trost oder Rath finden. — Geh mein Sohn! fuhr er fort, als er das Erstaunen auf Harry's Gesichte las: es ist besser Deine Zweifel lösen sich durch den Mund Helenens als durch den Meinen, ich wüßte Dir keine Hoffnung zu geben, keine zu nehmen. — Du weißt, wie fest das Herz meines Kindes selbst mir verschlossen ist. Geh mit Gott! Der Alte stand auf, auch Harry. — Ich glaube, Du wirst sie bei den Cypressen an der Cisterne finden, da pflegt sie um diese Zeit gern zu verweilen. Dies sagend drückte er ihm theilnehmend die Hand und ging nach dem Landhause zurück.

Trost oder Rath soll ich bei dir finden, alter Mann? murmelte Harry vor sich hin: also Trost könnte ich bedürfen? und Rath? Und von deinem Segen, der mich beglücken soll, sagtest du mir nichts? Nun, wie Gott will! standhaft ring' ich nach diesem hohen Preise, muthig will ich um ihn kämpfen! — Guter Paul, du fürchtest, ich könnte rasch, könnte in Unmuth

das Band zerreißen? — Habe ich nicht vier Jahre mit mir und meinem alten Vater gekämpft, habe ich nicht Beharrlichkeit seinem Willen entgegengesetzt? und ich sollte so leicht den Kampf aufgeben? — Nein, bei Gott nicht! —

Mit diesem Gedanken durchschritt er den Garten und ging der wohlbekannnten Cisterne zu. Hier fand er Helene auf einer Rasenbank sitzend, den Griffel und ein Blatt in der Hand, sie schrak bei seinem Anblick auf, erhob sich und kam ihm entgegen.

Helene, begann er, sie zu ihrem Sitze zurückführend: ich habe Ihnen gestern mein Herz aufgeschlossen, ich habe das in Worten ausgesprochen, was ich seit Jahren in meiner Brust genährt und sorgsam gepflegt habe, ich habe meine Wünsche, mein Glück an Ihr Herz gelegt und weiß nicht, ob Sie ihnen dort ein freundliches, ungestörtes Plätzchen gönnen. Sein Sie aufrichtig, geben oder nehmen Sie mir die Hoffnung.

Harry! erwiderte sie und über ihr ganzes Antlitz war ernste Ruhe, fast hätte man glauben können, kalte Ruhe gebreitet: ehe Ihr Mund mir gestand, daß Sie mich liebten, hat es mein Herz schon gefühlt; der Freund meiner Kindheit, der Mann, dessen Bild, das er mir beim Abschied zurückließ, nicht allein in meinem Zimmer sorgsam verwahrt wurde, das auch in meinem Herzen ein freundliches Plätzchen fand, ist zurückgekehrt, das frühere Wohlwollen ist zur Neigung, fast glaub' ich, zur Leidenschaft in Ihnen geworden, und doch kann ich nicht. —

Ist Hand und Herz versagt? unterbrach sie Harry bebend.

Nein, lieber Freund, niemand hat Anspruch auf meine Hand, für keinen andern schlägt dieses Herz. —

So sind Sie frei! rief er in freudigem Entzücken.

Nein, Harry, mich bindet ein Gelübde! erwiderte sie bewegt.

Ein Gelübde? Und welches? rief er leidenschaftlich.

Hören Sie mich ruhig an, prägen Sie jedes meiner Worte tief in Ihr Gedächtniß, prüfen Sie sich genau, und dann erst entscheiden Sie. — Aber forschen Sie nicht nach mehr als was ich Ihnen sage, das Geheimniß liegt in meiner, in meines Vaters Brust verschlossen, niemand kennt es als wir.

Die Schuld an dem Tode meiner Mutter ist der Capudan Pascha, Hassan Bei, ihm habe ich an ihrem Grabe Rache geschworen und nur der Mann, der mich an ihm rächt, der ihn mir todt oder lebendig bringt, oder ihn wenigstens von der Höhe seiner Macht niederschmettert ins Elend, den kann, den wird mein Herz beglücken. Harry! sagte sie dann, ihn wehmüthig anblickend: Sie sehen, meine Hand kann nur durch Blut errungen werden, und so muß ich das klopfende Herz zurückpressen, das liebend für Sie schlägt, schon seit lange geschlagen hat. — Keine Antwort jetzt, mein theurer Freund, fiel sie ihm in die Rede, — Ihr Entschluß muß das Ergebniß reifer Ueberlegung sein, wägen sie Gefahr und Preis — doch nein, das können Sie nicht — fragen Sie Ihr Herz, das allein muß bestimmen!

Helene! sagte nun Harry und sein Auge glühte, sein Herz pochte: mein schwärmerischer Sinn hat mich immer nach dem Außerordentlichen, nach dem Höchsten getrieben, deßhalb warst Du das Ziel, nach dem ich rang und das ich durch Blut und Thaten freudig erringen will. Was setz' ich ein gegen Dich, Du Hohe, Herrliche? — Ein Leben, das mir ja ohne Dich werthlos ist — Was wag' ich, indem ich nach Dir ringe? Es ist so wenig gegen das, was ich gewinnen kann! — Aber ehe ich den blutigen Pakt mit Hand und Wort besiegle, gieb mir die Versicherung, daß auch Du mich liebst, wahrhaft, innig liebst, denn selbst Deine hohe Schönheit wäre ohne Liebe mir werthlos und Dein Besitz wäre mir ohne Dein Herz mit einem Tropfen Blutes zu theuer erkauft. — Sprich, rede als ob Du Gott von Deinem Herzen Rechenschaft geben müßtest.

Ich liebe Dich mit der Glut der ersten, einzigen Liebe! rief die Griechin, ihre Arme nach ihm streckend, doch als er sie umarmen wollte, entwand sie sich ihm sanft. — Nicht also, Harry! sprach sie traurig — meine Lippen darfst Du nicht berühren, mein Herz darf nicht an dem Deinen schlagen. — Frage nicht nach dem Warum, suche nicht die Dämmerung zu erhellen, die mich umgibt. Was ich Dir sagte, ist wahr, meine Liebe zu Dir ist glühend, ewig! das schwör ich Dir bei den Gebeinen meiner Mutter! Aber ich muß diese Liebe dämpfen, — ich muß! — so schwer es mir auch wird. Ich bin eine Rose von Dornen umgeben, die Du nur mit blutiger Hand brechen kannst! — Und was sagt Dir nun Dein Herz, Harry, zieht Dich die Sehnsucht noch nach mir?

Mit magischer Gewalt! sagte er fest. Muß ich auch der Umarmung, muß ich des Kusses entbehren, bin ich nur Deines Herzens gewiß, so will ich mit Freuden Dich mit Blut erringen. Und so weihe ich mich der Liebe und Rache! — Dein für diese Welt! — ob für jene, weiß nur Gott! —

Ein tiefer Seufzer entstieg Helenens Brust. Sie brach einen Zweig von der Cypresse, flocht ihn schweigend zu einem Kranze, und indem eine Thräne auf ihn nieder rollte, bekränzte sie den Mann ihrer Liebe mit dem dunkeln Laube. Harry, sprach sie: Rosen habe ich Dir nicht zu geben, so möge der Cypressenkranz Dich mir zu eigen machen, bis dereinst der Tod ihn um Deine Schläfe drückt! — Und nun Freund, lieber, theurer Freund! komm zu dem Vater; ernst, wie der Kranz in Deinen Locken, wird der Segen sein, den er über uns spricht, ernst, wie die Zukunft, die vor uns liegt. — Aber ist auch dies vorüber, hat auch des Vaters Wort uns vereint, haben wir über der Mutter Grab die Hände zum ewigen Herzensbunde uns gereicht, — und das geschehe bald — dann wollen wir Vergangenes abschütteln, wie der Wanderer sein feuchtes, durchnäßtes Gewand, die Zukunft verhüllen, und Auge in Auge der seligen Gegenwart leben, denn — sie wird kurz sein. Dies sagend, schritt sie dem Landhause zu, wohin ihr Harry folgte. Das Geständniß, daß sie ihn liebe, hatte ihn so unendlich glücklich gemacht, er hätte vor Freude aufjauchzen mögen, und doch

löste sich die Freude so schnell in Wehmuth auf, es war kein reines Wonnegefühl; hinter dem rosigen Schleier grinzte ihn tückisch das Schicksal an, und es war ihm, als habe er sich mit dieser Stunde einem Himmel geweiht, den finstre Dämonen, ihm den Eingang verweigernd, bewachten.

Als sie beide jetzt in das Zimmer traten, wo Demetrios, sich ernstem Nachdenken überlassend, auf seinem Polster saß, und sie Hand in Hand auf ihn zutraten, erhob er sich, und kam ihnen entgegen.

Ich sehe Euch vereint! sprach er: Ihr tretet Hand in Hand vor mich, es soll also geschehen? —

Helene bejahte es durch ein leises Ja.

So sprich, fuhr Demetrios fort: sprich, hast Du Dich dem Manne ganz hingegeben, ganz so, wie Du bist, unverstellt, mit offenem Herzen und freier, unbeengter Brust?

Ich habe mich ihm gegeben, wie ich bin und wie ich kann. — Mich ihm verlobt, wie ich am Grabe der Mutter schwur, erst dann die Seine zu werden, wenn er uns an Hassan Bei gerächt.

So hast Du den Engel des Friedens von Dir gewiesen, und die finstern Mächte herauf beschworen! zürnte der Vater: — Vergebe Dir Gott!

So mußt' ich! — sagte sie mit fester Stimme.

In diesem Augenblicke, der für das ganze Leben über Euer Schicksal entscheidet, frage ich Dich, Helene, fuhr der Grieche fort: liebst Du Harry wahr, hast Du Dich sorgsam geprüft, zieht Dich keine andere Leidenschaft nach ihm, als reine, innige Liebe?

Ich liebe ihn mit unverlöschlicher Glut! sprach sie feurig: wäre ich minder beharrlich, minder stolz, ich hätte um seinetwillen meinen Schwur brechen können.

Und Du, mein guter Harry, hast Du reiflich überlegt? — wandte er sich zu diesem: wirst Du sie in jedem Verhältniß des Lebens lieben und ehren, Duldsamkeit und Mitleid an ihr üben? —

Ich werde sie lieben und ehren, und die holde Rose sorgsam pflegen, bis die Zeit sie entblättert. —

Bis die Zeit sie entblättert! wiederholte Helene rasch und fast heftig. —

Bis die Hand des Todes Dich erfaßt und Deine Blätter über Deinen Grabhügel streut! sagte Harry, sie wehmuthvoll anblickend, denn es war ihm, als höre er jetzt schon den Todesengel über ihr rauschen.

Barmherziger Gott! Vater des Weltalls! sprach jetzt Demetrios, warf einen Blick voll Demuth gen Himmel und legte seine Hände auf das gebeugte Haupt der vor ihm Stehenden: blick gnädig herab auf sie, lehre ihn tragen, lehre ihr verzeihen! — Gieb ihr Muth wahr zu sein und ihr Herz zu enthüllen, denn ohne Wahrheit ist kein dauerndes Glück auf Erden. Ihm gieb Kraft und Muth, das Unabänderliche zu tragen. — Und so geschehe nun Dein Wille! — Sei mir gegrüßt als Sohn, Harry

Dughal, sei mir gegrüßt als seine Verlobte, meine Helene! — Der Friede Gottes möge Euch begleiten durch das Leben, der Friede des Herzens Euch schirmen, auf rauher Pilgerfahrt.

Gott wird Euer Gebet erhören, Vater Demetrios; sagte jetzt Harry freudig umherschauend: warum diesen Trübsinn, mein Vater, warum diese Thränen in Deinen Augen, Helene? laß mich diese Himmelssterne ungetrübt sehen, dann sind sie mir die Polarsterne, nach denen ich mein Lebensschiff lenke. Weg mit den trüben Ahnungen, weg mit den Sorgen. Ich werde mein Wort lösen, wenn Gott es will; werde Dich an Hassan Bei rächen, wie ich es vor Gott und mir selbst verantworten kann. Geh ich darüber zu Grunde? — Nun! so bin ich in Liebe zu Dir gestorben und mein Tod war schön; dann traure um mich Helene, jetzt fühle der Liebe Seligkeit und laß uns die Stunden, die uns noch gegönnt sind, freudig genießen.

Morgen gehen wir nach Scio; dann erst, Harry, kann ich der Gegenwart leben; sagte Helene ernst.

Wie Du es willst, geliebtes Mädchen! erwiderte er. Auch mich zieht es nach der Ruhestätte der Verklärten, und wie Du es wünschest, wollen wir uns über ihrem Grabe die Hände reichen.

Wozu das? unterbrach ihn der Vater: wozu diese Schwärmerei, Helene; der Mutter Geist umschwebt Dich hier wie dort, wo nur noch der Staub vermodert, warum mit dem Irdischen Abgötterei treiben, das nur Tand der Welt ist; weßhalb unser Gefühl durch dergleichen aufregen, das doch wahrlich solch kleinlicher Aufregung nicht bedarf, wenn es wahr und tief in unserem Herzen liegt?

Helene schwieg; — Laß ihr ihren Wunsch, Vater! bat Harry: wird ihr bewegtes Gemüth dort Ruhe finden, so gönne sie ihr. Für mich, der ich mir vielleicht die Todtenfackel statt der Hochzeitfackel anzünde, hat dieser Gang etwas schauerlich Ergreifendes. Kehren wir aus der Stadt zurück, dann soll kein gramvolles Antlitz, keine Thräne Euch mehr, bis zum Tage des Scheidens, betrüben.

Guter Harry! sagte der Alte schmerzvoll lächelnd: wie wenig kennst Du des Schicksals giftiges Geschoß! Liegt es denn in unserm Willen allein, den Frohsinn herbei zu rufen und den Thränen zu gebieten? Oft, wenn wir den schmerzvollen Pfeil herausgerissen haben und die Wunde geheilt ist, trifft schnell ein anderer schon die nemliche Stelle wieder und sie blutet von Neuem. — Auch sehe ich recht wohl, mein Sohn, daß Du gutmüthig mich täuschen, ruhig, heiter scheinen willst, und doch nicht vermagst, Dein Glück in Freude zu genießen. — Doch, ich will schweigen. Hast Du schon über das, was Du unternehmen sollst, nachgedacht, mein Sohn? fragte er, dem Gespräch eine andere Wendung gebend: — Auf welche Weise willst Du Dein Wort lösen?

Auf edle, offene Weise! antwortete Harry mit Feuer. Der Gedanke,

den ich augenblicklich faßte, als mich Helene zur Rache an dem Befehlshaber der türkischen Flotte aufforderte, hat sich schnell in mir ausgebildet. Die russische Flotte ist, wie Du mir gesagt, an der Küste von Morea angekommen, dahin schiffe ich. Elphingston, mein ehemaliger Kapitän, kennt mich, die Russen brauchen tüchtige Seeleute, sie werden mich als Freiwilligen gern auf ihrer Flotte annehmen. Dann stehe ich ihm gegenüber, und gibt mir Gott Glück, löse ich mein Wort als Soldat. Auf andere Weise, setzte er ernst hinzu: als Meuchelmörder — nein! — Nicht wahr, Helene! das könntest Du nicht wollen?

Für ihn ist der schmählichste Tod noch Barmherzigkeit! erwiderte sie ernst, streckte ihre Hand nach dem Cypressenkranze, und nahm ihn aus Harry's Locken: ich will ihn neben den Todtenkranz meiner Mutter hängen, sprach sie: gedenke ihrer, gedenke Deines Wortes und auch meiner! Dies sagend verließ sie das Zimmer.

Der Vater schloß nun Dugdal in seine Arme: Gebe Dir Gott eine frohe Zukunft, mein Sohn! sprach er gerührt: ich hätte Dir ein friedlicheres Loos gegönnt, —

Ward mir nicht ein herrliches? unterbrach ihn Harry lebhaft.

Schön, ja schön ist es, aber es muß mit Blut erkauft werden; sagte Demetrios düster: und über Blut schweben nur finstere, unheilbringende Mächte.

Dies Geheimnißvolle, Unglückverkündende von Vater und Tochter hatte zwar nicht den Muth Harry's gebeugt, aber ihn doch in eine düstre Stimmung versetzt, welche dem Freunde, trotz dem Feuer nicht entging, mit dem ihm Harry sein Glück verkündete.

Nun, da Du nicht mehr umwenden, sondern gerade auf die Klippen zusteuern mußt, sagte Paul: so führe das Steuer geschickt und mit Besonnenheit, daß Du ihnen ausweichen kannst und Dein Schiff nicht zerschellt. Dring nicht weiter in das obwaltende Geheimniß, laß Dich nicht von der düstern Laune anstecken, behalte Deinen Muth, es komme was da wolle, und segle bald von hier, Deiner neuen Bestimmung entgegen!

Ja Paul, bald soll der Wind die Segel der Hoffnung schwellen! rief Dugdal begeistert: alle meine Wünsche scheint das Schicksal erfüllen zu wollen. Das herrliche Mädchen ist mein; sie zu erringen steht mir eine schöne Laufbahn offen, im Pulverdampf auf dem Verdecke, den Osmanen gegenüber, werd' ich nach ihr ringen. Nicht wie ein gemeines Gut konnte ich sie erwerben; kämpfen muß ich um sie, wie es ein solcher Preis verdient. Jeder Tropfen Blut, den ich für sie vergieße, wird zum Rubin in der Krone meines Glücks. Ja Paul, wie ich geträumt, so ist es geworden, wie meine Phantasie sie mir vormalte, so steht sie vor mir. Nicht das liebegirrende Mädchen, die an meine Brust sich schmiegt und trunken an meinen Lippen hängt, nein, die ernste Jungfrau, die selbst im hohen Auf-

flammen der Liebe die Mutter nicht vergißt, nicht ihren Schwur, die ihrer Pflicht getreu den Geliebten eher opfert, als ihre Rache!

Harry! unterbrach ihn Paul: Deine Schwärmerei nimmt einen ernsten, neuen, wunderlichen Charakter an. Du fühlst Dich glücklich, daß Du einem Dir Unbekannten feindlich gegenübertreten mußt, daß Dich die Geliebte eher aufgeben würde, als ihre Rache. Ich gestehe Dir, mir schaudert vor solcher Liebe, denn ist nicht noch Tieferes verborgen, so möchte mir vor dem Weibe grauen, die in dem Augenblicke, wo ihre Seele von Liebe überströmt, des Hasses und der Rache gedenken kann. Solch kindliche Liebe, solche mehr als männliche Kraft könnte mich abstoßen.

Ich glaube es Dir wohl, Freund! daß Du ein solches Gemüth nicht verstehen, nicht begreifen kannst! sagte Harry fast empfindlich: vor mir liegt es aber klar und in seiner Reinheit. Wohl mir!

Und hast Du bei alle dem an Deinen Vater gedacht? fragte Paul.

Er willigte ein, daß ich Helene als Gattin heimführen dürfe.

Und warst Du dessen so gewiß? Konnte nicht in der Reihe von Jahren eine Neigung das Herz des Mädchens ergriffen haben? fragte Paul weiter.

Hierüber hatte mein Vater, wahrscheinlich dies hoffend, Erkundigung bei Demetrios eingezogen! erwiderte Harry: seine Geradheit, seine Wahrheitliebe verbarg es mir nicht, daß ihr Herz noch frei sei. Zwar erhielten wir seit einem Jahre keine Nachricht mehr, und dies trieb mich um so schneller hierher.

Nun, so bin ich wenigstens von dieser Seite beruhigt. Wenn gedenkst Du von hier zu reisen? fragte Paul weiter.

In drei Tagen; erwiderte Harry: morgen gehe ich mit Helene und dem Vater nach Scio, da begleitest Du uns wohl, und richtest dort alles zu unserer Abfahrt ein. —

Noch sind die Geschäfte nicht beendet, Harry! unter vierzehn Tagen kann unser Schiff nicht auslaufen, die Ladung ist noch nicht voll, und selbst am Tauwerke sind noch nothwendige Ausbesserungen zu machen. Laß mich deßhalb hier. Ein Neapolitanischer Kauffahrer liegt segelfertig im Hafen; ich weiß aus guter Quelle, daß er die russische Flotte aufsucht, und für sie geladen hat. Schiffe Dich darauf ein, so kommst Du am nächsten zum Ziele und die Geschäfte Deines Hauses leiden keine Stockung.

Mir gleichviel, erwiderte Harry: ob auf meinem, ob auf fremdem Schiffe. Mein Ziel ist Admiral Elphingston!

Am andern Morgen ritt Harry und Paul nach Scio, Demetrios wollte mit seiner Tochter erst am Mittag nachfolgen. Sie hatten dies deßhalb so eingerichtet, daß ihr Zusammenkommen in der Stadt nicht auffallen

und Harry Zeit haben sollte, einige Handelsfreunde zu besuchen, mit welchen Paul indessen Verbindung angeknüpft hatte.

Als sie in dem Hause des Primaten abgestiegen, Paul sogleich nach dem Hafen gegangen war, mit dem neapolitanischen Schiffskapitän das Nöthige über Harrys Reise zu besprechen, und dieser sich indessen mit Boris allein befand, suchte der Grieche das Gespräch auf Helene zu bringen. Es wurde ihm nicht schwer, denn Harrys lebhaftes Gemüth ergriff freudig die Gelegenheit, mit seinem alten Freunde und Pfleger von der Geliebten zu sprechen, da er wußte, daß der alte Diener mit unverbrüchlicher Treue und Liebe an ihr hing. — Herr! sagte er endlich: ich bin von allem, was sich seit Eurer Anwesenheit in dem Landhause begeben hat, unterrichtet, weiß auch, was Euch hierher führt; muß Euch aber gestehen, daß ich mich nicht darüber freuen kann. Warum dies noch? — Dächte Herr Demetrios wie ich, so verkaufte er, was er hier besitzt, und folgte Euch und seinem Kinde nach England, und der alte Boris würde nicht zurückbleiben. Hier hält ihn keine freudige Erinnerung, keine Aussicht auf eine gute Zukunft zurück. Warum Gott versuchen und gegen seine Gebote handeln? Liebet eure Feinde, befiehlt der Herr, und das Gebot sollte der Mensch üben,

Boris! unterbrach ihn Harry, von der Rede des Alten aufmerksam gemacht: liebst Du mich wirklich wie Du mir es sagst, so mache mich mit den nähern Umständen von dem Tode der Mutter bekannt, über ihm ruht ein Geheimniß.

Laßt es ruhen! sagte der Alte sich vergessend.

Wüßte ich es, könnte sich vielleicht alles anders gestalten; meinte Harry: sei wahr, habe Zutraun zu mir und rede!

Herr, sagte der Alte, und seine Wange glühte, sein Auge funkelte: ich weiß von keinem Geheimniß, und wär' ich unterrichtet, so könntet Ihr wohl überzeugt sein, daß es der alte Boris mit sich in's Grab nähme. Ich war in Geschäften meines Herrn mehre Monate in Smyrna; als ich heimkehrte, fand ich die Mutter todt, und so viel ich vernommen, soll der Capudan Pascha die Ursache ihres so plötzlichen Todes gewesen sein; das Wie? blieb mir, so wie der ganzen Insel, ein Geheimniß. Dies ist alles, was ich von dem unglücklichen Vorfalle weiß.

Harry schüttelte ungläubig den Kopf, drang jedoch nicht weiter in den Alten, und machte nun mit Paul, der indessen zurückgekehrt war, die nöthigen Besuche. Zur Mittagzeit traf auch Demetrios und seine Tochter in Scio ein. Beide waren ernst und in sich verschlossen; es war das erstemal, daß Helene in die Gruft, wo ihre Mutter ruhte, steigen sollte, und so sehr es sie auch hinzog, konnte sie doch nicht ganz eines gewissen Schauders, der sie bei diesem Gedanken überfiel, mächtig werden. So verging der Mittag still und freudelos. Nach dem Mahle entfernte sich Vater und

Tochter, und einige Zeit darauf folgte ihnen Harry mit dem Alten; Paul blieb absichtlich zurück.

Ein Diakon empfing Harry am Eingange der von den Genuesen erbauten Kirche St. Victorial, führte sie durch das hohe gewölbte Schiff hinter den Altar, gab ihnen den Segen und verließ sie dann. Boris leitete nun Dugdal mehre Stufen in die geöffnete Gruft hinab, wo sie bald ein enges Gewölbe betraten, in dessen Mitte Harry den Sarg der guten Mutter von einem schwachen Licht beleuchtet sah. Neben dem Sarge kniete Helene, welche in tiefe Andacht versunken sein mußte, denn sie schien die Eintretenden nicht zu bemerken. Demetrios stand, mit der linken Hand auf den Sarg gestützt, in der rechten einen verdorrten Cypressenzweig haltend, neben seinem Kinde, und begrüßte mit leichtem Kopfnicken die Eintretenden, von denen Boris sogleich die Stufen wieder hinauf ging.

Eiskalt durchrieselte es Harry bei diesem Anblicke. — Die dumpfe Todtenluft, die ihn umwehte, die Knieende, welche sich so ganz ihrem Schmerze überlassen hatte, der ernste Vater, der nach Fassung rang, der Sarg, bei dessen Anblick das Bild der Mutter lebendig vor ihn trat, alles dies mußte ergreifend auf seine Einbildungkraft wirken. Er wollte sich nun Helenen nahen, doch da er sie leise beten hörte, mochte er sie in ihrer Andacht nicht stören, und trat mit klopfendem Herzen in gespannter, angstvoller Erwartung auf die andere Seite des Sarges, ihr gegenüber. Jetzt erhob sie sich und erblickte ihn. Bist Du da, mein Harry! sprach sie freundlich: sei mir willkommen in der Wohnung des Todes! — Hier in diesem Sarge ruht meine Mutter! sagte sie nun mit anscheinender Ruhe, doch während sie sprach, ward ihre Stimme immer zitternder, immer bewegter: — Du hast sie gekannt, hast den Engel der Milde und Güte gekannt, der segnend unter uns wandelte. — Eine That, unerhört und schrecklich, vor welcher die Engel selbst ihr Antlitz bargen, riß sie aus unsrer Mitte, eine That, die nur durch Blut oder Verderben ausgelöscht werden kann, und die mich, — auch mich, Harry! — rief sie mit Heftigkeit, und ihr Auge glühte, ihre ausgestreckte Hand zitterte: auch mich grenzenlos unglücklich gemacht hat!

Bist Du gesonnen die Rache an Hassan Bei, dem Capudan Pascha der Osmanen, zu übernehmen? fragte sie ihn jetzt ernst aber ruhig: bist Du es, so reiche mir statt des Schwures Deine Hand über dem Grabe dieser Heiligen, und dieser Handschlag, der Dich zur Lösung Deines Worts verbindet, verbinde zugleich auch unsre Herzen vor Gott! Sie streckte die Hand nach ihm, er ergriff und drückte sie heftig: Der Rache Deiner Mutter weih' ich mich hier, so wie Dir bis zum Tode! sagte er zusammenschaudernd; Aber nun komm, Helene! weg von dieser Stelle, wo der Tod uns mit giftigem Odem anweht und das Leben verdorrt wie der Cypressenzweig, den der Vater mit zitternder Hand kaum noch hält.

Kommt Kinder! sagte auch Demetrios: — Genug des Furchtbaren. —

Möge Gott es Euch nicht zur Sünde anrechnen, daß Ihr unberufen in sein heiliges Richteramt greifet. Möge er Barmherzigkeit an Dir üben, Helene! und mir meine Schwachheit verzeihen!

Schlaf wohl, Mutter, schlaf wohl! rief das Mädchen und warf sich bitterlich weinend über den Sarg. Ihr Schmerz lös'te sich nach einem kurzen Augenblicke in Thränen auf, dann erfaßte sie des Vaters und des Geliebten Hand und schritt gefaßt die Stufen hinauf. Als sie in die Kirche zurückgekehrt waren, schrak sie plötzlich zusammen: habe ich doch vergessen, diese Rose auf den Sarg der Mutter zu legen, trag sie hinunter, guter Boris und lege sie zu ihren Füßen. Dies sagend nahm sie eine schon entblätterte Rose von der Brust, blickte traurig auf die verwelkte, raunte dem Diener einige leise Worte zu und gab ihm die Blume; dann verließ sie die Kirche. Während des Heimrittes zwang sie sich, heiter zu sein und sich dem düstern Eindruck nicht hinzugeben, den diese Scene an dem Sarge auf ihr Gemüth gemacht hatte. Aber doch ward sie seiner nicht ganz Herr, sie blieb in der Erinnerung versunken; auch Demetrios und Harry ritten schweigend ihr zur Seite und in ernster Stimmung trennten sie sich am Abend.

Paul, der am andern Tage erst wieder in dem Landhause eintraf, brachte die Nachricht, daß der Neapolitaner bei günstigem Winde in zwei Tagen absegeln wolle und das Gepäck schon morgen eingeschifft werden müsse. Helene war von dieser Nachricht fast mehr überrascht als Harry selbst. Also nur zwei Tage gönnt mir der Himmel mein Glück! sprach sie: nun dann, mein Harry, so wollen wir auch diese kurze Zeit wie Geizige genießen und selbst dem Schlafe die Stunden, die Minuten abgewinnen, um die karg Gemessene zu verlängern. Von diesem Augenblick an schien sie heiterer, überließ sich ganz ihren Empfindungen, lebte nur allein der Gegenwart und schien jede trübe Erinnerung weit hinter sich zu lassen und keinen Blick in die Zukunft zu thun. Unverstellt zeigte sie Harry ihr Herz, erzählte ihm mit kindlicher Unbefangenheit, wie sie schon als Kind ihn liebgewonnen, wie sein Bild sie stets umschwebt und sie das kleine Gemälde von ihm, das er ihr zurückgelassen, täglich mit frischen Blumenkränzen geschmückt habe. Sie gab sich ganz der Liebe hin, jedes Wort hauchte die Glut aus, die in ihr flammte, aber kein Druck der Hand, kein süßer Kuß beglückte Harry und öffnete ihm das Paradies. Man sah deutlich den Kampf, mit dem sie dem Geliebten die kleinste Gunst verweigerte, denn ihr Auge ward dann umflort, ihr Blick ernst, und Harry, der diesen Kampf, der den Schmerz sah, welchen sie dabei fühlte, wagte es nicht mehr zu fordern und ward Herr seiner Sehnsucht.

Der Vater befand sich nicht in gleicher Stimmung, er war in diesen Tagen ernster als je, schien das Benehmen Helenens zu mißbilligen und

äußerte dies laut, obgleich er sonst in allem ein schwacher, nachgebender Vater gegen sie war. Paul beobachtete beide scharf, ihm blieb in Helenen etwas für ihn Abstoßendes, worüber er nicht Herr werden konnte, so sehr er auch danach strebte. Harry hingegen sah nur das Engelantlitz des Mädchens, hörte nur ihre süßen Liebeworte, und wollte es ihm auch zuweilen dünken, ihr Verweigern der kleinsten, wohlerlaubten Gunst entspringe einer unfreundlichen Quelle, so schrieb er es doch bald dem jungfräulichen Sinn, dem reinen, heiligen Gemüthe des Mädchens zu.

So schwanden die wenigen Tage. Ein Nordwestwind erlaubte dem Neapolitaner, die Segel zu lüften und die Stunde der Trennung schlug. Demetrios war tief bewegt, es zeigte sich offenbar, daß er mit Harry allein zu sein wünschte, und als er es war, ward er ängstlich, schien eine Bürde von sich abwälzen zu wollen und hatte doch die Kraft nicht dazu; dann umarmte er Dugdal stürmisch, nannte ihn seinen Sohn, seinen einzig geliebten Sohn, und verließ ihn, ohne etwas zu sagen, mit thränendem Blick. Helene hatte sich, als die Stunde der Trennung nahte, entfernt und schien von einer qualvollen Unruhe umhergetrieben, doch jetzt, als die Maulthiere schon bereit standen, erschien sie plötzlich, ergriff mit Heftigkeit Harry's Hand, bat ihn zu folgen und führte ihn unter die Cypressen bei der Cisterne. Harry! sagte sie hier und die Rosen ihrer Wangen erbleichten, ihr Auge, thränenlos und starr, blickte fast mit Wildheit auf den Mann ihrer Liebe; — Harry, wenn ich Dir je weniger werth erschiene, könntest Du mich verlassen, mich von Dir stoßen?

Helene! erwiderte er überrascht: wie kannst Du mich fragen, mich in dieser Stunde so fragen? Wie wäre dies möglich, wie könntest Du mir je anders erscheinen als das Lieblichste der Welt. Selbst wenn die Rosen Deiner Wangen für immer erbleichten wie jetzt, und Deine Schönheit wie jene Rose, die Du der Mutter opfertest, würde doch meine Liebe zu Dir sich gleich bleiben, unverändert, ewig; denn nicht Deine Schönheit allein ist es, die mich Dir so ganz zu eigen macht, auch die Reinheit, die Heiligkeit Deines Gemüths, der fromme Sinn, die reine Jungfräulichkeit ist es, der ich mein Leben weihe!

Komm, komm! rief sie jetzt stürmisch! komm Harry! — Unglücklicher, der sich dem Tode geweiht, komm! — Nimm diesen Handdruck, er ist alles, was ich Dir geben kann, und nun lebe wohl, Mann meines Herzens! Dies sagend preßte sie seine Hand an ihre stürmisch klopfende Brust und eilte davon.

Der Abschied von Demetrios war ruhiger, aber auch trauriger. Der Alte war tief betrübt, er segnete Harry und entwand sich nur mit Mühe seinen Armen. Als nun die beiden Freunde ihre Thiere bestiegen hatten und zur Stadt ritten, sprachen sie lange kein Wort — Harry wandte noch einmal sein Maulthier, sah finster nach dem Landhause zurück und ritt dann schweigend weiter.

Lieber Harry! unterbrach Paul, von dem auch heute der Frohsinn gewichen war, die Stille: ermanne Dich, dem Lebewohl folgt gemeinhin ein freudiges Willkommen. —

Mir ahnet, nein! sagte dieser. — Ich scheide von hier nicht allein mit schmerzlich wehmüthigem, auch mit ängstlichem, ahnungschwerem Gefühl. Du hattest recht, es muß ein unglückliches Geheimniß auf ihr lasten, und Helenens Liebe scheint mir fast keine beglückende zu sein. Sie liebt mich, liebt mich mit Leidenschaft, aber es ist nicht die sanfte Stimmung des Herzens, den Tönen der Aeolsharfe gleich, es ist der wilde Akkord, wenn der Sturm heulend die Wellen peitscht. Ich fürchte Paul, meine Liebe hat den Sturm nicht zu beschwören vermocht. — Aber sei es auch was es sei, ihr Besitz ist mein Ziel, ich will es erringen und dem Himmel mein Schicksal übergeben. Wer weiß, ob ihr zerrissenes Gemüth nicht meiner zur Stütze bedarf, ich will sie ihr sein und sollte ich selbst unterliegen.

Das mußt Du! sagte Paul: gern hätte ich Dich zurückgehalten, aber ich vermochte es nicht. Nun es so weit gekommen ist, darfst Du nicht mehr umkehren und wäre auch der Pfad, der vor Dir liegt, noch so rauh.

Als sie in Scio angekommen waren, betrat Harry sogleich sein Schiff, ohne erst das Haus des Primaten und den alten Boris zu besuchen, damit er von hier in dem Augenblick der Abfahrt sich nach dem neapolitanischen Kauffahrer begeben könne, wo sein Gepäck sich schon seit gestern befand. Paul hatte alle diese Vorsichtmaßregeln zu Gunsten des Primaten getroffen, damit Dugdal's Verbindung mit diesem, oder wenigstens doch seine Fahrt zu dem Feinde verborgen bliebe.

Der Neapolitaner gab das Signal zur Abfahrt, die Anker wurden gelichtet und die Freunde mußten sich trennen. Der Wind schwellte die Segel, das Schiff flog dahin.

Nach langer, beschwerlicher Reise, da widrige Winde ihre Fahrt in den Archipel aufhielten und sie in manchen Hafen einzulaufen nöthigten, gelangte der Neapolitaner endlich in den Hafen von Navarino, wohin er die Nachricht von der Vereinigung der türkischen Seemacht in dem Meerbusen von Napali di Romania brachte. Hier fand Dugdal seinen ehemaligen Kapitän und Gönner, den Contre-Admiral Elphingston, der ihn freundlich empfing und sogleich dem Grafen Alexis Orloff vorzustellen und sich für ihn zu verwenden versprach. Orloff empfing ihn mit Auszeichnung, nahm sein Erbieten, als Freiwilliger bei der Flotte zu dienen, willig an und gab ihm den Rang eines Schifflieutenants und die Erlaubniß, das Schiff zu wählen, auf welchem er dienen wolle. Was er hier erfuhr, bestätigte nur zu sehr Demetrios Meinung von diesem Kriege. Die Einwohner des Pelopones hatten die Fahne des Aufruhrs aufgesteckt,

mehrere Tausende die Waffen ergriffen und sich dem kleinen Haufen der Russen, die kaum 1000 Mann stark waren, angeschlossen. Coron und Modon, so wie Tripoliza und das Schloß von Patras war von den Russen vergebens belagert worden. Bei Mondon, wo die Mainotten sie treulos verließen, hatten sie den größten Theil ihrer Mannschaft verloren und Graf Orloff nun die Eroberung Morea's aufgegeben und es seinem Schicksal überlassen; Türken und Albanesen haußten nun mit fürchterlicher Grausamkeit in dem unglücklichen Lande und schwer büßten die Griechen ihr Vertrauen auf fremde Hülfe.

Graf Orloff beschloß nun, die türkische Flotte aufzusuchen, verließ das starkbefestigte Navarino, umsegelte Morea und traf den Capudan Pascha in dem Golf von Napoli, der sich jedoch nach einer lebhaften Kanonade in den Hafen dieser Stadt zurückzog; auch Orloff verließ den Golf, der Capudan Pascha lief wieder aus und suchte, durch Giaffar Bei verstärkt, die russische Flotte nun selbst auf. Als er aber erfuhr, daß diese von Triest aus gleichfalls durch sechs Schiffe verstärkt worden war, vermied er jedes Gefecht und segelte der Küste von Asien zu.

Auf Scio setzte diese Nachricht die Einwohner in Schrecken. So wenig sie sich geneigt gefühlt hatten, mit ihren Glaubensbrüdern gemeinschaftliche Sache zu machen, so kannten sie doch das Mißtrauen der Türken zu gut und wie wenig diese eine Gelegenheit ungenützt vorüber ließen, von den Griechen Geld zu erpressen; auch fürchteten sie eine Landung der Russen. Von allen griechischen Inseln des Einsammelns von Mastik wegen am schonendsten und mildesten von ihren Herrschern behandelt, war ihre Sehnsucht nach Freiheit nicht so heiß wie auf den andern Inseln und dem Festlande Griechenlands, deßhalb waren ihnen ihre Beschützer nichts weniger als willkommen. Am meisten aber schien diese Nachricht in dem Hause Demetrios Nakari Schrecken zu verbreiten. Dieser verließ in größter Eile mit Helenen sein Landhaus, ließ dort seine sämmtlichen Diener zurück und kam, ohne die mindeste Begleitung, in der Nacht mit der Tochter in seiner Wohnung an. Hier ließ er am andern Abend Paul, der noch mit dem Schiffe, die Hoffnung, im Hafen lag, in aller Stille zu sich entbieten. Schon früher war er aus Vorsicht mit ihm übereingekommen, gegenseitig jede Verbindung abzubrechen, weßhalb dieser auch über das Geheimnißvolle der Einladung nicht im Mindesten erstaunt war. Freund meines Harry, redete er ihn an: der Capudan Pascha ist der Feind meines Hauses, seine Gegenwart auf Scio war mir furchtbar, und kann mir noch einmal Gefahr bringen. Finde ich und Helene im Fall der Noth auf Ihrem Schiffe eine Freistatt? — Ich weiß, wie sehr die Pforte den englischen Handel schützt, wie sehr sie in jetziger Zeit Alles vermeiden wird, gegen diese Macht feindselig zu handeln; ich wüßte daher keinen Ort, wo ich mich sicherer glauben könnte, als auf Ihrem Schiffe. Meine Diener auf dem Landhause glauben mich zu den Mönchen nach Neamoni geflüchtet,

niemand weiß von meinem Aufenthalt in der Stadt als der treue Boris und der wird nicht zum Verräther an mir.

Gern versprach Paul, ihn und Helene auf seinem Schiffe aufzunehmen und Alles zu ihrem Empfange bereit zu halten und suchte diese zu trösten, die in einem sehr aufgeregten Gemüthszustande zu sein schien. Sie hörte ihn an, ohne ihm ein Wort zu erwidern, des Vaters bittender Blick hieß sie schweigen, und so entfernte er sich mit dem Versprechen, morgen in aller Frühe Nachricht von der türkischen Flotte zu geben. Sie erschien am andern Tage nicht, man vernahm aber, daß sie auf der westlichen Seite der Insel in Mesta, um frisches Wasser einzunehmen, sich vor Anker gelegt, am andern Tage wieder entfernt habe und gegen Samos gesegelt sei; von der russischen Flotte wußte man nichts. Jedoch mehre Tage darauf erschien die türkische Flotte im Angesicht des Hafens, konnte aber, widriger Winde wegen, nicht einlaufen und da sich gegen Mittag ein heftiger Sturm erhob, der sie zerstreute und sehr beschädigt nach dem Golf von Scala nova trieb, so war Demetrios Furcht für diesmal unnütz.

Mehre Tage vergingen in Ruhe, während welcher Paul, durch Demetrios angstvolles Benehmen bei Annäherung der türkischen Flotte noch aufmerksamer geworden, alles Mögliche, jedoch mit der nöthigen Vorsicht that, um Erkundigungen über dessen Verhältniß zum Capudan Pascha einzuziehen. Zu seinem großen Erstaunen erfuhr er aber von allen Seiten, daß Hassan Bei während seines Paschaliks zu Smyrna Freund des Demetrios gewesen sei, und da er erst einmal auf Scio gewesen war, den Tribut für die Pforte einzusammeln, und er damals, so viel man wisse, nichts feindliches gegen den Primaten unternommen habe, so stand dieser noch allgemein in dem Ruf, ein Freund des neuen Capudan Pascha zu sein. Diese Nachrichten setzten Paul nur noch mehr in Erstaunen, und verwirrten seine Vermuthungen noch mehr.

Endlich wurde nach einigen Tagen die russische Flotte von dem Vorgebirge Mastico signalisirt und die friedliche Insel bekam nun ein kriegerisches Ansehn. Der in der Citadelle befehlende Aga traf alle Vorkehrungen, schickte die nöthige Besatzung in das Fort St. Helena, wo alles zum Empfang des Feindes in Stand gesetzt wurde, und die Griechen selbst, durch das Beispiel Morea's gewarnt, trafen Anstalten, sich der Landung der Russen mit den Waffen in der Hand zu widersetzen; aber alle Sorge war zu voreilig gewesen, die russische Flotte hatte nicht die mindeste Absicht auf Scio zu landen, ihr Zweck war blos das Auffinden der türkischen Flotte, die, vom Sturm zerstreut, an der Küste von Asien umherirrte.

Am folgenden Abend liefen aber zwei türkische Kriegschiffe unter Giaffar Bei in den Hafen ein. Sobald es finster wurde, begab sich Demetrios mit seiner Tochter in aller Stille auf den englischen Kauffahrer, wo Paul sie herzlich empfing und sie alles zu ihrer Bequemlichkeit bereit fanden. Helene schien dem Deutschen ganz umgeändert, das ruhige, kalte,

fast männliche Benehmen der Griechin war verschwunden, statt dessen war sie ängstlich und unstet, und bebte schon bei der bloßen Nennung des Namens Hassan Pascha. Sie befragte jetzt Paul mehrmal ängstlich nach den Gefahren zur See, er mußte ihr, so viel er selbst davon wußte, ein Seegefecht beschreiben, und sie verbarg hierbei ihre Besorgniß um Harry nicht; einmal selbst entschlüpften ihr die Worte: Ach, wäre ich doch meinem Herzen gefolgt, so durchsegelte ich jetzt fremde Meere mit ihm und schiffte seiner Heimath zu! Ich wäre dann fern, fern von hier! — Stundenlang saß sie in dem einsamen, für jedermann verschlossenen, kleinen Kämmerchen neben der Kajüte und betrachtete das Gemälde Harry's, das sie nicht zurückgelassen hatte, und ihre Seele schien nur allein mit ihm beschäftigt. Paul störte sie nicht, ließ sich nur, wenn er ihnen eine wichtige Nachricht zu geben hatte, sehen, und selbst Demetrios, der mit ihr in dem engen Raume verborgen war, überließ sich ganz ihren Träumen.

An einem Morgen wurde jedoch die Ruhe gestört, die Flotte des Capudan Pascha ward von der Festung signalisirt und Giaffar Bei gab sogleich den Befehl, daß alle fremde Kauffahrteischiffe unverzüglich die Anker lichten, und den Hafen verlassen sollten; den Befehl begleitete die Erlaubniß, in jeder Bucht, in jedem Hafen der Insel einlaufen zu dürfen, nur müsse der Hafen von Scio von den Schiffen der Ungläubigen geräumt sein, damit die Flotte satsamen Raum fände, hier vor Anker zu gehen. Dies war wohl nur ein Scheingrund, da der Hafen groß genug hierzu war; der eigentliche Grund war wohl das Mißtrauen gegen die Christen und besonders die Furcht, es möchte irgend ein russisches Schiff sich unter fremder Flagge eingeschlichen haben, und der Flotte Verderben bringen.

Paul, der seine Geschäfte auf der Insel noch nicht ganz beendet hatte, würde nur ungern Scio verlassen haben, daher war es ihm angenehm, daß der Wunsch Demetrios auch der seinige war. Dieser, vorhersehend, daß der Aufenthalt der türkischen Flotte hier nicht von langer Dauer sein könnte, da der Capudan Pascha sich nicht in dem engen Canal von Scio einschließen würde, zog es vor, in der Nähe der Insel zu bleiben. Er überredete Paul, statt in den Hafen von Mesta einzulaufen, wie dieser es gewollt, lieber in der Bucht bei der Schule Homers vor Anker zu gehen, wo die Schiffe, wenn nicht von Süden her heftige Stürme kämen, einen ruhigen Ankerplatz finden würden. Die Nähe seines Landhauses, das hier dicht am Meere lag, zugleich die Nähe des Klosters Neamoni, dessen Abt sein vertrautester Freund und Verwandter war, und bei dem er im Falle der Noth einen Zufluchtort finden konnte, bewogen ihn, diesen Platz zu wählen, und Paul willigte ein. Boris wurde noch vor der Abfahrt von dem allen unterrichtet, und eilte sogleich nach Neamoni, den Abt dieses Klosters von der Noth seines Herrn zu benachrichtigen und ihn zu bitten, für diesen Fall die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Die Hoffnung lichtete nun die Anker und verließ, als eben die tür-

tische Flotte erschien, die von Samos heransegelte, den Hafen. Mit klopfendem Herzen sah Helene, die, seit sie auf dem englischen Schiffe war, männliche Kleidung angelegt hatte, diesem imponirenden Schauspiele zu. Als sie in der Ferne deutlich das Schiff des Hassan Bei mit seiner Flagge und den drei Roßschweifen erkennen konnte, schien ihre Furcht dem Zorne zu weichen: Dort auf jenem Schiffe, Vater! rief sie und zeigte nach dem türkischen Admiralschiffe: dort ist der Mörder meiner Mutter! —

Schweig, ich bitte Dich, Helene! unterbrach sie schnell der Vater: selbst dem Schiffvolke muß wenigstens Dein Geschlecht verborgen bleiben; mäßige Deinen ohnmächtigen Zorn und bete lieber zu Gott, daß er das über uns schwebende Unglück gnädig abwende.

Das Schiff ging nun in der Bucht vor Anker, noch ein dänisches war ihm dahin gefolgt. Demetrios, diese Bucht genau kennend, bezeichnete Paul eine sichere Stelle, wo er sich dem Ufer am nächsten vor Anker legen könnte, was dieser auch that, und dann an das Land stieg, um von der Spitze des in das Meer hinausragenden Felsens die Flotte zu beobachten, welche er durch das Fernrohr deutlich im Hafen erkennen konnte. Schon am Mittage war sie, mit Ausnahme einiger Fregatten, die vor dem Hafen kreuzten, dort eingelaufen.

Der Tag verging in Ruhe, die russische Flotte, welche die Türken noch im Archipel glaubten, ließ sich nicht blicken. Die türkische Flotte nahm indessen Lebensmittel und frisches Wasser ein und besserte, so viel es sich thun ließ, das Tauwerk aus. Der Capudan Pascha sandte sogleich nach allen Punkten der Insel Befehl, im Fall feindliche Schiffe sich sehen ließen, Signale zu geben und stellte überall Posten zu Pferde aus, die ihm schleunig Nachricht bringen konnten.

Gegen Abend, als Paul noch einmal den Felsen bestieg, um zu spähen, ob sich vielleicht seinem Zufluchtort irgend ein Schiff nähere, bemerkte er eine türkische Galeere, die von Scio her, gerade auf die Bucht zu ihre Richtung nahm. Er vermuthete sogleich ihre Absicht und täuschte sich auch nicht, denn sie zog der Bucht gegenüber ihre Segel ein und legte sich dicht an derselben vor Anker. Ein türkischer Officier bestieg mit zwei Soldaten das Boot und ruderte auf das dänische Schiff zu.

Paul, ahnend, in welcher Absicht die Galeere hier liege, und weßhalb der türkische Officier das dänische Schiff bestieg, eilte zu Demetrios, ihn davon zu benachrichtigen. Sie suchen mich und mein Kind! sagte dieser erbleichend — setzt Euch wegen uns keiner Gefahr aus, das Schlimmste kann uns nicht mehr treffen.

Sie finden mich nicht unvorbereitet! sagte Helene, einen Dolch aus ihrem Kleide hervorziehend. Ich erwarte heute mein Schicksal mit Ergebung — vielleicht kann ich mein eigner Rächer sein! —

Während sie noch überlegten und auch Helene Paul bat, sich ihretwegen keiner Gefahr auszusetzen, kam das Boot mit den Türken am Bord

der Hoffnung. Paul bat die Griechen, sich nur ruhig zu verhalten, empfing den Officier auf dem Verdeck und fragte nach seinem Begehr.

Christ, hast Du nicht zwei Griechen in Deinem Schiffe aufgenommen? fragte der Muselmann.

Nein! erwiderte Paul mit Ruhe.

Führe mich in die Kajüte! sagte er dann in befehlendem Tone: Den Abgesandten des hohen Capudan Pascha empfängt man nicht wie einen gemeinen Matrosen auf dem Verdeck.

Wenn es Euch dort besser gefällt, als hier, Herr, gern! erwiderte Paul lächelnd, befahl Sorbet und Gebackenes zu bringen, und führte den Türken in die Kajüte, wo nur eine schmale Breterwand sie von den Griechen trennte, die Wort für Wort ihrer Unterredung hören konnten.

Christ! sagte der Türke, sich auf die bereitliegenden Polster setzend: läugne es nicht, wir wissen, daß Du mit Demetrios Nakari in Verbindung standest, daß Du ihm auf Deinem Schiffe eine Freistatt versprochen und Wort gehalten hast; sein Diener selbst hat es uns unter Martern gestanden. Gieb die Hunde freiwillig heraus, daß sie gezüchtigt werden, wie sie es an unserem Herrn verdient. Der Capudan Pascha läßt Dir überdies noch einen vollwichtigen Beutel zur Belohnung versprechen, wenn Du sie ihm ablieferst. — Du lachst, spottest noch über mich? — Wehe Dir, wenn ich sie bei Durchsuchung Deines Schiffes finde, dann sollst Du für sie und Dein Lachen büßen, elender Christenhund; an Deinen eignen Mastbaum lasse ich Dich hängen!

Herr! erwiderte mit großer Ruhe, der türkischen Sprache vollkommen mächtig, der Deutsche. Ich führe ein englisches Kauffahrteischiff, und England wird wohl sattsame Macht haben, seine Flagge zu schützen und ihr Achtung zu verschaffen; ich widersetze mich daher der Durchsuchung meines Schiffes. Du hast kein Recht dazu, kannst ein Seeräuber, der mich plündern will und Dein Vorgeben erlogen sein. Was weiß ich von Dir! — Nur der stärkern Gewalt weiche ich, Dir und Deinen beiden Soldaten setze ich mein Schiffvolk entgegen; — wage es nicht und lerne die englischen Seeleute besser kennen, als daß Du hoffen könntest, sie mit Drohungen zu schrecken.

Hund! rief der Türke aufspringend und griff nach seinem Säbel, den er jedoch ruhig in der Scheide ließ, als Paul mit kaltem Blute das Terzerol aus seiner Leibbinde zog und es spannte.

Nun dann Giaur! rief er wüthend: wir wollen sehen! — Aber wehe Dir! — Dies sagend, verließ er die Kajüte, bestieg mit einem Soldaten sein Boot, den andern ließ er auf dem Boote des Kauffahrers zur Bewachung zurück, damit niemand vom Schiffe sich entfernen könne, und ruderte nach seiner Galeere zurück.

Keine Zeit ist zu verlieren! sagte Demetrios, der jetzt mit Helenen aus seinem Verstecke trat: seid Ihr Eurer Leute gewiß, daß sie Euch nicht

verrathen, so ist nur noch eine Rettung möglich. — Die Nacht bricht heran, schon ist es dunkel, — das Boot, worauf der Türke Wacht hält, befindet sich glücklicherweise nicht auf der Seite des Ufers; — ich sowohl, als Helene können schwimmen, wir müssen uns den Wellen und Gott vertrauen. — Keine Einwendung; — Dank für Euer edles Benehmen — und lebt wohl! —

Sagt Harry, raunte nun Helene Paul'n zu: daß ich freudig dem Tode entgegen gegangen sei, sein Bild habe mich begleitet! — Sie drückte es noch einmal an ihre Lippen, dann stieg sie zuerst die Strickleiter hinab, Demetrios folgte, sie stürzten sich ins Meer.

In diesem Augenblicke, wo das Auge Pauls nur nach den mit den Wellen Kämpfenden gerichtet war, meldete ihm der Steuermann, daß das Boot der Galeere sich mit Bewaffneten nahe. Er kümmerte sich wenig um diese Nachricht, sah nur nach den Schwimmenden, die bald von den Wellen verschlungen, seinem Auge entzogen wurden, bald wieder empor getragen, gegen das Element kämpften. — Jetzt — das Ufer war nicht fern, — jetzt — sah er den Einen es erreichen. Im Dunkel der Nacht konnte er nicht unterscheiden, ob es Vater oder Tochter sei, sah ihn davon eilen; — den Andern aber sah er nicht.

In diesem angstvollen Augenblicke nahte das Boot mit den Türken, welchen nun Paul ohne Widerstand das Schiff besteigen ließ. Nun Christenhund, sagte der Türke, von zehn Bewaffneten umgeben: wagst Du noch, uns an der Durchsuchung Deines elenden Fahrzeuges zu hindern? Nur die kleinste Widersetzlichkeit, und ich lasse Dich hängen.

Ich wäre wohl ein Thor, solcher Gewalt zu widerstehen! erwiderte Paul: durchsuche das Schiff so viel Du willst. Ich war es der Ehre meiner Nation schuldig, mich Deinen Drohungen zu widersetzen. Morgen aber segle ich nach Smyrna und zeige den Vorfall dem Konsul meiner Nation an, der wird mir schon Genugthuung verschaffen; deßhalb hüte Dich, mich nicht in Schaden zu bringen, Du bist dafür verantwortlich.

Der türkische Officier lachte zu dieser Warnung, ließ vier Mann auf dem Verdecke zurück, und begann mit den andern das Schiff zu durchsuchen; jede Kiste mußte geöffnet werden, der kleinste Fleck wurde mit Laternen beleuchtet und durchsucht; aber alle ihre Mühe war vergebens, sie fanden nicht, was sie suchten, und erst gegen Mitternacht verließen die Türken unter Fluchen und Drohen das Schiff. —

Es war Helene, welche Paul gesehen hatte, als sie das Ufer erreichend den Felsen hinauf klimmte. Die Wellen hatten sie von dem Vater getrennt, und als sie eine Strecke vom Ufer entfernt war und zurückschaute, den Vater ihr nicht folgen sah, sie das Schreckvolle ihrer Lage überdachte, durch-

rieselte es sie, als ob der Tod mit eiskalter Knochenhand sie erfasse. — Allein! — Verlassen! — Das war das dunkle Gefühl, das sie ergriff, als sie vor Kälte erstarrt, vom Meerwasser triefend auf einen Stein sich setzte. — Die Sterne sandten ihr glänzendes Licht auf sie nieder, es leuchtete ihr nicht, der laue Nachtwind wehte von den Bergen sanft sie an, sie bebte bei seinem leisen Fächeln. Sie sah hinter sich das verödete Landhaus des Vaters, wie bei einem Feste erleuchtet, es kümmerte sie nicht; den Blick unverwandt nach dem Ufer gerichtet, hatte sie nur einen Gedanken, nur eine Hoffnung, nur ein stummes Gebet: den Vater zu erblicken; aber sie erblickte ihn nicht. Da rauschte es neben ihr im Gebüsch, sie sprang auf, lauschte, ein Reiher flatterte über ihr hin dem Gestade zu. Sie setzte sich wieder, von Frost durchschüttelt, auf den Stein nieder, und starrte gedankenlos von neuem nach dem Ufer hin. — Keines andern Gedankens, keines Willens war sie sich bewußt, als des, den Vater zu erwarten, der kommen müsse, sie von hier zu führen, ihr zu rathen, wohin sie fliehen solle; — aber er kam nicht. — Die Sehnsucht schwellte ihre Brust vergebens, ihr fester Wille, ihr unerschütterlicher Glaube brachten ihn nicht zurück.

Da vernahm sie plötzlich aus der Ferne das Schnaufen von Rossen, und es dünkte ihr, sie höre den Hufschlag näher kommen. Sie erschrak, der Schreck riß sie aus der dumpfen Gefühllosigkeit. Sie sprang auf, ihr Blick spähte ängstlich umher, da gewahrte sie das dunkle Gebüsch, aus dem der Reiher empor geflattert war, und sie eilte hin und verbarg sich unter dem Laube der hier wuchernden Zistusrosen. Auch bald sah sie, daß ihre Vorsicht nicht unnütz gewesen war, denn sie erblickte mehre Asiatische Reiter dem Strande zu sprengen, wo die Schiffe lagen, von da zurückkehren, und unter dem nemlichen Dornkirschenbaum, unter welchem sie gesessen hatte, ihre Rosse anhalten. Deutlich konnte sie hier jedes Wort vernehmen, das sie sprachen, und so erfuhr sie, daß längs der Küste durch Hassan Bei Bewaffnete ausgeschickt wären, sie und ihren Vater aufzusuchen, und erfuhr zugleich, es solle vor dem Aga zu Scio ein Geheimniß bleiben, der mit dem Capudan Pascha in Feindschaft stand. Sie schien nun an ihrer Rettung zu verzweifeln, und erwartete, den Dolch in der Hand, ihr Schicksal.

Aber bald verließen die Reiter den Ort, und jagten weiter. Diese Gefahr war nun vorüber, und sie faßte nun, da die dumpfe Betäubung sie verlassen, den Entschluß, dem Landhause zuzugehen. Je näher sie aber kam, desto mehr wurde sie gewiß, daß türkische Soldaten es besetzt hielten, denn sie sah alle Fenster erleuchtet und die Schatten mehrer Männergestalten hin und her schwanken; sie wagte deßhalb nicht, an die Pforte zu klopfen. Da erinnerte sie sich einer kleinen Hütte auf der Höhe, welche der vorige Besitzer zur Aufbewahrung seines Jagdgeräthes und seiner Hunde gebraucht, und die ihr Vater der Wittwe eines verunglückten Seemannes, der Helene selbst oft wohlgethan, zur Wohnung überlassen hatte. Sie eilte die Höhe hinauf, klopfte an, und schnell machte die Alte, die noch

wach war, die Luke des Fensters auf, und fragte wer da sei; aber kaum erkannte sie die Stimme Helenens, als sie schnell die Thüre öffnete, sie einließ, und leicht das Vorgefallene ahnend, Reisig und Olivenholz auf dem kleinen Heerde anzündete, und ohne nach Weiterem zu fragen, schnell die ärmliche Kleidung ihrer längst verstorbenen Tochter brachte, und Helene umkleiden half. Großer Gott! brach sie endlich das bisher gehaltene Schweigen: hausen doch die Ungläubigen dort drüben in Euerm Hause, als gehöre es keinem rechtgläubigen Christen. Alle Welt ist erstaunt, denn jedermann glaubte, der Capudan Pascha sei der Freund Eures Vaters, und solch Verfahren ist auf Scio beispiellos; Eure Jungfrauen haben sich geflüchtet, Eure Diener sind gemißhandelt worden, und dem armen Boris, dem treuen Menschen, haben sie so lange Fußsohlenstreiche gegeben, bis er gestand, wo Ihr und Herr Demetrios Euch verborgen hieltet. — Gott sei gedankt, daß Ihr bis jetzt gerettet seid! — Aber wo ist der Herr — wo irrt er umher?

Bei dieser Frage stürzten die Thränen aus Helenens Augen, sie ward sich erst jetzt ihres Schmerzes, ihres Verlustes ganz bewußt. — Mein Gott, haben ihn die Türken in ihre Gewalt bekommen? fragte die Alte. Helene verneinte es. — Heiliger Georg, wo ist er denn?

Die Fluthen haben ihn verschlungen! jammerte die Unglückliche händeringend.

Gott und St. Georg mögen sich erbarmen! schrie die Alte auf. — Betet zu Gott, Helene! sagte sie dann schluchzend: betet für die Erhaltung Eures Vaters, und habt Ihr Euer Gebet vollendet, dann legt Euch auf mein ärmliches Lager; hier in dieser elenden Hütte kehren die Raubgierigen nicht ein, hier suchen sie Euch gewiß nicht!

Helene hörte auf Alles dies nicht, ihre Seele war bei dem Vater, der, wie sie ihn in dem letzten Augenblicke mit den Wellen kämpfend noch gesehen hatte, vor ihr schwebte, und das ganze Schreckvolle ihrer Lage stand vor ihr. Keine Mutter, keinen Vater mehr! — Alles mir genommen! — Blieb mir denn nichts? So gar nichts mehr? — Barmherziger Gott! rief sie, die Hände gen Himmel streckend: wodurch habe ich solch Elend verdient, warum mußte ich leiden, schuldlos leiden? — warum nahmst Du mir Alles, Alles was mich noch an die Welt ketten konnte? Bei diesen Worten mochte sie Harry's gedenken: Ihn, ihn? sagte sie dumpf vor sich hin: Ihn stieß ich selbst von mir in Schlacht und Tod; — und es ist vielleicht gut, daß ich es that, es führt mich so vielleicht dem Grabe und meinen Eltern näher! — Ja, ja! murmelte sie vor sich hin, und ihr Auge starrte wild auf den Boden: — Ich könnte ja doch nicht die Seine werden! — Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, sie sank ermattet auf das Binsenlager nieder, auf welchem sie saß. Entkräftung schloß ihr brennendes Auge.

Die Alte bewachte ängstlich ihren Schlummer, den böse Träume stören mochten, denn er war nicht sanft; sie schrak oft auf und sprach

abgerissene Worte, doch fand sie der Morgen noch schlafend. Plötzlich vernahm die Alte Lärm, sie eilte an das Fenster, wo sie an mehrern Punkten der Insel hohe Rauchsäulen emporsteigen, und die Türken, welche in dem Landhause so übel gehauset hatten, Maulthiere mit ihrem Raube bepacken, und sich zum Abzuge anschicken sah. Nicht lange, so erblickte sie von der Höhe, von welcher man das ganze Thal längs dem Meere übersehen konnte, mehre Abtheilungen Reiter der Stadt zu sprengen, und bald einen Haufen Fußvolk aus dem Landhause ihnen folgen; dann war plötzlich die Gegend wie ausgestorben. Sie wußte freilich nicht, was dies zu bedeuten habe, doch freute sie sich, daß die Türken das Landhaus und die Gegend verließen, und sie nun nichts mehr für ihre Wohlthäterin zu befürchten habe.

Endlich, da die Sonne schon hoch stand, erwachte Helene, schaute ängstlich forschend umher, und hörte nicht auf die frohe Kunde, mit der die gute Alte sie zu erfreuen dachte. Er ist noch nicht hier! seufzte sie: Nein, nein! rief sie dann, von dem harten Lager aufspringend aus: — Nein, die Barmherzigkeit Gottes kann mich Unschuldige nicht so grausam strafen, er lebt noch! Er lebt gewiß! Hast Du keine Nachricht vom Vater? wandte sie sich dann zu der alten Griechin: schleich hinunter nach unserem Hause, forsche, ob er vielleicht dort, ob er da gewesen ist. — Ach, wie wird er seine Tochter suchen, wie wird er um mich bangen und sich ängstigen!

Die Alte versprach hinunter zu gehen und machte sich sogleich auf den Weg, kehrte jedoch mit der trostlosen Nachricht wieder, daß sie den Herrn dort nicht gefunden und keine Kunde von ihm bringe. Muß ich allein stehen, nun so will ich auch allein handeln! sagte nun Helene, und es schien, Muth und Festigkeit sei wieder zu ihr zurückgekehrt: die Muselmänner haben unser Haus verlassen, sagtest Du? und als die Alte es bejahte machte sie sich sogleich auf den Weg, und ging die Höhe hinab.

Als sie an der Pforte stand, hielt sie an, und es ward ihr beklommen um das Herz. Haus und Hof waren wie ausgestorben, kein Geflügel, kein Hausthier, kein Mensch, der ihr entgegen gekommen wäre. Zagend durchschritt sie den Hof und trat in's Haus, da fand sie einen alten, schwachen Mann, der nur zuweilen noch im Garten arbeitete, und dem Demetrios das Gnadenbrod gab, beschäftigt, das, was die Türken zerstört und zerstreut hatten, aufzusammeln. Seht nur, Herrin! sagte er, traurig auf die Trümmer zeigend: seht den Greul! — Nun Gottlob, wenn auch Alles zerstört ist, seid Ihr doch gerettet! — Helene grüßte ihn freundlich, und betrat dann die untern Zimmer, wo sie alles Hausgeräth zertrümmert, die Kisten geöffnet und geplündert fand; der freundliche Wohnsitz war öde, überall die Spuren der Verwüstung; es graute ihr in dieser todten Einsamkeit. Da vernahm sie durch die Stille ein leises Stöhnen, als wenn die Seele eines Sterbenden sich von der irdischen Hülle losreißen will, und sie ächzend die Flügel hebt; sie schauderte, eiskalt überlief es sie. —

Ein Leidender muß hier in der Nähe sein! — war jedoch der Gedanke, der bald ihre Furcht überwand, und der sie nach dem Orte führte, woher sie die Leidenstöne vernahm. Hier fand sie Boris auf einem Polster gekrümmt, jammernd liegen. Bei ihrem Anblicke erhob er sich, sein schmerzvolles Gesicht wollte lächeln, doch es konnte nicht. Daß Ihr gerettet seid, Herrin, vernahm ich; sagte er mit matter Stimme: Aber wo ist der Herr? — Ich habe ihn verrathen, ich habe Euern Aufenthalt entdeckt; ach, die Schmerzen waren zu furchtbar — ich unterlag. Verzeiht mir! bat er jetzt: verzeiht einem alten, schwachen Manne, dem die Kraft, dem der Muth gebrach! — Flucht mir nicht!

Quäle Dich nicht, Boris, erwiderte Helene: auch den Vater wird ein schützender Engel über die Wellen getragen und ihn gerettet haben, wie mich. Armer Mensch, wie bist Du gemißhandelt. — Gedulde Dich nur einen Augenblick! Sie verließ ihn, eilte in das Kellergeschoß, suchte unter den Trümmern und fand glücklicherweise noch ein Fläschchen mit Weingeist, mit dem die Alte, die ihr gefolgt war, nun die Füße des armen Jammernden waschen mußte; dann tröstete sie ihn, ging in das obere Stockwerk, durchschritt mit beklommenem Herzen die öden, verlassenen Zimmer und schaute, noch immer Hoffnung nährend, von dem Altan nach dem Meere hinab.

Hier erblickte sie die beiden Kauffahrteischiffe, die noch in der Bucht vor Anker lagen; auch sah sie zugleich einen Mann von dorther kommen. — Sie wähnte — ach, die Arme täuschte sich — es war ein Fremder, nicht der Vater, nicht einmal ein Grieche. Sie sah, wie er vorsichtig die Gartenmauer umschlich, sich jetzt dem Hause näherte, und sie erkannte nun in ihm den Diener Pauls. Eine frohe Ahnung durchzuckte sie bei seinem Anblicke, sie eilte hinunter, ihm entgegen — bringst Du mir Nachricht von ihm? rief sie, kaum ihrer mächtig.

Gottlob, daß ich Euch gefunden habe! sagte der Matrose sie begrüßend: Mein Herr läßt Euch ersuchen —

Lebt er noch? rief sie, auf nichts weiter achtend.

Er lebt und hat mir aufgetragen, im Fall ich Euch hier treffen sollte, zu bitten, Euch auf sein Schiff zu begeben, die Gefahr wäre vorüber und —

Mensch, lebt mein Vater? rief sie außer sich: Antworte, steh mir Rede!

Von Herr Demetrios weiß ich nichts! erwiderte er gleichgültig.

Helene besann sich einen Augenblick, dann eilte sie so schnell hinunter, daß der Matrose ihr kaum folgen konnte, denn sie hatte Paul kommen gesehen, der ihr freudig entgegen rief: Wie unaussprechlich freue ich mich, daß Sie gerettet sind! Wie wird Ihr Vater sich beglückt fühlen!

Wo ist er? rief sie außer sich vor Freude.

Begleiten Sie mich nur! sagte er, nach dem Felsen gehend, der den

Namen die Schule Homers trägt. Helene eilte ihm voran, lief die in den Felsen gehauenen Stufen hinauf, und sank dem Vater stürmisch an die Brust. Stumm war Beider Gefühl, kein Wort, kein Laut sprach ihre Empfindungen aus, sie ruhte beglückt in des Vaters Arm.

Setzen wir uns, Demetrios, damit niemand uns bemerkt, oder besser, schleichen Sie, da die Gegend noch menschenleer ist, nach Ihrem Landhause; bat Paul, das freudige Gefühl des Wiederfindens nur ungern störend. Ehe es dunkel wird, dürfen Sie nicht mein Schiff besteigen. Noch liegt die Flotte, wie ich durch mein Fernrohr sehen kann, im Hafen, und ehe sie nicht von der Insel sich entfernt hat, sind Sie nicht außer Gefahr.

Großer Gott, wie dank ich Dir, daß Du mir mein einziges, mein Schmerzenskind erhalten hast! sagte Demetrios gerührt: wie dank ich Ihnen, werther Freund, für Ihre Sorgfalt und Ihre Hülfe! Möge Gott Sie einst beglücken und Ihnen vergelten, da ich es nicht vermag! — Komm Helene! wandte er sich dann zu der Tochter: wir wollen den Rath dieses treuen Freundes befolgen, und uns durch das Gebüsch nach unserm Hause schleichen, denn ich glaube, daß wir dort vor Entdeckung und Ueberfall sicherer sind, als hier. Paul versprach nun, wenn der Bote, den er nach Scio geschickt habe, zurückgekehrt sei, ihnen sogleich Nachricht zu geben. Dann trennten sie sich, und Helene erzählte auf dem Wege nach ihrem Hause dem Vater, auf welche Art sie gerettet worden sei.

Als Demetrios sein Haus betrat, drangen beim Anblicke der Verwüstung Thränen in sein Auge. Seinen Lieblingaufenthalt, den er so sorgfältig und mit so viel Liebe sich eingerichtet hatte, fand er zerstört, seinen treuesten Diener schmerzvoll darnieder liegend, die übrigen zerstreut. Er fand nichts mehr in dem Hause des Ueberflusses, kein Polster zu seinem Lager, kein Kleid, um das vom Seewasser verdorbene damit zu vertauschen, nicht Speis und Trank. — Ein Fremder dünkte er sich in seinem eigenen Hause, Unmuth und Schmerz übermannte ihn, doch als sein Auge die Tochter in dem ärmlichen, verunstalteten Kleide einer gemeinen Sciotin traf, waren Schmerz' und Unmuth verschwunden. Haben die Wüthriche mir auch Alles genommen, rief er sie in seine Arme schließend freudig aus: so haben sie Dich mir doch gelassen, und ich fühle mich noch reich! Aber fort, fort von hier, fort von dieser Insel, wo das Unglück wie eine schleichende Hyäne uns folgt. Fort, hin nach Ipsara', dort, zwischen den Bergen steht im einsamen Thale das Häuschen, wohin Deine Mutter so gern wallfahrtete, einsam und klein, aber versteckt; dort wollen wir hin, ein Boot führt uns von Melano schnell hinüber; — da finden wir ein Asyl, bis der Sturm vorüber ist.

Laßt uns noch hier bleiben, Vater! bat Helene: jetzt, wo, wie ich vernommen habe, die russische Flotte in der Nähe ist, jetzt möchte ich nicht gern von Scio. Erst wenn sie diese Gewässer verlassen hat, erst dann —

Helene, Du forderst und wagst viel! warnte der Vater: kaum gerettet und schon willst Du wieder der Gefahr trotzen? —

Und wie rettetet Ihr Euch aus den Fluthen? fragte sie jetzt, durch die Worte des Vaters an die schreckenvolle Lage dieser Nacht erinnert: O sagt, erzählt mir, daß ich Gott danken kann!

Als die Wellen uns trennten, begann Demetrios ihre Bitte erfüllend: und mich die Fluth nordwärts schleuderte, versuchte ich umsonst, Dich zu erreichen; jede Anstrengung war vergebens, die Wellen, die sich tobend an den Klippen brachen, trieben mich immer weiter von Dir ab, dem Ufer zu. Jetzt erfaßte mich eine brausende Woge, hob mich aus der Tiefe empor, und schleuderte mich an das Land; ich glaubte an den Felsen zerschmettert zu werden, doch es war zu meinem Glück, denn ich erreichte die Felsen nicht, und blieb betäubt auf dem Rasen liegen. Hier mochte ich wohl lange gelegen haben, und als ich erwachte, raffte ich mich auf, eilte den Felsen hinauf, und erwartete, von Frost erstarrt, nur angstvoll an Dich denkend, mein Schicksal. So saß ich hier während einer langen, qualvollen Nacht, ich glaubte Dich verloren, und Verzweiflung ergriff mich. — Doch gefrevelt habe ich nicht, nicht mit Gott gerechtet, aber andachtvoll auf meinen Knieen gelegen, die erstarrten, triefenden Arme gen Himmel gehoben, und zu ihm gebetet. — Da dämmerte über Asiens Küste das Morgenroth, und mit den Strahlen der wiederkehrenden Sonne drang der Strahl der Hoffnung in meine wunde Brust, denn ich sah auf der westlichen Küste der Insel Rauchsäulen aufsteigen, die von Berg zu Berg die Ankunft der russischen Flotte verkündeten. Asiaten und Albanesen jagten mit verhängtem Zügel durch das Thal Livadia der Stadt zu, und endlich sah ich auch die Barbaren unsre Wohnung verlassen. In diesem Augenblicke kam Paul Brand den Felsen heraufgestiegen. — Ach! wie that es mir so wohl, ihn zu sehen, wie freute er sich, mich hier zu finden, und wie stärkten mich die Worte des Trostes, die er sprach. Er sandte einen Boten nach Dir — und nun habe ich Dich wieder, Alles ist vergessen! Ich fühle mich so glücklich, daß Du wieder mein bist, Helene, daß ich selbst meinem Feinde vergeben könnte! —

Thut das nicht, Vater, das Andenken an die Mutter sei Euch heiliger! sagte die Griechin feierlich: betet, daß Gott seine Donner sie zu vernichten sende, und die Vergeltung ihre Geißel über sie schwinge!

Demetrios schüttelte mißbilligend sein graues Haupt: Wer die Erinnyen ruft, Helene, zu dem gesellen sie sich sagte er ernst: er kann ihre Schlangen nicht wieder abschütteln, sie umschlingen ihn, und lassen ihre Beute nicht wieder los! Doch irr' ich nicht, unterbrach er seine Unheil weissagende Rede, so sehe ich Paul sich nahen, seine Schritte sind eilend, er winkt mit dem Tuche, sicher bringt er gute Botschaft.

Er hatte sich nicht geirrt, Paul brachte die Nachricht, daß die türkische Flotte den Hafen verlassen, und der asiatischen Küste zugesegelt sei. Auch

habe er vernommen, daß man die russische Flotte bei dem Vorgebirge Melano, ostwärts segelnd, gesehen habe. Ich glaube, sie wird die Spalmadoren umschiffen, und den Feind noch in diesen Gewässern treffen, der mit diesem Winde und seiner Unkunde der Schifffahrt wohl schwerlich den Kanal wird verlassen haben, und überdies noch, wie es mir dünkt, nordöstlich gesegelt ist: die Flotten müssen sich morgen begegnen. Wollen Sie Sich daher meiner Obhut noch einmal anvertrauen und mit mir in den Hafen von Scio zurückkehren, so beeilen Sie Sich, denn in einer Stunde lichte ich die Anker, der Nordwest ist mir günstig, und in der Bucht kann ich unter diesen Umständen nicht länger verweilen.

Ich bin bestimmt, mich einstweilen nach Ipsara zurückzuziehen, dort habe ich eine kleine Besitzung und bin da sicherer, als hier; erwiderte Demetrios, für das freundliche Anerbieten dankend.

Doch eher nicht, guter Vater, bat Helene schmeichelnd: bis das Schicksal der Schlacht entschieden ist. So lange die russische Flotte in diesen Gewässern ist, haben wir auf Scio nichts zu befürchten; die Türken haben sich in die Festung eingeschlossen, und kein Grieche wird Euch verrathen; überdies ist Aga Mustapha Euer Freund und des Capudan Pascha Feind.

Sie sehen, wandte sich nun Demetrios zu Paul: Harry hält sie hier fest, sie will nicht aus seiner Nähe sich entfernen. Schiffen Sie mit Gott allein, hier oder in Ipsara können Sie uns finden. Paul verließ sie.

Schon am Nachmittag konnte man auf dem Altan durch ein Fernrohr, welches ihnen Paul zurückgelassen hatte, die weißen Segel der russischen Flotte bei den Spalmadoren sehen. Sie lief mit vollem Winde in den Kanal ein und kam bald so nahe, daß man ihre Schiffe deutlich erkennen konnte. Freudig klopfte Helenens Herz, ihr Muth war wieder erwacht; nur an Harry denkend — der Vater stand ihr ja zur Seite — hatte sie nur Augen, nur Sinn für dieses herrliche Schauspiel. Wie Riesenschwäne, die über goldene Fluthen dahin schwimmen, durchschifften die russischen Schiffe mit ihren schwellenden Segeln die im Schein der Abendsonne erglühten Wogen des Meeres, und zogen dem Kampfe entgegen. — Ach! seufzte sie jetzt: wüßte ich nur, auf welchem Schiffe mein Harry wäre! Wie sehnsuchtvoll wird er herüber nach diesen Felsen, nach diesem weit in die Ferne leuchtenden Hause schaun, wie wird sein Herz bei dem Anblicke dieser Insel geklopft haben, laut, stürmisch, wie das meine ihm jetzt entgegen schlägt, wie wird er Alles um sich her vergessen und auch meiner gedacht haben! — Nur immer vorwärts, vorwärts, kühner Segler, der Feind ist Dir nah, der Feind Deines Glaubens — Deines Glücks! —

So schwärmte sie bis die Nacht sich senkte und ihrem freudetrunkenen Blicke die Flotte verbarg.

Der dämmernde Morgen fand sie schon auf dem Altan, das Auge nach Asien gewendet; aber nur noch in der Ferne konnte sie die Flotte wie dunkle Punkte am Horizonte sehen. Der Wind hatte sich nach Osten gewendet, und sie glaubte nun ihrem Ohre mehr vertrauen zu können, als ihrem Auge, sie lauschte und hoffte, der Donner des Geschützes würde ihr die begonnene Schlacht verkünden; aber sie lauschte vergebens. Im Westen nur rollte der Donner des Himmels, und schien des irdischen zu spotten. Mißmuthig verließ sie nun den Altan und suchte sich durch häusliche Beschäftigung zu zerstreuen. Schon am vorigen Abende waren mehre ihrer Dienerinnen, auch einige Diener zurückgekehrt, und so viel es sich thun ließ, beschäftigte man sich, wenn auch nur in etwas, die Ordnung wieder herzustellen, die Trümmer wegzuschaffen, und das Haus wieder bewohnbar zu machen. Aber trotz dieser Thätigkeit dachte Helene nur an die Flotte. Bald trat sie auf den Altan, das Fernrohr in der Hand, bald stieg sie auf die Terrasse des Daches, und blickte nach dem jenseitigen Ufer, aber sie sah und hörte nichts, der Wind hatte sich von neuem gedreht und blies aus Westen und so war auch diese Hoffnung ihr verschwunden. Am Nachmittag glaubte sie zwar dumpfes Rollen, wie Kanonendonner zu vernehmen, aber sie war zu aufgeregt, um sich nicht selbst sagen zu müssen, daß sie sich täusche. Als sie jedoch gegen Abend mit dem Vater in dem Garten lustwandelte, den die Türken noch verschont hatten, vernahmen sie plötzlich einen dumpfen Knall, der die Luft erschütterte — Er fliegt empor! Ich bin gerächt! rief Helene jauchzend, und stürzte nach dem Hause zurück, wo sie auf die Terrasse eilte, und hinüber nach der asiatischen Küste blickte; allein sie sah nichts. Den Horizont umzog Nebel, und schon begann es zu dämmern, da theilte noch ein gleicher Schlag die Luft, der wie ferner Donner in dem Gebirge verhallte. Als aber die Nacht sich senkte und es finster ward, erhellte eine feurige Glut das Dunkel, und an dem jenseitigen Gestade von Asien hatte die Schlacht zwei Fackeln gezündet, die wie feurige Meteore, Unglück verkündend, am fernen Horizonte flammten.

Helene gerieth bei diesem Anblicke in eine Art Begeisterung. Als habe sie die Gabe der Seherinnen, sie fest behauptete sie, das Schiff des Capudan Pascha sei in die Luft geflogen, er selbst habe den Tod in den Fluthen gefunden. Sie jauchzte auf, ihre Freude war lauter, wilder Jubel, der fast die Schranken der Weiblichkeit überschritt. Demetrios, deßhalb unzufrieden, ermahnte zur Demuth, und den Ausgang des stattgehabten Gefechtes nicht kennend, und den Sieg nicht so gewiß den Russen zuschreibend, als Helene, sandte er nach Melano zu einem Gastfreund und ließ ihn bitten, ins Geheim ein Boot für ihn nach Ipsara bereit zu halten, Maulthiere wurden in der Eile gekauft, und als der im Stillen nach Scio zum Einkauf und Herbeischaffung der nöthigen Sachen gesandte Diener zurückgekehrt war, ward Alles so in Bereitschaft gesetzt, daß man zu jeder Minute abreisen konnte.

Während der ganzen Nacht trieb die Unruhe Helenen umher. Sie durchstrich den Garten, stieg in der sternhellen, heitern Nacht auf die Terrasse des Hauses, und ihr Auge blickte hinüber nach der jenseitigen Küste.

So fand sie am Morgen der Vater. Ich habe Nachricht von Scio, rief er ihr freudig zu: Paul hat durch ein französisches Kauffahrteischiff, das gestern Abend noch spät im Hafen von Scio eingelaufen ist und aus der Ferne das Gefecht mit angesehen hat, die Nachricht erhalten, daß die türkische Flotte an der Küste unfern des Hafens von Tschesme von den Russen angegriffen worden sei. Die Russen haben die Schlachtlinie der Türken, die auf beiden Flügeln durch Klippen und Sandbänke gedeckt war, durchbrechen wollen; das Schiff des russischen Admirals Spiritoff, welches an der Spitze sich befand, ist gerade auf das türkische Admiralschiff los gesegelt, und hat zu entern versucht. Es gelang ihnen. Schon hatte ein Schiffslieutenant, ein Engländer, die Flagge des türkischen Schiffes herabgerissen — Harry! Gewiß mein Harry! jauchzte Helene — schon lagen sie fest an einander gekettet, und der Kampf begann mit blanker Waffe, als die Russen Granaten und allerhand Feuerwerk auf das feindliche Schiff warfen, das auch bald in Flammen stand. Aber zu fest an einander gekettet konnten sie nicht schnell genug sich von dem türkischen Schiffe losmachen, dessen brennender Fockmast sich auf das ihrige stürzend, es gleichfalls in Flammen setzte. Beide Schiffe brannten, da flog das Schiff des Capudan Pascha auf —

Es flog auf! rief Helene freudig: Die Nemesis schüttelte die Fackel über ihm! Es stieg auf und Hassan Bei mit ihm! — Glück auf! — Gott ist gerecht! —

Mäßige Deine Freude! sagte der Vater, und sein Antlitz umdüsterte sich: auch das russische Schiff St. Eustachius ging in Flammen auf!

Und mit ihm auch mein Harry! sagte sie traurig vor sich hin: Nun dann ist der Zwiespalt meines Innern gelös't, und ich bin am Ziele.

Helene! unterbrach sie Demetrios: ist das der Muth des Christen? Vor wenig Augenblicken jauchzest Du auf, und jetzt überlässest Du Dich dem dumpfen Schmerze? Bist Du denn gewiß, daß Harry auf dem Schiffe des Admirals Spiritoff war? Kann es nicht ein anderer Engländer sein, deren es so viele auf der russischen Flotte gibt, welcher die Flagge Hassan Bei's niederriß; und war er es, kann er nicht gerettet sein? — Nur für die Gewißheit spare Deine Freuden, Deinen Schmerz; so lange wir das Schicksal nur fürchten, muß die Hoffnung uns immer zur Seite stehen.

Ihr zürnt mir, daß ich mich der Hoffnung so schnell, so ganz hingab, und die Verzweiflung mich nun so plötzlich erfaßt, unterbrach ihn Helene: Vater, kennt Ihr denn Euer Kind so wenig? Der stille Kummer war mein Erbtheil, und wenn mein Blut zu wallen beginnt und die lang verhaltene Flamme endlich sich Bahn bricht und in Worte ausströmt, dann hat ein

Engel Mitleid mit der Trauernden gehabt, ihrer Phantasie die Flügel gelöst, und ihrem Herzen das Vertrauen, wenn auch nur für Augenblicke wieder gegeben. Gönnt mir diese kurzen, und zürnt nicht, wenn mein trüber Geist mich von neuem ergreift. Schon als ich noch ein Kind war, zürntet Ihr mit mir, fuhr sie wehmüthig fort: wenn ich allein saß und die Blumen zerpflückte, statt mit ihnen zu spielen; Eure Liebe trieb mich an zur Lust und ich fand sie nicht, wo meine Gespielen sie suchten. Da kam er in unser Haus, und mit ihm eine neue Welt für mich. — Sie war nicht heiter, kein reiner Aetherdom wölbte sich über mir, keine Blumen sprießten auf meinem Pfade, kein Thau erquickte die Sparsamen, die hier und dort mir dufteten; aber Thränen wurden mir, Thränen, die mir wohl und wehe thaten, die mich traurig stimmten, und meine Trauer doch so wohlthuend auflös'ten, daß ich sie um nichts hingegeben hätte. — Mir war das Leben wie eine Abendlandschaft, wenn der Nebel aufsteigt und die Glut der sinkenden Sonne ihn golden röthet; sie liegt herrlich vor uns und ist doch so trübe, die Sonne sinkt immer tiefer, die Nebel steigen immer mehr, bald ist es Nacht! So erschien das Leben auch mir. — Damals eröffnete ich der Mutter mein Herz, sie seufzte und drückte mich an ihre Brust; So früh schon! sagte sie: so früh, und in Deinem verschlossenen Herzen? — Armes Kind! Ich verstand die Mutter nicht, ich ahnete nicht, daß es Liebe sei, die mir ein Eden schuf, ich ahnete es nicht, selbst als Harry uns verlassen hatte, und ich mich in Euerm Arm, an der Mutter Brust so verlassen und doch so glücklich fühlte, denn der Gedanke an ihn rief mir das verlorne Paradies immer wieder zurück. Jetzt! — Sein Anblick bringt mir das verlorne Paradies nicht wieder! rief sie aus: und mir hält nur zuweilen noch der Engel des Mitleids seinen magischen Spiegel vor, es darin wieder zu finden, und die Hoffnung mit ihrem lockenden Sirenensang übertönt meine Seufzer, und läßt mich nicht ganz untergehen!

Ermattet sank sie auf die Terrasse: — Könnte ich beten, sagte sie dann, so fände ich vielleicht Trost, aber das Vertrauen ist hin — und glücklich kann ich doch nimmer werden!

Helene! sagte Demetrios: obgleich ich Dich von Schmerz durchdrungen sehe, muß ich ihn vielleicht noch mehren. Sage mir, wie kannst Du mit der Ueberzeugung, allem Glück entsagen zu müssen, wie kannst Du Dich so ganz der Liebe hingeben, ihr, die doch nur an der Hand der Hoffnung wandeln sollte?

Weiß ich das, Vater? erwiderte sie: weiß ich, wie ich das kann? Ist das mächtige Eisen stark genug, dem Magnete zu widerstehen? — Es muß dem geheimen Zuge der Natur folgen, es muß der Kraft gehorchen, die es an sich zieht; — so geht es auch mir; — ich weiß, ich werde nicht glücklich und kann ihn nicht beglücken. — Die Blumen sind verwelkt, mit denen ich ihn bekränzen sollte, und doch — laßt mich meine Laufbahn vollenden, überlaßt mich meinem Schicksale; der Schmerz hat im Grabe sein Ziel,

wie die Freude, wie Alles auf dieser trüben Welt; — sorgt nicht, ich werde es erreichen. — Gönnt mir nur Ruhe! —

Sie folgte dem Vater hinunter, dann setzte sie sich auf den Altan, ihr Auge war nach den Sternen gerichtet, ihr Geist war bei Harry.

Am frühen Morgen traf Paul schon auf dem Landhause ein. Ich bringe gute Botschaft, und Ihnen einen Gruß von Harry! sagte er zu Helenen.

Er lebt, er fand nicht den Tod in den Wellen, er war nicht auf dem Admiralschiffe? rief sie freudig; ihre düstern Träume waren verschwunden, sie lauschte von neuem nach dem Sirenensang der Hoffnung.

Er war bei Spiritoff, war es, der die Flagge herabriß, und Hassan Bei auf dem Schiffe aufsuchte und männlich gegen die Säbel der Ungläubigen und das verwüstende Feuer kämpfte; dann folgte er dem Admiral und Theodor Orloff, die sich auf einer Schaluppe retteten; kurz darauf flog das Schiff den Wolken entgegen, 40 Mann und Capitain Crouse wurden durch ausgesandte Boote gerettet, 700 Brave fanden im Meere ihr Grab.

Helene hatte während dieser Erzählung die Hände gefaltet und angstvoll vor sich hingesehen; jetzt hob sie das Auge dankend gen Himmel; doch plötzlich rief sie: Und Hassan Bei? —

Es war nicht das Schiff des Capudan Pascha, es war das des Contre-Admiral, auf welchem Hassan Bei seine Flagge aufgesteckt.

So ist doch nichts vollkommen auf dieser Welt, keine Freude, kein Glück! seufzte sie: nur das Unglück, das Unabänderliche, ist es! —

Ich danke Ihnen, Herr Brand! nahm jetzt Demetrios das Wort: Sie bringen, so oft Sie uns nahen, die Freude zu uns, denn auch ich fürchtete für Harry. — Doch über seine Rettung vergessen Sie nicht, uns das Weitere zu berichten.

Die Türken, von diesem Vorfalle außer Fassung gebracht, fuhr Paul fort, ohne daß Helene Theil an dem nahm, was er noch sagte: kappten die Anker, spannten die Segel auf, und eilten, den Hafen von Tschesme zu erreichen, die Russen sind ihnen gefolgt; der morgende Tag muß entscheiden, und bald sollen Sie wieder Nachricht von mir erhalten, denn ich besteige heute noch eine griechische Polakre, und schiffe zur Flotte.

Dann grüßen Sie ihn von mir! sagte Helene! sagen Sie ihm, was ich gelitten und daß meine Seele nur bei ihm sei; — sagen Sie ihm — doch wozu die Worte; er weiß ja, daß ich ihn unaussprechlich liebe! Paul! rief sie ihn bei Seite: sagen Sie ihm, daß trotz meiner ewigen Liebe ich nie die Seine werden könne! Er solle nicht für mich in den Tod gehen; der Preis sei der Aufopferung nicht werth. Dies sagend verließ sie ihn schnell.

Paul kehrte, über diese dunkeln Worte nachsinnend, nach Scio zurück. Die Nachrichten, die er gebracht, hatten Helenens Trübsinn nicht ver-

scheucht. Schwermüthig wandelte sie den ganzen Tag umher, und nichts vermochte sie aufzuheitern; sie nährte ihren Kummer, und verschloß ihn in ihre wunde Brust.

Paul traf mit allerhand Erfrischungen und mit mancher Erquickung für die Verwundeten noch bei guter Zeit bei der russischen Flotte ein, welche sich in einiger Entfernung vor dem Hafen von Tschesme vor Anker gelegt hatte. Nach manchen Nachfragen fand er Harry Dugdal, der sich sogleich auf die griechische Polakre zu ihm begab, auf dem Schiffe des Admirals Elphingston. Als sei er ihm von neuem gegeben, so innig umarmte Paul den schon verloren Geglaubten, und machte ihn dann mit dem bekannt, was indessen auf Scio vorgefallen war, erzählte ihm, in welcher Gefahr Helene und Demetrios geschwebt, und wie der schöne Landsitz so ganz durch die Osmanen zerstört sei. Von dem, was Helene ihm beim Abschied gesagt, schwieg er.

Nun, vielleicht legt ihn heute Nacht Gott in meine Hand, daß ich alte und neue Schuld an ihm rächen kann! sagte Harry: Aber die Zeit verrinnt, das Amt, das ich übernommen, ruft mich auf meinen Posten, wir müssen uns trennen. Sollte Gott über mich verfügt haben, so sag meinem alten Vater, ich hätte seiner in dieser ernsten Stunde mit dankbarem, kindlichem Gemüthe gedacht, und bitte ihn, daß er mir den Kummer verzeihe, den ich ihm im Leben verursacht; grüße Demetrios und sage Helenen, ich hätte sie geliebt bis in den Tod, mit glühender Liebe! — Und nun leb wohl, bleib in der Nähe der Flotte, vielleicht daß diese Nacht Dir ein gar herrliches Schauspiel bereitet wird. Hierauf schloß er noch einmal den Freund in seine Arme, dann bestieg er das Boot, und schiffte nach Elphingston's Schiff zurück.

Dem Grafen Orloff hätte nichts erwünschter sein können, als die Flucht der türkischen Flotte nach dem Hafen von Tschesme. Er hatte sogleich die Admirale auf sein Schiff berufen, und sie mit seinem gefaßten Entschluß bekannt gemacht, den Feind im Hafen selbst anzugreifen, oder den Versuch zu machen, die Flotte durch Brander zu zerstören. Die Admirale hatten für Letzteres gestimmt, und so war beschlossen worden, vier Brandschiffe in größter Eile auszurüsten, und Dugdal war auf Elphingston's Vorschlag der Befehl über sie gegeben. Mit unglaublicher Schnelligkeit wurden zwei genommene türkische Schiffe dazu eingerichtet, die beiden schon vorhandenen Brander in Stand gesetzt, und schon am andern Abend, dem nemlichen, wo Paul seinen Freund besuchte, waren sie so weit in Stand, daß man um Mitternacht das Unternehmen zu beginnen hoffen konnte.

Der Capudan Pascha hatte, von Giaffar Bei unterstützt, in Eil alles Mögliche gethan, den Eingang des Hafens zu vertheidigen, den die etwas entlegene Festung nicht hinlänglich deckte. Er ließ an der nördlichen Spitze

eine Batterie von 24 schweren Kanonen errichten, ließ die schon an der südlichen Spitze befindliche ausbessern, so daß er den Eingang des Hafens hinlänglich gedeckt glaubte. Die Flotte selbst wurde in zwei Linien aufgestellt, die Transport- und Kauffahrteischiffe, die sich zufällig im Hafen vorfanden, bildeten die dritte. Kein Matrose, kein Soldat, kein Befehlhaber durfte an's Land, ein Jeder mußte, den Feind zu empfangen, auf seinem Posten bleiben, wenn er so kühn sein sollte, sie anzugreifen. Er selbst nahm mit seinem Schiffe von 80 Kanonen, auf welchem die drei Roßschweife und seine Flagge weheten, in der Mitte der ersten Linie seinen Platz. Einige Caravellen hielten vor dem Eingang.

Dem Admiral Greigh war der erste Angriff übertragen; Elphingston sollte ihn unterstützen. Beide hatten am Mittag mit Dugdal eine Corvette bestiegen, und recognoscirten im Feuer die feindlichen Batterien, die noch nicht ganz beendet waren und überdies schlecht schossen, den Hafen. Harry hatte hierbei nur das Schiff des Capudan Pascha, das Ziel all seines Strebens, vor Augen, und mit Freuden erblickte er es in der ersten Linie; sein Plan war gemacht, sein Entschluß gefaßt.

Als es Nacht wurde, war alles auf der russischen Flotte in gespannter Erwartung, jeder, bis zum gemeinsten Matrosen, ahnte den furchtbaren Schlag, der die Muselmänner treffen sollte, jeder war frohen Muthes und des glücklichen Erfolges gewiß. Der Ratislav, der Netrone, die Europa waren schon am Tage gegen den Hafen weiter vorgerückt, sie legten sich hier, jedoch außer Schußweite vor Anker, in einiger Entfernung lag das Schiff die drei Primaten, auf welchem sich Admiral Greigh befand; zwei Fregatten, bestimmt, die den Eingang deckenden Batterien zu beschießen, lagen ihm zur Seite. Der übrige Theil der Flotte hatte sich in bedeutender Entfernung vor Anker gelegt.

Um Mitternacht war alles bereit, doch begünstigte sie der Himmel nicht. Der Mond schien hell, es war eine klare, herrliche Sommernacht, die dem Feinde jede Bewegung zeigte, und wohl niemandem auf der russischen Flotte erwünscht war, als Harry, der nun sein Ziel nicht verfehlen zu können glaubte. Eine Stunde nach Mitternacht gab Greigh das Signal zum Vorrücken, und alle Schiffe setzten sich in Bewegung, die Fregatten legten sich den Batterieen gegenüber und begannen das Feuer — die Brander folgten den Linienschiffen, welche in Schlachtordnung vorrückten — die Europa ging zuerst vor, die Caravellen zogen sich zurück, und während die Batterien mit den Fregatten beschäftigt waren, drang die Europa in den Hafen ein, die Brander folgten ihr, die andern Schiffe aber wurden durch mancherlei Widerwärtigkeiten aufgehalten, den Angriff der Europa gehörig zu unterstützen, die jetzt das Feuer von vier feindlichen Linienschiffen aushalten mußte, das sie lebhaft und besonders mit Werfen von Brandkugeln, Feuerwerk und brennbaren Stoffen erwiderte, wodurch eine der Caravellen in Brand gerieth, deren Befehlhaber die Fassung ver-

lor, und sein brennendes Schiff auf die Schlachtlinie der Türken trieb, und sie dadurch trennte.

In diesem Augenblicke der Verwirrung gab Dugdal den Brandern das Zeichen zum Angriff, er selbst hatte den einen bestiegen, und ruderte auf das Schiff des Capudan Pascha zu, ereilte es, befestigte selbst, trotz des Musketenfeuers vom Verdeck und der furchtbarsten Anstrengung der Türken ihn abzuhalten, den Brander daran, warf mit einigen Freiwilligen brennende Pechkränze auf das Schiff, und immer noch nicht gewiß, ob sein Unternehmen glücken werde, verweilte er noch bei den Brandern, als schon alle Mannschaft auf ihrem Boote längst zurückgekehrt, und er dem Feuer der andern, nun gleichfalls in den Hafen gedrungenen Linienschiffe ausgesetzt war. Nur an den Capudan Pascha und an seine Rache denkend, verweilte er zu lange, der Brander zündete, die Explosion geschah, das türkische Schiff stand in Flammen, aber auch sein Boot ward zertrümmert; er stürzte, am ganzen Körper verbrannt, in's Wasser. Jedoch verließ ihn die Besonnenheit nicht, trotz der heftigen Schmerzen schwamm er der Europa zu, ihr Boot nahm ihn auf, und führte den Schwerverwundeten außer der Schlachtlinie.

Indessen hatten alle Brander nach und nach gezündet, die Feuerwerke, mit denen die Russen die dicht zusammengedrängte Flotte der Feinde beschossen, thaten ihre Wirkung, die Türken kappten in der Verwirrung ihre Taue, der Westwind trieb die Schiffe der Stadt und Festung zu — alles gerieth in Verwirrung und Flucht, die Batterieen wurden verlassen, das Feuer der Russen nicht mehr erwidert, die ganze Flotte war in Brand, und Alexis Orloff mußte sämmtliche Schaluppen den im Hafen eingelaufenen Schiffen zuschicken, um sie an das Schlepptau zu nehmen, und so der Gefahr zu entziehen.

Jetzt begann ein furchtbar schönes Schauspiel. Der Hafen von Tschesme schien ein Feuermeer zu sein. Das Jammergeschrei der Tausende, die, den gewissen Tod vor Augen, sich lieber den Wellen opferten, als den Flammen — das Krachen des sich selbst entzündenden Geschützes, das die eigene Stadt und Festung verwüstete — hier das Auffliegen eines Schiffes, das, seine brennenden Trümmer weit umherschleudernd, Tod und Zerstörung verbreitete — dort das Krachen der zusammenstoßenden Schiffe — das Jammergeschrei in der unglücklichen Stadt, die schon zu brennen begann, und zu alle dem ein tückischer Westwind, der sich brausend erhob, Flammen, Schiffe und Trümmer wild durch einander trieb, so daß kein rettentes Boot sich mehr nahen konnte. Alle Elemente schienen sich zum Untergange der Osmanen verschworen zu haben; was den Flammen entging, verschlang der weite Schlund des Meeres. Tausende fanden in der Schreckensnacht den Tod.

Als nun die Sonne blutigroth in Osten aufging, schien sie, vor dem furchtbaren Schauspiel bebend, hinter Wolken verweilen zu wollen; allein

sie mußte ihre Bahn durchschreiten — sie muß ja unaufhaltsam fort, dem Glücklichen wie dem Unglücklichen zu lächeln, nur dem Todten darf sie ihre Strahlen entziehen. — Und als sie ihr Licht über das blutige Erntefeld des Todes breitete, drang mit ihren Strahlen das Erbarmen in des Menschen Brust, denn ein furchtbar herzzerreißendes Schauspiel zeigte sich nun dem Auge. Rauchende Trümmer, brennende Wracks, Masten und Tauwerk schwammen umher, und zwischen diesen Hunderte verstümmelter Leichen, die das Meer zurückgegeben hatte, und der Wind nun an das Ufer trieb. Hier streckte noch ein Lebender die zuckenden, verbrannten Arme aus der Fluth, und hoffte Rettung, dort fischten ausgesandte Boote einen noch lebend Geglaubten auf, und warfen den Todten wieder in die Fluth, den Fischen zur Speise. Auf der östlichen Seite des Hafens trieb das Schiff Giaffar Bei's und vier Galeeeen, welche von den Flammen verschont, von aller Mannschaft verlassen waren, umher, und fielen in die Hände der Sieger.

Wellen und Flammen hatten sich überboten, wer die größte Beute zu machen vermöchte, der Sturmwind hatte treulich geholfen, und so hatten die drei Elemente sich vereinigt, die Flotte der Muselmänner zu zerstören. Sie war nicht mehr!

Das Boot der Europa hatte in der Nacht, auf Dugdal's Verlangen, die Polakre Paul's aufgesucht, und sie auch glücklich gefunden, da sie nicht weit von der Nachhut der Russen sich vor Anker gelegt hatte. Wie schmerzhaft wurde Paul überrascht, als er seinen Freund in dem bejammernswerthen Zustande traf. Schnell ließ er ihn auf sein Schiff bringen, ihm in Eil kühle Umschläge machen, und eilte nun, so schnell es der eben nicht günstige Wind zuließ, nach Scio zurück. Dort, wo man den Kanonendonner deutlich vernahm und die Flammen lodern sah, die fast den ganzen Kanal erleuchtet hatten, und das unglückliche Ereigniß ahnen konnte, war man in der größten Bestürzung, und man fürchtete eben so sehr den Angriff der Russen, als die Wuth der türkischen Besatzung. Paul kümmerte sich wenig um alles dies, ließ Harry in der Stille auf sein Schiff, die Hoffnung, bringen, und ging zu einem griechischen Wundarzte, den er kannte und welchen er durch eine bedeutende Summe vermochte, die Heilung seines Freundes zu übernehmen, und sie auf ihrer weitern Fahrt zu begleiten. Kaum war der Wundarzt auf dem Schiffe, so ließ Paul die Anker lichten, und folgte dem Beispiel vieler anderer Kauffahrer, die in der allgemeinen Bestürzung den Hafen verließen, und die offene See zu gewinnen suchten. Paul segelte jedoch längs der Küste, und lief in der ihm nun wohlbekannten Bucht, dem Landhause Demetrios gegenüber, ein. Hier stieg er schnell an das Land, eilte dahin, und fand es verlassen, nur die Wittwe des verunglückten Seemanns traf er dort, die aber von dem

Aufenthalte des Herrn Demetrios und seiner Tochter nichts zu wissen vorgab. Paul drang nicht weiter in sie, kehrte auf das Schiff zurück, und segelte weiter nach dem Kap Melano; aber die Fahrt war beschwerlich, der Wind nicht günstig, erst spät gelangten sie dort an, und konnten nur am andern Morgen die St. Elias Bai auf der Insel Ipsara erreichen.

Hier stieg Paul an das Land. Er hatte Harry, den die unsaglichen Schmerzen fast betäubt hatten, seine Vermuthung nicht mitgetheilt, Helene hier zu finden. Schon die getäuschte Hoffnung in der Bucht hatte einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des Kranken gemacht, so daß er sich auf der Fahrt hierher sehr matt gefühlt hatte. Paul fürchtete, auch hier sich zu täuschen, und ging deßhalb mit klopfendem Herzen nach einem der einzelnen Häuser, die zerstreut am Ufer lagen, Erkundigungen von dem Landhause des Primaten einzuziehen. Leicht erhielt er, da Ipsara nicht groß ist, Auskunft und einen Führer, der ihn zu Demetrios Wohnung begleiten wollte.

In einem engen, reizenden, von hohen Felsen umgebenen Thale, durch welches ein klarer Bach sich anmuthig schlängelte, sah er zwischen Orangen und Feigenbäumen ein kleines zierliches Häuschen, das eher der Aufenthalt eines Weisen, als das Landhaus eines reichen griechischen Primaten zu sein schien. Ueber einen grünen, mit Rosengebüsch umgebenen Rasenplatz gelangte man zu dem Häuschen mit seinem flachen, durch Blumenterrassen bekränzten Dache, dessen Eingang zwei hohe Cedern zu bewachen schienen. Von hier sandte Paul seinen Führer zurück, und ging nun unter mancherlei Gedanken und bangen Sorgen dieser Wohnung des Friedens zu, fürchtend, den Frieden dort nicht zu finden. In der ganzen Umgegend des Hauses sah er niemand, nur ein Knabe weidete auf der Höhe des Berges einige Ziegen; so kam er unbemerkt bis an das verschlossene Haus. Er klopfte an, und der nemliche Diener, der ihn und Harry auf dem Landhause von Scio empfangen hatte, öffnete ihm auch hier die Pforte, empfing ihn mit jauchzendem Willkommen, und führte ihn zu dem Herrn hinauf, den er im ernsten Gespräche mit Helene begriffen fand. Bei seinem Erscheinen sprang die Griechin auf, ging ihm rasch entgegen, und ehe noch Paul sie begrüßen konnte, rief sie ihm zu: Herr, verheimlicht mir nichts! — Harry ist nicht mehr! — Ich bin auf Alles gefaßt, mein Entschluß ist fest — Redet!

Er lebt! erwiderte Paul.

Er lebt! — rief sie aufjauchzend.

Er lebt, aber furchtbar leidend — am ganzen Körper verbrannt, das Gesicht unkenntlich, von den Flammen zerrissen, ringt er mit dem Tode um ein qualvolles Leben.

Unglücklicher! seufzte Demetrios — Helene aber schwieg, keine Klage drang aus ihrer Brust. — Paul hatte sie, während er sprach, verwundert angeschaut. — Bei jedem Worte, das er sagte, veränderte sich der Ausdruck

ihres Gesichts. Anfangs sprach sich der lebhafteste Schmerz aus, dann ward es heiter, und ein sanftes Lächeln umwob ihren Mund, das endlich zur Verklärung wurde. So stand sie noch vor dem Staunenden, der dies für Fühllosigkeit haltend, mit Unmuth sagte: In der St. Elias Bai liegt er auf seinem Schiffe. —

Laß ihn hierher bringen, Vater, daß ich ihn pflegen kann! bat sie, doch ohne Heftigkeit. Du hattest wohl Recht, als Du auf die Abfahrt nach Ipsara drangest und meintest, er könne eher hier zu uns kommen, als in Scio. — Eile, lieber Vater, ich will indessen sein Lager von den weichsten Polstern in meinem Stübchen bereiten, will dies mit Blumen schmücken, Reseda und Orangenblüthen sollen ihm liebliche Düfte entgegen hauchen, und er trotz seiner Schmerzen sich über Helene freuen, wenn er mich, wenn er dies Alles sieht. —

Seine Augen, so wie sein ganzes Gesicht sind ihm verbunden; klagte Paul.

Das ist schmerzlich für ihn, schmerzlich für mich! — so kann ich sein frommes, seelenvolles Auge nicht sehen, nicht durch Blicke können wir uns verstehen und mit einander reden! — Aber glauben Sie mir, Paul, das Auge der Liebe sieht durch Nacht und Dunkel, und wird es auch durch die Binde; die Flamme, die aus dem Herzen strömt, erhellt ihr jedes Dunkel. Eile nur, Vater, schnell, schnell! — Du sollst schon Alles bereit finden. —

Demetrios machte sich bald darauf mit Paul auf den Weg nach St. Elias Bai. Harry, dessen Anblick den Griechen erschütterte, wurde nun an's Land gebracht, und von hier durch seine Matrosen nach der Wohnung Demetrios getragen. Der Wundarzt, ein Freund des Demetrios, von den obwaltenden Verhältnissen unterrichtet, begleitete ihn auch hierher. Schon am Eingange des Thales kam Helene dem Trauerzuge entgegen. Willkommen mein edler, mein geliebter Harry! rief sie dem Ermatteten zu, der kaum das Willkommen mit seinen brennenden Lippen erwidern, aber keine Hand ausstrecken konnte, sie ihr zu reichen.

Helene hatte sich seinen Anblick grausenerregend, schrecklich gedacht, aber dennoch war sie überrascht, wie sie die Mumiengestalt, in weite Tücher gehüllt, vor sich auf der Trage liegen sah: Furchtbar, furchtbar! Dies waren die einzigen Worte, die sich aus ihrer wunden Brust rangen, denn während des ganzen Weges schwieg sie, sah unverwandt auf den Verwundeten, und als er auf dem für ihn bereiteten Lager ruhte, setzte sie sich zu seinen Füßen, und sagte mit Fassung: Harry, Du hast viel für mich gethan und gelitten, mehr als ich verdiene, und ich kann Dir mit nichts lohnen, nichts, gar nichts für Dich thun, als Dich pflegen; das will ich mit treuer Liebe, mit unermüdeter Sorgfalt! Und von diesem Augenblicke an verließ sie sein Lager nicht mehr, nur wenn der Wundarzt ihn verband, entfernte sie sich, und befolgte pünktlich, was ihr dieser befahl. Keine Klage, kein Seufzer entschlüpfte ihr, sie saß schweigend an seinem

Lager, weil der Arzt jede Unterredung, so wie jedes untersagt hatte, was auf das Gemüth des Kranken wirken könne. Sie war still, gelassen, und wenn sie stundenlang die verhüllte Gestalt Harry's mit stiller Trauer betrachtete, drang keine Thräne in ihr Auge, keine Klage auf ihre Lippen. Nur selten ging sie in's Freie, wanderte im Thale umher, und bestieg die Berge. Hier athmete sie wohl die reine, erquickende Luft, aber ihr Gedanke war nur bei ihm, nur nach der Zukunft war ihr Blick gerichtet.

Eines Tages folgte ihr der Vater: Helene, sagte er: Dein stilles, leidendes Wesen erschreckt mich, Du brütest über einen finstern Gedanken, oder hast ihn schon gefaßt; denke an die Pflichten, die Dir Gott auflegte, denke an mich! — Dein Schmerz hat keine Worte, aber er zerreißt Dein Inneres, Dein Auge hat keine Thränen, aber es hebt sich auch nicht vertrauenvoll gen Himmel! —

Vater! unterbrach sie ihn: warum überlässest Du mich nicht ungestört meinem Sinnen?

Soll ich so gleichgültig bei Deinem Schmerze sein, als Du bei den Schmerzen des Unglücklichen es zu sein scheinst? zürnte der Alte.

O wie irrst Du Dich doch, mein Vater! sagte sie sanft lächelnd: — glaubst Du, mein Herz blute nicht bei seinem Wimmern, seinen Schmerzen? — Aber das Schicksal hat mich früh leiden gelehrt, es hat mich gelehrt, den Schmerz zu dulden, ohne zu klagen; und was ist körperlicher Schmerz gegen Seelenleiden? — Jenen heilet die Hand des Arztes oder der Tod, dieses nicht die Hand der Zeit und nur der Tod. — So lange man athmet begleitet es uns, so lange man denkt rollt es die Schreckbilder vor uns auf, so lange man auf Erden wandelt windet es sich, Schlangen gleich, um des Wanderers Füße, und der Barmherzige mag es wissen, ob ich meinen Gram dem Tod lassen, oder ihn nicht noch dort hinüber nehmen muß.

Helene! rief der Vater bebend.

Und so bin ich denn auf Alles gefaßt! fuhr sie fort, ohne daß der Ausruf des Vaters sie störte: Unterliegt der edle Mann seinen Leiden, wohl ihm, wohl mir! Er ist dann des Kummers erledigt, der ihm noch bereitet ist, und mein Gram geht dann vielleicht zu Ende; übersteht er seine Leiden, nun dann —

Und dann? unterbrach sie Demetrios gespannt.

Dann wird Gott entscheiden; — Ich vermöchte es nicht, denn in mir streiten zu widerstrebende Gefühle, die ich nicht zu beruhigen verstehe. — Sie brach das Gespräch ab, und eilte an Harry's Krankenlager zurück.

Wochen waren vergangen, Paul schiffte hin und her, um Nachrichten einzuziehen, die meist beruhigend lauteten. Graf Orloff hatte unter der Bedingung, daß die Türken keine Feindseligkeit gegen die Christen übten,

dem Aga versprochen, Scio nicht anzugreifen, und war nach Lesbos gesegelt; die Nachricht, daß der Capudan Pascha gerettet sei und sich in Smyrna befinde, verheimlichte man Harry und Helene, so wie man überhaupt Hassan Bai zu nennen vermied. Der Wundarzt hielt den Verwundeten außer Gefahr; nur die linke Seite des Körpers, die den Flammen am meisten ausgesetzt gewesen, war noch nicht geheilt, und schon konnte der Kranke den rechten Arm gebrauchen, so daß der Wundarzt nun wagte, das fast geheilte Gesicht zu enthüllen. Noch schmerzten ihn Auge und Lippe, aber er freute sich doch, daß er nun wieder umherschauen, wieder Theil nehmen, wieder Einiges sprechen dürfe; nur trauerte er, daß der erste Blick, den ihm der Himmel wieder geschenkt, nicht Helene getroffen habe, die beim Abnehmen des Verbandes nicht zugegen war.

Als sie hereintrat und Harry, der sie freundlich begrüßte, erblickte, erschrak sie. So entstellt hatte sie sich ihn nicht gedacht; keiner der lieblichen Züge war mehr, in dem ganzen Gesicht reihte sich Narbe an Narbe, nur das immer noch brennende Auge glänzte feurig und sanft. Harry bemerkte ihr Erschrecken, sah ihren Schmerz und schwieg; aber tief in sein Herz war von dieser Stunde ein bitteres Gefühl gedrungen, das ihn nicht mehr verließ, und Helenens Thränen brannten ihn schmerzlicher, als seine Wunden. Dies Gefühl wirkte nicht wohlthätig auf seinen Körper, und der Wundarzt schüttelte bedenklich den Kopf, als sich das Fieber am Abende bei dem Kranken wieder einstellte; er vermuthete eine Gemüthsbewegung, forschte und erfuhr was vorgegangen war. Streng gebot er nun Helenen, bis zur völligen Genesung ihre Gefühle zu unterdrücken; sie gehorchte, und wenn Harry über ihr gegenseitiges Verhältniß zu sprechen beginnen wollte, drückte sie ihm freundlich die Hand, und ihr Auge bat ihn, zu schweigen. Bald war aber auch dieser Bann gelös't, Dugdal's gute Natur hatte die Bemühung des Arztes unterstützt, der ihn nun verließ, und der Pflege Helenens allein übergab. Freudig sog der Genesende jetzt, so weit es ihm sein tiefer Kummer erlaubte, den Balsam der Blüthendüfte im milden Sonnenscheine ein, und fühlte sich so gestärkt, daß er mit Ruhe die Nachricht vernehmen konnte, Hassan Pascha sei zwar gerettet, aber abgesetzt und in's Exil verwiesen.

So hast Du Dein Wort gelös't, Harry! sagte nun Helene, die, als ihnen Paul diese Nachricht brachte, eben gegenwärtig war: Du hast es mit Schmerzen und Blut und mit einer tapfern That gelös't, die Deinen Namen auf die Nachwelt bringen wird. Sie reichte ihm bei diesen Worten freudig die Hand, als aber ihr Auge sein entstelltes Antlitz traf, mochte sie Wehmuth erfassen, und sie begann bitterlich zu weinen.

Dugdal's Auge starrte bei dem Anblicke der Thränen ernst auf Helene, dann winkte er Paul, sich zu entfernen. Holdes, liebliches Mädchen! sagte er nun, und sein Blick ward milder: als die Natur Dich schuf, nahm sie mit warmer Liebe ihren schönsten Stoff, das Herrlichste der Erde zu

schaffen; — mich hat mein Schicksal entstellt, und so stehen wir nun ungleich neben einander. Du erschrickst vor mir, Du beweinst mein Schicksal. — Weine nicht! Ich will Dich nicht unglücklich machen. — Unterbrich mich nicht, bat er: höre mich ruhig an! Ich glaube wohl, Du würdest auch jetzt, treu Deinem Worte, meine Hand nicht verweigern, die Narben meines Gesichts vielleicht übersehen, und nicht aus Mitleid, nicht aus Pflicht allein, auch wohl aus Liebe mir zum Altare folgen, Du würdest suchen Dich glücklich zu wähnen, und Dich überreden, dies Glück werde ewig dauern — Nein, Helene, bald würdest Du enttäuscht sein, Deine Thränen würden fließen wie jetzt, und was Du Dir selbst verbergen möchtest, Dein Gram würde wie vorhin offen vor mir liegen. Ich wünschte nicht diesen Anblick, dies Gefühl noch einmal zu haben. Ich klage Dich deßhalb nicht an — Schwärmerische Liebe hat nur dauerndes Leben, wo sie Nahrung findet! — Bei meinem Anblick mußten ihre Flügel gelähmt, ihr Himmelsleben dahin sein. Deine Liebe, so wie Deine Pflege würde ich für Mitleid, die Glut Deiner Liebe, wenn sie an meiner Seite aufflammen könnte, für Selbsttäuschung halten; ich würde Dich nicht glücklich machen, und könnte es auch nicht sein! — Deßhalb, Helene, müssen wir uns trennen in Liebe — Laß uns glauben, wir hätten beide einen schönen Traum gehabt, er sei nun vorüber, und wir dächten noch gern an ihn zurück. Sieh den Freund in mir; den Geliebten, den Verlobten wirst Du leicht in meinem Antlitz vergessen können!

Harry! sagte Helene, nachdem sie erst lange nach Fassung gerungen hatte: Du sprichst das Wort Trennung so leicht aus? — Kennst Du es auch? Hast Du wohl schon früher empfunden, wie es ist, wenn man fühlt, sich von dem Liebsten auf Erden trennen, für immer trennen zu müssen? — Es ist schmerzhaft! fuhr sie fort: seit ich Dich wieder sah, hat dies Gefühl mein Herz zerrissen, mein Auge getrübt! Sie hielt ein, ihr Blick heftete sich regunglos auf den Boden; doch plötzlich hob sie das gesenkte Haupt: Harry! sagte sie mit Festigkeit und Ernst: Du verlangst, wir sollen scheiden? — So sei es! — Fast glaube ich, daß es auch gut sei. — Leb wohl! Die blühenden Lippen meines Harry haben die meinen nicht berühren dürfen, doch jetzt will ich ihnen den Abschiedskuß aufdrücken. Dies sagend preßte sie den Erstaunten mit Leidenschaft an sich, und der erste Kuß brannte auf seinen Lippen; dann sagte sie ihm ein wehmüthiges Lebewohl, und entfernte sich schnell.

Helenens Lebewohl, der Kuß, der noch auf seinen Lippen glühte, der Gedanke an Trennung von ihr, die seines Lebens einziges Ziel gewesen und noch war, ließen Harry nicht im Zimmer. Es trieb ihn hinaus in die freie Natur, wo er über Berg und Thal schweifte, und doch nirgend Ruhe

fand, und von dem drückenden Gefühle begleitet wurde, daß er zu leidenschaftlich gehandelt, dem edlen Herzen des Mädchens zu wenig vertrauet habe. Mochte er sich auch überreden wollen, daß es nur edle Aufopferung gewesen sei, die ihn zum Entsagen vermocht habe, so mußte er sich doch gestehen, daß Mißtrauen und gekränkte Eitelkeit wohl auch ihr Theil an seinem Entschlusse gehabt hatten. Er fühlte sein Unrecht, aber der Stolz kämpfte gegen sein Herz. Doch wo die Liebe waltet, ist jede andere Macht ihr unterthan; auch sie gewann den Sieg, und er eilte nach dem Hause zurück.

Jedoch auf dem Heimwege wiederholte er sich die Worte Helenens; ihm schien, als ob ihr die Trennung nicht schwer geworden, sie seinem Entschlusse freudig entgegengekommen sei, sein Schritt wurde langsamer, sein Entschluß wankend. In dieser Stimmung betrat er das Haus, und eilte zu Paul, um an des Freundes Brust seinen Kummer auszuschütten, seine Zweifel zu lösen. Er fand ihn nirgend, und erfuhr auf seine Nachfrage, daß er schon seit mehren Stunden mit Helenen das Thal verlassen, und sich wahrscheinlich mit ihr eingeschifft habe. Auch Demetrios war abwesend.

Diese Nachricht erschütterte Harry und ergriff ihn auf unangenehme Weise. — So schnell! dachte er: so schnell meinen in Leidenschaft ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen? — Das hätte ich nicht von Helenen geglaubt, die Trennung muß ihr leicht geworden, vielleicht ihr wohl gar willkommen gewesen sein. — Und auch Paul, auch Demetrios haben mich verlassen, und ich stehe nun einsam hier, wie ein Ausgestoßener! — Diese Gedanken raubten ihm den Schlummer und trieben ihn die Nacht und den folgenden Tag umher, an welchem niemand zu seinem Troste erschien; die Einsamkeit war ihm drückend, und Schwermuth bemeisterte sich seiner. So fand ihn Paul, als er mit ernstem, verstörtem Gesicht bei ihm eintrat. Harry! redete er ihn an: ich habe indessen einen schweren Gang gethan, ich habe eine Unglückliche in das Asyl ihrer Ruhe geführt; — sie sendet Dir diesen Brief, lies ihn, überlege als Mann; ich gehe, Dich ungestört Deinen Gefühlen zu überlassen. Er entfernte sich.

Unglück ahnend hielt Harry den Brief, auf welchem er die Aufschrift: An Harry Dugdal, sogleich für Helenens Schriftzüge erkannt hatte, lange unerbrochen in der Hand; endlich faßte er Muth, erbrach ihn zitternd, entfaltete ihn und las:

Theurer Harry!

Dein Entschluß, mir zu entsagen, hat mich grenzenlos elend gemacht. Nicht, daß ich den Gedanken ewiger Trennung nicht fassen konnte, nein, ich hatte ihn schon lange genährt, denn schon in dem Augenblicke des Wiedersehens fühlte ich, daß ich nie die Deine werden könnte. Ich mußte Dir entsagen, und war doch so thörig, so schwach, so ungerecht gegen Dich, meinem Herzen nicht gebieten zu können, das mit unwiderstehlicher Zauber-

gewalt nach dem Deinen hingezogen wurde. Deinen edlen Freund hat ich, als er uns auf Scio verließ, Dir dies zu vertrauen, Dir zu sagen, daß ich nie die Deine werden könnte. Er that es nicht und that Unrecht daran; vielleicht würdest Du Dich dann nicht für mich in Kampf und Tod gestürzt haben.

Du siehst, ich bin mit dem Gedanken, uns zu trennen bekannt. Erfüllte ich aber jetzt meinen längst gefaßten Entschluß, jetzt, wo der einst so schöne Mann entstellt vor mir steht, die Sinne mich nicht mehr locken und Dein Anblick mich abschrecken könnte, erfüllte ich jetzt Deinen Wunsch und trennte mich von Dir, müßtest Du glauben, Du wärest mir nicht mehr so werth als einst. Deßhalb muß ich Dir mein Geheimniß, das mit Centnerlast schon lange mich drückte, und das Dir ewig verborgen bleiben sollte, enthüllen. Ach, es wird mir so schwer, die Worte zu finden und sie nieder zu schreiben — Aber ich muß — vernimm sie! — Ich bin eine Entehrte! doch schuldlos wie die Knospe, die der Sturmwind brach, schuldlos wie die junge Pinie, die der Blitz zerschmetterte. — Nicht Verachtung, nur Mitleid verdien' ich. Mehr kann ich Dir nicht sagen, meine Hand zittert, sie versagt mir den Dienst. — Der Vater wird Dir das Nähere mittheilen können.

Kannst Du Dich entschließen, mich nun noch die Deine zu nennen, fühlst Du noch Liebe, aber Liebe auf Achtung gegründet, in Deinem Herzen, so prüfe Dich, prüfe Dich streng, denn es gilt mein Glück und das Deine. Täusche Dich nicht! Laß Dich nicht von Mitleid, nicht von Schwärmerei hinreißen; Täuschung wäre für uns Beide fürchterlich! —

Fühlst Du aber die Kraft in Dir, Dich über mein Schicksal zu erheben, so kehr' ich von dem Orte meiner freiwilligen Verbannung in Deine Arme zurück, keine bußfertige Magdalene, ein stolzes Mädchen, stolz auf ihren edlen Verlobten, auch stolz noch auf sich selbst und den Werth ihres Herzens. Hat aber mein unverschuldetes Unglück eine trennende Kluft zwischen uns gestellt, so ziehe hin in Frieden, eine Reine, Unentweihte möge Dich so glücklich machen, als ich es wollte; mein Segen, meine Liebe begleite Dich, wohin Du auch ziehst! Leb' wohl, Gott gebe Dir Ruhe und Deinem Geiste Klarheit! — Harry! es gilt Dein ganzes Lebensglück, überlege wohl und denke dabei nicht an die unglückliche Helene, denke nur an Dich! —

Als Nachschrift fand er noch unter dem Briefe:

Paul allein kennt meinen Aufenthalt, doch bindet ihn ein Eid, ihn nicht zu verrathen, forsche deßhalb nicht weiter danach.

Langsam faltete Harry den Brief zusammen und hielt ihn in seiner zitternden Hand, aus seinem himmelwärts gehobenen Auge rollten helle Thränen. So stand er lange, sich keines klaren Gedankens bewußt; dann schritt er in dumpfer Abspannung, sein Haupt schüttelnd, im Zimmer auf und ab; er konnte die Möglichkeit nicht glauben, ihm schien es nur ein

tückischer Traum zu sein. Dann warf er sich auf das Polster, und starrte immer noch gedankenlos vor sich hin.

So fand ihn nach einer Stunde Paul, dem er bitterlächelnd den zusammengekniffenen Brief entgegen hielt: Lies, sagte er mit dumpfer Stimme: lies! — Ach, dem Schicksal ist kein Tempel heilig genug, um ihn nicht zu zerstören! Lies! —

Ich kenne den Inhalt des Briefes schon! unterbrach ihn Paul: Doch was hast Du beschlossen?

Nichts! erwiderte Harry mit stumpfem Gleichmuthe.

Ermanne Dich, Dugdal! Dem Manne ziemt Besonnenheit, nicht kraftloses Unterliegen! sagte Paul ernst.

Du brauchst mich nicht daran zu mahnen, Paul! erwiderte er: die Kraft, der Muth werden mich nicht verlassen, wie es das Glück that. — Ich soll über mein, soll über unser Schicksal entscheiden? — Gut, ich will es. Aber es bedarf ernster Ueberlegung, strenger Prüfung; — der morgende Tag soll über unser Schicksal bestimmen! Jetzt aber hin zu Demetrios!

Erspare dem Tiefgebeugten diese qualvolle Stunde, sagte Paul, ihn zurückhaltend: Ich bin durch ihn von Allem unterrichtet, und es könnte ihm nur bitter sein, noch einmal die so traurig tönende Saite zu berühren; setze Dich und höre mit Aufmerksamkeit zu, es bedarf nur weniger Worte.

Harry setzte sich und von banger Erwartung bewegt, erglühte sein bleiches, entstelltes Gesicht.

Paul begann: Als Hassan Bai noch Pascha von Smyrna war, ward ihm Demetrios durch mancherlei Geschäfte bekannt, wobei der Pascha oft Gelegenheit hatte, ihm gefällig zu sein. Vor zwei Jahren ungefähr sah er Helenen im vollen Glanze ihrer entfalteten Schönheit. Sein Auge verweilte lange auf ihr, und als sie sich entfernt hatte, brach er gegen Demetrios in das Lob seines Kindes aus, und äußerte, daß seine Tochter so schön sei, daß sie wohl verdiene, den Harem eines türkischen Großen, selbst den des Beherrschers der Osmanen zu schmücken. Demetrios antwortete freimüthig, daß ihm diese Ehre nie willkommen sein würde, und er zu stolz sei, seine Tochter solch elendem Schicksale hinzugeben; damit war das Gespräch beendet. Hassan Bai schien nicht im mindesten über diese kecke Antwort entrüstet, blieb nach wie vor der Freund und Beschützer des Primaten, den dieser Vorfall jedoch noch mehr bestimmte, den schon längst gefaßten Entschluß auszuführen, seine Geschäfte aufzugeben, und sich mit Weib und Kind auf Scio zurückzuziehen.

Kurz darauf, als er dies vollführt hatte, ward Hassan Bei zur Würde des Capudan Pascha nach Constantinopel berufen. Im vorigen Jahre that er, um wie gewöhnlich den Tribut einzusammeln, seinen ersten Schiffszug nach dem Archipel, und kommt auch nach Scio, bezieht ein Landhaus am Ufer des Meeres, unweit Masticio, und beehrt seinen alten Freund

Demetrios mit einem Besuche. Er wird von dem Primaten seinem Stande gemäß feierlich auf dem Landhause, wo er sich damals befand, aufgenommen, doch Helene bleibt für ihn verborgen; er fragt nicht nach ihr, und entfernt sich, mit Herzlichkeit für die Bewirthung dankend.

Einige Tage darauf lustwandelt Helene mit ihrer Mutter am Ufer des Meeres, da sahen sie sich plötzlich von Türken umringt; die Mutter schließt ihr Kind, das die Barbaren anfallen, in ihre Arme, sie entreißen es ihr gewaltsam, einer der Unmenschen stößt sie mit dem Kolben seines Gewehres zurück, sie taumelt nieder; ein anderer führt indeß die Sträubende auf ein am Ufer bereitliegendes Boot, und erst nach einigen Stunden fanden heimziehende Arbeiter die Mutter am Wege liegen, und brachten sie heim. —

Schrecklich, schrecklich! unterbrach ihn Harry.

Nach vieler Bemühung kam endlich die Mutter wieder zu sich, fuhr Paul fort: doch war ihr Zustand hoffnungslos, sie bekam den Blutsturz; der Schreck, der Verlust ihres Kindes hatten ihr ohnedies schwaches Nervensystem zu stark erschüttert; kaum vermochte sie noch ihrem Gatten im Geheim das Vorgefallene zu berichten. — Schnell eilte dieser, wohl ahnend, woher dieser Schlag ihn träfe, zum Aga, einem würdigen, ehrenwerthen Manne, rief seine Hülfe an, wagte es jedoch nicht, ihm seine Vermuthung mitzutheilen.

Kehr zu Deinem kranken Weibe zurück, sagte dieser mit Theilnahme: ich hoffe, Dir Deine Tochter wieder geben zu können, doch weiß ich nicht gewiß, ob es in meiner Macht stehen wird; glücklicherweise ist Deine Nation auf Scio im Harem zu Constantinopel begünstigt und auch der Höchste fürchtet diesen Einfluß. — Aber was geschehen ist, kann ich nicht ungeschehen machen. — Verbirg aller Welt, was vorgefallen und breite, so viel es sich thun läßt, einen Schleier über die traurige Begebenheit, das ist mein Rath, den Du als ein kluger Mann Deines Kindes wegen befolgen mußt.

Als Helene am andern Abend in ihr väterliches Haus wieder eintrat, fand sie die Mutter nicht mehr, konnte nur noch an ihrem Sarge weinen, und Rache Hassan Bei schwören, denn des Aga's ernste Drohung, die Sache nach Constantinopel zu berichten, vielleicht auch Helenens Verzweiflung, bewogen hatte, seine Beute fahren zu lassen. — Du weißt nun Alles. — Verdammen kannst Du die Unglückliche nicht, sie steht schuldlos vor Dir und rein vor Gott. — Befrage nun Dich selbst, und geh mit Deiner Vernunft und auch mit Deinem Herzen zu Rathe.

Harry erhob sich bei diesen Worten, drückte Paul mit Heftigkeit die Hand, und schritt, ein Tiefgebeugter, langsam dem Hause zu.

Von diesem Augenblicke an hatte sich eine stille Wehmuth seiner bemächtigt; er vermied die Menschen, traf er Demetrios, so war ein Handdruck Alles, wodurch er sich aussprach. Am andern Tage wandelte er sinnend durch das Thal der St. Elias Bai zu; dort setzte er sich auf einen Felsen, blickte sehnsuchtvoll nach der Gegend seiner Heimath, oder nach dem Schiffe, das immer noch seiner harrend hier vor Anker lag; doch so wie es Abend wurde kehrte er heim.

Als nun der Vollmond über die waldbekränzten Berge emporstieg und sein Silberlicht über das einsame Thal breitete, winkte er Paul, ihm zu folgen, und führte ihn hinaus zu der Rasenbank unter den Platanen. — Paul, sprach er hier: die Stunde der Entscheidung hat geschlagen, gebe Gott, zu meinem Heil! Ich habe ernst über mich und Helene nachgedacht, fuhr er nach langem Schweigen fort: ich habe Alles gegen einander wohl geprüft und erwägt, das Vorurtheil, das oft so mächtig auf den Menschen wirkt, nicht zum Schweigen gemahnt, und mich ernst gefragt, wirst Du auch für immer und in jeder Lage des Lebens, selbst wenn der Rausch der Leidenschaft vorüber ist, fest in Deinen Grundsätzen bleiben? — Und da habe ich hier beim Säuseln der Platanen, beim Murmeln des vorüberrauschenden Baches einen Entschluß gefaßt, und ihn dann am Meerstrande, den Blick nach der Heimath und dem Vater gewendet, geprüft und geforscht, ob sinnliche, ob schwärmerische Liebe oder vielleicht Mitleid diesen Entschluß in mir reifen ließ, und nach langer Prüfung habe ich mich bestimmt! — Gehe hin, mein treuer Freund, führe Helenen zurück, führe sie in meine Arme! —

Und das sagst Du mir so kalt! unterbrach ihn Paul aufspringend: mir, dem bei Deinen Worten schon die Brust vor Freude zerspringen, das Auge von Thränen überströmen möchte?

Eben diese Ruhe zeige Dir, erwiderte Harry, und in seinem Auge glänzte der Himmel des Friedens: daß mein Entschluß fest und mit ernstem Bedacht aus der Tiefe des Herzens geschöpft ist. Das Glück der Seligen ist heiter wie der blaue Aether, ruhig und sturmlos; so auch das meine. Führe Helenen zurück und gieb ihr die Ueberzeugung, daß ich sie nie wahrer, nie inniger liebte als eben jetzt!

Schon am andern Tage brachte ein Boot Helene von Nagose herüber, wo sie bei einer Freundin ihrer Mutter in Verborgenheit gelebt hatte. Als sie an Paul's Hand schöner, reizender als je, das Thal durchschritt, hielt sie plötzlich an: — Je näher ich ihm komme, sagte sie bebend: desto ängstlicher wird es mir, desto schwerer lastet mein Schicksal auf mir. — Doch nur rasch vorwärts! rief sie dann plötzlich: rasch, jede harrende Minute ist eine geopferte Seligkeit!

Bald ruhte sie an Harry's Brust. — Kannst Du mich noch lieben, mich noch an Deine Brust drücken? rief sie, und als eine innige Umarmung ihre Zweifel lös'te, küßte sie sein benarbtes Gesicht: Laß mich die Narben küssen! rief sie begeistert: ihnen danke ich, daß Du mein bist, daß ich Dich edlen Menschen mein nennen kann; ohne sie wäre ich fern von Dir geflohen, nimmer hättest Du mein Schicksal erfahren, denn nimmer hätte ich mich Deiner würdig geglaubt!

Demetrios legte nun mit freudigerm Herzen noch einmal seine Hand segnend auf sie: — Ehre Helenen, mein Sohn, wie ihr Herz es verdient! sagte er feierlich: das Irdische können die finstern Mächte zerstören, das Himmlische ruht unantastbar in Gottes Hand!

Bald darauf vereinte sie des Priesters Hand, und als am Morgen nach diesem festlichen Tage Harry in die Rosenlaube des Gartens trat, fand er hier die junge Gattin, einen Kranz flechtend.

Der Kranz ist für Dich, rief sie ihm zu: komm, daß ich Dich heute mit Rosen bekränze, statt, wie einst auf Scio, mit dunkeln Cypressen. Ewig und unverwelklich werden sie uns fortan blühen!

Ihre Ahnung betrog sie nicht. Die Zeit glättete die Narben auf Harry's Antlitz, die Helene fast ungern schwinden sah, so lieb waren sie ihr geworden; aber in Beider Herzen änderte sie nichts, hier blühten die Rosen frisch und duftend bis in das späte Alter.

Katharina, die Kaiserin der Reußen, hatte dem muthigen Seemanne wahrhaft kaiserlich gelohnt, sie hatte ihn zum Contre-Admiral ernannt, und erst zehn Jahre danach verließ er Rußland und zog mit Helenen in sein Vaterland zurück.

Demetrios war in seiner Heimath zurückgeblieben. — Kurz vorher, ehe er seiner Gattin folgte, hatte er noch die Freude, Helene und Harry wieder zu sehen. Sie wallfahrteten hier vereint zum Grabe der Mutter, besuchten jede Stelle trauter Erinnerung wieder, und durchlebten noch einmal die Tage der Sehnsucht. Lange verweilte die Zeit bei ihrem Glücke, ehe sie dem Tode die Sense reichte; Paul, der stets ihr treuer Freund blieb, schloß Beiden die Augen, als der Tod seine Beute entführte.

Das Zigeunergrab.

Am heiligen Pfingsttage, diesem freundlichen Stern der ländlichen Feste, saß Herr Hans Kaspar von Werth vor dem Thore seines halbverfallnen Schlosses unter einem großen Kastanienbaum. Werthe Nachbarn waren um ihn versammelt, die das heutige Fest und seine Gastfreiheit zu ihm hergelockt hatten, fröhliche Jagdkumpane und alte Tischgenossen. Dabei zeichnete sich Herr Baldrian Blüthenstengel aus, ein kleiner freundlicher Mann, der seit der Rhein-Campagne, wo er Lieferant gewesen war, sich klüglich in diese Gegend zurückgezogen und das bedeutende Rittergut Schwanefelde gekauft hatte. Mit stolzem, verächtlichem Blicke von seinen hochadligen Nachbarn empfangen, hatte er die ersten Jahre mit Lorchen, seiner achtzehnjährigen Haushälterin, in stiller Eingezogenheit leben müssen; endlich aber durch offene Kasse, guten Weinkeller und unterthäniges Benehmen die Thüren aller benachbarten Rittersitze sich geöffnet.

Neben ihm saß der alte Rittmeister von Wankel, ein alter Deutscher, dem der Wein dankbarlich ein tüchtiges Podagra verehrt hatte; hinter ihm Rudolph, sein Sohn, der seit einem Vierteljahre von der Universität gekommen war, wo ein Familien-Stipendium ihm die Mittel gab, die des Vaters zerrüttete Finanzen ihm schwerlich hätten bieten können. Ferner sah man Fräulein von Irwisch, eine alte Tante des Hauses, die der Himmel in seinem Zorn bei Austheilung der Myrtenkronen vergessen hatte, und den Magister Dankelmann, Pastor des Ortes, einen Mann nach dem Worte Gottes.

Diesen Kranz froher Gäste schloß Fräulein Rebecka von Werth, des Freiherrn Tochter erster Ehe, ein dickes, dreißigjähriges Figürchen mit kleinen blitzenden Augen. Sie stand in der Mitte der Gruppe, die Bunzlauer Kanne voll dampfenden Kaffee's in ihrer Hand, und spendete mit geziertester Milde, bald rechts, bald links, doch genau nach Stand und Würden, den köstlichen Trank.

In dem Kreise selbst schwebte Fräulein Adele, des Freiherrn Tochter zweiter Ehe, und bot den nicht Rauchenden den köstlich aufgegangenen Rosinenkuchen. Ganz das Gegentheil ihrer lieben Schwester, war sie groß, schlank, und ihr schönes sprechendes Auge bezeichnete klar die Innigkeit ihres Gemüths. Das wußte auch Junker Rudolph von Wankel recht

wohl; denn als sie ihm den Kuchen reichte, blickte er so schmachtend in diesen Seelenspiegel, daß seine ungewisse Hand des Vaters grünsammtnes Käppchen statt des Kuchens erfaßte. Fräulein Rebecka bemerkte diesen Mißgriff fast so schnell, als der Rittmeister selbst.

Herr von Wankel! — rief sie mit dem holden Lächeln, das ihr so eigen war, wenn sie witzig sein wollte, — Sie vergreifen sich!

Das wollt' ich meinen! — sagte der alte Rittmeister — Nimmt mir der Faselhans das Käppchen vom Kopf. Wo hast Du denn die Augen?

Nach seinem Himmel gewendet, statt nach dem Teller! entgegnete Fräulein Rebecka höhnisch.

Schon wieder? brummte der Freiherr und wollte eben eine Bewegung nach dem fatalistischen Kuchen und seiner Trägerin machen, als Magister Dankelmann, wahrscheinlich ihn fest zu bannen, ausrief: A propos, mein gnädigster Herr! Sind die Zigeuner noch hier?

Ja wohl, bester Herr Magister! der Alte soll unten in der Schenke sehr krank liegen.

Da condolire ich meinen lieben Nachbar! — rief Herr Commerzienrath Blüthenstengel — Diese Bande hatte sich in Schwanfelde einquartirt; ich ließ ihr gleich durch den Gerichtsdiener die Wege weisen, aber denken Sie sich! — das Pack ging nicht. „Der Alte läge im Sterben!" ließ man mir sagen, und ich sah mich genöthigt, Vater, Mutter und Kinder mit dem alten Großpapa vor das Dorf werfen zu lassen. Bedaure nur, daß ich sie Ihnen zugeschickt habe.

Die armen Leute! — sagte Adele — Was mag der alte, kranke Mann wohl machen? Väterchen, wenn Du erlaubst, so geh' ich hin!

Bei Leibe nicht, mein liebes Fräulein! rief Herr Blüthenstengel und sprang von seinem Stuhle, um das Fräulein zurück zu halten. Der Leichtfertige stolperte aber über eine Fußbank, die Fräulein Luitgarde von Irwisch unter ihre Spindelbeine gesetzt hatte, und begoß — o Entsetzen! die citrongelbe Andrienne, dies Festgewand, mit der levantischen Brühe.

Bitte tausend Mal, meine Gnädige! — rief der zitternde Blüthenstengel, als hörte er schon den Sturmwind ihrer Worte in seinen Ohren rauschen. — Verzeihen Sie! gern bin ich erbötig zum Ersatz. Vielleicht haben die Zigeuner ein ähnliches Kleid, oder ähnlichen Stoff.

Was?! — schrie die erzürnte Jungfrau — Bei den Zigeunern wollen Sie meine Toilette restauriren? Ein Kleid, womit meine selige Frau Mutter in ihrem achtzehnten Jahre bei dem Vermählungsfeste des durchlauchtigsten Kurfürsten am Gallatage erschien, und was die pikante Farbe so schön conservirt hat, das suchen Sie in dem Trödelkasten einer Zigeunerin? Wahrhaftig! Man merkt es Ihnen an, daß die Toilette vornehmer Damen nie Ihr Studium gewesen, und daß Sie ihre Empletten nur auf den Kornböden gemacht haben!

Vorm Bösen uns bewahre Gott! und so weiter! rief der Freiherr

und lachte aus vollem Halse; der arme hochrothe Blüthenstengel aber entgegnete: Gemach, mein Fräulein! Mein Jäger soll gleich nach Leipzig, um dort eine citrongelbe Andrienne, nach der Mode zu Zeiten des Marschalls von Sachsen, zu bestellen und sie Ihnen in meinem Namen mit der demüthigsten Entschuldigung überliefern. Nur werden das Fräulein die Gnade haben müssen, das Modell dem Schneider zu schicken, der möchte sonst schwerlich die Façon kennen.

Wo ist denn aber Adele? fiel hier der Freiherr ein. Alle sahen sich um, Niemand hatte sie in dem allgemeinen Schreck über die Schattirung der citrongelben Andrienne vermißt.

Wissen Sie es nicht? fragte Rebecka mit Ironie den jungen Wankel.

Sie ging das Dorf hinunter, antwortete dieser sehr höflich.

Gewiß zur Zigeunerbande! — bemerkte spöttisch Rebecka — Sie liebt dergleichen Gesellschaft.

Ei, ei, mein werthes Fräulein! — sprach Herr Blüthenstengel, und erhob sich von seinem Sitze, als ob er den Fehdehandschuh aufnehmen wolle. — Ich wüßte doch nicht, daß Fräulein Adele dergleichen Gesellschaft liebte. Sie ist ein frommes Kind, das mit solchem fahrenden Gesindel keine Gemeinschaft hat.

Sieh da, mein Bayard! — entgegnete Rebecka — Sie sind der Chevalier sans peur et sans reproche, der die armen, verlassenen Kinder in seinen Schutz nimmt. Nur schade, — setzte sie hinzu und reichte ihm die Tasse mit dem Vergißmeinnicht-Bouquet — daß Ihr Mantel zu klein ist, um gehörig zu schützen!

Nicht immer! — meinte der kleine Mann, indem er, mit Grazie sich verbeugend, die Tasse annahm. — Es sind etwa zehn Jahre, da suchte ein recht liebes, rundes Kind Schutz unter meinem kurzen Mantel, wie Sie sich vorher figürlich auszudrücken beliebten, als es in Angst und Schreck über einen treulosen Garde-Kosaken —

Hilf, Himmel! schrie Rebecka.

Daß Gott erbarm'! intonirte Fräulein Luitgarde — die Bunzlauer Kanne lag zerbrochen da, und dem Garde-Kosaken-Lieutnant ward der dunkele Strom plötzlich zur Lethe.

Das kommt von den ewigen Witzeleien! bemerkte brummend der Freiherr.

Ich will gleich mit anderem wieder hier sein! rief Rebecka und eilte fort.

Seit funfzig Jahren — hub nun Fräulein von Irwisch an, indem sie sich wehmüthig zur Andrienne wendete, — seit funfzig Jahren hab' ich Dich rein und makellos, wie den Stammbaum der Irwische, erhalten, und heute an dem heiligen Pfingstfeste, diesem Freudentage, muß Dein Glanz vergehen und Deine Schönheit durch Kaffeesatz verwischt werden!

Das ist das Loos des Schönen auf der Erde! rief Rudolph pathetisch

aus, und konnte nur mit Mühe das Lachen über die elegische Rede des Fräuleins an ihre Andrienne unterdrücken.

Was wollen Sie damit sagen, Herr von Wankel? fragte heftig erzürnt das Fräulein.

Meine Gnädige! daß Alles vergänglich ist in dieser bösen Welt, — sagte Rudolph verbindlich — und man nur bedauern muß, daß das Kleid sich nicht so lange conservirt hat, als die freundliche Besitzerin.

Ei, wie galant! rief Herr Blüthenstengel.

Wundert mich sehr! rief das eben wieder eingetretene Fräulein Rebecka und nahm dem Diener die Kaffeekanne ab.

Sie waren bei dem Garde-Kosaken stehen geblieben, lieber Herr Commerzienrath! — begann jetzt Magister Dankelmann — als der unglückliche Kaffee —

Noch ein Täßchen, Herr Magister! recht warm — bitte! — unterbrach Rebecka und drang ihm die Tasse auf — Bitte auch nochmals sehr um Verzeihung; es war aber nicht meine Schuld, der Henkel brach ab.

Und das Gespräch mit ihm! meinte der Magister.

Während auf dem alten Schlosse Lust und Laune walteten, lag in einem Oberstübchen der Schenke der alte Zigeuner und ging seinem Grabe ruhig entgegen. Hanna, seine Enkelin, hielt ihm das Haupt und bog sich über den Sterbenden, als ob sie den Geist mit ihrem Odem auffangen und sich ihn zu eigen machen wolle. Mechtild, ihre Mutter, legte stillgeschäftig warme Tücher auf die Füße des Alten, und zwei kleinere Kinder knieten am Lager, während Josias, der Vater, mit verschlungenen Armen vor ihm stand und ihn sinnend betrachtete. — Oeffnet die Fenster! — sagte dieser jetzt — Er kämpft um seine Freiheit.

Die Kinder öffneten schluchzend die Fensterchen.

Hanna — rief nun die Mutter — weine nicht, halt' ihn nicht auf mit Deinen Thränen; die Seele kann sich nicht loswinden von der Erde, wenn Du Dich fest an sie schließen und sie nicht lassen willst! — Steht auf, Kinder! — rief sie nach einer Weile — Das Gebet! — Murmelnd tönten unverständliche, halblaut gesprochene Worte, als die Thür sich öffnete und Adele eintrat. Die Alte winkte und zeigte auf den Sterbenden; das Fräulein, von Schreck und Grauen ergriffen, blieb am Eingange stehen, setzte ein Körbchen auf einen Schemel, faltete ihre Hände und betete still mit den Andern.

Es ist vorbei! — rief Mechtild — er hat geendet! Seid mir nun willkommen, mein Fräulein, am Sterbelager meines alten Vaters! — sagte sie, zu Adele sich wendend, — was bringt Ihr Gutes!

Ich komme leider zu spät, wie ich sehe; entgegnete Adele — ich glaubte, es wäre mit dem armen Alten noch nicht so weit.

Mutter! — rief der jüngste Knabe, der sich instinktmäßig an den Korb gemacht hatte, — Wein, Wein und Kuchen! — Adele gab ihm ein Stück und strich ihm die krausen, schwarzen Haare von der Stirn.

Also Ihr kamt hierher, — sagte die Zigeunerin und trat auf Adele zu — Ihr kamt, um den alten Mann in seiner Todesstunde zu erquicken, und den armen Zigeunern von Euerm Ueberfluß zu geben? Das vergelt' Euch Gott! Es gehe Euch wohl, und wenn der Himmel die Prüfungstunde über Euch schickt, dann erschein' Euch ein tröstender Engel, wie Ihr uns jetzt erscheint! — Hanna! — fuhr sie fort — hörst Du denn nicht? — Das Mädchen lag noch immer über dem Erstarrten und küßte seine kalten Lippen. — Hanna, laß das! Tritt her, hier zu dem Fräulein! — Hanna näherte sich Adele und küßte ihre Hand.

Eure Tochter? fragte Adele.

Ja, Fräulein! mein ältestes Kind: hübsch und brav, hat zwei Augen im Kopfe wie Sterne, ist schlank wie eine Tanne und munter wie ein Reh. Nur betrauert sie jetzt den Großvater, der sie erzog und recht innig liebte und nun heimgegangen ist.

Kann ich Euch vielleicht zum Begräbniß Eures Vaters, oder mit sonst etwas dienen? fragte Adele mit Theilnahme.

O ja, liebes Fräulein! Bittet Euern Vater, daß er dem alten Mann ein ehrlich Begräbniß auf geweihtem Boden gönne.

Kommt deßhalb morgen Nachmittag zu uns; da findet Ihr meinen Vater und den Prediger des Orts, und an mir eine treue Fürsprecherin! erwiderte Adele freundlich, leerte ihren Korb, und die Segenwünsche der Zigeuner begleiteten sie.

Der Vater empfing sie scheltend; der Herr Commerzienrath mit der Lehre: nicht zu freigebig und mildthätig zu sein, sie werde durch solche Generositäten bei ihrem künftigen Gatten nicht gewinnen; der Magister drückte ihr die Hand und Rudolph dankte mit einem freundlichen Blicke.

Am zweiten Pfingsttage saß die Gesellschaft an gleicher Stelle wieder beisammen, da kam die Zigeunerin mit ihrer Tochter das Dörfchen herauf. Mechtild, eine Frau in ihren besten Jahren, mußte einst schön gewesen sein; noch waren die Spuren in ihrem braunen Gesicht, und die Augen glühten feurig unter den dunkeln Haaren, durch welche ein buntes Tuch auf orientalische Art gewunden war. Ihr Wuchs war schlank, ihr Gang leicht, doch nicht ohne Würde. Hanna, kaum zwanzig Jahre alt, war von Gesicht das Ebenbild ihrer Mutter, doch kleiner und üppiger gebaut. Ihr Anzug war gewählt; der kurze rothe Rock bedeckte kaum die schöngeformte Wade; ein schwarzes seidenes Jäckchen, mit rothem Band ausgeputzt, schloß sich fester an ihren Leib. Ihr Haar umwand ein buntes seidenes

Tuch, unter welchem lange Locken herabrollten. Sie wäre ein vollendetes Bild der Judith gewesen, so kühn, so lebhaft und ächt orientalisch war der Ausdruck ihres Gesichts.

Was will das Pack?! rief Herr Blüthenstengel, als er Beide kommen sah.

Betteln! antwortete Dame Luitgarde, die heute im meergrünen Reitkleid erschien, dessen Ursprung sich von der letzten Parforce-Jagd weiland König August's herschrieb.

Schicken Sie die Zudringlichen fort, lieber Herr Nachbar! wisperte der Commerzienrath dem Freiherrn in's Ohr.

Dafür bewahre mich der Himmel! — entgegnete dieser, gleichfalls mit halblauter Stimme. — Das sind gefährliche Menschen, die stecken einem den rothen Hahn auf, man weiß nicht, wie.

Das wäre! — erwiderte jener — Doch man muß ihnen nur imponiren, dann wagen sie nichts!

Gnädiger Herr! — so unterbrach ihn jetzt die Zigeunerin, welche mit Hanna näher getreten war. — Wir kommen, Sie zu bitten, unserm alten Vater auf dem Kirchhof ein ehrlich Begräbniß zu gönnen.

Auf dem Kirchhofe?! rief Fräulein Luitgarde.

Ja, liebe Tante! auf unserm Kirchhofe. Unter dem großen Fliederbaum, in der Ecke, da ist ein hübsches ruhiges Plätzchen! fiel Adele mit sanftem, bittendem Tone ein, als wolle sie die Härte des meergrünen Fräuleins mildern.

Höre Sie, Frau! — begann jetzt der Freiherr — Ob Sie Ihren Todten auf unserm Gottesacker begraben darf oder nicht —

Ist gegen die Landesgesetze! fiel der Commerzienrath ein.

Lassen Sie mich die Anordnungen in meiner Gerichtsbarkeit nur allein machen, werther Herr Nachbar! — sagte der Freiherr beleidigt — Ein Jeder kehre vor seiner Thür! — Ob Ihr Euern Todten auf unserm Kirchhof begraben könnt oder nicht, weiß ich nicht; doch der Herr Magister wird es Euch sagen können. Ich habe nichts dawider.

Mechtild wandte sich zu dem Prediger, sah ihn beobachtend an, und Hanna ergriff seine Hand. — Ihr seht mir nicht aus, wie der Pharisäer einer, sondern wie der mitleidige Priester aus dem Evangelium! — sagte Mechtild mit ernstem Tone — Gönnt unserm Todten ein Begräbniß nach unserer Sitte auf Euerm Kirchhofe, und Gott wird Euch dafür segnen!

Ja, lieber Herr! — bat Hanna — Thut das! — Sie küßte seine Hand, und das feurige Auge sah kindlich fromm zu ihm auf.

Wir treten dereinst Alle vor einen Richterstuhl! — hub Magister Dankelmann an — Wir sind Alle gleich vor Gottes Thron; darum glaub' ich, gnädiger Herr! daß sie es den armen Leuten wohl erlauben können. Ich hoffe, es bei dem Consistorium zu verantworten.

Dank' Euch schön! — sagte Mechtild zu dem bejahenden Freiherrn. —

Und über Euch komme Segen, ehrwürdiger Herr! Ihr seid gewiß ein guter Hirt für Eure Heerde; — Gnädige Herrschaften! — fuhr sie fort — Zum Dank für die Erlaubniß will ich und meine Hanna Ihnen auch aus der Hand prophezeien, schöne Sachen! Alles was wahr ist und wahr werden soll, und ohne Gabe! Den alten Herrschaften prophezeie ich, den jungen Du, Hanna! Sieh sie Dir nur recht an, mein Kind! fasse sie recht in's Auge. Das Auge ist der Zauberspiegel des Schicksals — hab' Acht!

Ich muß es sehr verbitten! — sagte Fräulein Luitgarde — und hoffe, der Herr Magister wird so etwas Heidnisches, Gottloses nicht dulden.

Warum nicht? — entgegnete der Geistliche — Ich betrachte die Sache als Scherz, als ein Zwischenspiel der gewöhnlichen Unterhaltung. Wer aber dergleichen Prophezeiungen fürchtet, glaubt an sie. Auch mir soll die Alte prophezeien. — Diese Entscheidung aus geistlichem Munde wirkte; Mechtild trat zu dem Freiherrn. — Nur was Gutes, Frau! — sagte dieser — Das Böse ist seit einiger Zeit auch ohne Prophezeiung bei mir eingekehrt.

Die Zigeunerin nahm seine Hand und betrachtete sie genau. — Ei, ei! Wie hat das Schicksal da hinein gegraben! Tiefe, tiefe Furchen! — Sie sah jetzt stier auf die Linien und sprach in prophetischem Tone:

> Ein Freier naht und geht hinaus.
> Ein Edam stützt das morsche Haus!
> Laß Keinen kommen, Keinen gehen,
> In einem Jahr kann viel geschehen! —

Das versteh' der Teufel! — meinte der Freiherr und war mit sich uneinig, ob er das „morsche Haus“ übel nehmen sollte oder nicht. — Na, ich habe mein Theil! — Nun, Herr Nachbar! — sagte er zu dem Rittmeister — Frisch heran!

Da! — sagte der Podagrist und reichte der Zigeunerin seine Hand — Prophezeie mir nur, daß ich mein Podagra los werde.

Wollen sehen! sagte Mechtild; doch ehe sie noch die Hand besah, rief sie in einem eigenen Tone ihrer Tochter zu, die des jungen Wankels Zauberspiegel eben mit tiefem Sinne beschaute: Hanna, sieh einmal in Deinen Spiegel! — Das Mädchen erschrak sichtlich; die alte Zigeunerin aber sprach gleichgültig zum Rittmeister: Eure Lineamente laufen so in einander, daß ich kaum klug daraus werden kann. Nun, ich will schauen! — Sie betrachtete die gutmüthig dargereichte Hand und sprach:

> Der alte Baum verdorrt, doch treibt er Zweige;
> Die Ruh' und Heiterkeit, das flücht'ge Glück,
> Sie kehren in das Vaterhaus zurück. —

Erlaubt, — sagte sie dann mit bedeutendem aber freundlichem Blick. — Erlaubt, daß ich das Uebrige verschweige!

Ja, Alte! — sagte der Rittmeister — doch wenn ich Dich so recht

betrachte, bist Du so alt noch gar nicht; nimm es mir daher nicht übel, daß ich Dich „Alte" gescholten — das Glück ist dem Podagra aus dem Wege gegangen, gut, wenn es mit Rudolph in die alte Burg heimkehrt. Aber was Du verschweigen mußt, das gefällt mir nicht, der hinkende Bote kommt gewiß nach!

Nein, guter Herr! Was ich verschweigen muß, ist das Beste!

Nun dann in Gottes Namen! — rief Herr von Wankel. — Jetzt, Herr Commerzienrath! — Allons, zur Special-Revue, die Hand ausgestreckt!

Verdrießlich reichte der kleine Mann die Hand hin und sagte: Um mich nicht auszuschließen, spiel' ich die Posse mit, aber mir soll es ganz gleichgiltig sein, was die Hexe prophezeit; sie kennt mich schon und weiß, daß ich nicht gern mit mir spaßen lasse.

Das haben wir erfahren, Herr! — sagte Mechtild, und ihr Blick wurde finster. — Mein Vater wird die Bekanntschaft dort oben nicht rühmen können. Doch lassen wir das, und — indem sie seine Hand sah — fasset Muth! Bereitet Euch auf etwas Hartes, Herr! Ich kann nicht helfen! — Da steht's, und dem Schicksal ist nichts zu gebieten!

Nur zu, Alte! rief Herr Blüthenstengel, halb in Angst, halb in Ungeduld; und die Sibylle sprach:

Schön, häßlich, jung und alt
Seh' ich vereint in diesen Liniamenten;
Und hier, wo sich die Lebenslinien trennten,
Da stehet eine herrliche Gestalt,
Geschmückt mit Myrte; wohl ist's eine Braut!
Doch stürzt der Plan. Ihr habt auf Sand gebaut!

Lächelnd, gleich Einem, dem ein Stein vom Herzen genommen, sagte Herr Blüthenstengel: Nun, wenn es weiter nichts ist, das passirt. Wenn ich mir eine Braut wähle, werd' ich auch schon sorgen, daß ich auf festen Grund baue! — Er wollte seine Hand losmachen; doch Mechtild, die sie noch gefaßt und immer noch betrachtet hatte, hielt sie fest und wurde, so sah man deutlich, von etwas ergriffen, durch die bräunliche Farbe der Haut drängte sich hohe Röthe, und sie sprach mit sichtbarer Bewegung:

Doch halt! — Da steht Vergangenheit vor mir —
Es sind wohl zwanzig Jahr, da kanntet Ihr
Ein Mädchen — ei, Ihr könnt ja Schwüre brechen!
Doch les' ich's hier, der Himmel will es rächen!

Sie ließ die Hand los und sah ihn höhnisch lächelnd an. — Nun, Herr! seid Ihr jetzt zufrieden?

Du bist eine alte Närrin mit Deiner Zukunft und Deiner Vergangenheit! rief der Commerzienrath trällernd; seine löbliche Aushülfe, wenn er verlegen war.

Mechtild achtetete seiner nicht und ging auf Fräulein Irwisch zu; doch diese retirirte, stellte sich zwischen die beiden Töchter des Freiherrn und sagte schnell zu der jungen Zigeunerin: Jetzt, Kind, ist es an Ihr, uns jungen Leutchen auch zu prophezeien; nur hübsch etwas Fröhliches!

Ich bin noch nicht fertig! — sagte Mechtild — Ihr, mein liebes Fräulein! gehört mir an, und ich bitte, zieht Euern Handschuh aus, damit ich schnell ende. Der Geist möchte mich sonst bei Euch verlassen.

Mit sichtbarem Widerstreben zog das Fräulein den graugrünen Klapp-Handschuh ab und streckte, gleich einer Spinne den gelben magern Arm hin. — Da, nehmt! sagte sie mit Unmuth. — Mechtild betrachtete die Hand lachend und sagte:

Was Ihr ersehnt seit funfzig Jahren,
Das lag in Eurer Hand, so wie mich dünkt;
Nun seid Ihr längst vorbeigefahren,
Ihr faßt das Glück vergebens bei den Haaren,
Die Hoffnung flieht, wie emsig Ihr auch winkt!

Impertinent! schrie Luitgarde und wollte ihre Hand losmachen.

Halt! rief das Zigeunerweib.

Nur still! — Hier seh' ich noch ein Myrtenkränzchen wehen!

Fräulein Luitgarde hielt, durch dieses Zauberwort gebannt, die Hand still, ein beifälliges Lächeln glättete die Falten ihres Gesichts und Mechtild recitirte:

Hier seh' ich noch ein Myrtenkränzchen wehen,
Hoch auf dem Leichentuch hab' ich es flattern sehen!

Abscheulich! — rief die Ueberraschte — Fort, alte Hexe, fort! mir so etwas zu sagen, mir?!

Ei! — entgegnete Mechtild ruhig — Soll denn das Myrtenkränzchen nicht auf Euerm Sarge prangen, wenn der Herr einst über Euch gebieten wird?

Der Rittmeister wollte eben hell auflachen, da störte das fatale Zipperlein den Ausbruch seines Humors, und ein schmerzliches: O weh! brachte das arme Fräulein vollends in Wuth. Der Freiherr legte sich in's Mittel und bat um Ruhe. — Auch die Jugend muß ihr Theil haben; darum, liebe Schwägerin, beruhigen Sie sich, es ist ja nicht so ernstlich gemeint. Jetzt, Hanna, oder wie Du sonst heißt, beginne Deinen Zauberspruch!

Hanna machte eine freundliche Verbeugung und ging auf Fräulein Rebecka zu. — Sie sind wahrscheinlich die Aelteste, deßhalb muß ich wohl bei Ihnen anfangen! — sagte sie in einem schmeichelnden Tone, als ob sie über diesen Punkt noch ungewiß wäre. — Dürft' ich um Ihre Hand bitten?

Das Fräulein reichte sie ihr, von der Artigkeit der Zigeunerin eingenommen, wider Gewohnheit freundlich, und Hanna sagte gutmüthig:

Flieht die Hoffnung, kehrt das Glück
Schnell zurück! —
Laßt die Hoffnung schwinden,
Um, was flieht vor Euerm Blick,
An der Schwesterhand zu finden! —

Die „fliehende Hoffnung" wollte nicht behagen, wenn auch das wiederkehrende Glück willkommen war; doch schien Fräulein Rebecka zufrieden und schenkte, an den Zauberspruch denkend, die Tassen wieder voll.

Nun Adele! — rief der Vater — Versuche Du Dein Glück! — Er reichte ihr zutraulich die Hand, die sie küßte, und schien einer glücklichen Prophezeiung schon im Voraus gewiß. Hanna ging zu dem Fräulein, ergriff die niedliche, weiche Hand, seufzte tief und sah ihr wehmuthvoll in's Auge. Doch plötzlich fuhr sie mit ihrer linken Hand über die Stirn, als wolle sie die dunklen, herabrollenden Locken von ihren Augen streichen — eigentlich aber dachte sie das Bild zu verwischen, das in diesem Augenblick vor ihrer Seele stand. Sie faßte sich bald, und schalkhaft, zuweilen einen bedeutenden Blick nach Herrn Blüthenstengel werfend, sprach sie:

Ein Männchen, nur von Bürger-Art,
Recht klein und niedlich, reich und zart,
Das Aug' von Sehnsucht trübe,
Es naht sich Dir mit Liebes-Sinn
Und spricht: da, nimm mein Herzchen hin
Und mit ihm meine Liebe!
Sei klug und weis' es nicht zurück,
Aus seiner Hand erblüht Dein Glück! —

Traurig senkte Adele das Köpfchen.

Bravo! rief der Freiherr; und voreilig griff der kleine Mann, die Anspielungen auf sich deutend in die Tasche, Hanna einen Thaler reichend. — Für Deine Prophezeiung, mein Kind! sagte er wichtig. Sie nahm das Geld, steckte es ein und entgegnete: Danke schönstens! Doch fürchte ich, Sie haben Ihr Geld unnütz ausgegeben.

Dafür laß mich sorgen, kleine Hexe! rief er schmunzelnd und machte dem jungen Wankel Platz, der in den Cirkel trat, sein Schicksal zu erfahren. Er sah mürrisch vor sich hin, und reichte schweigend dem Mädchen die Hand.

Nicht so traurig! rief die Schalkhafte, hob mit der Linken den gesenkten Lockenkopf in die Höhe und sagte mit einem Ton und Blick, der freudig sein sollte, der aber innig und wehmüthig klang: Nur Muth! Die Zukunft ist nicht immer die treue Tochter der Gegenwart! — Sie besah die Hand lange; es schien, als ob sie ihre abschweifenden Ideen sammeln müsse — dann sagte sie mit ausgelassener Laune:

Treue hier und Liebe dort —
Flattert beide ja nicht fort!
Treu geliebt und still verborgen!
Alle Freuden, alle Sorgen,
Die das Herz so laut empfand —
Alles sagt mir Deine Hand!

Mit einem Sprunge war sie jetzt aus dem Kreise und floh, wie ein gescheuchtes Reh, die Linden-Allee hinunter.

Ein drolliges Mädchen! — sagte Mechtild kopfschüttelnd — Bald wild, bald zahm, bald lustig, bald traurig, unbeständig wie das Aprilwetter. — Nun auch meinen schönsten Dank, gnädiger Herr! — fuhr sie fort, sich zu dem Freiherrn wendend. — Ich hoffe, daß die Prophezeiungen alle in Erfüllung gehen! — Sie neigte sich und wollte fort.

Und ich gehe leer aus? fragte Magister Dankelmann, indem er sie aufhielt.

In Eurer Hand, würdiger Herr! — erwiderte die Alte — steht Euer Schicksal nicht geschrieben; doch aus Euern Augen, auf Eurer Stirne les' ich Eure Zukunft.

Nun, so mach' uns damit bekannt! sagte lächelnd der Geistliche.

Aus diesem freundlichen Blick lese ich die Liebe Eurer Gemeinde — auf dieser ernsten, feierlichen Stirn steht geschrieben: Du wirst geachtet werden unter den Deinen und der Erste sein in ihren Herzen; und hier —

Schon gut! — unterbrach sie der Magister — Doch sagt, wann wollt Ihr Euern Todten bestatten?

Morgen nach dem dritten Hahnschrei, wenn es Euch so genehm ist! entgegnete Mechtild, empfahl sich und folgte der Tochter, die am Ende der Allee auf einem Steine saß und die Mutter erwartete.

Im Dämmerlichte kamen die Zigeuner schweigend mit der Leiche gezogen, die von vier fremden Männern getragen wurde; die Familie folgte. Unter dem Fliederbaum, an dem Orte, den Adele bestimmt hatte, war das Grab bereitet. Die Träger setzten den schwarzen Sarg neben die Gruft; Josias öffnete ihn, legte ein Messer, ein Stückchen Brot und einen messingenen Fingerreif hinein, und Hanna küßte noch einmal die bleichen Lippen des Todten, während Mechtild zu seinen Füßen stand und ein Gebet murmelte. Einer der Anwesenden sprach nun in fremder, unverständlicher Sprache einige Worte. Alle neigten sich mit kreuzweise über der Brust gefalteten Händen und blieben so, ihr Gebet in sich hinein murmelnd, stehen, bis der Sarg in die Gruft gesenkt war und von dem Fall der ersten Erdscholle ein dumpfer Ton sich verbreitete. Geschäftig half nun jeder die Erde über den Sarg werfen und den Hügel bilden, den Hanna, so wie er beendet war drei Mal umging und stets da, wo das Haupt des Todten lag,

mit Verneigungen: „Ruhe in Frieden!" ausrief. Sie bestreute endlich das Grab mit Blumen, und die Männer begossen es mit starken Getränken. Schweigend schieden sie dann, in ihre Wohnung zurück gehend.

An demselben Morgen verließen die Fremden das Schloß. — Der Freiherr wollte diesen dritten Festtag mit seiner Familie in Warlitz bei dem Rittmeister zubringen, der mit seinem Sohne schon Abends vorher dahin zurückgekehrt war.

Rudolph, in der Blüthe seiner Jahre, war ein talentvoller, liebenswürdiger Mann, dem die braungelockte Adele mit ihren schwarzen Augen das Herz verwundet hatte. Auch ihr schien der junge Mann nicht gleichgültig; doch ihre Blicke allein waren bis jetzt stumme Boten ihres Herzens gewesen und ihre Neigung war nur desto inniger und glühender, je mehr sie im Verborgenen waltete. Dem Scharfblick Rebecka's entging sie aber nicht, und bald hatte sie ihre Bemerkungen auch dem Vater mitgetheilt. Diese Neigung paßte gar nicht in seinen Plan. Rudolph von Wankel war arm, das Gut seines Vaters sehr verschuldet, und nur eine reiche Heirath konnte es ihm erhalten. In der nemlichen Verlegenheit war der Freiherr, der durch seine Gastfreiheit für sich selbst nichts übrig behielt. Er hoffte, Adele würde, bei ihrem hübschen Aeußeren, der Gatte nicht entgehen, und in diesem Fall sollte Rebecka sein ganzes Vermögen, und dadurch vielleicht auch noch einen Mann bekommen; auf den kleinen Blüthenstengel hatte er seine Hoffnung gebaut. Er war schon seit länger als einem Jahre Adele's treuer Verehrer und schien völlig Ernst machen zu wollen, wenn ihn nur nicht die Furcht vor Jungfer Lorchen abgehalten hätte. Doch bei dem äußerst beträchtlichen Vermögen des Commerzienraths hoffte der Freiherr, auch Lorchen könne hinreichend zufrieden gestellt werden. So war nur noch über die bürgerliche Herkunft des kleinen Mannes hinweg zu sehen, wozu der Freiherr sich geneigt fühlte. Natürlich, daß der arme Rudolph mit zagendem Herzen in eine trübe Zukunft sah, und durch die sonderbare Prophezeihung der Zigeunerin, die so das ganz aussprach, was er befürchtete, den dritten Pfingsttag in keiner angenehmen Stimmung begann.

Die Unruhe und Sehnsucht ließen den armen Junker in der alten Burg nicht rasten. Schon viel früher, als er die Gäste von Hallstein erwarten konnte, wanderte er nach dem kleinen Buchenwäldchen, durch welches sie kommen mußten. Hier setzte er sich auf eine Rasenbank unter einem alten Baum und lauschte, ob er nicht von fern das Gerassel eines Wagens oder den Hufschlag der Pferde vernähme. Aber Alles blieb still; nur hie und da rauschte eine Eidechse durch das Laub, oder eine wilde Taube flatterte in den Zweigen der Buche.

Ungeduldig ergriff er endlich einen Strauß Feldblumen, den er schon auf dem Herwege für Adele gepflückt, und wand einen Kranz daraus. Als er das mit diesen anspruchlosen Blüthen beendet hatte, legte er ihn neben sich und seufzte: Ach, wären wir doch so eng, so innig verbunden, wie

diese Blumen! ruhtest Du doch, liebe Adele, so fest an meinem Herzen, wie sie! — Er griff nach dem Kranze, ihn an sein Herz zu drücken; leer war die Stelle, verschwunden der Kranz. Noch sah er staunend auf die Rasenbank, wohin er ihn gelegt hatte, da fühlte er den Kranz um seine Stirn sich winden; er sprang auf und — Hanna stand hinter ihm.

Kennt Ihr mich gar nicht mehr, junger Herr? — fragte sie, und in ihrem Gesichte mischte sich Freude und Ernst. — Kennt Ihr denn das Zigeunermädchen nicht mehr, das Ihr vor zwei Jahren im Rosenthal bei Leipzig aus den Händen betrunkener Studenten rettetet? Ach, ich erinnere mich recht gut, wie Ihr mit verbundenem Kopf auf Euerm Lager ruhtet; die Wunde hattet Ihr im Duell um mich bekommen. Ich wollte Euch in Eurer Krankheit pflegen, da jagten sie mich fort und ich mußte mit den Meinigen Leipzig und meinen Retter verlassen. Aber — setzte sie zögernd hinzu — Euer Bild verließ mich nicht, und wenn mich hernach der Versucher an den Abgrund locken wollte, da dacht' ich an Euch, und Ihr führtet mich, als mein schützender Engel, schnell auf den rechten Pfad zurück.

Ich hätte Dich nicht wieder erkannt! — sagte Rudolph ganz erstaunt — Du warst damals noch so klein und bist schnell herangewachsen.

Auch Ihr seid männlicher und — schöner geworden, lieber Herr! sagte Hanna und trat zu ihm.

Und was willst Du jetzt hier?

Euch danken, Lebewohl zu sagen, und dann fort ziehen.

Wohin?

Weit, weit! Ach Gott wolle recht weit! — Sie legte die Hand auf's Herz und ihr Blick senkte sich. Rudolph sah das liebliche Mädchen mit innigem Wohlgefallen an. Sie sah endlich wieder auf, ihr Auge traf das seinige. — Lieber Herr! sprach sie mit Leidenschaft — Schenkt mir den Blumenkranz!

Gern! entgegnete Rudolph und reichte ihr den Kranz hin. Sie küßte ihn und drückte ihn an ihr Herz.

Hanna! rief eine dumpfe Stimme; Mechtild stand vor ihnen und drohte dem erschrockenen Mädchen. — Nehmt dem Kinde die Thorheit nicht übel! sagte die Zigeunerin — Es ist die Dankbarkeit, wodurch sie Euch lästig wird. Hanna! — fuhr sie fort — wie oft hab' ich es Dir schon gesagt, Du sollst Dich beherrschen, Deiner Schwärmerei nicht nachhängen! — Das Mädchen stand beschämt da; Rudolph fand sie in diesem Augenblicke überaus schön. Jetzt kamen die andern Zigeuner auf einem Fußpfad durch das Gebüsch. — Komm, Hanna! komm! rief Mechtild.

Mutter! geht nur voraus. Ehe Ihr durch das Wäldchen seid, bin ich wieder bei Euch.

Hanna! sagte jene drohend.

Mutter Mechtild! erwiderte das Mädchen ernst — ehe Ihr aus dem

Wäldchen seid, bin ich wieder bei Euch; geht, Ihr wißt, meinem Willen laß ich keine Fesseln anlegen!

Und was willst Du noch hier?

Ihm Lebewohl sagen! Geht doch! —

Thöriges Kind! brummte die Zigeunerin und ging.

Schweigend und verwundert hatte Rudolph den Streit zwischen Mutter und Tochter angehört. Auch Hanna schwieg jetzt und sah nur zuweilen der Mutter nach; sobald diese aber nicht mehr zu sehen war, hob sie den Blick, stand kühn, fast majestätisch vor dem Jüngling und sprach: Ihr gabt mir den Kranz — Dank Euch! — Seine Blüthen und Blumen werden verwelken; auch Hanna wird vergehen, aber meine Liebe, meine Dankbarkeit nie! — Doch noch um Eins bitte ich Euch zum Lebewohl, um Eins, was nicht verwelken, und was ich frisch mit mir nehmen werde bis in die Gruft — Gebt mir zum Abschied Eure Lippen zum Kuß! Es sei der erste und auch der letzte! sagte sie bewegt — Dies mein Lebewohl auf ewig! — Sie stand glühend, wie das Verlangen, schön wie eine entfaltete Rose vor ihm; ihr Auge flehte, ihr Arm erhob sich, ihn zu umfangen, ihre Brust wollte die Hülle sprengen, da drückte Rudolph einen feurigen Kuß auf ihre Lippen. — Heiliger Gott! tönte es hinter ihnen, und als er sich erschrocken wandte, sah er Adele in des Vaters Armen liegen.

Hanna sank zu ihren Füßen, küßte ihre erstarrten Hände und war außer sich. — Pack' Sie sich fort! krähte Rebecka; der Freiherr schoß einen wüthenden Blick auf sie, und Rudolph sagte sanft; Geh', Hanna! Deine Mutter wartet! — Schnell drückte das Mädchen einen Kuß auf Adele's Lippen, sah stolz auf Rabecka — Lebe wohl! rief sie dann dem Jünglinge zu und sprang in das Gebüsch.

Ein geringer Unfall, daß etwas am Kutschgeschirr zerrissen war, hatte den Freiherrn auszusteigen gezwungen. Zu ungeduldig, um lange warten zu können, ging er mit den Fräulein voraus, in dem Schatten der Buchen den Wagen zu erwarten. Hier erblickten sie das Zigeunermädchen in Rudolph's Arm, und die Ohnmacht, die Adele plötzlich überfiel, verrieth ihr Herz.

Nun sehen Sie es ja selbst! — sagte Dame Rabecka höhnisch — Nun haben wir's!

Schweig'! — antwortete der Freiherr, den jetzt nur Adele beschäftigte. — Schaff' lieber Rath! — Endlich holte Rabecka aus dem Arbeitbeutel kölnisches Wasser und hielt es der Schwester vor. Sie schlug die Augen auf — Rudolph stand noch mit gesenktem Blick vor ihr, wie Einer, der sich seiner Schuld bewußt ist. Zum Glück kam der Wagen, und der Freiherr, der den Zufall und die langsam vor ihm her nach dem Dorfe ziehenden Zigeuner verwünschte, kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Mit klopfendem Herzen trat Rudolph in's Haus, wo er die Gäste schon alle versammelt fand. Glücklich war er, daß sie, zu sehr mit sich beschäftigt, auf ihn nicht achteten; die Blindeste hätte seine Verlegenheit bemerken müssen. Seine Augen trafen Adele, die, noch etwas blaß, ihn zu vermeiden schien; nur Rebecka's hohnblitzende Sterne standen ihm überall entgegen, er mochte hinschauen, wohin er wollte.

Man konnte es dieser gar nicht verdenken, daß sie nicht in Ohnmacht gefallen und weniger empfindlich über den Anblick im Wäldchen geworden war, als ihre sanftere Schwester. Nach dem Lieblingsplane des Freiherrn, über welchen Fräulein Rebecka eine fast despotische Gewalt übte, sollte, wenn der kleine Commerzienrath in Schwanfelde Adele erhandelt haben würde, Rudolph von Wankel Rebecka heimführen, das tief verschuldete Warlitz verkauft und mit dem übrig gebliebenen Gelde Hallwitz schuldenfrei gemacht werden. Der alte Rittmeister, den die langweiligen Schuldner fast mehr noch plagten, als das Podagra, ging gern in diesen Plan ein, und so fehlte nichts zu dessen Ausführung, als die Einwilligung der Hauptpersonen.

Aber zum allgemeinen Schrecken — den Rittmeister zwar kümmerte es wenig — schien es, als hätte man sich verrechnet. Rudolph benahm sich gegen Rebecka so ausgezeichnet artig, wie ein junger Mann von feinem Ton nur gegen ein Mädchen sich benehmen kann, die er durch Aufmerksamkeit für herzliche Theilnahme entschädigen will. Die scheue Verlegenheit aber, in der er sich Adele näherte, die Blicke, mit welchen er sie betrachtete, wenn er sich unbelauscht glaubte, dies mußte Rebecka, welche die Liebe nach allen Systemen studirt hatte, über seine Wünsche aufklären. Ihr war daher die heutige Begebenheit im Wäldchen willkommen. Adele war ihr gefährlicher als ein Zigeunermädchen, und sie hoffte, daß diese Scene einen förmlichen Bruch herbeiführen werde.

Adele verbarg den Schmerz, den sie über Rudolphs vermeinte Untreue fühlte. Die erste Liebe, wenn sie still verborgen glüht und ihre Sonnenstrahlen nur noch aus sich selbst ziehen muß, hat gar zarte Fäden, die unsanft ergriffen, leicht zerreißen. — Ich will aus meinem Traum erwachen! sagte sie zu sich selbst, als er mit einer Armensünder-Miene vor ihr stand — und in dem andern Augenblick schlummerte sie schon wieder und der verscheuchte Traum umgaukelte sie von neuem.

Während des Essens saß Adele neben Herrn Blüthenstengel, der sich mit zärtlich-sorgsamer Liebe mehrmal nach ihrem Befinden erkundigte, und sie konnte Rudolph nur verstohlen ansehen. Er saß, schwermüthig vor sich niederblickend, zwischen Rebecka und Luitgarde, die alles Mögliche thaten, ihn in ihre Unterhaltung zu ziehen. Vergebens! Endlich wurde Rebecka darüber empfindlich und fing an, auf den Vorfall im Walde ihre matten Witze zu richten. Rudolph blieb immer still und hatte nur Augen für Adele, auf deren Gesicht Unmuth und Schmerz sich ausdrückten. Endlich

rückten die Stühle, man stand auf und der Geängstigte konnte nun in der freien Luft wieder frei athmen.

Rudolphs sehnlichster Wunsch war jetzt, Adele nur auf einen Augenblick allein zu sprechen, um sich rechtfertigen zu können. Er schlich in den Garten, er hoffte, dort würde er sie, wie sonst, finden; aber Adele kam nicht, er mußte hoffnunglos zur Gesellschaft zurückkehren, wo er sie beim Einschenken des Kaffee's fand und von seinem Vater mit dem Ruf empfangen wurde: Laß die Droschke für mich anspannen, Rudolph! und führe die Herren nach der Krähenhütte; der Schuhu ist schon draußen! — Ein neuer Donnerschlag! — die Krähen und den Schuhu verwünschend, mußte er brummend den Zug der mordenden Helden führen, welchen Herr Blüthenstengel mit einer mächtigen spanischen Entenflinte, fast länger als er selbst, beschloß.

Rebecka und Luitgarde blieben am Kaffeetisch sitzen; während nun der beklagenswerthe Rudolph den alten Herren das Gewehr ladete, Herr Blüthenstengel mit seiner langen Flinte einmal über das andere fehlschoß und schon ganz mit Schnurbärten, trotz einem Altdeutschen, bemalt war, Adele traurig und kopfhängend nach dem einsamen Bosket schlich, saßen die beiden holden Jungfrauen in vollkommener Eintracht, schlürften die achte Tasse, und erbarmten sich über den guten Namen ihrer Freunde und Bekannten.

Adele saß indessen auf der Rasenbank bei einer verfallenen Einsiedelei, von der nichts mehr übrig war, als die halbverwitterten Mooswände. Mit dem Dache und dem hölzernen Einsiedler selbst hatten die vor langer Zeit hier lagernden Truppen ihre gestohlenen Gänse gebraten. Ihr Schicksal überdenkend, mit ihrem Herzen in Streit, fühlte sie nun mehr als je, wie lieb ihr Rudolph gewesen war. Sie hätte ihn so gern entschuldigt; aber konnte sie es? Hatte sie nicht das Zigeunermädchen in seinen Armen gesehen? Er hatte diese geküßt, recht herzlich geküßt. O, wie häßlich schien ihr jetzt dies braune Mädchen, wie widrig ward ihr das feurige, schwarze Auge, wie unausstehlich das ganze Wesen dieser Zigeunerin, die ihr noch vor wenigen Tagen am Sterbelager des Großvaters so bedeutsam geworden war. — Alles ist Täuschung und unser Herz betrügt sich selbst! rief sie unmuthig aus. Da rauschte es in der verfallenen Einsiedelei; Adele blickte erschrocken auf und — Hanna lag zu ihren Füßen.

Verzeihung, Verzeihung! holdes, liebliches Wesen! — rief Hanna und verbarg schluchzend ihr Gesicht in Adele's Schooß — Verzeihung, daß ich Ihnen wehe that! Verdammen Sie mich, verdammen Sie nicht ihn, den das Mitleid mit einer Unglücklichen sich einen Augenblick vergessen ließ — nicht die Liebe! setzte sie seufzend hinzu.

Steh' auf! — sagte Adele, von des Mädchens Thränen und Worten weich gestimmt. — Steh' auf!

Nein, nicht eher, bis ich Sie beruhigt weiß, bis ich fühle, Sie haben mir verziehen, bis er gerechtfertigt ist!

Steh' nur auf! — sagte Adele, ängstlich über den leidenschaftlichen Ton, der in Hanna's Worten lag. — Setze Dich hierher und sei ruhig und gelassen! — Doch immer knieend, das Gesicht in Adele's Schooß gedrückt, blieb diese unbeweglich vor ihr.

Hanna! rief Adele und wollte sich selbst erheben; doch das Mädchen umklammerte ihre Knie fest mit ihren Armen und ließ sie nicht los. — Nein, Fräulein! Lassen Sie mich hier zu Ihren Füßen meine Schuld bekennen, lassen Sie mich mein glühendes Gesicht in Ihrem Schooß verbergen, während ich mein schwaches Herz vor Ihnen enthülle! Hören Sie!

Herr von Wankel hatte das sechzehnjährige Mädchen aus den Händen von Wüstlingen gerettet. Dies war die Ursache eines Duells; er blutete für mich. Früher sah ich ihn nie; selbst als er, ein rettender Engel, mir erschien, hatte ich sein Gesicht, seine Gestalt nicht bemerkt. Jetzt sah ich ihn zuerst mit verbundenem Kopf auf seinem Lager schlummernd liegen. Dankbarkeit, seine Anmuth, seine Leiden, Alles machte einen unauslöschbaren Eindruck auf mich. Ich stand, die Hände gefaltet, vor ihm und dankte dem Schlummernden in einem stillen Gebet. Da wiesen mich die hartherzigen Menschen hinaus, ich mußte — hier verbarg sie schluchzend ihr Gesicht tiefer in Adele's Schooß — ich mußte die Stadt mit meinen Eltern meiden, als ein verworfenes Geschöpf ihn ohne Lebewohl verlassen, ihn, der mich nicht gesehen, nicht gehört hatte. Das Bild des bleichen, schönen Jünglings begleitete mich auf unsern Wanderungen. In den Thälern der Alpen, wie auf den Höhen der Apeninnen, war er mein Schutzengel, der mich erhob, in den Stunden der Gefahr mich umschwebte; er war der Talisman, der mein reizbares Gemüth vor Fehl und Schuld bewahrte. Gestern sah sah ich ihn wieder. Ich sollte ihm prophezeien — die Mutter hatte mir die Rede gesagt, ich ahnte ihre Bedeutung nicht. Aus meinem Herzen strömten die Schlußworte — er verstand mich nicht; das that mir weh! Ich wollte ihn vergessen, und doch — o wie schwach ist das Herz! — doch eilte ich dem Zuge voraus, ich hoffte ihn zu sehen! — Da saß er im Walde und wand Blumen zum Kranze. Traurig und sehnend sah er vor sich hin. Er liebt! sagte mir die wogende Brust, der tiefe Seufzer, der ihm entfloh; er liebt, aber nicht mich! — Da erwachte in mir der feste Vorsatz zu fliehen, meine Gefühle zu bekämpfen, ihn nicht wieder zu sehen! Ich wollte mich losreißen; aber mich von meinem Himmel, von meinem Jugendtraum kalt und fühllos trennen, nein, das konnt' ich nicht! — Meine Lippen berührten die seinen, mein Herz schlug an dem seinen! — Sie erhob sich jetzt langsam, ging in die Hütte, trat mit dem Blumenkranz heraus, den sie in Adele's Locken wand.

Ich bettelte um diese Erinnerunggabe, die er mir mitleidvoll reichte, — fuhr sie fort — und die ich Ihnen, für die sie gewunden war, zurückgebe!

Adele hatte, während Hanna noch sprach, theilnehmend ihre Hand gefaßt und zog das Mädchen zu sich auf die Rasenbank. Hanna fuhr nun gelassener fort: Sie sanken in Ihres Vaters Arm und verriethen Ihr Herz. Meine Mutter gab mir Licht über Ihr Verhältniß; ich fühlte, daß ich Ihnen wehe, sehr wehe gethan haben mußte. Sie standen vor meinem Blick, wie sie an der Thüre unserer Hütte, die Hände gefaltet, beteten; da ergriff mich das Gefühl meiner Schuld — ich suchte Sie auf, ich habe Sie gefunden und zur Sühne Ihnen mein Herz mit seinen Schwächen gezeigt, der Glücklichen mein Leid geklagt!

Armes Mädchen! sagte Adele gerührt und trocknete ihr freundlich die Thränen, die aus den Augen hervordrangen.

Und nun, mein Fräulein! — sagte Hanna und küßte ihre Hand — Nun geh' ich und komme bald wieder, gewiß auch ruhiger! Ich will kämpfen und Alles thun, was ich vermag, Sie Beide glücklich zu machen. Meine Mutter wird gleich hier sein; sie möchte noch gern mit Ihnen reden. Sie hofft, Ihre Wünsche in Erfüllung bringen zu können; folgen Sie ihr ja, sie ist weise und klug. Gedenken Sie meiner mit Liebe! — Noch einmal küßte sie Adele's Hand und wollte sich entfernen; doch diese hielt sie, nahm den Kranz aus ihren Locken und sagte, ihn Hanna reichend: Behalt' ihn als freundliche Erinnerung, mein gutes Mädchen! Da, nimm!

Nein, Fräulein! — entgegnete die Zigeunerin — Hier leuchtet das Vergißmeinnicht mit seinen blauen Blüthen mir entgegen und — ich muß vergessen; diese wilden Rosen würden mir den Dorn in's Herz drücken, und dieser Kranz mir schmerzlich die Stirn berühren. Behalten Sie ihn; für Sie sei er der Kranz des Friedens! — Sie entfloh.

Noch stand Adele sinnend, den Kranz in der Hand, als Mechtild aus dem Gebüsch trat. — Ehe ich von hier scheide, mein gutes Fräulein! — sagte sie — nur noch ein Paar Worte des Trostes. Verzagen Sie nicht, hoffen und vertrauen Sie fest, daß Ihr liebster Wunsch in Erfüllung gehe. Widersetzen Sie sich nicht eigensinnig den Wünschen Ihres Vaters und des Commerzienraths. Nur bis zum künftigen Pfingstfest schieben Sie die Entscheidung hinaus, dann ist der Retter nah'! Muth und Beharrlichkeit! — Sie küßte Adele's Hand und verschwand im Gebüsch.

Noch am nemlichen Abend wanderte Mechtild nach Schwanfelde. Dort fand sie vor der Thür, unter der hohen Linde, Jungfer Lorchen sitzen, ihren Strickstrumpf in der Hand und den schöngeschliffenen Krystallkrug mit Weißbier und Zucker vor sich. Mechtild grüßte freundlich, Lor-

chen dankte kaum und gab nur so im Vorbeigehen den guten Rath, sobald als möglich das Dorf zu verlassen, ehe der Herr Commerzienrath nach Hause käme, der sie sonst gewiß wieder höflichst zum Dorf würde hinausbegleiten lassen. —

Na, nur nicht so barsch, schönes junges Kind! — unterbrach sie die Zigeunerin — Ein so schmuckes Mädchen, wie Ihr seid, Mamsell Lorchen, könnte wohl ein Bischen freundlicher gegen arme Leute sein, und den Herrn, über den Ihr doch Alles vermögt, mildthätiger stimmen!

Zweifach hatte Mutter Mechtild sich so eben empfohlen. Die Schönheit und Jugend, und die Herrschaft über Herrn Blüthenstengel; von beiden hörte das blühende, von Gesundheit strotzende Lorchen sehr gern reden. — Euer Vater ist gestorben? begann Lorchen.

Ja, liebe Mamsell! Vielleicht lebte er noch, hätte er hier bleiben können, und hätten wir ihn nicht in Wind und Wetter nach Hallwitz bringen müssen.

Nun, vergeßt das; Ihr seid eine Last los.

Die wir gern noch länger getragen hätten, — sagte Mechtild schnell — obgleich unser Ober-Aeltester mir prophezeit hat, daß nach seinem Tode erst Glück und Segen über mich kommen werde.

Noch eins! — fiel ihr Lorchen in die Rede — Ihr habt in Hallstein der Gesellschaft prophezeit?

Ja, schönes Kind! — Gebt Euer weiches Pätschchen nur her, ich will Euch auch prophezeien. Alles soll eintreffen auf ein Haar! — Sie nahm Lorchens weiche, weiße Hand und betrachtete sie genau. — Sonderbar! — rief sie endlich aus und fuhr mit ihren langen Fingern in der Hand herum — Da steht das Unglück, da kommt das Glück; erst jenes, dann dies! Hm, Hm! wie soll ich das deuten? Der Zug da oben — nun hab' ich es! Euer Glück liegt in Eurer Hand — hört!

Im einsamen Schlosse — das seh' ich genau,
Wird Fest bald vom Feste vertrieben;
Es ziehet herein die stattlichste Frau —
O wäre sie draußen geblieben!
Doch macht es die Schöne der Schönen nur recht,
Ist plötzlich das Unglück entschwunden;
Der Herr wird dann wieder zum dienenden Knecht
Und —

Nun, was?

Und jegliches Paar ist verbunden!

— so endete schalkhaft Mechtild. — Da stehen sie Beide, hier, seht nur! sagte sie, indem sie auf zwei Linien zeigte, die in einander liefen; Lorchen lächelte beifällig. — Der Herr ist wohl viel in Hallstein? fragte nun Mechtild.

O ja!

Wäldchen seid, bin ich wieder bei Euch; geht, Ihr wißt, meinem Willen laß ich keine Fesseln anlegen!

Und was willst Du noch hier?

Ihm Lebewohl sagen! Geht doch! —

Thöriges Kind! brummte die Zigeunerin und ging.

Schweigend und verwundert hatte Rudolph den Streit zwischen Mutter und Tochter angehört. Auch Hanna schwieg jetzt und sah nur zuweilen der Mutter nach; sobald diese aber nicht mehr zu sehen war, hob sie den Blick, stand kühn, fast majestätisch vor dem Jüngling und sprach: Ihr gabt mir den Kranz — Dank Euch! — Seine Blüthen und Blumen werden verwelken; auch Hanna wird vergehen, aber meine Liebe, meine Dankbarkeit nie! — Doch noch um Eins bitte ich Euch zum Lebewohl, um Eins, was nicht verwelken, und was ich frisch mit mir nehmen werde bis in die Gruft — Gebt mir zum Abschied Eure Lippen zum Kuß! Es sei der erste und auch der letzte! sagte sie bewegt — Dies mein Lebewohl auf ewig! — Sie stand glühend, wie das Verlangen, schön wie eine entfaltete Rose vor ihm; ihr Auge flehte, ihr Arm erhob sich, ihn zu umfangen, ihre Brust wollte die Hülle sprengen, da drückte Rudolph einen feurigen Kuß auf ihre Lippen. — Heiliger Gott! tönte es hinter ihnen, und als er sich erschrocken wandte, sah er Adele in des Vaters Armen liegen.

Hanna sank zu ihren Füßen, küßte ihre erstarrten Hände und war außer sich. — Pack' Sie sich fort! krähte Rebecka; der Freiherr schoß einen wüthenden Blick auf sie, und Rudolph sagte sanft; Geh', Hanna! Deine Mutter wartet! — Schnell drückte das Mädchen einen Kuß auf Adele's Lippen, sah stolz auf Rabecka — Lebe wohl! rief sie dann dem Jünglinge zu und sprang in das Gebüsch.

Ein geringer Unfall, daß etwas am Kutschgeschirr zerrissen war, hatte den Freiherrn auszusteigen gezwungen. Zu ungeduldig, um lange warten zu können, ging er mit den Fräulein voraus, in dem Schatten der Buchen den Wagen zu erwarten. Hier erblickten sie das Zigeunermädchen in Rudolph's Arm, und die Ohnmacht, die Adele plötzlich überfiel, verrieth ihr Herz.

Nun sehen Sie es ja selbst! — sagte Dame Rabecka höhnisch — Nun haben wir's!

Schweig'! — antwortete der Freiherr, den jetzt nur Adele beschäftigte. — Schaff' lieber Rath! — Endlich holte Rabecka aus dem Arbeitbeutel kölnisches Wasser und hielt es der Schwester vor. Sie schlug die Augen auf — Rudolph stand noch mit gesenktem Blick vor ihr, wie Einer, der sich seiner Schuld bewußt ist. Zum Glück kam der Wagen, und der Freiherr, der den Zufall und die langsam vor ihm her nach dem Dorfe ziehenden Zigeuner verwünschte, kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Mit klopfendem Herzen trat Rudolph in's Haus, wo er die Gäste schon alle versammelt fand. Glücklich war er, daß sie, zu sehr mit sich beschäftigt, auf ihn nicht achteten; die Blindeste hätte seine Verlegenheit bemerken müssen. Seine Augen trafen Adele, die, noch etwas blaß, ihn zu vermeiden schien; nur Rebecka's hohnblitzende Sterne standen ihm überall entgegen, er mochte hinschauen, wohin er wollte.

Man konnte es dieser gar nicht verdenken, daß sie nicht in Ohnmacht gefallen und weniger empfindlich über den Anblick im Wäldchen geworden war, als ihre sanftere Schwester. Nach dem Lieblingsplane des Freiherrn, über welchen Fräulein Rebecka eine fast despotische Gewalt übte, sollte, wenn der kleine Commerzienrath in Schwanfelde Adele erhandelt haben würde, Rudolph von Wankel Rebecka heimführen, das tief verschuldete Warlitz verkauft und mit dem übrig gebliebenen Gelde Hallwitz schuldenfrei gemacht werden. Der alte Rittmeister, den die langweiligen Schuldner fast mehr noch plagten, als das Podagra, ging gern in diesen Plan ein, und so fehlte nichts zu dessen Ausführung, als die Einwilligung der Hauptpersonen.

Aber zum allgemeinen Schrecken — den Rittmeister zwar kümmerte es wenig — schien es, als hätte man sich verrechnet. Rudolph benahm sich gegen Rebecka so ausgezeichnet artig, wie ein junger Mann von feinem Ton nur gegen ein Mädchen sich benehmen kann, die er durch Aufmerksamkeit für herzliche Theilnahme entschädigen will. Die scheue Verlegenheit aber, in der er sich Adele näherte, die Blicke, mit welchen er sie betrachtete, wenn er sich unbelauscht glaubte, dies mußte Rebecka, welche die Liebe nach allen Systemen studirt hatte, über seine Wünsche aufklären. Ihr war daher die heutige Begebenheit im Wäldchen willkommen. Adele war ihr gefährlicher als ein Zigeunermädchen, und sie hoffte, daß diese Scene einen förmlichen Bruch herbeiführen werde.

Adele verbarg den Schmerz, den sie über Rudolphs vermeinte Untreue fühlte. Die erste Liebe, wenn sie still verborgen glüht und ihre Sonnenstrahlen nur noch aus sich selbst ziehen muß, hat gar zarte Fäden, die unsanft ergriffen, leicht zerreißen. — Ich will aus meinem Traum erwachen! sagte sie zu sich selbst, als er mit einer Armensünder-Miene vor ihr stand — und in dem andern Augenblick schlummerte sie schon wieder und der verscheuchte Traum umgaukelte sie von neuem.

Während des Essens saß Adele neben Herrn Blüthenstengel, der sich mit zärtlich-sorgsamer Liebe mehrmal nach ihrem Befinden erkundigte, und sie konnte Rudolph nur verstohlen ansehen. Er saß, schwermüthig vor sich niederblickend, zwischen Rebecka und Luitgarde, die alles Mögliche thaten, ihn in ihre Unterhaltung zu ziehen. Vergebens! Endlich wurde Rebecka darüber empfindlich und fing an, auf den Vorfall im Walde ihre matten Witze zu richten. Rudolph blieb immer still und hatte nur Augen für Adele, auf deren Gesicht Unmuth und Schmerz sich ausdrückten. Endlich

Wäldchen seid, bin ich wieder bei Euch; geht, Ihr wißt, meinem Willen laß ich keine Fesseln anlegen!

Und was willst Du noch hier?

Ihm Lebewohl sagen! Geht doch! —

Thöriges Kind! brummte die Zigeunerin und ging.

Schweigend und verwundert hatte Rudolph den Streit zwischen Mutter und Tochter angehört. Auch Hanna schwieg jetzt und sah nur zuweilen der Mutter nach; sobald diese aber nicht mehr zu sehen war, hob sie den Blick, stand kühn, fast majestätisch vor dem Jüngling und sprach: Ihr gabt mir den Kranz — Dank Euch! — Seine Blüthen und Blumen werden verwelken; auch Hanna wird vergehen, aber meine Liebe, meine Dankbarkeit nie! — Doch noch um Eins bitte ich Euch zum Lebewohl, um Eins, was nicht verwelken, und was ich frisch mit mir nehmen werde bis in die Gruft — Gebt mir zum Abschied Eure Lippen zum Kuß! Es sei der erste und auch der letzte! sagte sie bewegt — Dies mein Lebewohl auf ewig! — Sie stand glühend, wie das Verlangen, schön wie eine entfaltete Rose vor ihm; ihr Auge flehte, ihr Arm erhob sich, ihn zu umfangen, ihre Brust wollte die Hülle sprengen, da drückte Rudolph einen feurigen Kuß auf ihre Lippen. — Heiliger Gott! tönte es hinter ihnen, und als er sich erschrocken wandte, sah er Adele in des Vaters Armen liegen.

Hanna sank zu ihren Füßen, küßte ihre erstarrten Hände und war außer sich. — Pack' Sie sich fort! krähte Rebecka; der Freiherr schoß einen wüthenden Blick auf sie, und Rudolph sagte sanft; Geh', Hanna! Deine Mutter wartet! — Schnell drückte das Mädchen einen Kuß auf Adele's Lippen, sah stolz auf Rabecka — Lebe wohl! rief sie dann dem Jünglinge zu und sprang in das Gebüsch.

Ein geringer Unfall, daß etwas am Kutschgeschirr zerrissen war, hatte den Freiherrn auszusteigen gezwungen. Zu ungeduldig, um lange warten zu können, ging er mit den Fräulein voraus, in dem Schatten der Buchen den Wagen zu erwarten. Hier erblickten sie das Zigeunermädchen in Rudolph's Arm, und die Ohnmacht, die Adele plötzlich überfiel, verrieth ihr Herz.

Nun sehen Sie es ja selbst! — sagte Dame Rabecka höhnisch — Nun haben wir's!

Schweig'! — antwortete der Freiherr, den jetzt nur Adele beschäftigte. — Schaff' lieber Rath! — Endlich holte Rabecka aus dem Arbeitbeutel kölnisches Wasser und hielt es der Schwester vor. Sie schlug die Augen auf — Rudolph stand noch mit gesenktem Blick vor ihr, wie Einer, der sich seiner Schuld bewußt ist. Zum Glück kam der Wagen, und der Freiherr, der den Zufall und die langsam vor ihm her nach dem Dorfe ziehenden Zigeuner verwünschte, kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Mit klopfendem Herzen trat Rudolph in's Haus, wo er die Gäste schon alle versammelt fand. Glücklich war er, daß sie, zu sehr mit sich beschäftigt, auf ihn nicht achteten; die Blindeste hätte seine Verlegenheit bemerken müssen. Seine Augen trafen Adele, die, noch etwas blaß, ihn zu vermeiden schien; nur Rebecka's hohnblitzende Sterne standen ihm überall entgegen, er mochte hinschauen, wohin er wollte.

Man konnte es dieser gar nicht verdenken, daß sie nicht in Ohnmacht gefallen und weniger empfindlich über den Anblick im Wäldchen geworden war, als ihre sanftere Schwester. Nach dem Lieblingsplane des Freiherrn, über welchen Fräulein Rebecka eine fast despotische Gewalt übte, sollte, wenn der kleine Commerzienrath in Schwanfelde Adele erhandelt haben würde, Rudolph von Wankel Rebecka heimführen, das tief verschuldete Warlitz verkauft und mit dem übrig gebliebenen Gelde Hallwitz schuldenfrei gemacht werden. Der alte Rittmeister, den die langweiligen Schuldner fast mehr noch plagten, als das Podagra, ging gern in diesen Plan ein, und so fehlte nichts zu dessen Ausführung, als die Einwilligung der Hauptpersonen.

Aber zum allgemeinen Schrecken — den Rittmeister zwar kümmerte es wenig — schien es, als hätte man sich verrechnet. Rudolph benahm sich gegen Rebecka so ausgezeichnet artig, wie ein junger Mann von feinem Ton nur gegen ein Mädchen sich benehmen kann, die er durch Aufmerksamkeit für herzliche Theilnahme entschädigen will. Die scheue Verlegenheit aber, in der er sich Adele näherte, die Blicke, mit welchen er sie betrachtete, wenn er sich unbelauscht glaubte, dies mußte Rebecka, welche die Liebe nach allen Systemen studirt hatte, über seine Wünsche aufklären. Ihr war daher die heutige Begebenheit im Wäldchen willkommen. Adele war ihr gefährlicher als ein Zigeunermädchen, und sie hoffte, daß diese Scene einen förmlichen Bruch herbeiführen werde.

Adele verbarg den Schmerz, den sie über Rudolphs vermeinte Untreue fühlte. Die erste Liebe, wenn sie still verborgen glüht und ihre Sonnenstrahlen nur noch aus sich selbst ziehen muß, hat gar zarte Fäden, die unsanft ergriffen, leicht zerreißen. — Ich will aus meinem Traum erwachen! sagte sie zu sich selbst, als er mit einer Armensünder-Miene vor ihr stand — und in dem andern Augenblick schlummerte sie schon wieder und der verscheuchte Traum umgaukelte sie von neuem.

Während des Essens saß Adele neben Herrn Blüthenstengel, der sich mit zärtlich-sorgsamer Liebe mehrmal nach ihrem Befinden erkundigte, und sie konnte Rudolph nur verstohlen ansehen. Er saß, schwermüthig vor sich niederblickend, zwischen Rebecka und Luitgarde, die alles Mögliche thaten, ihn in ihre Unterhaltung zu ziehen. Vergebens! Endlich wurde Rebecka darüber empfindlich und fing an, auf den Vorfall im Walde ihre matten Witze zu richten. Rudolph blieb immer still und hatte nur Augen für Adele, auf deren Gesicht Unmuth und Schmerz sich ausdrückten. Endlich

Wäldchen seid, bin ich wieder bei Euch; geht, Ihr wißt, meinem Willen laß ich keine Fesseln anlegen!

Und was willst Du noch hier?

Ihm Lebewohl sagen! Geht doch! —

Thöriges Kind! brummte die Zigeunerin und ging.

Schweigend und verwundert hatte Rudolph den Streit zwischen Mutter und Tochter angehört. Auch Hanna schwieg jetzt und sah nur zuweilen der Mutter nach; sobald diese aber nicht mehr zu sehen war, hob sie den Blick, stand kühn, fast majestätisch vor dem Jüngling und sprach: Ihr gabt mir den Kranz — Dank Euch! — Seine Blüthen und Blumen werden verwelken; auch Hanna wird vergehen, aber meine Liebe, meine Dankbarkeit nie! — Doch noch um Eins bitte ich Euch zum Lebewohl, um Eins, was nicht verwelken, und was ich frisch mit mir nehmen werde bis in die Gruft — Gebt mir zum Abschied Eure Lippen zum Kuß! Es sei der erste und auch der letzte! sagte sie bewegt — Dies mein Lebewohl auf ewig! — Sie stand glühend, wie das Verlangen, schön wie eine entfaltete Rose vor ihm; ihr Auge flehte, ihr Arm erhob sich, ihn zu umfangen, ihre Brust wollte die Hülle sprengen, da drückte Rudolph einen feurigen Kuß auf ihre Lippen. — Heiliger Gott! tönte es hinter ihnen, und als er sich erschrocken wandte, sah er Adele in des Vaters Armen liegen.

Hanna sank zu ihren Füßen, küßte ihre erstarrten Hände und war außer sich. — Pack' Sie sich fort! krähte Rebecka; der Freiherr schoß einen wüthenden Blick auf sie, und Rudolph sagte sanft; Geh', Hanna! Deine Mutter wartet! — Schnell drückte das Mädchen einen Kuß auf Adele's Lippen, sah stolz auf Rabecka — Lebe wohl! rief sie dann dem Jünglinge zu und sprang in das Gebüsch.

Ein geringer Unfall, daß etwas am Kutschgeschirr zerrissen war, hatte den Freiherrn auszusteigen gezwungen. Zu ungeduldig, um lange warten zu können, ging er mit den Fräulein voraus, in dem Schatten der Buchen den Wagen zu erwarten. Hier erblickten sie das Zigeunermädchen in Rudolph's Arm, und die Ohnmacht, die Adele plötzlich überfiel, verrieth ihr Herz.

Nun sehen Sie es ja selbst! — sagte Dame Rabecka höhnisch — Nun haben wir's!

Schweig'! — antwortete der Freiherr, den jetzt nur Adele beschäftigte. — Schaff' lieber Rath! — Endlich holte Rabecka aus dem Arbeitbeutel kölnisches Wasser und hielt es der Schwester vor. Sie schlug die Augen auf — Rudolph stand noch mit gesenktem Blick vor ihr, wie Einer, der sich seiner Schuld bewußt ist. Zum Glück kam der Wagen, und der Freiherr, der den Zufall und die langsam vor ihm her nach dem Dorfe ziehenden Zigeuner verwünschte, kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Mit klopfendem Herzen trat Rudolph in's Haus, wo er die Gäste schon alle versammelt fand. Glücklich war er, daß sie, zu sehr mit sich beschäftigt, auf ihn nicht achteten; die Blindeste hätte seine Verlegenheit bemerken müssen. Seine Augen trafen Adele, die, noch etwas blaß, ihn zu vermeiden schien; nur Rebecka's hohnblitzende Sterne standen ihm überall entgegen, er mochte hinschauen, wohin er wollte.

Man konnte es dieser gar nicht verdenken, daß sie nicht in Ohnmacht gefallen und weniger empfindlich über den Anblick im Wäldchen geworden war, als ihre sanftere Schwester. Nach dem Lieblingsplane des Freiherrn, über welchen Fräulein Rebecka eine fast despotische Gewalt übte, sollte, wenn der kleine Commerzienrath in Schwanfelde Adele erhandelt haben würde, Rudolph von Wankel Rebecka heimführen, das tief verschuldete Warlitz verkauft und mit dem übrig gebliebenen Gelde Hallwitz schuldenfrei gemacht werden. Der alte Rittmeister, den die langweiligen Schuldner fast mehr noch plagten, als das Podagra, ging gern in diesen Plan ein, und so fehlte nichts zu dessen Ausführung, als die Einwilligung der Hauptpersonen.

Aber zum allgemeinen Schrecken — den Rittmeister zwar kümmerte es wenig — schien es, als hätte man sich verrechnet. Rudolph benahm sich gegen Rebecka so ausgezeichnet artig, wie ein junger Mann von feinem Ton nur gegen ein Mädchen sich benehmen kann, die er durch Aufmerksamkeit für herzliche Theilnahme entschädigen will. Die scheue Verlegenheit aber, in der er sich Adele näherte, die Blicke, mit welchen er sie betrachtete, wenn er sich unbelauscht glaubte, dies mußte Rebecka, welche die Liebe nach allen Systemen studirt hatte, über seine Wünsche aufklären. Ihr war daher die heutige Begebenheit im Wäldchen willkommen. Adele war ihr gefährlicher als ein Zigeunermädchen, und sie hoffte, daß diese Scene einen förmlichen Bruch herbeiführen werde.

Adele verbarg den Schmerz, den sie über Rudolphs vermeinte Untreue fühlte. Die erste Liebe, wenn sie still verborgen glüht und ihre Sonnenstrahlen nur noch aus sich selbst ziehen muß, hat gar zarte Fäden, die unsanft ergriffen, leicht zerreißen. — Ich will aus meinem Traum erwachen! sagte sie zu sich selbst, als er mit einer Armensünder-Miene vor ihr stand — und in dem andern Augenblick schlummerte sie schon wieder und der verscheuchte Traum umgaukelte sie von neuem.

Während des Essens saß Adele neben Herrn Blüthenstengel, der sich mit zärtlich-sorgsamer Liebe mehrmal nach ihrem Befinden erkundigte, und sie konnte Rudolph nur verstohlen ansehen. Er saß, schwermüthig vor sich niederblickend, zwischen Rebecka und Luitgarde, die alles Mögliche thaten, ihn in ihre Unterhaltung zu ziehen. Vergebens! Endlich wurde Rebecka darüber empfindlich und fing an, auf den Vorfall im Walde ihre matten Witze zu richten. Rudolph blieb immer still und hatte nur Augen für Adele, auf deren Gesicht Unmuth und Schmerz sich ausdrückten. Endlich

irgend einem außerrechtlichen Grunde nicht vollziehen würde, er verpflichtet sei, als Schadloshaltung dem Fräulein Braut 30,000 Thlr. sogleich baar zu alleiniger Verfügung auszuzahlen, auch zur Sicherheit die Documente über die auf Hallstein geliehenen 30,000 Thaler bei den hochfreiherrlichen Gerichten bis zum Tage der hohen Vermählung niederlegen müsse. — Ueber diesen Punkt spöttelnd, unterschrieb der Bräutigam; die zitternde Braut gleichfalls. Mechtild hatte derselben zwar noch gestern Muth eingesprochen und ihr die bestimmte Versicherung gegeben, daß in wenig Tagen Alles sich freudig ordnen würde; auch hatte, als sie am ersten Pfingsttage in Schwanfelde gewesen, Jungfer Lorchen, während des Herumführens in der Wirthschaft, mit bedeutendem Blicke gesagt: nur nicht so traurig, liebes Fräulein! Verlassen Sie sich auf die Prophezeiung und auf mich! — Aber doch klopfte ihr das Herz und sie konnte keinen sichern Faden finden, der sie aus diesem Labyrinthe leiten sollte.

Alles ging in Hallstein still und vergnügt, wie es schien, vor sich; nur die Braut war einsylbig. Der alte Familienpokal, ein Erbstück aus dem dreißigjährigen Kriege, machte fleißig die Runde; die Frauen standen auf, Rebecka und Luitgarde eilten zum süßen Mittagschläfchen, und Adele, die geopferte Braut, nach dem einsamen Lieblingplätzchen am See. Dem alten Diener der Themis wurde es kurz darauf auch zu eng im Saal. Er ging nach dem Garten, überdachte die vergangenen glücklichen Zeiten, wo diese Familie in Wohlstand und Reichthum gelebt, wanderte so sinnend immer weiter fort, und wollte eben ein: Fuimus Trojes fuitque Troja! ausrufen, als er erstaunt vor der Thür des Liebehüttchens am See zurückprallte, wo ein sonderbarer Auftritt sein Auge traf. Statt der Stelle aus der Aeneide rief er aus: Mein Gott! die 30,000 Thaler benebst dem Bräutigam sind verscherzt, meine Gnädige! — Adele riß sich erschrocken aus Rudolphs Armen, der, sich schnell fassend, den alten Mann bei der Brust packte und den Schwur von ihm forderte: was er gesehen, zu verschweigen, sonst schwör er ihm die fürchterlichste Rache. Lächelnd und ruhig antwortete der Alte: daß er von ihm nichts zu fürchten habe; er sei bis jetzt dem Fräulein Adele so väterlich zugethan gewesen, daß ihn nichts bewegen würde, sie zu verrathen, könne aber nicht umhin, zu gestehen, daß diese Begebenheit ihm sehr sonderbar vorkäme, und er dem Herrn von Wankel den wohlgemeinten Rath ertheile, sich baldigst zu entfernen. Er bot Adele den Arm und ging mit ihr dem Schlosse zu.

Auf dem Wege dahin begegnete ihnen Mechtild. — Herr! — sagte sie zu dem Justitiarius — ich habe nothwendig mit Euch zu reden, laßt das Fräulein nur allein gehen! — Der alte Herr sah die Zigeunerin mißtrauisch an. — Ich habe über Dinge von Wichtigkeit mit Euch zu sprechen, kommt nur mit mir! — Der Alte folgte zögernd. Als er aber wieder in den Ahnensaal trat, glänzte Freude aus seinen Augen, und sein Blick schien den alten Gewappneten und Allongen-Perrücken Trost zuzuwinken.

Die Herren waren eben sämmtlich auf den Hof gegangen, wo der neue Wagen des kleinen Mannes gemustert und beschaut wurde, insoweit nemlich der Wein eine solche Besichtigung erlaubte; der Gerichthalter begab sich gleichfalls dahin.

Recht schön! — sagte er — aber es ist doch traurig, wenn man sechzehn Pferdefüße braucht, um seinen Körper ein halb Stündchen weit fortbringen zu lassen. Sehe ich nun noch den nothwendigen Wagen-Apparat, so freue ich mich immer meines rüstigen Alters, das mir noch so manchen Weg zu gehen erlaubt, ohne die armen Bauerpferde plagen zu müssen. Es ist eine schöne Sache um ein ungeschwächtes Alter, das noch kräftig einher tritt.

Glauben Sie etwa, Herr Justitiarius! — rief Herr Blüthenstengel — daß die Nothwendigkeit unser Einen zwingt, sich Equipage zu halten? — Mit nichten! Ich laufe mit Ihnen um die Wette, und für mich sind Wagen und Pferde ein nothwendiges Uebel, das ich des Anstandes und der Schicklichkeit wegen tolerire.

Es sollte Ihnen doch sauer werden! entgegnete der Gerichtshalter.

Was?! — unterbrach ihn heftig der kleine Mann — Adam! Du fährst nach Schwanfelde, ich brauche Dich hier nicht! Johann, Du bleibst hier! — Mein Bräutchen — sagte er, sich zu Adele wendend, — soll sehen, daß ich noch ein rüstiger Mann bin!

Heute verließ der Commerzienrath wohlweislich Hallstein bei guter Zeit und wanderte mit seinem treuen Johann, da es erst Zehn geschlagen hatte, getrost seiner Heimath zu, heute nur von Liebe und nicht vom Weine berauscht. Ohne irgend ein Abenteuer waren sie durch das Dorf gekommen und betraten eben die Nuß-Allee, die längs der Kirchhofmauer nach Schwanfelde führte. Am äußersten Ende des Kirchhofs ragte hier ein weißer Fliederbaum empor, und — hatte nun Jungfer Lorchen den alten Johann mit in das Complott gezogen, oder geschah es zufällig, — kaum waren sie noch funfzig Schritte von dieser Stelle entfernt, so sagte der Alte: Sehen Sie, gnädiger Herr! da unter dem Fliederbaum in der Ecke, wo der Mond so hell hinscheint, da liegt der alte Zigeuner begraben.

Alle Heiligen! — Du Esel! — rief der kleine Mann, und der Schreck lähmte seine Glieder; er sah starr und beweglos nach dem Grabe hin.

Wehe! Wehe! — tönte es in diesem Augenblick vom Kirchhofe — Wehe über meinen Mörder! — und zugleich hob sich langsam eine weiße, gespenstige Gestalt hinter dem Grabe empor, die, immer höher werdend, sich zu nähern schien. Hatte der Schreckenston Blüthenstengels Schritte gebannt, so beflügelte die Schreckensgestalt seine kurzen Dachsbeine. Schneller als je, immer noch den Unkenruf „Mörder“ hinter sich hörend, floh der Kleine, dem Johann nicht mehr folgen konnte, durch das Buchenwäldchen seiner Wohnung zu, wo er halb todt in Jungfer Lorchens Arme sank.

Fast wäre er hier aus dem Fegefeuer in die Hölle gerathen; denn ein Schwall von Vorwürfen überströmte ihn. Was er nun ohne sie machen wollte? war der Refrain der empfindsamen Tiraden, die sie ihm vordeclamirte, so daß der Gebeugte, dankbar ihre uneigennützige Liebe erkennend, still den Kamillenthee verschluckte, den sie ihm an sein Bett brachte. Als sie nun dem noch Zitternden die Füße warm zudeckte und ihm das Kopfkissen zurecht legte, da drückte er sie an sich und meinte es gewiß in diesem Augenblick redlich mit seiner treuen Pflegerin; denn er bedachte, daß die schöne Adele wohl schwerlich gleiche Sorgfalt für ihn haben, wohl gar an seinem Krankenbette ganz andern Wünschen Raum geben würde. Lorchen, die den kleinen Mann kannte, träufelte noch manchen brennenden Tropfen in die sich öffnende Wunde seiner Besorgniß und verließ ihn dann in sorgenvollem Nachdenken über sein Schicksal. Zum ersten Mal sah er seine Heirath als Thorheit an, welcher er seine Ruhe, seine Gemächlichkeit, sein treues Lorchen opfern sollte; zum ersten Mal reuete ihn der Schritt, den er gethan, und hinderten ihn nicht die fatalen 30,000 Thaler, noch heute hätte er sich mit Ehren aus der Sache gezogen.

Neben diesem trüben Gemälde der Zukunft zeigte sich das Gespenst am Zigeunergrabe immer wieder mit fürchterlichem Grinsen. Daß es der Geist des alten Zigeuners war, dessen Tod er durch seine Härte herbeigeführt, wurde ihm immer gewisser; immer mehr und mehr verfolgte ihn der Alte auch hierher, und das leiseste Knistern, die mindeste Bewegung, die er in seinem Bette machte, Alles ließ die sparsamen Haare unter seiner Nachtmütze sich sträuben. Da schlug die Glocke; mit dem ersten dumpfen Laut faßte er nach der Schelle und zog sie heftig. Niemand hörte, selbst Lorchen nicht, doch mit dem eilften Schlag der alten Thurmuhr öffnete sich die Thür; freudig sah er seinem Rettung-Engel entgegen — und zwei verschleierte Gestalten traten herein und gingen langsam auf das Bett zu. — Alle guten Geister loben Gott, den Herrn! schrie Blüthenstengel und kroch tief unter die Decke, so daß nur noch der Zipfel der bebänderten Mütze zu sehen war.

Wir sind keine Geister! — sprach jetzt eine dumpfe Stimme — Wir haben Fleisch und Blut, was Dir gehört, falscher, treuloser Bösewicht! — Diese Anrede gab dem Kleinen Muth; er zog leise den Kopf aus der Bettdecke, blickte mit seinen graugrünen Augen ängstlich hervor und sah — eine Frau in ihren besten Jahren, in der Tracht der Bewohner der Unterpfalz, vor sich stehen, die er sogleich für die Zigeunerin Mechtild erkannte. Fleisch und Bein gaben ihm Muth. Er griff nach der Klingel, sie war verschwunden.

Was will Sie hier? fragte er, zornig im Bett auffahrend.

Dir Dein Kind bringen, das Du seit achtzehn Jahren nicht sahest und hülflos verlassen hast! — Sie warf den Schleier zurück, und Hanna stand lieblich und geschmückt vor ihm.

Starr sah der Commerzienrath das Mädchen an. — Du, Du wärst meine Tochter?! rief er aus und rieb sich die Augen.

Elender! und ich — so unterbrach ihn die Zigeunerin, trat ihm näher, und aus ihren Augen blitzte die Rache, — ich bin Mathilde, das Zigeunermädchen aus dem Creutznacher Walde, das Du verführtest und deren Dolch Du nur mit diesem Eheversprechen abwehrtest! — Sie hielt ein Papier in die Höhe. — Wähle zwischen der Rache und dem Gehorsam!

Was soll ich denn thun? stammelte der erschrockene Kleine.

Dies Document in Gegenwart zweier Zeugen und einer Gerichtsperson unterschreiben; dann wechsele ich es gegen Dein Eheversprechen aus, und ich und Hanna entsagen unsern Rechten an Dich.

Bebend nahm der Commerzienrath das Papier und las es. Er entsagte darin freiwillig seiner Verbindung mit Fräulein Adele von Werth und zahlte an Hanna 10,000 Thaler. Er zögerte.

Du willst nicht?! — rief Mechtild — Hoffe nicht, noch einmal meiner Rache zu entkommen, die Dich schon im vorigen Jahre getroffen hätte, mußte ich nicht dies Papier, was Deine Schuld bekennt, aus den Apenninen holen. Glaube nicht, durch Ausflüchte dem Arm der Gerechtigkeit zu entgehen, und träfe er Dich nicht, der meinige trifft sicher! — Ein blankes Messer fuhr aus der Scheide. Der Schatten meines geopferten Vaters wird Dich dann ewig peinigend verfolgen!

Jetzt trat Lorchen herein und fuhr, wie es schien, über den unvermutheten Besuch zurück; doch Herr Blüthenstengel suchte sie schnell zu beruhigen. — Laß nur, laß nur! — sagte er mit schwacher Stimme — ich kenne die Leutchen, doch was willst Du?

Der Gerichthalter von Hallstein hat sich verirrt und bittet um ein Nachtlager.

Ein Zeichen von Gott! — rief der Geängstigte — Schick ihn zu mir herauf, ich habe mit ihm zu reden. — Er kam; Mechtild und Hanna traten ab. Bald darauf rief der alte Justitiarius sie wieder herein, und noch in dieser Nacht wurde das Geschäft beendet. Das Document war unterschrieben, die Papiere wurden ausgewechselt und Mechtild entfernte sich mit Hanna.

Lorchen! — sagte der Kleine, als sie allein waren, und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. — Zwischen uns bleibt's beim Alten. Pflege mich jetzt nur doppelt und halte mich in Ehren; ich habe Dich mit 40,000 Thalern erkauft!

Feierlich stieg die Morgensonne im Osten empor, als die Zigeuner um das Grab sich versammelt hatten und auf etwas zu warten schienen. Da kamen Mechtild und Hanna die Nußbaum-Allee entlang und traten zu ihnen. — Hanua nahm das Körbchen mit Blumen, das am Fuß des

Grabes stand, und schmückte es mit den duftenden Blüthen. Vater Josias goß die stärkenden Getränke über das Grab, während die Andern ihre stillen Gebete murmelten und Einer unter ihnen ein kleines schwarzes Kreuz auf das Grab steckte. Still knieten nun Alle und beteten. Hanna erhob sich zuerst, ging andächtig um das Grab und sagte, so bald sie dem Haupte des Todten sich nahte: Ruhe in Frieden! wiederholte dies drei Mal, und die Uebrigen, still vor sich betend, verließen dann das Grab. Nur Hanna blieb, kniete neben dem Hügel und weinte. Es sollte ja das letzte Mal sein, daß sie hier am Grabe des geliebten Großvaters beten und ihr Herz zu Gott erheben konnte.

Als sie geendet, ging sie mit langsamen, schwankenden Schritten, das Document in der Hand, das Adele's Eheversprechen auflös'te, dem Schlosse zu. — Noch schlief Alles in sanfter Ruhe; nur einige Dienstleute waren munter. Sie wankte durch die dunkeln Gänge des Gartens dem Hüttchen zu, das, der Liebe geweiht, am See stand. Sie trat ein, setzte sich auf die Moosbank und dachte den sonderbaren Fügungen des Schicksals nach, die sie wieder hierher geführt hatten, um noch einmal den Schmerzenkelch zu leeren. Ermüdet von den Begebenheiten dieser Nacht, legte sie sich auf die Bank, und der sanfte Schlummer, dieses freundliche Geschenk der Jugend, schloß ihre Augen.

Aber nicht Hanna allein hatte gewacht; auch Rudolph war in qualvoller Unruhe im Dunkel umher geirrt; er wußte durch Mechtild, daß diese Nacht über sein Schicksal entscheiden würde. Es trieb ihn hinaus in's Freie, und kaum graute der Morgen, so zog es ihn nach Hallstein, wo ihn sein Genius hin zu dem stillen Plätzchen, das sein thöriger Nebenbuhler nur für ihn erbaut zu haben schien, leitete. Hier fand er Hanna geschmückt auf der Moosbank entschlummert, das zusammengefaltete Papier in ihrer Hand, sorgenlos liegen. Er stand wie bezaubert vor der reizenden Gestalt, und ein stiller Seufzer, der aber doch gewiß nur Adele galt, hob seine bewegte Brust. — Schön bist Du! — sagte er leise — liebliches, braunes Mädchen! aber auch fromm und gut! — Ja, bei Gott! sprach eine leise Stimme und Adele's Rabenlocken wallten über seine Schulter. Auch sie hatte die Unruhe hierher geführt. Noch lagen sie Arm in Arm, als Hanna erwachte; beschämt sprang sie auf und trat, noch freundlicher als der Strahl der Morgenröthe, der durch das offene Fensterchen blickte, vor die Liebenden hin.

Nehmt diese Urkunde! — sagte sie zu Adele, und reichte ihr das Papier. — Möge das Glück Euch nie verlassen, die Liebe Eurem Herzen so treu bleiben, wie die Theilnahme des Zigeunermädchens! Seid glücklich! Lebt wohl! — und vergeßt mich nicht! Wenn am Tage nach dem Pfingstfest — fuhr sie traurig fort — die Meinen zum Grabe wallen werden und ich nicht unter ihnen bin, dann denkt an Hanna, die entfernt gewiß Eurer gedenkt! — Sie küßte Adele's Hand und wollte gehen. Doch

diese, welche das Papier rasch durchflogen hatte, hielt sie zurück. — Edles Mädchen! — rief sie aus, sie umarmend. — Heldenmüthige Dulderin, die das Opfer mit blutendem Herzen und freundlichem Auge bringt, bleib' bei uns!

Ja, Hanna! bat Rudolph; doch Hanna schloß mit ihrer kleinen Hand seine Lippen. — Keine Bitte, keinen Dank! Ich kann ihn nur verdienen, wenn ich gehe; den Frieden laß ich zurück! Lebet wohl! — Sie eilte fort.

Der Freiherr war nicht wenig überrascht, als ihn Adele bei dem Morgengruß mit der Nachricht empfing, daß ihr Ungetreuer schon in aller Frühe ihr den Absagebrief zugeschickt habe und auf die Documente verzichte. Er wollte es nicht eher glauben, bis der Gerichthalter eintrat und die Urkunde zeigte, laut welcher er die 30,000 Thaler, die er auf Hallstein geliehen, zu Gunsten des Fräuleins Adele cedirte. Der alte Mann trug nun dem Freiherrn die übrigen Verhältnisse vor, und der Plan, der auf Rebecka, die nun wohl den jungfräulichen Kranz mit in's Grab nimmt, gebaut war, ging auf Adele über. Der kleine Mann erschien nicht wieder in Hallstein, und als Adele und Rudolph ihre Hochzeit feierten, sprach auch der Priester den Segen über ihn und Lorchen.

Die Zigeuner kommen jährlich zum Pfingstfest, um das Grab ihres Ahnherrn mit Blumen zu schmücken und ihren Gebräuchen nach die Todtenfeier zu halten. Sie werden in Hallstein freundlich aufgenommen und dankbar bewirthet — Hanna ist aber nicht unter ihnen; sie kehrte nie wieder.

Ende des siebenten Bandes.

Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Fünfte Original-Auflage.

Achter Band.

Leipzig
Arnoldische Buchhandlung.
1867.

Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Fünfte Original-Auflage.

Achter Band.

Leipzig
Arnoldische Buchhandlung.
1867.

Inhalt des achten Bandes.

Das Mädchen von Esslingen.

1.

Der wilde Jäger.

Der Sturm braußte durch den Odenwald und schleuderte die mächtigen Stämme der hundertjährigen Eichen mit furchtbarem Krachen zu Boden. Schwarze Gewitterwolken, zornig ihrer Blitze sich entladend, flogen über den dunkeln Wald hinweg, die Donner rollten, den furchtbar heulenden Flügelschlag des Sturmes übertäubend, in tausendfachem Echo durch die Berge. Kein kühlender Regen erquickte die feuerschwangere Luft, drückend ruhte sie über der Natur.

So war die Nacht, in der sich aus den Ruinen des Schnellert's eine dunkle Gestalt erhob. Immer höher und höher trat sie über das verwitterte Gemäuer hervor, und schwebte dann, wie eine düstere Nebelgestalt über den Zinnen des alten Thurmes hinweg. Grausig war ihr Ansehn; als habe der Sturm einer Gewitterwolke die Umrisse einer Menschengestalt gegeben, so geformt, und doch formlos, so körperlich, und doch körperlos, schwebte sie, wie aus feuchtem Abendnebel gehaucht, über die Ruinen. Der Sturmwind vermochte nicht, die luftig Schwebende zu jagen, ruhig zog sie seinem rauschenden Flügelschlage entgegen, und selbst der Donner schwieg, kein Blitz leuchtete mehr, nur der Mond breitete durch zerrissene Wolken seinen silberstrahlenden Schleier aus, der aber heute einem weißen Leichentuche glich.

Jetzt schwebte die Nachtgestalt über einer verdorrten, vom Blitz zerschmetterten Eiche, auf deren kahlen Aesten Rabe und Uhu, in banger Furcht, lautlos neben einander saßen, und aufwärts nach ihr blickten, die jetzt ihren feuchten Mantel, ihn wie einen Nebelstreif abrollend, hinter sich ziehen ließ, sich zur Erde senkte und einen Schlafenden, den sie in ihren Riesenarmen trug, unter den verdorrten Baum niederlegte. Nicht mehr schwebend, eine furchtbare Gestalt, hoch über die Eiche, selbst über die jetzt scheu emporflatternden Nachtvögel ragend, stand sie, mit ihren Flammenaugen durch die finstre Nacht auf den Schlafenden blickend.

Dieser war ein Mann, in der Jagdkleidung der Ritter aus dem 14. Jahrhundert. Dunkles, schwarzes Haar rollte über die gefurchte Stirn, ein langer, krauser Bart machte das leichenbleiche Gesicht noch furchtbarer, und obgleich die Augen fest geschlossen waren, kein Glied sich rührte, kein Leben verkündender Athemzug die Brust hob, schien doch sein Schlaf unruhig, und die fest zusammengepreßten Lippen auf böse, schwere Träume zu deuten.

Während die Nachtgestalt, den Arm auf den Eichgipfel gestützt, unverrückt neben dem noch Schlafenden stand, schwieg der Donner noch immer; nicht des Blitzes Leuchten, nicht Mond, noch Sternenlicht erhellten das furchtbare Dunkel, und nur die drückende Schwüle hing noch mit ihrer Centnerlast über den Erdball gebreitet. Da tönte die Thurmuhr vom nahen Kloster, und mit ihrem ersten Schlage streckte die Riesengestalt den Arm über den Schläfer, und mit dem letzten elften Schlag erschallte, als ob die Erde in ihrer Tiefe zürnend grolle, ein dumpfes: Erwache!

Bei diesem Rufe öffnete der Schlafende die Augen und starrte staunend in die dunkle Nacht hinein, wo er, trotz der Finsterniß, die Geistergestalt neben sich stehen sah.

Ach! rief der Erwachte, und fuhr von seinem feuchten Mooslager auf: Du hier? Und ich wieder zum Verderben erwacht? — Also noch kein Erbarmen, keine Vergebung? —

Keine hallte es im dumpfen Echo wieder; die Gestalt erhob sich, rollte zusammen, und zog, gleich einem Morgennebel, den der Wind über die Stoppel treibt, einer Gewitterwolke nach, die sich nun von neuem ihrer Blitze entlud.

Der Mann blieb allein unter dem verdorrten Baume stehen, den jetzt die Raben krächzend umflogen. Der Sturmwind heulte wieder furchtbar durch das Gestein der verfallenen Burg, und durchrauschte den langen flatternden Bart des Mannes. Er schien es nicht zu achten, sein Flammenauge starrte vor sich nieder, und die vorhin so ruhige Brust hob sich stürmisch. Was mahnst Du mich so laut, Du längst vermodertes Herz? rief er endlich: Als ich noch unter den Lebenden wandelte, mahntest Du mich nie! Was rufst Du mir jetzt zu, den Blick hinauf nach dem furchtbaren, unerbittlichen Richter zu wenden, zu dessen Ohr nur ein frommes Gebet dringt, das mir, dem Sünder, versagt ist? — Warum beginnst Du erst jetzt menschlich zu fühlen, da kein warmer Tropfen Lebensblut aus Dir strömt? Was quälst und treibst und drängst Du mich dort hinauf, wo ich, ein Verworfener, ausgestoßen ward? — Bin ich nicht an diese Erde gebannt, die längst ihr Theil von mir zurücknahm, und muß ich nicht dennoch, Unglück verkündend, ein Todter unter Lebenden wandeln? — An mein Grab rütteln die Geister, daß mein Schlaf nicht friedlich sei, von meinem wilden Leben träume ich dort unten immer, und wenn die Furchtbaren rufen: Erwache! dann treibt mich die Sünde hinaus, ich muß

rennen durch Sturm und Nacht, muß jagen und jauchzen, und möchte jammern und sterben!

Wie oft hab' ich nicht im Leben, wenn meine frevelnde Hand den Dolch in des Unglücklichen Brust stieß, den Tod herbeigerufen, und jetzt, da ich ihn für mich erflehe, flieht er mir hohnlächelnd, seine Sense beugt den verdorrten Halm, doch knickt sie ihn nie. Ich lege mich in die Gruft, wie einst auf mein Lager, und mir graußt vor dem Erwachen; denn meine Morgenröthe ist finstere Rabennacht! — Für mich allein ist kein Todesschlaf! —

Als er dies sprach, schmetterten aus weiter Ferne Trompeten, Hörnerruf, widrig und kreischend, erschallte durch das Brausen des Sturmes, Rüden heulten, Rosse wieherten, und deutlich konnte man das Dröhnen ihres Hufschlags vernehmen. Bist Du auch schon in meiner Nähe, Unglücksgefährte? rief er, als er aus dem Walde zwei feurige Punkte, gleich zwei brüderlich neben einander hüpfenden Irrlichtern, sich nahen sah, bist Du auch schon hier, alter Greif, Du mein treuer Gefährte und Vollstrecker manch grausamen Befehls? Naht ihr schon, ihr wilden Gesellen meiner Fehden und Jagden? Soll der Unglückverkündende Kriegzug schon wieder beginnen, und die wilde Jagd durch Forst und Flur verwüstend ziehen? Naht ihr mir schon wieder, und behielt das Grab keinen von Euch zurück? — Nur sie erscheint mir nicht! — Ist Dir endlich Ruhe geworden, Unglückliche? Schläfst Du einen festen Schlaf, und wecken Dich keine bösen Träume, und keine Geister mehr, arme Mathilde? Wohl Dir! wenn dort oben Milde an Dir, Unschuldige, geübt wurde. — Du fehltest menschlich, ich — teuflisch! Starr sah er bei diesen Worten vor sich hin, da erblickte er eine graue Dogge winselnd zu seinen Füßen, und das Wiehern und Stampfen der Rosse, das wilde Gebell der Rüden schien immer näher zu kommen, immer lauter das Schmettern der Trompeten, und der Hörnerruf durch das Rauschen des Sturmes zu heulen. Aber auch Harfentöne, sanft und mild, drangen durch das höllische Chor, und auf den Zinnen des grauen Thurmes erschien eine lichte Gestalt, gleich einer weißen Friedentaube schwebte sie herab zu ihm, der, die luftigen Arme nach ihr ausstreckend, auch Du hier? Unglückliche! — ausrief.

Ich träumte, Du verließest mein Lager, verließest mich, sprach die Gestalt, da erwachte ich angstvoll, und obgleich meine Wunde noch brennt, warf ich doch das Leichentuch um, nahm die Laute, suchte Dich auf — und habe Dich gefunden!

Unglückliche! sprach der Jägermann dumpf vor sich hin, Unglückliche! wiederholte er, kehre heim, zurück in Deine Gruft!

Treibt mich auch kein Fluch aus meinem Grabe, öffnet es doch die Sehnsucht nach Dir, erwiderte sie traurig, oder ist es die Strafe für mein Vergehen, daß ich Dir im Tode so willig folge, wie ich es im Leben that?

Fliehe mich! rief er jetzt mit dem Tone der Verzweiflung, hörst Du,

nicht das wilde Heulen und Jauchzen? — Die Gräber haben sich aufgethan, die Todten sind erstanden, der Kriegzug beginnt, die wilde Jagd ist los!

Fasse Muth! bat sie den Verzweifelnden, vertraue dem Barmherzigen! Wende Dein Herz zum Himmel, sprich ein brünstiges, ein reuiges Gebet, es wird gewiß erhört!

Kann ich? fuhr er wild auf, kann ich dem Dämon, der mich erfaßt, gebieten: Laß mich los! O! möcht' ich auch beten, ich kann nicht!

Otto! rief, vom Schmerz ergriffen, die Gestalt, frevle nicht, häufe nicht das Maß Deiner Schuld noch mehr, des Herrn Barmherzigkeit ist groß.

Groß? rief er hohnlachend, während das wilde Krieggetöse immer näher kam, bewährte sie sich an Dir, Du Unglückliche? Läßt sie Dich im Grabe schlummern, ward Dir Vergebung? —

Aus meines Grabes Ruh zieht mich die Sehnsucht nach Dir, mein Geliebter; mit dem Blute, das aus meiner Wunde floß, entquoll die Liebe meinem Herzen nicht. Laß mich Dein guter Engel sein — vielleicht" —

Hoffe nichts, unterbrach er sie, und sein feuriges Auge rollte immer wilder, mich treibt der Fluch meines sterbenden Weibes: Auch noch im Tode zur Fehd' und Schlacht auszuziehen; und wenn dann die Krieger, bis die Friedensfahne weht, auf dem Rodenstein ruhen, treibt mich indeß die Sünde, mit meinen wilden Jagdgesellen hinaus in den Wald, dort über Flur und Saat, mit ihnen zu jagen. Wenn die Schuld mit blutbefleckter Faust an mein Grab klopft, muß ich erwachen, wenn der Tod, dem ich, ein wilder Schnitter der Halme, so Manchen mähete, auf seinem klappernden Rosse voranzieht, muß ich folgen. — Die hohen Föhren, die hundertjährigen Eichen beugen sich dann unter dem Hufschlag meines Rosses, und die Nebel zertheilen sich vor dem Schnauben der wilden Bestien, und dem gellenden Rufe meiner Hörner. — Was hilft mir der Wille, was hilft mir das dumpfe Gefühl der Reue? — das Schmettern der Hörner, der Jagdruf der Gesellen, übertäubt bald ihre leise Stimme. Zöge mein treuer Eckard nicht warnend vor mir her, wäre ich auch im Tode noch das Verderben der Menschen, wie ich es im Leben war.

Da tönte von dem Klosterthurm der erste dumpfe Schlag der Mitternacht, und auf des Sturmes Flügeln fuhren die vielen feurigen Gestalten einher; Ritter, schwarz geharnischt wie zur Schlacht, die Flammen-Lanzen in der Hand, einen feurigen Dornbusch statt Helmschmuck auf dem schwankenden Eisen-Helm, mit glühenden Augen aus dem geschlossenen Visir blickend; Reiter im Jagdgewande, mit bleichen Todtengesichtern, auf schwarzen und fahlen Rossen jagend; Rüden, los und gekoppelt, stürzten mit wildem Geheul heran; Hörner- und Trompetenschall, gellend und widrig, schmetterte durch das Toben des Sturmes und scheuchte die Nachtvögel auf, welche krächzend und ängstlich die Burg umkreisten; der alte

Leibknappe des Ritters, mit grauem, zottigem Barte, führte das schwarze, wiehernde Streitroß herbei, und Waffengeklirr und das wilde Hussa der Jäger erscholl durch Berg und Thal.

Da sank Mathilde vor dem Jägermann zusammen, bleib zurück! Otto! flehte sie, bleib zurück, laß sie ziehen — fasse Muth, und wende Dein Herz zu Gott!

Ich muß! rief er, als der letzte Schlag verhallte, Unglückliche, ich muß! Mich treibt meine Schuld! — Er riß Helm und Lanze aus des Knappen Hand, schwang sich auf das bäumende, schnaubende Roß, und sprengte vor dem Kriegzuge her. Blas't! Blas't Trompeter! brüllte er, laßt die Hörner erschallen, ihr Jäger! laßt die Rüden los, ihr Gesellen! — Seht ihr die Führer nicht nahen?

Und auf einem falben Rosse jagte rasselnd der Tod über sie her, ihm zur Seite, die lockende Gestalt der Sünde; sie ließen sich an der Spitze des Kriegzugs nieder, der unter Waffengeklirr und Trompetenklang, langsam und ernst gen Rodenstein zog. Vom Blitz geleuchtet, vom Donner begleitet, rauschten schweigend die lustigen Jagdgesellen in wilder Unordnung hinterdrein; denn erst vom Rodenstein aus begann ihre wilde Jagd.

Nur Mathilde blieb, die Harfe im Arm, unter dem Baume zurück, sah traurig dem Zuge nach, und achtete des Jünglings nicht, der, ihren lustigen Zelter haltend, sehnsuchtvoll nach ihr blickte. Wollt Ihr nicht aufsitzen, Herrin, und ihm folgen? fragte er endlich; doch sie hörte nicht auf ihn, knieete nieder, und ihr Schmerz sprach sich im frommen Gebete aus. — Da zerrann, bei ihren heiligen Worten, die luftige Gestalt von Diener und Roß, ein feuchter Nebelstreif zog über die Trümmer der Burg dahin; die Betende blieb allein.

Der Sturm hatte sich gelegt, das Gewitter war vorüber, unbewölkt warf der Mond sein Silberlicht über die Trümmer der Burg, hell glänzten die eckig gehauenen Steine des halb verfallenen Thurmes, und die Regentropfen funkelten wie Cristall vom Mondlichte bestrahlt. Der Nachtwind rauschte nur leise durch das alte Gemäuer, und das hohe Gras, das in der verödeten Kapelle die Gräber deckte, schwankte, von seinem kalten Hauche berührt, hin und her. Die Nachtvögel waren wieder zur Ruhe gegangen; die betende Geistergestalt störte sie nicht.

Diese hatte sich jetzt von der Stelle unter dem Baume erhoben, und schwebte zu den Trümmern der Burg zurück. Hier ließ sie sich auf einem hohen Steine, der wahrscheinlich einst der Altar der Kapelle gewesen war, nieder, die Stunde des angstvollen Schlummer, den ihr die Morgenröthe brachte, zu erwarten. Stunden waren an ihr vorüber gegangen, sie hatte es nicht bemerkt; ihre Harfe im Arm, ihr Auge nach den Sternen gerichtet, schwanden sie ihr unbeachtet. Doch jetzt, als sie aus der Ferne Rüdengebell und Hörnerklang vernahm, fuhr sie auf, — barmherziger Gott, erhöre mein Gebet! rief sie, auf ihre Kniee sinkend, — vergieb mir meine

Schuld, vergieb ihm seine Sünde, gieb ihm Kraft, sich zu Dir zu wenden — gieb uns die ewige Ruhe! —

Und es rauschte über ihr, gleich dem Flügelschlag aufgescheuchter Nachtvögel; Schatten, grau und düster, schwebten über das Gemäuer dahin, und der Ritter von Rodenstein senkte sich aus den Lüften vor ihr nieder. Auf, auf! rief er, auf Mathilde! Im Osten beginnt der Tag zu grauen; die Jagd ist vorüber, klopf an die Pforte, daß sie sich öffne! —

Willst Du Dich wieder ohne Nachtgebet zur Ruhe legen? fragte sie traurig.

Auf meinem Jagdzuge habe ich das Beten verlernt — komm Liebchen! Komm ins kühle Bett, zwar nur eng und klein, schauerlich und kalt; doch zieht es mich hin. Mach auf die Pforte, Du klappernder Thorwärter, rief er, mach auf, ich komme mit meinem Liebchen. Er streckte den Arm nach ihr — sie versanken.

2.

Magdalene.

Gevatter! Gevatter! sagte der kleine, verwachsene Stadtschreiber der freien Reichsstadt Eßlingen zu dem stämmigen Wirthe der Herberge zum schwarzen Adler, allzu scharf macht schartig! Was soll der ewige Unmuth, was soll das Schmollen über Dinge, die nicht mehr zu ändern sind!

Trinkt, Herr Stadtschreiber! erwiderte Benedikt Hegelin, der Wirth, laßt es Euch schmecken, kümmert Euch um die Wohlfahrt unserer Vaterstadt und nicht um meine Laune, die wird durch Eure gesuchten, wohlgesetzten Reden nicht geändert. Er schenkte ihm bei diesen Worten das Kelchglas wieder voll, dann sagte er mit Unmuth: es ziehen von neuem trübe Wolken jenseits des Rheins über unser liebes Deutschland her; der französische König wirbt, aus allen Provinzen ziehen die Kriegsvölker der Grenze zu, und kaum hat der harte Friede von Nimwegen den deutschen Landen einige Ruhe gegönnt, kaum sind die Brandstätten wieder bebaut, so droht der Krieg von neuem zu wüthen. Trinkt doch, Herr Stadtschreiber! unterbrach er seine politische Klagrede, trinkt, und seht mich nicht so seitwärts mit Euern blitzenden Augen an; Ihr wißt, ich liebe einen offnen, geraden Blick.

Ja! erwiderte der kleine Mann, mit dem größten Gleichmuthe aus dem frischgefüllten Kelchglase nippend, Ja, es scheinen trübe Zeiten einzutreten, deßhalb muß auch alles in Fried' und Freundschaft zusammen halten, nur das allgemeine Wohl vor Augen haben, und Privatfeindschaft

vergessen sein. Zugleich ist es gerathen, sein Haus zu bestellen, und Euch vorzüglich möcht' ich warnen!

Herr Stadtschreiber, fuhr Benedikt auf, — Ihr wißt, wie ungern ich mir ein Glas Wein, diesen edlen Trank, vergällen lasse, wie ungern ich in meinem Hause meinen Gästen, besonders solchen werthen Gästen, wie Ihr, Unfreundliches sagen mag.

Beruhigt Euch, lieber Nachbar, unterbrach ihn der Stadtschreiber beschwichtigend, Gut Ding will Weile haben, und zu einem guten Entschluß gehört ein weiser Rath, deßhalb bitte ich, werther Gevatter, hört mich ruhig an, und faßt die Ueberzeugung, daß nur wahre Freundschaft für Euch mich zu sprechen zwingt, besonders da ich weiß, wie leicht meine Reden einen so alten Freund gegen mich aufbringen könnten.

Nun so beginnt Euern wohlstudirten Sermon, sagte Benedikt verdrießlich, und setzte sich in seinem Lehnstuhl zurecht, nur erwartet nicht, daß ich Euch unterbrechen, oder wohl gar mich mit Euch in einen Wortwechsel einlassen soll; Eure Zunge ist gewandt, Ihr seid ein hochstudirter und zugleich ein listiger Mann; ich ein schlichter Reichsbürger, der nur das Herz, nicht Spitzfindigkeiten auf der Zunge hat, — wofür Gott ewig gelobt sei.

So bitte ich wenigstens für heute noch um geneigtes Gehör, begann nun der Stadtschreiber, dem gar nicht vor seines Gevatters Schweigen bange war. Ihr seid seit dem letzten Schwörungstage mit der Rathswahl unzufrieden, glaubt, Ihr wäret durch allerhand Ränke von der Wahl ausgeschlossen, und Euch zu kränken, wäre der Burgemeister Beer, Euer bitterster Feind, gewählt worden.

Nun, ist dem nicht so? fuhr Benedikt auf, — hab' ich nicht — doch ich wollte Euch ja nicht unterbrechen — fahr nur fort!

Selbst mich, Euern bewährten Freund, hattet Ihr in Verdacht, daß ich aus kleinlicher Rache dazu beigetragen, und manchen von Euerm Anhang Euch abwendig gemacht hätte — Ihr irret —

Nun ja, ich irrte! unterbrach ihn der Adlerwirth von neuem — wenn Ihr es meint, nun ja! — aber nur weiter.

Ihr zürnt deßhalb der Stadt, seid dem Rath in Allem zuwider, wiegelt Eure Freunde auf, dringt auf genaue Ablegung der Rechnungen, stört in jetziger calamitätenvollen Zeit die so nöthige Eintracht, macht Euch dadurch die halbe Stadt zu Feinden, und versperret Euch, für das künftige Jahr, alle Ansicht zu Amt und Ehren.

Wie Gott will! sprach Herr Benedikt mit ruhigem Ernst, mögen doch alle Schufte, und die es nicht redlich mit der Vaterstadt meinen, mir Feind sein oder werden, wenn mir nur die wenigen rechtlichen Männer zugethan bleiben, deren unsre Stadt noch manchen zählt; doch weiter, weiter, die Kanne ist bald leer, ich muß sonst, ehe Ihr beendet habt, hinaus, sie wieder zu füllen.

Darum rath' ich Euch, Euere Freunde zur Eintracht zu ermahnen,

und ihnen mit gutem Beispiel voran zu gehen, fuhr der Stadtschreiber fort, ohne sich im mindesten aus seiner kalten Ruhe bringen zu lassen. Dies mein Rath in Hinsicht der Stadt; nun von dem, was mich persönlich und näher angeht.

Das alte Lied! unterbrach ihn Benedikt mürrisch, während der Stadtschreiber sich durch einen Trunk zu seiner Rede stärkte.

Ihr habt mir nun schon zweimal Eure Tochter für meinen Sohn versagt, begann er, ohne mir einen andern Grund anzuführen, als daß Ihr ihn nicht zum Eidam wollt. In jetziger Zeit, wo der politische Horizont so trübe wird, ist jeder Jungfrau eine Stütze nöthig, und um so mehr, wenn Gott sie mit Schönheit und Anmuth begabt hat, wie Euer Töchterlein; in Kriegszeiten ist Schönheit nicht immer eine kostbare Mitgift. — Und was könnt Ihr gegen meinen Sohn haben? Ist er nicht ein feiner, wohlgebildeter junger Mann, erlaubt Ihm sein einträgliches Geschäft nicht, ein Weib zu nehmen, und glaubt Ihr, der alte Mathias Keller würde seine Truhen unter Schloß und Riegel halten, wenn Jungfer Magdalene als Hausfrau in seines Sohnes Wohnung einzöge? Haltet mich nicht für so filzig! Ich gebe meinem Andreas ein gleiches Heirathsgut mit, wie Ihr Eurer Tochter —

Der Mann im Lehnstuhle schwieg.

Nun, fuhr der Stadtschreiber fort, dem dies Schweigen die Hoffnung mehrte, nun, überlegt nicht lange — Mein Andreas ist jung, hübsch, reich, ein ehrenwerther Mann.

Ein unwillkürliches spöttisches Hm! das Herrn Benedikt entschlüpfte, unterbrach den glücklichen Vater auf unangenehme Weise in dem Fluß seiner Rede, — was soll der spöttische Ausruf bedeuten, Herr Gevatter? fragte er jetzt, den immer noch in Gedanken Sitzenden, zweifelt Ihr etwa, daß mein Andreas ein ehrenwerther Mann sei? —

Herr Stadtschreiber, nahm der Wirth zum schwarzen Adler das Wort, rückte seinen Sorgenstuhl näher, nahm sein schwarzes Käppchen mit Heftigkeit ab, und legte es zusammen geballt neben sich, Ihr habt mir im Leben manche Gefälligkeit erzeigt, zwar keine umsonst, doch das thut nichts zur Sache, seid mein Nachbar, und bis jetzt haben wir immer in Friede und Freundschaft neben einander gelebt, ich habe Euern Sohn, Ihr meine Tochter zur Taufe gehalten, und so bestand seit vielen Jahren ein freundliches, wenn auch kein herzliches Verhältniß unter uns beiden, das ich in meinen alten Tagen nicht gern gestört sehen möchte. Deßhalb wich ich den Bewerbungen für Euern Sohn aus, ohne Euch reinen Wein einzuschenken, ich glaube aber, ich that nicht gut daran, denn der gerade Weg ist immer der beste und darum will ich ihn jetzt wenigstens gehen, und nun nichts für ungut, Herr Stadtschreiber! Er setzte sein Käppchen wieder auf und fuhr dann fort: was die Rathswahl anbetrifft, so weiß ich, daß Ihr mir, trotz Euren Versicherungen, entgegen waret, Ihr hattet Eures Sohnes

wegen einen Groll auf mich geworfen, und vergaßt darüber so Manches, was Ihr nicht hättet vergessen sollen. Ich habe Euch vergeben; in der Leidenschaft handelt der Mensch nicht immer, wie er soll. Warum ich aber Euern Sohn nicht zum Eidam mag? Meine Magdalene mag ihn nicht zum Manne, ich wünsche mir ihn nicht zum Eidam. Seht, das sind von den mancherlei Ursachen die hauptsächlichsten, und es bedarf nun wohl keiner Rede mehr. —

Er schenkte bei diesen Worten die Kelchgläser wieder voll. Der Stadtschreiber, ohne sein Gesicht nur im mindesten zu verändern, hatte ihm ruhig zugehört, hatte ihm das leere Glas hingehalten, und erst, als der alte Reichsbürger das Zimmer verlassen, umzog ein teuflisches Lächeln seinen Mund, wobei er nachdenkend in das gefüllte Glas blickte. Jetzt mochte ihm ein böser Geist einen klugen Gedanken eingegeben haben, denn er sah, beifällig mit dem Kopfe nickend, auf, sein Entschluß schien gereift, und als der Wirth wieder eintrat, war des Stadtschreibers Gesicht so ausdrucklos, so flach und gleichgültig, als ob zwischen ihnen beiden nichts vorgefallen sei.

Nun dann, werther Gevatter! brach er endlich das Schweigen, so hart Euer eben gesprochenes Wort auch für mich war, so sehr es mir auch alle Hoffnung für meinen Sohn genommen hat, soll doch Friede und Freundschaft ferner unter uns sein und bleiben. Auch wenn Eure Magdalene meine Schwiegertochter nicht wird, soll sie und Euer zukünftiger Schwiegersohn dennoch hoch leben, kommt, stoßt an!

Wie meint Ihr das, und wen meint Ihr? sagte Herr Benedikt, das Glas unberührt vor sich auf dem Tische stehen lassend, — aus Euern Augen, Gevatter, blitzt die Schadenfreude, erklärt Euch deutlicher.

Nun, Freund! Was bedarf es da weiterer Erklärung, nahm der Stadtschreiber das Wort, was die ganze Stadt weiß, werde ich doch wohl auch wissen können.

Was wißt Ihr, was weiß die ganze Stadt? fuhr Benedikt heftig auf.

Daß der Kaufmannssohn aus Gmünd, der bei dem Würtemberger Reiter-Geschwader in Tübingen steht, Eurer Tochter Herz schon längst gefesselt hat

Aber das Meine nicht! unterbrach ihn der Vater, immer heftiger werdend.

Glaube es wohl, fuhr der Stadtschreiber fort, wie könnte auch ein so rechtgläubiger, lutherischer Christ sein Kind einem Katholiken geben wollen.

Nimmermehr, nimmermehr! fuhr Benedikt von neuem auf.

Und deßhalb dachte ich so nach meinem geringen Verstande, daß es doch wohlgethan und besser sei, der Sache durch eine anderweitige schnelle Heirath zuvorzukommen, ehe der Liebesteufel die Jungfrau ganz umstrickt, und sie von dem rechten Glauben abwendig macht. Er hielt inne, und beobachtete seinen Nachbar aufmerksam, der schweigend vor sich hin sah.

Ihr thatet überdies nicht wohl, Gevatter, fuhr er dann fort, das

Feuer, das in des Alten Auge blitzte, noch mehr anschürend, das Mädchen nach Gmünd zu Eurer Schwägerin zu schicken, nach jener Stadt, wo das Licht Lutheri noch nicht geleuchtet, und wo in jenem Hause schon manches gläubige Herz verführt wurde — Ihr thatet nicht wohl daran! — Doch, geschehene Dinge sind nicht mehr zu ändern, nur für die Zukunft kann der menschliche Verstand sinnen und grübeln, und ein guter, wohlgemeinter Rath nur dort Früchte tragen. Bei diesen Worten stand er auf, nahm sein Hütchen zur Hand, dankte höflich für gute Bewirthung, und verließ mit den Worten: grüßt Jungfer Magdalene freundlich von mir, das Zimmer.

Benedikt, der auf alle dies nur mit Kopfnicken geantwortet hatte, stand noch lange mit verschränkten Armen da, und sah gedankenvoll nach der Thür, aus welcher der Stadtschreiber gegangen war. Endlich seufzte er tief auf — sollt' es möglich sein! — Sollte mein Kind — murmelte er vor sich hin, meine fromme Magdalene wirklich von dem rechten Pfade gewichen, des Nachbars Rath eine warnende Stimme von Gott sein? — Nein, nein! rief er dann heftig, durch den Mund jenes gleißnerischen Mannes spricht Gott nicht zu mir, nur die Rache und eine böse Absicht sprechen aus ihm! Er setzte unmuthig das Trinkgeschirr wieder an seine Stelle, und ging, wie er es wohl zu thun pflegte, wenn er mürrisch war, nach dem obern Stübchen, wo gemeinhin Magdalene bei ihrer kränklichen Mutter saß.

Heute fand er aber sein Weib nur allein, er reichte ihr schweigend die Hand, und setzte sich auf Magdaleneas Platz, ihr gegenüber. Eine geraume Zeit saßen sie so, der Vater in Gedanken, die Mutter den Ausbruch seines Unmuths befürchtend; da er aber sein Schweigen nicht brechen wollte, und mit der linken Hand auf dem Tische trommelte und unverständliche Worte murmelte, ein Zeichen, daß er mit etwas Unangenehmen beschäftigt war, so glaubte sie reden, und ihn auf Anderes bringen zu müssen. Es sind heute wohl keine Gäste in der Schenkstube, da Du zu mir herauf gekommen bist? fragte sie deßhalb.

Genug, erwiderte er, der Konrad wird sie schon bedienen — Aber wo ist Magdalene?

Sie hat ihr Regentuch genommen und ist zu ihrer Freundin gegangen.

Ich liebe es nicht, wenn ein sittiges Mädchen, gleich einem unnützen Pflastertreter, von Straße zu Straße herumläuft, sagte er finster, sage ihr das! Es ist besser, sie bleibt zu Hause und pflegt ihre kranke Mutter, arbeitet und steht der Wirthschaft vor, damit sie dereinst eine gute, tüchtige Hausfrau werde, als daß sie von Straße zu Straße zieht. Sieh, alle der Schnak, den ich da auf dem Tische und in ihrer Arbeitslade sehe, gefällt mir nicht — Spitzen und Bänder, neumodisch Zeug, was über den Rhein zu uns gekommen ist, Firlefanz, von dem Du und deinesgleichen in Eurer Jugend nichts wußtet. Was soll der Plunder? Was nützt eine solche

Arbeit? Im Winter an den Spinnrocken, im Sommer das Linnen gebleicht und dann genäht, daß die Kasten voll werden, und wenn der Eidam die Tochter abholt, alles bereit ist, und dem Kinde nichts fehlt, als Gottes und der Eltern Segen, das ist Ordnung und Thätigkeit.

Die Mutter seufzte.

Ich verstehe Deinen Seufzer, Gertrud, fuhr Benedikt fort, Du möchtest den Eidam einziehen sehen, aber den, den Du und das Mädchen wünschet; Du kennst ihn, den Magdalene sich zu ihrem Verderben erkoren hat, bist schwach genug, der Thorheit Deines Kindes nachzugeben, und siehst nicht die Kluft, welche sie trennt. Denk' an die Vergangenheit, Mutter! sagte er nun, mit Herzlichkeit ihr die Hand reichend, denk' an unsre Jugend und ziehe Dir die Lehre daraus, daß es nicht gut sei, wenn der Glaube störend in das häusliche Leben tritt. — Wir liebten uns gewißlich treu und wahr, fuhr er, in der Erinnerung an die Vergangenheit traulicher werdend, fort: in Dir allein suchte ich mein ganzes Glück, ohne Dich wäre mir das Leben verhaßt gewesen, und doch hätte ich den Muth gehabt, Dir zu entsagen, wenn Du Dich nicht zur reinen Lehre bekannt hättest. Du thatest es anfangs mehr aus Liebe, als aus Ueberzeugung, und erst als Du das Wahre vom Falschen sattsam unterscheiden lerntest und das Licht, hell und klar, Dein Inneres erleuchtete, danktest Du mir, daß ich Dich recht geleitet. Und doch Barbara, doch hat, besonders in spätern Jahren, der Glaube uns so manche schöne Stunde getrübt, und leugne es nicht, — Du bist, seit Gicht und Krankheit Dich plagen, und Gott Dir schwere Lasten auflegte, in Deinem Glauben irre geworden, und zuweilen mag sogar ein Zweifel in Dir aufsteigen, ob Du recht thatest, dem Papstthum abzuschwören. Weine nicht, Mutter! sagte er, sie zu beruhigen, fasse Dich, Gott ist ein barmherziger Vater, er wird Dir die Zweifel Deines gedrückten Geistes vergeben, aber trotz seiner Barmherzigkeit würde er Dir es nie verzeihen können, machtest Du unser Kind in seinem Glauben irre, und raubtest ihr so den Frieden ihres Herzens. Im Glauben allein ist ewiges Heil, so wie im redlichen Wandel das irdische zu finden ist. Ich warne Euch vor Sünde und Thorheit, denn wäre meine Furcht gegründet, so wäre auch mein Erdenglück dahin. Auch gebe ich nie meine Einwilligung zu der Heirath, fuhr er fort: des Mädchens Starrsinn setze ich meinen eisernen Willen entgegen, und so wahr ich Benedikt Hegelin heiße, und ein redlicher Bürger von Eßlingen bin, rief er, heftig mit geballter Faust auf den Tisch schlagend, der katholische Reiter-Lieutenant erhält mein Kind nimmermehr! Eben trat Magdalene ein.

Gut, daß Du kommst, sprach er heftig auf sie zugehend: doch die Mutter hielt ihn zurück, Benedikt! bat sie, hast Du mir nicht so oft versprochen, nie, wenn Du heftig bist, das zarte Kind zu betrüben; erst beruhige Dich, dann sprich mit ihr.

Du hast recht, Mutter! sagte er, durch diese Mahnung besonnener

geworden, es ist nicht gut, wenn der Mensch im Zorne redet, seine Vernunft ist dann gefangen, und seine Worte sind gemeinhin zu hart. Deßhalb ein andermal, Magdalene, wenn ich ruhiger bin, sollst Du erfahren, was ich Dir sagen wollte. Er ging, ohne ihr die Hand zu reichen, an ihr vorüber.

Ich weiß schon was Du willst, alter Vater! sagte das Mädchen ihm ernst und traurig nachsehend, fürchte nicht für Dein Kind!

Komm, komm Magdalene! rief jetzt die Mutter, komm an mein Herz! Weine Dich aus, an der Mutterbrust findest Du die Thränen.

Aber Magdalene fand auch an der Mutterbrust die Thränen nicht, nur erst, als sie ihr Regentuch abgelegt, sich wieder zur Arbeit hingesetzt hatte, und die weinende Mutter vor sich sitzen sah, erhielt ihr Schmerz Worte: Weinet nicht um mich, Mutter! sprach sie mit weicher Stimme: Eure Thränen vermehren nur noch meinen Kummer, ehe der Zwiespalt in meinem Innern nicht gelöst ist, ehe nicht ein fester Entschluß in mir Wurzel gefaßt hat, eher habe ich nicht Ruhe noch Rast. Ich habe die Muhme gesprochen, sie läßt Euch grüßen und ermahnen, beharrlich auf dem Wege fortzuschreiten, den Ihr betreten hättet. Mir hat sie einen Gruß und dies Brieflein von ihm gebracht, und mir manches gesagt, was mich betrübt. Sie meint, ich soll das Vaterhaus heimlich verlassen, nach Gmünd zu ihr kommen, dort mich mit Georg verbinden, und in dem Schoos der alleinseligmachenden Kirche Vergebung suchen.

Kind! rief die Mutter erschrocken.

Bangt nicht für mich, Mutter! fuhr Magdalene fort, gegen diesen Vorschlag sträubt sich mein Herz, ich verlasse den alten Vater nicht heimlich, trete ohne seinen Segen nicht zum Altar. Und drängt auch eine mächtige Sehnsucht mich nach der Kirche, wo ich nicht allein und verlassen mit meinen Fehlern und Sünden stände, wie die heilige Mutter als söhnende Vermittlerin, wo die Heiligen durch ihre Fürsprache für mich um Vergebung flehen würden, lockt mich auch das glänzende Gepränge, der Weihrauch und der feierliche Gesang, so wende ich doch mit innigem, frommen Herzen mein Auge nach dem reinen, hellern Licht, das mich seit meiner Wiege umstrahlte, ich wage es nicht meinen Geist zu fesseln, und meinen Sinnen zu folgen.

Der Herr möge Dich erleuchten, sprach die Mutter.

Ueberdies seh ich in Euch ein warnendes Bild, fuhr Magdalene fort. Noch im Alter steigen Zweifel in Euch auf, ob Ihr recht thatet, den Glauben Eurer Väter zu verlassen, und ich fürchte, auch mich könnte es gereuen, durch Liebe verlockt, dem Glauben zu entsagen, auf den meines Vaters redliches Herz so sehr baut, der ihm so schönen Trost, so kräftigen Muth im Unglück giebt, und den er mir von Kindheit an so tief in meine Seele geprägt hat; dann dünkt es mir auch zuweilen, als führe nur der fromme Wandel zum Himmel und die äußern Formen wären nur irdischer Tand,

den man am Grabe ablegt, und von dem die Heiligen dort oben nichts wissen. So wird mein Inneres von Zwiespalt zerrissen, ich bin mir kaum eines festen Willens, eines bestimmten Wunsches mehr bewußt; nur das weiß ich, daß ohne Georg das Glück des Lebens für mich dahin ist.

Er wird nie der Deine werden, armes Kind! sagte jetzt die Kranke, das Mädchen näher an sich ziehend, der Vater hat sich darüber bestimmt ausgesprochen, und Du kennst seinen festen Willen.

Den kenne ich! sagte Magdalene mit Ergebung, ich werde mich vor ihm beugen, gehorsam sein, und lieber untergehen, als etwas thun, was mir Gott und der Vater verbietet, aber eben so wenig wird sein Wille mich vermögen, ihm zu entsagen, ihn zu vergessen. — Seht Mutter! Wären bei uns die frommen Asyle, wo ein zerrissenes Gemüth Fried' und Ruhe wieder finden könnte, nicht aufgehoben und zerstört, so stände mir ein Ausweg offen, nun aber schwank' ich zweifelnd zwischen Schmerz und Lust, zwischen Pflicht und Liebe, und weiß mir nicht mehr zu rathen.

Armes Kind! jammerte die Mutter, auch ich weiß Dir keinen Rath, keinen Trost zu geben; geh in Dein Kämmerchen und bete.

Ja Mutter, das thu' ich oft, wenn mir die Brust zerspringen will, bei Tag und Nacht, in Freud' und Leid. Aber wenn ich dann, die Hände gefaltet, auf meinen Knieen liege und meine Worte so recht aus des Herzen Tiefe aufsteigen, so ist es mir doch zuweilen, als flüstre mir eine Stimme von außen zu: Dein Gebet bringt nicht hinauf zu Gott, die Lüfte tragen es nicht zu seinem heiligen Thron, und dann drängt es mich, das Muttergottesbild, daß ich so sorgsam verberge, aus dem Schrein zu nehmen, und an sie, die Schmerzenmutter, mein Gebet zu richten. Oft habe ich es schon gethan, und da war es mir, wenn ich mein Auge nach ihr hob, als ob ich zu Euch, gute Mutter spräche und sie meine Sehnsucht verstände, und dann ward es mir leichter um das Herz. Zuweilen aber graußt mir vor dem Bilde, und es ist mir, als trieb' ich Abgötterei mit irdischen Dingen.

Sie schwieg und setzte sich zur Arbeit nieder, aber es dauerte lange, bis sie die Nadel zur Hand nahm, ihr Herz war zu bewegt. Mutter! sagte sie endlich, er hat mir geschrieben, daß er morgen hierher kommen würde, in unser Haus darf er nicht, und sprechen muß ich ihn doch, erlaubt Ihr, daß ich zur Muhme gehen darf? dort will er mich erwarten.

Kann ich Dir Deine Bitte verweigern? erwiderte die Mutter, mich dünkt zwar, ich thue Unrecht und auch Du, wir sollten beide nichts beginnen, was der Vater nicht wissen darf.

Ich will es ihm auch nicht verheimlichen, sagte Magdalene rasch, will es ihm offen gestehen, daß ich Georg sprach. Warum sollte ich es nicht, ist es ja nur ihm Lebewohl zu sagen, daß ich ihn noch einmal sehen will.

Hast Du den Muth hierzu, Magdalene? fragte die Mutter besorgt, wird Dein Herz nicht vor Gram brechen? —

Ja Mutter! erwiderte sie mit Ergebung, ich werde Georg nie vergessen,

nie wird eine andere Liebe mein Herz beglücken, aber der Vater befiehlt und ich gehorche, ihm danke ich mein Leben, er legte den festen Grund der Tugend in meine Brust, er erwartet so ganz das Glück seines Alters aus meiner Hand, nie werde ich thun, was ihn betrüben könnte. Dies Herz wird brechen, doch soll es ihm verborgen bleiben, diese Augen werden, er soll keine Thränen sehen, nur an Eurer Brust soll mein Schmerz Worte finden, nur Euch soll mein blutendes Herz geöffnet sein.

Die Mutter schüttelte bedenklich den Kopf, sie versuchte ihr Kind von dem ernsten Entschlusse abzubringen, aber vergebens. Ich vergesse ihn nie, sprach Magdalene mit Ruhe, aber geschieden muß es sein.

Am andern Morgen schlich sie zu der Muhme, und fand dort den Geliebten schon ihrer harrend. Sie hatte am Morgen noch einmal offen mit dem Vater über ihr Verhältniß gesprochen, seine bestimmte Weigerung ihrer Bitte, die furchtbare Verheißung seines Fluches, wennn sie den Katholiken heirathe, hatten ihr gezeigt, daß keine Hoffnung mehr für sie sei, und ihr Entschluß stand nun unerschütterlich. Nicht Georgs Bitten, nicht der Muhme Ermahnungen, konnten sie bewegen.

Wir müssen uns für den Augenblick trennen mein Geliebter! sprach sie, nur die Zeit kann Hoffnung wiederbringen, jetzt muß sie für uns verloren sein. Nicht mein Glaube, nicht der Deinige erlauben mir Kindespflicht zu vergessen, und kein Priester kann mich von dem Vaterfluche lossprechen. Wir sehen uns nicht wieder! Bleibst Du mir treu, so finden sich unsere Herzen doch; sei es hier oder dort. Sie schied von ihm, seine Thränen, sein Flehen hielten sie nicht zurück.

Kaum war sie wieder in ihr Haus getreten, als sie den Vater von der Zusammenkunft mit Georg, und von dem Lebewohl, welches sie ihm gesagt, unterrichtete. Sie versprach ihm, so lange er es wünsche, von dem Geliebten getrennt zu bleiben, gestand aber eben so offen, daß sie ihn nie vergessen, ihn ewig lieben werde. Und wenn diese Augen sich schließen? unterbrach sie der Vater, wenn ich nicht mehr bin?

Magdalene schwieg.

Auf mein Grab baust Du Deine Hoffnung? fuhr er finster fort, ich verstehe Dich! Mein Todtenkranz soll bei Dir zum Brautkranz werden!

Vater! rief das Mädchen erschüttert, Vater, nicht solche zerreißende Worte!

Nun, sagte er beruhigter, wir wollen es der Zeit überlassen; sie heilt so manches. Ich will Deinen Worten vertrauen — aber Magdalene, wenn Du auch diesen Stein von meinem Herzen gewälzt hast, liegt doch noch ein schwererer darauf — wirst Du Deinem Glauben so treu bleiben, wie Deiner Kindespflicht? Wirst Du nie wanken, nie das Gelübde vergessen, das Du an heiliger Stätte thatest? Denn wisse, nur um des Glaubens willen erscheint mir Deine Liebe sündhaft, nur weil er ein Katholik ist, mag ich ihn nicht zum Eidam; beruhige mich auch hier.

Lieber Vater, erwiderte das Mädchen, und über ihr Antlitz breitete sich eine heilige Ruhe, was der Welt angehört, darüber vermag der menschliche Wille zu entscheiden, ich habe es nach Eurem Wunsche gethan; der Glaube aber gehört dem Himmel an, von dort kam er zu den Menschen, dort oben leuchtet das Licht, das seine Strahlen in unsre Brust wirft, Gott wird mein Herz lenken! —

Das möge er! sprach der Alte, und legte seine Hand auf des Mädchens gebeugtes Haupt, Gott möge Barmherzigkeit an Dir und mir üben, und Dir das reine Licht seiner Lehre ewig in Deinem Herzen leuchten lassen. Geh in Dich!

Magdalene beugte sich ehrerbietig vor dem Vater, legte die Hand auf ihr Herz, warf einen Blick gen Himmel, und ging der Thüre zu. Als sie diese eben öffnete, trat der Stadtschreiber mit Hast ein, wohin Jungfer Magdalene? sagte er freundlich und wollte sie zurückhalten, sie aber achtete seiner nicht, und schritt an ihm vorüber.

Eine stolze Dirne, Gevatter! sagte er ihr nachblickend, gebe Gott, daß es bei ihr nicht heißt, Hochmuth kommt vor dem Falle!

Wie meint Ihr das, Herr? fuhr Benedikt aus seinem Sinnen auf.

I nun Gevatter! erwiderte der Stadtschreiber heimlich lächelnd, der Mensch kann fleischlich, kann geistig fallen, das Letztere ist das Gefährlichste — doch — lenkte er schnell ein, von wichtigern Dingen. Wißt Ihr schon? —

Was soll ich wissen? fragte Benedikt ungeduldig.

Der nächtliche Kriegzug ist, sowie uns aus Erbach geschrieben worden, vom Schnellert nach dem Rodenstein gezogen, man hat amtliche Berichte darüber, der Lärm, das Getöse soll furchtbarer gewesen sein, als je.

Possen! unterbrach ihn Benedikt, wie könnt Ihr auf solches Geschwätz hören.

Possen nennt Ihr, was weltkundig ist? Der Amtmann von Erbach hat sich an Ort und Stelle begeben, Protokolle sind darüber aufgenommen, Zeugen verhört, von Heidelberg ist ein Rechtgelehrter hingeschickt, und der wird sich doch nicht blenden lassen?

Vom Teufel, Herr Stadtschreiber, lassen sich Gelehrte und Ungelehrte, Pfaffen und Laien blenden; so lange mich meine Augen, meine Ohren nicht überzeugen, bleibe ich hierin ein Ungläubiger.

Auch hat sich der wilde Jäger bei Türkheim wieder hören lassen — an dem alten Wartthurm auf dem Oehlenberge haben sie Halt gemacht, und eine höllische Fanfare geblasen.

Wie kann nur ein verständiger Mann an solchen Weiberschnak glauben? unterbrach in der Adlerwirth mit Unmuth.

Der Glaube macht selig! begann der Stadtschreiber schnell das Wort wieder ergreifend, was alle Welt glaubt, glaube auch ich, und das Ding mit dem wilden Jäger habe ich selbst aus der Ferne gehört, als ich einst-

mals bei Nacht mit meinem Diener in wichtiger Angelegenheit von Stuttgart zurückkehrte. Das war ein Saus und Braus, ein Lärmen und Toben, man hätte meinen sollen, der Böse rücke mit der ganzen Hölle an. —

Habt vielleicht auf Rechnung der Stadt in Stuttgart einen Trunk über den Durst gethan, meinte der Alte.

Und bedenkt, fuhr jener fort, daß schon seit Jahrhunderten die Sage vom wilden Jäger und von dem Kriegzug vom Schnellert nach dem Rodenstein im Volke herumgeht, und solche Sagen sind ehrwürdig; Jung und Alt, Weise und Narren glauben daran, und nur Ihr allein zweifelt.

Benedikt lächelte bei diesen Worten; noch mehr würdet Ihr Euch über meinen Unglauben wundern, sagte er, wenn Ihr wüßtet, daß der wilde Jäger gewissermaßen zu meiner Sippschaft gehört, dessen ich mich aber nicht zu rühmen habe.

Zu Eurer Sippschaft? Ei, wie wäre das möglich Gevatter? fragte der Stadtschreiber, rückte sich einen Sessel zurecht und legte sein Hütchen vor sich auf den Tisch.

Ja, ja! sagte Benedikt lächelnd und schob ihm ein Kelchglas zu, das er bald mit bleichem Ramsthaler füllte. In meiner Familie vererbte eine alte Urkunde vom Vater auf den Sohn, die gar sonderbare Dinge enthält; ein launiger Mönch mag sie wohl einmal aufgesetzt und einem meiner Vorfahren für ein Fuder alten Wein verkauft haben.

Ei Ihr macht mich recht neugierig Gevatter, nahm der Stadtschreiber das Wort, zeigt doch die Urkunde, Ihr wißt, solche Antiquitäten halte ich für Schatzkästlein, aus denen man manche gute Historie schöpfen, manches lernen kann, für mich haben sie großen Werth, und Vieles wird durch sie berichtigt, was sonst im Dunkel geblieben wäre.

Benedikt lächelte, schloß einen Wandschrank auf und nahm eine alte, gelb gewordene Pergamentrolle heraus. Hätten auch mit dem theuern Pergamente etwas vernünftigeres thun können, als dergleichen Sagen aufzusetzen, und ihre Lügen bis auf die Nachwelt zu bringen, sagte er, sie entfaltend, da es Euch aber Freude macht, solchen Schnak zu hören, so sei es! Stärkt Euch mit einem Trunke, und hört aufmerksam zu, es ist für Euern Gaumen ein wahrer Leckerbissen.

Der Stadtschreiber, abergläubisch und furchtsam, setzte sich zurecht und wagte kaum aufzuathmen, so begierig war er auf die alten Geschichten, obgleich es ihm schon jetzt vor alle dem Furchtbaren, was er vernehmen sollte, graußte. Der Wirth zum Adler begann nun zu lesen:

Die Eßlinger waren mit ihren Verbündeten gen Weil gezogen, dem Grafen Eberhard von Würtenberg, dem Todtfeind ihrer Stadt entgegen. Es war ein gar stattlicher Haufe, wohl an 5000 wackere Kriegleute, in mancher Fehde, in mancher Schlacht erprobt, Gmünd, Ulm, Nördlingen, Reutlingen, und andere schwäbische Orte, auch die von Nürnberg und Frankfurt hatten ihre reisigen Knechte geschickt, und die von Eß-

lingen allein 600 Bewaffnete gestellt. Unter ihnen befand sich Max Hegelin der Wirth, ein gar ansehnlicher Kriegmann und wackerer Bürger. Dies Volk lagerte sich nun vor Deffingen, wo das Würtenberger Landvolk sich mit Hab und Gut auf den Kirchhof geflüchtet und sich dort verschanzt hatte. Die von den Städten meinten, sie hätten leichtes Spiel, aber die Würtenberger wehrten sich tapfer, und wollten nichts von Uebergabe wissen, so, daß ihr Graf Zeit gewann, mit den verbündeten Fürsten und Edeln ihnen zu Hülfe zu ziehen.

Am 24. Tage des Augustmonats traf auch Graf Eberhard, benamset der Greiner, mit seinem Heere bei Deffingen ein. Es waren zwar nur 600 Lanzen, aber lauter Grafen und Edele, wohlbewaffnet und muthigen Sinnes, und 2200 zu Fuß, meist Würtenberger Volk. Die Städter verlachten das kleine Häuflein und meinten, es solle ihnen geschehen wie zu Reutlingen, wo sie des Grafen Sohn, den Junker Ullrich, auf's Haupt schlugen, und manchen Edlen niederwarfen; stellten sich auch die von Reutlingen, eine kecke, verwegene Schaar voran, und erwarteten unter Hohngeschrei den Feind, der auch nicht lange säumte. Als Graf Ullrich das Stadtpanner von Reutlingen wehen sahe, gedachte er jenes unglücklichen Tages, der Zorn übermannte ihn, er legte die Lanze ein, Graf Heinrich von Werdenberg, Graf Erig von Zollern folgten. Sie drangen ein, warfen Alles vor sich nieder, doch als der Würtenberger ihr Panner erfaßte, stach ein Reutlinger sein Streitroß nieder, es stürzte, die Bürger warfen sich auf den Grafen und er und seine Freunde wurden erschlagen.

Dies sah der alte Greiner, sein Muth sank nicht, wohl aber stieg sein Blutdurst, denn er war ein gar wilder, aber streitbarer Herr. Er sprach den Seinen Muth ein, setzte in die von Eßlingen, auf welche er, wegen alter Unbill, am meisten erbittert war, und nun begann ein blutiger, allgemeiner Kampf. Lange blieb der Sieg zweifelhaft, die vom Adel fochten ritterlich, die aus den Städten als wackere Kriegsleute; da kam ein reisiger Haufe unter wildem Geschrei von der Höhe herab, denen von Frankfurth und Worms, so wie die Nachhut hatten, in den Rücken, drangen ein, die Städter stutzten, ihre Reihen trennten sich, die Würtenberger bekamen neuen Muth, und Gott gab ihnen endlich den Sieg. 1500 der Städter blieben auf dem Wahlplatz, 600 wurden gefangen.

Wolf von Wunnenstein, des Grafen Eberhard bitterster Feind, aber ein noch größerer Feind der Städte, ein wilder Mann, hatte aus allen Gegenden seine tollen Freunde und Zechbrüder aufgeboten, und so an 50 Lanzen zusammengebracht, unter denen sich auch der gottlose Junkherr von Rodenstein befand. Wolf vergaß für den Augenblick den alten Groll, zog mit ihnen Graf Eberhard zur Hülfe und entschied den Sieg. Nach der Schlacht kehrte er unversöhnt wieder heim, und seine Gesellen mit ihren Gefangenen, deren nicht wenig waren, auf ihre Burgen, und so führte das Schicksal Max Hegelin nach Burg

Rodenstein, in die Gewalt des wilden Raubritter, vor dem der ganze Odenwald, wegen seiner Grausamkeit erzitterte. Wenn ihn die Landleute nahen sahen, schlugen sie, wie vor dem Bösen, ein Kreuz, denn er verwüstete mit seinen Gesellen schonunglos die Fluren, ließ aus tollem Uebermuth die Unglücklichen, welche er auf seinem wilden Jagdzug traf, von seinen Hunden zu Todte hetzen und war in Summa schon bei seinem Leben der Hölle verfallen; Max Hegelin, der rechtliche Mann konnte in keine schlimmern Hände fallen, als in die des wilden Raubritter.

In den Städten war indeß Jammer und Noth, es gab kein Haus, wo nicht Thränen und Wehklagen gewesen wäre. Auch in Max Hegelin Wohnung zu Eßligen flossen der Thränen viel, und Herrn Max Töchterlein, ein frommes, gar liebes Kind, weinte und klagte zwei ganzer Tage. Am dritten bestieg sie ein Roß, und zog mit ihrer Amme, einem Diener und einem vollgefüllten Seckel nach Heilbronn zu ihrer Muhme. Von dort schickte sie nach Rodenstein, um wegen des Lösegeld für den Vater zu unterhandeln; aber der Ritter verlangte so viel, daß das ganze Vermögen des Alten nicht hinreichte. Sie weinte und klagte nun von neuem und härmte sich über ihren Vater ab, von dem sie nicht die mindeste Kunde erhielt. Da flüsterte der Böse ihr zu, selbst hinzuziehen ein frommes Werk zu thun und den Vater aus der Haft zu erlösen; sie folgte, legte das züchtige Gewand einer Jungfrau ab, kleidete sich wie ein Junkherr und zog nach dem Odenwalde. Als sie in der Ferne die Thürme des Rodenstein gewahrte, sank ihr der Muth, sie hielt ihr Roß an, und gedachte des wilden, grausamen Ritter; denn also hatte man von ihr den von Rodenstein beschrieben. Ihr Herz bebte, denn sie stellte sich ihn, und mit Recht, gar fürchterlich und gottlos vor. Da wandte sie ihr Roß, wollte umkehren und wieder heimwärts ziehen, als sich plötzlich von nah und fern Hörner und Rüdengebell vernehmen ließ und ein flüchtiger Hirsch an ihr vorbeijagte, von Hunden und Jägern gefolgt, die sich jedoch wenig um sie und ihren Begleiter kümmerten. Nur einer, ein stattlicher, schöner Mann hielt sein Roß an. Wohin des Weges Junkherr? fragte er, wollt Ihr nicht mit uns hinter dem Hirsche drein? Kommt!

Aber das Mädchen dankte höflichst, und da der Jägermann ihr wohlgefiel, und er ihr Zutrauen schnell gewonnen hatte, glaubte sie, Gott habe ihn ihr gesandt. Herr, bat sie mit zitternder Stimme, mein Herz ist zu betrübt, um Theil an Eurer Jagd zu nehmen. Ich bin kein Junkherr, wie Ihr meint, sondern der Sohn eines ehrsamen Bürgers von Eßlingen, der auf dem Rodenstein gefangen sitzt. Ich kam, den Ritter um seine Freiheit gegen Lösegeld zu bitten, doch als ich die Burg in der Ferne sah, verging mir der Muth, und ich beschloß umzukehren. Vermögt Ihr vielleicht etwas über den wilden Mann, so sprecht für mich ein gutes Wort. Gott wird Euch lohnen!

Der Jägermann blickte die Jungfrau unverwandt an, und mochte

wohl die Mummerei durchschaut, und ihr Geschlecht errathen haben; denn er sagte gar freundlich: Reitet nur mit mir nach der Burg, ich glaube wohl, etwas über den Ritter zu vermögen. Sie ließ sich bethören, folgte ihm, und als die Zugbrücke hinter ihnen wieder aufgezogen war, sagte er ihr unverholen, daß er selbst der Ritter von Rodenstein sei, der längst gemerkt, daß sie Jungfer Mathildis, die Tochter des gefangenen Eßlinger wäre. Das Mädchen erröthete und konnte sich vor dem Ritter nicht länger verbergen, für den der Böse schon beim ersten Anblick ihr Herz gewonnen hatte. Und als nach einigen Tagen Max Hegelin das Gefängniß geöffnet wurde, er seine Tochter, die ihn gerettet, umhalste, konnte sie sich nicht freuen, und weinte bitterlich; auch folgte sie dem Vater nicht nach der Heimath; ihre Unschuld, ihr ewiges Heil war dahin, und ihr blieb nichts, als der Fluch des zornigen Vater.

Er traf sie auch schwer. Als sie die Strafe ihrer Sünde unter ihrem Herzen spürte, und dies dem Ritter gestand, den sie immer noch mit sträflicher Leidenschaft liebte, und nun auf die Erfüllung seines eidlich gethanen Versprechen drang, sie als sein ehelich Weib zu umfangen, da übermannte ihn der Zorn; vom Wein bethört, von dem Bösen verlockt, stieß er ihr den Dolch in das Herz. Sie starb mitten in ihren Sünden, wohl reuig, doch ohne Sakrament. Deßhalb soll sie auch im Tode weder Ruhe noch Rast haben, zur Strafe ihrer sündhaften Lust, wenn ihn Fluch und Verdammniß austreibt, von ihrer Sehnsucht geweckt werden, dann um ihn trauern und klagen, und sich mit ihm wieder in das Grab legen.

Dies habe ich, Ambrosius, Mönch zum Kloster des heiligen Franziskus, der Welt zu Nutz und Frommen, den Jungfrauen zur Warnung aufgesetzt, wie es mir Herr Max Hegelin auf seinem Sterbebette gebeichtet und der ehrwürdige Abt es bestätigt hat.

Gott schütze die Frommen und strafe die vom rechten Wege wandeln.

Geschrieben zu Eßlingen im Jahre Christi 1400.

Nun hieraus seht Ihr, sagte Benedikt, der lächelnd das Pergament wieder zusammenrollte, daß der wilde Jäger zu meiner Sippschaft gehört, wenn auch auf eine etwas wilde Art.

Gevatter! nahm der Stadtschreiber, dessen Gesicht nach und nach wieder Ausdruck gewann, das Wort, Irr' ich nicht, so sagt auch in hiesiger Stadt ein Gerücht, daß den Jungfrauen Eures Geschlechtes das Glück nie recht zur Seite stehen will, ihr Ehestand zum Wehestand werde und schon seit vielen Jahren niemand aus hiesiger Stadt mehr gewagt habe eine Hegelin zu freien. Sein Auge sah hierbei schadenfroh auf den Alten, der nachdenkend in sein Kelchglas blickte. Es sind nun gerade 300 Jahr seit jener unglücklichen Schlacht, die Kriegsflamme leuchtet von neuem, mich dünkt, Ihr solltet das Schicksal nicht so arg versuchen. Ein Jahrhundert ist wie der Kreislauf des Blutes im Menschen, es kehrt immer, so wie es ging, auf die alte Stelle zurück, überdies ist die Zahl drei eine

wichtige, heilige Zahl, und ich war am 24. August, als dem Schlachttage von Dessingen, für unsre arme Stadt sehr bange, und werde noch in Sorgen sein, bis das Unglücksjahr hinter uns ist. Dennoch, sagte er nach einer langen Pause, während welcher er Herrn Benedikt scharf beobachtete, will ich mich, trotz der Urkunde, und dem bösen Gerücht, nicht abgeneigt zeigen, noch einmal für meinen Sohn um Jungfer Magdalene zu werben.

Herr Stadtschreiber! erwiderte der Alte, von des Mannes Zudringlichkeit aus seinem Sinnen geweckt, Ihr glaubt ja so fest an Sagen, achtet so leicht auf Gerüchte klatschender Frauen, wie könnt Ihr es wagen, Euerm Sohn ein Weib aus meinem Geschlechte geben zu wollen, wo die Mägdlein, wenn sie auch nicht alle mit dem wilden Jäger herumziehen müssen, zum Unglück, oder zur Ehrlosigkeit verdammt sind? Ist Euer Glaube an dergleichen Possen fest, so beachtet sie; meine Tochter soll über Euer Geschlecht kein Wehe bringen, und zum letzten Male bitte ich Euch freundlich, von dieser Sache zu schweigen. Magdalene ist die Letzte ihres Geschlechts, mit ihr geht mein Stamm aus, und vielleicht ist es gut, daß die Zweige verdorren, obgleich ich mich über das Schicksal nicht zu beschweren habe. Glück und Unglück wechseln in jedem Hause. In Euerm Geschlechte, Herr Stadtschreiber, scheint die Mitgift der Mägdlein glücklicher zu sein, als die der Knaben.

Ihr scherzet doch immer, Gevatter, unterbrach ihn der Stadtschreiber, seine Empfindlichkeit, so viel ihm möglich war, unterdrückend, selbst in dieser gefahrvollen Zeit ist Eure Laune die nemliche — Doch von etwas anderem. Wißt, es ist dem edlen Rath so eben die Nachricht zugekommen, daß die Franzosen Kaiserslautern besetzt haben und auf Speier und Mannheim rücken, auch sich bei Breisach zeigen sollen.

Und das sagt Ihr mir erst jetzt? fuhr Benedikt heftig auf, Plaudert vom wilden Heer und dergleichen Unsinn und beschwatzt mich, Euch mit der alten Urkunde die Zeit zu vertreiben! — Vom Rhein, nicht vom Odenwalde kömmt das wilde Heer. Der französische Ludwig, das ist der Ritter von Rodenstein, der mit seinen Gesellen verwüstend über deutsche Fluren und Wälder zieht, dorthin muß jedes deutsche Auge schauen, jedes deutsche Ohr lauschen, nicht nach dem Sausen und Lärmen, wenn der Sturmwind durch den Buchenwald rauscht und der Furchtsame in der Angst seines Herzen Stimmen von Jägern und Hunden und Hörnergetön zu vernehmen glaubt. Der Churfürst von der Pfalz hätte besser gethan, das Ungewitter zu beschwören und einen tüchtigen Staatmann von Mannheim nach Paris zu schicken, als einen Rechtgelehrten von Heidelberg nach Erbach, den Teufelspuk zu untersuchen.

Auch sagt man, unterbrach ihn der Stadschreiber, daß der Reichtag zu Regensburg, den Krieg für einen Reichkrieg erklären und die Stände deutscher Nation auffordern würde, ihre Contingente zu stellen. Auch unser gutes Eßlingen müßte dann dem allgemeinen Wohle das Opfer

bringen, und bald würde es in dieser friedlichen Stadt sehr kriegerisch aussehen.

Daß Gott erbarm! rief Benedikt hohnlächelnd, Kriecherisch würd' es hier aussehen, wenn der Trommler mit seinem Kasten lärmend durch alle Straßen zieht, um die paar Unglücklichen hervorzulocken, die in einen weißen Kittel gesteckt, für Freiheit und Vaterland ausziehen sollen? Gott erbarme sich über den jetzigen Kriegstand der deutschen Reichstädte; das ist ein jämmerlich Ding! So ein Reichherr sieht aus, wie eine Narrenjacke, aus hundert Flicken zusammengesetzt, überall pfeift der Wind durch, nirgend ein fester Halt. Ja sonst, Herr Stadtschreiber, rief er begeistert und packte den Kleinen gar unsanft bei der Schulter, sonst, wenn der Feind nahte, der Thürmer blies, die Trommeln rasselten, da verließ Jung und Alt die friedliche Wohnung, verließ Frau und Kind, eilte gewappnet auf den Marktplatz, zog von da nach seinem Posten, auf den Wall oder zu den festen Thürmen, auch wohl zur Stadt hinaus dem Feind entgegen. Da standen die Gewerke in brüderlicher Eintracht fest neben einander; kein Neid, keine Zwietracht mehr, alles stand für einen Mann, denn es galt die Wohlfahrt der Stadt, den eignen Heerd, die Bürgerehre. — Freudig stellte sich der Rath an die Spitze, jedermann folgte, und jetzt? — Sagt einmal selbst, Herr Stadtschreiber, solltet Ihr jetzt mit hinaus und den kleinen Degen ziehn, der hin und her an Eurer Seite wackelt, Ihr stürbet ja vor Furcht, ehe Ihr nur einen Feind gesehen hättet. Jetzt, wenn die Trommel ruft, da werden die Gefängnisse geöffnet und die Hefe des Pöbel zieht zur Vertheidigung des Vaterlandes fort, und wohl der Stadt, kehrt keiner in ihre Mauern zurück. Ja, Herr! fuhr er immer heftiger werdend fort, seit dem schweren dreißigjährigen Kriege, sind die Städte gesunken, Handel und Wandel liegt, unser Muth ist gebrochen, und unsere ganze Sache nur noch eitel Flickwerk.

Ei, ei, werther Gevatter, unterbrach ihn endlich der Stadtschreiber, sich ein Herz fassend, rechnet ihr unsere Privilegia für nichts? Sitzen wir jetzt nicht sicherer in unserm Hause, als in jenen unruhigen Zeiten? Schützt die Feder uns jetzt nicht mehr, als damals das Schwert, und das Kammergericht nicht besser, als alle gewappneten Gewerke? Jetzt geht alles fein ordentlich und überlegt, ruhig wird alles berathen, alles geschieht bedächtig und mit Weile, damit die heftigen Gemüther Zeit zur Besinnung haben, und ein studirter Mann —

Spricht und schreibt, wo sonst ein kräftiger Mann handelte und drein schlug, fiel ihm der Adlerwirth in die Rede. Nein, nein Herr, von all der Herrlichkeit, von all' unsrer Freiheit und unserem Wohlstand sind nur noch die Fetzen übrig geblieben. Uns geht es, wie den alten Jungfern, die sich nur noch an dem ergötzen, was sie einst waren, und nur auf längst vergangene Reize noch stolz sind. — Was ist Augsburg, was Nürnberg, wo ist ihr Handel, ihr Reichthum? Wo sind die Kriegflotten der Hanse?

Alles ist hin? keine Kraft, kein starker, fester Sinn mehr. Aus dem langen, dreißigjährigen Kriege sind die Fürsten allein mächtiger erstanden, die Städte sind gesunken, es ist aus mit uns!

Und doch schien es Euch wünschenswerth, das Regiment der Stadt auch noch in diesen elenden Zeiten zu führen, erwiderte der Stadtschreiber mit Bitterkeit, doch grollt Ihr uns, daß wir Euch nicht zur Stütze dieses morschen Gebäudes wählten, und gerne hättet Ihr mit dieser alten, nur auf vergangene Vorzüge eitlen Jungfrau den Reihen eröffnet. —

Ja, fiel ihm der Alte mit derber Stimme in die Rede, ja, ich wünschte es, um zu retten, was noch zu retten war, vorerst die Blutsauger zu entlarven, die an der Stadt Mark saugen, und nur verstehen, der Stadt Seckel zu leeren, und den ihrigen zu füllen. Solche Menschen wollte ich aus der ehrwürdigen Rathstube entfernen, fuhr er immer heftiger fort, solche Menschen, die nicht werth sind — doch, wozu dieser Eifer, trinkt nur Herr Nachbar, es ist ein guter Wein, zwar kein Eßlinger Gewächs, aber ächtes Brodwasser — Wißt Ihr, warum ich den Wein so nenne?

Nein! erwiderte der Stadtschreiber, froh, daß das Gespräch eine andere Wendung nahm.

Ihro Gnaden, die Herzogin Sybille von Würtenberg, die jenseit des Waldes in Stetten ihren Wittwensitz hat, kehrt, wenn ihr Weg sie nach Eßlingen führt, stets bei mir ein und ist mir und meinem Kinde gar wohl gewogen. Sie ist, wie Ihr wohl wissen werdet, eine gar fromme und tugendsame Frau, liebt aber ein Gläschen Wein, und schämt sich dessen, was sie doch nicht sollte. Sie hat sich nun deßhalb Ramsthaler, weil er so bleich ist, zu ihrem Leibtrunk gewählt, und fordert dann immer, ihres schwachen Magens wegen, Brodwasser zum Imbiß und Schlaftrunk. Seht, so macht auch Ihr es, Herr Stadtschreiber, fordert von der Stadt, Eures schwachen Magens wegen, mit sonderlicher Demuth Brodwasser, und wißt, statt dessen, geschickt den besten Wein in Euren Keller zu bringen — Nun nichts für ungut, trinkt, verschluckt die Pille, sie ist wohlgemeint, und leert den Becher auf der Stadt Wohlfahrt, daß der Krieg schonend an ihr vorübergehe.

Sie stießen an, der Stadtschreiber ergriff seinen Hut, denn er kannte des Nachbar derbe Sprache, wenn er auf dies Kapitel kam, das er übrigens nicht weiter erörtert zu sehen wünschte, und empfahl sich, Rache im Herzen. Er schwur beim Nachhausegehen dem Alten den nochmaligen Korb für seinen Sohn und die Stichelreden nie zu vergeben, und sich dafür an dessen empfindlichster Stelle, an Magdalenen zu rächen.

Louvois, dieser allvermögende Minister Ludwig des 14., hatte, um den König von Frau von Maintenon abzuziehn, den Krieg eingeleitet.

Das erledigte Churfürstenthum Cöln und die von Frankreich begünstigte, vom Papst verworfene Wahl des Kardinal von Fürstenberg, so wie die Ansprüche, welche das Haus Orlean an die Verlassenschaft des verstorbenen Curfürsten von der Pfalz zu haben meinte, gab Frankreich den Vorwand, ohne die mindesten, vorhergegangenen Verhandlungen, ein Heer in die Pfalz einrücken zu lassen. Schnell wurden die pfälzischen Länder jenseit des Rheins besetzt, ein Heer von 30,000 Mann überschritt diesen Fluß, berennte Philippsburg, und gleich nach Ankunft des Dauphin begann, von Vauban geleitet, die Belagerung.

Deutschland war von Truppen entblößt. Noch waren die stehenden Heere nicht auf dem furchtbaren Fuß, wie späterhin, jeder Fürst hielt nur eine unbedeutende, die Kräfte des Landes nicht überschreitende Kriegmacht. Durch Werbungen im In- und Auslande wurden bei bevorstehendem Kriege die Regimenter vollzählig gemacht, oder neue geworben, so, daß Ludwig der 14., der stets ein bedeutendes Heer zu seiner Verfügung hatte, bei diesem raschen Vordringen, besonders anfangs, ein großes Uebergewicht bekommen mußte; auch standen die Contingente der meisten Reichstädte unter Ludwig von Baden an der Grenze von Servien gegen die Türken. So fanden die Franzosen das deutsche Reich ganz unvorbereitet, das nach seiner dermaligen Verfassung ohne alle Vertheidigung war. Philippsburg, die einzige bedeutende Festung am obern Rhein, fiel nach kurzer Gegenwehr, und nun sendete der Dauphin nach allen Gegenden seine Horden, durch Brandschatzung, Plündern und Brennen, die nie zu vertilgenden Spuren dieses verderblichen Krieges in Deutschland zurückzulassen. Joyeuse rückte vor Mannheim, Monclar und mit ihm Melac nach Heidelberg und Heilbronn, von wo sie die Badenschen und Würtenberger Lande mit einem Einfall bedrohten.

Eine Schreckennachricht folgte der andern, ganz Schwaben bebte vor diesen zügellosen Horden, die auf ausdrücklichen Befehl ihres Königs, den Krieg verwüstender, als je führten und denen man kein Heer entgegenzusetzen hatte. Der Schreck lähmte jede Kraft, und dre dringenden Befehle von Regensburg, in möglichster Eile die Contingente zu stellen, wurden, aus Furcht vor dem sich nahenden Feinde, nur lässig betrieben. Auch in Eßlingen hatte das Vorrücken der Franzosen alles in Schrecken gesetzt, jedermann flüchtete seine beste Habe jenseits der Donau; denn man war an jedem Tage der Ankunft des Feindes gewärtig, der schon den Neckar herab, gen Stuttgart zog. Auf der Straße nach Ulm wimmelte es von Wagen mit flüchtenden Frauen und Jungfrauen, die dort sich vor den Greuelthaten der Feinde zu retten suchten. Auch Frau Barbara bat jetzt ihren Eheherrn dringend, Magdalene einstweilen zu ihrer Muhme nach Gmünd, das doch in etwas entfernter liege, zu schicken, von dort könne sie im Fall der Noth ja leicht zu seiner Schwester nach Nördlingen kommen; aber Herr Benedikt war hierzu nicht zu bewegen, er meinte, sein Kind sei

nirgend besser verwahrt, als unter dem Schutze des Vaters, er gedachte an die Worte des Stadtschreibers, daß er nicht gut gethan habe, Magdalene in jene katholische Stadt zu schicken und schlug deßhalb der Mutter ihre Bitte rund ab. Magdalene war bei diesen Verhandlungen ganz leidend geblieben, hatte weder den Wunsch geäußert zu gehen, noch zu bleiben, war seit ihrer letzten Unterredung mit dem Geliebten still und in sich verschlossen, und öffnete selbst der Mutter ihr Herz weniger, als sonst.

Indessen wurden trotz Sorg und Noth in der Reichstadt die Anstalten zur Stellung des Contingents getroffen. Der Reichtag zu Regensburg verfügte zur Vertheidigung des Vaterlandes die Bildnng eines Heeres von 60,000 Mann, hierzu wurden vier Römermonate ausgeschrieben, und Eßlingen hatte demnach 12 Reiter und 140 Mann Fußvolk zu stellen.

Als ob die Wohlfahrt von ganz Deutschland davon abhinge, so wichtig wurde nun, trotz der Nähe der Franzosen, in der alten Reichstadt die Stellung des Contingents betrieben. Der Fähndrich der städtischen, aus 50 Mann bestehenden Besatzung, ein ganz stämmiger, schon bejahrter Mann, hatte auf dem Markt seine Fahne aufgepflanzt und ließ jeden Tag, mit dem Glockenschlag 11 weidlich trommeln, damit die krieglustige Mannschaft sich zu seiner Fahne stellen, und sich anwerben lassen sollte. Die alten, graubärtigen Sergeanten durchwanderten fleißig die Wirthhäuser, erzählten von ihren Kriegthaten, malten nach ihrer Art das Soldatenleben recht lockend aus, und meinten in solch schweren Zeiten wär' es besser der Plagegeist als der Geplagte, besser der Sack, als der Esel zu sein. Die 24 noch dienstfähigen Männer der alten Garnison wurden neu gekleidet, und zogen nun als Lockvögel auf den Gassen umher; aber alle diese Hülfsmittel machten das Contingent nicht vollzählig; nur die Reiterei, welche sich in ihren blauen Röcken mit Panzer und rundem, mit Federn geschmücktem Hute gar stattlich ausnahm, war bald complettt, das Fußvolk aber, trotz daß alle Gefängnisse geleert wurden, kaum bis zu 100 Mann angewachsen; auch fehlte es noch an Offizieren, erst ein Lieutenant und der alte Fähndrich waren in Pflicht genommen.

Mit Ingrimm sah Benedikt Hegelin dem Treiben in der Stadt, und dem Kriegfastnachtspiele, wie er es zu nennen pflegte, zu. Als Mitglied des Bürgerausschusses, dem die Aufsicht über das Zeughaus und die Bewaffnung oblag, ging er in den Rüstsaal, die noch tauglichen Waffen zur Ausrüstung des Contingentes auszusuchen, die alten Musketen hervorzuholen und sie dem Waffenschmied zu übergeben, um Bajonette, eine damals noch neue, bei dem französischen Heere aber schon allgemein verbreitete Erfindung, daraus zu verfertigen. Den längst verloschenen Glanz der alten Reichsstadt noch immer vor Augen, konnte es sich an die Erbärmlichkeit seiner Zeit nicht gewöhnen. Unmuthig stand er in dem hohen Rüstsaale, wo noch Pickelhaube und Panzer, Streitaxt, Partisane und Schlacht-

schwert aus jener kräftigen Zeit aufgehangen waren, und seine Brust hob sich bei diesem Anblick. —

Damals gab es noch Männer! rief er auf- und abschreitend aus, damals, als noch die Bürger hierher eilten, sich zu waffnen, kein Schwert, kein Panzer ihnen zu schwer war, und sie freudigen Sinnes auf Thurm und Mauer eilten — Jetzt? Nur trunkenen Muthes eilen sie zur Fahne, und wenn sie ihren Rausch ausgeschlafen haben, beben sie vor dem leichten Degen, den sie an ihrer Seite hängen sehn, und zittern, wenn die Trommel sie zur Waffenübung ruft. Das Geschlecht ist entartet! Seit man den Muth bezahlt, ist er hin — Bellen können wir noch, aber wahrlich nicht mehr beißen!

Ei, ei! unterbrach der Stadtschreiber, der schon eine ganze Zeit leise hinter dem, zwischen die ehrwürdigen Denkmäler kräftiger Vergangenheit hindurch Schreitenden geschlichen war, das Selbstgespräch, ei, ei, werther Gevatter? So im Eifer? Wessen das Herz voll ist, des geht der Mund über, Ihr seid immer nur bei unsern Vorfahren, und deßhalb unwillig und unzufrieden mit unserer Zeit. Aber so ging es auch damals, die alte, gute Zeit lobte man von Anbeginn der Welt an, und tadelte die Gegenwart, die doch um nichts schlechter ist.

Um nichts? — rief der Adlerwirth aufgebracht, riß ein Schlachtschwert von der Wand, und drückte es dem Stadtschreiber in die Hand, hebt doch das Schwert in die Höhe, weiser Herr, sagte er, sich vergessend, schlagt damit nur das Mäuslein todt, welches so eben zwischen Euren krummen Beinen durchgelaufen ist, Ihr vermögt es nicht einmal zu heben, und meint doch, die Altvordern wären um nichts besser gewesen, als wir!

Der Stadtschreiber legte das ihn fast erdrückende Schwert bei Seite und lächelte. Lieber Nachbar, sagte er, bleibt doch nicht immer in der irrigen Meinung, des Menschen Werth bestände nur in seinem Arm.

Der Meinung bin ich nicht, da irrt Ihr, sagte Herr Benedikt brummend, was nützt der Arm, wenn nicht ein männlich Herz ihn hebt? Im Herzen, in dem treuen, festen unwandelbaren Sinn, da liegt der Werth und die Stärke des Mannes. Glaubt Ihr, ich meine die Burgunder seien bei Murten und Granson kraftloser, der Arm deutscher Ritterschaft bei Sempach weniger stark gewesen, als der der Schweizer? Wahrlich nicht! — Aber das Herz, das für Freiheit und Vaterland schlägt, das ist ein andres Ding, als ein Hasenherz, das, statt muthig nach dem Schwerte, ängstlich nach der Feder greift, sie zu zerkauen — Laßt mir meinen Glauben, meinen altdeutschen Sinn, und meinen grauen Scheitel, ich mißgönne Euch die Sitten und das Treiben nicht, das wie ein branstiger Geruch aus jenem Lande, wo Falschheit und Gleißnerei schon lange heimisch waren, zu uns herüber kömmt; tragt in Gottesnamen Eure Allongenperrücke, die Euch der Haarkräusler aus Straßburg geschickt, und die eher für einen Riesen, oder eine Mummerei, als für Euch paßte, was kümmert's mich!

— Aber wehe thut es mir, daß der deutsche Mann zum Männlein, und das Männlein zu einem Affen wird, der sich in fremde Thorheiten kleidet, und die edle gehaltvolle, heimische Münze für schlechtere umtauscht, wenn sie nur einen fremden Stempel trägt.

Ereifert Euch nur nicht, lieber Freund! begann nun der Stadtschreiber, nichts weniger, als beleidigt scheinend, wir leben nun einmal in solcher Zeit, und müssen uns in sie fügen, der kluge Mann schwimmt stets mit dem Strome, nie ihm entgegen. Doch hätte ich bald vergessen, weshalb ich hieher gekommen. Ich bin von dem edlen Rath geschickt, fuhr er, eine Amtsmiene annehmend fort, Euch zu benachrichtigen, daß er, eingedenk Eurer vielfachen Verdienste um die Stadt, eingedenk Eurer hohen Einsicht in das Kriegswesen, eingedenk —

Laßt die vielen Worte, Herr Stadtschreiber, unterbrach ihn Benedikt — seid lieber eingedenk, daß die kurze Rede, immer die beste ist, und sagt mir, was der Rath von mir will.

Eingedenk Eurer tiefen Menschenkenntniß, setzte der Stadtschreiber seine Rede fort, ohne sich durch Herrn Benedikts Unmuth stören zu lassen — hat der edle Rath beschlossen, Euch nach Stuttgart zu senden, wo Ihr Euch nach dem Krieg- und Defensionzustand unsrer werthen Nachbarn, der Würtenberger erkundigen, und zwei tüchtige Hauptleute und einen Lieutenant, der auch so halbweg sein muß, für unser Contingent werben sollt. Ich werde Euch einige Subjecte dazu denominiren, die dermalen außer Brod und Dienste sind, und deßhalb Euern Anerbietungen leicht Gehör geben werden.

Großer Gott! rief Herr Benedikt fast in Verzweiflung, in Stuttgart, in der Hauptstadt unserer ehemaligen Todfeinde soll ich die Anführer unsrer Truppen werben, aus dem Würtenberger Lande herüberlocken, was sie selbst nicht mögen — So bist Du gesunken, alte Stadt, du, einst das Schrecken deiner Feinde, die Zierde des edlen schwäbischen Bundes? Hast in deinen Mauern keine mehr, deine Krieger anzuführen? O! mit dir ist es aus! —

Nun, setzt Euch doch selbst an die Spitze des Contingents, unterbrach der Stadtschreiber den Ausbruch tiefen Schmerzes, der sich der Brust des alten Reichbürgers entwunden hatte, stellt Euch an die Spitze, erneuert den alten Kriegruhm dieser Stadt und die Ernennung zum Hauptmann soll Euch noch heute werden.

Herr Stadtschreiber, fuhr bei diesen höhnischen Worten Benedikt Hegelin auf, Wißt, ich bin hier nicht in meiner Schenkstube, noch in meinem Hause, wo die Gewohnheit mich höflicher sein läßt, als ich es oft wohl sein möchte, ich bin hier im Rüstsaal, wo die Kraft gilt und der Muth. Hütet Euch, daß mich der Unmuth nicht übermannt. — Aber nichts für ungut! fuhr er besonnener fort, da der Stadtschreiber einige Schritte vor dem Zürnenden zurückwich, Benedikt Hegelin meint es so böse nicht, und

sein Jähzorn ist bald vorüber, und nun Basta! Sagt dem Rath, wo es der Stadt Wohlfart gälte, bliebe ich nicht daheim; ich würde nach Stuttgart reiten, würde seinen Auftrag ausrichten, so gut es in meinen Kräften stände, oder vielmehr, so gut es der Rath haben wollte. Sagt mir nur, wieviel ich den saubern Herrn dafür bieten soll, daß die Dienstlosen bei uns Dienste nehmen.

Jedem monatlich 25 Gulden, 1 Ration und 2 Portionen und ihre Diener mögen sie sich aus der Mannschaft wählen, überdies jedem 10 Gulden Reisegeld und ein neues Kleid erwiderte der Stadtschreiber. Euere desfallsige Ausfertigung sollt Ihr sogleich erhalten.

Schon gut, sagte Benedikt lächelnd, dafür schaffe ich Euch ein Dutzend Hauptleute von dem Schlage, wie Ihr sie verlangt. Ich werde noch heute hinreiten und morgen bin ich wieder zurück.

Auf Wiedersehn! sagte der Stadtschreiber, sich höflich verbeugend, war froh, daß er sich entfernen konnte, und schwur im Stillen, dem Nachbar nie wieder im Rüstsale zu begegnen.

Dieser war indessen nach Hause gegangen, befahl dem Knecht, das Roß zu einem Ritt nach Stuttgart bereit zu halten, und machte, während des Mittagessens, die Seinen mit der vorhabenden Reise bekannt. Magdalene schien deßhalb unbesorgt, es waren ja nur wenige Stunden von Eßlingen bis dahin, die Mutter aber war ängstlich, und bat ihren Eheherrn, doch ja nicht bei Nacht zu reiten, man habe ihr erzählt, der wilde Jäger lasse sich wieder in der Gegend hören, und er wisse wohl, daß der Wartthurm von Ober-Türkheim nicht weit von der Landstraße liege. —

Nun Mutter! beruhigte sie Benedikt, was wäre es denn auch, wenn ich ihm begegnete? Solch luftiges Gesindel, wenn es nemlich dergleichen giebt, soll ja vor einem geschlagenen Kreuz und vor einem brünstigen Gebet zerstäuben, wie Spreu im Wind. Es sollte mich freuen, wenn ich den Ritter von Rodenstein treffen könnte, ich wünschte wohl, ihn wegen der Unthat, die er an einer Jungfrau unseres Stammes verübt baben soll, zur Rechenschaft zu ziehen; doch die Freude wird mir wohl nicht werden, denn die Sage vom wilden Jäger ist ein Märchen. Wenn der Sturmwind heult, und die Wolken an der Mondscheibe vorüberjagen, so hören die furchtsamen Seelen Geheul von Rüden und Hörnerschall, und die fliegenden Schatten der Wolken dünken ihnen gespenstige Gestalten, zu Roß und zu Fuß, und weiß Gott, was ihnen dann alles erscheinen mag. Ein frommes, unverzagtes Herz sieht dergleichen Dinge nicht; wo die Furcht das Auge nicht blendet, bleiben die Geister daheim, und die Todten steigen nicht aus ihren Gräbern.

Wenn Du in die Gegend des Oehlenberges kömmst, und zu dem finstern Wartthurm, den der wilde Jäger zu seiner Rast erbaut haben soll, so bete nur ein Vater unser, bat Frau Barbara, glaube nicht, daß

der Nekar dich schützt, die Geister schweben über die Wasser so gut, wie über Berg und Thal.

Thorheit! meinte Herr Benedikt. Den Thurm ließen unsre Vorfahren als Lug ins Land erbauen, hauptsächlich um von hier den Würtenberg, unsrer Feinde Stammburg zu beobachten; Du siehst, wie der Aberglaube alles deutet, und das Natürliche so gern zum Fabelhaften verunstaltet.

Wohl möglich, lieber Mann, nahm Frau Barbara wieder das Wort, aber zu meiner Beruhigung versprich wenigstens, solltest Du, wie ich nicht verhoffe, des Nachts jener Stelle vorüberziehn, ein frommes Gebet zu sprechen.

Wenn es Dich beruhigt, zaghafte Seele, gern! erwiderte der Eheherr. Du aber, wandte er sich zu Magdalenen, bleib hübsch daheim, warte und pflege die kranke Mutter, und zeige mir, wenn ich zurückkehre, ein freundlicheres Gesicht. In Deinen Jahren muß das Antlitz eines Mädchens einem heitern Fröhlingsmorgen gleichen, unbewölkt und frei muß die Stirn sein, wie der klare blaue Himmel, und der Blick des Auges sanft leuchten, wie die Maiensonne am Pfingsttage. Wenn erst der Sturm des Lebens die Wolken jagt, wenn Sorge und Noth, diese hinkenden Lebenboten einkehren, und manche schwere Prüfung den Menschen trifft, dann mag sich die Stirn furchen, und das Auge in Thränen schwimmen, aber nicht, wenn man einer sündhaften Lust Valet sagen, und der Vernunft und des Vaters Gebot folgen muß. Ich warne Dich, Magdalene, fuhr er heftiger fort, vertraue meiner Langmuth nicht zu viel, Dein stilles, verschlossenes Wesen beginnt mir lästig zu werden, und ich zweifle fast, daß ich es noch lange werde dulden können. Dies der gute Rath, den ich Dir zurücklasse, und nun lebt wohl! Er gürtete sein kurzes Schwert um, bestieg sein Roß und trabte gen Stuttgart.

Dort angelangt, fand er Alles in der größten Bestürzung. Die Nachricht, der Feind würde von Heilbronn gegen die Stadt rücken, beunruhigte Alt und Jung, denn es waren kaum 1200 Mann dienstfähige Mannschaft im Lande, und diese noch überdies für die Generalstaaten geworben. Der Administrator des Herzogthums hatte sich schon aus der Residenz entfernt, und es war hier an keinen Widerstand zu denken, der auf irgend eine Weise Eßlingen vor dem Besuch der Franzosen schützen konnte. Alle Nachrichten stimmten darin überein, und dem Eßlinger blieb daher am andern Tage nichts weiter übrig, als sich mit den Kriegleuten in Unterhandlung einzulassen, und schon spät am Abend war Alles in Richtigkeit. Herr Benedikt säumte nun keinen Augenblick, Stuttgart zu verlassen, aber die elfte Stunde hatte schon lange geschlagen, als er bei dem herzoglichen Schlosse zum Thore hinaustritt.

Es war eine sternenhelle Dezembernacht, Berg und Thal schon seit mehreren Tagen mit Schnee bedeckt, so daß die grünen Rebhügel zu seiner

Linken, in ihrem flimmernden Winterkleide, die Wälder zu seiner Rechten, mit ihren weißen Lockenhäuptern schauerlich vor ihm lagen. Ein scharfer Ostwind, der durch das Neckarthal ihm entgegen pfiff, begrüßte ihn unfreundlich mit seinem kalten Hauche, und zwang ihn, sich in seinen braunen Mantel einzuwickeln. Vorsichtig, wie er immer war, untersuchte er seine, in der Halfter steckenden Pistolen, um in dieser unruhigen Zeit vor jedem Ueberfall gewaffnet zu sein, und ritt nun in kurzem Trabe auf dem ihm wohlbekannten Wege fort. Wohl zuweilen gedachte er der Bitte seines Ehegesponses, aber er lächelte hier eben so sehr über ihre Besorgniß, als daheim, und fürchtete mehr, irgend einen Schnapphahn hinter einer, der am Neckar stehenden Weiden zu treffen, als den wilden Jäger und sein wüthendes Heer. Hm! brummte er vor sich hin — Sollte es wirklich dergleichen Spuk geben, so wünschte ich ihm wahrlich, ihm einmal zu begegnen; aber mein Wunsch wird wohl in diesem Leben vergeblich sein. Je mehr er nun diesen Gedanken nachhing, desto stärker ward die Begierde in ihm, auf etwas Gespenstiges zu stoßen, und seine aufgeregte Einbildungskraft gaukelte ihm allerhand Bilder vor; so trabte er, durch seinen Mantel gegen die immer steigende Kälte geschützt, guten Muthes Eßlingen zu. Die Stunde der Mitternacht war längst vorbei, als ihm jetzt über die weiße, flimmernde Landschaft der graue Wartthurm auf dem Oehlenberge aus der Ferne entgegenblickte. War es, weil er seit einiger Zeit so viel von diesem Wartthurm gesprochen hatte, oder weckte der dunkle Riese, der auf der beschneiten Landschaft wie ein finstrer Geist einsam emporragte, die grausige Sage des wilden Jägers in ihm, es wurde ihm bei dem Anblick dieses alten Thurmes gar sonderbar zu Muth. Es war nicht scheue Furcht, die ihn frostig durchschüttelte, es war ein unwillkürlicher Schauer, der ihn für einen Augenblick erbeben ließ, als er da, wo das Thal sich biegt und er Ober-Türkheim gegenüber war, plötzlich ein Rauschen vernahm, als ob ein Schwarm ziehender Krähen über ihn weg flöge. Es konnte nicht der Wind sein, denn es kam ihm nicht entgegen, es rauschte hinter ihm her, und trieb ihm den flatternden Mantel über den Kopf. Auch sein muthiges Roß stutzte, und es bedurfte des Sporns, um es vorwärts zu treiben. Benedikt wurde durch dies Alles aufmerksam, und hielt bei einem hohen Stein am Ufer des Nekars, wo vor langer Zeit eine heimziehende Braut verunglückt war, sein Roß an und horchte. Immer noch rauschte es über und neben ihm, und es dünkte ihm, als hörte er vom Walde her Hörnergetön, das immer näher zu kommen schien. Deutlich vernahm er jetzt Jagdruf und Rüdengebell, immer stärker ward das Rauschen über ihm, und längs des Rebenhügel von West nach Ost zu, sah er über die Höhen Wolken, gar wunderbar, dem Sturm entgegen stehn, die, je länger sie zogen, sich immer mehr vor seinen Augen wie Menschen und Thiere gestalteten; sein Rappe mochte dies auch gewahren, denn er brauste und scharrte ungeduldig mit dem Huf in dem lockern Sand. Als der Lärm

und das Toben näher kam, die grauen Wolken sich jetzt deutlich, als Roß und Reiter gestaltet, über den Wartthurm senkten, gehorchte das Roß des Reiters Faust nicht mehr, nahm das Gebiß zwischen die Zähne, und jagte, ohne daß es des Spornes bedurfte, mit hoch aufgehobenem Schweife und empor sich sträubender Mähne im vollsten Laufe dem Kloster Weil vorbei, der Stadt zu.

Benedikt versuchte es nicht das wilde Thier anzuhalten. Den Blick, wie durch Zaubergewalt rückwärts nach dem Oehlenberge gerichtet, wo er bald nichts mehr deutlich erkennen, nur noch das wilde Jagdgetös vernehmen konnte, ließ er, von dem widrigen Rauschen immer noch gefolgt, dem Rosse freien Lauf. Sein Blut schien erstarrt, nur zuweilen rieselte es ihm kalt durch Mark und Bein; es dünkte ihm, als läge eine kalte Todtenhand auf seinem Nacken und treibe ihn vorwärts, und es war doch wohl nur der Nachtwind, der durch die Bergschlucht ihn anwehte. Er war sich seiner Gedanken, seiner Gefühle nicht bewußt, nur das wußte er, daß er das Jagen seines Rosses nicht aufhalten, nicht wieder umkehren mochte, und könnte er damit sein Leben retten.

Sein schäumendes Roß trug ihn, der bleich, wie die Sternennacht, die ihn schauerlich umgab, immer noch rückwärts schaute, auf wohlbekanntem Wege pfeilschnell der Neckarbrücke zu — Hier stutzte und bäumte es sich plötzlich. Benedikt, sich nur mit Mühe im Sattel erhaltend, wandte den Blick und sah da, wo zu damaliger Zeit auf dem steinernen Geländer der Brücke ein kleines Kreuz zur Erbauung für fromme Seelen stand, eine knieende, weibliche Gestalt. Er suchte sein schnaubendes Roß an ihr vorbei zu lenken; sein Mühen war vergebens, nicht Schmeicheln, nicht Sporn brachte es von der Stelle. Da erhob sich die Gestalt und winkte ihm. Er war jedoch wie fest gebannt, und mochte ihr nicht nahen, sie aber, die ihn starr anzublicken schien, schritt jetzt an ihm vorbei, nickte ihm freundlich zu, und in dem Augenblick that der Gaul einen so gewaltigen Sprung, der den Sattelfesten schier abgeworfen hätte, jagte in wilden Sätzen über die Neckarbrücke, rannte gegen das Thor der Blasien Au, und stürzte mit zerschmettertem Hirn zusammen.

Lange lag Herr Benedikt bewußtlos neben seinem Rosse, endlich mochte ihn doch die kalte Luft zum Leben zurückgerufen haben, er erhob sich, wie aus einem Traume erwacht, zwar unbeschädigt, aber seiner Sinne noch nicht recht mächtig, und klopfte an die Pforte. Der Thurmwart ward munter, und als er erfuhr, wer Einlaß begehre, schickte er sogleich zum Burgemeister, die Thorschlüssel zu holen..

Während dem stand Hegelin, in seinem Mantel gehüllt, von Frost erstarrt, eine bleiche Gestalt neben seinem todten Gaule. Unverwandt schaute sein Auge immer nach der Gegend des Wartthurms hin. — Er suchte seine Gedanken wieder zu gewinnen, sich die grausige Begebenheit geordnet in's Gedächtniß zurückzurufen, doch vergebens. Vor seinem

Geiste schwebte das, was er in dieser Schreckennacht gesehen, so dunkel und unbestimmt, daß, hätte der todte Rappe nicht zu seinen Füßen gelegen, ihm alles nur ein Traum gedünkt hätte. Er lauschte nun, ob er das Jagdgetös, den wilden Lärm und das Rauschen noch vernehme, aber es war still, nur der Fußtritt des Wächters unter dem gewölbten Thore schallte durch die schweigende Nacht; er sah nach dem kleinen Kruzifix, und da war es ihm, als sähe er die männliche weiße Geistergestalt wieder am Kreuze knieen. Benedikt, Benedikt! rief er, sich ermannend, aus, Feige Seele, in Worten stark, bei der That aber schwach und muthlos, hab Vertrauen zu Gott, geh dem Spuk entgegen; was vermag ein höllischer Geist gegen ein gläubiges Herz! Er befahl seine Seele Gott, und obgleich wankend, schritt er nach dem Kreuze zurück, und wollte nun Licht suchen in der Finsterniß; aber gleich einer Nebelwolke zerrann die Gestalt vor seinen Augen. Die Furcht hat mich geneckt, sagte er in sich, meine tollen Gedanken haben mir tolle Bilder hergezaubert, alles war Selbstbetrug, und als er dies so dachte und in keckem Muthe an dem Kruzifix vorbei nach dem Oehlenberg zuschreiten wollte, war es ihm, als ob er neben sich einen Seufzer hörte, und als ob, gleich dem Abendwinde, wenn er durch die Zweige rauscht, die leisen Worte ertönten: Alter Mann, wahre Magdalene! — Bei diesen Worten, die ihn sein aufgeregter Zustand wahl nur vernehmen ließ, war all sein Muth dahin; eiskalt durchrieselte es ihn von Neuem, er eilte, als verfolge ihn die Geistergestalt, dem Thore zu, welches so eben geöffnet wurde.

Thomas, sagte er zu dem alten Thurmwart, der mit seinem Sohne herzutrat, laß Deinen Buben derweile Dein Amt versehen, und ihn Sattel und Zeug von meinem Gaul nehmen, Du aber bringe mich nach meiner Wohnung, ich fühle mich zu schwach, um bis dahin allein zu gehen. Der alte Thurmwart, Herrn Benedikt gar wohl kennend, säumte keinen Augenblick, seinen Willen zu erfüllen, schloß, nachdem Sattel und Zeug abgenommen war, das Thor wieder, und sandte die Schlüssel zurück; er selbst bot dem Adlerwirth den Arm, ihn zu leiten. Als sie ohnfern der Brücke kamen, welche Blasien Au mit der Stadt verbindet, konnte Benedikt fast nicht weiter. Thomas, laß uns einen Augenblick verweilen! bat er, sich auf eine Steinbank setzend, Ach, hätte ich nur zur Stärkung einen Becher Wein.

So spät es ist, kann hierzu doch noch Rath werden, erwiderte der Thurmwart, dort in dem kleinen Hause der Witwe des Messerschmidts sehe ich noch Licht, es ist eine gute, liebreiche Frau und hält auf ein gutes Gläschen; wartet nun einen Augenblick — Er ging, und pochte leise an einen kleinen Laden, der sich auch bald öffnete; hier trug er seine Bitte vor und man ließ ihn willig ein. — Nun gute Alte, gieb Wein, bat Thomas, den Ermatteten die Stufen hinaufleitend —

Geht nur in's obere Stock, lieber Herr, sagte die Magd, sich ehrerbietig

vor Benedikt neigend, oben sind sie noch auf, und sitzen beim gefüllten Becher, Ihr werdet gewiß willkommen sein! Dies sagend winkte sie dem Thurmwart zurückzubleiben, faßte Herrn Benedikts Arm, und leitete, die Lampe in der Hand, den noch Halbbetäubten die Treppe hinauf. Nur sein stille, daß meine Hausfrau nicht aufwacht, sagte die Alte, folgt mir nur leise, und als sie auf der obern Hausflur waren, führte sie ihn, auf den Zehen schleichend, nach einer Thür, die sie schnell öffnete.

Starr vor Schreck blieb Benedikt auf der Schwelle stehen, ihm war, als hörte er auch jetzt die Warnung der Geistergestalt; aber es bedurfte nur eines Augenblicks, um Kraft und Besonnenheit wieder zu gewinnen. Fort von mir, Schlange! rief er, die seine Kniee festumklammernde Magdalene von sich stoßend, fort Unglückliche! Dies sagend, wandte er ihr den Rücken, warf die Thüre zu, entfernte sich schnell, schritt kraftlos die Treppe hinab und stand bald vor seinem Hause am Markt.

Sein starkes Pochen führte die Diener schnell herbei. Er trat ein, und ging in sein kleines Zimmer neben der Schenkstube.

Weckt meine Frau nicht! befahl er, und bringt mir einen Krug mit altem Weine, dann warf er sich in seinen Lehnstuhl, winkte dem Diener, der ihm den Wein gebracht hatte, sich zu entfernen, und überließ sich nun, bei dem matten Schein der flackernden Lampe, seinen Betrachtungen. Chaotisch traten die Begebenheiten dieser Nacht vor ihn, oft wollte es ihm dünken, Gott habe ihn, wegen des frevelhaften Wunsches, daß ihm etwas Gespenstiges begegnen möchte, durch diese Erscheinung strafen, seinen Hochmuth demüthigen wollen; aber da zwischen allen diesen Nebelbildern seine Magdalene hervortauchte, ihm die Wahrheit so bitter vorführte, und er die Worte der Betenden auf der Neckar Brücke, wahre Magdalene! immer noch zu hören glaubte, vereinigten sich alle seine Gedanken nur in dem Einzigen, in dem Gedanken an sein Kind, und ein bittrer Schmerz ergriff ihn. Er hatte dem Mädchen so fest vertraut, so fest auf ihr Wort und ihren Wandel, und nun fühlte er sich plötzlich so getäuscht, die einzige freundliche Hoffnung seines Lebens hatte ihn betrogen, er glaubte sein ganzes Erdenglück dahin. Aber endlich gewann die Natur den Sieg über den lauten Schmerz, die frühere Abspannung trat wieder ein, immer verworrener schwebten die Bilder vor ihm, immer bleicher und geisterhafter erschien ihm Magdalene, die er nun kaum mehr von der Knieenden am Kreuze zu unterscheiden vermochte. Geist und Körper waren erschöpft, und der Schlaf konnte sich auf die matten Augenlieder senken; er schlummerte ein.

Als er am späten Morgen die Augen aufschlug, stand Magdalene neben ihm auf den Sorgenstuhl gelehnt, und sein erster Blick traf ihr umwölktes Auge, Ihr habt unruhig geschlafen, Vater, schwere Träume müssen Euch gequält haben, sprach sie mit kindlicher Sorge.

Wo warst Du in dieser Nacht? rief, statt der Antwort Benedikt mit donnernder Stimme, Wo warst Du? Unglückliche! —

Bei der Muhme aus Gmünd, und bei meinem Bräutigam.

Bräutigam? fuhr der Alte mit dem Fuße stampfend auf.

Ja Vater, bei meinem Bräutigam vor Gott, bei ihm, dem ich ewige Liebe und Treue schwur, die ich auch halten werde bis zum Tode. Vor Menschen ist er es freilich nicht, das wollt Ihr nicht, und mein Glück unter Gram und Thränen opfernd, gehorche ich Euch.

Und gegen mein Verbot, gegen Dein Versprechen schlichst Du, ehrlose Dirne zu ihm? eiferte der Alte.

Bei diesen Worten färbte hohe Gluth des Mädchens Wange, Ihr seid doch sonst ein so gerechter Mann, sagte sie mit Unmuth, und sollt, als Ihr das Richteramt bekleidetet, ein gerechter Richter gewesen sein, wie mögt Ihr nun Euer Kind verdammen, ohne es angehört zu haben? Die ehrlose Dirne, fuhr sie fort, als der Vater schwieg, wird gehen, ihr ziemt es nicht, länger unter einem Dache mit Euch zu wohnen. Bei diesen Worten ging sie der Thüre zu.

Magdalene rief der Vater.

Was befehlt Ihr! entgegnete sie umkehrend.

Tritt hierher! sagte er rauh, der Tochter ziemt es nicht, eher zu gehen, als bis der Vater es erlaubt. Tritt näher! Magdalene gehorchte. Du hoffst mit Deinem festen unerschütterlichen Sinn mich glauben zu machen, Du ständest, eine Unschuldige vor mir; Du wähnst, mit der Drohung, das väterliche Haus zu verlassen, vielleicht Dich in die Arme Deines Buhlen, wohl gar in die Arme des Papstthums zu werfen, mich zu erschrecken. Bist Du, wofür ich Dich halten muß, nachdem ich Dich dort, in nächtlicher Stunde bei ihm traf, so geh, wohin Dich die Sünde treibt, meide das Antlitz Deines alten Vaters, dem Du vor der Zeit das Grab geöffnet hast; mein Fluch soll Dich nicht begleiten, aber auch mein Segen wird es nicht!

Magdalene war von diesem Worte erschüttert, ihr Auge ruhte finster auf dem Vater, dann hob es sich aufwärts gen Himmel — Schweig Stolz, schweig gekränktes, tiefgekränktes Herz, sprach sie vor sich hin. Der Vater ist mein irdischer Richter; steh ich rein vor Gott, will ich es auch vor ihm. Sie faßte nun in ihren Busen, holte ein Brieflein heraus und gab es dem Vater. Als ich gestern Abend mit der Mutter mein Gebet verrichtet hatte, und mich eben zur Ruhe legen wollte, fuhr sie, während der Vater las, fort, erhielt ich dies Brieflein, worin, wie Ihr lesen werdet, die Muhme mich benachrichtigt, daß sie hier angekommen, plötzlich aber bedeutend krank geworden sei, und mich bat, eiligst zu ihrer Pflege zu kommen. Sie ist die Schwester meiner Mutter, sollte ich nicht gehen? Sie hat mir wohlgethan, ich bin ihr Dank schuldig.

Fahr nur fort, nur weiter! sagte der Alte, da Magdalene schwieg.

Als ich in die Wohnung der Muhme trat, fand ich sie wohl auf und

auch Georg fand ich dort, der hierher gekommen war, mich noch einmal zu sehen. Heute brechen sie von Tübingen auf. Er kam, wie er mir sagte, mich um Gott und aller Heiligen willen zu bitten.

Um Gott und aller Heiligen willen? unterbrach sie Benedikt heftig.

Ja Vater, so sprach er, mich zu bitten, Eßlingen zu verlassen, zur Muhme nach Gmünd, besser, nach Nördlingen zu gehen, denn die Franzosen hauseten furchtbar, und ein ehrbares Mädchen dürfe nicht bleiben, wo ein solcher Feind sich blicken lasse; auch trug er mir auf, Euch dies vorzustellen, und Euch zu bitten —

Und Du? unterbrach der Vater von Neuem.

Ich versprach ihm, es Euch zu sagen, doch Euch zu bitten, versprach ich nicht. Ihr wißt ja am Besten, was mir frommt. —

Meinst Du? zürnte der Alte, Wenn Du das glaubst, warum erfüllst Du meinen Willen nur mit Widerstreben? Wärst Du von Deines Vaters Einsicht, von seiner Liebe zu Dir überzeugt, Du würdest nicht gegen sein Gebot handeln.

Thu' ich das Vater? fragte Magdalene, und in dem Tone, womit sie dies sprach, lag fast ein Vorwurf, War ich nicht immer Euer folgsames Kind, selbst gegen meine Ueberzeugung? Habe ich ihm nicht entsagt? Will ich mich nicht von ihm trennen, so lange es Euer Wille ist? Oder glaubt Ihr, man könne dem Herzen so leicht gebieten, wie dem Munde? Man könne des Menschen freie Gedanken in Fesseln legen, wie einen Sclaven? Nein Vater, nur der Wille ist uns unterthan, und mit ihm die That! unserer Sinne lockenden Bildern, unserer Sehnsucht glühenden Wünschen sind wir nicht Herr, wir unterliegen in solchem Kampfe. Hätte ich gewußt ihn dort zu finden, so wär ich um keinen Preis der Erde zur Muhme gegangen; da ich aber unvorbereitet ihn fand und mich nicht gleich entfernen konnte, so hielten mich seine Bitten und das Bewußtsein, ich habe nicht ihn, nicht mich zu fürchten, dort zurück.

Und wolltest die ganze Nacht mit ihm vertändeln, unterbrach sie der Vater mit Heftigkeit; dachtest Du nicht daran, daß es heute die ganze Stadt schon wissen wird?

Dieser Gedanke stieg wohl in mir auf, und verbitterte mir jede Freude, erwiderte sie erröthend, und darum bat ich ihn auch, sich bald zu entfernen, und eben als Ihr kamt, sagten wir uns ein Lebewohl. Seht Vater, fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, wir sind geschieden in Ehrbarkeit, wie zwei treue Freunde, ein Händedruck gnügte unserm Vertrauen, seine Lippen haben mich nicht berührt.

Als wolle er in ihr Innerstes schauen, so fest ruhte des Vaters Auge auf dem ihrigen, die sich keiner Schuld bewußt, seinem Blick frei und offen entgegen kam. Er reichte ihr versöhnt die Hand, die sie stürmisch an ihre Lippen drückte; da wollte Wehmuth den ernsten strengen Mann beschleichen, er aber ward ihrer Herr.

Magdalene, sagte er kopfschüttelnd, ich sehe in eine düstre Zukunft; was mir noch gestern verborgen war, ist mir heute enthüllt, was ich verspottete, das steht jetzt ernst und unheilbringend vor mir — Ich sehe in eine traurige Zukunft.

Auch mir erscheint sie nicht glücklich, sagte Magdalene.

Selbst die Geister haben mich gewarnt, fuhr Benedikt fort.

Die Geister? unterbrach sie ihn schnell, Auch mich — Doch lieber Vater, wie wäre das möglich; des Menschen Seele schwebt zum Himmel auf, sein Körper vermodert, und das feste Grab verschließt mit noch nie erbrochenem Riegel seine Beute — Auf Erden wandelt kein Geist, dort oben nur ist ihre Heimath.

So glaubt' auch ich! sprach Benedikt, und die vergangene Nacht stand mit all ihrem Schauder vor ihm — Doch was mir in dieser Nacht begegnet ist —

Uud was? fragte sie immer gespannter.

Ich habe die wilde Jagd gehört, — Magdalene lächelte. —

Verspotte mich nicht — Während Du mit Deinem Buhlen kostest verfolgte mich das wilde Heer. —

Sonderbar! sagte Magdalene unwillkürlich.

Eine weiße Gestalt, die an dem Kruzifix auf der Brücke zu beten schien, winkte mir, als mein schnaubender Gaul nicht an ihr vorüber wollte — und als sie an mir vorbeischritt, bäumte sich mein Roß, sprengte mit furchtbaren Sätzen über die Brücke der Stadt zu, und zerschmetterte an den eisernen Nägeln des Thores das Hirn. Draußen vor Blasien Au liegt das arme Thier — Aber Kind, fuhr er plötzlich auf, was ist Dir, Du erbleichst, zitterst.

Nichts, Vater! sagte sie sich fassend — Kommt hinauf zur Mutter, sie ist auf ihren Sessel gebannt, kann nicht herunter, und ängstigt sich um Euch und mich.

Sag mir Magdalene, was ist Dir? — fragte der besorgte Vater noch einmal.

Nichts mein Vater, wiederholte sie ruhig, Eure Erzählung hat mich erschreckt, sonst ist mir gewiß nichts — Kommt nur, sie erfaßte seine Hand — und darf ich der Mutter sagen, daß Ihr mir nicht mehr zürnt?

Komm! erwiderte Benedikt, den das noch immer zitternde Mädchen besorgt machte, Komm mein einziges, mein unglückliches Kind! Nein, nein! rief er jetzt plötzlich, So lange die Tugend in Deinem Herzen wohnt, bist Du nicht unglücklich; Gott verlässet seine Engel nicht! Was kümmert mich Teufelsspuk und all die Fratzen mit ihren Prophezeihungen; Du stehst unter seinem Schutz und nur er ist der barmherzige Lenker Deines Geschicks. Der Alte nahm unwillkürlich sein Käppchen ab, faltete die Hände, blickte gen Himmel und aus geängsteter Brust stieg ein stum-

mes Gebet empor. Magdalenens Auge ruhte auf dem alten Vater; aber beten konnte sie heute nicht mit ihm.

Endlich, nach mehreren Wochen war das Kontingent der Stadt Eßlingen an Officieren und Mannschaft vollzählig, und stand heute, der Stadt ein gar wichtiges Ereigniß, zur Heerschau vor dem Rathhause aufmarschirt; der ganze Marktplatz war mit Neugierigen angefüllt, alle Fenster der umstehenden Häuser waren besetzt, nur das Gasthaus zum schwarzen Adler war wie ausgestorben. Trotz der schon bedeutenden Kälte, trotz dem, daß der ehrwürdige Rath auch hier sein weißes „festina lente" in Ausübung brachte und lange auf sich warten ließ, verminderte sich die Menge der Zuschauer nicht; nur schien dies Warten den Kriegern selbst nicht recht zu behagen, die heute, eine neue Erscheinung für die Stadt, zum erstenmal in gleicher Farbe, weiß und roth gekleidet, in der Ferne wirklich ein stattliches Ansehn hatten; nur in der Nähe durfte man diese Heldenschaar nicht beschauen. Außer dem alten Stamm der städtischen Besatzung, im Wachtdienst ergraute Trunkenbolde, war ein Theil aus den Gefängnissen genommen, unter denen es wohl manchen tüchtigen Raufbold gab, der sein Leben willig für seinen Sold, vielleicht für noch weniger einsetzte. — Die freiwillig Geworbenen waren Hungerleider und Müßiggänger, welche der Dezemberfrost in den warmen Soldatenrock gelockt hatte, die Uebrigen aber bettelndes, durchziehendes Gesindel, die mit einigen unglücklichen Schneidergesellen und Kesselflickern zur Fahne gepreßt, und wohl jetzt schon des Sinnes waren, sie so bald als möglich wieder zu verlassen. Die Officiere, im Dienst des Bachus bewanderter, als in dem des Krieggottes, waren ihrer Untergebenen würdig. Nur die Fähndriche mit den schön gemalten Fahnen der Stadt, welche sie bei den Aufzügen der Gewerke stattlich zu schwenken gelernt hatten, waren alte, erfahrene Kriegleute, wovon der eine schon im 30jährigen Kriege der Schlacht von Susmarshausen als Pfeifer beigewohnt hatte, der andere aber auch ein Funfziger war; beide gaben mit ihrem ernsten, militairischen Aeußeren und ihren flatternden Fahnen dem Ganzen ein ganz martialisches Ansehen. Am vortheilhaftesten jedoch nahmen sich die Trommelschläger und Pfeifer mit ihren gestickten breiten Bandelieren aus, die unverwandt den Blick auf den Eingang gerichtet hatten, um mit ihrem Spiel die gestrengen Burgemeister, so bald sie sich blicken ließen, zu bewillkommen.

Der Rath ließ sehr lange auf sich warten, und erst als der Pöbel unruhig und das Geschrei und der Lärm immer stärker wurde, öffneten sich die Thorflügel, die Rathdiener in alter Schweizertracht, ihre schweren Hellebarden in der Hand, schritten den gestrengen Herren voran. Die drei Burgemeister, von den übrigen Rathgliedern gefolgt, wurden sichtbar, das Rasseln der Trommeln wurde von dem wilden Jauchzen des Volkes übertäubt, und die Pfeifer thaten ihr Möglichstes, um mit dem gellenden Klang ihrer Instrumente durch den Lärm zu bringen; lustig schwenkten die

grauen Fähndriche ihre Fahnen, und selbst der Sechzigjährige ließ die Seine in weiten Kreisen mit vieler Gewandtheit durch die Lüfte flattern. Mit stolzer Gravität traten nun die hochweisen Herren heran, begrüßten mit kaum bemerkbarem Kopfnicken die Kriegschaar, und gingen musternd die Reihen auf und nieder. Alles sorgfältig beschauend, die geringste Kleinigkeit mit Wichtigkeit tadelnd, untersuchten sie jedes genau, bezeigten huldreich ihren Beifall, und als sie dies in reichlichem Maaße gethan, ließen sie die Kompagnieen einen Kreis bilden, und die Kriegartikel vorlesen. Dann hielt der Stadtschreiber eine kräftige Rede, die Halberstarrten zu erwärmen, brachte hierbei die Thaten ihrer Vorfahren in Erinnerung, und ermahnte sie, in Tapferkeit jenen gleich zu werden und sich für die Erhaltung und den Ruhm Eßlingens freudig zu opfern. Die Söldner fühlten sich von dieser pathetischen Rede nicht erwärmt, äußerten durch ächt disciplinarisches Schweigen ihren Beifall, und zogen hungrig und erfroren unter Trommelklang und lustigem Pfeifengetön nach Haus, während der Rath, den wichtigen Tag zu feiern, sich zum festlichen Mahle setzte.

Benedikt, seit jener Nacht in sich gekehrter als je, hatte sich während des feierlichen Actus in ein Hinterstübchen verschlossen, und so war ihm der Lärm der neugierigen Menge nur wie das Summen eines Bienenschwarms zu Ohren gekommen; das Wirbeln der Trommeln weckte ihn endlich, jedoch nur für einen Augenblick aus seinem Sinnen. Aber so wie der Lärm vorüberzog, traten gegen seinen Willen die Bilder jener Nacht, besonders aber die Betende, wieder vor ihn und rollten ihm eine traurige, sorgenschwere Zukunft auf. Die Worte, welche er vernommen zu haben glaubte, erschütterten ihn noch jetzt, sie betrafen ja sein einziges, sein so heißgeliebtes Kind. Ach! seufzte er, wie kann ich sie gegen ihr Herz schützen, wie dieses zarte Mädchen vor dem Eindruck bewahren, den der Papist auf sie gemacht hat, und die Geistergestalt, sicher die unglückliche Tochter jenes Max Hegelin, der in der Deffinger Schlacht gefangen wurde, forderte sie mich nicht auf, Magdalene zu hüten? — Gerechter Gott! rief er aufspringend aus und rang verzweifelnd die Hände, laß sie, laß mich sterben, nur bewahre mein Kind vor Schande, erhalte ihr Herz der Tugend, nimm sie lieber auf zu Dir, und soll ich, wie Abraham Dir ein Opfer bringen, ich will es, nur laß sie rein und unentweiht sterben.

Er sank, indem er dies sprach, ermattet auf seinen Sessel, der starke, an Seel und Körper kräftige Mann erlag fast dem Eindruck, den jene schauderhafte Begebenheit auf ihn gemacht hatte. Aber diese Abspannung dauerte nicht lange. Nein! rief er plötzlich — ich will nicht unterliegen, will als Mann meinem Schicksal, als Christ dem Flüstern entgegen gehn, der mir durch allerhand Geisterspuk meinen Glauben, meinen Verstand irre zu leiten gedenkt, will mich nicht mehr quälen, nicht ängstlich sorgen um mein Kind, will ihrer Tugend vertrauen, und keine dämonische Erscheinung, kein wilder Jäger mit seinem Heere soll mich ferner irre machen.

Mit unwandelbarer Liebe wie sonst, will ich an meiner Magdalene hangen, und der Glaube an einen gerechten, barmherzigen Gott soll mich stärken und erhalten.

Indem er dies sagte, öffnete sich die Thür, Magdalene trat ein, und bei ihrem Anblick wäre fast jetzt schon sein Glaube dahin gewesen. Bleich wie der Tod, den ernsten, starren Blick auf den Vater gerichtet, blieb sie mit schwankendem Kniee regunglos an der Thüre stehen; ein schmerzliches Lächeln umzog ihren Mund, ihre Hand preßte sich fest auf das klopfende Herz und alles Leben schien von ihr gewichen. Kind, Magdalene! rief der erschrockene Vater, was ist Dir begegnet?

Sie erwiderte auf seine ängstlichen Fragen nichts und blieb immer noch unbeweglich stehen. Plötzlich durchfuhr ein Gedanke den Alten, ist Dir Mathilde erschienen? rief er ihr entgegen tretend — sie schüttelte verneinend den Kopf. Sprich, rede! Was es auch sein mag, ich bin gefaßt, bin wieder stark, das Schrecklichste zu ertragen, aber rede nur! bat er, sie in seine Arme schließend, nicht diesen geisterähnlichen Blick, nicht diese stumme Verzweiflung.

Er ist nicht mehr! rang es sich endlich aus Magdalenens Brust.

Wer? fragte der Vater verwundert, und leitete die Zitternde auf einen Sessel.

Wie könnt Ihr noch fragen sagte sie, und der Unmuth trieb ihr das Blut zurück auf die Wangen, Euerer Sorge um mich seid Ihr nun quitt! den Papisten zerschmetterte eine feindliche Kugel die Brust —

Georg todt? rief der Alte, und sein Auge sah gen Himmel, heiliger Gott! —

Haltet ein Vater! zürnte das Mädchen, Danket Gott nicht, daß er Euer Kind unglücklich machte, preist ihn nicht, daß er Euer brünstiges Gebet erhörte! Wofür Ihr Gott danken wollt, das hat mich grenzenlos elend gemacht; jubelt nicht, Eure Freude könnte mir das blutende Herz brechen.

Der Vater drückte bei diesen, mit Unmuth und Schmerz ausgesprochenen Worten, die Trauernde sanft an sich, wie könnte ich mich freuen, Magdalene, wenn Du weinst, sprach er bewegt, wie könnte ich jubeln, wenn mein Kind trauert? — Fasse Dich nur, des Herrn Wege sind wunderbar, das, von dem wir glauben, es führe uns an einen Abgrund, wendet seine Barmherzigkeit oft zu unserm Heil; oft beugt er den übermüthigen Sinn des Menschen, damit er aus der Prüfung geläuterter hervorgehe —

Was hilft mir Prüfung, was soll ich geläuterter hervorgehen! rief Magdalene in Verzweiflung, — für mich ist das Erdenglück dahin! Mein Herz ist gebrochen, die Welt ist mir todt, nur bei ihm wäre noch Glück für mich!

Nur bei ihm? wiederholte der Alte, und der Ton, mit dem er dies

sagte, sprach deutlich seinen Schmerz aus — also bei Deinem Vater fühltest Du Dich nicht glücklich? Das hab ich nicht um Dich verdient.

Zürnt mir nicht, bat sie, was kann ich für mein Gefühl? Was die Pflicht gegen Euch mir gebietet, hab ich gethan, will es auch ferner thun; die Thränen, die mein Auge weint, sollen Euch verborgen bleiben, die Seufzer meiner Brust für Euch unbemerkt ihr entsteigen; aber der Reiz des Lebens ist mit ihm dahin, meine Sonne ging unter, für mich ist es Nacht, und nur dort kann mir die Morgenröthe wieder aufgehn! Was kann ich dafür, daß es so ist? —

Frevle nicht? warnte der Vater, suche Trost in der Religion, halte fest am Glauben.

Mein Anker ist gebrochen, sagte sie traurig, mein Schiff schwankt hin und her —

Suche festen Grund, Magdalene!

Wo ihn finden? sprach sie, und das Vertrauen schien sie ganz verlassen zu haben, — Ach, schickte der Himmel mir ein Zeichen, nahte mir ein Engel der Offenbarung.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und die Muhme von Gmünd trat ein. Benedikt warf einen zornigen Blick auf sie, dann sagte er mit barschem Tone zu der Tochter, die mit freudefunkelnden Augen auf die Ankommende blickte, geh auf Deine Kammer, Magdalene, denn das ist wahrlich kein Engel der Offenbarung. Geh!

Magdalene begrüßte im Vorbeigehen die Muhme, warf noch einen strahlenden Blick auf sie, und entfernte sich.

Was wollt Ihr hier? fuhr Benedikt jetzt die Matrone an.

Ich suche Zuflucht bei Euch, erwiderte sie. Die Franzosen sind plötzlich von Schorndorf aus vor unsere Stadt gerückt, der Weg nach Ellwangen und Heidenheim war versperrt, es blieb mir nichts übrig, als über die Alp hierher zu flüchten. Die Priorin der Clarisserinnen mit den jüngsten Nonnen und den Novizen haben mich begleitet.

Glaubt Ihr hier sicherer zu sein? fragte er eben nicht verbindlich.

Ich hoffe es, und auf jeden Fall bin ich in Eurem Hause vor Mißhandlungen sicher; eine arme, verlassene Frau —

Warum bezieht Ihr Euere Wohnung auf der Blasien Au bei der Witwe des Messerschmidts nicht wieder? unterbrach er sie mit Unmuth, wie könnt Ihr noch, nach dem was vorgefallen ist, mein Haus betreten?

Die Wohnung auf Blasien Au überließ ich den frommen Clarisserinnen; überdies Schwäher, hat ja der Tod versöhnt, und eine Freistatt werde ich wohl in Euerem Hause erwarten können, da ich jahrelang Euer Kind in dem meinigen pflegte.

Besser, es wäre nicht geschehen! brummte Benedikt vor sich hin, reichte jedoch der Schwägerin zum Willkommen die Hand, und hieß sie zu ihrer Schwester hinauf gehen — Als sie sich aber entfernen wollte, hielt er sie

zurück. Frau! sprach er, ihre Hand etwas unsanft schüttelnd, Ihr habt in Magdalenens Herz Unkraut gesäet, hofft nicht hier ernten zu wollen, versucht nicht, das aufgeregte Gemüth des Kindes vollends zu berücken; denn wahrlich — Doch geht nur hinauf zu meinem Weibe, Gott möge Euern Eingang segnen.

Die Muhme ging, und ihre Ankunft verbreitete bei den Frauen mehr Freude, als Benedikt bei ihrem Anblick empfunden haben mochte, der, nachdem er das Nöthige angeordnet, schnell den Mantel umwarf, und, Erkundigungen einzuziehen, das Haus verließ.

3.

Melac.

Noch am nemlichen Tage marschirte das Kontingent nach der Donau, Dillingen zu, und man hörte das Kriegsgetös und Wirbeln und Trommeln nicht mehr, wohl aber bald den Kanonendonner von Schorndorf her. Die aus der Pfalz und dem Würtemberger Lande eingegangenen Nachrichten waren wohl geeignet, die Gemüther friedliebender Bürger zu beunruhigen; denn die Franzosen führten zwar jetzt nur Krieg gegen Bürger und Bauer, noch stand ihnen kein Heer entgegen, sie führten ihn aber auf eine, bis jetzt unerhört grausame Weise, so daß sie in Rohheit und Beutedurst die zügellosen Horden des 30jährigen Krieges weit übertrafen. Nicht allein, daß sie schwere Kontributionen ausschreiben, sie plünderten auch, nachdem sie diese erpreßt hatten, Städte und Dörfer, zündeten sie bei ihrem Abzuge an und zogen dann, die Brandfackel in der Hand, von Ort zu Ort weiter. Der Generallieutenant Monclar rückte jetzt von Heidelberg aus nach dem Herzogthum Würtemberg, dies Land eben so, wie die Pfalz auszusaugen; unter ihm befehligte der Brigadier Melac, ein Mann, der Louvois und Monclars Befehle nur zu willig befolgte, und der jetzt vor Schorndorf stand, das er zur Uebergabe aufforderte. Aber trotz dem Befehl des Administrators von Würtemberg, den Franzosen die Thore zu öffnen, wehrten sich die Bürger, und Melac mußte nun die Stadt förmlich einschließen und belagern. Während dem war Monclar vor Stuttgart gerückt, wo die Bürger sich auch, jedoch vergebens, zur Wehre setzten. Die Sadt wurde noch am nemlichen Tage eingenommen und geplündert.

Unter diesen Umständen mußte man in Eßlingen täglich den Feind erwarten. Der Rath, in der Hoffnung, die drohende Gefahr abzuwenden, wenigstens das traurige Schicksal so viel als möglich zu lindern, schickte den Stadtschreiber in's französische Lager vor Schorndorf, mit Melac zu

unterhandeln, von dem sie wußten, er habe den Befehl, nach der Einnahme jener Stadt auf Eßlingen zu rücken. Der Stadtschreiber machte sich auf den Weg, und kam nach einigen Tagen mit der tröstenden Nachricht zurück, daß Melac versprochen habe, wenn er auch dem Befehl zu Folge, Eßlingen besetzen würde, er die Stadt so schonend als möglich behandeln wolle; doch müsse man sich auch erkenntlich gegen ihn zeigen. Der Fuchs will mit dem Wolfe theilen, sagte bei dieser Nachricht Herr Benedikt, und doppelt Unglück wird über die Stadt kommen!

Von diesem Augenblick an schien die Sorge um das Wohl der Stadt ihn eben so, wie die Sorge um sein Kind, und Melac mit seiner zügellosen Schaar, ihn so sehr, als der wilde Jäger zu beschäftigen, der jetzt mehr als je, sein Wesen in der Umgegend treiben sollte. Nur das allgemeine Beste vor Augen, unterdrückte er seinen Groll gegen den Rath, und ermahnte seine Freunde zur Eintracht in der Stunde der Noth, und nahm wieder thätigen Antheil an den Verhandlungen der Bürger.

Magdalene verließ jetzt nur selten das Haus, sinnend, ihr Schicksal überdenkend, saß sie einsam auf ihrer Kammer. So überraschte sie die Muhme oft, die mit glühendem Eifer, wie alle Proselytenmacher, das einmal sich gesteckte Ziel, Magdalene zu bekehren, beharrlich verfolgte. Von Herzen gut, ohne Falsch, das Mädchen, dem sie ihr ganzes Vermögen zugedacht, wie ihr eigenes Kind liebend, glaubte sie Recht zu thun, und handelte mit der völligen Ueberzeugung, auf diesem Wege allein für Magdalenens Heil sorgen zu können. In genauer Verbindung mit ihrer Jugendfreundin, der Priorin des Clarissen Klosters zu Gmünd, befolgte sie auch jetzt noch die Befehle dieser herrischen, launischen Frau, so wie sie es schon in der Jugend gethan, ehe jene noch den Schleier genommen hatte. Frau Barbara und Magdalene, diese beiden ihr theuersten Wesen der Erde, zum rechten Glauben zurückzuführen, war ihr eifrigstes Bestreben, und fast glückte es ihr bei der Nichte besser, als bei der Schwester. Diese, obgleich durch Gewissenbisse wegen ihres früheren Uebertritts zur protestantischen Kirche geängstet, fürchtete durch einen Rückschritt auf doppelte Weise ihr Gewissen zu belästigen, und hatte sich reuevoll der Gnade Gottes übergeben; Furcht und Liebe zu ihrem Eheherrn kämpften gegen die mahnende Stimme in ihrem Innern, und hielten sie, trotz ihrer Neigung, von jedem entscheidenden Schritte ab. Magdalene hingegen, die sonst dem an Geist und Körper kräftigen Vater mehr, als der schwächlichen Mutter angehangen hatte, fühlte sich, seit sie glaubte, die Liebe zu Georg habe sie dem Vaterherzen fremder gemacht, verlassen. Sie hatte kein Herz, dem sie das ihrige aufschließen konnte, Georg war todt, die Mutter bebte schon bei dem Gedanken an des Vaters Zorn, und wies ängstlich jede Theilnahme zurück, nur der Muhme allein konnte sie ihren Kummer vertrauen. Schon während ihres Aufenthalts in Gmünd war sie ihr lieb und theuer geworden, sie war dort die Vertraute ihrer Liebe gewesen, durch ihren Beistand

hatte sie zuweilen den Geliebten gesehen und Briefe von ihm erhalten, was Wunder, daß das Saamenkorn von solch lieber Hand ausgestreut, keimen und Wurzel fassen mußte. Mehr aber, als alle Ermahnungen der Muhme, mehr, als die donnernden Worte der Priorin, führte eine glühende Phantasie das Mädchen von ihrer ruhigen Bahn. Maria, die Gottesmutter, die holde Vermittlerin, stand so lieblich, so menschlich göttlich vor ihren Augen, sie wähnte in den Stunden der Schwärmerei und des Grames, in der Schmerzenreichen ein mitfühlendes Herz zu finden, und die mancherlei Gebräuche der katholischen Kirche, welche so leicht auf die Einbildungskraft eines aufgeregten Gemüthes wirken, stimmten auch sie zur Schwärmerin.

Jetzt besonders, wo das Schicksal sie bitter prüfte, wo der Geliebte todt, ihr Herz zerrissen, des Lebens Blumengarten für sie zerstört war, keine Blüthe, keine Hoffnung mehr für sie entsproß, da suchte das gebrochene Herz Mitgefühl, der Schmerz Nahrung. Da, wo die Vaterbrust für sie geschlossen, das Mutterherz nur unter Bangen ihr geöffnet war, führte das Unglück sie der Muhme näher, die theilnehmend ihre Thränen trocknete, mit ihr weinte, und mit ungeheucheltem Schmerz den Todten beklagte, der auch ihr theuer und werth gewesen war. Was die Welt Magdalenen entzog, suchte sie jenseits, Geist und Herz hatte sie zum Himmel gewandt, und nie fanden die Worte der Priorin, zu der sie zuweilen ging, die Pforten ihres Innern so offen als jetzt.

Wollte der Vater es nicht bemerken, was in ihrem Innern vorging, oder zogen ihn die Begebenheiten und Schreckensnachrichten, welche sich täglich einander auf dem Fuße folgten, von den Seinen ab; seit die Muhme im Hause war, betrat er die obere Stube nur selten, selbst der Eindruck, den die Erscheinungen jener Nacht auf ihn gemacht hatten, wurde schwächer, und allmählich gewöhnte er sich an den Glauben, seine aufgeregte Einbildungkraft habe ihm einen Streich gespielt. In Georgs Tod wähnte er schon den Beweis zu finden, wie wenig er den Worten der Gestalt am Kruzifix zu vertrauen habe, und die Gefahr für Magdalene glaubte er nun vorüber. Daß die Warnung ihrem Glauben gelten könne, daran dachte er nicht, denn wie konnte wohl ein Geist der Finsterniß, und ein solcher konnte es ja nur sein, sich um das Seelenheil einer Irdischen bekümmern. Daß die Tugend seiner Tochter nur durch eine schwärmerische Neigung gefährdet werden könne, glaubte er gewiß zu sein, und diese hatte ja der Tod gelöst. Er war deßhalb für sein Kind ohne Sorgen, ihr kummervoller Anblick that ihm weh, aber er kannte die Zeit als eine zu gute, sichere Trösterin, um ihr nicht Magdalenens Herz vertrauungvoll zu übergeben. So beschäftigte ihn die Gefahr, welche seine Vaterstadt im jetzigen Augenblick bedrohte, fast gänzlich, und er meinte, ein jeder theile mit ihm die Furcht für den theuern Heerd der Väter, das Herz eines jeden sei nur von diesen Sorgen bewegt.

Der Stadtschreiber hatte seit seiner Rückkehr aus dem feindlichen

Lager wieder mehrere Abende bei dem Nachbar eingesprochen und manchen Becher geleert, war jetzt freundlicher, schmiegsamer gegen ihn, als je, und hatte nur selten Magdalenens, desto häufiger aber des anziehenden Ungewitters erwähnt, das sich über die gute Stadt zusammen zog. Eines Nachmittags, als er wieder im schwarzen Adler saß, und des biedern Benedikts ängstliche Sorge um die Zukunft durch dunkle, zweideutige Reden zu vermehren suchte, fiel dies doch Benedikt auf. Aber Herr Stadtschreiber, unterbrach er ihn, nach dem, was Ihr Tröstliches aus dem Lager mitgebracht, sollte man wohl meinen, Ihr hättet mehr Muth; die Versprechungen des feindlichen Heerführers, die Ihr doch am Besten würdigen könnt, sollten Euch doch wohl billig beruhigt haben.

Freund! erwiderte der Stadtschreiber geheimnißvoll, dem Nachbar näher rückend, was ich öffentlich der ganzen Welt verbergen muß, will ich Euch, meinem einzigen Freunde, vertrauen. Benedikt lächelte über die zweideutigen Freundschaft-Versicherungen, und erwartete nicht ohne Spannung, was ihm der Stadtschreiber offenbaren würde.

Ich habe kein Zutrauen zu General Melacs Versprechungen, raunte ihm dieser zu.

Nicht? fragte Benedikt verwundert, und doch habt Ihr dem Rath und der ganzen Stadt die Versicherung gegeben —

Freund, unterbrach ihn der Stadtschreiber, und rückte seine Perrücke zurechte, während Benedikt, auf dem Tisch trommelnd, sein Liedchen brummte, Freund! wie konnte ich anders? Ich habe in offener Sitzung dem Rath berichtet, was mir gesagt wurde, habe ihm deutlich meine Ansichten zu verstehen gegeben, ihn im Geheimen gewarnt; aber mich öffentlich auszusprechen, dazu bin ich zu klug.

Und weßhalb? fragte der Adlerwirth verwundert.

Ihr fraget noch? fuhr jener fort, habt Ihr denn gar nicht vernommen, wie furchtbar, wie ungesittet die Herren von Ludwigs so galantem Hofe, überall mit denen umgehen, die nur im mindesten ihr Mißfallen erregen? Arretirt werden die Unglücklichen, in die finstersten Kerker gesteckt, aus denen sie sich mit sauer erworbenem Gelde loskaufen müssen, wenn sie nicht nach Straßburg wandern wollen. Ach, es ist eine heillose Zeit. Heute ist sogar vom General Melac der Befehl an hiesigen Magistrat gekommen, niemandem mehr Pässe zu geben, damit die Herren das Nest fein warm und in Ordnung finden.

Wer gehen will, wird dann ohne Paß wandern, erwiderte Benedikt.

Bei Leibe nicht! fiel ihm der Stadtschreiber in die Rede, dergleichen würde der Stadt nur Nachtheil bringen.

Wie so? meinte der Alte, wie könnte das sein? — Wenn ich nun mein Kind entfernen wollte, und sie ohne Paß fortschickte, wie könnte der Rath dafür verantwortlich sein? Wie könnte er für etwas verantwortlich sein? von dem er nichts wüßte.

Der Stadtschreiber zuckte bedenklich die Achseln — im Kriege, werther Freund! sagte er warnend, gilt kein Recht, als das Recht des Stärkeren. Was kümmern sich die Kriegleute darum, ob sie Gerechtigkeit handhaben oder nicht; sie handeln, wie es ihren Lüsten und ihrem Seckel am besten gefällt. Deßhalb Nachbar, rathe ich, laßt jetzt Jungfer Magdalene hier; meine frühere, wohlgemeinte Warnung jetzt noch zu berücksichtigen, wäre Thorheit und brächte Euch in's Verderben, denn Ihr würdet das Opfer, würdet nach Straßburg geführt, Euer Haus stände leer, die Nahrung stockte, hörte auf, und der Adler, diese, in ganz Schwaben so wohl bekannte Herberge, wär verödet und würde sicher rein ausgeplündert.

Sorgt nicht für mein Haus, Herr Stadtschreiber! unterbrach ihn Benedikt unwillig, und trank den vor ihm stehenden Becher mit Hast aus, sorgt für den schwarzen Adler nicht, da werden ferner noch die Gäste aus- und eingehen, und die Fremden, so von der Donau nach dem Rheinstrom ziehen, werden hier nach wie vor ihre Herberge nehmen, und Ihro fürstliche Gnaden, die Herzogin Sybille wird noch bei Benedikt Hegelin einkehren, wie sonst. Uebrigens bin ich gar nicht gesonnen, mein Kind jetzt, wo die Wege so unsicher sind, und das Soldatenvolk überall umherschwärmt, auf die Landstraße zu schicken; im Fall der Noth hätte ich für sie wohl einen nähern Zufluchtsort. —

Und der wäre? fragte der kleine Mann gespannt.

Der Fuchs verräth wohl nie seinen Bau, erwiderte Benedikt, und schenkte das leere Glas seines Gastes wieder voll, der von neuem eine Frage thun wollte, aber durch des Nachbars barsches Trinkt nur, Herr Stadtschreiber, trinkt nur! daran gehindert wurde.

Ich habe alle Vorsichtmaßregeln genommen, sagte dieser endlich, nachdem Benedikt nachdenkend geworden, und der Unmuth aus seinem Gesicht verschwunden war. Geld und Gut, alles was die lüsternen Blicke der raubgierigen Herren locken könnte, ist in Sicherheit gebracht, nicht ein silbernes Becherlein ist daheim geblieben, und ich trinke meinen Wein jetzt aus einer zinnernen Kanne. Meinen Sohn —

O! laßt den nur in Gottesnamen daheim, fiel ihm Benedikt in die Rede, und sendet ihn nicht mit Euerm Gold und Silber fort, ich glaube schwerlich, daß sich die Franzosen an ihm vergreifen werden. Nun, was seht Ihr mich so feindlich an? — Trinkt, und laßt Euern Sohn aus dem Spiel, Ihr wißt, das Gespräch vergällt mir immer den Trunk; und der Wein ist eine zu köstliche Gottesgabe, die man mit freudigem Herzen genießen muß.

Indem er seinen Becher leerte, bließ der Thürmer —

Mein Gott! Sie kommen! rief der Stadtschreiber, ich muß eilen, Herr Gevatter, mich in Staat zu werfen, französische Gäste zu empfangen, denn an Widerstand ist doch nicht zu denken; nehmt Euer Töchterchen ja in Acht und gehabt Euch wohl. Dies sagend, eilte er fort.

Also wäre wirklich die Stunde gekommen, und der Feind vor den Thoren? — Nun gilt es Muth und Festigkeit, aber auch Vorsicht, brummte Herr Hegelin vor sich hin, ich wollte doch, ich wüßte Magdalenen fern. Er traf schnell alle mögliche Anstalten, befahl seiner Tochter, die Stube der Mutter nicht zu verlassen, und nachdem er alles im Hause angeordnet, warf er seinen Mantel um und eilte hinaus, um Nachrichten vom Feinde einzuziehen.

Dieser hielt auf der Straße von Stuttgart in einiger Entfernung von der Stadt. Es war ein unbedeutender Haufen Reiterei, der sich zwischen Weil und Eßlingen am Neckar aufgestellt, und alle Vorsichtmaßregeln gegen die Stadt genommen hatte, doch keine Miene machte, weiter vorzurücken. Der Stadtschreiber schlug dem, sich auf dem Rathhause eilig versammelnden Rathe vor, dem Feinde entgegen zu gehen, ihm die Schlüssel der Stadt zu überreichen, und so durch Willfährigkeit ihn zu gewinnen; die auf dem Markt versammelten Bürger aber widersetzten sich, schlossen die Thore und Benedikt, der sich an ihrer Spitze befand, meinte, daß es immer noch Zeit sei, die ungeladenen Gäste zu empfangen, wenn sie in gehöriger Anzahl auf die Stadt anrückten. Er hatte für heute Recht; denn die kleine Abtheilung der Feinde kehrte bald wieder um und entfernte sich. Am andern Morgen aber rückten sie in bedeutender Menge auf der nemlichen Straße von neuem heran; ein Offizier mit einem Trompeter sprengte an das Thor, und verlangte eingelassen zu werden. Das Thor wurde ihm geöffnet und er auf das Rathhaus geführt, wo er, im Namen des Brigadiers Melac, Quartier für ein bedeutendes Truppen-Corps verlangte. Zugleich sah man auf den Höhen, welche Eßlingen nördlich umgrenzten, Abtheilungen des feindlichen Fußvolkes in so bedeutender Menge in den Weinbergen aufgestellt, daß jeder Widerstand thöricht gewesen wäre. Der Rath ernannte nun eine Deputation, den Feind zu empfangen, und ihm die Schlüssel der Stadt zu überreichen, und die Bürger, von den Mauern und Thürmen den anziehenden Feind erblickend, widersetzten sich heute diesem Beschlusse nicht, und blieben ruhig.

Einige Mitglieder des Raths, unter welchem sich auch der Stadtschreiber befand, zogen nun, während die Bürger mit sorgenschweren Herzen in ihre Häuser zurückkehrten, den unwillkommenen Gästen entgegen. Der Brigadier Melac empfing die Deputation der Stadt mit vieler Höflichkeit, die mit seinem rauhen Aeußern in nicht geringem Widerspruch stand, versprach gute Mannzucht und rückte dann, sich in weiter keine Unterhandlungen einlassend, an der Spitze von 1500 Reitern, meistens Dragonern, und den beiden Regimentern d'Auvergne und Bretagne, zusammen mit 4000 Mann ein. Seine Persönlichkeit war eben nicht geeignet, den üblen Eindruck, den seine Dragoner auf die Bürger Eßlingens machen mußten, zu mildern; denn sein Anblick erweckte eher Grausen als Zutrauen. Er war von langer, hagerer Gestalt, mit Panzer und Arm-

schienen, wie die schweren Reiter damaliger Zeit, bewaffnet, seinen schwarzen andalusischen Hengst, der mehr wild als stolz unter ihm schnaubte, ließ er unbekümmert unter sich toben. Ein runder, auf einer Seite aufgestülpter, schwarzer Hut, mit einer einzigen, lang herabwallenden schwarzen Feder, deckte seinen spitzen, etwas zu kleinen Kopf und die Narben seiner Stirn. Sein krauses, schwarzes Haar, nicht nach der Sitte von Ludwigs Hofe unter einer Perrücke versteckt, hing unordentlich über Hals und Schultern, und sein krauser Knebelbart verbarg den größten Theil des aufgeworfenen Mundes. Ueber die dunkeln, feurig blitzenden Augen wölbten sich zwei dicke, schattige Brauen, und gaben dem Ganzen ein finsteres, wildes Ansehen; nur die weiße, mit goldnen Lilien durchwirkte Feldbinde, und das gestickte Degengehenk, war glänzend, und stach von dem angelaufenen Küraß und den hohen gestülpten Stiefeln sonderbar ab. So war der Mann, vor dem die Pfalz gezittert hatte und von dem Eßlingen sein Schicksal erwarten mußte.

Jetzt hielt er auf dem Markte sein andalusisches Roß an und sah mit stolzer Haltung die Regimenter an sich vorüberziehen, von denen ein Theil der Reiterei durch die Stadt nach Ober=Eßlingen und Weil rückte, der Marquis de Préle aber mit dem Regiment d'Auvergne die, auf einer Anhöhe gelegene, Burg der Stadt besetzte.

Als die Truppen an ihm vorübergezogen waren, stieg Melac ab, sah sich forschend auf dem Markte um, und schien die Häuser zu mustern. Gleich darauf zog eine lange Reihe von Packwagen und Saumrossen ein, wohl meist geraubtes Gut, das die armen Landleute noch von Ort zu Ort schleppen mußten. Ein alter Reiter, von zwei ungeheuern Hunden begleitet, sprengte voran, stieg, als er den General ansichtig wurde, schnell ab, und während die Doggen ihren Herrn begrüßend mit wildem Gebell an ihm hinaufsprangen, hinkte der Reiter ihnen nach, neigte sich mit steifem Ernste vor dem General, und bat um die Befehle, wohin er das Gepäck führen solle.

Dort hinein, Constant, sagte Melac, auf den schwarzen Adler zeigend, aber nur das Nöthtge abgepackt, wir bleiben nur so lange dort, bis ein anderes Quartier für mich in Stand gesetzt ist.

Constant verneigte sich mit steifem soldatischem Anstande, und ging, das Nöthige anzuordnen.

Melac ließ sich nun seine Saumrosse vorbeiführen, liebkoste einen zahmen Hirsch, der auf den Ruf: Hector, auf ihn zu lief, und die ihn neckenden Doggen mit seinem Geweih von sich abwehrte, betrachtete dann die vier schönen, holsteinischen Braunen, welche seine Karosse zogen, und ein unfreiwilliges Geschenk der Heidelberger waren, mit Wohlgefallen, und kümmerte sich wenig um die Deputirten des Raths, welche in scheuer Ehrerbietung hinter ihm, den günstigen Augenblick erwarteten, wo sie ihm den vergoldeten Pokal mit Ehrentrunk überreichen konnten. Jetzt gab er noch

einigen umstehenden Offizieren Befehle, dann wandte er sich, wie zufällig, nach den immer noch wartenden Herren vom Rath, die sich nun ehrerbietig nahten, und ihm den Ehrentrunk kredenzten.

Gnädiger Herr! begann der Stadtschreiber als Wortführer, habt die Güte, den Ehrentrunk von hiesiger Stadt anzunehmen, den wir Euch mit schuldiger Submission bieten, und so wie dieser Wein, auf unsern Bergen gewachsen, rein und unverfälscht ist, so ist auch die Versicherung unserer Hochachtung und Ergebenheit, aufrichtig und wahr. Er überreichte dann mit zierlicher Reverenz den Becher, den der General ziemlich gleichgültig annahm. Auf Euer Wohl, Ihr Herren! sprach er, leerte ihn auf einen Zug und als der dienstfertige Stadtschreiber sich nahte, ihn aus Melacs Händen wieder zu empfangen, winkte dieser einem seiner Diener, und gab diesem den Becher.

Der Stadtschreiber war hierdurch, jedoch nur auf einen Augenblick außer Fassung gebracht, erlaubt Ihr, mein gnädiger Herr, sagte er dann, daß wir Euch auf das Rathhaus begleiten, um von Euch zu erfahren, was Ihr von unserer armen Stadt verlangt.

Damit übereilt Euch nicht, Ihr Herren, erwiderte Melac lachend. Sorgt nur einstweilen für meine Soldaten, öffnet ihnen nur hübsch Küche und Keller, daß sie sich von ihren Strapazen erholen mögen, lebt mit guter Eintracht, wie Brüder; für gute Mannzucht werde ich dann schon sorgen. Meine Soldaten sind wie diese Saufänger, friedlich mit jedem, der sie streichelt und ihnen vollauf giebt, aber neckt man sie, oder läßt sie hungern, so fletschen sie die Zähne und beißen. —

Wo ist mein Quartier? fragte er jetzt einen der ihn umgebenden Offiziere. —

Im Steuerhause, General! erwiderte dieser, doch —

Es ist noch nicht in gehörigen Stand gesetzt, den Herrn General nach Würden aufzunehmen, fiel der Stadtschreiber dem Offizier hastig in die Rede.

Schon gut! sagte Melac gleichgültig, so steige ich einstweilen in jenem Hause ab, das mir ganz anständig zu sein scheint. Auf Wiedersehen, Ihr Herrn vom Rath, in einer Stunde werde ich bei Euch eintreffen! Er grüßte sie und ging von einigen Offizieren gefolgt nach der Herberge zum schwarzen Adler.

In der Thüre empfing ihn Herr Benedikt. Ihr seid der Wirth vom Hause? fragte ihn Melac.

Ja Herr! Seid mir willkommen! erwiderte dieser.

Bin ich Euch dies wirklich? sagte der General im scherzenden Tone.

Herr! erwiderte der Alte treuherzig, als Wirth bin ich gewohnt, jeden in mein Haus Eintretenden willkommen zu heißen.

Also nur dieser Gewohnheit danke ich Eure Begrüßung, unterbrach ihn Melac.

Nein Herr! entgegnete Benedikt mit Freimuth, meinen Willkommen sage ich von Herzen, und besonders Euch General!

Wie soll ich das verstehen? fragte Melac neugierig.

Bei jedem, der mein Haus betritt, steigt der Wunsch in mir auf, daß es zu meinem Wohle geschehen möge, und daß er mir ein willkommener, freundlicher Gast sei; dieser Wunsch, General, mußte auch, besonders bei Euch, in mir rege werden, deßhalb bitte ich, seid mir ein freundlicher, werdet mir ein willkommener Gast.

Führt mich auf mein Zimmer, sagte Melac, dem Gespräch eine andere Richtung gebend.

Wie Ihr befehlt, Herr! erwiderte Benedikt, habt nur die Güte, mir zu folgen. Er ging voran, Melac mit seinen Doggen folgte, die Offiziere blieben zurück. Während er die Treppe hinaufstieg, sagte, der Wirth wohl mehr als Benedikt: Ihr müßt mit wenigen und geringen Zimmern fürlieb nehmen, ich kann Euch keine bessern geben, als die, welche meine gnädige Frau, die Herzogin von Würtemberg zu bewohnen pflegt, wenn sie nach Eßlingen kommt, und worinnen sie sich immer wohl und bequem befindet.

Nur voran! unterbrach ihn mit barschem Tone Melac, zeigt mir nur die Zimmer, mir ist es ziemlich gleich, wer sich darinnen wohl befunden hat, oder nicht.

Benedikt schloß nun eine große eichene Thüre auf, und bat den General einzutreten.

Hm! meinte dieser, sich umsehend, es passirt zur Noth.

Womit kann ich Euch ferner dienen, Herr? fragte Benedikt mit einer tiefen Reverenz.

Womit Ihr mir dienen könnt, davon ein andermal, erwiderte Melac und blickte mit einem widrigen Lächeln auf den Alten, der, sein Käppchen in der Hand, die Befehle des rauhen Kriegsmannes erwartend, an der Thüre stand, dann, nach kurzem Schweigen fragte er ihn plötzlich:

Ihr seid kein Freund der Franzosen?

Diese Frage überraschte Benedikt, doch bald faßte er sich und erwiderte ein trockenes Nein!

Und das sagt Ihr mir mit so frecher Stirn? fuhr Melac auf.

Wolltet Ihr nicht die Wahrheit hören, General? erwiderte der Alte mit Ruhe. Würdet Ihr mir geglaubt haben, wenn ich Euch das Gegentheil geantwortet hätte? Wer könnte, wenn er redlichen Herzens ist, die Feinde seines Vaterlandes lieben? Wär' Euch das möglich General? — Gewiß nicht! —

Ihr seid ein sehr freimüthiger Mann, sagte Melac, mehr Spott als Ernst in diese Worte legend. So lange Ihr Euern Haß nur in Worten aussprecht, mag es ungestraft hingehen, hütet Euch aber, es in der That zu thun. — Habt Ihr Familie? fragte er weiter.

Eine kränkliche Frau und eine Tochter, die abwesend ist.

Abwesend? fuhr der General, Benedikt mit scharfem Blick beobachtend auf, — ich sehe, Eure Wahrheitsliebe ist nicht immer dieselbe. Er blickte hierbei den Alten durchdringend an, welcher, der ausgesprochenen Lüge wegen, erröthete, und mit sich kämpfte, ob er auf seiner Unwahrheit beharren solle oder nicht, jedoch seinen offenen Charakter unter die Nothwendigkeit beugend, schwieg er.

Der General schellte.

Was steht zu Euerm Befehl? fragte der Wirth.

Schicke mir Constant herauf, daß er mich entwaffne, befahl er dem eben eintretenden Kammerdiener, die Offiziere mögen sich bereit halten mich nach dem Rathhaus zu begleiten. Ihr könnt gehen, wandte er sich nun mit barschem Tone zu Benedikt, der diesen Befehl auch schnell und gern befolgte.

Auf der Treppe begegnete er Constant, der mit seinem lahmen Beine, brummend herauf hinkte, ihn im Vorbeigehen scharf ansah, sich dann plötzlich wandte und ihm zurief: Wirth, auf ein Wort! Benedikt kehrte um, Constant winkte ihm näher zu kommen. Gab es da oben Sturm und Ungewitter? fragte er halbleise. Hegelin nickte bejahend. Wir wollen suchen, es zu beschwören, nur den Kopf nicht verloren, fuhr der Reiter fort, und schüttelte Benedikt treuherzig die Hand. Hast Du eine hübsche Tochter, Alter, raunte er ihm dann zu, so schicke sie fort, bei uns taugt sie nicht.

Constant! rief in diesem Augenblick der General die Thüre auf reißend, wo bleibst Du?

Mein zerschossenes Bein, Herr, versagt mir auf dieser verdammten Wendeltreppe den Dienst, rief er ihm entgegen, und winkte Benedikt, sich schnell zu entfernen. Nur ein wenig Geduld!

Schnell! Geschwind! befahl Melac dem Eintretenden, und während dieser die Armschienen und den Küraß abschnallte, fragte ihn der General, hast Du Dich schon im Hause umgesehen?

Ja Herr!

Wie gefällt Dir's?

Gut! — Wie sollte es auch nicht, der Wein ist hier so gut, wie im Elsaß.

Hast Du die Tochter des Hauses schon gesehen? Es soll ein schönes Mädchen sein.

Nein General!

Der Alte will mich glauben machen, er habe sie fortgeschickt, fuhr Melac fort, und gestern erst erhielt ich Nachricht, daß sie noch hier sei; spionire, schleiche durchs ganze Haus, forsche sie aus, mache den Alten treuherzig, trink mit ihm! —

Da lieg Du alter Küraß, unterbrach Constant seines Herrn Rede, den Küraß unsanft auf einen Sessel werfend, ruh aus, altes Rüstzeug,

das uns bei Consarbrück das Leben rettete, jetzt bedürfen wir deiner nicht mehr.

Constant! fuhr Melac auf.

Was Herr! fragte der Diener unbefangen.

Hast Du verstanden, was ich Dir vorher gesagt?

Ja General.

Es beherzigt?

Nein Herr, zu dergleichen, wißt Ihr ja aus mancherlei Erfahrung, tauge ich nicht. Ihr habt ja so manchen Spürhund um Euch, schickt die aus, und spart Constant zu redlichen Dingen auf.

Frecher Graukopf, fuhr Melac auf, packte den Alten und hob, während die Doggen aufsprangen, und ungewiß waren, wem von beiden sie beistehen sollten, den Stock, ihn zu schlagen.

Schlagt zu, Herr! sagte dieser gelassen. Müßtet lange auf die alte Karkasse loshämmern, bis Ihr sie so mürbe klopftet, wie die Lüneburger Reiter es thaten.

Melac ließ die Brust des Reiters los — Du erwähnst den Tag fast zu oft, Constant, sagte er unmuthig, Du hast Dir zwar ein gewisses Recht auf meine Nachsicht erworben, mißbrauche es aber nicht! — Nenne mir den fatalen Namen nie wieder!

Muß ich es doch, den bösen Geist zu beschwören, der Euch so oft übermannt, erwiderte er treuherzig, die an ihn aufspringenden Doggen streichelnd, es ist meine Beschwörungsformel, und ohne sie hätte mein redliches Bestreben, Euch wahrhaft und christlich zu dienen, schon oft den Lohn von Euerm spanischen Rohre bekommen.

Schweig! befahl ihm Melac, Du weißt, die Sittenprediger sind im Zimmer fast noch widriger, als auf der Kanzel.

Soll ich zu Allem schweigen, Herr! so schickt mich lieber von Euch — ich muß reden, muß warnen, muß dankbar für das sein, was Ihr an meinem Joseph thatet — Ja Herr! sprach er, und das vernarbte Gesicht des Alten erglühte in wehmüthiger Erinnerung, nie vergesse ich den Tag von Altenheim, wo Ihr meinen verwundeten Sohn, meinen Joseph auf Euer Roß hobt, ihn über den Rhein zurück schicktet, und ihm so die Freiheit, wenn auch nicht das Leben rettetet. Als ich Euch damals zu Fuß an der Spitze Eurer Brigade fechtend, über die Rheinbrücke ziehen sah, mein Sohn mir mit matter Stimme sagte: Vergeßt nie Vater, was mein Brigadier an mir gethan! da schwur ich Euch ewige Treue. Ja Herr! fuhr er fort, seine Stimme wurde weicher, seine Augen heller, an meinem Sohn habt Ihr wohl gethan, seid gegen Eure andern Nebenmenschen doch auch milde, seid nicht so wild und grausam! Eine gute That wägt die tausend Seufzer und Verwünschungen nicht auf, die Euch folgen, seid menschlich und handelt als Christ — auch Euer Stündlein wird schlagen, und dann

müßt Ihr Rechenschaft ablegen, an einen strengeren Richter als Euer Gewissen.

Bist Du nun fertig, Bruder Dominikaner! begann jetzt der General laut auflachend — gieb Dir doch nicht so viele unnütze Mühe mich zu bekehren. Wie die Kugeln der Lauenburger an meinem Küraß abprallten, so prallen Deine frommen Lehren an meiner verhärteten Brust ab. Ich habe schon längst meine Rechnung ohne Dich abgeschlossen. Was mir zu fordern übrig bleibt, kann mir diese Welt nur zahlen, alle meine Forderungen an jene vermach ich Dir.

Lästert nicht, Herr! bat Constant, denkt an die Ewigkeit!

Schwaches Hirn! sagte Melac, seine Hand auf den kahlen Scheitel des Alten legend und ihn unsanft schüttelnd, Thor, der glaubt, was er nicht begreift und hofft, was er nicht erlangen kann. Wer gab Dir Kunde von dort? Wer ließ Dich glauben, daß der Körper, den die Würmer zernagten, die Knochen, mit denen die Hunde auf dem Kirchhof spielten, wieder auferstehen, der Geist zum Himmel auffliegen werde, den ein paar Flaschen Burgunder hier schon zu Boden ziehn? Armer Teufel! Du hungerst an einer besetzten Tafel, und hoffst auf einen köstlichen Nachtisch; mit der letzten Schüssel, die Du an Dir vorübergehen läßt, hat die Mahlzeit ein Ende, und Du legst Dich hungrig zu Bett — Genieße was die Welt Dir bietet, spare den Appetit nicht zu dem himmlischen Brode auf! Du wirst betrogen!

Constant schlug in der Stille ein Kreuz — Gott vergebe Euch, General, nur seiner Barmherzigkeit kann ich Euch empfehlen, nur beten kann ich für Euch.

Thu das, mein alter Kriegsknecht, erwiderte Melac lächelnd, dann hab ich das Gebet umsonst, bei den Pfaffen müßt ich es bezahlen.

Aber Herr! — Wenn dereinst Gottes Strafgericht. —

Wenn mein Stock über Dich kommen wird, alter Schwätzer, unterbrach ihn Melac zornig, dann wirst Du schweigen und gehen. Meinst Du, weil mich Deine frommen Sprüche wohl zuweilen belustigen, hättest Du ein Recht mich zu langweilen? Weil Du mich aus dem Feind heraus gehauen und dabei einige Hiebe wegbekommen hast, dürftest Du mir ein frecher Sittenrichter sein? Alter Narr, Du thatest nichts, als wofür Dich der König bezahlte. Pack Dich!

Kommt Ihr wilden Bestien! brummte Constant und hinkte hinaus, kommt Ihr unvernünftigen Thiere. Hetzt er Euch auf die Armen, so glaubt Ihr Recht zu thun, da Euch Gott den Verstand und den Glauben versagte. Hielt mich mein Joseph, hielt mich die Dankbarkeit nicht bei ihm, ich hätte schon längst meine zerhauenen Glieder nach der Piccardie in meine Heimath zurückgeschleppt, denn hier nimmt es doch kein gutes Ende.

Lieber Mann, sagte Frau Barbara, als Benedikt am Abend mit der Muhme und Magdalenen niedergeschlagen in dem kleinen Hinterstübchen saß, wo sich die Familie verborgen hatte, führe unser Kind von hier, reiße sie aus den Klauen dieses Bösewichts — Du kannst es bei Gott nicht verantworten!

Es ist keine Möglichkeit mehr, sie aus der Stadt zu bringen, erwiderte Benedikt mit Unmuth.

Hast Du keinen Freund, bei dem Du sie verbergen könntest, sollte denn die Unschuld keinen Zufluchtsort finden?

In jedem Hause ist Einquartierung, nirgends würde sie vor Nachstellung, vor Verrath sicher sein.

Dein Freund, der Rathsherr Steinbacher könnte wohl —

Er ist ein guter, aber schwacher, furchtsamer Mann, erwiderte der Vater.

Bei dem ehrlichen, braven Handelsherrn Helm in der Blasien-Au, das Haus liegt so versteckt —

Hier regiert die Frau, und wo das statt findet, bleibt kein Geheimniß verborgen, entgegnete Benedikt schon ungeduldig werdend.

Nun, so vertraue sie Deinem Gevatter und Nachbar, dem Stadtschreiber.

Nein, nein! rief der Alte heftig aufspringend; doch setzte er sich bald wieder und verfiel in Nachdenken.

Magdalene und die Muhme hatten zu alle diesem geschwiegen. Das Mädchen war zu sehr in Erinnerung versunken, um sich über die drohende Gefahr zu kümmern. Die Muhme aber glaubte nicht länger schweigen zu dürfen. Lieber Schwager, sagte sie, Ihr fühlt gewiß mit uns, wie nothwendig es ist, daß Euer Kind, wenigstens so lange aus Euerm Hause entfernt wird, als der französische General darin haust.

Benedikt nickte ihr beifällig zu.

Ich wüßte wohl einen sichern Ort. —

Hm! brummte er vor sich hin, ohne jedoch den starren Blick vom Boden abzuwenden.

Bringt sie nach Blasien Au zu den frommen Schwestern, für gute Aufnahme will ich sorgen.

Rasch hob Benedikt das gebeugte Haupt und sah die Matrone starr und finster an.

Ich weiß wohl, fuhr diese unbekümmert fort, weßhalb Euch mein Vorschlag nicht genehm ist; Ihr haßt die frommen Schwestern, fürchtet, sie möchten auf Magdalenens Gemüth wirken. Fürchtet doch nicht! Wäre der Glaube in der Brust Eures Kindes so wandelbar, daß ihn christliche Ermahnungen und ein frommes Beispiel erschüttern könnten, dann freilich hättet Ihr zu fürchten Ursach, aber dann auch hier so gut, als dort — sie schwieg, Benedikt erwiderte nichts, Magdalene schien auf alles dies nicht zu achten.

Ich meine nur, lenkte die Muhme wieder ein, daß wohl niemand die Wohnung der frommen Klosterfrauen belästigen würde, die auf ihre Bitten von jeder Einquartierung befreit sind. Niemand, wer Euern Haß gegen unsere Glaubensgenossen kennt, wird ahnen, daß Ihr, der eifrige Lutheraner, Euer Kind dorthin geschickt — Schwager, bedenkt was Ihr thut! Ist das Unglück geschehen, hilft keine Reue und kein Jammern. Auf Euern Starrsinn allein fällt die Verantwortung, alles, alles kommt über Euch!

Willst Du zu den Klarisserinnen? fragte jetzt der Vater Magdalene, die aus ihren Träumereien erwachend, den Vater erst verstand, als er seine Frage wiederholte, und dann ein freundliches Gern! erwiderte.

Gern? wiederholte der Alte unmuthig — I nun, das Haus Deines Vaters ist Dir ja schon längst fremd geworden, Du verläßt es gern, und dorthin zieht Dich vielleicht ein stärkerer Magnet — Magdalene sank an seine Brust — Ich muß Dich aus meinem Hause schicken, fuhr er, durch des Mädchens Schmerz weicher gestimmt fort, zweimal habe ich heute Deinetwegen eine Warnung erhalten, und wenn ich es so recht überlege, so wüßte ich auch für den Augenblick keinen Ort, wo Du sicherer und verborgener wärest — deßhalb, so schwer es mir wird, so sehr sich auch mein ganzes Innere dagegen sträubt — in Gottesnamen ziehe hin! —

Das ließ Dich Gott sprechen! rief die Mutter freudig.

Oder der Böse, dem der Herr auch oft über die Herzen der Frommen Macht giebt — Kind! sagte er, sich dann feierlich zu dem Mädchen wendend, denke, Du ständest jetzt vor dem Richterstuhle Gottes, vor dem Richterstuhle dessen, der die Herzen der Menschen in ihrer tiefsten Tiefe durchschaut: hängst Du mit festem unerschütterlichem Glauben an der Lehre Luthers?

Vater? erwiderte Magdalene, Ihr fragt mich sonderbar. Wie könnt Ihr jetzt, wo Vergangenheit und Gegenwart so sehr mein Gemüth belasten, mich durch Eure Zweifel so bitter quälen — Wandelte ich auf meiner irdischen Bahn nicht immer Blick und Herz zum Himmel gerichtet? Fürchtet Ihr, Eure Magdalene werde diese Bahn verlassen, auf der Ihr, von frühster Jugend an, sie geführt? — Fürchtet nichts, Vater! ich bin, so lang Ihr lebt, Eure folgsame, Eure unglückliche Tochter!

Der Vater mußte diese letzten Worte überhört, oder wollte sie nicht gehört haben, denn er sagte mit anscheinender Zufriedenheit: nun, so geh mit Gott — um die elfte Stunde führe ich Dich hin, der Herr des Himmels wird Dich schützen.

Während Melac seinen Rausch, mit dem er von dem Banket zurückgekehrt war, ausschlief, und alles im Hause sich zur Ruhe gelegt hatte, schlich Magdalene in einen Mantel gehüllt, von dem handfesten Knecht gefolgt, an der Hand ihres Vaters, aus dem Hause. Die Straßen waren wie ausgestorben, das Kriegvolk des Weines voll, schnarchte auf weichem

Lager, und nur hier und da hörte man aus der Ferne das wilde Jauchzen einiger Trunkenen. Magdalene bebte, der Vater sprach ihr Muth ein, und zog die Zitternde mit sich fort bis auf die Brücke des Neckar-Armes, der die Stadt von Blasien Au trennt.

Hier kamen ihnen mehrere trunkene Reiter entgegen; ihnen auszuweichen war nicht mehr möglich — Nur muthig vorwärts, raunte Benedikt seiner Tochter zu, hülle Dich fest in Deinen Mantel und verliere die Besinnung nicht.

Heda! Kamerad, rief ihnen einer der Franzosen, wahrscheinlich ein Elsaßer zu, wo geht der Weg nach des Bäckers Trautwein Hause? —

Hier immer die Straße fort, dann in die erste Seitengasse, erwiderte Benedikt.

Ei was! stammelte der Trunkene, das behalte der Teufel, aber kein Reiter vom Regiment Champagne — Kehr um, führ uns hin, solchem Bürgerpack muß es eine Ehre sein, den Soldaten des großen Königs als Bote zu dienen. Marsch!

Benedikt bedachte sich einen Augenblick, das Haus, worin die Klarisserinnen wohnten, war dicht bei der Brücke, die Gefahr bald überstanden, wenn er nur die trunkenen Gäste entfernen konnte. Konrad! rief er dem Knechte zu, führe diese Herren in ihr Quartier.

Schon folgten sie diesem und Benedikt beeilte sich, das Haus der Witwe zu erreichen, als die Reiter plötzlich andern Sinnes wurden, und der Wortführer Halt! rief. Benedikt hielt an, komm her zu uns. Der Alte gehorchte — warum führst Du uns nicht selbst, und giebst uns Deinen schäbigen Knecht als Boten mit? dünkst Du Dich zu gut, Reiter vom Regiment Champagne zu führen, Du elender Wicht! — Marsch! — Er packte ihn bei dem Mantel, und wollte ihn vorwärts treiben.

Untersteht Euch mich anzugreifen, rief Benedikt mit donnernder Stimme, während Magdalene ihm mit dem Ausruf Vater, Vater! in die Arme sank, und ihn zu beschwichtigen suchte. Aber dieser Ausruf mochte ihr Geschlecht verrathen haben, denn indeß drei von ihnen sich an Herrn Benedikt machten, und ihn fest zu halten suchten, stürzten die andern auf Magdalene, packten sie und rissen ihr den Mantel von der Schulter, ha, wahrlich eine Dirne, und ein gar feines Vögelchen, Ihr Kameraden! rief der eine, die Sträubende umarmen wollend, doch Benedikt rasch die kurze Wehr ziehend, durchstach den Frechen, hielt die andern, die auf ihn eindrangen, von sich ab, und gab Magdalenen Zeit, über die Brücke der Wohnung der Klarisserinnen zuzueilen.

Benedikt hatte anfangs mit den Trunkenbolden einen schweren Stand. In der Führung des Schwertes noch von seiner Jugend her nicht unerfahren, vertheidigte er sich mannhaft und allein gegen ihren Angriff. Der alte Knecht nahm keinen Theil an dem Gefecht, sondern sah, wie es schien, mit Wohlgefallen zu, wie sein Herr das Schwert so männlich führte.

Endlich weckte ihn Benedikts Zuruf: so schlag doch zu, Maulaffe! und mache mir Luft. Da erst gedachte er der Gefahr, in der sein Herr schwebte, hob seinen Dornenknippel und ließ ihn weidlich auf die Schädel der Trunkenen hämmern; auch Benedikt drang auf die Taumelnden ein, und bald waren sie in die Flucht gejagt.

Eile nach Hause und schweig, raunte er Konrad zu, der die Trunkenen nicht weit verfolgt hatte, steckte das blutige Schwert in die Scheide, und eilte nach der Wohnung der Klosterfrauen, wo er Magdalene zu finden hoffte. Er fand sie auch, aber bewußtlos vor der offenen Hausthüre, ohne Zeichen des Lebens liegen. Da umfaßte er sie mit seinen starken Armen, und trug sie in unnennbarer Angst die Treppe hinauf, in das geöffnete Zimmer, wo die anwesenden Nonnen, und die Muhme aus Gmünd, die sie schon lange erwartet hatten, sich sogleich bemühten, sie wieder zum Leben zurück zu bringen.

Ehrwürdige Frau, begann jetzt Benedikt sich zu der Priorin wendend, die ihn lange und forschend betrachtet hatte, ich übergebe Euch mein Kind! — Gott möge sie bald zum Leben wieder erwecken, ihre Seele aber fordere ich von Euch zurück, rein, wie ich sie Euch übergebe.

Ihr wißt ja nicht einmal, Herr Hegelin, erwiderte die Klosterfrau mit scharfem, schneidendem Tone, ob die Seele Eures Kindes nicht schon für immer ihre irdische Hülle verlassen hat; seht, noch ist das Leben nicht in ihr zurückgekehrt. Benedikt sah bei diesen Worten starr auf die in Todesschlummer Liegende. Vater im Himmel, sprach er dann, hast Du sie zu Dir gerufen, ehe sie untergehen sollte im Glauben und in der Wahrheit, so sei Dein Wille gelobt!

Schwager, unterbrach ihn die Muhme, lästert nicht! Der Name des Herrn sei gelobt im Glück, wie im Unglück, aber doch schaudert es mich, sehe ich Euch neben Magdalenens Leiche aus blindem Religionseifer dem Herrn danken, daß er Euer einziges Kind abrief.

Benedikt schien nicht auf sie gehört zu haben. Er beugte sich über die Schlummernde, und lauschte, ob kein Lebensodem die Brust wieder hob. Wach auf, Magdalene! rief er endlich, wach auf, mein unglückliches Kind! verlaß mich alten Mann nicht so bald, kehre heim, ihm die Augen zuzudrücken, kehre zu mir zurück, meine gute Magdalene.

Und leise hob sich die Brust, das geschlossene Auge zuckte, eine leise Röthe überflog die bleiche Wange und ein tiefer Seufzer rang sich empor — Sie lebt, sie lebt! rief der Vater, schließ auf Dein Auge, mein geliebtes Kind, zeig mir Deinen wehmüthigen, schmerzvollen Blick, ich will ja nicht mehr zürnen, wenn Du auch nicht freundlich auf mich siehst! — und sie schlug, als habe sie des Vaters Bitten vernommen, die Augen auf, sah staunend umher, erhob sich schnell vom Lager und ohne auf etwas anders zu achten, beugte sie das Knie vor der Priorin, heilige Frau! sprach sie,

gewährt mir Schutz, gewährt meinem Herzen Trost und Ruhe, nehmt mich auf! —

Steh auf mein Kind, sagte die Priorin freundlich, Schutz und Trost sollst Du an meinem Herzen finden. Benedikt sah bei diesen Worten finster und ernst auf die Klosterfrau, die Magdalene auf einen Sessel führte. Setze Dich Kind, sprach sie mit sanfter, aber doch befehlender Stimme, erhole Dich, und Ihr Herr Hegelin, sagt mir, was dem Kinde begegnet ist.

Benedikt erzählte nun das Vorgefallene, doch was Magdalene in jenen bewußtlosen Zustand versetzt hatte, davon wußte er nichts zu berichten.

Ei, ei! Lieber Herr, sagte die Priorin ängstlich, das ist ein böser Handel, der Euch und uns ins Verderben stürzen kann. Findet man morgen den Todten, so zieht dies eine strenge Untersuchung nach sich, und leicht könnte dadurch der Aufenthalt Eurer Tochter verrathen und Ihr zur Verantwortung gezogen werden, dann würde es mir und den frommen Schwestern gewiß Nachtheil bringen. Ich sehe kein anderes Mittel, dem zu entgehen, als bei dem Französischen General um die Erlaubniß zu bitten, nach Gmünd in unser Kloster zurückkehren zu dürfen. Da der Feind unsere Stadt verlassen und unser heiliges Haus verschont hat, so haben wir dort nichts mehr zu befürchten, Magdalene kann uns im Gewand einer Klosterfrau folgen, niemand wird sie unter dem Schleier suchen, und in unsern Mauern ist sie vor jeder Nachstellung, jeder Entdeckung sicher.

Ehe Herr Benedikt auf diese, ihm mißfallende Rede antworten konnte, vernahm man auf der Straße einen wilden Lärm. Aux armes Camerades! erschallte es von der Brücke her, und das Toben kam immer näher — geschwind die Lampe weg, befahl die Priorin; aber diese Vorsicht kam zu spät, die halbtrunkenen Soldaten mußten das Licht gesehen haben, man hörte sie schon in das offen stehende Haus eindringen. Schnell in jene Kammer, befahl die Priorin. Ihre Linke ergriff die noch brennende Lampe, die Rechte erfaßte ein Kruzifix, sie ließ den Schleier sinken, und so trat sie den Anstürmenden entgegen.

Wer wagt es, uns in unserm frommen Gebete zu stören, redete sie die heraufstürzenden Kriegleute in französischer Sprache an, was wollt Ihr hier in einem Hause, das Euer General seines besondern Schutzes würdigte; entfernt Euch und entweiht nicht die Klausur frommer Klosterfrauen.

Die wilden Krieggesellen, von Ehrfurcht bei dem Anblick der ehrwürdigen Gestalt ergriffen, neigten sich vor dem Bilde des Heilandes, murmelten einige Entschuldigungen, und ihr trunkener Muth schien sie verlassen zu haben; nur einige drangen auf Durchsuchung des Hauses, doch durch die Menge überstimmt, wurden auch sie beruhigt. Der Haufe zog ab, das Haus wurde hinter ihnen verschlossen, der Lärm zog weiter.

Ihr müßt hier verweilen, sagte die Priorin, als Benedikt und seine Tochter aus ihrem Versteck hervorgetreten waren, träf man Euch, so wäret Ihr verloren. Benedikt aber meinte, er kenne schon einen Weg, wo er unbemerkt über den Fluß und dann durch die Wasserpforte den Berg hinauf, hinter die Dionysius Kirche kommen könne, und von da sei sein Haus ja nur einige Schritte entfernt.

Thut, wie es Euch beliebt, sagte die Priorin kalt.

Vater! raunte ihm Magdalene zu, als er schon seinen Hut ergriffen hatte, Vater, ich muß Euch, ehe Ihr mich verlaßt, etwas vertrauen! — Benedikt kehrte wieder um, und die Priorin, welche dies gehört haben mußte, trat hinzu.

Darf ich das, was Du dem Vater zu sagen hast, anhören? fragte sie.

Vor Euch, ehrwürdige Frau, habe ich kein Geheimniß, so wenig wie vor meinem Vater, erwiderte Magdalene. Seit längerer Zeit, begann sie, schon ehe mein Georg starb, plagen mich schwere Träume, mein Schlaf ist unruhig, mich dünkt, eine Centnerlast liege auf meiner Brust, und es ist mir dann eben so, als wie die Leute von Alp erzählen, wenn er sich tückisch auf den Schlafenden setzt, ihn anstarrt, und ihm so die ängstlichen Träume bringt. Wach ich dann auf, so ist mir, als stände Gertraud, meine verstorbene Schwester, im Leichentuch gehüllt, so wie ich sie im Sarge liegen sah, vor mir. Ihr Antlitz ist bleich, doch ihr Auge nicht geschlossen, das blickt freundlich auf mich, wie es immer im Leben gethan hat — Wenn ich nun aufspringen, ihr entgegen treten will, vermag ich es nicht, mir mangelt die Kraft, dann winkt sie mir, entfernt zu bleiben, nickt mir liebreich zu, beugt sich, ehe sie mich verläßt, freundlich über mich, und dann ist mir, als ob ich die leisen Worte vernähme: Wahre Dich Magdalene, Dir droht Gefahr!

Sie hielt ein, trocknete sich die perlenden Schweißtropfen von der Stirn, erwiderte die Liebkosungen des Vaters nicht, dessen Auge ängstlich auf seinem Kinde ruhte, dann fuhr sie erbleichend fort: als ich während des Kampfes, vor Schreck zitternd, nach diesem Hause lief, öffnete mir eine weiße, verschleierte Gestalt die Thür und winkte mir, einzutreten. Anfangs glaubte ich, es sei eine der frommen Klosterfrauen, und gedachte nicht des schwarzen Gewandes; als ich aber ihre Hand fassen wollte und näher trat, erkannte ich meine Schwester Gertraud wieder. Der Schreck muß mich in diesem Augenblick übermannt haben, denn von da an bin ich mir nichts mehr bewußt.

Sonderbar! sagte der Vater, — Sollte die am Kruzifix Knieende die nemliche sein?

Betet für mich, Vater! bat Magdalene, auch Ihr, ehrwürdige Mutter, schließt mich in Euer frommes Gebet, mir ahnet, daß mir Grausiges bevorsteht, und daß ich einer frommen Fürsprache bedarf.

Die Priorin lächelte, ohne etwas zu erwidern, und statt Magdalene

zu trösten, trieb sie den Vater an, sich zu entfernen, da sein Kind der Ruhe bedürfe. Das Herz von so mancherlei Sorgen gequält, schloß Benedikt Magdalene in seine Arme, ermahnte sie noch im Geheim, den Lockungen der Klosterfrauen ihr Ohr zu verschließen, und verließ sein trauerndes Kind.

Auf wohl bekannten Wegen gelangte er bald an die bewußte Stelle am Neckar-Ufer, löste den kleinen Kahn, der sich dort befand, schwang sich hinein, und gelangte, während das Kriegvolk noch immer auf den Straßen tobte und Rache an dem Mörder ihres Kameraden zu nehmen schwur, an das andere Ufer, stieg den Berg hinauf und kam unbemerkt in seine Wohnung, obgleich der Lärm auf den Straßen alles, und selbst Melac aus seinem tiefen Schlaf geweckt hatte.

Der Vorfall mit dem französischen Reiter, der zwar nicht todt, nur schwer verwundet war, schien für die Stadt traurige Folgen zu haben. Nach der Aussage der bei dem Gefecht gewesenen, waren sie unbewaffnet auf mehrere Bürger gestoßen, die sie insultirt, und ihren Kameraden meuchlings niedergestoßen hatten. Bei einem besonderen Verhör aber, das der General selbst hielt, erfuhr er die Wahrheit, und aus manchem Umstande, zum Beispiel, daß den, welcher den Reiter niedergestoßen, ein junges, im Mantel verhülltes Mädchen begleitet habe, schien es ihm wahrscheinlich, daß sein Hauswirth, indem er die Tochter in Sicherheit bringen wollte, der Thäter sei. Diesen Argwohn ließ er jedoch nicht laut werden, überschickte dem Rathe ein Schreiben, worinnen er die Stadt mit Feuer und Schwert zu verwüsten drohte, wenn der Mörder nicht ausgemittelt und ihm zur Bestrafung ausgeliefert würde, traf jedoch im Geheim alle Maasregeln, die Gemüther seiner aufgebrachten Soldaten zu beruhigen, und Mannzucht zu erhalten, ließ aber demungeachtet einige vorgefallene Ausschweifungen der Soldaten unbestraft, so daß die Einwohner in nicht geringer Sorge waren.

Bei dieser Gelegenheit wurde der Stadtschreiber — das Organ, durch welches der Rath mit dem General unterhandelte — mehremale an Melac geschickt, ihn zur Geduld, und wo möglich, zur Nachsicht zu bewegen. Ein Geschenk von 100 Ducaten, welches er, so unbedeutend es auch war, anzunehmen sich nicht weigerte, schien auch vor der Hand das Ungewitter von der Stadt abzuwenden, und der Tag neigte sich zu Ende, ohne daß irgend eine strenge Maasregel ergriffen, oder sonst weiter nach dem Thäter geforscht worden wäre.

Auch in der Wohnung der Klosterfrauen schien der Friede wieder eingekehrt zu sein. Unter Gebet war der Morgen verbracht, wobei Magdalene mit Inbrunst ihr Herz zu Gott erhoben hatte; dann setzte die Priorin eine Bittschrift an den General auf, worin sie ihm den Wunsch meldete, in ihr Kloster nach Gmünd zurückzukehren, und deßhalb um sicheres Geleite bat. Erst gegen Abend, als es schon zu dämmern begann, entfernte sie alles, und blieb mit Magdalenen allein.

Gebe mir der Herr die Heerschaaren Stärke, begann sie mit Salbung, daß meine Worte Eingang zu Deinem Herzen finden mögen! Antworte mir offen und wahr auf jede meiner Fragen, Magdalene, und verschließe Dein Herz nicht länger meinen Ermahnungen.

Mein Herz ist Euch geöffnet, fromme Frau! erwiderte das Mädchen nicht ohne Beklemmung.

Du liebtest?

Ja, ehrwürdige Frau!

Deine Neigung war gegen den Willen Deines Vaters?

So war es! —

Der Sünde folgte die Strafe — Gott zerriß das Band, und mit ihm Dein Herz! —

Ehrwürdige Frau! erwiderte Magdalene zweifelnd ihr Haupt wiegend, der barmherzige Vater kann kein so strenges Gericht halten!

Wen der Vater liebt, den züchtigt er, fuhr die Priorin mit ernstem kaltem Tone fort, Gott ist dem bußfertigen Sünder ein barmherziger, dem verstockten ein strenger, furchtbarer Richter; an Dir hat er Großes gethan! Als Du auf sündhaften Wegen wandeltest, schickt er den Tod, Dich zu retten. Die Gräber öffnet er und sendet Dir den Geist Deiner Schwester, Dich zur Buße zu mahnen, und sie führt Dich, als Dein schützender Engel, in unsre Mitte, wo Dir allein Vergebung werden kann. Lange genug hast Du gezaudert, den Fehler Deiner schwachen Mutter gut zu machen, lange genug der Welt gelebt, und nicht durch Kasteiungen Dein Vergehen gebüßt; bedenke, daß der Herr die Sünden der Eltern straft bis ins vierte Glied, und niemand seinem Gericht entgehen kann. Mit Deines Bräutigams Tod, mit diesem Fingerzeig Gottes, ist die Welt Dir gestorben, Deine Jugend ist verwelkt; Du hast keine Ansprüche mehr an die Welt, sie keine mehr an Dich! —

Du sinnst noch nach? Du eilst nicht, das rettende Boot zu besteigen, das unsere Kirche Dir bietet? Du schwankst noch zweifelnd am Abgrund? — Unglückliche! Wenn er, der in Reinheit seines Herzens, seines Glaubens Dir vorangegangen ist, Deiner harrend an den offenen Pforten des Paradieses steht, dann mußt Du der Himmels-Thüre vorüber, nach dem Orte der Verdammniß — Auch jenseits bist Du für ewig von ihm getrennt.

Schreckbar! Schreckbar! rief Magdalene unwillkürlich aus, und versank in düstres Nachdenken, aus dem die Priorin sie zu wecken nicht für gut fand. Des Mädchens Auge war fest auf den Boden geheftet, unbeweglich starrte sie hin, und außer dem leisen Athmen, das kaum merkbar ihre Brust hob, war kein Zeichen des Lebens an ihr. Als sei die Seele dem Körper entflohen, als sei sie in jenen fernen Regionen festgehalten, wohin die Worte der Priorin sie geführt, so leblos saß sie; und doch war ihr Gemüth von Zwiespalt zerrissen, doch stürmte das jagende Blut nach dem trauernden Herzen. Wie der Falke sein leuchtendes Auge unverwandt auf

die flatternde Taube richtet, und so die sichere Beute umkreist, so blickte jetzt die Klosterfrau auf das Mädchen, das sie schon auf dem Altar ihres Glaubens, ein Sühnopfer, liegen sah; mit triumphirendem Lächeln sah sie auf Magdalene herab, die jetzt das gesenkte Haupt erhob, sich aufrichtete, einen Blick gen Himmel warf, und dann langsam und feierlich ausrief: Gott vergieb mir meine Schuld und richte mich gnädig!

Ehrwürdige Mutter, — sagte sie dann, sich zur Priorin wendend, Ihr habt den Zwiespalt in meinem Innern von neuem geweckt, aber ich kann ihn noch nicht lösen. Ja ich fühle mich nach Eurer Kirche hingezogen, wo der wunden Brust milderer Balsam träuft, und das sündige Herz eher Vergebung erwarten kann; aber Gott mag mir vergeben, folgte ich meiner Sehnsucht, so würde dem alten Vater das Herz brechen, seine Tochter öffnete ihm das Grab. Das kann ich nicht, dazu fühle ich mich nicht stark genug im Glauben.

Schwaches Geschöpf, das auf den Altar des Herrn kein Opfer legen kann; das vor dem Zorn des irdischen Vaters erbebt, und das Wort des himmlischen nicht achtet! eiferte die Priorin, Abraham zuckte auf Moria das Messer gegen seinen Sohn —

Und Gott sandte seine Engel, daß das Opfer nicht vollbracht wurde, fiel ihr Magdalene ins Wort — O quält mich nicht mehr, heilige Frau, bat sie nun, und sank vor der Priorin nieder, nimmt der Herr über Leben und Tod den Vater zu sich, so schwöre ich Euch bei allen Heiligen und der gebenedeieten Mutter, daß ich in dem Schooße Eurer Kirche Trost, unter dem Schleier Eures Ordens Ruhe suchen werde!

Gedenke dieses Schwures, sonst trifft Dich des Himmels Strafgericht, sprach die Priorin mit furchtbarem Ernst. —

Wie Gott will! fuhr Magdalene mit Ergebung fort, was dem Menschen zu tragen möglich ist, mag er mir auflegen, ich will es in Demuth tragen, was er mir sendet, sei von mir gepriesen. Ein Opferlamm möchte ich sein, das gleich einem Märtyrer, für das Wohl der Menschheit sterben könnte, unglücklich wünsch' ich hier zu sein, um dort bei ihm ewig glücklich zu werden.

Ein leises Klopfen unterbrach Magdalenens Rede, und ehe sie sich noch entfernen konnte, öffnete sich die Thüre und des Stadtschreibers heimtückisches Gesicht lugte herein; ein scharfer Blick traf Magdalene, dann wandte er sich nach der noch offnen Thüre, und sprach, sich tief verbeugend, kommt nur näher, Herr! Auf dieses Wort trat Melac ein, grüßte die Priorin flüchtig, und selbst während dieses kurzen Grußes war sein stechender Blick auf Magdalene gerichtet.

Entfernt Euch, befahl die Priorin. Sie verließ mit klopfendem, angsterfülltem Herzen das Zimmer.

Was giebt mir die Ehre Eures Besuchs, redete sie nun mit Fassung

und Würde den General Melac an, ich hatte Euch heute Mittag ein Schreiben gesandt —

Eben dies, würdige Frau, ist die Ursache meines Hierseins, fiel er, wenig Verbindlichkeit in Ton und Geberde legend, ihr in die Rede, hier dieser gute Mann hatte mir so Treffliches von Euch erzählt, daß ich begierig war, die frömmste Klosterfrau des Schwabenlandes von Angesicht zu sehen, und Euch selbst die Nachricht zu bringen, daß Ihr morgen ungehindert in Euer Kloster zurück gehen könnt. Alle Nonnen und Novizen, die mit Euch gekommen, mögen auch wieder mit Euch zurück kehren, nur warn' ich Euch, sagte er, und sein Gesicht, das sich bisher freundlich zu sein bemüht hatte, nahm wieder den gewöhnlichen Ausdruck an, niemand aus hiesiger Stadt mit zu nehmen — Ihr werdet mich wohl verstehen!

Die Priorin mochte wohl vom ersten Augenblick seines Eintretens an den Beweggrund seines Besuchs errathen haben, und der Blick, den er auf Magdalene geworfen, war ihr nicht entgangen; sie verbeugte sich, und sagte leise, wie Ihr befehlt, gnädiger Herr!

Für diesen Fall wird Euch eine Sauvegarde begleiten, die auch in Gmünd Euerm Kloster zum Schutz dienen kann.

Die Priorin dankte. Der General empfahl sich mit wenigen Worten, der Stadtschreiber aber blieb zurück, hatte noch eine lange Unterredung mit der Klosterfrau, und schlich sich dann fort.

Als die Thüre sich hinter ihm schloß, sah ihm die Priorin noch lange sinnend nach. Plötzlich schien ihr Entschluß gereift. Sie ist ein schwankendes Rohr, sprach sie, eine neue Liebe wird die alte verlöschen, und ihr Glaube fester stehen, wie je. Deßhalb sollte ich sie verderben, dann wäre sie uns gewiß. — Aber nein! in das Rad des Schicksals greife der schwache Mensch nie, wenn er nicht muß — Ich will sie ihrem Schicksal und dem Himmel überlassen, will nichts zu ihrer Rettung, nichts zu ihrem Verderben thun. Sie rief Magdalene.

War dies Melac? fragte die Eintretende ängstlich.

Er war es! erwiderte die Priorin.

So schütze mich Gott! rief das Mädchen zitternd, solch furchtbares, schaudererregerdes Gesicht, solchen Blick sah ich noch nie. So ist mein Aufenthalt verrathen! — Wo soll ich hin — wo mich verbergen?

Nach Gmünd willst Du nicht, das Gewand einer Klosterfrau ist Dir jetzt noch verhaßt; ich weiß Dir nicht zu rathen, erwiderte die Priorin kalt.

Magdalene wurde nachdenkend, aber ruhiger. So muß ich mir denn selbst rathen, rief sie plötzlich und verließ schnell das Zimmer.

Am nemlichen Abend saß Herr Benedikt in seinem Trinkstübchen, neben ihm der Stadtschreiber, der so eben erst gekommen war und ihm mit Klagen über das Elend der Stadt seinen Abendtrunk verbitterte. Constant saß mit der übrigen Dienerschaft des General in der allgemeinen Wirthsstube und zechte von dem Weine, den Herr Hegelin in reichlichem Maaße spendete, als Konrad, der Knecht, sich ein Gewerbe in der Stube seines Herrn machte, und ihm hierbei einen Wink gab, herauszukommen. Das laute Jauchzen der lästigen Gäste gab Benedikt bald Gelegenheit, den Stadtschreiber verlassen und Konrad folgen zu können, wo er draußen die Magd, die ihm in jener Unglücksnacht die Thüre geöffnet hatte, fand. Sie gab ihm ein Brieflein. Es hat Eile! sagte sie und rannte schnell wieder fort. Benedikt öffnete es und erbleichte. Melac war hier! schrieb Magdalene, ich bin verloren, wenn Ihr mich nicht rettet!

Dieser Schlag traf den alten Mann zu hart. Wo sollte er sein Kind verbergen? Verzweiflungsvoll schritt er auf und ab. Gott verläßet seine Engel nicht! rief er dann plötzlich, sann noch einen Augenblick nach, befahl Konrad unter irgend einem Vorwand Constant heraus zu locken, und ihn zu ersuchen, heimlich auf die Kammer im Hinterhause zu kommen, bei dem Stadtschreiber aber ihn zu entschuldigen, da nothwendige Geschäfte ihn auf kurze Zeit aus dem Hause gerufen hätten.

Ein Wink gnügte, Constant, der heute, trotz seines lahmen Beines beweglicher als gewöhnlich war, von seinen Zechbrüdern weg zu locken, und ein freundliches Wort, ihn zu Herrn Hegelin zu führen; der Stadtschreiber mußte sich gedulden.

Was wünscht Ihr von mir? fragte der Reiter, fast ahn', ich es —

Herr Constant! begann Benedikt — Ihr seid ein guter, ein so edler Mensch —

Laßt das! unterbrach ihn der Franzos — ein Sünder bin ich und nichts mehr! — Sagt mir lieber, was Ihr mir zu sagen habt, die Zeit möchte kurz sein.

Der General weiß meiner Tochter Zufluchtort!

Den wußte er schon heute Morgen.

Er hat sie gesehen —

Desto schlimmer, mir schien Magdalene so ganz nach seinem Geschmacke.

Was soll ich beginnen, rathet, helft mir!

Das erfordert einiges Nachdenken, erlaubt, daß ich mich setze, sagte Constant, rückte sich einen Sessel zurecht, und brummte ein Liedchen vor sich hin. Unterdeß ging Benedikt in unbeschreiblicher Angst auf und ab, seine Unruhe ließ ihn nicht schweigen. Herr Constant! sagte er nun in abgebrochenen Sätzen — Ihr habt bisher so freundlich an mir und den Meinen gehandelt — habt mich von der Absicht Eueres Generals unterrichtet — mich gewarnt —

So schweigt doch, wenn ich einen klugen Gedanken fassen soll, fuhr Constant unwillig auf.

Benedikt schwieg, schritt aber immer unruhiger auf und ab. Lange jedoch vermochte er nicht, alles was ihm auf dem Herzen lag, in sich zu verschließen — meine arme Magdalene! begann er wieder zu klagen. Mein armes Kind! — Ja wahrlich, eher den Dolch Dir ins Herz gestoßen, als Dich entehrt zu sehen!

Da habt Ihr recht, sagte Constant aufspringend, laßt sie nicht ohne Dolch! Aber nur für den Fall der Noth. — Doch alter Herr, fuhr er sich besinnend fort, stört mich doch nicht immer in meinem Nachdenken, ich kann eher sechs Becher Wein hinter einander leeren, als zwei Gedanken an einander knüpfen — wartet nur noch einen Augenblick. — Er setzte sich wieder, aber bald sprang er auf — so ist es! Dies der einzige Ausweg! rief er.

Welcher, Herr Constant — Welcher?

Ihr könnt für Euer Kind nichts thun, seid, ohne es zu wissen, Gefangener in Eurem Hause, ich selbst bin zu Eurem Wächter bestellt — und die Rettung muß noch in dieser Nacht geschehen, morgen ist es zu spät! In der Stadt darf sie nicht bleiben; der listige Fuchs, Euer Stadtschreiber, der so traulich bei Euch hinter seinem Becher sitzt, und dennoch Euer bitterster Feind ist, der witterte sie doch wieder aus — Hütet Euch vor ihm! — Wißt Ihr keinen sichern Ort außer der Stadt?

Den wüßte ich wohl, aber wie sollte die Arme bei Nacht zum Thor hinaus kommen?

Dafür laßt Constant sorgen, er führt sie selbst hinaus. Heute sind die Schlüssel des nach Ulm führenden Thores bei der Wacht geblieben, da man eine, auf Kundschaft gesendete Abtheilung zurück erwartet, dort bringe ich sie hinaus, aber weiter kann das lahme Bein nicht.

Ich schicke Konrad mit — fiel ihm Benedikt in die Rede.

Das ginge wohl, meinte Constant, wenn er einen Reitermantel umnimmt, einen Hut mit der Feder aufsetzt, kann er mich begleiten. Den alten Constant läßt die Wache schon mit seinem Liebchen zum Thore hinaus, dazu kennen mich die Soldaten zu gut; und wenn sie mich auch einmal für des Generals Kuppler halten sollten, was schadet's, es geschieht ja eines guten Werkes wegen. Gebt nur Konrad ein Brieflein an Eure Tochter mit, und sagt mir, wohin sie sich flüchten soll.

Nach Steten, zur Herzogin Sybille.

In der Zeit der Noth, Herr Benedikt, sind die durchlauchtigen Freunde nicht immer die sichersten. — Doch wie Ihr meint, dies überlasse ich Euch.

Und was würde Euer Schicksal sein, guter Mann, wenn es Melac erfahren sollte, daß Ihr mir geholfen? fragte plötzlich Benedikt, da er der traurigen Folgen gedachte, die hieraus für Constant entstehen könnten.

Das weiß ich so eben nicht, erwiderte dieser — hab ihm zwar schon manchmal dergleichen Streiche gespielt und dann kam ich im schlimmsten Fall mit der Drohung einer Tracht Prügel davon. Nun werd' es dann auch so schlimm, wie es will, so habe ich doch vielleicht wieder eine Schuld aus meinem Schuldbuche getilgt. Aber lieber Herr, sagte er mit Herzlichkeit, nun noch ein ernstes Wort zu Euch — sobald Eure Tochter den Händen des Generals entrissen ist, fallen sie über Euch her — man weiß, daß Ihr den Reiter niedergestoßen, weiß, daß Ihr ein Franzosen Feind seid, weiß, wo Ihr Euer Geld, Euer Geschmeide verborgen, man schont Euch jetzt Magdalenens wegen, dann aber stürzt alles Unglück über Euch zusammen!

Wie Gott will, rettet nur mein Kind, sprach Benedikt mit Ergebung.

Man wird alle Mittel anwenden, Euch zu entlocken, wohin Ihr sie gebracht. Habt Ihr Muth, standhaft zu bleiben, selbst das Aeußerste, ja die Tortur auszustehn? —

Ich fühle dazu den Muth in mir.

Lieber Herr! sagte Constant bewegt — jetzt habt Ihr gut reden — Ihr glaubt Euch stark, wenn aber — ich habe schon manchmal Zeuge von solchen Auftritten sein müssen! Ach, wenn die Marterwerkzeuge vor Euch liegen, die Richter mit teuflischem Lächeln Euch den Schergen übergeben, Ihr eingespannt werdet, Eure Glieder ausgerenkt — O! laßt mich schweigen, schon jetzt überläuft es mich kalt, — dann möchte Euer Muth wohl gebrochen sein. Der Schmerz, lieber Herr, ist des Muthes bitterster Feind! Als sie mir Kugel und Splitter aus meinem Beine zogen, da hab ich wie ein Weib gewimmert und mich geberdet, wie ein jammernd Kind.

Alles was den Menschen treffen kann, vermag der feste, männliche Wille zu ertragen, und ich werde es! sagte Benedikt gefaßt, nur zu einem fühle ich mich nicht stark genug — Schande ertrage ich nicht! Wahrlich, rief er mit edlem Stolz, das Blutgerüst ist mir ein geringer Preis, wenn ich damit die Ehre meines Kindes erkaufen kann.

So kommt ans Werk, sagte Constant, kommt armer Mann! Schreibt das Brieflein und laßt mich unter dem Schutze St. Georgs mit Eurem Kinde ziehen. Benedikt reichte ihm die Hand. Giebt es doch auch im deutschen Lande edle Herzen und männlichen Muth, sprach Constant, sie heftig drückend, glaubte, nur in der Piccardie wären diese beiden heimisch. — Rechnet auf mich; was ich vermag, will ich thun, ging auch der lahme Constant darüber zu Grunde. Mit einem herzlichen Händedruck schieden sie, das Nöthige anzuordnen.

Die Straßen waren schon ziemlich leer, und von dem schönen Frauenthurme hatte die Glocke eben elf geschlagen, als Constant, sein Liedchen trällernd, Magdalene am Arm, deren trauerndes Antlitz ein Schleier

verbarg, über die Neckarbrücke ging. Der schielige Konrad in zerlumptem Reiter-Mantel, den durchlöcherten Hut auf den Kopf gestülpt, schritt ihnen zur Seite, und wahrlich, seit die Welt stand, hatte vielleicht noch kein so schönes Mädchen, neben ein paar so häßlichen Männern freiwillig, um Mitternacht, die Straßen durchzogen. Vor Neckereien der an ihnen Vorübergehenden schützten sie die Leibdoggen des Generals, die ihnen voraussprangen, und so kamen sie dem Rathhause vorüber, bogen links die Straße ein, und gelangten glücklich ans Thor. Hier fanden sie einige Schwierigkeit; der Sergeant, welcher die Wacht hatte, wollte die Pforte nicht öffnen, da sich aber Constant zu erkennen gab und meinte, die Soldaten vom Regiment Bretagne würden doch einem alten Reiter seine nächtliche Wallfarth mit seinem Liebchen gönnen und noch hinzusetzte, es dem lahmen Constant gönnen, dem Commandanten von des Generals Bagage, so erwiderte endlich der Sergeant, wenn Ihr mir erlaubt, Kamerad, Eure Schöne zu beleuchten, und zu untersuchen, ob es auch der Mühe werth sei, daß ich mich um solch Schätzel incommodire, und daß Ihr im Schneegestöber mit Euerm lahmen Beine da draußen promeniren geht. —

Herr Sergeant vom Regiment Bretagne, nahm Constant das Wort, ist man in der Gegend von Nantes weniger galant, als bei Amiens? — Ich finde Eure Zumuthung unbescheiden, und hoffe, Ihr werdet so viel Hirn in Euerm Schädel haben, einzusehen, daß der alte Constant nicht zu seinem Vergnügen um die Zeit und bei dem Wetter dergleichen Promenaden macht. Seht, die Hunde haben eine bessere Nase, als Ihr, sie schnuppern schon an der Pforte und wissen, wer ihrer draußen wartet; zögert nicht länger und macht auf!

Gleich, gleich! Verstehe schon! sagte nun der Sergeant, ergriff sein Schlüsselbund und öffnete eiligst die Pforte. Constant führte nun Magdalene hinaus, Konrad folgte und so waren die Drei in Freiheit.

Nun, Mamsell Magdalene! sagte der Alte, nachdem sie mehrere hundert Schritte entfernt waren, nun sag ich Euch Adieu, und übergebe Euch der Fürsorge Eures Knechtes, mehr noch der Fürsorge Gottes, der Mutter Maria und des heiligen Georgs, meines besonderen Schutzpatrons. Bewahrt Euer Herz vor Sünde und schließt Constant in Euer Gebet. Dies sagend verließ er sie.

Konrad führte sie nun auf wohlbekannten Wegen durch die Weinberge um die Stadt der Burg vorbei, bis auf den Fußpfad, der durch den dichten Wald nach Steten führte, und den er schon oft mit Herrn Benedikt geritten war. Als sie nun hinter die Höhe kamen, holte er die kleine Handlaterne unter dem Mantel hervor, schlug Feuer und zündete das Lämpchen an, damit er sich nicht verirre. Magdalene, durch ihren Marderpelz gegen Sturm und Kälte geschützt, schritt muthig neben ihm her, und als es ihr doch endlich in der dunkeln Winternacht grausig zu werden begann, summte sie, sich zu ermuthigen, ein frommes Lied. So wanderten

sie getrost durch den beschneiten Forst, und wenn auch die herabfallenden Schneeflocken sie zuweilen den Weg verfehlen ließen, ward Konrad doch bald den Irrthum gewahr und lenkte schnell wieder ein. Sie waren nun wohl schon einige Stunden gegangen, mancher Hirsch, manches Reh war durch das Dickicht an ihnen vorbei gerauscht, manchen Vogel hatte der Schein des Lichtes aufgeschreckt und immer waren sie noch nicht am Ziele, doch konnten sie ohnmöglich weit mehr von Steten entfernt sein. Endlich fürchtete Konrad, nicht mehr auf dem rechten Wege zu sein; der noch in dichten Flocken niederfallende Schnee hatte jede Spur bedeckt und Konrad war in nicht geringer Sorge, als er ein Getös zu vernehmen glaubte. Hört Ihr nichts, Jungfer Magdalene? fragte er diese, die bei diesem Zuruf angstvoll umherschaute und vor Müdigkeit kaum weiter konnte, horcht nur, mir ist, als hörte ich eine Schaar Krähen über uns wegziehen — hört das Geheul! — Barmherziger Gott! der wilde Jäger zieht vorüber! Um Gotteswillen legt Euch mit dem Gesicht auf die Erde, und betet ohn' Unterlaß das Vaterunser. Indem er dies sagte, löschte er die Laterne aus und warf sich platt nieder.

Magdalene hörte wohl, jedoch nur in der Ferne das Schmettern der Hörner und das Gebell der Rüden, und schaute angstvoll nach der Stelle hin, von woher es kam, aber alles blieb dunkel um sie her, der Lärm kam nicht näher, er schien an ihr vorüber zu ziehn. So sehr auch ihr Herz klopfte, so eiskalt es ihr durch die Adern rann, konnte sie doch nicht Konrads Warnung folgen, und sich auf die Erde niederlegen. Sie blieb aufrecht, blickte gen Himmel und befahl ihre Seele Gott.

Da rauschte es plötzlich über sie, die Bäume schüttelten ihre Schneeflocken auf sie nieder und aus dem Dickicht trat eine hohe, dunkle Gestalt auf sie zu — Konrad! rief Magdalene den Knecht schüttelnd, aber er hörte nicht und schien erstarrt, die Gestalt kam indeß näher. Folge mir Magdalene! sprach sie mit freundlichem Tone und sage mir, wohin Du willst, ich begleite Dich.

Nach Steten zur Herzogin Sybille, erwiderte die Bebende, und ihr Auge ruhte angstvoll auf dem alten Jägersmann, der jetzt, eine grausige Gestalt mit langem grauen Barte und phantastischer Kleidung, deutlich, aber schreckbar vor ihr stand.

Folge mir! sprach der Jäger.

Wer seid Ihr? Wie kann ich Euch folgen, den ich nicht kenne, Euer Ansehn ist so furchtbar!

Ich bin Dein Freund, Magdalene Hegelin — Du bist vom Wege abgekommen, ich will Dich auf den rechten Weg leiten.

Darf ich Dir im Namen des barmherzigen Gottes folgen, erbebst Du nicht, wenn ich seinen heiligen Namen nenne?

Ein dumpfer Seufzer rang sich aus des Mannes Brust.

Konrad! rief Magdalene angstvoll von Neuem, und bog sich über den Knecht, ihn aufzurütteln.

Laß ihn schlafen, und folge mir, sonst bist Du verloren, sagte die Gestalt.

Erst sprich den heiligen Namen Gottes aus, in dessen heiligem Schutz ich stehe, sagte Magdalene und der Glaube stählte ihren Muth.

Könnte ich! seufzte der Alte — Aber folge mir dennoch.

Wer bist Du? rief Magdalene noch einmal.

Ein Ausgestoßener, der gern den da oben mit sich versöhnen möchte. Darum folge mir, frommes Kind, schließ mich dann mit dankbarem Herzen in Dein Gebet, vielleicht wird mir durch Dich Vergebung —

So geh voran — ich folge Dir unter Gottes heiligem Schutze. Der Alte schritt voran, Magdalene hinter ihm drein. Ihr war es nun, als ob ein Nordlicht ihren Pfad erhellte, der Wind ihre Schritte beflügelte. Auch schien es ihr, als schwebten die Bäume mit Blitzesschnelle an ihr vorüber, als durchschneide sie pfeilschnell die Luft, und doch hob sie nicht der Wind und trug sie dahin, sie schritt, wie immer, auf ungebahnten Wegen, der Gestalt nach, die, sich zuweilen nach ihr wendend, freundlich auf sie blickte. Jemehr sie vorwärts zogen, desto mehr vernahm sie auch das Jagdgetöse wieder.

Eile, eile Magdalene! sagte ihr Führer ängstlich, eile, daß wir den Wald verlassen, ehe das wilde Heer näher kommt. Ziehen sie über Dich hin, so wirf Dich zur Erde und bete, wenn Du beten kannst. Bei diesen Worten traten sie aus dem Wald. Vor ihnen lag in nächtlicher Dämmerung Steten mit seinem Schlosse, sie eilten den Berg hinab, immer näher kamen sie dem Ort der Rettung, aber auch immer näher kam ihnen die wilde Jagd. Deutlich vernahmen sie jetzt schon das wilde Hussa der Jäger, den kreischenden Ton der Hüfthörner, und als sie an die Stelle des Berges kamen, wo auf dem Hügel die sieben Linden den furchtbaren Bruderkampf bezeichnen, ward die Gestalt des Führers leuchtender; wirf Dich nieder, rief er mit Grausen erregendem Tone, mein Geschick reißt mich fort! Dies sagend rauschte er dahin. Magdalene warf sich nieder, drückte ihr Antlitz fest in den frischgefallenen Schnee, und während es um sie und über und neben ihr rauschte, tobte und jagte, empfahl sie Gott ihre Seele in brünstigem Gebet.

Als der wilde Lärm vorüber war, und nun immer mehr in der Ferne verhallte, erhob sich Magdalene, vor Frost und Angst erbebend. Der Schreck hatte sie so ergriffen, daß sie ihre Gedanken erst ordnen mußte, ehe sie hinab nach dem nah gelegenen Schlosse zu gehen vermochte. Aber kaum hob sie den Fuß, als sie, von Furcht gejagt, mit Blitzesschnelle den Berg hinab und dem Schlosse zu lief, das im Dunkel der Nacht wie ein finsteres Gewölke vor ihr lag. Immer noch glaubte sie die Riesengestalt des alten Jägers sich zur Seite, seinen langen Bart im Winde flattern zu sehen,

immer noch glaubte sie das Rauschen der klatschenden Flügel über sich zu hören; sie floh vor den Schreckengestalten ihrer entzügelten Phantasie, und der Wunsch, ein menschliches Wesen zu treffen, erfüllte ihre ganze Seele.

Sie fand es. Als sie durch die hohe Linden-Allee dem Thore des Schlosses zu eilte, kam ihr Konrad entgegen. Gelobt sei Gott, daß Ihr kommt, rief er, vor Freude sich kaum fassend. —

Gelobt sei Gott, daß ich Dich treffe, erwiderte sie, verwundert ihn schon hier zu finden, ach guter Konrad, klopfe an die Pforte, daß sie uns aufgemacht werde, der Frost schüttelt mich, ich vermag mich kaum mehr aufrecht zu erhalten.

Konrad warf ihr schnell den alten Reitermantel um. Ach liebe Jungfer Magdalene, sagte er ängstlich, ich habe schon an Thor und Pforte geklopft, niemand will hören, niemand will uns einlassen, man läßt uns hier in Sturm und Schneegestöber stehen und achtet unsers Elendes nicht.

Das wäre schrecklich! seufzte Magdalene.

Ja schrecklich war die Nacht! fuhr der treue Diener fort. Ich habe alles vernommen, hörte wie der wilde Jäger Euch verlockte, ihm zu folgen, ich habe Euch mitten durch die dicksten Büsche dahin rauschen hören, wollte Euch folgen, und konnte doch nicht, ich blieb wie fest gebannt, das Gesicht im Schnee verborgen, liegen, und doch war es mir, als trüge mich ein Sturmwind mit meinem kalten Bette fort und in der Ferne scheine ein helles Licht, dem ich folgen müsse. Ich glaube fast, ich bin mir selbst unbewußt, hinter Euch drein gelaufen. Denn als die wilde Jagd hier über die Höhe zog, stand ich schon bei diesem Kreuze; da faßte ich wieder Muth und klopfte ungestüm an die Pforte.

Auch jetzt klopfte er von Neuem, aber auch jetzt wollte niemand öffnen, es regte sich keine Seele im Schlosse; Konrad verdoppelte die Schläge, aber immer gleich vergebens. Da rief Magdalene in Verzweiflung, ist denn keine Barmherzigkeit mehr, daß niemand hören, daß man uns hier vor Frost umkommen lassen will? Ist denn aus dem Hause der Herzogin Sybille alles Mitleid gewichen? —

Bei diesen mit Heftigkeit gesprochenen Worten öffnete sich in dem Erker eines Seitenflügels ein kleines Fensterchen und eine männliche rauhe Stimme fragte, wer ist da unten?

Unglückliche, die Einlaß begehren, erwiderte Magdalene, und während die Stimme von oben mit barschem Ton antwortete: Ei so wartet bis es Tag ist, bei jetziger unruhiger Zeit und bei dem furchtbaren Lärm im Walde, wird bei Nacht die Pforte niemandem geöffnet. Da raunte Konrad Magdalenen leise zu, laßt mich reden, verrathet Euer Geschlecht nicht, Euer Aufenthalt im Schloß muß außer der Herzogin jedermann ein Geheimniß bleiben.

Lieber Freund, oder wer Ihr da oben seid, begann er nun laut, für all Euer Reden thätet Ihr besser, Ihr kämt herunter und machtet auf.

Wir bringen der Herzogin Botschaft und müssen sie noch vor Tage sprechen. Dürft Ihr nicht ohne ihren Befehl öffnen, so laßt es wenigstens die gnädige Frau wissen, daß ein Paar Leute hier sind, die ihr Wichtiges zu vertrauen haben. Vor zwei Unbewaffneten werdet Ihr Euch doch im Schlosse nicht fürchten?

Das Fenster schloß sich wieder und es erfolgte keine Antwort. Der Nachtwind begann immer stärker zu wehen, der Schnee knisterte immer schärfer unter Konrads Tritt, der unmuthig und erstarrt auf und ablief, der zerlumpte Reitermantel schützte die zarten Glieder des Mädchens nur wenig vor der sich immer mehrenden Kälte, und so mochte wohl eine halbe Stunde in ängstlichem Harren vergangen sein, als sie endlich im Schloßhofe Tritte hörten. Die Pforte öffnete sich und der Kastellan mit einigen bewaffneten Dienern trat heraus und während diese in der Gegend vorsichtig umher lugten, leuchtete einer Konrad ins Gesicht, ich sollte Euch kennen, sagte er dann, seid Ihr nicht —

Still Herr! bat dieser, nennt mich nicht — Ja ich bin Herrn Benedikt Hegelins Knecht, der Euch, kehrtet Ihr bei uns ein, immer vom besten Weine brachte, aber hier ist ein Geheimniß, führt nur jenen dort zur Herzogin, an mir ist wenig gelegen; ein Plätzchen in der Küche am Heerd ist für mich hinreichend, und wenn Ihr menschlich sein wollt, so laßt ein Paar Reiswellen anzünden und mir einen Trunk geben. Nur rasch fort mit dieser oder vielmehr mit diesem da. Er zog Magdalene mit sich in den Hof, der Kastellan folgte, und hinter ihnen und den Dienern schloß sich die Pforte.

Ueber den Ruinen des Schnellerts schwebte Mathilde, die Harfe im Arm, und erwartete mit Sehnsucht die Rückkehr des Ritters von Rodenstein. Sie war ihm heute nicht auf seiner Irrfahrt gefolgt, war traurig zurückgeblieben; noch hatten ihre Bitten, ihr Flehen es nicht über ihn vermocht, den wilden Zug allein ziehen zu lassen. Kehrte er des Morgens heim, so versprach er ihr, die wilden Gesellen nicht zu begleiten, und so wie das Grab sich in der Stunde der Mitternacht öffnete, und sie aus allen Gegenden jauchzend heranzogen, riß es ihn wider Willen fort, und auch heute hatte er das Flehen der Trauernden nicht geachtet.

Der Morgen war nicht mehr fern, und noch war er nicht zu seiner Schlummerstätte zurückgekehrt; die Gräber standen noch offen und erwarteten mit Ungeduld die graue Dämmerung, deren erster Nebelschein sie wieder schloß. Auf leisen Harfentönen stieg ihre Klage, ihr Gebet zum Himmel auf, das von Erwachen zu Erwachen immer inniger, vertrauender wurde. Ach! rief sie und senkte sich auf die Zinne des alten Thurmes nieder — soll ich denn nie wieder die Morgenröthe über jene Berge erglühen sehen, oder nicht endlich jene himmlische Sonne erblicken, die in ewiger

Klarheit den Himmelsthron des Höchsten umstrahlt? — Wie schön war Dein Licht, Du rosenfarbene Verkünderin des Tages, wie erquickend Dein Strahl, wie schön Dein Erwachen, wenn Du Dein Haar in den Millionen Thautropfen badetest — Wie dünkt dem der Tag so schön, der zur ewigen Nacht verdammt ist — — Nur einmal noch, Barmherziger! laß mich die Morgenröthe erblicken, daß ich auf ihren Strahlen mein Gebet und meine Reue zu Deinem Throne senden, sie dort niederlegen darf! — Ach! die dunkle Nacht sendet keine Boten zum Himmel, ihre Sterne bleiben fern, ihr Strahl dringt nicht erwärmend zum Menschen, sie zeigen ihm nur das geschlossene Himmelzelt, die Sonne nur öffnet ihnen die Pforten! — Ach die Sehnsucht nach einem Strahle des Lichts, den Millionen um mich unbeachtet genießen, ist so groß in mir! — Ach nur einen Strahl, die Grabesnacht zu erhellen.

Was willst Du noch einsamer Wanderer! Was hörst Du auf meinen Ruf, Du bleiche Leuchte der Nacht, und trittst hinter Deinen Wolken hervor? Wähnst Du, nach Deinem Strahle zöge mich die Sehnsucht? — Bleib heim, oder hülle Dich in Deinen Nebelschleier, Du breitest nur ein grausig Leichentuch über das weite Grab der Erde; der Geisterwelt nur gehörst Du an, denn alles zeigst Du in bleicher Schauergestalt. Einen Sonnenstrahl will ich, daß es Tag werde um mich, Nacht und Dämmerung schwinde, und Gottes Antlitz mir wieder im Himmelglanze leuchte.

Ach ich höre ihn noch nicht kommen! klagte sie nun, leise Töne ihrer Harfe entlockend, ruft ihn, ruft ihn Ihr Töne, er lauschte ja sonst zuweilen gern auf Euch und folgte Euerm lockenden Ruf! — Jetzt — wenn die Hörner gellen und die Rüden heulen, vernimmt er Euch nicht mehr.

Und als ihr Schmerz verstummte, der Nachtwind nur noch einzelne Töne der Harfe entlockte, sah sie aus dem Walde über das öde, schneebedeckte Feld etwas Dunkles den Trümmern nahn — Er ist's! ja er ist's! rief sie freudig, er durfte allein zurückkehren! — Gelobt sei Gott! — Sie schwebte ihm entgegen. Willkommen! Willkommen, mein Otto, rief sie, der Herr sei gepriesen, du kommst allein.

Ich hatte keine Freude mehr an der Jagd. Die Hunde zerrissen den borstigen Eber, ich mochte es nicht sehen. Meine Gedanken waren nicht bei der Jagd, sie waren bei Dir; das mochten die Gesellen merken, da rasselte der Tod so lange mit seinem Gebein, die Sünde lachte so frech auf, daß mir die Gedanken vergingen; das ärgerte mich und ich verließ die Gesellen.

Habe Dank, Gütiger, habe Dank! rief Mathilde freudig aus, auch dieser Strahl der Hoffnung, Barmherziger, ist mir ein Strahl Deiner Morgenröthe!

Noch weht die rauhe Nachtluft, sagte der Jägermann, noch dürfen wir hier verweilen. Der Morgen ist noch fern.

Warest Du in meiner Heimath? fragte Mathilde.

Da es mich von Dir trieb und ich über Wald und Flur jagen mußte,

zog ich nach dem Nekar; dort weil' ich jetzt gern. Ein Jagdkumpan hauset jetzt in Deiner Vaterstadt, würdig hinter mir, der Erste, durch den Forst zu ziehn; bei Tage jagt er, von seinen grauen Rüden und einem Zwölfender gefolgt, in dem nahen Forste, bei Nacht geht er auf die Pirsch in die Häuser der Bürger; Magdalene ist das Wild, das er umstellt. —

Die Arme! seufzte Mathilde, wir müssen sie schützen.

Sie irrte in der Nacht auf der Flucht vor ihm, von Frost und Wetter erstarrt, im Wald umher. Als ich sie von weitem erblickte, führte ich den Zug abwärts, verließ ihn und leitete sie durch den Forst —

Das thatest Du Otto? — rief Mathilde freudig.

Sie ist Deines Stammes, darum will ich ihr wohl! Bis an die sieben Linden bei Steten brachte ich sie, aber die Sünde witterte mich aus und kam mir mit dem wilden Jagdzuge nach und wußte mich an dem Orte des Fluches zu treffen, wo sie Gewalt hat über mich; ich mußte ihr folgen, und mußte die Arme allein ihrem Verderben überlassen. Ach es ist grausig, den Willen zur guten That so rasch wieder verschwinden zu sehen! Ich habe heute kein Gefallen an der Jagd gehabt, so glücklich sie auch war, fuhr er fort. Der Tod ritt sein schnellstes Roß, und selbst die fahle Mähre der Sünde jagte heute wie toll zwischen den Schneewolken durch, und unsere Rosse jagten wiehrend hinter ihr her; die Waidgenossen jauchzten und lärmten, auch trieb der Sturm manch lustiges Wild uns entgegen; aber ich hatte keine Freude daran, ich dachte nur an sie und an Dich.

Und nicht auch an ihn, der über den Sternen thront? Wagtest Du nicht, Dein Auge zum Himmel zu heben? fragte sie bewegt.

Mein Auge reicht noch nicht bis da hinauf, Mathilde! Sehe ich den Tod vor mir auf seinem magern Klepper, so habe ich mein Auge nur nach ihm gerichtet, ich sporne dann mein Roß und suche ihn zu ereilen. Aber wenn ich ihn erfaßt zu haben glaube, schwingt er die Sense, zeigt mir das Stundenglas, das immer läuft und läuft und nimmer verrinnen will, drückt dem Klepper die spitzen Hacken in die Weichen und sprengt klappernd davon. Die Sünde konnte ich ereilen, den Tod noch nie! —

Laß Sünde und Tod, laß das wilde Heer und Deine Gesellen, — fasse Muth, wende Dein Auge empor zum Himmel, dort wohnt das Erbarmen!

Ich blicke hinauf und sehe nur Nacht — die Sterne, die den Menschen so freundlich leuchten, sind mir keine Boten des Friedens, sie begrüßen mich nicht, sie bergen hinter den Wolken ihr Antlitz vor mir. Die leuchtende Scheibe des Mondes erhellt nicht meine Finsterniß, nur die öde Nacht breitet ihren schwarzen Mantel vor mir aus; den Himmel sehe ich, aber nur seine Wolken und seine scheidenden Sterne; in das Innere des Heiligthums dringt nicht mein Auge, nicht mein Geist, die Schwingen meiner Sehnsucht sind gelähmt.

Auf den Schwingen der Andacht dringst Du bis zu seiner Pforte. —

Sie ist dem Sünder verschlossen, sagte er wehmüthig — dort oben ist nicht Zeit, nicht Raum; dort waltet die furchtbare Ewigkeit.

Und auch eine ewige Barmherzigkeit, unterbrach ihn Mathilde.

Barmherzigkeit? rief er verzweifelnd, warum bleib' ich dem Tode unterthan und der Sünde, warum treibt mich der Fluch ohne Unterlaß, und weßhalb können sich meine dunkeln Wünsche nicht ordnen, mein reuig Gemüth sich nicht in Worte des Gebets aussprechen, wenn ich auch möchte? — Aber sieh dort nach dem Rodenstein hin — dünkt es Dir nicht, daß der Tag zu grauen beginnt? — Mir ist als durchrausche mich die Morgenluft. — Komm, es zieht mich zum Ruhebett. — Mir ist, als würde ich die kurzen Stunden sanft schlafen, von Magdalenen träumen und von Dir, meine Mathilde!

Sie schwebten zum Gemäuer — wie schön ist es doch, sprach er, als er sich an der offenen Gruft niedersenkte, daß ich mich neben Dich betten ließ, nun schlaf ich doch nicht allein und Du bist bei mir. Ach, die Sehnsucht nach Ruhe ist so mächtig in dieser tobenden Brust, und doch will der Morgen noch nicht grauen und die Stunde nicht schlagen, die uns hinabzieht. — Ich eile ihr voran, komm, folge mir Mathilde! — Er senkte sich in die Gruft, aber Mathilde folgte ihm nicht; sie griff in die Saiten ihrer Harfe, ein frommes Lied ertönte, schloß mit sanftem Flügel zum erstenmale sein müdes Auge und brachte ihm den Balsam der Ruhe. — Noch nie hatte ihn der Todesschlaf so sanft eingewiegt, stets hatte er gejagt, bis er Morgenluft gewittert und sein Verhängniß ihn gewaltsam zur Ruh gelegt; heute zum erstenmal brachten ihm die Töne den Schlaf. Noch einige Zeit vernahm man sie, dann wurden sie leise und leiser und aus der sich schließenden Gruft drang nur noch ein verhallendes Ave Maria herauf.

Kaum begann der Morgen zu dämmern, als der Stadtschreiber schon in das Vorzimmer des Generals trat, wo ihm die beiden englischen Doggen den Morgengruß so unfreundlich entgegen heulten, daß er erschrocken zurückfuhr. Nur näher, Männlein! rief Constant, der sich von seinem Ruhebett erhob, auf welchem er schon ganz angekleidet saß; denn er und die Hunde hielten stets im Vorzimmer ihres Herrn die Wacht — nur näher, die Bestien thun Eurer Perrücke nichts. — Was sucht Ihr hier schon so früh? Bringt Ihr gute Botschaft, dann möchtet Ihr vielleicht willkommen sein, sonst rath ich Euch lieber eine andere Zeit abzupassen. Der General ist spät zu Bett gegangen, hat lange zu ruhen, bis der Rausch von gestern ausgeschlafen ist, und ich fürchte, heute Vormittag ist wenig mit ihm anzufangen.

Ich danke für Euern freundlichen Rath, mein werther Herr Constant, erwiderte der Stadtschreiber höflich. Es ist eine gar glückliche Sache, zu

jedem den richtigen Zeitpunkt zu treffen. Was ich dem Herrn General zu berichten habe, ist nichts Unangenehmes, es betrifft nicht das Allgemeine, nur den General selbst.

Darf man es wissen? fragte Constant treuherzig.

Möchte es doch dem Herrn General selbst mittheilen —

So? — Wäre es was Unangenehmes, so wette ich darauf, hieß es: hättet Ihr wohl die Güte, dem Herrn General zu gelegener Zeit zu melden — So aber — Ihr spielt ein garstiges Spiel, Ihr tragt auf zwei Schultern, hütet Euch!

Constant! rief in diesem Augenblick der General.

Herr! erwiderte dieser, die Thüre öffnend.

Mit welcher Gans schnatterst Du da, und störst mich in meinem Schlafe?

Mit keiner Gans, Herr! mit einem Fuchs, dem Herrn Stadtschreiber, erwiderte der Reiter, schnell einen goldnen Becher auf den silbernen Kredenzteller setzend, und den Morgentrunk, wie es seines Amtes war, dem General bringend.

Melac leerte den Becher, befahl, den Stadtschreiber herein zu lassen, und liebkoste indessen die an ihm aufspringenden Hunde.

Setzt Euch, sagte er hierauf zu dem Eintretenden, und richtete sich ein wenig im Bett auf, schäckerte mit seinen Lieblingen und schien sich nicht sehr um den kleinen Mann zu bekümmern, der indeß verlegen mit seiner Halskrause spielte. Endlich fragte er mit barschem Tone, was führt Euch so früh hierher? Hättet auch wohl können zu gelegener Zeit kommen.

Ich wollte meinem gnädigen Herrn melden, begann der Stadtschreiber, hielt jedoch ein und warf einen verlegenen Blick auf den noch anwesenden Constant.

Laßt Euch durch den nicht stören, sagte der General, welcher diesen fragenden Blick wohl verstand, der ist aus der Picardie, die sind meist treu, aber dumm; vor ihm könnt Ihr reden, was Ihr wollt! Sprecht nur!

Wenn Ihr befehlt, sagte der Stadtschreiber, durch Constants Anwesenheit aber immer noch in Verlegenheit gesetzt — so gehorche ich. Am frühsten Morgen sind die Klosterfrauen abgefahren; die Priorin, drei Nonnen in dem einen, in dem andern Wagen die Schwester Kellerin, zwei Novizen und eine Laienschwester, sonst war niemand in den Karossen und nur so viel sind wieder abgereist, als angekommen waren.

Seid Ihr dessen gewiß? fragte der General.

So gewiß, als daß ich Ew. Gnaden ergebenster Diener bin —

Magdalene ist also zurückgeblieben!

Dafür bürg' ich —

Das Mädchen hat meine Erwartung übertroffen, und das geschieht sonst in dergleichen selten, sagte nun der General. Es ist keine gewöhnliche Dirne, und wohl einer kleinen Mühe werth.

Es ist eine stolze Dirne! meinte der Stadtschreiber.

Stolz? — Bringt mich nicht zum Lachen, unterbrach ihn Melac, was kann ihr Stolz mehr verlangen, als ich ihr biete? Muß sie sich nicht durch meine Bewerbung geehrt fühlen? — Aber seid Ihr auch gewiß, daß die Nonnen ohne sie abgereist sind?

Sie ist noch in der Stadt, dafür bürge ich mit meinem Kopf, betheuerte der Stadtschreiber; in jenem oder in diesem Hause muß sie sein. Noch außer dem Thore hat einer meiner Aufpasser die beiden Wagen anbetteln müssen, und niemand, ohne die schon Benannten darin bemerkt.

Lauter Lügen, General! fiel jetzt Constant dem Stadtschreiber in die Rede, alles ist falsch, die Priorin hat dicht vor dem Thore den Wagen gebrochen, und ist mit den Nonnen zurückgekehrt — und Jungfer Magdalene ist weder in jenem Hause, noch hier; der Vater ist in Verzweiflung —

Gnädiger Herr! — unterbrach der Stadtschreiber den Bericht, aber ein rauhes Schweigt! das ihm Melac entgegen rief, hemmte den Fluß seiner Rede, fahr fort! befahl er Constant. Herr! ich bin zu Ende! — Die Nonnen sind hier, das Mädel ist fort, weiter weiß ich nichts.

Bei meinem Schwert! rief Melac wüthend, und sprang, sich wenig um des Stadtschreibers Gegenwart kümmernd, aus dem Bette, warf den Mantel um und schellte; bei meinem Schwerte! wenn dem so ist, so soll der Teufel den holen, der daran schuld ist! Der Kammerdiener trat jetzt ein, und während er ihn ankleiden half, wollte sich der Stadtschreiber wegschleichen, aber ein donnerndes Bleibt! hielt zurück. — Ihr wolltet ja mit Euerm Kopf dafür stehen, daß das Mädchen noch hier sei, Stadtschreiber! sagte Melac, die großen Stülpstiefeln mit Hast anziehend. Hütet Euch, daß ich Euch nicht beim Worte halte, es könnte Euch leicht den Kopf kosten, denn wahrlich, bald dünkt es mich, Ihr Herren von Eßlingen wollt Euer Spiel mit mir treiben; wagt es nicht, Ihr würdet schwerlich dabei gewinnen. Kommt das Männlein zu mir nach Schorndorf, fuhr er fort, mit seinen langen, dürren Fingern unmuthig durch die herabhängenden Haare fahrend, verspricht mir goldne Berge und verspricht mir trotz dem besten Kuppler aus der Vorstadt St. Martin die schönste Dirne Eßlingens zur Zugabe, wenn ich ihn mit den Brosamen, die von meinem Tische fielen, füttern wollte. Lockt mich in den elenden Taubenschlag zum schwarzen Adler, wo ich kaum Raum habe, meine Reiterstiefeln zu stellen, und als ich eintrete, fliegt das Täubchen aus, und ich sitze im leeren Neste. Aber bei meinem Schwert! rief er, den Kopf in ein tiefes Gefäß mit Wasser tauchend, und die triefenden Haare schüttelnd, daß die Tropfen rings herum sprützten, das Mädel wird mein, oder das Rattennest geht in Flammen auf!

Gnädiger Herr! begann jetzt, da der Kammerdiener eben die borstigen Haare trocknete, der Stadtschreiber in tiefster Unterthänigkeit, erlaubt nur, daß ich mich von der Wahrheit der Sache überzeugen darf.

Nicht von der Stelle! befahl Melac — sogleich will ich sehen, ob Ihr im Komplott gegen mich seid, und seid Ihr es nicht, will ich Euch eine Stellung geben, so, daß Ihr ohne meinen Schutz unwiderbringlich verloren seid. Constant! Ruf den Wirth herauf.

Gnädiger Herr! Ihr wolltet — und in meiner Gegenwart, bat der Stadtschreiber.

Ich will! sagte Melac herrisch, band die Halskrause um, strich den Knebelbart, warf das Kleid über, und stand nun angekleidet da — Franz! befahl er dann dem Kammerdiener, schick nach dem Adjutanten! Dieser, der schon lange auf des Generals Erwachen gewartet, kam noch eher als Benedikt — geh' zu den Klarisserinnen von Gmünd, befahl ihm Melac, thu' ihnen meinen Willen kund, daß sie ohne meine Erlaubniß nicht wagen die Stadt zu verlassen. Der Offizier ging, Benedikt trat ein.

Wirth! fuhr ihn Melac an, Du bist also der, welcher den Reiter tödtlich verwundet hat?

Ja General! Der bin ich, und auch der Vater Magdalenens, erwiderte Hegelin mit Stolz.

Was kümmert mich Deine Tochter, Elender! Wie konntest Du es wagen, einen Soldaten aus dem Heere des großen Königs meuchlings anzufallen?

Meuchlings fiel ich ihn nicht an. Ich stieß den Frechen nieder, da er mein Kind umarmen wollte; ich hätte es Euch gethan, General, hättet Ihr gewagt —

Beim heiligen Dionys und seinem Esel! rief Melac halb in Wuth, halb von dieser Keckheit überrascht, solch frechen Graukopf sah ich noch nie! Weißt Du, was Dir dem Kriegsgesetz nach bevorsteht?

Der Tod! sagte Benedikt gelassen, und hätte ich zehn Leben, ich würde sie opfern, mein Kind vor Schande und Entehrung zu retten.

Das soll Dir werden! — rief der General. Heda, Wache! Indem er das rief, traf Benedikts Auge den Stadtschreiber, der sich vergebens seinen Blicken zu entziehen suchte, Ihr hier? — sagte er, beim heiligen Gott, so möchte ich nicht hier stehen, wie Ihr. Er warf einen verächtlichen Blick auf den Elenden, und wandte sich dann, als die Wache ihn abführen wollte, nach Melac, General! sprach er mit edlem Bewußtsein, mögt Ihr so ruhigen Herzens dereinst vor Euern Richter treten, wie ich vor Euch stehe, wandte ihm dann stolz den Rücken und folgte der Wache.

Sind noch mehr solcher Männer in Euern Mauern? fragte Melac den Stadtschreiber.

Mit Gott, keiner mehr! erwiderte dieser, sich tief neigend —

Da beklage ich Euch, fuhr der General fort, denn mich dünkt in dem Wirth steckt ein wahres Soldatenherz und so wenig ich auch den Großmüthigen gegen ihn spielen werde, so sehr muß ich mich wundern, einen solchen Mann unter Euch gefunden zu haben; Ihr gleicht ihm nicht! —

Doch von etwas Anderem. Bis nach der Tafel muß ich genau wissen, auf welche Weise und wohin Magdalene entkommen ist; von Euch fordere ich dies und auch das Mädchen, wenn Ihr nicht Euerem Freund ins Gefängniß folgen wollt. Beherzigt dies und nun Gott befohlen! Er winkte ihm, sich zu entfernen, Constant begleitete ihn hinaus.

Herr Stadtschreiber, sagte dieser nicht ohne Hohn, mit dem Teufel ist nicht gut Kirschen essen, er ißt das süße Fleisch und wirft Euch die Kerne an den Kopf — Ich fürchte, Ihr bezahlt mit Eurer Haut, wohl bekomm's! Er ließ den Erschrockenen stehen und kehrte zu seinem Herrn zurück, der nun an alle Thore und selbst zur Priorin schickte, um Erkundigungen einzuziehen, auf welche Weise sich Magdalene entfernt habe. Er erfuhr nun, daß am Abend zwischen 10 und 11 Uhr zwei Reiter im Namen des Generals bei der Priorin Einlaß begehrt hätten, wovon der eine Magdalene ein Brieflein übergeben und sie aufgefordert habe, ihm zu folgen, welches das Mädchen, nachdem sie den Brief gelesen, auch willig gethan habe. Von den Thoren kam die Meldung, daß niemandem in der Nacht das Thor geöffnet worden sei, außer Constant, der mit einem andern Reiter und einem Mädchen herausgegangen, sogleich aber, jedoch allein, zurückgekehrt sei.

Dieser Bericht brachte den General bis zur Wuth; er entfernte Alle um sich und ließ Constant rufen, der, obgleich ahnend, weßhalb er zu seinem General kommen solle, dennoch furchtlos eintrat.

Undankbarer! rief Mellac, die Faust gegen ihn ballend, glaubst Du, daß die elenden Wunden Dich vor meiner Ahndung, meinem Zorne schützen? Wohin hast Du Magdalene geführt?

Ehe ich Euch hierauf antworte, General, sagte Constant mit Ruhe, muß ich mich erst über die Beschuldigung, ich sei ein Undankbarer, rechtfertigen.

Schweig! unterbrach ihn Melac drohend.

Wo es meine Ehre gilt, schweig ich nie, außer in Reih und Glied, weil ich da muß, fuhr der Reiter fort, und freimüthig zu reden, habt Ihr mir stets erlaubt. — Ihr nennt mich undankbar, weil ich ein braves Mädchen dem Verderben entrissen habe? — Gott sei gedankt, sie ist nicht die erste — Ich that es zu Euerm Heil, Eure Seele zu retten, wenn Rettung noch möglich ist.

Schändlicher, frecher Bube, rief Melac, ihn anspeiend und schlug ihn mit der Faust ins Gesicht, Elender Hund!

Herr! rief Constant zurücktretend, ich bin Euer Sclave nicht, nicht Euer Hund; ich bin des Königs von Frankreich Soldat vom Reiter-Regiment Orleans, war bisher aus Anhänglichkeit und Freundschaft Euer Diener, sage Euch hiermit den Dienst auf und trete, so lahm ich bin, in mein Regiment zurück. —

Schweig, Elender! rief Melac außer sich vor Zorn, oder bei Gott, ich lasse Dich hängen.

Ich bin, Gott sei gedankt, kein armer Deutscher, über den der Krieg Euch Macht giebt, wie's Euch beliebt, ich bin ein Franzos, in Paulainville bei Amiens geboren, ehrlicher Leute Kind und nicht zum Galgen auferzogen. Ueber mich kann nur ein Kriegsgericht sprechen —

Noch ein Wort! rief Melac, nach seinem Schwerte greifend, und ich renne Dir das Schwert in den Leib.

Thut's, erwiderte der alte Reiter — hier ist meine Brust, werdet wohl noch ein Fleckchen finden, das unzerfetzt ist. Er riß bei diesen Worten sein Koller auf und stand starr und bewegunglos vor dem Wüthenden, den beide Hunde zähnefletschend im Auge behielten.

Melac stutzte. Fort Bestien! rief er und hieb mit der flachen Klinge den einen über den Kopf, doch in dem Augenblick sprang der andere an ihm auf und packte ihn — zurück! rief Constant, der Hund gehorchte. Melac schäumte vor Wuth. Todt lasse ich die Bestien schießen, und sogleich! Er faßte nach der Klingel.

Thut das nicht, sagte Constant auf ihn zutretend, thut es nicht! Ihr habt ja so wenig Freunde, und hier stehen vielleicht von den Wenigen Euere treuesten um Euch; erhaltet sie Euch, statt sie zu verderben.

Der treuherzige Ton, mit dem er dies sprach, der noch immer winselnde Hund, die Gewohnheit, oft bittere Wahrheiten von dem Alten zu hören, mochten nicht ganz ihre Wirkung verfehlt haben. Er schien beruhigter. — Fort! rief er jedoch noch immer erzürnt, fort in Arrest! Hast Du Deine Strafe erduldet, dann schere Dich zum Teufel, oder zum Regiment Orleans, mir gleich viel.

Wie Ihr befehlt, General! erwiderte Constant und ging, die Hunde mit ihm, selbst der Geschlagene kroch aus seiner Ecke hervor und blieb nicht zurück.

Constant! befahl der General, laß die Hunde hier.

Geht zu Euerm Herrn! Fort! Marsch! rief ihnen Constant zu, aber die Hunde drängten sich nach der Thüre. Werdet nicht böse, General, sagte er nun, ein Hund ist ein dankbares Vieh, ich gab ihnen zu essen und mißhandelte sie nicht, nun wollen sie mich nicht verlassen, auch wenn Ihr mich verstoßt.

Warum hast Du Dich heute Deiner Zauberformel, der Lüneburger Reiter und Consarbrücks nicht bedient? fragte Melac ablenkend.

Dazu war ich zu stolz und zu tief gekränkt — erwiderte der Alte.

So schere Dich zum Teufel, rief der General durch diese Antwort aufgebracht, und von den Hunden begleitet, ging Constant nach der Wache.

Magdalene saß indessen in dem Schlosse zu Steten auf einem einsamen Stübchen, wohin sie gleich bei ihrem Eintritt in ihre Freistatt geführt worden war. Nachdem sie sich einer Kammerfrau der Herzogin als die Tochter Hegelins aus Eßlingen, die um Schutz und Verborgenheit bitte, kund gethan, hatte ihr die Fürstin noch in der Nacht sagen lassen, beides solle ihr werden, sie möge sich nur zur Ruhe legen und guten Muthes sein. Sie befolgte den Rath und obgleich ihr die Begebenheiten der Nacht noch immer grausig und geisterhaft vorschwebten, verlangte die Natur dennoch ihr Recht, und es war schon Tag, als sie erwachte. Eine junge, rothwangige Dirne brachte ihr das einfache Frühstück, welches eben nicht von üppiger Lebensart in diesem Schlosse zeigte, und sagte ihr, daß die Herzogin sie vor dem Gottesdienst noch zu sprechen verlange. Magdalene säumte nicht lange, folgte dem Mädchen, das sie durch einen langen Gang und über eine kleine hölzerne Brücke führte, welche diesen Flügel mit einem alten, kaum mehr bewohnbaren Gebäude verband. Durch dieses gelangte sie in den entgegengesetzten Flügel, den die Herzogin bewohnte. Hier empfing sie eine Kammerfrau, öffnete die Thüre und hieß sie eintreten.

Es war ein finstres Gemach, eine Art von Vorzimmer, worin sie sich nun befand. Ein großer eichener Tisch mit einem wollenen Teppich bedeckt und einige Sessel war alles, was sie hier sah, nichts von alle der geträumten fürstlichen Pracht. Ihr müßt Euch ein wenig gedulden, sagte die jetzt aus dem Nebenzimmer zurückkehrende Zofe, so bald Ihro fürstlichen Gnaden angekleidet sind, werdet Ihr vorgelassen werden. Auch könnt Ihr, um Euch zu zerstreuen, die merkwürdigen Schildereien in jenem Zimmer, hier zur Linken, besehen, sie stellen die Könige von Schweden von der Sündfluth an, bis zu des jetzt regierenden Königs Majestät, vor, es sind treffliche Schildereien, welche unsere gnädige Frau mit vieler Mühe gesammelt hat. Magdalene folgte der Dienstfertigen, die ihr nun von den Bildern mit ihren furchtbaren Bärten und Harnischen eine weitschweifige Erklärung zu geben begann, auf welche aber Magdalene wohl wenig achtete. Bald wurde jedoch die Zofe durch ein leises Schellen unterbrochen, kommt! sagte sie rasch, Magdalenens Hand erfassend, kommt zur Herzogin, sprecht offen und wahr und fürchtet Euch nicht, es ist eine gar gnädige Dame.

Die Thüre zu dem fürstlichen Gemache wurde geöffnet, und Magdalene trat erwartungvoll und mit beklommenem Herzen ein. Sie fand die Herzogin auf einem Ruhebette liegen, eine schon ältliche Dame saß neben ihr. Die Fürstin nickte Magdalenen freundlich zu. Sei mir willkommen Kind, sprach sie huldvoll und reichte ihr die Hand zum Kusse. Setze Dich. Ich muß noch in meinem Andachtbuche lesen, dann will ich hören, was Du mir zu sagen hast.

Magdalene, von diesem freundlichen Empfang ermuthigt, setzte sich auf einen kleinen Sessel, der zu den Füßen des Ruhebettes stand, nieder.

Während die Fürstin las, und das Hoffräulein ein gleiches that, hatte sie Muße, sich im Zimmer umzusehn. Es war nicht groß, mit braunem Holze getäfelt, wodurch es ein düsteres Ansehn erhielt, welches das sparsame Licht, das durch die kleinen runden Scheiben der Fenster drang, nicht erheiterte. Das grauwollne Zeug, mit weißem Garn blumenartig gestickt, womit das Ruhebett der Herzogin, wie alle Sessel im Zimmer überzogen waren, war auch nicht geeignet, dem Ganzen ein freundliches Ansehen zu geben. Ein kleiner Spiegel, ein künstlich mit allerhand farbigem Holze ausgelegter Schrank, ein paar Tischchen waren das ganze Geräthe dieses fürstlichen Gemaches. Die Wände waren ganz mit Oelgemälden behangen, die fast alle biblische Geschichten, das jüngste Gericht und den Tod einiger Märtyrer vorstellten, nur einige waren anderer, aber ganz sonderbarer Art. Es waren todtenbleiche Personen, Kinder und Erwachsene, die, in der reichsten Kleidung in offenen Särgen lagen. Der Tod schien allen diesen Gesichtern noch nicht den Stempel der Verwesung aufgedrückt zu haben, nur der Sarg und die Blässe des Antlitzes erinnerten an diesen alles Zerstörenden.

Diese Bilder weckten in Magdalenen gar traurige Erinnerungen, sie wendete ihren Blick von ihnen ab auf die Herzogin, deren freundliches leidendes Gesicht sie anzog. Die Fürstin war noch in ihren besten Jahren; früh Witwe geworden, lebte sie blos frommen Werken und heiligen Betrachtungen, hatte jeden fürstlichen Prunk von sich entfernt, und ein einfaches leinenes Kleid deckte auch heute, so wie fast immer, die noch schönen Formen ihres Körpers, so daß man sie eher für die Hausfrau eines bemittelten Edelmanns, als für eine Fürstin hätte halten sollen. Ihr gleich an Kleidung und Ausdruck des Gesichtes war ihr Hoffräulein. Lange ruhte Magdalenens Auge auf den sanften Zügen der Herzogin, ihr Anblick war ihr wohlthuend, er schien den Sturm ihres Innern zu beruhigen und ihr den Frieden des Herzens mitzutheilen, der in seiner ganzen Klarheit der fürstlichen Frau geworden zu sein schien, die jetzt ihre Andacht vollendet, das Buch zur Seite gelegt hatte.

Sag mir, mein Kind, begann sie nun, was Dich bei Nacht hierher zu mir führt. Was ist Dir und Deinem alten, würdigen Vater Schlimmes begegnet; denn Gutes kann es nicht sein, das Dich zu Fuß, in solch stürmischer Winternacht hieher treibt. Sei offen und wahr, verheimliche mir nichts, setze Dich zu mir, daß ich alles genau hören kann und fasse Dich kurz.

Magdalene berichtete nun die traurige Ursache, weßhalb sie hierher geflüchtet, verschwieg der Herzogin nichts, nur die Unterredung mit der Priorin berührte sie nicht. Die Herzogin, welche sie nur selten durch einen unwillkürlichen Ausruf, nie durch eine Frage unterbrach, hörte aufmerksam zu, schüttelte lächend den Kopf, als sie von der Erscheinung auf der Brücke und von der wilden Jagd erzählte und erst als Magdalene zu dem Augenblick kam, wo der Vater sie zu den Klarisserinnen zu bringen

sich entschlossen, unterbrach sie das Mädchen mit dem Ausruf: und er brachte Dich hin? und da Magdalene es bejahte, schwieg sie, aber eine gewisse Unruhe schien sich ihrer bemächtigt zu haben. Sie hörte jetzt fast noch aufmerksamer zu, als vorher, und kein Laut, kein Zeichen des Mißfallens störte das Mädchen, und selbst der Erzählung von dem wilden Jäger, der sie bis auf den Hügel begleitet hatte, setzte sie keinen Zweifel entgegen.

Als Magdalene geendet und mit thränendem Auge sich vor der Fürstin auf die Kniee nieder warf und um Schutz und Rettung flehte, befahl ihr die Herzogin, aufzustehen. Schutz soll Dir werden, Magdalene! sprach sie ernst, so viel ich Dir in diesen schlimmen Zeiten zu geben vermag. Vor einem Feinde, vor Melac, kann ich Dich vielleicht schützen, aber vor dem, der tief im Geist und Herzen sich bei Dir eingenistet hat, vermag es nur Gott. — Ich habe Dich Deines Vaters wegen geliebt, ich kenne durch ihn die Sorgen, die ihn seit lange Deinetwegen drücken. Dich hat eine frühe Neigung, Dich haben die Papisten zu Gmünd verlockt, Du bist eine Schwärmerin geworden, die das wahre Vertrauen zu Gott verloren und in dem Irrwahn steht, sie brauche einen andern Fürsprecher im Himmel, als einen frommen Wandel und ein gläubiges Gebet. Du hast Dich von der Welt und Deiner thörichten Leidenschaft zur Begierde nach sündiger, irdischer Lust verlocken lassen, hierbei gegen den Willen Deines Vaters gehandelt und den alten Mann tief gekränkt. Du fühlst Dein Unrecht, und suchst Trost da, wo der Wahn herrscht, das Wort eines sündigen Menschen könne Dich lossprechen von der Sünde. Wahre Reue im Herzen ist kräftiger, als jenes todte, schnell verhallte Wort! — Weine nicht, Magdalene! sagte die fromme Dame, das Mädchen beruhigend, fürchte nicht, daß ich Dir zürne, wir stehen alle nicht rein vor Gott, und der Mensch bedarf erst des Unglücks, um geläutert zu werden, er bedarf der Züchtigung des Vaters, um zur Erkenntniß zu kommen.

Glühenden, jugendlichen Gemüthern, fuhr sie dann belehrend fort, gnügt oft die einfache Herzenergießung unsers Glaubens nicht, sie sehnen sich nach sinnerweckendem Pomp; sie wähnen, der einfache Gesang steige nicht auf bis zu dem Himmelthron, den sie sich mit irdischen Bildern und mit Engeln schmücken, die ihnen die Phantasie aus irdischem Stoffe bildet. — Darum verdamme ich Dich nicht, aber warne Dich, kehre zu dem kindlichen Vertrauen zurück, das Du verloren, und gedenke Deines alten Vaters, der stark im Glauben zu Gott, auch stark in der Liebe zu Dir ist.

Indem sie dies sprach, drangen Orgeltöne zu ihnen herauf — der Gottesdienst beginnt, sagte sie zu ihrem Fräulein — öffne die Luke Sophie, und gieb ihr ein Buch, daß sie den frommen Gesang mit anstimmen kann. Komm, Magdalene, setze Dich näher zu mir, damit Du den Prediger sehen, und seine Worte besser verstehen kannst. Magdalene war nicht wenig erstaunt, als sie diesen Befehl erfüllend, durch die Oeffnung blickte, und dicht unter sich eine Kanzel sah. Diese Zimmer waren von der frommen Für-

stin zu ihrer Wohnung gewählt worden, weil sie sich über der Schloßkapelle befanden, sie hatte, ihrer Kränklichkeit wegen, die Einrichtung mit der Luke getroffen, damit sie von ihrem Ruhebett aus den Gottesdienst anhören, und den Prediger durch die Oeffnung sehen konnte.

Als der Gesang begann, in welchen sie mit einstimmten, fühlte sich Magdalenens leicht aufgeregtes Gemüth heute besonders feierlich gestimmt. Gedachte sie des traurigen Schicksals, das sie bedrohte, war es die sonderbare Art des Gottesdienstes oder die tröstenden Worte des Gesangs, die so mächtig zu ihrem Herzen sprachen, ihre ganze Seele war bei Gott und es bedurfte keiner Hymnen, keiner feierlichen Messe, ihr Gemüth im Vertrauen und Glauben zu erheben. Als der Prediger, durch die jetzigen Zeitumstände veranlaßt, von dem Muthe sprach, womit die Religion den Menschen im Unglück stärke, von dem Vertrauen, mit welchem das wunde Herz sich zu dem barmherzigen Vater wenden könne, da hob Magdalene ihr feuchtes Auge und ein Himmelstrahl des reinen Lichtes kehrte wieder in sie zurück.

Die Herzogin mochte die Stimmung bemerkt haben, in welche die Worte des Predigers das Mädchen versetzt hatten, sie drückte ihr nach beendetem Gottesdienst die Hand. Du bist nicht verloren, Magdalene! sprach die Gütige, Du bist ein verirrtes Lamm, das ängstlich seine Heimath sucht, und sie auch finden wird. Vertraue auf Gott, er wird bald den Zwiespalt Deines Innern lösen, und Dir die Pforten des Paradieses öffnen. — —

Und an der Himmelpforte steht mein Georg und reicht mir die Hand, sagte Magdalene in Gedanken versunken und nichts um sich her beachtend, leise vor sich hin — ich ergreife sie mit Inbrunst, er führt mich ein zum Throne des Höchsten und meine Zweifel sind gelöst, der Zwiespalt meiner Seele ist geheilt — Liebe, heilige, fromme, glühende Liebe fühle ich in seinem Arm und der Bund ist endlich geschlossen, endlich bin ich am Ziele. — Kein Priester, kein Prediger. — Der Engel einer legt mich an seine Brust und da ruht sich's so sanft. — Sie schwieg, die Herzogin hatte sie nicht unterbrochen, sie nur aufmerksam beobachtet, auch jetzt wollte sie nicht die Sinnende, die mit verklärtem Antlitz und glühendem Auge immer noch auf denselben Fleck hinstarrte, aus ihren Träumen wecken. Ach das Leben ist eine drückende Last! sagte Magdalene seufzend, und die Wehmuth sprach aus ihren Zügen, wie bei Nacht der Alp, liegt es, wenn ich wache, centnerschwer auf meiner Brust; der Tod wäre mir ein willkommener Gast, er brächte die Freude wieder in das verödete Haus; mir wäre wohl, denn ich zöge himmelwärts, und wäre bei ihm! Bei diesen schmerzlich gesprochenen Worten sprang sie heftig auf. — Nein, nein! rief sie; aber der Traum war mit diesem Ausruf verschwunden, beschämt sank sie vor der Fürstin nieder. Verzeiht! flehte sie, verzeiht, gnädige Frau, daß ich mich in Eurer Gegenwart vergessen konnte, ich hatte einen so schönen Traum.

Ueberlaß die Träume dem Schlaf, unterbrach sie die Herzogin ernst

doch nicht zürnend, wache Träume sind gefährliche Freunde, sie halten die Vernunft in ihrem Zaubernetz gefangen. Denke lieber an die Lebenden, als an die Todten.

Kann man das immer, ist man immer Herr seiner Gedanken? fragte Magdalene, ohne zu ahnen, welche schmerzhafte Saite sie bei der Herzogin berührte, die auch jetzt noch den verstorbenen Gatten schmerzlich betrauerte.

Kind! sagte die Herzogin bewegt, der Mensch vermag viel, wenn er nur redlich will. Den Todten ist wohl, aber über die Lebenden schwirret oft des Schicksals giftiger Pfeil. — Wie mag es wohl Deinem armen Vater gehn, ich habe einen Boten an ihn gesandt, ihn über Dich zu beruhigen.

Mein armer Vater! seufzte Magdalene und die Gegenwart stand trübe vor ihr, der Himmeltraum war dahin. Er wird um mich bangen, er liebt mich so innig, ich bin das ganze Glück seines Lebens.

Hab' dies stets vor Augen, sagte die Herzogin, wenn der Sturm Dein Herz erfaßt und es bald nach Ost bald nach West schleudert, dann wirf vertrauungvoll die Anker aus, sie werden auf sichern Grund fallen und festhalten an Gottes Barmherzigkeit. Er ist allen Menschen Vater, ist allen ein liebender, gütiger Vater, der die Strahlen seiner Sonne dem Reinen wie dem Sünder sendet. Er wird Dich richten, nach Deinem Wandel und nicht nach Deinen Worten, folge der innern Stimme Deines Herzens und weiche nicht von dem einmal betretenen Pfad, er ist einer der vielen, die alle zu einem himmlischen Ziele führen, und auf ihm begleitet Dich der Segen Deines braven Vaters. Nun geh auf Dein Zimmer, beherzige, was ich Dir gesagt!

Magdalene ging; aber die Einsamkeit gab ihr den Frieden nicht.

Schon an dem Tage seiner Arretirung war Benedikt vor ein Krieggericht gestellt und über die ihm schuldgegebene, beabsichtigte Ermordung des Reiters verhört worden; er leugnete nicht, sagte alles der Wahrheit gemäß aus und das Gericht erkannte den Tod über ihn. Aber kaum war er in sein Gefängniß zurückgebracht, als der Kammerdiener des Generals zu ihm kam und im Namen Melacs Begnadigung anbot, wenn er Magdalene ihm überliefern, oder wenigstens den Ort, wo er sie hingeführt, anzeigen wolle. Nur mit verächtlichem Schweigen beantwortete der gekränkte Vater diesen entehrenden Antrag, der Kammerdiener verließ ihn, aber bald kam ein anderer Abgesandter; dies war Constant.

Herr Benedikt, sprach er, ich komme nicht im Auftrag des Generals, mit dem ich entzweit bin, er hat mir nur die Erlaubniß gegeben, aus meinem Arrest zu Euch zu gehen. Ich glaube seine Absicht zu errathen. Ich soll Euch zureden ihm Euer Kind zu übergeben, und das kann ich nicht — Aber warnen muß ich Euch. Er soll den fürchterlichsten Eid geschworen

haben, Euch in der Stille, weiß Gott über was, aber gewiß Eurer Tochter wegen, peinlich verhören zu lassen, und ich kenne ihn in diesem Punct als einen bessern Worthalter, als bei seinen Gläubigern; Ihr könnt ihm nicht entgehen. Hätte er Eure Tochter nicht gesehen, vielleicht vermocht ich dann das Ungewitter zu beschwören, so aber, da er auf seine Weise eine Art Leidenschaft für sie gefaßt hat, und sein Stolz und alle Begierden in ihm rege geworden sind, hält ihn nichts zurück, nicht Furcht vor Gott, nicht Furcht vor Verantwortung. Euer armes Land ist ja dem Kriegvolk Preis gegeben, und was kommt es da auf eine arme unglückliche Dirne mehr oder weniger an. Auch fürcht' ich, sie erpressen von Euch gewiß das Geständniß und die Schmerzen und die verrenkten Glieder habt Ihr dann umsonst.

Mir sollen sie nichts erpressen, sagte Benedikt gelassen, der Tod ist mir willkommen, aber dennoch danke ich Euch, Herr Constant, für den gutgemeinten Rath, obgleich ich ihn nicht befolgen kann —

Lieber Herr! sagte dieser fast bittend, Ihr kennt die Schmerzen nicht, sie sollen höllisch sein.

Nein, Constant, und wären sie noch furchtbarer, mein Kind übergebe ich ihm nicht! — Laßt mich — und bemüht Euch deßhalb nicht mehr.

So nehmt dies Fläschchen, sagte der Reiter, nachdem er lange mit sich gekämpft, es ist schnell tödtendes Gift. Bei jedem Gefecht trägt es der General bei sich, um es zu leeren, wenn er gefangen werden sollte. Auch hat er mir oft versichert, daß wenige Tropfen hinreichen, den Menschen augenblicklich zu tödten. Nehmt es. Da ich gewiß bin, Ihr übersteht die Tortur nicht, so wollt' ich Euch wenigstens einen sanften, leichten Tod damit bereiten.

Benedikt nahm das Fläschchen und steckte es zu sich. Ich werde wohl keinen Gebrauch davon machen, sprach er, es streitet gegen meine Religion, aber gut ist es doch, wenn der Mensch in jedem Fall Herr seines Schicksals ist. Ich danke Euch.

Ich will Messen für Eure Seele lesen lassen, sagte nun Constant theilnehmend, den letzten Sparpfennig will ich dem Priester geben.

Gebt ihn lieber den Armen, erwiderte Benedikt, und überlaßt meine Seele ohne Messelesen dem himmlischen Richter. — Ihr sagtet mir vorhin, brach er das Gespräch ab, ihr wäret mit dem General entzweit, gewiß der menschenfreundlichen Hülfe wegen, die Ihr meinem Kinde geleistet habt.

Je nun, es könnte sein, sagte Constant lachend, aber das sind nur Regenschauer, die bald wieder vorübergehn. Ich habe bis jetzt in Arrest gesessen, und es mir dort wohl sein lassen, und Melac ist schon wieder besänftigt; aber ich nicht! — Wäre es nicht um Euch, armer Teufel, und um Euer Kind, ich wäre heute schon auf dem Heimweg; so aber will ich bleiben, bis ich hier nichts mehr nützen kann, will die Schande ertragen, und denken, die Juden spieen dem Heiland auch ins Gesicht, und er vergab ihnen und will nun wieder hin und lauschen, wie es dort steht. Lebt wohl!

Gott gebe uns ein fröhliches Wiedersehen! sagte er dann weichherzig, drückte Benedikt die Hand, der ihm noch einen Gruß an sein Weib auftrug und entfernte sich.

Als er auf den Marktplatz kam, sah er die Soldaten geschäftig hin und her laufen, alles schien in Bewegung zu sein und auf seine Anfrage, was es gebe, erfuhr er, daß am andern Morgen das Regiment Dauphiné und der größte Theil der Reiter, unter Befehl des Obristen Préle aufbrechen müsse, den Marquis de Feuquieres auf einem Streifzuge gegen die Donau zu unterstützen. Melac mit dem übrigen Theil des Corps bleibe zurück.

Nun da werde ich wohl keinen guten Empfang haben, dachte der Alte, aber in Gottesnamen! Er hinkte nach dem Steuerhause, wo Melac jetzt wohnte, und fand dort eine Menge Bedienten, die ihm mit Schüsseln und Flaschen auf der Treppe begegneten. Hm! brummte er vor sich hin, ein Bankett! Noch schlimmer! Nun, was thut der Sünder nicht, um auch einmal etwas Gutes gethan zu haben. Er ging in das Vorzimmer, wo ihm aus der Ferne das wilde Getöse der Zechenden entgegen schallte. Hier dachte er nach, was er, bei der ihm sicher bevorstehenden Inquisition über Magdalenens Aufenthalt, dem General antworten wollte, ergriff eine volle Kanne mit Wein, die vor ihm stand, und that eben den ersten Zug daraus, als er von fern die Tritte Melacs hörte. Dies wunderte ihn, denn nur ungern verließ der General eine wohlbesetzte Tafel; er stand auf, horchte, und bald hörte er, da die Thür nur angelehnt war, die krähende Stimme des Stadtschreibers.

Gnädiger Herr! sagte dieser — ich habe Magdalenens Aufenthalt erforscht — die eigene Mutter —

Was scheert mich die Mutter, fuhr ihn Melac an, der wohl schon einige Flaschen geleert haben mochte, wo ist sie? schnell! das Spanferkel wird kalt. —

In Steten auf dem Schlosse der Herzogin Sybille von Würtemberg.

Das ist verdrießlich! brummte Melac.

Zehn Reiter und 20 Infanteristen hinaus geschickt und die Sache ist abgemacht, meinte der Stadtschreiber.

Ei, ei Männlein! Ihr seid ja immer für strenge Maasregeln, sagte Melac, habt Ihr denn wirklich so viel Muth? — Aber das geht nicht immer so schnell. — Ja, wäre auf dem Schlosse etwas für den König zu holen, machten wir wenig Umstände mit einer deutschen Fürstin, aber so! — Fuchs denk' auf eine List, wie wir das Hühnlein fangen.

Versuchts nur, gnädiger Herr! die Herzogin ist eine fromme, furchtsame Frau.

Versuchen? Nun, das könnte man wohl durch Parlementiren — wird aber nicht viel helfen, doch das bis Morgen! Denke nur auf einen recht listigen, hämischen Streich, Stadtschreiber! Komme mit mir hinüber zur

Tafel und setze Dich zu uns, Du wirst Dich gar drollig unter uns ausnehmen. Ich will Dir das Hirn von einem Kahlkopf braten lassen, vielleicht kommt Dir dann ein Einfall Aber bei St. Dionys und seinem Esel, das Mädchen wird mein, oder Eßlingen brennt an allen vier Ecken! — Nun komm, trink eine Flasche Burgunder, dann werden die Gedanken schon kommen; beim vollen Becher ist der Teufel mit einem listigen Einfall immer am bereitwilligsten.

So schamlos der Stadtschreiber auch war, so konnte es ihm doch nicht gleichgültig sein, sich an einer Tafel, wo man das Mark seiner Mitbürger verpraßte, öffentlich zu zeigen. — Zitternd und verlegen folgte er dem General. — Ihr Herren! rief dieser den Offizieren zu, wovon schon mancher halbtrunken, sich kaum mehr auf seinem Sessel halten konnte. — Hier bring ich Euch eine Amphibie, Wirth und Gast zugleich; macht Platz und trinkt ihm wacker zu. Zwei lustige Gesellen, die ohnfern des Generals saßen, nahmen ihn in die Mitte und bald wurde der kleine Mann mit seiner großen Perrücke die Zielscheibe des allgemeinen Witzes. Der Eine forderte ihn auf, mit ihnen die Expedition nach der Donau zu machen, der Andere trug ihm dabei das ehrenvolle Amt eines Spions an, kurz der arme Stadtschreiber diente zur allgemeinen Belustigung. Seine Eitelkeit fühlte sich dadurch gekränkt, er sann auf Rache. Ihr Herrn, sagte er, einen gefüllten Pokal in seinem Unmuth auf einen Zug leerend — Ihr scheint an meinem Muthe zu zweifeln, weil ich klein und ein friedlicher Bürger bin. Ich fordere Euch auf, ein Abenteuer zu bestehen, das ich schon ritterlich bestand. — Spottet nicht so früh, rief er den Lachenden zu, hört mich erst an. — Habt Ihr Herren wohl schon von dem wilden Jäger und seiner Jagd gehörr?

Nein! riefen die Lärmenden, Erzähle! —

Ihr könnt, wenn Ihr sonst wollt, seine Bekanntschaft machen, fuhr er fort. Eben jetzt haust er in dieser Gegend und treibt fast jede Nacht nicht weit von hier, an dem Wartthurm von Türkheim sein tolles Wesen. Es ist ein gar stolzer Bursche, schickt wie ein großer Herr einen Kourier voraus, der den Weg rein halten muß, und wehe dem, der der Warnung nicht folgt. — Wagt es einmal, und bleibt ihm im Wege stehen, wenn er über Euch wegrauscht?

Pah! riefen die Mehr'sten, Ammenmährchen!

Stadtschreiber! fragte Melac und sein Auge glühte, sein Antlitz umdüsterte sich, was ist das mit dem wilden Jäger? Laßt es mich hören.

Gnädiger Herr, begann dieser räuspernd, schon seit Jahrhunderten geht die Sage: Ein Ritter von Rodenstein sei wegen seiner Grausamkeit im Kriege und seiner Unmenschlichkeit auf der Jagd, verdammt, keine Ruhe im Grabe zu haben. Jedesmal, wenn dem deutschen Lande ein Krieg droht, muß er mit seinen Fehdegenossen von der verfallenen Burg Schnellert, wo er begraben liegt, nach dem Rodenstein ausziehen, den Krieg

zu verkünden. Erst wenn er beendigt ist, kehrt er in sein Grab zurück. — So lange aber der Krieg dauert, treibt ihn das Verhängniß mit seinen Jagdgesellen, seinen Hunden und Pferden über Berg und Thal, und durch die Forsten; dort jagt er das Wild, welches ihm der Böse zutreibt. Fast alle Nächte kommt er von Norden her, durch unsere Wälder gezogen, rastet dann auf dem Oehlenberge bei dem Wartthurm und läßt dort die höllische Fanfare blasen. Es ist ein gräulicher Lärm, den Jung und Alt schon oft gehört hat. Dies muß er nun, wie die Sage berichtet, so lange treiben, bis ein noch grausamerer Kriegmann, ein noch wilderer, unmenschlicherer Jäger seine Stelle einnimmt, dann erst bekommt seine Seele Ruhe.

Stadtschreiber! nahm jetzt Melac drohend das Wort, geht die Sage wirklich im Lande herum, oder ist sie von Euch erdacht, auf kluge Weise den Witz dieser Herren von Euch abzulenken?

Gnädiger Herr! Davor bewahre mich Gott, daß ich dergleichen Frevelhaftes ersinne, erwiderte der Stadtschreiber, vor dem ernsten, todtbleichen Gesicht des Generals erschrocken, der jetzt einen Becher Wein nach dem andern hastig hinunter stürzte und den Nachtisch zu bringen befahl.

Der kleine Mann hatte nun über alle Erwartung seinen Zweck erreicht; Melac's ernstes verstörtes Wesen befremdete alle Anwesende, und die vorhin so laute, lärmende Gesellschaft war jetzt still und kaum wagte man mit seinem Nachbar zu sprechen. Melac saß finster und in sich gekehrt, leerte wohl noch manchen Becher, aber man sah es ihm an, daß etwas auf unangenehme Weise seine Seele beschäftigte. Die beiden Hunde, seine treuen Tischgefährten, beachtete er nicht und selbst als Hector, der muntere Hirsch, wie es sonst jeden Tag geschah, während des Nachtisches hereingelassen wurde, um Obst und Zuckerwerk aus der Hand seines Herrn zu speisen, bemerkte er ihn nicht; und als das Thier ihn mahnend mit seinem Geweih anstieß, fuhr er zusammen, und rief, den Liebling unsanft auf den Rücken schlagend, fort mit der Bestie! Der Hirsch, dem dies wahrscheinlich ungewohnt war, erschrak, hob sich, sprang quer über den Tisch, warf mit dem Hinterlauf Gläser und Flaschen um, und sprang, die blutende Fährte zurücklassend, zum Saal hinaus.

Blut ist ein böses Zeichen! sagte der Stadtschreiber, es von seinem besprützten Gesichte wischend, während Melac aufsprang, die Tafel aufhob und rasch nach seinem Zimmer zu ging. Aber plötzlich wandte er sich wieder, sein Antlitz glühte. Ich wünschte wohl die Bekanntschaft des wilden Jägers zu machen, sagte er zu den Anwesenden, wer von Euch, Ihr Herren, das Abenteuer mit mir bestehen will, der kann mich heute Abend um elf Uhr bei dem Wartthurm am Oehlenberge finden — Chanluc, rief er seinem Adjutanten zu, triff die nöthigen Vorsichtmaasregeln! — Ihr aber, Herr Stadtschreiber, habt wohl die Güte mich zu begleiten. Dies sagend verließ er das Zimmer.

4.

Die wilde Jagd.

Constant war, sobald er die Unterredung des Generals mit dem Stadtschreiber belauscht hatte, schnell nach dem Gefängniß gegangen, um Benedikt zu benachrichtigen, daß Melac leider den Aufenthalt Magdalenens wisse, mithin Alles, was ihm begegnen könne, jetzt nur noch leere Drohungen wären. Er wollte sich zugleich sein Fläschchen wieder zurück geben lassen, das jetzt dem Gefangenen ganz unnöthig war und ihm bei irgend einem Mißverständniß sogar gefährlich werden konnte. Aber alles Bitten, alle Vorstellungen, selbst das Vorgeben, daß er auf Befehl des Generals käme, waren vergebens; man verlangte einen schriftlichen Befehl Melac's und er mußte unverrichteter Sache nach Hause gehen. Hier überließ er sich ganz der Verzweiflung, sein Gewissen beängstete ihn, er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er Benedikt das Gift gegeben, und glaubte sich Schuld an dem Selbstmord dieses wackern Mannes.

In dieser Stimmung fand ihn der General, der eben von der Tafel kam. Anfangs schien er einen Augenblick betroffen zu sein. Constant hier zu sehn, sein finsterer Blick ruhte lange auf dem alten Reiter, der sich aber darüber wenig zu kümmern schien und ruhig den Küraß abstäubte, den er in der Hand hielt. Melac winkte, näher zu kommen, und als Constant vor ihm stand, reichte er ihm schweigend die Hand, welche dieser zwar ergriff, aber nicht, wie er es sonst zu thun pflegte, küßte. Melac mußte dies auffallend sein, denn er sagte ihm nicht ein Wort, ließ ihn stehen und schritt noch eine Weile im Zimmer auf und ab.

Heute Abend um zehn Uhr wird gesattelt, Du begleitest mich! befahl er endlich.

Gut, General! den Andalusier oder den Normann? fragte Constant.

Keinen von beiden! Den schwarzen neapolitanischen Hengst —

Die wilde Bestie! fuhr Constant fort, hätte ich das gewußt, so hätte ich ihn heute Nachmittag ein paar Stunden herumgetummelt. Seit wir hier sind, ist er nicht aus dem Stalle gekommen.

Desto besser! sagte der General, und begann wieder seine Wanderung im Zimmer, bald langsamer, bald schneller. Plötzlich stand er still, und fing höhnisch an zu lachen, Constant war über dies ungewöhnte Benehmen verwundert; daß etwas Sonderbares bei seinem Herrn vorgehen müsse, war ihm klar, was es aber sei, blieb ihm räthselhaft.

Soll ich Lebensmittel mit nehmen? fragte er endlich.

Wein! nur Wein! — Auch sorge für Fackeln und Pechkränze.

Brandwerkzeuge? brummte der Reiter.

Narr! fuhr Melac auf, und seine Wanderung begann von Neuem.

Constant wollte sich nun entfernen, ein kurzes, Halt! des Generals hielt ihn aber zurück; Constant! sagte er, sich auf den Sessel werfend, tritt näher! — Du siehst mich in einer sonderbaren Stimmung, ich bin aufgeregt, mein Blut wallt, mein Puls geht fieberhaft — Das ist nicht vom Wein, das ist — doch weiß ich es selbst? — Weißt Du, wohin es heute Abend geht? fragte er nach einer Weile.

Nein, Herr!

Wir wollen des wilden Jägers Bekanntschaft machen. Constant bekreuzte sich. —

Hast Du von ihm gehört?

O ja, Herr! Der unglückliche Benedikt hat mir fürchterliche Dinge von ihm erzählt.

Possen! rief Melac mit sonderbarem Lachen.

Was wird aus dem armen Mann? fragte der Reiter.

Mein Schwiegervater auf ein paar Tage, oder er wird gehangen, sprach Melac kalt. — Aber was sagte er Dir vom wilden Jäger? fuhr er fort.

Großer Gott! Herr, wie könnt Ihr mich nach dergleichen fragen; hätte ich nicht bei Euch das Weinen verlernt, meine Thränen würden um den wackern Alten fließen, denn es ist doch gar zu grausam, wie Ihr mit ihm verfahrt.

Altes Weib! rief der General ungeduldig.

Je nun, sagte Constant verdrießlich, alte Weiber sprechen auch zuweilen die Wahrheit.

Wie meinst Du das, Schurke! Wie meinst Du das? rief Melac heftig aufspringend, und packte den Alten bei der Brust.

Laßt mich los, Herr! Habt wenigstens Achtung für mein Alter, das mich doch wohl vor Mißhandlungen schützen sollte, sagte der Reiter, über diese Behandlung empört. — Was ist Euch? — Glaubt Ihr, Ihr wäret der wilde Jäger, daß Ihr alles um Euch zertreten und zermalmen könnt?

Starr sah bei diesen Worten Melac den Alten an, die Hand, die ihn gefaßt, ließ los, der Arm sank schlaff herab, Leichenblässe überzog sein Gesicht. Laß morgen den Hector todtschießen! befahl er kalt, sein Fleisch schick' in das Frauenspital — Doch nein rief er plötzlich, sein Gesicht erglühte von Neuem und zeigte den stolzen Uebermuth, der ihm so eigen war, laß ihn leben! Ich will mich dem Teufel und allen Prophezeihungen zum Trotz dem wilden Jäger entgegenstellen, die Teufelsfratze beschauen, als ob es Magdalenens lieblich Gesichtchen wäre und zeigen, daß Melac wohl etwas überraschen, ihn aber nichts entmuthigen kann!

Herr! sagte Constant kopfschüttelnd, sagt mir nur, was ist Euch?

Der General bedachte sich einen Augenblick, dann setzte er sich wieder und sagte mit erzwungener Ruhe, mir ist vor kurzem bei Kaiserslautern etwas Sonderbares begegnet. Ich reite in meiner grünen Jagdkleidung,

von Niemandem als von meinen Hunden und dem Hirsche begleitet, spazieren. Es war eben in der Brunstzeit, wo, wie Du weißt, das gute Thier zuweilen unwirsch ist, da sehe ich aus dem Gebüsch eine schmucke Bauerndirne kommen, hinter ihr eine Alte, jede eine Tracht Reißholz auf dem Rücken. Neugierig, die Dirne in der Nähe zu sehen, sprenge ich hin, der Hirsch, die Hunde mir voran. Das Mädchen erschrickt, wirft, wahrscheinlich aus Angst, ihr Bündel ab und will mit einem Stecken die Thiere von sich und der Alten abwehren; da weiß der Teufel, was dem Hirsch einfällt, er setzt sich zur Wehre, faßt das Mädchen, spießt es durch und durch und schleudert es weit weg.

Schrecklich! unterbrach ihn Constant.

Mir erschien dies damals nicht so, es sah gar zu lustig aus, wie das Mädchen dahin flog, ich lachte aus vollem Halse; da sagte die Alte, sich über die sterbende Tochter werfend — doch, was brauchst Du das zu wissen —

Und was sagte sie? fiel ihm Constant zitternd in die Rede. —

Sie sprach, fuhr Melac fort, doch zeigte Sprache und Geberde, daß das, was er sagte, ihn tief erschütterte — Grausamer, wilder Mensch! — Ungeheuer! — Du verdienst es mehr noch, als der wilde Jäger durch unsre Wälder zu ziehen — Gott möge Dich, gleich ihn verdammen, daß Du nicht Ruhe und Frieden im Tode wie im Leben hast.

Und was thatet Ihr? fragte Constant ängstlich.

Ich strafte die Alte über ihre freche Rede nicht, wandte mein Roß und ritt lachend weiter. — Er schwieg, der Reiter stand mit gefalteten Händen vor ihm und sah mitleidig auf den Grausamen.

Ich habe seitdem nicht wieder an das alte Weib gedacht, und mich wenig um ihren Fluch gekümmert. — Heute erzählt der Stadtschreiber vom wilden Jäger, und — mir selbst ein Räthsel — tritt während der Erzählung die Alte mit der blutenden Tochter lebendig vor mich; es war mir, als setzten sie sich neben mir zu Tische, als hörte ich die Alte mir fluchen. — Du weißt, Geister- und Gespenster-Spuk halte ich für Thorheit, für jämmerliche Kinder der Furcht und der Verrücktheit; einen gut treffenden Schützen fürcht' ich mehr, als hundert Geister, ich würde den Teufel selbst verspotten, wenn er mir erschiene, aber so lebhaft sah ich noch nichts, mir graußt es jetzt noch, denk' ich daran — und da kömmt das Bild ganz zu vollenden noch der Hirsch —

Und Ihr wollt heute den wilden Jäger aufsuchen?

Ja, Constant! Ich schäme mich vor mir selbst, daß ich, der ich nicht Gott, nicht den Teufel scheue, vor einem alten Weibe und ihrem Fluche zittern konnte; darum will ich hinaus und mir die Achtung meiner selbst wieder gewinnen, die mir dieser Augenblick der Feigheit entzogen hat. Ich will des Jägers Bekanntschaft machen, wenn es einen giebt.

Forbert die Geister nicht auf, Herr! — bat Constant.

Willst Du heute Abend nicht mit, so bleib zu Hause, sagte der General, doch lag kein Vorwurf in diesen Worten.

Ich begleite Euch nach dem Wartthurm, sagte Constant rasch und Freude leuchtete auf seinem Gesicht.

Was geht in Dir vor? fragte Melac verwundert.

Ihr werdet dem wilden Jäger begegnen, sagte Constant zuversichtlich; daß er Euch nichts zu Leide thut, dafür soll schon mein Schutzpatron sorgen. Ihr werdet dann die Ueberzeugung erhalten, daß mit der Mahlzeit der Würmer nicht alles abgethan ist und Strafe und Vergeltung auch dort noch walten — Gott wird mir meinen Vorwitz verzeihen, meine Absicht ist ja, eine Seele zu retten. Er ging freudigen Herzens, alles zu besorgen.

Als er das Zimmer verlassen hatte, schüttelte Melac lächelnd den Kopf. Ein Narr, sagte er, dem die Pfaffen den Kopf verwirrten; glaubt, weil er bei Consarbrück den Leichnam rettete, will er es auch mit der Seele versuchen. Armer Constant! Käm' es hier zum Treffen, würde Dir der Teufel mehr zu thun geben, als die Lüneburger Reiter. Du überredest mich nicht, sagte er ernst vor sich hin, daß es nicht mit diesem Leben ein Ende hat. Wenn sich der Leichnam schlafen legt, ist es gleichviel, ob man den Tag über gezecht oder gebetet hat. Ich habe zu viel genossen, um mich ans Fasten gewöhnen zu können, und die Tage, die ich noch leben kann, will ich genießen, dem Teufel zum Trotz.

Ehe er sich aber zum nächtlichen Abenteuer anschickte, ließ er den Stadtschreiber rufen. Dieser sah jetzt wohl, jedoch zu spät, ein, welch ein gewagtes Spiel er spiele. Schon murrten die Bürger, nannten ihn einen Verräther und gern hätte er sich, wenn es ihm möglich gewesen wäre, auch jetzt noch zurückgezogen. Er traf daher für jeden Fall seine Einrichtung und da er nicht mehr zurück konnte, schritt er, obgleich in Verzweiflung, den einmal betretenen Weg trotzig weiter. Daß er Rache an Benedikt und Magdalenen nehmen könne, das war noch sein einziger Trost, die Rettung seines Vermögens, sein einziges Ziel. Der General ließ ihn rufen, um mit ihm das Nöthige wegen Magdalenen zu besprechen, wo dann verabredet wurde, morgen in aller Frühe einen Offizier mit dem Gesuch an die Herzogin zu senden, Magdalene nach Eßlingen zu schicken, da sie, wegen des Vorfalls mit dem Reiter, als Zeugin bei dem Verhör nothwendig sei. Frei Geleite hin und zurück, sollte ihr zugesagt, aber freilich nicht gehalten werden. Der Stadtschreiber wollte überdies noch die Priorin, die er jetzt durch Drohungen und andre Mittel ganz für sich gewonnen hatte, bewegen, an Magdalene zu schreiben, und ihr die Gefahr zu schildern, in der ihr Vater schwebte; von ihrer Liebe zu dem Alten hoffte der Listige fast noch mehr, als von der Bereitwilligkeit der Herzogin. Auch müsse ins geheim Benedikt mit der Tortur, unter dem Vorwand bedroht werden, daß er einen Aufstand in der Stadt beabsichtigt habe, von

welchem er die Mitschuldigen angeben sollte. Magdalene sollte ihm dann als Preis seiner Freiheit gestellt sein.

Unter diesen teuflischen Plänen verstrich die Zeit; die zum Ritt nach Türkheim bestimmte Stunde nahte. Der Neapolitaner wieherte schon ungeduldig, eine Reiterabtheilung war schon voraus, die nöthigen Vorsichtmaasregeln in der Umgegend des Oehlenberges zu nehmen und mehrere Offiziere, welche an diesem Abenteuer Theil nehmen zu müssen glaubten, versammelten sich vor dem Steuerhause. Fackeln, Pechkränze waren bereit, und als die Thurmuhr elf schlug, schwang sich Melac auf seinen bäumenden Rappen, der Stadtschreiber auf sein geduldiges Rößlein und so sprengte Alles im vollen Jagen dem Oehlenberge zu.

Es war heute eine neblichte Nacht und hätte die Schneedecke nicht geleuchtet, wäre es eine Rabenfinsterniß gewesen. Ein scharfer Ostwind wehte unfreundlich über die Berge, und als sie bei dem alten Warthurm ankamen, wurde schnell Anstalt gemacht, das ein prasselndes Feuer sie erwärme. In verschiedenen Gruppen lagerten sich nun die Halberfrornen um das flackernde Feuer und der Becher ging fleißig in der Runde.

Die Gedanken der hier Versammelten mochten wohl sehr verschieden sein. — Melac in seinen Mantel gehüllt, schritt äußerlich ruhig auf und ab, gleich einem, der den Gegner zum Zweikampf erwartet. Constant, das Bild St. Georgs in seiner Tasche, erwartete mit Ungeduld den wilden Jäger, in der Hoffnung, seinen Herrn von seinem Unglauben zu heilen; bangte gewissermaßen, aber fürchtete ihn nicht. Die Offiziere waren meist nur ehrenhalber mitgeritten, langweilten sich, froren und fühlten im Ganzen wenig Beruf, mit Geistern sich zu messen. Der Stadtschreiber zitterte vor Frost und Angst. — Nicht das flackernde Feuer, an welchem er sich, in seinen Mantel gehüllt, wie ein Knaul zusammenrollte, nicht der Wein, den er fast in zu starkem Maaße genoß, konnte ihn erwärmen, seine Angst war grenzenlos.

Mitternacht ging vorüber, der wilde Jäger ließ sich nicht blicken, alles blieb still, nur hier und da hörte man das Wiehern eines Rosses aus der Ferne, aber kein Rüdengebell, keinen Hörnerruf. Melac wurde ungeduldig.

Das ist ein langweiliges Abenteuer, begann er endlich, als die Glocke in Türkheim drei geschlagen hatte, ich glaube, Stadtschreiber, Ihr habt uns mit Euerm Mährchen gefoppt; kein wilder Jäger, keine wilde Jagd erscheint. Kommt! Laßt uns aufbrechen!

Alle waren schnell bereit, denn Alle verwünschten den Stadtschreiber und seine Erzählung, die ihnen eine schlaflose Nacht gekostet und sie auf so kaltes, unfreundliches Lager gebettet hatte. Nur Constant war verdrießlich, daß seine Hoffnung vereitelt war; aber im festen Glauben, die Sage vom wilden Jäger sei gegründet, bat er den General, morgen den Versuch zu wiederholen. —

Närrischer Mensch! erwiderte dieser, Du siehst, daß es nur ein Mährchen ist und es unnütze Mühe wäre, die Herren noch einmal zu bemühen. Aber Constant bat so dringend, daß Melac es endlich versprach, morgen noch einmal den Ritt, aber mit ihm allein zu machen. Und, setzte er spottend hinzu, wenn der Herr Jäger mit seinem wilden Heere auch dann nicht erscheinen wird, erkläre ich ihn für einen feigen, ungalanten Ritter; jedoch so lange wie heute, warte ich wahrlich nicht auf ihn! Er setzte sich auf sein Roß und sprengte nach Eßlingen zurück.

In aller Frühe rückte Obrist Préle mit seiner Abtheilung aus Eßlingen der Donau zu, und die auf den Dörfern liegende Reiterei wurde nun zur Stadt beordert, die Besatzung zu verstärken. Auch schlich, kaum daß es dämmerte, der Kammerdiener des Generals in das Gefängniß zu Benedikt, sagte ihm ohne viele Umschweife, daß man den Aufenthalt seiner Tochter in Steten wisse, auch schon ein Detachement abgeschickt habe, sie von dort abholen zu lassen. Rettung wäre daher für sie nicht mehr möglich, so wenig, wie für die Stadt, welcher das Schicksal von Speier, Worms und Heidelberg bevorstände, wenn Magdalene sich nicht freiwillig dem General übergebe; durch diese Aufopferung allein könnte er und seine Vaterstadt gerettet werden. Benedikt hörte dies Alles, ohne den Kammerdiener zu unterbrechen, ruhig an. Es möchte wohl schwer sein, sagte er, mein Kind zu solchem Schritt zu bewegen, doch ist sie hier und der General will sie zu mir senden, will ich thun, was meine Pflicht als Vater und als Bürger mir befiehlt. Mit dieser zweideutigen Antwort mußte sich der Abgesandte begnügen, denn Benedikt hörte, was er ihm noch zu sagen hatte, zwar ruhig an, erwiderte aber nichts weiter auf alle seine Drohungen.

Indessen war die ganze Stadt in Bewegung gekommen. Melac hatte am vergangenen Tage den Rath mit seinen Forderungen bekannt gemacht. 150,000 fl. Contribution, außer einem besonderen Geschenk für ihn und die beiden Obristen, Auslieferung des ganzen Zeughauses, Sprengung eines Theils der Hauptbefestigung der Burg und Niederreißung des größten Theils der Stadtmauer, überdies noch Bezahlung und Verpflegung der Besatzung, so lange es ihr beliebte in Eßlingen zu bleiben, dies waren seine harten Forderungen. Wurden sie auch erfüllt, so schwebte die Stadt dem ohngeachtet noch in Gefahr, geplündert und angezündet zu werden, wie das Beispiel so mancher pfälzischen Stadt sie lehrte. Auch die Nachricht von dem Urtheil, das einem ihrer achtbarsten Mitbürger das Leben absprach; ein Gerücht, das sich verbreitete, man würde Hegelin vorher noch auf die Tortur bringen, bewegte die Gemüther. Mehrere begangene Ausschweifungen der Soldaten und selbst die sich ver-

breitende Nachricht, die Tochter Benedikt Hegelins sei vor den Nachstellungen des Generals nicht sicher, befinde sich in seiner Gewalt und in heimlichem Gewahrsam, empörte die Bürger, und durch den Abmarsch des größten Theils der Besatzung ermuthigt, rotteten sie sich zusammen, widersetzten sich der Besetzung des Zeughauses und ein bedeutender Haufe rückte vor das Steuerhaus, seine Beschwerden dem General vorzutragen. Als dieser Tumult begann, hatte Melac sogleich die Besatzung unter's Gewehr treten und alle Maasregeln treffen lassen, die Ruhe wieder herzustellen. Er schickte den Stadtschreiber, der sich eben bei ihm befand, an den versammelten Haufen, den er so lange mit Güte hinhalten sollte, bis die Abtheilungen der Reiterei von den Dörfern eingerückt wären. Der Stadtschreiber wurde jedoch von den Rottirern mit Schimpfreden zurückgewiesen und entging kaum thätlichen Mißhandlungen. Abgeordnete der Bürger drangen nun, von der Wache absichtlich nicht daran gehindert, in die Wohnung des Generals und verlangten vorgelassen zu werden.

Melac ließ sie zu sich kommen, hörte ihren Vortrag ruhig an, worinnen sie um Verminderung der Contribution und um Freilassung Benedikt Hegelins baten, sich der Auslieferung ihres Geschützes und der Demolirung der Burg und ihrer Mauern widersetzten, und nicht undeutlich zu verstehen gaben, daß sie wohl, auf's Aeußerste gebracht, es auch auf's Aeußerste ankommen lassen würden. Melac, der nur Zeit zu gewinnen suchte, stellte ihnen dagegen die traurigen Folgen vor, ging, um das Gespräch in die Länge zu ziehen, in die kleinsten Umstände ein, sprach mit freundlicher Herablassung zu ihnen, bis ihm Trompetenschall die Ankunft seiner Reiterei verkündete. Packt Euch zum Henker, und macht, daß Ihr nach Hause kommt, verhaltet Euch ruhig oder bei Gott, Euer Nest brennt noch heute! brüllte er ihnen zu, wandte ihnen den Rücken und ließ sie stehen.

Die Reiterei jagte nun heran, der Pöbel ward bald, ohne Widerstand zu leisten, aus einander gesprengt, und die Straßen wurden wieder leer; aber Melac, ein Einverständniß mit den Landleuten befürchtend, wagte doch nicht den Anführer des Tumultes zur Rechenschaft zu ziehen, er spielte den Milden, ließ blos mehrere öffentliche Gebäude besetzen, dort Pechkränze und Brennmaterialien aufhäufen und unter Trompetenschall bekannt machen, daß bei der ersten Unruhe Feuer an allen Ecken der Stadt angelegt werden würde. Er selbst aber beschloß noch am Abend auf der Burg sein Quartier zu nehmen, da die geringe Besatzung ihn bei der Weitläufigkeit der Stadt nicht hinreichend schien, und er auf jeden Fall auf der Burg Herr der Stadt blieb.

Diese Unruhe hatte jedoch die gute Folge gehabt, daß an diesem Morgen nicht gegen Herrn Benedikt verfahren worden war.

Während dieser Tumult alle Gemüther, Freund und Feind beunruhigt hatte, war der nach Steten abgesandte Offizier dort angekommen und hatte der Herzogin das Verlangen seines Generals vorgetragen.

Sagt dem Brigadier Melac, gab die Herzogin zur Antwort, daß, wenn es nothwendig ist, Magdalene Hegelin zu verhören, ich ihn ersuchen lasse, daß es hier geschehe; so lange das Mädchen unter meinem Schutze steht, kann sie nur mit Gewalt aus meinem Schlosse geführt werden. Der Offizier wollte noch einige Bemerkungen machen, die Herzogin aber sagte ihm unumwunden, daß dies ihr unabänderlicher Entschluß sei und bleiben werde. Er bat hierauf, ihm zu erlauben, Magdalenen ein ihr gewiß liebes Schreiben zu übergeben, worauf die Herzogin sie rufen ließ. Der Offizier übergab ihr einen Brief, empfahl sich der Fürstin und verließ unverrichteter Sache das Schloß.

Mit zitternden Händen erbrach Magdalene den Brief und erblaßte, als sie ihn flüchtig durchlas, richtete dann ihr Auge gen Himmel und seufzte tief auf.

Was ist Dir, Kind! fragte die Herzogin besorgt, da sie nach der schon gestern erhaltenen Nachricht aus Eßlingen den Inhalt des Briefes leicht errathen konnte. Statt der Antwort reichte ihr Magdalene das Schreiben der Priorin. Die Herzogin las:

„Dein Vater ist wegen des Mordes an dem französischen Reiter zum Tode verurtheilt. Die Hinrichtung ist, so wie ich vernehme, nur Deinetwegen noch aufgeschoben, man hat ihn zu noch Schrecklicherem aufgespart, wenn er nicht dem Verlangen des Generals in Betreff Deiner nachgiebt. O! es ist schändlich, mein frommes Kind, den armen Mann so zu quälen, nur Henkerknechte sind die Gottlosen, die schon Pechkränze und brennbare Stoffe überall in die Häuser gelegt haben, Deine Vaterstadt den Flammen zu opfern. — O! wer vermag Deinen armen Vater, wer die arme Stadt zu retten, als Du? ich glaube, als Deine mütterliche Freundin, Dich von allem unterrichten zu müssen, damit Du Dich zu Gott wendest, daß er Dich erleuchte, und Du einen edlen, großartigen Entschluß fassest.

Schließe mich in Dein Gebet ein, denn auch ich werde mit den frommen Schwestern gefangen gehalten — Gott und die heilige Mutter sei mit Dir!“

Kopfschüttelnd gab die Herzogin Magdalenen den Brief zurück. Fasse Dich, mein Kind, sprach sie; was der Brief Dir Wahres sagt, wußte ich schon gestern und verschwieg es Dir, um Dein überdies bewegtes Gemüth nicht noch mehr zu erschüttern. Du kannst für Deinen Vater nichts thun, überlasse es dem Himmel, er allein weiß das Schlimme zum Besten zu lenken. Ohne seinen Willen fällt kein Blatt vom Baum und gegen seinen heiligen Willen ist die Macht sündhafter Menschen nur schwach!

Magdalene schien auf die Rede der Herzogin nicht geachtet zu haben, denn als diese schon lange schwieg, stand sie noch immer, das Auge auf-

wärts gerichtet, sinnend da, bis Heiterkeit plötzlich das ernste Gesicht umzog und ein himmlisches Lächeln ihren Mund umschwebte. — So muß ich! rief sie unwillkürlich aus, und wandte sich zur Herzogin, die jeden Ausdruck ihres Gesichtes genau beobachtet hatte, erlaubt mir, daß ich Euch verlassen und nach Eßlingen zurückkehren kann.

Kind, was willst Du dort? fragte die Herzogin, von dieser Bitte überrascht.

Meinen Vater, meine Vaterstadt retten!

Magdalene! rief die Herzogin erschrocken.

Ich weiß, gnädige Frau, was ich wage! erwiderte das Mädchen mit Ruhe, ich weiß, daß ich meinem Verderben entgegen gehe, und doch muß ich!

Die Herzogin schüttelte bedenklich ihr Haupt und sah das Mädchen verwundert an. Ich nehme innigen Theil an Dir, sagte die edle Frau, Du bist kein alltägliches Geschöpf, die Natur legte in Dich manchen schönen Keim, aber Deine glühende Phantasie, Dein ewig reger Geist — Dein gebrochenes Herz — setzte sie theilnehmend hinzu, rauben Dir den klaren Blick, mit dem der Mensch die Welt um sich her betrachten sollte. Dein kindlich frommes Gemüth wird von Deinen Sinnen fortgerissen, Du trachtest nach dem Höchsten, Unerreichbaren, und deßhalb entbehrst Du Alles! — Ach, Du kennst die Welt noch nicht, sonst könntest Du nicht freiwillig dem Verderben entgegen gehen. — Lies den Brief der Priorin mit Bedacht und Du wirst finden, daß nicht Theilnahme, sondern irgend eine Absicht, und schwerlich eine gute, ihn schrieb. Wie konnte sie es wagen, in die Hand eines französischen Offiziers einen Brief voller Schmähungen auf den General zu legen? Mindestens mußte sie das auf seinen Befehl schreiben, wenn sie es nicht freiwillig that. Du opferst Leib und Seele, Mädchen, und selbst Deines Vaters Leben wägt solchen Verlust nicht auf.

Das habe ich mir alles gesagt, gnädigste Frau! nur glaub' ich nicht so Arges von der frommen Klosterfrau, erwiderte Magdalene. — Ich weiß, was mir bevorsteht, aber ich muß Alles, Bitten und List versuchen, meinen Vater zu retten, vielleicht erweicht Gott des Wüthrichs Herz. — Ich bin eine welkende Blume, der Tod des Geliebten hat sie geknickt, was schadet es ihr nun, ob sie langsam verwelkt oder ein frecher Bube sie vollends bricht. — Rein gehe ich zu ihm hinüber, dafür schützt mich der Dolch, den ich nie von mir lege — und je früher meine Stunde schlägt, desto eher hat dies stürmische Herz Ruhe und der Zwiespalt in mir wird gelöst sein. Meinen Vater zu retten, gebietet mir die Pflicht, meine Vaterstadt zu erhalten, die Liebe, die ich zu dieser Wiege meiner Kindheit fühle. Und ende ich auch auf dem Blutgerüst, ende ich doch als Märtyrin, und dies ist mein sehnlichster Wunsch, den mir Gott gewiß verzeihen wird.

Hast Du ein Recht, so zu handeln? fragte nun die Herzogin, darfst Du freventlich das Schicksal zum Kampf auffordern? Hast Du bedacht,

daß Du als Opfer fallen kannst, ohne Dein Ziel, ohne Deinen Zweck erreicht zu haben? Bist Du Herrin Deines Lebens, das Du nicht als eine Märtyrin, das Du als eine Thörin unnütz opfern kannst? Glaubst Du, Melacs Tod werde Deinen Vater, werde die Stadt retten? Zehnfach wirst Du die Wuth des Kriegvolkes anfachen, zehnfaches Weh über Vater und Vaterstadt bringen! — O! wie wenig kennst Du die Welt! — Ich habe kein Recht, Deine Freiheit zu binden, Deinem Willen Fesseln anzulegen, fuhr nach kurzer Pause die Herzogin fort, deßhalb gehe, wenn Du es willst, aber erst morgen! Du mußt Zeit haben, ruhig und ernstlich über das, was ich Dir sagte, nachzudenken, denn so stürzest Du Dich nutzlos in Gefahr. Höre auf meine warnende Stimme — überlaß das Schicksal Deines Vaters, Deiner Vaterstadt dem barmherzigen Gott!

Magdalene ging auf ihr Zimmer, setzte sich dort auf den hohen Lehnstuhl, stützte ihr sorgenschweres Haupt und versank in düstres Sinnen. Vergangenheit und Zukunft schwebten an ihr vorüber, aber nichts erschütterte ihren Entschluß, morgen nach Eßlingen zu gehen. Ob sie recht thue, ob sie es vor Gott verantworten könne, darüber sollte der Ausspruch der Priorin entscheiden. Sterben, als Märtyrin sterben, blieb der einzige Wunsch ihres blutenden Herzens.

Für Benedikt war der Tag ruhig vorüber gegangen. Melac wollte erst die Wirkung abwarten, welche der Brief der Priorin auf Magdalene machen würde. Unbeugsam in Allem, was er sich einmal vorgesetzt, hier noch überdies von des Mädchens Schönheit auf eine Weise eingenommen, die ihm bisher fremd geblieben war, hätte er Alles um ihren Besitz geopfert. Obgleich er sie nur einen flüchtigen Augenblick gesehen, hatte dieser Augenblick, vielleicht auch der Widerstand, eine wilde Leidenschaft in ihm erweckt, die ihn alles andere vergessen ließ. Er, der sonst jedes Abenteuer mit Begierde ergriff, er hätte fast über Magdalene den Ritt nach dem Oehlenberge vergessen. Aber Constant, der so manches Gute von dem wilden Jäger, besonders für Benedikt und Magdalene erwartete, erinnerte ihn an sein gestern öffentlich gethanes Versprechen, spornte seine Eitelkeit, und brachte es endlich so weit, daß Melac, nur von Constant und einem andern Diener und seinen steten Begleitern, den Hunden gefolgt, seinen Rappen bestieg. Aber auch der Hirsch stellte sich heute ein, und wollte mit, und keine Drohung, kein Schmeichelwort konnten den sonst so folgsamen zurückweisen, so daß Melac ihn wider Willen folgen lassen mußte.

Bald hatten sie den Oehlenberg erreicht. Bauern standen schon unter Furcht und Angst bereit, das Feuer anzuschüren, das bald auf der Nordseite des Wartthurms hell aufflackerte und die sonderbare Gruppe erhellte.

Melac lehnte, in seinen Mantel gehüllt, wie ein finstrer Nachtgeist an dem Gemäuer des Thurmes, das, wie mit lauter Brillanten besät, in der Glut des Feuers flimmerte; mit leuchtendem Auge blickte er in die Flamme, und seine hohe Gestalt schien in dieser sonderbaren Beleuchtung doppelt groß. Die Hunde lagen ihm zu Füßen, der Hirsch hatte sich dem Feuer näher hingestreckt, und hob, als ob er auf etwas lauschte, den Kopf — Wer Melac so von seinen Hunden und dem Hirsch umgeben, hier gesehen, hätte ihn sicher für den wilden Jäger selbst gehalten. Ihm gegenüber hatte sich Constant gelagert, warf von Zeit zu Zeit trockene Scheite in die Glut, daß die Flamme hell aufloderte, und die Funken knisternd umher flogen und betete im Stillen manch Stoßgebet. Im Hintergrunde, an der Ostseite des Thurmes hielt der andere Diener mit den schnaubenden Rossen und vollendete das grausige Nachtgemälde. Die Bauern hatte Constant zurück geschickt.

Treiben wir hier nicht Gaukelpossen? unterbrach Melac jetzt die Stille, lockst Du mich, der ich an solche Mährchen, an solchen Spuk nie geglaubt, und so gut den Teufel hier erwarten würde, als das wilde Heer, in kalter Dezember-Nacht hierher. Wenn die Glocke Eins geschlagen, schwing ich mich wieder auf mein Roß, reite nach Hause und erkläre den Ritter von Rodenstein und seine Gesellen für feige, unhöfliche Bursche.

Frevelt doch nicht, Herr! bat Constant, dem bei dem Schlage der zwölften Stunde, die so eben feierlich durch die Stille der Nacht tönte, grausig zu werden begann. Wollt Ihr nicht länger hier bleiben, nun meinetwegen! Ich könnte auch nicht sagen, daß es mir hier so ganz behaglich wäre, aber neckt die Geister nicht, sie verstehen keinen Scherz!

Melac lachte. Wie kann doch so ein braver Soldat solch feige Memme sein? — sagte er scherzend und bemerkte nicht, wie seine Hunde unruhig wurden, sich dichter an ihn andrängten, der Hirsch die Ohren spitzte und auf etwas zu lauschen schien.

Herr! seht nur die Hunde, sie wittern etwas! unterbrach ihn Constant und griff unwillkürlich nach dem heiligen Georg.

Bestien! rief Melac den Hunden zu, und gab ihnen einen so derben Fußtritt, daß sie zu winseln begannen und in dem nemlichen Augenblick sprang der Hirsch auf, setzte mit einem Sprung über das Feuer, und ein alter Jägermann, eine Armbrust über die Schulter geworfen, einen Jagdspies in der Hand, kam keuchend den Weg von Türkheim herauf, winkte dem Diener mit den schnaubenden Rossen, sich zu entfernen, that ein Gleiches an Melac und Constant und da der Erste trotzig stehen blieb, der Andere sich aber auf die Erde warf und betete, drohte er mit aufgehobener Rechte, berührte mit seinem Spies den flammenden Holzstoß, der auch sogleich erlosch. Dann ging er weiter.

Zünde das Feuer wieder an, Betbruder! rief Melac den Reiter aufrüttelnd — Rasch! — Was zitterst Du vor einem alten frechen Burschen,

den nur die Dunkelheit vor Züchtigung schützte. Heda! Auf, schlag Feuer an! — Geschwind!

Constant sprang auf, zündete Feuer an und kaum berührte der brennende Schwefel den verkohlten Holzstoß, als die Flamme hell emporschlug, und in einem Augenblick alles wieder brannte wie vorher —

Das war der treue Eckart, sagte Constant noch bebend, der seinem Herrn voranzieht, die Unglücklichen, die er auf dem Wege trifft, zu warnen. Ich dächte, auch wir beherzigten die Warnung — Ihr habt jetzt die Ueberzeugung, daß mit dem Tode nicht alles vorbei ist — Ich dächte, Ihr hättet an diesem Beweis genug und wir setzten uns wieder zu Pferd und ritten rasch nach Eßlingen zurück — Horcht nur, wie die Rosse stampfen und brausen, Paul kann sie kaum mehr halten, die muthigen Hunde zittern wie Espenlaub und der Hirsch —

Den hat der Teufel geholt! sagte Melac verdrießlich — Willst Du nicht hier bleiben, fuhr er dann brummend fort, so reite mit Paul zurück, ich will es Dir nicht wehren. Ich aber bleibe. Noch nie bin ich meinem Gegner ausgewichen, ich stehe ihm, und käm' er mit seinem ganzen höllischen Heere — Ich muß klar sehen in der Nacht, ich muß Licht haben, wenn es mir auch davor graußt!

Wollt Ihr bleiben, so bleib auch ich, sagte Constant, trotz dem, daß er schon in der Ferne Getös und Lärm vernahm — Hört Ihr die wilde Jagd? Sie kommen! — Befehlt Eure Seele Gott und betet, so lange es dauert, ein Ave Maria nach dem andern, und Du, heiliger Georg, Schutzpatron aller Kriegleute! sprach er, das Bild aus seiner Tasche ziehend, stehe uns bei und schütze uns in dieser Noth.

Als er dies sprach, begann der Sturm sich zu erheben und über sie zu rauschen, riß ihm St. Georg aus der Hand und löschte im Nu das Feuer wieder aus. Constant warf sich nieder; Melac aber, wenn auch zusammenschaudernd, doch nicht entmuthigt, erwartete trotzig, was da kommen würde und stand, die Hand am Schwert, zum Kampf gerüstet an dem Wartthurm.

Der Lärm kam näher, da dünkte es Melac, als erblickte er Wolken auf sich zu jagen; aber bald sah er, daß es Gestalten waren, die jetzt unter Hörner-Ruf und Hussa-Geschrei heranzogen. Voran der Tod auf schwarzem, magern Roß, Stundenglas und Sense in der Hand; Melac beachtete ihn nicht, hatte er ihm doch schon oft dreist in das hohle Auge geblickt. Ihm folgte die Sünde, eine rüstige Jägerin, prachtvoll gekleidet, üppig und schön, die lockendsten Formen schimmerten unter ihrem Nebelgewand hervor; sie hielt die fahle Mähre an, betrachtete Melac mit leuchtenden Augen, nickte ihm, wie einem alten Bekannten, freundlich zu und jagte dann hohnlachend weiter. Ihr nach zog ein Schwarm krächzender Vögel, die in steten Kreisen und Schlägen um sie her flatterten. — Nun erst folgte die Jagd, doch so in Wolken und Nebel gehüllt, daß die Gestalten nur wie Schatten vorüberzogen. Hirsche, auf deren zackigem Geweih blaue, matte Flämm-

chen leuchteten, Eber, aus deren aufrechtstehenden Borsten Funken sprühten, jagten von heulenden Hunden verfolgt, durch die leichtzertheilten Wolken. Jäger zu Fuß und Roß folgten, stießen in die kreischenden Hörner und ließen ihr Hussa mit widrigen Tönen erschallen. Keiner von ihnen kümmerte sich um Melac, welcher das Schwert halb gezückt, den starrenden Blick auf die Gestalten gerichtet, regunglos stand. Jetzt folgten auf hohen schwarzen Rossen, in prachtvolle Gewänder gekleidet eine Schaar Reiter, von denen einige seitwärts auf Melac zusprengten und ihn grüßend, die bleichen Todtenhäupter entblößten. Sie winkten ihm zu folgen, schon hob er den Fuß, als sie hohnlachend dahin jagten. Nun zogen Jäger, Hunde und Wild in buntem Gemisch vorbei, die eine gräßliche weibliche Gestalt, ihre Schlangengeißel schwingend, vorwärts trieb. Auch sie richtete ihr leuchtendes Auge auf Melac, schwang drohend ihre Geißel nach ihm und folgte den Andern — Ihr folgte nichts mehr.

Melac war, während die wilde Jagd an ihm vorbeizog, unbeweglich am Wartthurm gelehnt, stehen geblieben. Nicht Furcht, Schauder, der auch den muthigsten Sterblichen bei dem Nahen der Geisterwelt überfällt, hatte ihn fieberhaft durchschüttelt. Auch jetzt noch, da die grausenhaften Fratzen längst vorüber waren, fühlte er eine Lähmung in allen seinen Gliedern, als ob ein Blitzstrahl ihn getroffen habe. Aber bald ermannte er sich, warf den Mantel zurück, schüttelte sich, als ob er die Bande, die ihn fesselten, abwerfen wollte, dann lachte er verächtlich und rief — Nichts weiter, als dies? Das verlohnte sich kaum der Mühe des nächtlichen Ritts — Hm! — Ist mir doch, als ob ich das Frauenbild auf fahler Mähre schon irgendwo gesehen hätte? — Aber — rief er, als er Constant noch unbeweglich auf der Erde liegen sah, lebst Du, oder hat Dich Memme der Schreck getödtet? Steh auf, steh auf! — Der Spuk ist vorüber! — Die Fratzen haben es nicht gewagt, sich mir feindlich entgegen zu stellen, sie haben mich angegrinzt und nichts weiter.

Constant sprang auf — Laß die Rosse vorführen! Ich will nach Haus! Aber weder Rosse noch Diener waren zu finden; So müssen wir den Rückweg zu Fuße antreten, sagte Melac verdrießlich.

Laßt mich ins Dorf, bat Constant ziemlich kleinlaut, vielleicht finden sich die Pferde dort, wenn Ihr indeß allein bleiben wollt.

Warum sollt' ich nicht! erwiderte Melac wieder zu dem von neuem aufprasselnden Feuer tretend, hab ich doch den wilden Jäger gesehen, und weiß nun, welch ein luftiger Wicht er ist.

Du hast ihn noch nicht gesehen! Jetzt erst steht er vor Dir, hallte es dumpf neben ihm, und eine hohe Mannsgestalt, bleich, mit mehr schmerzvollem als Grausen erweckendem Gesichte trat auf Melac zu, während Constant sich bekreuzend davon eilte. Du hast mich aufgefordert, zu kommen — Hier bin ich!

Melac war überrascht. War es ein Geist, war es ein Mensch, der sein

feuriges und doch so umflortes Auge auf ihn heftete? — Es durchschauerte ihn kalt, er begann zu beben; doch sein wilder Muth ward schnell Herr seiner Furcht — Du also bist der wilde Jäger? fragte er trotzig.

Der bin ich!

Warum versuchtest Du Dich nicht an mir und rauschtest mit Deiner Jagd vorüber?

Ein Stärkerer als ich bin, beschützt Dich, darum trieb ich meine Jagd nicht verwüstend über Dich her.

Und wer ist der unberufene Schutzherr? fragte Melac.

Er, den Du öfter anrufst, als den Barmherzigen!

Melac erbebte bei diesen Worten.

Du hast jetzt Böses mit Magdalene Hegelin und mit Eßlingen im Sinn; ich warne Dich! Morgen um die Mitternachtstunde wird Gericht über Dich gehalten werden! Mißbrauche die Gewalt nicht, die Dir Dein König zu edleren Zwecken gab — Laß das Mädchen ziehn und schone die Stadt!

Behalte Deine Warnung für Dich, Ohnmächtiger! zürnte Melac — Zieh Deiner Jagd nach — mir sag nur noch, woher Du kommst —

Aus dem Grabe!

Also doch! sagte er sinnend, aber plötzlich fuhr er mit Heftigkeit auf — Pack Dich fort! — Mich friert's — Deine Nähe ist mir zuwider — Fort Ohnmächtiger!

Erdenwurm! drohte die Gestalt den dürren Arm erhebend, tritt nicht im Kampf gegen mich auf!

Fort, Ausbund der Hölle! schrie Melac zornig, zog in dumpfer Verzweiflung sein Schwert und führte einen furchtbaren Streich auf die Gestalt — Als theile der Stecken eines Knaben die prasselnde Flamme, so unverletzt blieb die Gestalt hohnlachend vor ihm stehen. Lebwohl, Jagdgenosse, wir sehen uns wieder! rief sie ihm zu und jagte auf einem Windstoß davon.

Also in seinem Schutze ständ' ich? Und mit dem Tode wär' es nicht vorüber? sagte Melac vor sich hin. — Auf die kurze Nacht folgte der Tag und welch ein langer Tag? Das wäre schrecklich! — Rechenschaft sollte ich geben von jedem zu raschen Pulsschlage, die flüchtig genossenen Augenblicke mit ewiger Qual bezahlen? — So hätten denn wirklich die Pfaffen nicht gelogen und jenseits dieses Sternenzeltes wäre noch ein Himmel und tief unter den Schachten der Erde, noch eine Hölle? — Der Tod zerdrückte uns nur das Herz, um uns auf seinem magern Gaule in ein andres Land zu führen? — Hast Du denn keine Sense, klappernder Reiter, die auch die Seelen mäht, daß sie nicht wieder auferstehen, und im ewigen Schlafe gebunden liegen? — Bist Du nur ein unerbittlicher Bote, der uns zum furchtbaren Gerichte ladet? — Hu, mich friert! — Kälter als je pfeift mich der Nordwind an und schüttelt mich! — Wäre das Furcht? — Furcht? —

Nein, beim Teufel, wenn er denn mein Schutzherr sein soll, beim Teufel, nein! Muß ich vor den Richterstuhl treten, so will ich es furchtlos, mit eiserner Stirn und eherner Brust; denn wollte ich auch umkehren und ein Klosterbruder werden, der Teufel erkennte mich doch unter der Kapuze und faßte mich! — Er schritt rasch auf und ab, dann sagte er vor sich hin: Die Würfel liegen und wär auch das Leben wie das Würfelspiel, Treffer oben, Fehler unten, Fehler oben, Treffer unten, ich könnte den Wurf nicht mehr ändern. — Darum will ich meinen Treffer hier ganz genießen, wenn ich auch für das Jenseits einen Fehler geworfen habe. Nur muthig bis ans Ziel, der Tod nur kann mich belehren.

Höre ich nicht Rosse wiehern? rief er plötzlich, ist es die wilde Jagd, die zurückkehrt, oder Constant? Ist es ein Nachtgespenst, oder mein treuer Diener? Ja es ist mein schwarzer Neapolitaner, ein ganz anderer Gaul, als das magere Gerippe, auf dem der klappernde Gerichtbote dahin jagte. — Gut, daß Du kommst, Constant! rief er dem Alten zu, wird es einem doch erst wieder wohl, wenn man unter Menschen ist. —

Ach Herr was ist Euch begegnet? fragte der Reiter, seinen Herrn ängstlich betrachtend, der, von der Glut des Feuers beleuchtet, geisterhaft vor ihm stand, Ihr seht ja blaß aus wie der Tod und habt das gezogene Schwert in der Hand, lieber Herr, sprecht! —

Schweig! befahl Melac.

Wollt Ihr nicht aufsitzen? fragte er dann seinen Herrn, dieser Ort ist so unheimlich; mir ist, als sähe ich vor und hinter mir Geister. — Kommt!

Schweigend schwang sich Melac auf sein Roß und sprengte den Berg hinunter, Constant und Paul folgten.

Aber kaum hatte er eine Viertelstunde gejagt, als er plötzlich sein Roß anhielt. Constant! rief er. Dieser sprengte vor, dort oben, wo jetzt die Sterne zu leuchten beginnen, ist noch eine Welt. Werden wir dort hinauf, oder dahinunter gehen? Constant bekreuzte sich.

Ich wollte, ich wäre zu Hause geblieben, und schlief ruhig auf meinem Pfühl, träumte von Genüssen des Lebens und sähe im Traume mit lachendem Muthe Eßlingen brennen. Ich habe an die Pforte der Geisterwelt gepocht, sie ward mir aufgethan — Nur zu, wilder Rappe, nur zu! rief er, dem edlen Thiere die Sporen in die Weichen drückend, jage, als trieb Dich der Sturm, oder die Mezze mit ihrer Schlangenpeitsche, wir müssen ans Ziel — Heute ist es noch die alte Burg, die dort in der Ferne graut — morgen vielleicht das Grab — und dann! —

Er jagte über Stock und Stein dahin, keuchend sprengte der Rappe den Berg hinauf. Das Thor der Burg öffnete sich, Melac ritt ein, sprang vor einem kleinen Häuschen ab, das noch heute nach ihm Melac's Häuschen genannt wird, legte sich ins Bett, aber nicht zur Ruh.

Auch dem Ritter von Rodenstein hatte sein Verhängniß noch nicht die Ruhe gegönnt, er schwebte über die sieben Linden bei Stetten, den Blick nach dem gestirnten Himmelzelt gehoben, das ihm noch nie so strahlend gedünkt, daß er noch nie so lange, so sehnsuchtvoll betrachtet hatte. Ihm war heute wohler, als seit Jahrhunderten, er nahm Theil an den Menschen und an ihrem Glück, und das Bewußtsein war ihm beruhigend, sein wildes Gemüth zum erstemal bezähmt zu haben, als er den Wunsch, Melac zur Rettung Magdalenens zu vernichten, in sich unterdrückt hatte; dies verbreitete eine stille Heiterkeit über ihn. Von dem Himmelsdome wandte er jetzt den Blick nach dem alten Schlosse, schwebte dann herab, doch ihm nahen durfte er nicht. Das Kreuz am Eingange hielt Wacht, die heilige Kapelle im Innern duldete den Verstoßenen nicht, er blieb in der Ferne und wartete auf Mathilde, nach der seine Sehnsucht heute stärker war als je. Sie säumte auch nicht lange, bald sah er sie, so wie es ihm schien, in lichterem Glanze als je, über das Schloß zu ihm herniederschweben, und Heiterkeit umstrahlte ihr sonst so schmerzenvolles, bleiches Antlitz.

Sei mir gegrüßt! rief sie ihm entgegen, Sei mir gegrüßt in dieser sternenhellen Nacht! Hast Du ihm begegnet?

Ich habe dem Wilden gegenüber gestanden!

Und ihn zermalmt? fragte sie besorgt.

Ich vermochte es nicht! Eine Stimme rief mir zu: Ueberlaß ihn seinem Richter! Und obgleich die Stimme mir unbekannt war, folgte ich ihr doch, und ertrug seinen Hohn — Zwar ist nun Magdalene nicht gerettet —

Gott wird sie schützen! fiel ihm Mathilde beruhigend in die Rede — Ich habe ihr leise zugeflüstert, den entscheidenden Augenblick von Allem, was ihr begegnen möchte, bis auf die Stunde der Mitternacht zu verschieben, wo ich zu ihrem Schutze bereit sein werde. Morgen geht sie nach Eßlingen, den Vater zu retten — Gott möge ihr einen Engel senden, der sie, während wir schlummern, beschütze. —

Als der Schlaf sich wieder auf Magdalenens mattgeweinte Augen senkte, fuhr Mathilde fort, schwebte ich über den Schloßhof, da zog es mich nach einem Thurm, in welchem eine Wendeltreppe sich aufwärts schlängelt, aber ich hob mich nicht hinauf. Ich fand eine offene Thüre, dahin zog es mich mit unwiderstehlicher Gewalt. Ich trat ein, und — o mein Otto! fühle mein Entzücken, ich stand in einer heiligen Kapelle, die Sünderin durfte in das Haus Gottes eingehen, niederknieen vor dem Altar des Höchsten, um Barmherzigkeit flehn! — Und als ich mein Gebet beendet, vernahm ich ein leises Gemurmel über mir, ich schwebte aufwärts und hörte nun deutlich das Gebet eines Engels — Herr! sprach er, sende Deine Engel aus, die Unglückliche zu schützen, vergieb ihr ihre Schuld, lege die Barmherzigkeit auf Deine strenge Waage und sei der Sünderin gnädig;

denn, Herr, Deine Güte reicht so weit, als die Wolken ziehn, und ewig, wie Deine Macht, ist auch Deine Barmherzigkeit. Die Pforten Deines Hauses stehen jedem verlornen Sohne und jedem reuigen Sünder offen; Deine ewige Liebe verschließt sie nicht für ewig, selbst nicht dem Verdammten. Du bist der Gott der Liebe und des Erbarmens, sei allen Sündern gnädig und barmherzig!

Der Engel schwieg. Mein Gebet, daß er auch uns die Pforten des Vaterhauses nicht verschließen möge, stieg auf zu Gott. Es ist erhört, ich sandt es ja dem Gott der ewigen Liebe.

Sieh den Himmel, wie sternenklar! sagte jetzt der Ritter von Rodenstein, mich treibt es nicht heimwärts, ich möchte aufwärts schweben, immer höher und höher — Aber horch! Rauscht es nicht hinter uns, und treibt es Dich nicht vorwärts? Es ist unser finsteres Verhängniß, noch dürfen wir nicht den Sternen entgegen — hinab zieht es uns in die Gruft. — Mich dünkt, ich höre das Krähen des Hahns, die Luft wird schneidend — Auf, auf Mathilde! — Nur das Grab steht uns offen, die Pforten des Vaterhauses sind noch verschlossen — fort, fort! — der nahende Morgen treibt mich hin!

Auf den Flügeln des Sturmes schwebte er fort; sie folgte ihm.

Es war am frühen Morgen, als es leise an die Thüre der Priorin klopfte; eine Laienschwester öffnete sie und Magdalene trat ein. Die Klosterfrau empfing sie mit offenen Armen und drückte sie, wie es schien, mit Inbrunst an sich. Gelobt sei Gott, daß ich Dich hier sehe! sprach sie, einen Kuß auf des Mädchens Stirn drückend.

Heilige Frau! sagte Magdalene, nachdem sie sich in etwas erholt hatte, ich komme, Euch in wichtiger Angelegenheit um Rath zu fragen. Ihr schriebet mir, ich allein könne den Vater retten, sagt mir, sagt, auf welche Weise könnt' ich das? — Rathet mir!

Mein Kind! begann die Priorin, doch in etwas verlegen, mannichfaltig sind die Wege, auf welchen der Herr die Seinen führt; der Eine gelangt auf ebenem, gebahntem Pfade zum Ziel, der Andere muß über Klippen und Dornen wallfahrten, bis er das Ferne erreicht: Oft muß der Leib untergehen, um die Seele zu retten, oft ist das, was dem umflorten Aug' als Sünde erscheint, dem Auge Gottes Tugend. Gepriesen seist Du, Magdalene Hegelin, daß Dich der Herr zur Märtyrin erkohr!

Ja heilige Mutter! unterbrach sie Magdalene, Gesegnet sei Gott, daß ich den Märtyrtod sterben darf!

Den Märtyrtod? rief die Priorin, dafür bewahre Dich der Herr, Du opferst Deinen Leib für edlen Zweck; rettest Deine Seele, denn die Entweihte findet in den stillen Mauern unsers Klosters Vergebung ihrer Sünde, und mit dem Schleier, der sie deckt, umstrahlt sie eine schönere,

heiligere Glorie, als die der irdischen Tugend! — Geh hin, meine Tochter, rette Deinen Vater, rette die Stadt, und gehe dann ein in den Schoos der Alles versöhnenden Kirche.

Starr, fast leblos sah Magdalene auf die Priorin. — Versteh' ich Euch recht, sagte sie von unnennbarem Schmerz ergriffen. Entweiht soll ich in Eure Mauern fliehn, entweiht soll ich ihm dort begegnen, seiner unwerth den Geliebten dort begrüßen? Verstand ich Euch recht?

Mein Kind, nicht das Mittel, der Zweck heiligt die That! — sagte die Priorin, das Glück Tausender, das Leben Deines Vaters erhältst Du, opferst nur Irdisches; und gewinnst das ewige Heil!

Nur Irdisches? rief das Mädchen und hohe Röthe überflog ihr bleiches Antlitz, die Tugend ist des Menschen himmlische Mitgift, sie verlangt Gott nie zum Opfer! — Lebt wohl! Nun glaub' ich Euch ganz zu verstehen! Sie verließ die Priorin und eilte ihrem Ziele zu. Der Schleier war vor ihren Augen gesunken, ein reines Licht leuchtete ihr hell, und freundlich schwebte das Bild der frommen Fürstin ihr zur Seite, die für sie zu Gott gefleht, und deren Gebet Mathilde für das Gebet eines Engels gehalten hatte.

Unruhig schritt Melac in dem kleinen Stübchen auf und ab, das er in dem abgelegenen Häuschen auf dem Hofe der Burg jetzt bewohnte. Er hatte die Nacht durchwacht, bald hatte ihn die Unruhe aus dem Bette getrieben, bald der Unmuth ihn wieder hinein gejagt. Er war unzufrieden mit sich, daß er eines drückenden Gefühls nicht Herr werden, nicht die Erinnerungen jener Nacht verscheuchen konnte, daß der wilde Muth nicht alles übertäubte, und er immer noch die Worte des wilden Jägers zu hören glaubte; er schämte sich, daß die fratzenhaften Gestalten seinen Unglauben an die Fortdauer nach dem Tode erschüttern, seinen frechen Muth wankend machen konnten. Jetzt beschloß er mit keckem Hohne dem Schicksal entgegen zu treten, dann fragte er sich wider Willen, ob es wohl noch Zeit sei, umzukehren auf der so lang durchirrten Bahn, und rief Constant, der ihn jedoch durch seine Ermahnungen bald langweilte. Zu sehr gewöhnt, mit trotzigem Muthe dem Schicksal entgegen zu gehen, den Tod, als das Ende seines Seins zu betrachten, waren die reuigen Gedanken nur vorüberfliegende Fieberschauer, und ehe der Tag graute, war Melac, der wilde, Gott verleugnende Mann, wieder der Alte, der trotz Himmel und Hölle, mit frecher Beharrlichkeit den einmal betretenen Weg, wo möglich noch wilder, zu verfolgen beschloß.

Schon war sein Morgentrunk hinunter gejagt, schon der zweite Becher geleert, und der Befehl gegeben, daß, wenn Magdalene bis Mittag nicht erscheine, Benedikt die ersten Grade der Tortur erleiden und, bis er das Mädchen zur Stelle schaffe, damit fortgefahren werden sollte, als er Constant Wein zu bringen befahl, um seinen Unmuth hinunterzuspülen.

Auch das Gewissen? brummte Constant vor sich hin, und ging Wein zu holen. Als er nun über den Burghof, dem Keller zu hinkte, sah er ein Mädchen mit eiligen Schritten die hohen Stufen längs der Mauer, welche die Stadt mit der Burg verbindet, herauf kommen. Wie erschrak er, als er gewahrte, daß es Magdalene sei. Um Gottes und aller Heiligen willen! rief er ihr entgegen, wie kommt Ihr hierher, wie wagt Ihr Euch unter lauter Kriegvolk in dies Sodom und Gomorra?

Führt mich zu dem General, Herr Constant! bat Magdalene tief Athem holend.

Ruht Euch nur einen Augenblick aus, erwiderte Constant, Ihr seid ja ganz außer Athem. Aber bei St. Georg, sagt mir, was Ihr da oben wollt, Ihr rennt ja in Euer Verderben?

Den Vater muß ich retten! erwiderte sie gelassen, führt mich nur zu Melac.

Jungfer! sagte der alte Reiter kopfschüttelnd, kennt Ihr die Euch drohende Gefahr nicht, oder wollt Ihr sie nicht kennen?

Ich kenne sie, ehrlicher Freund! sagte Magdalene mit heiterer Ruhe — Nur geleitet mich zu ihm! — Unten in der Stadt vernahm ich, sie hätten die Marterwerkzeuge schon in das Gefängniß gebracht; darum hin zu ihm! Sie riß den Alten mit sich fort.

Geduldet Euch nur einen Augenblick, bat Constant, als sie jetzt vor Melacs Zimmer hielten, nur einen Augenblick. —

Er ging hinein. Herr! sagte er, am ganzen Leibe zitternd, ich trete vor Euch im Namen des barmherzigen Gottes und flehe um Menschlichkeit! Draußen steht Magdalene Hegelin!

Magdalene! rief Melac — Laß sie herein!

Erst versprecht mir —

Scher' Dich zum Teufel, alter lästiger Narr! rief er, die Thüre aufreißend, nur herein, Magdalene! Das Mädchen trat ein — Constant wollte bleiben, Fort! befahl ihm der General; er mußte gehorchen.

Herr! sagte das Mädchen, von Melac mit glühenden Augen betrachtet, ich komme, Euch um das Leben meines Vaters zu bitten — Seid menschlich! —

Melac erwiderte nichts, sein Auge schwelgte in Magdalenens Reizen.

Herr! fuhr sie fort und stürzte zu seinen Füßen, erwartet Ihr einst Erbarmen von Gott, so erbarmt Euch meines Vaters! — Stellt einen Preis, was wir haben, Hab und Gut, alles nehmt, nur laßt mir den Vater — Seid menschlich!

Nur für einen Preis ist er zu retten, und der Preis bist Du! erwiderte Melac mit teuflischem Lächeln, bog sich zu ihr nieder, hob sie auf und schloß sie schonungslos in seine Arme.

Rührt mich nicht an! rief sie, ihn zurückstoßend, noch bin ich Euch nicht verfallen! Rührt mich nicht an! wiederholte sie, und ihre Hand faßte

nach dem verborgenen Dolch, es giebt Augenblicke, wo die Verzweiflung auch dem Schwachen Kraft giebt, und ein solcher Augenblick brächte Euch um Eure Beute!

Melac, von diesem unerwarteten Muthe des Mädchens überrascht, trat einen Schritt zurück.

Noch einmal will ich bitten, General! rief sie verzweiflungvoll, bei dem Schmerzentode unsers Heilandes, bei der Stunde des Weltgerichts flehe ich zu Euch, gebt meinen Vater frei! — Melac schwieg, noch einmal frage ich Euch, General; ist kein Erbarmen in Eurer Brust, muß der Vater sterben? —

Wenn Du ihn nicht rettest, schönes Mädchen, noch heute! erwiderte er kalt.

Nun so vergebe mir Gott, ich muß! — Jetzt, sagte sie stolz, jetzt laßt uns unsern Handel abschließen, kalt und ruhig. Gebt Ihr meinem Vater die Freiheit, schwört Ihr mir bei Allem was Euch heilig ist, bei Gott und Eurer Soldaten Ehre, daß Ihr meine Vaterstadt schonen, sie nicht plündern, nicht den Flammen preis geben, sie mild behandeln wollt, so übergebe ich Euch meinen Leib und — meine Seele! setzte sie zusammenschaudernd hinzu.

Euer Vater sei frei, die Stadt werde verschont! den Schwur leiste ich und werde ihn halten! rief Malac entzückt, und nun Liebchen —

Rührt mich nicht an! sagte sie nochmals ernst, und trat stolz zurück. Eher würde ich mich selbst vernichten, als jetzt die Eure werden. Was ich thun soll, ist ein finstres Werk, und gehört nur der Nacht und ihrem Dunkel an — Ich muß beten und beichten, Abschied nehmen von Vater und Mutter und meinen Gespielen, muß zu meinem Gott flehen und dies muß ich mit reinem Herzen und kann es nur unentweiht. — Mein Vater hat einen Weinberg nicht weit von hier auf der Höhe, Gerach nennt man den Ort — ein kleines Häuschen werdet Ihr dort finden und ein freies Plätzchen davor, wo ich oft gesessen, und nach dem Frauenthurm und der Burg geblickt und mich der herrlichen Natur und meiner unschuldvollen Jugend gefreut habe — Dort auf diesem Freudenplatze meiner frühern Tage, dort sollt Ihr mich finden — dort will ich die Eure sein! —

Und warum nicht hier, warum dort, fern von der Stadt?

Wo die Blume aufblühte, wo sie in Jugendfrische prangte, will sie nicht entblättert welken.

Hm! unterbrach sie Melac nachdenkend.

Oder fürchtet Ihr, mit einem Mädchen dort in der Einsamkeit allein zu sein, wo Eure Soldaten Euch nicht schützen, Eure Trabanten Euch nicht umgeben können? — Nehmt sie mit, stellt Wachen aus, laßt mich von Soldaten begleitet zu Euch führen, mir gleichviel; aber nur auf Gerach — das schwöre ich bei dem allmächtigen Gott — opfre ich mich Euch; sonst nirgends!

Ein sonderbares Verlangen, sagte Melac spöttisch lachend — bist schon in meiner Gewalt, und willst mir noch Zeit und Ort bestimmen? Doch diese Sonderbarkeit hat den Reiz der Neuheit für mich — Und so sei's! — Also auf Serach! — Doch warne ich Dich, spare jede List, Du bleibst von diesem Augenblick, bis ich Dich an dem bestimmten Ort treffe, von Soldaten umgeben. Dein Vater wird zwar noch in dieser Stunde das Gefängniß verlassen, aber in seinem Hause streng bewacht werden. Täuschest Du mich, so lasse ich zünden und plündern und es ist um Euch geschehen — dann werde die Beute eines gemeinen Reiters.

Sorgt nicht! sagte Magdalene mit feierlichem Tone, wenn die Glocke des Frauenthurmes Zwölfe schlägt, wenn ihr letzter Schlag verhallt ist, steht das Opferlamm bekränzt vor Euch. — Thut dann, was Euch recht dünkt!

Bei diesen Worten schrack Melac zusammen, er gedachte des wilden Jägers — warum wählst Du die Stunde der Mitternacht? fragte er finster, warum willst Du meine Ungeduld so lange zügeln?

So war es mir befohlen, erwiderte sie.

Und wer gab Dir diesen Befehl? — fragte Melac gespannt.

Eine Stimme von oben, ihr muß ich folgen.

Eine Stimme von oben? wiederholte Melac vor sich hin, nun gut! sagte er dann und suchte sich zu fassen — Sein Auge sah nicht mehr auf die schöne Gestalt der Jungfrau, es starrte auf den Boden, es schwelgte nicht mehr in den Reizen des Mädchens, er sah nur den wilden Jäger vor sich stehen, hörte nur die Worte: um Mitternacht wird Gericht über Dich gehalten! Schweigend stand er so eine Weile da, dann hob er plötzlich das gesenkte Haupt, blickte mit flammenden Augen auf das Mädchen, das vor diesem Blick erbebend, auf Wiedersehen! ausrief, und schnell, als verfolge sie ein Geist, davon eilte. Melac noch die Erscheinung denkend, hielt sie nicht auf, sah lange noch sinnend auf die Stelle, wo sie vor ihm gestanden, Ja! rief er endlich, Ja, um solch einen Preis wag ich den Kampf mit der Hölle! — Was kann ich dabei verlieren? Eine Schuld mehr oder weniger, das ist ja gleich — Ich will mich nicht beugen, will nicht vor eitlen Drohungen erbeben, will enden, wie ich begonnen! rief er dann entrüstet, sie ist des höchsten Preises werth. Er gab die nöthigen Befehle zur Befreiung Benedikts und versuchte im Weine die Erinnerung zu tödten, und von den lockenden Bildern, die sich seine Phantasie jetzt schuf, die widrigen Fratzengestalten zu bannen, die sie ewig umgaukelten. Aber vergebens, der wilde Jäger trat drohend vor ihn, der wahre Muth war in ihm erloschen, nur der Muth der Verzweiflung flammte noch wild in ihm auf.

Magdalene war von der Burg nach dem Vaterhause geeilt. Hier fand sie Alles wie verödet, nirgends Leben, überall war es wie ausgestor-

ben. Sie schlich die Treppe hinauf, nach dem Stübchen der Mutter und ihre Hand bebte, als sie die Klinke ergriff, sie zu öffnen; endlich trat sie ein. Tiefgebeugt mit bleichem, kummervollem Antlitz saß die alte Frau allein auf ihrem Lehnstuhl; bei dem Anblick ihrer Tochter erhob sie sich, wollte ihr entgegen, aber vermochte es nicht.

Habe ich doch noch die Freude vor meinem Ende, sprach sie, ihr Kind an die Brust drückend, habe ich Dich doch wieder, meine gute Magdalene! Ach, wäre Dein Vater nur hier, könnte er Dich nur noch einmal sehen, Dich nur noch einmal in seine Arme schließen, ehe die Schergen ihn morden. —

Sorgt nicht, Mutter! tröstete sie Magdalene — die Schergen werden den Vater nicht morden, er wird bald hier sein, faßt Euch nur, wenn er kommt, daß die Freude Euch nicht tödte — er ist gerettet!

Durch Dich? fragte die Mutter zitternd.

Ich glaube durch mich, sagte sie ergeben und küßte der Mutter die Hand. Da öffnete sich die Thüre und Benedikt trat ein.

Vater, geliebter Vater! rief sie und stürzte zu seinen Füßen. — Er aber stieß sie von sich, reichte schweigend der erschrockenen Barbara die Hand, und achtete der Tochter nicht, die sich jetzt langsam erhob und sich dem Vater näherte. Ihr irrt Euch in mir, Vater! sagte sie mit Stolz. Benedikt warf einen verächtlichen Blick auf sie und schwieg.

Wollt Ihr mein Richter sein, fuhr sie fort, so laßt mich wissen, wessen Ihr mich beschuldigt.

Danke ich Dir meine Freiheit? fragte er zornig.

Ja, Vater!

So sei die Stunde verflucht, wo man mir die Ketten abnahm, der Tag verflucht, der mich wieder das Licht der Sonne erblicken ließ! — Für solchen Preis lieber tausendfachen Tod! — Magdalene wollte ihn unterbrechen, er aber fuhr entrüstet fort. Entehrt, mit Schande in das Grab sich legen, dort zur Ruhe zu gehen! — O, wo wäre da Ruhe; nicht im Himmel, nicht in der Hölle, nicht in kühler Erde findet sie der mit Schande Belastete. — Ich wähnte mich ein stattlicher, kraftvoller Mann, nun ist mein Muth gebrochen, denn mein Kind ist — entehrt.

Barmherziger Gott! schrie die Mutter auf, und barg mit zitternden Händen ihr weinendes Antlitz. Magdalene eilte hin zu ihr. Mutter! bat sie, Beruhigt Euch. —

Ich mich beruhigen? sagte die Alte, mich beruhigen, wenn ich Dich entehrt weiß? Und doch kann ich Dir nicht fluchen! — Das Mutterherz spricht zu laut. — Komm zu mir, sagte sie tröstend, wenn Dich der harte Vater verstößt, so komm an das Mutterherz.

Mit Schande belastet, muß ich mich ins Grab legen! jammerte Benedikt tief gebeugt. O mein Kind, mein Kind!

Schon einmal, Vater, habt Ihr mir unrecht gethan, nahm Magdalene

mit edlem Stolze das Wort. Auch jetzt! — Legt Euer Haupt, legt Eure grauen Locken zur Ruh! Wenn der Todesengel Euch ruft, wird Magdalenens Schande Euch nicht hart betten, nicht Euern Schlummer stören. — Rein, wie die Lilie in der Hand der Engel, rein, wie Flocken des Schnees in der heiligen Nacht, steht sie vor Euch. Um Mitternacht erst schlägt die Stunde der Entscheidung, und glaubt Ihr, daß sie meiner Schande schlagen werde? Davor schützt mich der Dolch —

Heiliger Gott, Kind! was willst Du beginnen? rief die Mutter erbebend, da Magdalene die Waffe aus ihrem Busen zog —

Was der Jungfrau ziemt! sagte Benedikt kalt. Eher Tod als Schande! — Magdalene, fuhr er fort, Du hast wohl von jenem Römer gelesen — in dem Chronikenbuche steht es — der seinem entehrten Kinde auf öffentlichem Markte, vor versammeltem Volke den Dolch in die Brust stieß — so hätte auch ich Dir gethan!

Magdalene lächelte, die Mutter aber erbleichte, harter Mann, sprach sie, fürchtest Du nicht die Strafe des Himmels?

Gott opferte seinen eigenen Sohn für die Menschheit, erwiderte er, warum sollte der Mensch sein Kind nicht auch für die Tugend opfern können? — Und nun verzeihe mir, Magdalene, daß ich an Dir zweifeln konnte. Ich glaubte Deine Liebe zu mir habe Dich bethört, komm an mein Herz! Er schloß sie in seine Arme.

Nehmt den Fluch zurück, sprach sie vor ihm niederknieend, segnet den Tag, daß er uns heilbringend werde.

Der Herr segne Dein Vorhaben und beschütze Dich, sprach er feierlich, denn Dir steht Furchtbares bevor! Aber was es auch sei, das Dich treffen könnte, so möge es Dich in der Tugend stärken, daß Du, eine Reine, eingehen mögest in Dein Vaterhaus, hier oder dort! Und nun berichte mir, Magdalene, wie sich Alles begeben, und wodurch Du meine Bande gelöst.

Sie erzählte ihm nun alles, was seit seiner Verhaftung vorgegangen, verschwieg ihm nichts, selbst das nicht, was zwischen ihr und der Priorin vorgefallen war. Er dankte im Stillen der edlen Herzogin für die mütterliche Liebe und die guten Lehren und Vermahnungen, die sie seinem Kinde gegeben hatte, die Priorin erwähnte er nicht. Und als ihm Magdalene von dem wilden Jäger berichtete, und ihm sagte, daß in vergangener Nacht die Schwester ihr erschienen sei, und mit ihr gar freundlich gesprochen und ihr befohlen habe, die Entscheidung von Allem, was ihr noch heute begegnen könne, bis zur Mitternachtstunde aufzuschieben, sie wollte ihr dann zur Hülfe wieder erscheinen, erheiterte sich des Alten Gesicht und er sagte mit Zuversicht, nun verläßt mich die Hoffnung nicht ganz! Hierauf winkte er ihr, ihm in die Kammer zu folgen.

Was aber willst Du beginnen? fragte er hier, wenn Du bei Melac bist? Wie willst Du dem Wüstling entgehen?

Noch weiß ich es nicht, Euch zu sagen, erwiderte sie — es schwebt mir nur dunkel vor. —

Magdalene! sagte der Vater leise, es könnte Dir der Dolch entwunden werden, solche Bösewichter sind auf alle Fälle gefaßt, hier hast Du noch eine Waffe, die eben so sicher trifft. Es ist schnell tödtendes Gift, nur ein paar Tropfen, und die Lebensflamme verlischt, gebrauch es nur in äußerster Noth, und nun bereite Dich zum Tode, er könnte Dich, ehe der Morgen graut, ereilen, und er darf Dich nicht unvorbereitet treffen. Der Mutter verschweig Alles, sie könnte sich nicht fassen, verginge vor Angst und verrieth es vielleicht gar ihrer Schwester und dann wärest Du verloren. Wir beide wollen noch den Tag mit einander verbringen, ernst und gefaßt, als sei es der letzte!

Der Tag verging auch in ernsten Betrachtungen, der Abend kam, schon schlug die zehnte Stunde, da ließ Benedikt die Tochter allein, daß sie ihr Herz noch einmal in der Einsamkeit zu Gott erheben, und sich dann gleich einem Opferlamm schmücken könne; denn so wollte sie es. Er selbst ging hinunter in seine Stube, wo er den ganzen Tag über nicht gewesen, und während die Soldaten, denen er zur Bewachung übergeben war, zechten und jubelten, stand er dort mit beklommenem Herzen, schloß den Wandschrank auf und holte den kleinen Becher heraus, aus welchem er zu trinken pflegte. Da rollte ihm des Pater Ambrosius Pergament entgegen und unwillkürlich schauderte er zusammen, als er es wieder auf seinen Platz legte. Er gedachte der nächtlichen Erscheinung Magdalenens und stärker als je wurde der Glaube, es sei Mathilde Hegelin, die ihr erschienen sei und die auch heute in der entscheidenden Stunde sie nicht verlassen würde. Er füllte sich nun den kleinen Becher, aber der Wein wollte ihm nicht munden, er schob ihn von sich, und versank in Gedanken. Da öffnete sich die Thür, der Kopf des Stadtschreibers lugte herein. Seid Ihr allein Gevatter? fragte er freundlich und trat näher, ich komme Euch Glück zu wünschen; Euer Name, der Name Eurer herrlichen, heroischen Tochter, der Jungfer Magdalene tönt durch die ganze Stadt — Jedermann weiß, daß sie sich für das Wohl der Stadt und für die Erhaltung Eures Lebens opfern wird oder vielleicht schon geopfert hat. Nehmt meinen Glückwunsch!

Benedikt war starr vor Staunen und Entsetzen, er blickte den Mann unverwandt an, der solchen Glückwunsch wagen konnte, sein Zorn fand nicht Worte. Dies Schweigen ermuthigte den Stadtschreiber, der ohne die zechende Wache im Nebenzimmer wohl schwerlich gewagt haben würde, diesen Triumph über seinen Feind zu feiern, ja freilich! begann er von neuem, kann ich es Euch nun nicht verdenken, daß Ihr meinen Sohn als Eidam ausgeschlagen habt, da Ihr morgen einen so vornehmen, allgewaltigen Mann als solchen begrüßen könnt. —

Elender! fuhr Benedikt auf und packte den Stadtschreiber mit kräftiger

Faust, so fest bei der Gurgel, daß er nicht aufschreien konnte, schändlicher Kuppler, fleh, ich erwürge Dich, wenn meinem Kinde ein Haar gekrümmt wird. Aus diesem Hause kommst Du nicht, bis meine Tochter zurückgekehrt ist; ich schleppe Dich in den Keller, und schlage Dir dort das Hirn ein, tritt mein Kind entehrt in mein Haus! Er hob nun den Erbärmlichen, der nur noch röcheln und nicht schreien konnte, und wollte ihn eben zur Thür hinaus, nach dem Keller schleppen, als ein Offizier hereintrat, der den Stadtschreiber aufsuchte und ihn in diesem jammervollen Zustande fand, aus dem er ihn schnell befreite. Ich soll Euch sogleich zu dem General führen, sagte der Offizier zu dem Halbtodten, nachdem er Benedikt der Wache zur besondern Aufsicht übergeben hatte, folgt mir! der Stadtschreiber, froh, aus Benedikts Händen gerettet zu sein, folgte ihm mit freudigem Herzen nach der Burg.

Hier fand er Melac beim Becher allein sitzend. Der Arbeiter ist seines Lohnes werth! rief ihm dieser entgegen, deßhalb sollt Ihr mich auch nach Serach führen; weiß doch überdies niemand von meinen Leuten den Weg nach diesem Zauberschlosse. Dort sollt Ihr Zeuge meines Glücks bei Magdalenen sein; und da Ihr so redlich Wort gehalten, will ich auch morgen mit der Stadt wegen der Contribution handeln lassen. — Kommt, die Pferde stehen jenseit des Grabens bereit, für Euch steht ein Maulesel gesattelt.

Schon jetzt? fragte der Stadtschreiber verwundert.

Ich habe meine Gründe, weßhalb ich so früh reite. — Ihr braucht Euch übrigens nicht zu fürchten, für List oder Ueberfall ist gesorgt.

Zitternd, und dennoch freudig folgte der Stadtschreiber. Der ganzen Stadt Gewißheit geben zu können, daß er selbst Magdalene in nächtlicher Stunde bei Melac gesehen, war ihm, trotz der Lehre, die er so eben von Benedikt erhalten hatte, ein zu großer Triumph.

Von Fackeln geleuchtet machten sie sich auf den Weg. Melac jagte nicht wie sonst den Berg hinauf, sein stolzer Neapolitaner schritt heute langsam und gab Constant, der den General allein begleitete, sattsam Gelegenheit, seinen Unmuth in heimlichen Verwünschungen, besonders über den Stadtschreiber auszulassen, den er, und mit Recht, als den Stifter all dieses Unglücks ansah.

So kamen sie, Melac mit lüsternen Erwartungen, der Stadtschreiber zwischen Furcht und Schadenfreude, Constant den Tag verwünschend, auf Serach an.

Sie fanden dort Alles zu ihrem Empfange bereit. In den kleinen Zimmern brannten überall Kerzen, auf dem Tische standen Becher und gefüllte Kannen, und man hätte glauben sollen, die Freude wolle hier einkehren, nicht der Gram. Seht doch, gnädiger Herr! sagte der Stadtschreiber höhnisch, wie Jungfer Magdalene Küch' und Keller zu Euerm Empfange geöffnet und alles so feierlich geordnet hat, daß man meinen sollte, sie erwarte ihren Bräutigam.

Nun, ist denn nicht so? erwiderte Melac, einen Becher füllend — setzt Euch, Stadtschreiber, wir wollen auf des Bräutchens Gesundheit trinken, bis sie kommt. — Wir werden zwar noch lange warten müssen, denn sie wollte erst um Mitternacht hier sein.

Und weßhalb, gnädiger Herr, seid Ihr so früh hierher geritten? fragte der Stadtschreiber mit hämischem Lächeln. — Melac antwortete ihm nicht — mir kam es sehr gelegen, fuhr jener fort, denn wenn die elfte Stunde geschlagen hat, ist hier herum der Teufel immer los und es beginnt die wilde Jagd und um alles in der Welt möchte ich da nicht im Freien ihr begegnen. Er sah bei diesen Worten scharf auf Melac, der unmuthig den Becher hinsetzte und statt Antwort ihm ein barsches Trinkt nur! zurief.

Als die verhängnißvolle elfte Stunde schlug, sank Magdalene ihrer Mutter um den Hals, welche den Blick gen Himmel richtend, keine Worte fand, ihr ein Lebewohl zu sagen. Immer fester schloß sie ihr Kind an sich, bis endlich Benedikt sagte: Ende Mutter! Gott wird sie nicht verlassen! — Magdalene riß sich nun aus der Mutter Armen, reichte der Muhme die Hand und sagte zu dieser kalt, ich vergebe Euch und der Priorin! — dann wandte sie sich zum Vater, kommt Vater, sprach sie, kommt!

Ich darf Dich nicht begleiten, erwiderte Benedikt, für mich ist mein Haus verschlossen, ich bin hier Gefangener, die Magd wird mit Dir gehen.

Das ist hart! sagte Magdalene, nun, wie Gott will! — Ist der Küster benachrichtigt? Wird die Kirche offen sein? —

Ein schmerzliches, Ja! entwand sich der Vaterbrust.

Lebt wohl Mutter, schließt mich in Euer Gebet! rief sie dann, ergriff des Vaters Hand und zog ihn mit sich fort. Als sie draußen waren, sank sie vor ihm nieder. Sollte ich Euch nicht wieder sehen, Vater, sagte sie leise, damit es die weinende Mutter nicht hören sollte, so lebt wohl! verzeiht mir, wenn ich je gefehlt, Euch je betrübt habe, und gebt mir Euern Segen, daß er mich stärke und mich noch jenseit hinüber begleite!

Benedikt legte seine zitternde Hand auf Magdalenens Stirn — Er wollte reden, aber der Schmerz überwältigte ihn: der Herr sei Dir gnädig und barmherzig! rief er endlich, schloß sein Kind in die Arme, Lebwohl! sagte er dann und eilte schnell zurück.

Magdalene ging jetzt von der Magd begleitet, der nahgelegenen Dyonisius-Kirche zu. Der Küster erwartete sie schon, ließ sie ein, und blieb unter dem gewölbten Eingang stehen, während Magdalene, vom Mondenlicht geleuchtet, in ihren Betstuhl trat. Hier, wo sie sich so oft zu Gott gewendet, warf sie sich in frommer Andacht nieder. Schon hatten die Glocken das erste Viertel verkündet, schon hallte das zweite feierlich durch die hohen Räume der Kirche, und mahnten Magdalene, daß sie der Entscheidung ihres Schicksals entgegen gehen müsse, als sie in der Tiefe ihres Herzens ausrief: Herr erbarme Dich meiner! — Vergieb mir, daß ich im Glauben wankte, und nicht fest hielt an dem kindlichen Vertrauen, das sich ohne

Fürsprecher zu seinem Vater wendet. Gieb mir Muth und Kraft zum Vollbringen, und wenn auch mein Thun nicht das rechte sein sollte, so vergieb mir meine Schuld, denn ich glaube recht zu thun. — Stärke mich Gott! Sie erhob sich, schritt der Pforte zu, drückte dem alten Küster dankend die Hand und verließ die Kirche. Als sie auf dem Marktplatz stand, warf sie noch einen Blick auf das Vaterhaus und begann nun, von Soldaten in einiger Entfernung gefolgt, ihren ernsten Weg.

Als sie sich aus dem Hohlwege rechts nach dem kleinen Winzerhäuschen wandte, von wo der Fußweg durch Obstpflanzungen und Weinberge die Höhe hinauf nach Serach führt, sah sie noch Licht in einem kleinen Häuschen. Sie blickte durch das Fenster, und sah bei dem Schein einer düstern Lampe, eine junge, ihr wohlbekannte Frau, die Spindel in der Hand, arbeiten und den Schlummer ihres Kindes bewachen? Weß Auge wird jetzt über mich wachen? seufzte sie auf, wandte ihr Auge weg und schritt, eine Verlassene, Hülflose die Höhe hinauf. Da vernahm sie die drei Schläge der Frauenglocke und schauderte zusammen. Wenn sie noch einmal tönten, die Zeit sie noch einmal mahnte, war es Mitternacht und sie stand am Ziele. — Je höher sie jetzt stieg, desto langsamer, desto wankender ward ihr Schritt, sie fürchtete, vor der bestimmten Stunde zu kommen und als sie das Häuschen mit seinen erhellten Fenstern durch die beschneiten Bäume schimmern sah, zog sie den schon gehobenen Fuß zurück, kalter Schauer schüttelte sie, aber ihr Muth verließ sie dennoch nicht. Sie wandte sich noch einmal, die Vaterstadt zu schauen und ihr Schmerz sollte noch einmal Thränen finden; denn als sie die Burg, die Thürme, die grauen Dächer ihrer Heimath, vom Mondenlicht erhellt, vor sich liegen sah, streckte sie zum Lebewohl die Arme nach ihr und weinte bitterlich. — Da hallte die Stunde der Mitternacht — Vater im Himmel! rief sie nun, Steh mir bei! ihr Thränenquell versiegte, und sie ging mit raschem Schritt dem Hause zu. Auf dem freien Platze hielt Constant mit den Pferden, sie grüßte ihn, er dankte, faßte ihre Hand und drückte sie schweigend an seine Lippen. Jetzt stand sie vor der offenen Thüre, trat ein, ihr Herz klopfte gewaltig, ihre Brust wollte zerspringen, aber muthig schritt sie die schmale Treppe hinauf, wo ihr schon die laute Stimme Melacs entgegenschallte, und als sie die Thür öffnete, wehte es sie so eisig und todtenhaft an, als träte sie in ein Grabgewölbe.

Nun packt Euch fort, Stadtschreiber! rief Melac, als er das Mädchen erblickte, und schob den Schurken unsanft nach der Thür, der einen teuflischlächelnden Blick auf Magdalene werfend, an ihr vorbei schlich. — Willkommen Liebchen! rief Melac ihr entgegen tretend, willkommen, Du ließest lange auf Dich warten.

Habt Ihr noch kein Erbarmen mit einer Unglücklichen? bat sie, den Frechen abwehrend.

Keines! rief er wildauflachend, Du bist zu schön, zu lockend, um Mit-

leid für Dich fühlen zu können. Dies sagend umfing er die Sträubende, die jetzt rasch den Dolch zog und mit sicherer Hand den Stoß nach seinem Herzen führte. Aber der Stoß glitt an dem Panzer ab, den er aus Vorsicht stets unter dem Kleide trug. Hell lachte er auf — das war verfehlt Jungfer! rief er höhnisch und ehe sie den Dolch in die eigene Brust stoßen konnte, hatte er ihn ihr entwunden.

Ziere Dich nun nicht länger Liebchen! rief er, sie fest umschlungen haltend, was soll das Gaukelspiel, ergieb Dich in Dein Schicksal, denn nun bist Du mein, trotz Himmel und Hölle!

Sie ist nicht Dein! rief eine furchtbare Stimme und vor ihm stand, zürnenden Antlitzes, der wilde Jäger. Ueberrascht ließ Melac die halb Ohnmächtige los, die auf das nahe stehende Ruhebett sank.

Truggestalt der Hölle! rief er, Du wagst es, mich in meiner Lust zu stören! Fort! er hob den Dolch, den er noch in seiner Rechten hielt, aber von der Geistergestalt berührt, war ihm die Hand wie gelähmt, sie hatte die Kraft verloren. — Ha! rief Melac von Wuth entbrannt, dem immer noch ernst vor ihm Stehenden zu: Du hoffst mich mit Deinem Blendwerk zu entwaffnen? — Du irrst, Ohnmächtiger! Es giebt ja, wie Du mir selbst gesagt, einen Stärkern als Du, in dessen Schutz ich stehe, nun so rufe ich ihn, ruf' ich den Teufel an, mir zu helfen!

Und ich den barmherzigen Gott, zur Rettung der Unschuld! sprach der Jäger, die Hände gefaltet gen Himmel streckend, es ist Gericht gehalten über Dich! Du bist verdammt.

Verdammt! rief Melac, sein Haar sträubte sich empor, sein Auge erglühte wie Flammen und suchte umher, ob sich keiner zu seiner Hülfe nahe. Niemand erschien, aber sein Erstarren war vorüber. Ha! ich fühle ja wieder die alte Macht und den alten Willen, jauchzte er auf. Nun, wenn keiner mir zur Hülfe naht und ich verdammt sein soll, will ich es auch ganz sein! — Rette sie, wenn Du es vermagst! rief er in wilder Verzweiflung, stieß hohnlachend den noch gehobenen Dolch in Magdalenens Brust, stürzte, wie von Furien gepeitscht, die Treppe hinunter, riß den Zügel des Rappen aus Constants Händen, schwang sich fluchend auf das Roß, und jagte davon.

Und aus der Ferne vernahm man die wilde Jagd. — Wilder als je war das Geheul und Getöse. Immer näher und näher kam's hinter Melac drein, der fluchend und bebend, das struppige Haar vom Winde durchsaust, den blutigen Dolch hoch in seiner Rechten, den Rappen spornte, der in hohen Bogensätzen über Stock und Stein dahin flog. Immer noch trieb er den Schnaubenden vorwärts, Schrecken und Furcht jagte ihn, er wollte der wilden Jagd, wollte seinem Geschick entfliehen. Der Sturmwind braußte ihm entgegen, doch achtete er ihn nicht; der Schnee wirbelte sich in Säulen empor und sperrte ihm den Weg, er sprengte hindurch. Immer näher und näher kam die Jagd, schon vernahm er das Schnaufen

der Rosse, das Rasseln des Todes dicht hinter sich, schon fühlte er die eisige Hand in seinem Nacken, da drückte er verzweiflungvoll dem Rosse die Sporen tief in die Weichen, es hob sich noch einmal, setzte über den hohlen Weg, der vor ihnen lag und stürzte zusammen. — Roß und Reiter lagen zu Boden, der Tod warf das verronnene Stundenglas über ihn weg, und jagte dann grinsend weiter.

Immer näher und näher kam die wilde Jagd, der Reiter rührte sich unter seinem Rosse nicht mehr, der Rappe lag todt auf seinem Herrn, dessen Sand verronnen war. Als aber Hirsch und Eber über sie weggezogen, die Meuthe heulend das Wild verfolgte, der kreischende Ruf und das wilde Jauchzen der Jäger erscholl, da sprang der Rappe, als ob er den Ruf der Geister vernähme, mit Blitzesschnelle auf, fest saß der Reiter noch im Bügel. Hussa! Hussa mir nach! rief er gebietend, der Rappe sprühte Flammen aus seinen Nüstern, und den blutigen Dolch schwingend, jagte Melac an der Spitze des höllischen Zuges dahin.

Niemand hat weiter von ihm gehört.

Als die wilde Jagd an Gerach vorüber gezogen war, erhob sich Constant, der sich bei ihrem Heranzug niedergeworfen und gebetet hatte, und sah schaudernd nach der Gegend, wo sein Herr hin gejagt war; nirgends sah er eine Spur. — Die Rosse waren verschwunden und alles still wie das Grab um ihn her; nur ein leises Winseln vernahm man in der Nähe, er eilte hin; es war der Stadtschreiber, der, von dem Rosse zertreten, seinen Geist aushauchte. Constant ließ ihn ohne Theilnahme liegen, ihn drängte sein Herz nach dem Hause hin. Dort fand er Magdalene auf dem Ruhebett liegen. Ein Kranz weißer Rosen war durch ihre blonden Locken geflochten, eine geknickte Lilie deckte die Wunde ihrer Brust; über sie bengte sich eine bleiche Geistergestalt, küßte ihre erstarrten Lippen und winkte dann Constant näher zu treten, und als der letzte Athemzug die Lilie nur noch leise hob, er der Sterbenden das gebrochene Auge schloß, tönten Harfenklänge, und auf den eindringenden Mondesstrahlen entschwebte, ein leises Ave Maria noch lallend, die bleiche Geistergestalt.

5.

Vergebung.

Auf dem verfallenen Gemäuer des Schnellerts saßen Mathilde und der Ritter von Rodenstein, schweigend und in sich gekehrt. Die ganze Natur schien so ruhig und ernst, wie sie; kein Lüftchen wehte, keine Wolke

leib für Dich fühlen zu können. Dies sagend umfing er die Sträubende, die jetzt rasch den Dolch zog und mit sicherer Hand den Stoß nach seinem Herzen führte. Aber der Stoß glitt an dem Panzer ab, den er aus Vorsicht stets unter dem Kleide trug. Hell lachte er auf — das war verfehlt Jungfer! rief er höhnisch und ehe sie den Dolch in die eigene Brust stoßen konnte, hatte er ihn ihr entwunden.

Ziere Dich nun nicht länger Liebchen! rief er, sie fest umschlungen haltend, was soll das Gaukelspiel, ergieb Dich in Dein Schicksal, denn nun bist Du mein, trotz Himmel und Hölle!

Sie ist nicht Dein! rief eine furchtbare Stimme und vor ihm stand, zürnenden Antlitzes, der wilde Jäger. Ueberrascht ließ Melac die halb Ohnmächtige los, die auf das nahe stehende Ruhebett sank.

Truggestalt der Hölle! rief er, Du wagst es, mich in meiner Lust zu stören! Fort! er hob den Dolch, den er noch in seiner Rechten hielt, aber von der Geistergestalt berührt, war ihm die Hand wie gelähmt, sie hatte die Kraft verloren. — Ha! rief Melac von Wuth entbrannt, dem immer noch ernst vor ihm Stehenden zu: Du hoffst mich mit Deinem Blendwerk zu entwaffnen? — Du irrst, Ohnmächtiger! Es giebt ja, wie Du mir selbst gesagt, einen Stärkern als Du, in dessen Schutz ich stehe, nun so rufe ich ihn, ruf' ich den Teufel an, mir zu helfen!

Und ich den barmherzigen Gott, zur Rettung der Unschuld! sprach der Jäger, die Hände gefaltet gen Himmel streckend, es ist Gericht gehalten über Dich! Du bist verdammt.

Verdammt! rief Melac, sein Haar sträubte sich empor, sein Auge erglühte wie Flammen und suchte umher, ob sich keiner zu seiner Hülfe nahe. Niemand erschien, aber sein Erstarren war vorüber. Ha! ich fühle ja wieder die alte Macht und den alten Willen, jauchzte er auf. Nun, wenn keiner mir zur Hülfe naht und ich verdammt sein soll, will ich es auch ganz sein! — Rette sie, wenn Du es vermagst! rief er in wilder Verzweiflung, stieß hohnlachend den noch gehobenen Dolch in Magdalenens Brust, stürzte, wie von Furien gepeitscht, die Treppe hinunter, riß den Zügel des Rappen aus Constants Händen, schwang sich fluchend auf das Roß, und jagte davon.

Und aus der Ferne vernahm man die wilde Jagd. — Wilder als je war das Geheul und Getöse. Immer näher und näher kam's hinter Melac drein, der fluchend und bebend, das struppige Haar vom Winde durchsaust, den blutigen Dolch hoch in seiner Rechten, den Rappen spornte, der in hohen Bogensätzen über Stock und Stein dahin flog. Immer noch trieb er den Schnaubenden vorwärts, Schrecken und Furcht jagte ihn, er wollte der wilden Jagd, wollte seinem Geschick entfliehen. Der Sturmwind braußte ihm entgegen, doch achtete er ihn nicht; der Schnee wirbelte sich in Säulen empor und sperrte ihm den Weg, er sprengte hindurch. Immer näher und näher kam die Jagd, schon vernahm er das Schnaufen

der Rosse, das Rasseln des Todes dicht hinter sich, schon fühlte er die eisige Hand in seinem Nacken, da drückte er verzweiflungvoll dem Rosse die Sporen tief in die Weichen, es hob sich noch einmal, setzte über den hohlen Weg, der vor ihnen lag und stürzte zusammen. — Roß und Reiter lagen zu Boden, der Tod warf das verronnene Stundenglas über ihn weg, und jagte dann grinsend weiter.

Immer näher und näher kam die wilde Jagd, der Reiter rührte sich unter seinem Rosse nicht mehr, der Rappe lag todt auf seinem Herrn, dessen Sand verronnen war. Als aber Hirsch und Eber über sie weg-zogen, die Meuthe heulend das Wild verfolgte, der kreischende Ruf und das wilde Jauchzen der Jäger erscholl, da sprang der Rappe, als ob er den Ruf der Geister vernähme, mit Blitzesschnelle auf, fest saß der Reiter noch im Bügel. Hussa! Hussa mir nach! rief er gebietend, der Rappe sprühte Flammen aus seinen Nüstern, und den blutigen Dolch schwingend, jagte Melac an der Spitze des höllischen Zuges dahin.

Niemand hat weiter von ihm gehört.

Als die wilde Jagd an Gerach vorüber gezogen war, erhob sich Constant, der sich bei ihrem Heranzug niedergeworfen und gebetet hatte, und sah schaudernd nach der Gegend, wo sein Herr hin gejagt war; nirgends sah er eine Spur. — Die Rosse waren verschwunden und alles still wie das Grab um ihn her; nur ein leises Winseln vernahm man in der Nähe, er eilte hin; es war der Stadtschreiber, der, von dem Rosse zertreten, seinen Geist aushauchte. Constant ließ ihn ohne Theilnahme liegen, ihn drängte sein Herz nach dem Hause hin. Dort fand er Magdalene auf dem Ruhebett liegen. Ein Kranz weißer Rosen war durch ihre blonden Locken geflochten, eine geknickte Lilie deckte die Wunde ihrer Brust; über sie beugte sich eine bleiche Geistergestalt, küßte ihre erstarrten Lippen und winkte dann Constant näher zu treten, und als der letzte Athemzug die Lilie nur noch leise hob, er der Sterbenden das gebrochene Auge schloß, tönten Harfenklänge, und auf den eindringenden Mondesstrahlen entschwebte, ein leises Ave Maria noch lallend, die bleiche Geistergestalt.

5.

Vergebung.

Auf dem verfallenen Gemäuer des Schnellerts saßen Mathilde und der Ritter von Rodenstein, schweigend und in sich gekehrt. Die ganze Natur schien so ruhig und ernst, wie sie; kein Lüftchen wehte, keine Wolke

Die Carrara.

Erste Abtheilung.

Giacomo.

Schon seit Jahrhunderten hatte das Geschlecht der Carrara in der Lombardei geglänzt und lange Zeit herrschte es in Padua und den umliegenden Landen. Im Anfange des 15. Jahrhunderts war Francesco Carrara Fürst von Padua, der mit mildem Scepter regierte, da er in früherer Zeit die Unbeständigkeit des Glückes erfahren hatte. Von Johann Galeazzo, dem Herzoge von Mailand, aller seiner Städte und Burgen beraubt, schmachtete er lange in dessen Gefangenschaft, rettete sich durch die Flucht, und glückliche Umstände benutzend, hatte er sich durch Hilfe der Florentiner und Venetianer wieder in den Besitz Padua's gesetzt, doch Vicenza, Belluno, Feltre und mehre andere seiner ehemaligen Besitzungen mußte er dem Herzoge von Mailand überlassen.

Als der Herzog starb, hinterließ er seinen beiden unmündigen Söhnen die ganze Lombardei, einen beträchtlichen Schatz, ein wohlgeordnetes Heer und die ersten Kriegobersten Italiens. Dieses schöne Land wurde in jener schmachvollen Zeit nicht mit dem Scepter, nur mit dem Schwerte regiert, Abenteurer durchzogen es an der Spitze ihrer Banden; sich dem Meistbietenden verkaufend, führten sie Krieg mehr gegen den friedlichen Bewohner als gegen das feindliche Heer, in dem sie, da es gleichfalls aus Söldnern bestand, mehr ihre Waffenbrüder als ihre Feinde sahen. Schlachten entschieden selten, man zählte wenige Todte auf der Wahlstatt, wohl aber wurden dem Sieger reiche Beute und viele Gefangene, die entwaffnet und gegen Lösegeld wieder freigegeben wurden. Wer Geld, mithin auch Waffen und Kriegsgeräth besaß, hatte Heere, denn die Gefangenen kehrten meist schon am andern Tage zurück, wurden von neuem bewaffnet, und so war das geschlagene Heer wenige Tage nach einer Niederlage eben so zahlreich, eben so kampfgerüstet als vor der Schlacht.

Das platte Land wurde durch die ewigen Kriege verwüstet, die Städte, in immerwährender Fehde unter einander oder, heute diesem,

morgen jenem glücklichen Condottiere unterthan, erlagen der Last der Abgaben und unter der Tyrannei ihrer Herrscher. Ueberall erhoben sich kleine unabhängige Fürstenthümer, die Anführer der Banden theilten sich sogar in die Staaten des Papstes und warfen sich zu Herren auf, obgleich sie doch meist der Hefe des Pöbels entsprossen waren.

Die Staaten des Herzogs von Mailand, des mächtigsten Fürsten Ober-Italiens, waren während der Minderjährigkeit der Söhne Johann Galeazzo's eine lockende Beute für die im Dienste des Herzogs stehenden Häupter der Söldlinge Sie theilten sich friedlich in einen Theil des Nachlasses ihres Herrn, und auch Franz von Carrara glaubte, er dürfe die Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen, die verlorenen Städte wieder zu gewinnen. So erhielt er Belluno und Feltre, schlug das mailändische Heer, das einen Ausfall aus Vicenza that, und belagerte nun mit Wilhelm della Scala, dem ehemaligen Herrn von Verona, diese Stadt, welche die Mailänder diesem gleichfalls abgenommen hatten. Die Veroneser, der Bedrückung der Mailänder überdrüssig und mit Freuden unter die Herrschaft ihrer alten Gebieter zurückkehrend, öffneten dem Fürsten von Padua die Thore, und Wilhelm della Scala ward so in den Besitz seines Hauses wieder eingesetzt, genoß aber dieses Glück nicht lange; 14 Tage nachher starb er und seine beiden Söhne, Bruno und Antonio, übernahmen gemeinschaftlich das Regiment der Stadt.

Der Fürst von Padua zog nun mit seinem ältesten Sohne, Francesco, vor Vicenza und ließ seinen zweiten Sohn, Giacomo, nebst einer bedeutenden Besatzung in dem Schlosse San Felice, der Citadelle Verona's, zurück, was den beiden Herrschern dieser Stadt unangenehm sein mußte, weßhalb sie auch gegen ihr Versprechen, dem Fürsten von Padua zur Belagerung Vicenza's mit ihren Scharen nicht zuzogen und so den ersten Anlaß zur Zwietracht gaben.

Franz von Carrara hatte vier Söhne und eine Tochter, welche dem Markgrafen von Ferrara vermählt war. Francesco der älteste, war des Vaters Liebling und die Seele seiner Unternehmungen; er führte die Belagerung von Vicenza. Giacomo, der zweite Sohn, tapfer und kriegerfahren, aber mehr noch Künste und Wissenschaften liebend, war sanftrer Natur, ging deßhalb auch nicht immer in die hochfliegenden Plane seines Vaters ein, und befand sich auch weniger um dessen Person, als sein älterer Bruder. Demungeachtet hatte ihm der Vater das wichtige Verona anvertraut, weil er in ihm die Gabe, durch sein Aeußeres und durch seine Leutseligkeit sich die Herzen zu erwerben, wohl kannte. Die beiden jüngeren Söhne waren noch in dem Alter, wo sie nicht thätig in das Leben eingreifen konnten.

In Verona lebte Constanza Peralta, die junge Wittwe eines Anhängers des Hauses della Scala, der seine Treue in Mailand auf dem Blut-

gerüste bewährt hatte. Wenn auch nicht mehr in der ersten Blüthe ihrer Jahre, war sie dennoch die Zierde Verona's an Schönheit und Tugend. Schon seit mehreren Jahren Witwe, hatten sich die angesehensten Männer um die schöne reiche Frau beworben, aber keiner hatte einen Eindruck auf ihr Herz gemacht, jeden hatte sie zurückgewiesen. Man hielt sie deßhalb für stolz und kalt, was sie auch sein mochte, und nach und nach ward der Kreis der Bewerber und Bewunderer immer kleiner, worüber sie sich wenig zu kümmern schien, denn sie liebte den Umgang mit Künstlern, und der Dichter, der in Sonneten und Canzonen sie die Schönste Italiens nannte, war ihr lieber als der Bewerber, der sie mit Schmeichelworten zu verlocken suchte, und den vielleicht eben so sehr ihr Reichthum als ihre Schönheit anzog. So war das Haus der schönen Witwe der Sammelplatz aller geistreichen Männer, und wenn sich ihr Herz auch nicht gegen Eitelkeit ganz gewappnet hatte, so war sie doch gewiß eben so stolz auf ihren Geist als auf ihre Schönheit.

Bruno und Antonio della Scala, mehr wohl aus Rücksicht der treuen Dienste ihres Gatten und der schönen Witwe wegen, als aus Liebe zu den Wissenschaften, besuchten oft ihr Haus und führten auch Giacomo Carrara bei ihr ein, der von Natur weichen, leicht empfänglichen Gemüths, nicht lange dem Geiste und der Schönheit Constanzens widerstehen konnte und sich, wie so viele, bald in ihren Fesseln befand. War es der geschmeichelte Stolz, den Sohn des mächtigen Carrara zu ihren Füßen zu sehen, war es die männliche Schönheit des Jünglings, der helle ausgebildete Geist, der, besonders in ihrer Gegenwart, seine Funken unaufhaltsam sprühte, oder war es das unerklärbare Etwas, das unser Herz unwiderstehlich zum Herzen zieht, Constanze fühlte zum ersten Mal mehr als Wohlwollen, aber obgleich sie sich dies endeich gestehen mußte, bestimmte sie dennoch ihr Stolz, wenn auch nicht das Herz, diese ihr bisher fremd gebliebenen Empfindungen in sich zu verschließen.

Lange behielt der Stolz die Herrschaft über sie, lange widerstand sie Carrara's Bewerbungen, und musterhaft verbarg sie der Welt, selbst ihm die Glut, die sie vergebens zu dämpfen sich bemühte; ein Zufall aber untergrub ihr stolzes Gebäude, und vielleicht dankte sie dem Zufalle, sich von den sich selbst angelegten Banden befreit zu haben.

Die Gebrüder della Scala hatten ein Fest zu Verona in ihrem Schlosse an der Etsch veranstaltet, bei welchen Giacomo und Constanze Peralta gegenwärtig waren. Das Schloß lag auf einem sanften Abhange an den Ufern der Etsch, deren tobende Wellen sich an den festen Mauern der Gartenterrasse brachen. — In diesem schöngelegenen Sommeraufenthalte, den selbst Galeazzo Visconti, der verstorbene Herzog von Mailand, sorgfältig hatte unterhalten lassen, zerstreute sich die Gesellschaft bei dem leuchtenden Scheine des Vollmondes, bald von den Ufern der Etsch oder vom Altan eines alten Thurmes, der am äußersten Ende des Gartens als

Denkmal des Alterthums stehen geblieben war, die Musik zu hören, die in verschiedene Chöre vertheilt, die Abendstille belebte, bald den Gesang zu bewundern, der mit Begleitung einer Laute aus dunklem Gebüsche drang. Auch Carrara lustwandelte durch die mäandrisch verschlungenen Gänge und fand endlich, was er suchte, Constanzen, die am Arme einer Freundin die Kühle des Abends genoß. Er schloß sich ihr an, und da in diesem Augenblicke die weißen Segel einer Menge Gondeln sichtbar wurden, welche die Fluthen der Etsch unter Gesang der Schiffer durchschnitten, so ging er mit den beiden Frauen die Terrasse hinab, das neue Schauspiel in der Nähe zu sehen. Bald waren sie unten, wo die Gäste im dichten Gedränge wogten, den Wettkampf der emsigen Ruderer zu sehen, die bei munterm Gesange den Preis, der ihnen vom nördlichen Ende des Gartens im Mondschein entgegen blickte, zu erringen bemüht waren. Da dieser bald gewonnen wurde, traten vier leicht, aber zierlich gekleidete Kämpfer auf den äußersten Rand der Gondeln; sie hielten mit Blumen umwundene Stangen in der Hand, mit denen sie ihre gegen sie heranrudernden Gegner in das Wasser zu stoßen sich bemühten. Dieser Lanzenkampf der nur leicht Bewaffneten auf den Gondeln, machte einen sonderbaren Contrast mit dem sonst so häufigen der schwer Geharnischten, die im vollen Jagen gegeneinander sprengten und wo der Besiegte sich nicht leicht von seinem Falle erheben konnte, hier aber der in die Fluthen Gestürzte schnell wieder auftaucht, dem vorüberrudernden Schiffe nachschwimmt, es ereilt und mit behender Kraft sich wieder auf die verlassene Stelle schwingt, um sich zum neuen Kampfe anzuschicken.

Lange hatten Carrara und Constanze diesem Schauspiele voll Leben mit Wohlgefallen zugesehen, nach und nach aber hatten sie, fast unbewußt, sich in ein ernsteres Gespräch verwickelt, während sie unbemerkt das Gedränge verließen und nach der andern Seite des Gartens lustwandelten, wo sie endlich unter einem Ahorn anhielten. Hier bemerkte Constanze zuerst, daß ihre Gefährtin von ihr abgekommen sei. Die Frage Carrara's: Scheuen Sie, Signora, mit mir allein zu sein? war ihrem Stolze hinreichend, sie zu bestimmen, der Gefahr zu trotzen, und mit dem Manne, den sie im Stillen liebte, in der warmen Mondnacht allein zu bleiben. Sie setzte sich auf eine Rasenbank unter dem Ahorn, er nahm Platz an ihrer Seite, und ein Gespräch begann, das immer anziehender wurde. Die Stille der Nacht, das Rauschen der Wellen, das von dem Monde um sie her verbreitete Zauberlicht, selbst das ferne Getöse der durch einander wogenden Menge, die jetzt, als das Kampfspiel der Gondeln beendet war, die Terrassen hinauf, der schallenden, sie zum Tanze einladenden Musik entgegenströmte, und ihnen die Gewißheit gab, daß ihre Einsamkeit nicht gestört werden würde, führte sie näher als je zusammen. Carrara ward mit jedem Worte feuriger, und Constanze sah mit klopfendem Herzen den Augenblick sich nahen, wo er die Empfindung seines Herzens deutlich aus-

sprechen würde; sie fürchtete diesen Augenblick und doch erwartete sie ihn mit unbeschreiblicher Sehnsucht. Als sie jedoch jetzt ihre Hand in der seinigen und einen leisen Druck fühlte, den sie, ohne es eigentlich zu wollen, noch leiser erwiderte, da trat die Vernunft mahnend in ihre Rechte, der Stolz gebot und sie ward Herrin über ihr Herz.

Ich glaube, gnädiger Herr! — begann sie, sich plötzlich erhebnd — es ist Zeit, daß wir uns wieder der Gesellschaft anschließen; habt die Güte, mir Euren Arm zu reichen. — Kommt!

Carrara war überrascht, alle seine Erwartungen, seine Hoffnungen waren mit diesen stolz ausgesprochenen Worten verschwunden, er fühlte sich gekränkt und ohne sie zum Bleiben zu nöthigen, bot er ihr den Arm. In diesem Augenblicke hielt eine Gondel am Ufer, ein Mann sprang heraus und lief hastig auf sie zu, so daß Constanze kaum Zeit hatte, den Schleier fallen zu lassen. Gnädiger Herr von Padua! — rief er — ehe Ihr weiter geht, lest't dieses Schreiben. — Er übergab ihm einen Brief. — Ich stehe mit meiner Gondel zu Eurem Dienste bereit! — Dies sagend eilte er zurück, sprang in das Fahrzeug, stieß es vom Ufer ab, blieb aber in der Nähe.

Das Alles war die Sache eines Augenblickes, aber ihnen um desto überraschender gewesen. Erlaubt — bat jetzt Carrara die Dame — daß ich das geheimnißvolle Schreiben lese! — Er öffnete und durchflog es, so gut es sich bei dem hellen Lichte des Mondes thun ließ.

Während er las, hatte Constanze ihn unverwandt angeblickt, sie wollte in seinen Zügen den Inhalt des Briefes erforschen, eine Ahnung sagte ihr, daß er nichts Erfreuliches enthalte und ängstlich klopfte ihr Herz; sie dachte in diesem Augenblicke nicht mehr daran, die Gesellschaft wieder aufzusuchen, ihre Gedanken waren nur bei dem Schreiben, wobei mancherlei Argwohn in ihr aufsteigen mochte. Als daher Carrara den Brief zusammenfaltete, ihr den Arm bot, und zwar galant, aber nicht ohne Bitterkeit sagte! Ist es Euch jetzt gefällig, Signora? — da konnte sie ihre Theilnahme nicht mehr verbergen. Was enthält dieses Schreiben? — sagte sie ängstlich — seht, der Ueberbringer wartet noch unfern des Ufers auf Antwort; theilt mir den Inhalt mit, wenn Ihr ihn mittheilen könnt!

Warum nicht? erwiderte Carrara lächelnd, da ihn die unverholene Theilnahme freute; er gab ihr den Brief.

Und Ihr bietet mir sorglos den Arm? — rief sie aus, nachdem sie gelesen — wenn man Euch warnt, wenn man Euch vor Euren Feinden warnt, die Mörder gedungen haben, Euch niederzustoßen?

Warum nicht? Wie könnte ich solche entehrende Handlung Bruno und Antonio della Scala zutrauen, wie glauben, daß Männer, die mir und meinem Vater so verpflichtet sind, die Gebote der Dankbarkeit und der Gastfreundschaft so ganz vergessen könnten?

In dieser bewegten blutigen Zeit fürchtet Alles! — unterbrach ihn Con-

stanze. — In dieser Zeit, wo Italien mehr Beispiele von Treulosigkeit als Edelmuth aufzuzählen hat, wo der Bruder den Bruder, der Freund den Freund aus Eigennutz opfert und die furchtbarsten Greuelthaten begangen werden, wie könnt Ihr Männern Vertrauen schenken, denen Euer Aufenthalt in Verona und die Besetzung der Citadelle lästig ist? Wer herrscht, will auch allein herrschen, besonders den nicht zur Seite haben, dem er verpflichtet ist; denkt daran, gnädiger Herr, und laßt die Warnung nicht unbeachtet.

Ihr, Signora! — nahm nach kurzem Schweigen Carrara das Wort, während sie sich etwas vom Ufer entfernt hatten — Ihr weckt in mir Argwohn gegen einen della Scala?

Die Söhne gleichen nicht immer den Vätern! fiel sie ihm schnell in die Rede.

Ihr nehmt so warmen Antheil an mir, der mir bisher nicht von Euch ward, daß ich Euch meinen innigsten Dank dafür sage, aber dennoch Euren Rath nicht befolgen kann. Ich mische mich jetzt unter die Gäste und gehe dann mit meiner kleinen Begleitung ruhig und unbekümmert nach der Citadelle zurück.

Thut es nicht, Herr! — Mir ahnt das Schrecklichste! bat Constanze ängstlich.

Und was könnte mein Schicksal eine Frau kümmern, die jedes aus meinem Herzen gesprochene Wort stets so streng zurückwies, daß es schon auf meinen Lippen erstarb? — Constanze mochte sich in diesem Augenblicke freuen, daß der Schleier ihr Erröthen verbarg. — Ueberdies, wollte ich mich durch diesen Brief schrecken lassen, würde ich in Euren Augen als ein Feiger erscheinen, und das möchte ich um Alles in der Welt nicht! — Er schritt bei diesen Worten die Stufen der Terrasse hinauf, Constanze aber ergriff seine Hand und hielt ihn zurück.

Gnädiger Herr! — sagte sie mit ängstlicher gedämpfter Stimme. Es treten in diesem Augenblicke Erinnerungen vor mich, ich gedenke manches hingeworfenen Wortes der Herren von Verona, so daß ich fast nicht mehr zweifeln kann, das an Euch gerichtete Schreiben enthält die Wahrheit und ist wohlgemeint.

Hatte Carrara einen Blick in das Herz Constanzens gethan, und war er verschlagen genug, ihre Angst für sich zu benutzen, er beharrte bei seinem Vorsatze, die Warnung unbeachtet zu lassen, bis sie endlich, sein Verderben vor Augen sehend, ihn bei Allem was ihm heilig sei, bei seiner Liebe zu ihr beschwor, sich nicht muthwillig in die Gefahr zu stürzen, ihm ihr Herz öffnete und gestand, daß sie vor Schmerz vergehen müsse, träfe ihn ein unglückliches Schicksal.

Carrara sah sich plötzlich am Ziele seiner Wünsche, und so konnte er dem liebenden Weibe ihre Bitte nicht versagen. Führt mich zur obersten Terrasse — begann Constanze jetzt nach kurzem Nachdenken — dann werft einen Mantel um und wartet am Portal des äußersten Hofes.

Meine Sänfte steht zu jedem Augenblicke für mich bereit, meine Diener, auf deren Treue ich mich ganz verlassen kann, warten gewiß schon längst auf mich, sie sollen Euch dort aufsuchen; weht einer der Diener mit einem Tuche, so ist es der meinige, benutzt dann die Sänfte zu Eurer Rettung.

Herr, wollt Ihr einsteigen und Euch mir anvertrauen, — sagte der nemliche Mann, der den Brief gebracht und jetzt wieder an das Land gestiegen war — so kommt, die Sache hat Eile, wartet die Mitternacht nicht ab!

Ich muß die Dame hinaufbegleiten, dann kehre ich zurück und bin bald wieder bei Euch — erwiderte Carrara — geduldet Euch bis dahin! — Er bot Constanzen den Arm und führte sie eilig die Terrasse hinauf.

Um aller Heiligen Willen, gnädiger Herr! — bat sie — kehrt nicht zurück. Ich traue dem Manne nicht, vielleicht sollte Euch die Warnung auf das Schiff locken, und so fielet Ihr ohne Gegenwehr in die Hände Eurer Feinde.

Sorgt nicht, schöne Frau! — erwiderte Carrara, dem es nicht in den Sinn gekommen war, das Schiff zu besteigen — ich werde nicht so unüberlegt handeln, ich folge Euch und Euren süßen Worten.

Kommt nur eilig — bat Constanze — und schleicht Euch vorsichtig durch die Menge der Diener, legt Euren Federschmuck ab, macht Euch unkenntlich so viel als möglich ist und seid auf Eurer Hut, ich fürchte, die heutige Nacht ist zu Eurem Untergange bestimmt.

Carrara gelobte ihren Rath zu befolgen, aber weniger aus Furcht vor Gefahr als durch den Gedanken belebt, in ihrer Sänfte auf der nemlichen Stelle zu sitzen, wo sie so oft gesessen hatte, ging er mit Freuden in ihren Vorschlag ein. Als er sich von ihr trennen mußte, als er ihr Lebewohl gesagt, erwiderte sie: Leb' wohl, Mann meines Herzens! Wir sehen uns bald wieder! — Staunend vernahm er diese süßen Worte und ahnete nicht, daß sie so bald in Erfüllung gehen würden.

Als Carrara allein war, ging er in einen der dunklen Laubgänge des Gartens, nahm die Schwanfedern von seinem Hute ab, hüllte sich in seinen umgewendeten Mantel und schlich, jeden von Fackeln und Kerzen erleuchteten Ort vermeidend, durch die geschäftige Dienerschaft und die wogende Menge neugieriger Gaffer glücklich bis zu dem innern Schloßhofe. Da, wo das Thor durch einen finstern Thurm in den äußern Hof führt, hielt er einen Augenblick, ungewiß ob er schon am Ziele sei und hier die Sänfte erwarten oder den andern Hof noch durchschreiten müsse, als eine weibliche Gestalt, eine Maske vor dem Gesichte — etwas Gewöhnliches in diesem Lande — aus einer der Pforten des Thurmes trat, seine Hand erfaßte und leise sagte: Kommt, Herr, Signora Constanze

Erste Abtheilung.

Giacomo.

Schon seit Jahrhunderten hatte das Geschlecht der Carrara in der Lombardei geglänzt und lange Zeit herrschte es in Padua und den umliegenden Landen. Im Anfange des 15. Jahrhunderts war Francesco Carrara Fürst von Padua, der mit mildem Scepter regierte, da er in früherer Zeit die Unbeständigkeit des Glückes erfahren hatte. Von Johann Galeazzo, dem Herzoge von Mailand, aller seiner Städte und Burgen beraubt, schmachtete er lange in dessen Gefangenschaft, rettete sich durch die Flucht, und glückliche Umstände benutzend, hatte er sich durch Hilfe der Florentiner und Venetianer wieder in den Besitz Padua's gesetzt, doch Vicenza, Belluno, Feltre und mehre andere seiner ehemaligen Besitzungen mußte er dem Herzoge von Mailand überlassen.

Als der Herzog starb, hinterließ er seinen beiden unmündigen Söhnen die ganze Lombardei, einen beträchtlichen Schatz, ein wohlgeordnetes Heer und die ersten Kriegobersten Italiens. Dieses schöne Land wurde in jener schmachvollen Zeit nicht mit dem Scepter, nur mit dem Schwerte regiert, Abenteurer durchzogen es an der Spitze ihrer Banden; sich dem Meistbietenden verkaufend, führten sie Krieg mehr gegen den friedlichen Bewohner als gegen das feindliche Heer, in dem sie, da es gleichfalls aus Söldnern bestand, mehr ihre Waffenbrüder als ihre Feinde sahen. Schlachten entschieden selten, man zählte wenige Todte auf der Wahlstatt, wohl aber wurden dem Sieger reiche Beute und viele Gefangene, die entwaffnet und gegen Lösegeld wieder freigegeben wurden. Wer Geld, mithin auch Waffen und Krieggeräth besaß, hatte Heere, denn die Gefangenen kehrten meist schon am andern Tage zurück, wurden von neuem bewaffnet, und so war das geschlagene Heer wenige Tage nach einer Niederlage eben so zahlreich, eben so kampfgerüstet als vor der Schlacht.

Das platte Land wurde durch die ewigen Kriege verwüstet, die Städte, in immerwährender Fehde unter einander oder, heute diesem,

morgen jenem glücklichen Condottiere unterthan, erlagen der Last der Abgaben und unter der Tyrannei ihrer Herrscher. Ueberall erhoben sich kleine unabhängige Fürstenthümer, die Anführer der Banden theilten sich sogar in die Staaten des Papstes und warfen sich zu Herren auf, obgleich sie doch meist der Hefe des Pöbels entsprossen waren.

Die Staaten des Herzogs von Mailand, des mächtigsten Fürsten Ober-Italiens, waren während der Minderjährigkeit der Söhne Johann Galeazzo's eine lockende Beute für die im Dienste des Herzogs stehenden Häupter der Söldlinge Sie theilten sich friedlich in einen Theil des Nachlasses ihres Herrn, und auch Franz von Carrara glaubte, er dürfe die Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen, die verlorenen Städte wieder zu gewinnen. So erhielt er Belluno und Feltre, schlug das mailändische Heer, das einen Ausfall aus Vicenza that, und belagerte nun mit Wilhelm della Scala, dem ehemaligen Herrn von Verona, diese Stadt, welche die Mailänder diesem gleichfalls abgenommen hatten. Die Veroneser, der Bedrückung der Mailänder überdrüssig und mit Freuden unter die Herrschaft ihrer alten Gebieter zurückkehrend, öffneten dem Fürsten von Padua die Thore, und Wilhelm della Scala ward so in den Besitz seines Hauses wieder eingesetzt, genoß aber dieses Glück nicht lange; 14 Tage nachher starb er und seine beiden Söhne, Bruno und Antonio, übernahmen gemeinschaftlich das Regiment der Stadt.

Der Fürst von Padua zog nun mit seinem ältesten Sohne, Francesco, vor Vicenza und ließ seinen zweiten Sohn, Giacomo, nebst einer bedeutenden Besatzung in dem Schlosse San Felice, der Citadelle Verona's, zurück, was den beiden Herrschern dieser Stadt unangenehm sein mußte, weßhalb sie auch gegen ihr Versprechen, dem Fürsten von Padua zur Belagerung Vicenza's mit ihren Scharen nicht zuzogen und so den ersten Anlaß zur Zwietracht gaben.

Franz von Carrara hatte vier Söhne und eine Tochter, welche dem Markgrafen von Ferrara vermählt war. Francesco der älteste, war des Vaters Liebling und die Seele seiner Unternehmungen; er führte die Belagerung von Vicenza. Giacomo, der zweite Sohn, tapfer und kriegserfahren, aber mehr noch Künste und Wissenschaften liebend, war sanftrer Natur, ging deßhalb auch nicht immer in die hochfliegenden Plane seines Vaters ein, und befand sich auch weniger um dessen Person, als sein älterer Bruder. Demungeachtet hatte ihm der Vater das wichtige Verona anvertraut, weil er in ihm die Gabe, durch sein Aeußeres und durch seine Leutseligkeit sich die Herzen zu erwerben, wohl kannte. Die beiden jüngeren Söhne waren noch in dem Alter, wo sie nicht thätig in das Leben eingreifen konnten.

In Verona lebte Constanza Peralta, die junge Witwe eines Anhängers des Hauses della Scala, der seine Treue in Mailand auf dem Blut-

gerüste bewährt hatte. Wenn auch nicht mehr in der ersten Blüthe ihrer Jahre, war sie dennoch die Zierde Verona's an Schönheit und Tugend. Schon seit mehreren Jahren Witwe, hatten sich die angesehensten Männer um die schöne reiche Frau beworben, aber keiner hatte einen Eindruck auf ihr Herz gemacht, jeden hatte sie zurückgewiesen. Man hielt sie deßhalb für stolz und kalt, was sie auch sein mochte, und nach und nach ward der Kreis der Bewerber und Bewunderer immer kleiner, worüber sie sich wenig zu kümmern schien, denn sie liebte den Umgang mit Künstlern, und der Dichter, der in Sonneten und Canzonen sie die Schönste Italiens nannte, war ihr lieber als der Bewerber, der sie mit Schmeichelworten zu verlocken suchte, und den vielleicht eben so sehr ihr Reichthum als ihre Schönheit anzog. So war das Haus der schönen Witwe der Sammelplatz aller geistreichen Männer, und wenn sich ihr Herz auch nicht gegen Eitelkeit ganz gewappnet hatte, so war sie doch gewiß eben so stolz auf ihren Geist als auf ihre Schönheit.

Bruno und Antonio della Scala, mehr wohl aus Rücksicht der treuen Dienste ihres Gatten und der schönen Witwe wegen, als aus Liebe zu den Wissenschaften, besuchten oft ihr Haus und führten auch Giacomo Carrara bei ihr ein, der von Natur weichen, leicht empfänglichen Gemüths, nicht lange dem Geiste und der Schönheit Constanzens widerstehen konnte und sich, wie so viele, bald in ihren Fesseln befand. War es der geschmeichelte Stolz, den Sohn des mächtigen Carrara zu ihren Füßen zu sehen, war es die männliche Schönheit des Jünglings, der helle ausgebildete Geist, der, besonders in ihrer Gegenwart, seine Funken unaufhaltsam sprühte, oder war es das unerklärbare Etwas, das unser Herz unwiderstehlich zum Herzen zieht, Constanze fühlte zum ersten Mal mehr als Wohlwollen, aber obgleich sie sich dies endeich gestehen mußte, bestimmte sie dennoch ihr Stolz, wenn auch nicht das Herz, diese ihr bisher fremd gebliebenen Empfindungen in sich zu verschließen.

Lange behielt der Stolz die Herrschaft über sie, lange widerstand sie Carrara's Bewerbungen, und musterhaft verbarg sie der Welt, selbst ihm die Glut, die sie vergebens zu dämpfen sich bemühte; ein Zufall aber untergrub ihr stolzes Gebäude, und vielleicht dankte sie dem Zufalle, sich von den sich selbst angelegten Banden befreit zu haben.

Die Gebrüder della Scala hatten ein Fest zu Verona in ihrem Schlosse an der Etsch veranstaltet, bei welchen Giacomo und Constanze Peralta gegenwärtig waren. Das Schloß lag auf einem sanften Abhange an den Ufern der Etsch, deren tobende Wellen sich an den festen Mauern der Gartenterrasse brachen. — In diesem schöngelegenen Sommeraufenthalte, den selbst Galeazzo Visconti, der verstorbene Herzog von Mailand, sorgfältig hatte unterhalten lassen, zerstreute sich die Gesellschaft bei dem leuchtenden Scheine des Vollmondes, bald von den Ufern der Etsch oder vom Altan eines alten Thurmes, der am äußersten Ende des Gartens als

Denkmal des Alterthums stehen geblieben war, die Musik zu hören, die in verschiedene Chöre vertheilt, die Abendstille belebte, bald den Gesang zu bewundern, der mit Begleitung einer Laute aus dunklem Gebüsche drang. Auch Carrara lustwandelte durch die mäandrisch verschlungenen Gänge und fand endlich, was er suchte, Constanzen, die am Arme einer Freundin die Kühle des Abends genoß. Er schloß sich ihr an, und da in diesem Augenblicke die weißen Segel einer Menge Gondeln sichtbar wurden, welche die Fluthen der Etsch unter Gesang der Schiffer durchschnitten, so ging er mit den beiden Frauen die Terrasse hinab, das neue Schauspiel in der Nähe zu sehen. Bald waren sie unten, wo die Gäste im dichten Gedränge wogten, den Wettkampf der emsigen Ruderer zu sehen, die bei munterm Gesange den Preis, der ihnen vom nördlichen Ende des Gartens im Mondschein entgegen blickte, zu erringen bemüht waren. Da dieser bald gewonnen wurde, traten vier leicht, aber zierlich gekleidete Kämpfer auf den äußersten Rand der Gondeln; sie hielten mit Blumen umwundene Stangen in der Hand, mit denen sie ihre gegen sie heranrudernden Gegner in das Wasser zu stoßen sich bemühten. Dieser Lanzenkampf der nur leicht Bewaffneten auf den Gondeln, machte einen sonderbaren Contrast mit dem sonst so häufigen der schwer Geharnischten, die im vollen Jagen gegeneinander sprengten und wo der Besiegte sich nicht leicht von seinem Falle erheben konnte, hier aber der in die Fluthen Gestürzte schnell wieder auftaucht, dem vorüberrudernden Schiffe nachschwimmt, es ereilt und mit behender Kraft sich wieder auf die verlassene Stelle schwingt, um sich zum neuen Kampfe anzuschicken.

Lange hatten Carrara und Constanze diesem Schauspiele voll Leben mit Wohlgefallen zugesehen, nach und nach aber hatten sie, fast unbewußt, sich in ein ernsteres Gespräch verwickelt, während sie unbemerkt das Gedränge verließen und nach der andern Seite des Gartens lustwandelten, wo sie endlich unter einem Ahorn anhielten. Hier bemerkte Constanze zuerst, daß ihre Gefährtin von ihr abgekommen sei. Die Frage Carrara's: Scheuen Sie, Signora, mit mir allein zu sein? war ihrem Stolze hinreichend, sie zu bestimmen, der Gefahr zu trotzen, und mit dem Manne, den sie im Stillen liebte, in der warmen Mondnacht allein zu bleiben. Sie setzte sich auf eine Rasenbank unter dem Ahorn, er nahm Platz an ihrer Seite, und ein Gespräch begann, das immer anziehender wurde. Die Stille der Nacht, das Rauschen der Wellen, das von dem Monde um sie her verbreitete Zauberlicht, selbst das ferne Getöse der durch einander wogenden Menge, die jetzt, als das Kampfspiel der Gondeln beendet war, die Terrassen hinauf, der schallenden, sie zum Tanze einladenden Musik entgegenströmte, und ihnen die Gewißheit gab, daß ihre Einsamkeit nicht gestört werden würde, führte sie näher als je zusammen. Carrara ward mit jedem Worte feuriger, und Constanze sah mit klopfendem Herzen den Augenblick sich nahen, wo er die Empfindung seines Herzens deutlich aus-

sprechen würde; sie fürchtete diesen Augenblick und doch erwartete sie ihn mit unbeschreiblicher Sehnsucht. Als sie jedoch jetzt ihre Hand in der seinigen und einen leisen Druck fühlte, den sie, ohne es eigentlich zu wollen, noch leiser erwiderte, da trat die Vernunft mahnend in ihre Rechte, der Stolz gebot und sie ward Herrin über ihr Herz.

Ich glaube, gnädiger Herr! — begann sie, sich plötzlich erhebnd — es ist Zeit, daß wir uns wieder der Gesellschaft anschließen; habt die Güte, mir Euren Arm zu reichen. — Kommt!

Carrara war überrascht, alle seine Erwartungen, seine Hoffnungen waren mit diesen stolz ausgesprochenen Worten verschwunden, er fühlte sich gekränkt und ohne sie zum Bleiben zu nöthigen, bot er ihr den Arm. In diesem Augenblicke hielt eine Gondel am Ufer, ein Mann sprang heraus und lief hastig auf sie zu, so daß Constanze kaum Zeit hatte, den Schleier fallen zu lassen. Gnädiger Herr von Padua! — rief er — ehe Ihr weiter geht, les't dieses Schreiben. — Er übergab ihm einen Brief. — Ich stehe mit meiner Gondel zu Eurem Dienste bereit! — Dies sagend eilte er zurück, sprang in das Fahrzeug, stieß es vom Ufer ab, blieb aber in der Nähe.

Das Alles war die Sache eines Augenblickes, aber ihnen um desto überraschender gewesen. Erlaubt — bat jetzt Carrara die Dame — daß ich das geheimnißvolle Schreiben lese! — Er öffnete und durchflog es, so gut es sich bei dem hellen Lichte des Mondes thun ließ.

Während er las, hatte Constanze ihn unverwandt angeblickt, sie wollte in seinen Zügen den Inhalt des Briefes erforschen, eine Ahnung sagte ihr, daß er nichts Erfreuliches enthalte und ängstlich klopfte ihr Herz; sie dachte in diesem Augenblicke nicht mehr daran, die Gesellschaft wieder aufzusuchen, ihre Gedanken waren nur bei dem Schreiben, wobei mancherlei Argwohn in ihr aufsteigen mochte. Als daher Carrara den Brief zusammenfaltete, ihr den Arm bot, und zwar galant, aber nicht ohne Bitterkeit sagte! Ist es Euch jetzt gefällig, Signora? — da konnte sie ihre Theilnahme nicht mehr verbergen. Was enthält dieses Schreiben? — sagte sie ängstlich — seht, der Ueberbringer wartet noch unfern des Ufers auf Antwort; theilt mir den Inhalt mit, wenn Ihr ihn mittheilen könnt!

Warum nicht? erwiderte Carrara lächelnd, da ihn die unverholene Theilnahme freute; er gab ihr den Brief.

Und Ihr bietet mir sorglos den Arm? — rief sie aus, nachdem sie gelesen — wenn man Euch warnt, wenn man Euch vor Euren Feinden warnt, die Mörder gedungen haben, Euch niederzustoßen?

Warum nicht? Wie könnte ich solche entehrende Handlung Bruno und Antonio della Scala zutrauen, wie glauben, daß Männer, die mir und meinem Vater so verpflichtet sind, die Gebote der Dankbarkeit und der Gastfreundschaft so ganz vergessen könnten?

In dieser bewegten blutigen Zeit fürchtet Alles! — unterbrach ihn Con-

stanze. — In dieser Zeit, wo Italien mehr Beispiele von Treulosigkeit als Edelmuth aufzuzählen hat, wo der Bruder den Bruder, der Freund den Freund aus Eigennutz opfert und die furchtbarsten Greuelthaten begangen werden, wie könnt Ihr Männern Vertrauen schenken, denen Euer Aufenthalt in Verona und die Besetzung der Citadelle lästig ist? Wer herrscht, will auch allein herrschen, besonders den nicht zur Seite haben, dem er verpflichtet ist; denkt daran, gnädiger Herr, und laßt die Warnung nicht unbeachtet.

Ihr, Signora! — nahm nach kurzem Schweigen Carrara das Wort, während sie sich etwas vom Ufer entfernt hatten — Ihr weckt in mir Argwohn gegen einen della Scala?

Die Söhne gleichen nicht immer den Vätern! fiel sie ihm schnell in die Rede.

Ihr nehmt so warmen Antheil an mir, der mir bisher nicht von Euch ward, daß ich Euch meinen innigsten Dank dafür sage, aber dennoch Euren Rath nicht befolgen kann. Ich mische mich jetzt unter die Gäste und gehe dann mit meiner kleinen Begleitung ruhig und unbekümmert nach der Citadelle zurück.

Thut es nicht, Herr! — Mir ahnt das Schrecklichste! bat Constanze ängstlich.

Und was könnte mein Schicksal eine Frau kümmern, die jedes aus meinem Herzen gesprochene Wort stets so streng zurückwies, daß es schon auf meinen Lippen erstarb? — Constanze mochte sich in diesem Augenblicke freuen, daß der Schleier ihr Erröthen verbarg. — Ueberdies, wollte ich mich durch diesen Brief schrecken lassen, würde ich in Euren Augen als ein Feiger erscheinen, und das möchte ich um Alles in der Welt nicht! — Er schritt bei diesen Worten die Stufen der Terrasse hinauf, Constanze aber ergriff seine Hand und hielt ihn zurück.

Gnädiger Herr! — sagte sie mit ängstlicher gedämpfter Stimme. Es treten in diesem Augenblicke Erinnerungen vor mich, ich gedenke manches hingeworfenen Wortes der Herren von Verona, so daß ich fast nicht mehr zweifeln kann, das an Euch gerichtete Schreiben enthält die Wahrheit und ist wohlgemeint.

Hatte Carrara einen Blick in das Herz Constanzens gethan, und war er verschlagen genug, ihre Angst für sich zu benutzen, er beharrte bei seinem Vorsatze, die Warnung unbeachtet zu lassen, bis sie endlich, sein Verderben vor Augen sehend, ihn bei Allem was ihm heilig sei, bei seiner Liebe zu ihr beschwor, sich nicht muthwillig in die Gefahr zu stürzen, ihm ihr Herz öffnete und gestand, daß sie vor Schmerz vergehen müsse, träfe ihn ein unglückliches Schicksal.

Carrara sah sich plötzlich am Ziele seiner Wünsche, und so konnte er dem liebenden Weibe ihre Bitte nicht versagen. Führt mich zur obersten Terrasse — begann Constanze jetzt nach kurzem Nachdenken — dann werft einen Mantel um und wartet am Portal des äußersten Hofes.

Meine Sänfte steht zu jedem Augenblicke für mich bereit, meine Diener, auf deren Treue ich mich ganz verlassen kann, warten gewiß schon längst auf mich, sie sollen Euch dort aufsuchen; weht einer der Diener mit einem Tuche, so ist es der meinige, benutzt dann die Sänfte zu Eurer Rettung.

Herr, wollt Ihr einsteigen und Euch mir anvertrauen, — sagte der nemliche Mann, der den Brief gebracht und jetzt wieder an das Land gestiegen war — so kommt, die Sache hat Eile, wartet die Mitternacht nicht ab!

Ich muß die Dame hinaufbegleiten, dann kehre ich zurück und bin bald wieder bei Euch — erwiderte Carrara — geduldet Euch bis dahin! — Er bot Constanzen den Arm und führte sie eilig die Terrasse hinauf.

Um aller Heiligen Willen, gnädiger Herr! — bat sie — kehrt nicht zurück. Ich traue dem Manne nicht, vielleicht sollte Euch die Warnung auf das Schiff locken, und so fielet Ihr ohne Gegenwehr in die Hände Eurer Feinde.

Sorgt nicht, schöne Frau! — erwiderte Carrara, dem es nicht in den Sinn gekommen war, das Schiff zu besteigen — ich werde nicht so unüberlegt handeln, ich folge Euch und Euren süßen Worten.

Kommt nur eilig — bat Constanze — und schleicht Euch vorsichtig durch die Menge der Diener, legt Euren Federschmuck ab, macht Euch unkenntlich so viel als möglich ist und seid auf Eurer Hut, ich fürchte, die heutige Nacht ist zu Eurem Untergange bestimmt.

Carrara gelobte ihren Rath zu befolgen, aber weniger aus Furcht vor Gefahr als durch den Gedanken belebt, in ihrer Sänfte auf der nemlichen Stelle zu sitzen, wo sie so oft gesessen hatte, ging er mit Freuden in ihren Vorschlag ein. Als er sich von ihr trennen mußte, als er ihr Lebewohl gesagt, erwiderte sie: Leb' wohl, Mann meines Herzens! Wir sehen uns bald wieder! — Staunend vernahm er diese süßen Worte und ahnete nicht, daß sie so bald in Erfüllung gehen würden.

Als Carrara allein war, ging er in einen der dunklen Laubgänge des Gartens, nahm die Schwanfedern von seinem Hute ab, hüllte sich in seinen umgewendeten Mantel und schlich, jeden von Fackeln und Kerzen erleuchteten Ort vermeidend, durch die geschäftige Dienerschaft und die wogende Menge neugieriger Gaffer glücklich bis zu dem innern Schloßhofe. Da, wo das Thor durch einen finstern Thurm in den äußern Hof führt, hielt er einen Augenblick, ungewiß ob er schon am Ziele sei und hier die Sänfte erwarten oder den andern Hof noch durchschreiten müsse, als eine weibliche Gestalt, eine Maske vor dem Gesichte — etwas Gewöhnliches in diesem Lande — aus einer der Pforten des Thurmes trat, seine Hand erfaßte und leise sagte: Kommt, Herr, Signora Constanze

erwartet Euch mit Sehnsucht! — Seine Phantasie, durch den Namen der Geliebten aufgeregt, zauberte sie ihm mit allem Liebreiz, mit dem er sie in der Wirklichkeit oder in seinen wachen Träumen gesehen, vor, und ohne zu überlegen, wie Constanze Peralta in den Thurm auf dem Schlosse der della Scala kommen könne, und ganz ihre Anordnung vergessend, folgte er seiner Führerin die steile Wendeltreppe hinauf. Oben angelangt, öffnete sie die Thüre eines kleinen Vorzimmers, ergriff eine auf der Fensterbrüstung stehende Blendlaterne, bei deren bleichem Scheine er eine reizende, liebliche Gestalt vor sich sah, die sich in diesem Augenblicke nach ihm wandte, doch da der Schein der Lampe sein Gesicht traf, mit dem Schrei: Gott und alle Heiligen stehen mir! Ihr seid es? die Lampe fallen ließ und entfliehen wollte. — Carrara aber, die Fassung nicht verlierend, hielt das Mädchen fest. Mag ich sein wer ich will, so führst Du mich durch die Dunkelheit den nemlichen Weg hinunter, den ich herauf kam, oder ich durchbohre Dich. Geh' voran! — Das Mädchen, das die Wege gut kennen mußte, fand, obgleich zitternd, bald die offene Thüre und leitete ihn auf die Treppe, doch kaum in der Mitte derselben angelangt, stießen sie auf einen Heraufkommenden, der mit leiser Stimme rief: Bist Du es, Beatrice? — Herr, laßt mich los oder ich bin des Todes! raunte das Mädchen Carrara in's Ohr, riß sich los und entschlüpfte.

Jetzt stießen die beiden Männer auf einander, doch Giacomo Carrara, den auch hier die Gegenwart des Geistes nicht verließ und der den Vortheil auf seiner Seite hatte, stieß seinen unbekannten Gegner schnell die Treppe hinunter, und über den wahrscheinlich Betäubten hinwegklimmend, erreichte er, trotz der Dunkelheit, glücklich das Thor und eilte nun durch den äußeren Hof, wo er auch unfern des Thurmes die Sänfte fand, deren Thür einer der sie begleitenden Diener, nachdem er das Zeichen gegeben hatte, mit der Bitte öffnete, einzutreten. Carrara säumte keinen Augenblick. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er Constanze darinsitzend fand, die ihm leise zurief: Kommt nur, es muß Platz für uns beide sein! Er gehorchte mit Freuden; die Träger schritten vorwärts, und so klein auch das Plätzchen war, das er einnehmen konnte, so dünkte er sich doch im Paradiese zu sein; er hörte nur das leise Geflister ihrer melodischen Stimme und bemerkte es kaum, als die Wache am äußersten Schloßthore den Fackelträger mit der Frage anhielt: Wer sitzt in der Sänfte? — Signora Peralta! erwiderte jener, und die Livree der Dame kennend, ließ sie die Wache ungehindert durch das geöffnete Thor.

Wenn ein weibliches Herz sich seit dem ersten Glimmen seliger Empfindung jedem Eindrucke verschloß, wenn es kalt, nur der Vernunft unterthan, bei dem Anblicke eines Mannes nie stärker klopfte, nie wärmer fühlte, wenn der Tod das von Convenienz früh geknüpfte Band bald wieder trennte und die Liebe endlich in das Herz der jungen Witwe den zündenden Funken wirft, so wird er schnell zur verzehrenden Flamme, welche

die lange verschlossenen Pforten zerstört und sich unaufhaltsam Bahn bricht. — Je länger das Herz sich verschloß, desto freudiger läßt es nun die Pforten offen, jede verlorene Minute bedauernd, will es keine kommende mehr verlieren, und es gibt sich, mit der Zeit geizend, damit ja keine Secunde ihm ungenossen entflieht, ganz seiner Leidenschaft hin. Sie fühlte sich an der Seite des so lange im Stillen geliebten Mannes gewiß so selig wie er, und zeigte sich ihm unverstellt und mit aller Glut flammender Leidenschaft, so daß sie es kaum für nöthig hielt, dieses sonderbare Zusammentreffen mit der unabänderlichen Nothwendigkeit zu entschuldigen, da sie keinen andern Weg zur Rettung habe finden können als diesen.

Aber bei alle dem mußte Carrara, der das Keuchen der Träger nicht bemerkt hatte, nicht wenig erstaunt sein, als die Sänfte hielt, und ein lautes: Wer da?! von dem Walle der Citadelle ihn aus seinen Träumen voll Hoffnung weckte und er sich vor dem Thore der Citadelle befand, das sich auf seinen Befehl sogleich öffnete. Ihr habt mich grausam getäuscht! raunte er Constanzen zu, die mit einem innigen Drucke der Hand und einem leisen: Auf morgen! ihn zu trösten suchte. Schnell schloß sich jetzt die Sänfte und sein Glück, seine Hoffnung, sein Paradies und sein Himmel zog bei'm Fackelglanz immer ferner und ferner von ihm, bis er endlich über die niedergelassene Zugbrücke, zum Erstaunen seiner Soldaten, ohne irgend eine Begleitung in die Festung eintrat. Ein bestandenes Abenteuer, was es auch wohl wirklich war, mußte der Grund seines plötzlichen Erscheinens sein.

In dem Familienkreise der Carrara lebte ein schon bejahrter Edler, Antonio Blancardo, im hohen Ansehen. Als Jüngling in die Dienste von Giacomo's Großvater getreten, hatte er in allen Fehden und Schlachten an der Seite Franzens von Carrara gefochten, mit ihm die Gefangenschaft getheilt, und war ihm zu seiner Flucht behülflich gewesen. Es hatte sich nach vielfach erprobter Treue zwischen ihm und dem Fürsten von Padua ein freundschaftliches Verhältniß gebildet, das auch auf den Sohn überging; denn Giacomo liebte den alten Mann trotz mancher seiner Eigenheiten und trotz dessen störrischem Wesen wie seinen zweiten Vater. Deshalb hatte ihn auch der Fürst von Padua seinem Sohne in Verona zugegeben, um über ihn zu wachen, und ihn in wichtigen Fällen mit seinem Rathe zu unterstützen.

Unter den verschiedenen Sonderbarkeiten Antonio's traten zwei gar seltsam hervor. Er mied das ganze weibliche Geschlecht, vermied jedes Gespräch mit einem Weibe, und sogar, wenn es sich thun ließ, die Gesellschaft, wo er sie zu treffen glaubte. Seinem jungen Freunde, der diese Abneigung nicht mit ihm theilte, suchte er das Geschlecht mit den schwärzesten

Farben zu zeichnen, und dabei von der Stammmutter Eva bis zur Johanna von Neapel herab, alles Unglück, das die Welt betroffen, den Weibern beizumessen. Dies änderte Giacomo Carrara's Ansichten freilich nur wenig, besonders da er beobachtet haben wollte, daß der Alte, wenn er sich unbemerkt glaubte, sein blitzendes Auge oft lange und theilnehmend auf manche jugendliche Gestalt geheftet hielt, so daß es selbst zuweilen feucht zu werden schien. Die zweite Sonderbarkeit des alten Mannes war, daß er zwar nur ein Mal täglich zur Messe ging, aber oft stundenlang in der Stille auf seinen Knieen lag und unter heißen Thränen sein Herz zu Gott erhob, jedoch die Pfaffen haßte, mehr vielleicht noch als die Weiber. Nur mit Widerwillen ging er zur Beichte, und gestand seinen Freunden offen, er beichte Gott täglich alle seine Sünden, dem Priester aber sage er nie, was sein Herz drücke. Uebrigens war er trotz Weiber- und Priesterhaß, und trotz seines anhaltenden Betens in jedem Geschäfte thätig, ein theilnehmender Freund, ein unternehmender und tapferer Krieger.

Giacomo Carrara, obschon gleich in männlichen Jahren und mit Geist, Muth und Kraft begabt, unternahm nichts, ohne es mit seinem väterlichen Freunde berathen zu haben, so verschieden auch beide gewöhnlich in ihren Ansichten waren; denn Carrara liebte die Weiber und fand es viel bequemer, sich gut mit den Dienern Gottes als mit Gott selbst zu stehen. Vor Antonio hatte er nie ein Geheimniß, und so war dieser auch der Einzige, den er am Morgen mit dem bekannt machte, was ihn in der vergangenen Nacht so früh und allein nach Hause geführt hatte.

Antonio schüttelte bei dieser Erzählung bedenklich den Kopf, ließ sich den durch den Gondelführer erhaltenen Brief zeigen, und stimmte der Ansicht Constanzens bei, daß die Warnung wohlgemeint, und den Brüdern della Scala nicht zu trauen sei. Er rieth Giacomo, nicht ohne Panzer und ohne eine hinlängliche Begleitung auszugehen, und deshalb alle nächtlichen Abenteuer besonders jetzt zu meiden; denn — setzte er hinzu — Alles Unglück kommt von diesem Geschlechte! — Auch vor Constanze Peralta, dieser treuen Anhängerin der della Scala, warne ich Euch, die, wenn ich es genau überlege, ihren unbescholtenen Ruf, ihre stolze Kälte nur für etwas Wichtiges opfern könnte; denn, junger Herr, so thörig seid ja nicht, zu glauben, Euer Liebreiz habe die kalte stolze Schöne umgewandelt. Sie ist eine Sirene, die Euch in ihre Fesseln schmieden, Euch umgarnen will.

Carrara belächelte dies zwar ziemlich zuversichtlich, doch konnte er sich bei ruhigem Nachdenken nicht bergen, daß Constanzens so plötzlich verändertes Betragen gegen ihn auffallend sei, und ein kleiner Argwohn stieg in ihm auf, den er jedoch gegen Antonio nicht laut werden ließ. Dieser berathschlagte nun mit ihm, was zu thun sei und rieth ihm, die ersten Tage sich krank zu stellen, auch mit einer plötzlichen Krankheit sein schnelles Verschwinden vom gestrigen Feste zu entschuldigen. So schwer es auch Carrara wurde, sich in dieser Zeit, wo ihm der Himmel geöffnet schien, in sein

Zimmer zu verschließen, versprach er doch endlich, Antonio's Rath zu befolgen. Auch beschlossen sie, dem Fürsten von Padua von dem Vorgefallenen Nachricht zu geben, und unter irgend einem Vorwande einen der Brüder della Scala nach Padua zu senden, wo er, durch mancherlei Geschäfte aufgehalten, gewissermaßen so lange als Geißel dienen könne, bis sich der Grund oder Ungrund des Verdachtes näher aufgeklärt hätte.

Dies zu bewerkstelligen, wurde ihnen sehr erleichtert. Noch am nemlichen Tage kam Bruno della Scala, sich nach dem Befinden Carrara's zu erkundigen und ihm zugleich anzuzeigen, daß er in einigen Tagen nach Padua gehen werde, um sich dort bei dem Fürsten zu entschuldigen, daß er noch nicht mit der versprochenen Hülfe zu ihm vor Vicenza gestoßen sei. —

Kaum hatte er den Scheinkranken verlassen, als Antonio bitter lächelnd ausrief: Nun glaube ich fast, der Brief, die Gondel und Alles ist von Constanzen selbst angestellt, um mit Schicklichkeit die Katastrophe herbeizuführen; daß sie Euch zu sich in die Sänfte gelockt, läßt mir keinen Zweifel mehr übrig, Alles war reiflich überlegt, Euch recht fest die Schlinge über den Kopf zu ziehen.

Und warum hätte sie mich denn hierher und nicht nach ihrer Wohnung gebracht? fragte Carrara, seine Geliebte entschuldigen wollend.

Hoffnung und Erwartung sind stärkere Fesseln als Sättigung, — erwiderte der Alte. — Das wissen die Weiber so gut als der Versucher, und üben dergleichen noch besser als er. Die Witwe Peralta ließ den Brief schreiben, schickte die Gondel, und die Heuchelei der Liebe, dieses alte doch nie verbrauchte Hausmittel, liebesieche Narren zu ködern, wendete die Veroneserin für ihre alten Herren Euch zum Verderben an. —

Hat sie vielleicht auch das Intermezzo im Thurme angeordnet? fragte Carrara spöttisch.

Wohl möglich! — erwiderte Antonio. — Es sollte vielleicht ein Versuch sein, sich Eurer auf eine schnellere Weise zu entledigen.

Ein Diener trat in diesem Augenblicke ein und brachte seinem Herrn einen Brief, den er mit Hast erbrach, ihn schnell durchflog und dann zu Antonio sagte: Dürfte ich so unrecht an einer Dame handeln, ihr Geheimniß einem Dritten anzuvertrauen, so würdet Ihr Euch überzeugt halten, mein guter Antonio, daß Constanze Peralta an alle dem, dessen Ihr sie anklagt, unschuldig ist.

So zeigt mir in Gottes Namen den Brief und Ihr begeht durchaus kein Unrecht, wenn sie dadurch in meinen Augen gerechtfertigt wird! — meinte Antonio. — Ich bin für das Geheimniß eines Weibes ein Stummer, ein Todter, obgleich ich behaupte, kein Weib kann länger als einen Mondwechsel ein Geheimniß bewahren; ihre Plauderhaftigkeit theilt es unter dem Siegel der Verschwiegenheit der Freundin mit, diese einer Andern, und so wird es bald zum öffentlichen Geheimniß.

Während dieser Rede hatte er die Hand nach dem Schreiben ausge-

streckt, das ihm, vielleicht sein Gewissen zu beruhigen, Carrara zwar nicht gab, doch ohne Gegenrede nehmen ließ. Antonio las jetzt:

Gnädiger Herr!

„Auch jetzt noch nenne ich Euch so, denn seit gestern, wo sich mein Herz Euch aufschloß, seid Ihr wahrhaftig mein Herr geworden. Ach! seit gestern ist Stolz und Muth von mir gewichen, und ich stehe vor Euch, ein schwaches liebendes Weib. Gebe Gott, daß Euer Herz unwandelbar, mich nie meine Schwäche bereuen läßt. Eure Sehnsucht mich zu sehen ist gewiß so groß als die meinige, obgleich ich fürchten muß, mir hat sich eine neue Welt geöffnet, die für Euch sich wohl schon öfter erschloß. Doch laßt mir die Täuschung, wenn mein Glaube, mein Vertrauen Täuschung ist! Wenn Ihr also meine Sehnsucht theilt, so bitt' ich, so beschwör' ich Euch, mäßigt sie, kommt heute, kommt morgen nicht zu mir, nicht eher, bis ich Euch ohne bange Furcht in meine Arme schließen kann. Ich bin seit gestern manchem auf die Spur gekommen, seid vorsichtig und geht ohne Begleitung nicht aus.

„Wie schwer es mir wird, Euch darum zu bitten, könnt Ihr vielleicht mit mir fühlen, aber ich muß lieber Allem entsagen, um nur Euch nicht in Gefahr zu wissen.

„Lebt wohl! Möge der gestrige Abend ein so freundliches Licht über Eure Zukunft breiten, als er es über die meinige thut. Er hat fortan meinem Leben sein sanftes Mondlicht, seinen strahlenden Sonnenglanz geliehen; möge keine Wolke es umziehen, möge es nie schwinden. Lebet wohl, gedenket mein.

Constanze."

Nun, bei Gott, ein feines Brieflein! — sagte Antonio es zusammenlegend — fast sollte man meinen, es wäre Wahrheit was es enthält. Nun sei es was es sei, Vorsicht thut Noth, und wenn Ihr dann späterhin die Thorheit nicht lassen könnt, und wie ein blinder Auerhahn in das Netz fliegt, so muß ich doch, so widrig mir auch dergleichen ist, Wache stehen und zu Eurem Schutze bereit sein.

Drei Tage hielten Antonio's Bitten Carrara zu Haus, am vierten Tage aber, als es zu dämmern begann, schlich er sich, zwar von Antonio und einer Menge Bewaffneter in der Ferne gefolgt, zu Constanzen, und diese Wanderung setzte er von dem Tage an fast täglich fort.

Der Fürst von Padua, wahrscheinlich durch Antonio von allem, selbst von dem Liebesabenteuer des Sohnes unterrichtet, warnte, gebot Vorsicht, und hatte Bruno della Scala unter mancherlei Vorwand in Padua zurückbehalten; denn auch ihm waren Verdacht erregende Anzeigen zu Ohren gekommen, daß die della Scala feindlich gegen ihn gesinnt wären. So hatte Antonio hinreichende Sorge und auch hinreichenden Grund, auf die Weiber zu schmähen, denn das Haus der Signora Peralta lag am jenseitigen Ufer der Etsch, und Carrara mußte, um sie zu sehen, über die Brücke in

den entfernteren Theil wandern. Diesem Uebelstande abzuhelfen und ganz dem Geliebten zu leben, beschloß die schöne Witwe, ihre prachtvolle Wohnung zu verlassen und eine reizende Villa, die dicht vor dem Thore an dem Ufer der Etsch lag, zu beziehen. Hier konnten sie sich unbemerkter sehen, eine Gondel ihn auf der Etsch, die am Fuße der Citadelle floß, zu ihr bringen, und das nahe, von seinen Soldaten besetzte Thor gab ihm bedeutend mehr Sicherheit, als er in dem entlegenen Quartiere der Stadt, trotz Antonio's Vorsicht, hätte finden können.

Schon war seit jenem Abende, wo der Himmel der Liebe sich Carrara geöffnet hatte, ein Monat verflossen, und von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde wußte Constanze immer mehr Liebreiz zu entfalten und die Bande unauflösbar zu knüpfen, mit denen sie den jungen, leidenschaftlichen, sonst stets flatterhaften Mann gefesselt hielt; täglich wanderte er, von seinem treuen Antonio begleitet, der Villa zu, öfter noch schwamm seine Gondel über die Wellen der Etsch zur Geliebten hin, wo auch dann Antonio ihn mit Bewaffneten begleitete. Seit mehren Tagen hatte Carrara immer nur die Gondel bestiegen, um bei Constanzen die Stunden im Liebesrausche zu verbringen, und hierzu bewog ihn freilich ein Etwas, das auf dem Wege zur Geliebten den Mann wohl nicht hätte bewegen sollen, eine unbekannte Sängerin nemlich, die in einer der vielen am Flusse gelegenen Villa's jedesmal, wenn Carrara's Gondel vorbeischiffte, mit lieblicher Stimme zur Laute sang. Der Gesang war schön, die Einbildekraft malte die Sängerin noch schöner, und so gingen Anfangs, kam die Gondel dem Aufenthalte der Signora näher, die Ruderschläge immer langsamer, jetzt aber hielt sie schon still, und Carrara hätte gewiß oft Stunden lang dem holden Liede zugehört, wenn die eigensinnige Sängerin, die sich nur hören, nie blicken ließ, nicht oft plötzlich den Gesang abgebrochen und ihn dann nicht wieder begonnen hätte.

So oft sie jetzt an dem vom Ahorn umschatteten freundlichen Hause still hielten, lächelte Antonio. Schon wieder ein Netz, das man Euch zu fangen ausgeworfen hat! — sagte er spottend. — Nun, in Gottes Namen; theilt sich Euer Herz, so könnt Ihr wohl eine Zeit lang, ohne daß es Euch schadet, zappeln, und Ihr werdet dann der doppelten Schlinge desto eher entgehen. Weiber sind dem Manne stets Gift, und so mag auch hier Gegengift das Gift vertreiben. — Da er aber die Sache doch ernster nahm als er es zeigte, sandte er Kundschafter aus, um zu erfahren, wer die Fremde sei, und bald erhielt er Nachricht. Die Sängerin war die Tochter einer edlen Florentinerin, deren Vater von der herrschenden Partei geächtet und in Venedig gestorben war. Mutter und Tochter hatten sich nach

Verona zurückgezogen, um hier in Abgeschiedenheit von der Welt zu leben; die Tochter machte das Gerücht zu einer vollendeten Schönheit.

Antonio, der im Grunde seines Herzens die Witwe Peralta haßte, da er sie immer noch zu der Partei der della Scala zählte, und diese noch nicht gerechtfertigt vor ihm standen, Constanze auch überdies mehre Jahre älter war als sein Schutzbefohlener und dies ihm bei der Liebe ein Unding zu sein schien, faßte den Entschluß, Giacomo, um ihn von der schlauen Witwe abzuziehen, die Schale mit dem Gegengifte zu reichen. Er fürchtete den hohen Geist der Witwe, die Festigkeit ihres Charakters so sehr, daß er seinen jungen Freund lieber in den Händen der verschmitztesten Buhlerin gesehen hätte als in den ihrigen. Da er Carrara zu gut kannte, um nicht zu wissen, daß er ohne irgend ein Liebesabenteuer nicht sein konnte, so hielt er es auch seiner Pflicht nicht zuwider, seinen Freund sich in ein neues verwickeln zu lassen. Er theilte ihm deßhalb seine Nachrichten mit, die auch sogleich in Giacomo den Wunsch erregten, die junge Dame wenigstens zu sehen, um das Gerücht Lügen strafen und sich zu überzeugen, Constanzens Schönheit verdunkle die Schönheit der unbekannten Sängerin.

Aber irgend einen Schritt zu thun — denn es war ja nur die Neugierde, welche diesen Wunsch in ihm rege machte, — hielt er für strafbar, noch bezähmte er deßhalb seinen Wunsch und erwartete von dem Zufalle, was er nicht selbst herbeiführen wollte, erwähnte jedoch gegen Constanzen mit keiner Sylbe der Sängerin.

Eines Abends, als ihn dringende Geschäfte früher als gewöhnlich abriefen und er auf Constanzens Gondel heimwärts fuhr, war ihm der Zufall günstig. Er sah schon in der Ferne auf dem Balkon der Villa eine Dame, die, den Untergang der Sonne betrachtend, in Gedanken versunken zu sein schien. Er befahl dem Gondolier, dem Ufer näher zu lenken und längs dem Garten hinzurudern; und ehe die Dame ihn noch bemerkte, flog die Gondel dicht an dem Balkon vorüber. So kurz auch der Augenblick war, konnte er doch die Sängerin — denn daß sie es war, zeigte die Laute in der Hand — deutlich erkennen. Es war eine schlanke nymphenhafte Gestalt, zwei sprechende Augen flammten unter dunkeln Brauen und der lieblichste Mund, mit dem je eine Eventochter zum Kuß einladete, gab dem holden, frischen Gesicht den Ausdruck von Schalkheit und Milde; die Knospe hatte sich eben entfaltet, kaum konnte sie 16 Jahre zählen. — Carrara war schon lange vorüber, als sein Auge, noch immer nach dem Gartenhause hingewandt, all' das Liebliche nur noch wie einen dunklen Punkt sah, bis auch dieser allmälig mit der Dämmerung verschmolz.

Flüchtig durchlas er den Brief seines Vaters, der ihn mit Mißhelligkeiten bekannt machte, die dem Fürsten von Padua mit der Republik Venedig bevorstanden, und die er gern vermeiden würde, wenn es sich nur mit seiner Ehre vertrüge. Auch warnte er den Sohn vor den Brüdern della Scala, da er den in Padua gewesenen nicht länger habe aufhalten

können, befahl ihm, die Besatzung durch Werbung zu verstärken und seinem Bruder Francesco einiges Geschütz und Constabler zur Belagerung Vicenza's zu schicken. Dies alles las er, gab, ohne ein Wort darüber zu sagen, Antonio den Brief, warf sich auf einen Sessel und überließ sich seinen Träumen.

Antonio hatte indessen den Brief durchgelesen und fand ihn zu wichtig, um nicht Stoff genug darin zu finden, mit seinem jungen Freunde darüber zu sprechen; aber er bemerkte bald, daß dessen Gedanken ganz wo anders waren. Ich kenne ihn schon, dachte er bei sich selbst: hat etwas seine Seele ergriffen, so muß man ihn seinen stillen Betrachtungen überlassen oder ihn zur Mittheilung bewegen, er ist dann wie ein junges, ungezügeltes Pferd, das man austoben lassen muß, ehe man es in ruhigen Schritt bringt. — Er schwieg und erwartete, Giacomo sollte zu sprechen beginnen, der aber blickte immer nach dem Fenster, wo er den letzten Schein der Abendröthe allmälig hinter den Bergen verschwinden sah.

Junger Herr! brach endlich Antonio, ungeduldig werdend, das Schweigen — wo sind jetzt Euere Gedanken? — Ich wollte wetten, nicht bei Euerem Vater, selbst nicht bei Constanze Peralta, denn dazu leuchtet Euer Auge zu flammend und jugendlich, und der Gedanke an diese alternde Schöne könnte Euch unmöglich in solche Verzückungen versetzen. Welchen Dämon von Weibe hat Euch denn der Böse in den Weg geworfen? denn daß es ein Weib ist, was Euch beschäftigt, deß bin ich gewiß.

Antonio! — rief Carrara aufspringend — sieh'st Du die letzten Strahlen der Sonne?

Mit meinen guten Augen sehe ich sie, Herr! — erwiderte der Alte — habt Ihr s i e vor Augen gehabt, dann habt Ihr freilich an die Signora Constanze gedacht.

Denke Dir morgen diese Sinkende sich im schönsten Glanze jugendlicher, jungfräulicher Schönheit aus dem Wellenbett erhebend, wie sie aus der Ferne, Anfangs mit mattem Scheine, dann immer strahlender, immer glühender ihren rosigen Schimmer verbreitet, bis sie endlich in ihrer ganzen Schönheit hervortritt. So war auch sie. — Ich könnte sie zwar auch mit einer Rosenknospe vergleichen, welche bald der West, bald der Strahl der Frühsonne zu entfalten strebt, halb ist der Kelch mit seinen hundert Blättern geöffnet, ein warmer Frühlinghauch und die Herrliche steht in voller Pracht vor uns. Aber was ist eine Blume, was die Königin der Blumen gegen ein solches Geschöpf. Ein Sturm und sie ist zerknickt, ein heißer Tag und sie ist verwelkt, ein giftiger Mehlthau und der Schmelz ihrer Farben, der Sammet ihrer Blätter ist hin!

Lieber junger Herr! — nahm Antonio endlich das Wort, der die Meinung hatte, man müsse einen Exaltirten um Alles in der Welt nicht unterbrechen, wenn man nicht den Flug seiner Phantasie bis in's Unendliche sehen wolle — mich dünkt, nach meiner wenigen Erfahrung, das Bild der

Rose paßt besser als das der Morgenröthe, obgleich ich nicht weiß, wen Ihr damit vergleicht. Die Sonne steigt auf in rosiger, herrlicher Pracht, das könnte passen, sie geht in wundersamer Pracht wieder unter — das paßt nicht; ein altes Weib, das der Tod zur Ruhe legt, möchte wohl nie den goldenen Strahlen der Abendsonne zu vergleichen sein, eben so wenig ein junges Mädchen, dessen Blüthe der Tod geknickt. Mit der Rose aber ist das Gleichniß recht. — Unbeachtet hängt die geschlossene Knospe am Stiel, erst wenn das grüne Blätterdach sich öffnet, wenn die ersten rosigen Blätter hindurchschimmern, blickt man wohlgefällig und hoffnungvoll auf sie hin — hat dann der buhlende West, hat die Glut der Frühsonne, haben warme Nächte die Blätter gehoben, daß sie sich wölben und breiten und die Knospe dem Entfalten nahe gebracht, ja, dann gleicht sie einem lieblichen Kinde, das mit Sehnen und Hoffen, mit schalkhaftem und doch verlangendem Blicke aus einem unbefangenen Kinde sich zur Jungfrau entpuppt, um als Schmetterling davonzufliegen. Ihr seht, lieber Herr, ich habe Petrarca's Sonnete und Canzonen gelesen und den Dante studirt und kann auch zuweilen, doch nicht oft, poetisch plaudern. — Aber um Alles in der Welt, sagt mir nur, von wem Ihr sprecht?

Ich habe die Sängerin gesehen!

So! — erwiderte Antonio — nun, so schwimmt Ihr zwischen der Scylla und Charibdis. Aber vergeßt darüber nur nicht den Brief des Fürsten von Padua; Ihr wißt, so ein gütiger Vater er auch ist, erwartet er doch strengen Gehorsam. Soll ich den Constabler rufen, um Euch mit ihm über das Geschütz zu berathen; soll ich den Hauptmann Pandolfo zu Euch beordern, diesen geschickten Seelenkäufer, dessen Fahne das Kriegvolk herbeizieht wie ein Honigfladen die Wespen? Wollt Ihr nicht Vorkehrungen treffen, daß die Herren von Verona so dicht von unsern Netzen umgarnt werden, daß wir sie zu jeder beliebigen Stunde in unseren Händen haben?

Ihr habt Recht, guter Antonio! — sagte Carrara nach einigem Nachdenken — Erst das Ernste des Lebens, dann seinen Scherz. Geht, bereitet Alles, daß morgen schon die nöthigen Anordnungen in's Leben treten können.

Ich will Euch gern Eueren Träumen überlassen, — sagte jetzt Antonio — will gehen und so viel ich es kann das Nöthige veranstalten. Entschließt Euch nur indessen, ob Ihr der Charibdis treu bleiben oder Euch der Syrene in die Arme werfen wollt. Ich glaube, da ich Eueren Wankelmuth kenne, Ihr streckt beide Arme aus, greift nach Beiden und werdet keine, oder vielmehr keine wird Euch festhalten.

Antonio schien wenigstens für den Augenblick Recht zu haben, denn Carrara ließ wirklich, kaum daß ihn Antonio verlassen hatte, Beide, die Geliebte und die neue flüchtige Erscheinung, an sich vorübergehen, wo ihm dann freilich bei der Letzteren seine Phantasie aushelfen mußte. Wenn

einem liebenden Herzen das Geliebte nicht mehr das Höchste, Heiligste ist, wenn es zu vergleichen beginnt und Schönheit und Liebreiz gegen einander wägt, so ist schon der Nimbus verschwunden, der das Herz mit festen, unzerreißbaren Banden kettet, und gewöhnlich trägt die neue Erscheinung den Sieg über die alte Neigung davon. — So war es zwar noch nicht in Carrara's Herzen; der Gesang der Unbekannten hatte ihn zwar gelockt, es war aber doch nur eine Stimme, die mehr zum Ohre als zum Herzen gesprochen hatte, es war nur ein so flüchtiger Augenblick gewesen, wo er sie gesehen, ihr Bild schwebte in zu unbestimmten Umrissen vor seinem Blicke, als daß er mehr als Sinnenreiz hätte erwecken können; Constanze hingegen trat mit allem Zauber hingebender Liebe vor ihn, in tausendfachen Schattirungen ihre Rechte geltend machend, und so beschloß er, der Charibdis treu zu bleiben, obgleich er sich selbst sagen mußte, daß Neugierde, Theilnahme, weiß Gott, was alles noch, ihn den Morgensonnenstrahl, die aufbrechende Rosenknospe nicht ganz würde vergessen lassen. —

Während Giacomo Carrara der Liebe zu Constanzen sich hingab, stand sein älterer Bruder Franzesco mit dem Heere vor Vicenza, und erwartete das nöthige Geschütz, es förmlich zu belagern. Schon seit undenklichen Zeiten hatte Haß zwischen Padua und Vicenza die beiden Städte gegen einander erbittert, und hierdurch wurde es der geringen mailändischen Besatzung möglich, sich gegen die Macht des Fürsten von Padua zu vertheidigen; denn die Bürger fochten für ihren Herd, und hätten sich lieber jedem andern Herrn, nur nicht dem von seinen Paduanern so sehr geliebten, ergeben.

Dies wußte Franzesco wohl; deßhalb hatte er, bis ihm die Mittel zu Gebote standen, die Stadt mit aller Macht anzugreifen, sie nur berennt und ihr die Zufuhr abgeschnitten. Dies war jedoch in damaliger Zeit von wenig Nutzen; da die Städte, mit ihren Nachbarn in ewiger Fehde lebend, keinen Tag sicher waren, daß nicht irgend ein kleiner Fürst oder eine eroberungssüchtige Nachbarstadt sie mit Krieg überziehen könne, so mußte jeder Bürger sich mit hinlänglichem Vorrath wenigstens auf ein Jahr versehen. Doch schlug dies nicht den Muth Franzesco's nieder; er war der Mann, der für sein Zeitalter geboren zu sein schien. Sein unternehmender kühner Geist kannte keine Gefahr, seine Beharrlichkeit kein Hinderniß, das Unerreichbare war ihm das Lockendste, und sein ernster Sinn suchte keine andere als ernste Beschäftigung; deßhalb war er auch die Seele aller Kriegunternehmungen seines Vaters, der eine hohe Meinung von diesem Lieblingsohne hatte. Schon einige Jahre mit Eleonore Malatesta verheirathet, war ihm der leichte Sinnenrausch der Liebe fremd geblieben, und er verachtete jedes zartere Gefühl, was ihn von seiner ernsten Bahn hätte

verlocken können. Seiner Gattin treu, deren edlen großartigen Charakter er achten mußte, war er nur bei ihr freundlich und mild, sonst überall ernst und streng, besonders gegen seinen jüngeren Bruder, den er als Bruder wahrhaft liebte, als Krieger schätzte, dessen Liebe zu den Wissenschaften, dessen Hang zu den Frauen er aber bitter und oft streng tadelte, so daß der Vater die Brüder stets von einander entfernt zu halten suchte.

Den Fürsten von Padua drückten aber noch andere und schwerere Sorgen. Die Republik Venedig, die bisher immer nur ihren Blick jenseit des Meeres, nur wenig nach dem festen Lande gerichtet, und selbst die immer wachsende Größe der Visconti auf dem herzoglichen Stuhle zu Mailand ruhig hatte heranwachsen sehen, schien plötzlich eine andere Politik angenommen und ihr Auge nach dem Festlande gerichtet zu haben. Der Fürst von Padua, den sie bisher als einen sie schützenden Wall gegen die Visconti betrachtet hatte, wurde der Republik zu mächtig, oder vielmehr seine Besitzungen schienen ihr zu gelegen und waren ihr zu lockend, als daß sie jetzt, da sie einen eignen Wall um ihre Lagunen ziehen wollte, ihn nicht hätte zu demüthigen suchen sollen. Willig ergriff die Republik die Gelegenheit, die ihr die verwitwete Herzogin von Mailand als Vormünderin ihrer Söhne bot, sich in die Angelegenheiten Carrara's zu mischen, und ihm von der Belagerung Vicenza's abzurathen. Da diese Mahnung den Fürsten nicht von seinem Vorhaben abhielt, so begannen sie zu drohen, und Carrara, dem Alles an dem guten Verhältnisse mit der Republik lag, hätte fast selbst gegen seinen Willen nachgegeben, wenn nicht sein Sohn Franzesco mit allem Einfluß, den er auf seinen sonst großartigen Vater hatte, gewirkt und ihn in seinem Entschlusse wankend gemacht hätte. Es wurden Gesandte nach Venedig und Florenz geschickt, dort das Ungewitter abzuleiten und einen versöhnenden Vertrag zu schließen, in Florenz für den Fall eines Angriffes Hilfe zu suchen.

Für alle Fälle rüstete sich der Fürst, den schweren Kampf mit Ehren bestehen zu können, ein Gleiches that sein Eidam, der Markgraf von Este; er nahm den berühmten Condottiere Monfredon Barbiano in Sold, und stieß mit mehren Tausenden zu dem Heere seines Schwiegervaters, das jetzt theils vor Vicenza stand, theils die Engpässe gegen Venedig beobachtete.

Auch in dem Lager vor Vicenza hatte der thätige Geist Franzesco's alles in Bewegung gesetzt; das Geschütz war von Padua und Verona herbeigeschafft und die Stadt sollte in einigen Tagen beschossen werden. Unglücklicher Weise erhielt Franzesco am nemlichen Tage einen Befehl seines Vaters, 1500 Mann an Giacomo nach Verona zu schicken, der Peschiera am Garda-See überrumpeln sollte. Die Abwesenheit dieser Truppen benutzten die von Allem unterrichteten Venetianer so gut, daß sie gegen alle bestehenden Verträge in der Stille, ohne daß es die Paduaner bemerkten, 250 Schützen nach Vicenza warfen, die, vermöge einer Uebereinkunft mit Mailand, die Stadt für sie in Besitz nahmen.

Wie staunte Franzesco, als er am andern Morgen statt der Viper, dem Wappen der Visconti, den geflügeten Löwen von Vicenza's Thürmen wehen sah, und gleich darauf ein Trompeter ohne weiteres vor sein Zelt geritten kam, ihn in frechem Tone aufzufordern, alle Feindseligkeiten gegen die Stadt einzustellen, da sie sich Venedig unterworfen habe.

Geh zurück, Elender! — rief der Erzürnte — und kehrst Du ohne sicheres Geleit wieder, laß ich Dich niederhauen!

Noch am nemlichen Tage kam der Trompeter wieder, ohne daß sicheres Geleit für ihn verlangt worden wäre, und als ihn Franzesco hart anfuhr, erwiderte er mit ächt republikanischem Stolze: Ein Herr von Padua wagt es wohl schwerlich, einen Trompeter, den ihm die Republik Venedig sendet, niederhauen zu lassen!

Daß Du Dich irrst, sollst Du erfahren! erwiderte Franzesco auf diese stolze Rede, gab seinen Soldaten ein Zeichen, und im nemlichen Augenblicke lag der Freche zusammengehauen zu seinen Füßen. Den Leichnam ließ er nach Vicenza zurückbringen.

Diese rasche That erbitterte die stolzen Herren Venedigs, und der Senat beschloß, trotz den Vorstellungen der Florentiner, den Krieg, wenn er auch noch nicht öffentlich losbrach.

Dies entging jedoch dem Scharfblicke Carrara's nicht, denn er war trotz des Schleiers, der jeden Beschluß der Signoria deckte, von Allem unterrichtet, und so traf er schnell alle Maßregeln zur Vertheidigung.

Das Haus Carrara geht bei dieser Fehde unter, oder es wird Herr der Lombardei! — sagte Franzesco zu seinem Vater. — Nur das Letztere glaubend wollen wir mit Zuversicht handeln.

Doch der Fürst theilte des Sohnes Zuversicht nicht und hoffte immer noch, das Ungewitter mit Ehren abwenden zu können.

Giacomo Carrara war indeß in Verona gleichfalls thätig gewesen. Die geheime Unternehmung auf Peschiera hatte manche Anordnung erfordert, welche ihm Zeit und Gelegenheit geraubt, die Florentinerin öfter zu sehen. Ein einziges Mal hatte er sie auf dem Balkon überascht, wo sie jedoch schnell den Schleier fallen ließ. Constanzen hatte er täglich besucht, aber so theuer sie ihm auch war, mußte er sich doch gestehen, daß oft, wenn er im traulichen Gespräche neben ihr saß, das Bild der schönen Florentinerin ihm vorschwebte.

Der Zug nach Peschiera unterbrach auf einige Zeit das Schwanken seines bewegten Herzens. Er hatte, da nur bei der äußersten Verschwiegenheit ein glücklicher Erfolg zu erwarten war, Verona in aller Stille verlassen müssen, ohne selbst Constanzen ein Lebewohl zu sagen. Nur weniges Kriegvolk der Besatzung war ihm gefolgt, denn die neugeworbenen

Völker und die Abtheilung, welche aus dem Lager vor Vicenza zu ihm gestoßen, waren zu diesem Unternehmen hinreichend, so daß niemand ahnete, daß Carrara die Stadt verlassen habe.

Constanze gerieth in Sorgen, als die Stunde schlug, zu der er sie zu besuchen pflegte, und er nicht erschien. Es geschah so selten, daß er einen Tag nicht bei ihr war, und dann hatte er ihr stets einen Boten gesandt, ihr seine Entschuldigung zu bringen, aber heute kam er nicht, kam nicht einmal ein Brief von ihm, sie zu trösten; als er aber auch am andern Tage ausblieb, trieb sie die Besorgniß, zu ihm zu schicken. Der Bote hatte den Brief einem Diener übergeben müssen, den Herrn aber nicht gesprochen; sie sandte einen zweiten, der sich genau erkundigen sollte, ob Carrara abwesend oder krank sei; da aber außer Antonio, der in dem Schlosse San Felice zurückgeblieben war, nur Wenige von der Abwesenheit des Herrn wußten, so erhielt sie auch jetzt keinen weiteren Bescheid und ihre Eifersucht ward rege. Sie ließ die ganze Nacht jeden Zugang zur Citadelle sorgfältig bewachen, aber auch am andern Morgen erhielt sie keine Nachricht, keine Seele war durch das strengverschlossene Thor aus- oder eingegangen. Erst am Abende des dritten Tages, als die geglückte Einnahme von Peschiera kein Geheimniß mehr war, bekam sie ein Schreiben Giacomo's, worin er sich über sein langes Schweigen entschuldigte, sie mit dem Vorgefallenen bekannt machte und bald nach Verona zurückzukehren versprach. Aber auch dieser Brief, so sehr er ihren Argwohn verscheuchen konnte, beruhigte sie nicht ganz, er war ihr zu ruhig abgefaßt, zu wenig Leidenschaft sprach sich in ihm aus, und die gute Signora bedachte nicht, daß der Mann von Kriegern umgeben, mit Anordnungen zur Erhaltung einer wichtigen Eroberung beschäftigt, nicht seufzen und girren kann wie in den süßen Stunden des Lieberausches.

Antonio war auch während Giacomo's Abwesenheit nicht ohne Unannehmlichkeiten geblieben. War er, einige Boten der Signora Constanze abgerechnet, auch ohne alle Berührung mit Frauen gewesen, so hatte doch das Schicksal seine Geduld auf andere Weise geprüft. Pater Stefano, ein Franziscanermönch, war nemlich von dem Fürsten von Padua nach Verona gesendet, dort das, in damaliger Zeit von den Ordensbrüdern in Italien häufig verwaltete Amt eines Spions zu übernehmen. Die von Venedig erhaltene Nachricht, daß die Brüder della Scala mit der Republik gegen ihn unterhandelten, vielleicht auch so Manches, was er von seinem Sohne erfahren, hatte ihn dazu bewogen. Daß der Pater dem Sohne so wie dessen Mentor unangenehm sein würde, wußte er im voraus, kümmerte sich aber wenig darum; da er keinen tüchtigeren Mann als Pater Stefano zu dergleichen Geschäften kannte.

Antonio, sein Vorurtheil gegen Alles, was eine Kapuze trug, nicht verleugnend, empfing den Pater kalt, fast abstoßend. Was ist Euer Geschäft bei uns? — fragte er ihn, und dieser, ohne das Unfreundliche, was

in dem Tone dieser Frage lag, bemerken zu wollen, erwiderte: Signor, nur die Liebe zu dem jungen Herrn trieb mich von Padua hierher. Ich wollte meinen ehemaligen Schüler besuchen und, thät' es Noth, ihn mit meinen Ermahnungen auf den rechten Weg zurückführen.

Mein guter Pater, Giacomo Carrara zählt fünf und zwanzig Jahre, unter denen schon manche thatenreiche zu finden sind, und steht jetzt an der Spitze einer wichtigen Unternehmung. Ein solcher Mann ist gegen seinen alten Lehrer in der Dialektik für ehemals erhaltene Lehren wohl dankbar, wollte er aber den alten Lehrkursus erneuen, würde er wenig Dank von ihm ärnten können; deßhalb rathe ich Euch, spart Euere Ermahnungen für den Beichtstuhl auf, geht zu den preßhaften Wittwen, denen der Zwang ihres Standes lästig wird, dort sprecht Euch aus, so viel Ihr wollt, hier sind Euere Ermahnungen in den Wind gesprochen.

Ei, ei, Signor! — nahm der Pater das Wort, und ein hämisches Lächeln unterbrach den Ausdruck von Salbung, den er meisterhaft seinem Gesichte geben konnte — sprecht Ihr, der Mentor des jungen Herrn, alle Euere Ermahnungen in den Wind, so bedaur' ich Euch.

Die meinen kommen aus dem Herzen und finden deßhalb auch im Herzen eine gute Statt; die Eueren — Habt Ihr sonst nichts in Verona zu thun?

Mancherlei! — Doch habe ich keinen Auftrag, es Euch zu berichten.

Ah, gewiß etwas, wozu eine feine Nase, die erste Eigenschaft eines Spürhundes, vonnöthen ist! fiel ihm Antonio in die Rede.

Wohl möglich! — erwiderte der Franziscaner. — Auch ein Spürhund ist seinem Herrn ein getreues, nothwendiges Thier.

Hundeseele! — brummte Antonio vor sich hin und befahl dann, daß man Wein, jedoch nur einen Becher, heraufbringe, denn mit einem Mönche trank er nie, und als Wein und Brod aufgetragen war, sagte er: Eßt und trinkt, denn Euer Bauch ist doch Euer Abgott! Dann entfernte er sich.

Sünder! oder vielmehr Narr, — murmelte Stefano, indem er den Becher leerte — der sich ein weiser Mann zu sein dünkt und den schon ein Weiberrock und eine Mönchkutte in Harnisch und um sein Bischen Weisheit bringen kann.

Kaum hatte ihn Antonio verlassen, als ein Diener eintrat, mißtrauisch im Zimmer umhersah und dann auf eine vertrauliche Weise, doch nur mit halber Stimme, den Mönch begrüßte, der mit einem behaglichen Kopfnicken dankte.

Was gibt's Neues in Verona? fragte Stefano, den eben geleerten Becher wegsetzend.

Nicht viel, ehrwürdiger Herr! Der junge Herr schwärmt von Blume zu Blume; bald ist es eine stolze Witwe —

Ich weiß schon.

Jetzt wird er wahrscheinlich in die Netze einer Florentinerin gerathen.

Einer Florentinerin? Wie kömmt die hierher?

Die Familie ist verbannt, der Vater in Venedig gestorben und Mutter und Tochter sind hier.

Eine verbannte Florentinerin? — Nun, das wäre so übel nicht! — sagte der Mönch vor sich hin. — Auf welchem Fuße steht der junge Herr mit ihr?

So viel ich weiß, auf gar keinem, denn bis jetzt hat ihn nur ihr Gesang bei'm Vorbeifahren auf der Gondel gelockt, und nur erst einmal hat er die Signora gesehen.

Wo wohnt sie?

In einem Landhause an der Etsch.

Kannst Du mich zu ihr hinführen?

Warum nicht. Bis zum Hause ganz wohl, in's Haus wohl schwerlich!

Der Pater schenkte den letzten Wein aus der silbernen Kanne und schlürfte ihn in langsamen Zügen hinunter, doch mochte diesmal der Wein weniger die Ursache sein, daß er nur nippte, als weil er in tiefe Gedanken versunken war. Plötzlich schien er mit sich einig und setzte den Becher wieder hin. Was machen die Herren della Scala? fragte er dann.

Der Eine liegt noch immer von einem Falle, den er irgendwo gethan, krank darnieder, der Andere schleicht, seit er von Padua zurückgekehrt ist, wie ein Wehrwolf umher.

Und die Veroneser?

Hängen immer noch mit Treue und Anhänglichkeit an dem eingeimpften Zweige der Bastarde ihrer alten Herren.

Also von denen ist für uns wenig zu hoffen, Filippo?

Nichts — gar nichts!

Desto besser! — sagte der Mönch mit sonderbarer Lebhaftigkeit und stürzte den Rest des Weines hinunter.

Wie meint Ihr das, Ehrwürdiger! — fragte der Diener des Hauses Carrara verwundert.

Wie ich das meine? — erwiderte der Mönch und sein Gesicht war schnell wieder in den gehörigen Falten. — Wollte ich Dir das auch erklären, Filippo, so verständest Du es doch nicht. Die Politik der Großen geht oft gar sonderbare Wege, dahin reicht Dein Verstand nicht.

Filippo's Gesicht drückte bei diesen Worten seinen Unmuth aus, und er konnte die Antwort nicht auf dem Herzen behalten. Habe ich denn wirklich ein Bischen zu wenig Mutterwitz bekommen, ehrwürdiger Herr, — fragte er empfindlich — warum gebraucht Ihr mich denn zu allerhand Dingen, bei denen man wahrlich sein Bischen Verstand zusammen nehmen muß?

Komm' zur Florentinerin! unterbrach ihn Stefano, das Gespräch abbrechend.

Zu Wasser oder zu Lande? fragte Filippo, immer noch nicht versöhnt.

Zu Lande! — meinte der Pater und warf seine Kapuze über — Geh' nur fein langsam voran; sind wir an Ort und Stelle, so bleibe einen Augenblick stehen, dann entferne Dich.

Wie Ihr befehlt, ehrwürdiger Herr! — Ich werde so langsam voranschleichen, daß Ihr sattsam Zeit habt, rechts und links Alles gehörig zu beobachten und ehrbar einherzuschreiten. Kommt nur!

Sie wanderten jetzt, nachdem sie San Felice hinter sich hatten, in der Dämmerung zum Thore hinaus, das sich willig dem Diener in der Livree der Carrara öffnete, gingen auf dem menschenleeren Wege an den Villen vorüber, die mit ihren bunten Blumengärten wie ein duftender Kranz die schäumende Etsch umgaben. Keine Seele begegnete ihnen, die Häuser, von der Straße abwärts am Ufer gelegen, waren wie ausgestorben, nur hier und da zeigte sich jetzt ein einzelnes Licht, das bei dem hervorbrechenden Mondscheine nur matt flimmerte. Jetzt hielt Filippo vor einem Gitterthore an, schaute sich nach dem Mönche um, und da er ihn dicht hinter sich sah, ging er wieder zurück und fragte ihn im Vorbeigehen: Soll ich hier auf Euch warten, ehrwürdiger Herr?

Geh' in Frieden, mein Sohn, — erwiderte der Mönch — der Diener Gottes bedarf Deiner nicht!

Filippo ging: der Mönch blieb einen Augenblick sinnend an der Thüre stehen, dann hob er den eisernen Klopfer und pochte an. Der Gärtner kam alsbald heran, und da er den Mann in der Kutte erblickte, öffnete er und fragte nach seinem Begehr.

Ich wünschte die Signora zu sprechen! — erwiderte Stefano, sich auf eine Rasenbank setzend — seid so gut und fragt, ob ich zu dieser ungewöhnlichen Stunde eingelassen werden kann.

Der Gärtner ging und kehrte bald mit der Bitte zurück, ihm zu folgen.

Auf dem kurzen Wege bis zum Hause schweifte Stefano's Auge überall umher; nichts erscheint einem Manne seines Schlages bedeutunglos. Der Garten war prunklos aber mit Sorgfalt gepflegt, das Landhaus, in welches er jetzt eintrat, war zwar klein, doch geschmackvoll. Eine gewölbte Vorhalle, durch deren Bogenfenster ein spärliches Dämmerlicht drang, bot dem Eintretenden erquickende Kühlung, sonst nicht einmal einen Sitz sich niederzulassen; nichts als zwei in Vertiefungen stehende Statüen gaben dem Auge einen Ruhepunkt. Es blieb jedoch dem Mönche auch nicht lange Zeit zu Bemerkungen, denn bald öffnete sich die mittelste Thüre; eine Zofe, in dem Auge Stefano's vielleicht zu nymphenhaft gekleidet, trat heraus.

Wollt Ihr nicht eintreten, ehrwürdiger Pater? — sagte sie — folgt mir nur!

Der Mönch, das liebliche Mädchen mit durchdringendem Blicke betrachtend, in dem sich mehr Wohlgefallen als Unmuth aussprach, folgte in.

einen kleinen mit Gemälden ausgeschmückten Saal, wo ihm aus einem Nebenzimmer eine Matrone entgegen kam. — Was ist Euer Begehr, ehrwürdiger Herr? — redete sie ihn an.

Der Segen des Herrn breite sich über dieses stille Haus und seine Bewohner! — erwiderte mit Salbung Stefano. — Verzeiht, edle Dame! — fuhr er dann fort, nachdem die Signora ihm durch mehr steifes als vornehmes Kopfnicken gedankt hatte. — Ich hörte bei meiner Ankunft in hiesiger Stadt, Ihr wäret aus Florenz und eine der Unglücklichen, welche Parteienwuth aus ihrer Vaterstadt vertrieben hat. Ohne Euren Namen zu kennen bin ich überzeugt, Ihr gehört gewiß den Gibellinen an?

Ein kurzes Ja war die ganze Antwort. — Doch was führt Euch zu mir? setzte sie schnell hinzu.

Theilnahme, und soll ich es Euch gestehen, auch Neugierde. Auch ich bin aus Florenz gebürtig. Schicksale, wie sie einen armen Ordensbruder nur zu oft treffen, führten mich nach der Lombardei, konnten mir aber dennoch in den Lagunen Venedigs, an dem Bachiglione, zu Padua, an den Ufern der Etsch die Sehnsucht nach den sanft plätschernden Wellen des Arno nicht rauben. Was von Florenz kommt ist mir theuer, was mir Kunde von den edlen Geschlechtern geben kann, mir werth.

Und deßhalb? —

Komme ich zu Euch, Signora, Euch Trost in Eurer Verbannung zuzusprechen und Euch zu bitten, mir Nachricht von den Meinigen zu geben. Ich bin, obgleich nur ein armer Franziskaner von dem Orden der Minoriten, aus dem Geschlechte —

Ich theile Eure Anhänglichkeit an Florenz nicht, — unterbrach ihn rasch die Signora. — Nicht in Florenz geboren, hat das Unrecht, das man meinem nun in Gott ruhenden Eheherrn gethan, mir nicht die Vorliebe für diese unruhige Stadt gewinnen können, doch meine Tochter theilt sie vielleicht mit Euch. Tretet in jenes Zimmer, dort werdet Ihr sie finden. — Sie wies hierbei nach einer offenen Thüre. — Ich werde gleich wieder bei Euch sein! — sagte sie dann und ließ den erstaunten Stefano allein.

Doch nicht lange blieb er in diesem Erstaunen; war doch die Tochter der Zweck seines Hierseins. Er schritt auf das geöffnete Zimmer zu und trat ein. Was er hier fand, setzte ihn noch mehr in Erstaunen als das sonderbare Benehmen der Florentinerin. Eine junge Dame, mehr phantastisch als reich gekleidet, denn ihr ganzer Anzug mochte wohl mehr der Weiberlaune als der Sitte der Zeit angehören, saß nachlässig, den linken Arm auf ein Kissen gelehnt, auf einem Ruhebette von karmoisin Sammet, das in der Dämmerung und bei dem durch das hohe Fenster strahlenden Mondlichte, über ihr holdes freundliches Antlitz einen sonderbaren Zauberreiz verbreitete. Neben ihr stand auf hohem Postamente eine Vase mit duftenden Blumen, welche sicher die einfachen duftlosen Astern beneideten, die sich noch frisch im bunten Farbengemisch durch ihre dunkeln Locken

wanden. Der Pater blieb bei diesem Anblicke staunend an der Thüre stehen und konnte kaum sein: Gelobt sei Jesus Christus! stammeln. Die junge Dame dankte mit einem kurzen Kopfnicken, und ließ ihr Köpfchen in dieser Stellung, indem sie den Staunenden mit ihren freundlichen sprechenden Augen, ohne es vielleicht zu wollen, so lockend anblickte, daß der gute Pater, gegen einen solchen Anblick nicht sattsam gewaffnet, unwillkürlich das Zeichen des Kreuzes schlug.

Tretet nur näher, frommer Herr! — rief sie ihm lachend entgegen. — Ich bin weder der böse Feind, noch sonst ein Geist der Hölle, daß Ihr das Zeichen des Kreuzes vor mir schlagt!

Schlagt Eure Augen nieder, Signora! — bat jetzt der Pater, der wohl fühlte, daß er in diesem Augenblicke aus seiner Rolle gefallen war; — denn ich kann die meinigen nicht von Euch wenden, und in Eurem Blicke, so fromm er auch scheint, liegt doch etwas Diabolisches, so daß es mich dünkt, indem ich Euch ansehe, ich sei Sankt Antonius in der Wüste.

Ihr irrt, frommer Herr, der seid Ihr wohl nicht: — nahm die Signora das Wort, erhob sich mit einer leichten Bewegung von ihrem Sitze, und zeigte dem nun noch mehr Erstaunten eine schlanke üppige Gestalt, wie sie kaum eine der Nymphen, die Hylas entführten, schöner gehabt haben mochte. — Was ist Euer Begehr?

Der Mönch warf noch einen festen durchdringenden Blick auf die Gestalt und das liebliche Antlitz des Mädchens, sog diese schönen Züge noch einmal rasch und begierig wie der Dürstende ein, der von dem gefüllten Becher abgerufen, ihn rasch hinunterstürzt, und fand nun Kraft genug, seinem Antlitz die Salbung und seinen Worten den Ton der Frömmigkeit wieder zu geben.

Ich hörte — begann er und schien eben so gleichgiltig die einzelnen Schönheiten des Mädchens zu mustern, als er vor wenigen Augenblicken das Ganze mit Erstaunen und Begeisterung betrachtet hatte, — eine Dame aus Florenz sei mit ihrer schönen Tochter hier, und begierig, von meiner Vaterstadt Nachricht zu bekommen, säumte ich keinen Augenblick, meinen müden Wanderstab hierher zu setzen.

In wessen Auftrag kommt Ihr? unterbrach ihn die Signora, und in ihrer Miene lag ein Gemisch von Stolz und Schalkheit.

In wessen Auftrag? wiederholte der Mönch verwundert.

Nun ja, ehrwürdiger Herr! Meint Ihr, ich könnte glauben, bloße Neugierde und Theilnahme an Eurer Vaterstadt führten Euch hierher? In Verona lebt mancher Kaufmann, der Euch nähere und sichrere Kunde von dorther geben könnte als wir; absichtlos seid Ihr nicht hier.

Ja, so muß ich wohl beichten, — nahm der Pater das Wort, und sein Auge blickte verschmitzt und fast frech in das Auge des Mädchens. — Ganz absichtlos bin ich nicht hieher gekommen. Ich hörte von Eurer Schönheit,

und so trieb mich auch die Neugierde zu wissen, ob der Ruf, dieser Posaunenbläser, die Wahrheit verkündet habe oder nicht.

Nun?

Ich fand, daß er diesmal nicht gelogen habe und während ich Euch betrachtete, wendete ich mein stilles Gebet zu Gott, daß er der Zeit gebiete, diese holden Züge nicht zu früh zu zerstören, und die Versuchung von Euch abwende; denn wie eine schöne Rose seid Ihr mit Dornen umgeben.

Die den Frechen, der sich ihr naht, stechen werden! unterbrach sie ihn schnell, wandte ihm den Rücken, nahm ihre Laute, griff einige Akkorde, trällerte ein Liedchen und ließ den hämisch grinsenden Mönch unbeachtet stehen.

Wißt Ihr schon die Neuigkeit — sagte dieser gleichmüthig — daß Herr Giacomo Carrara beim Sturme auf Peschiera von einer Falkonetkugel tödlich getroffen ward und gestorben ist?

Bei diesen Worten entsank die Laute der Hand des Mädchens, ihr leichtfertiges Trällern verstummte, und in dem, nach dem besternten Himmel aufgeschlagenen Auge schwamm eine Thräne.

Ja, er ist einen schönen Heldentod gestorben! — fuhr der Pater fort. — Er ist zu beneiden, daß er das Elend dieser Welt nicht mehr zu ertragen braucht.

Das Mädchen ergriff jetzt mit Heftigkeit die Laute, durchfuhr mit ihrer schönen Hand die Saiten, warf sie dann mit Unmuth weg, und der ganze Ausdruck ihres Gesichtes war verändert, nicht ein Hauch von Melancholie, nur Verdruß sprach sich darin aus.

Sagte mir es doch gleich eine innere Stimme, als ich Euch wie einen lauernden Fuchs an der Thüre stehen sah, daß Ihr mir nichts Freudiges bringen würdet! rief sie dem Pater zu.

Schöne Florentinerin! — unterbrach der Mönch mit tückischem Lächeln die Aufwallung ihres Unmuthes — grämet Euch nicht, Ihr habt nicht mehr einen gescheiterten Plan zu betrauern. Der Herr von Carrara lebt, morgen zieht er siegreich in die Mauern von Verona ein.

Mönch! — fuhr die Florentinerin, der wohl das Schicksal noch nicht gelehrt hatte, ihren Leidenschaften den Zügel anzulegen, heftig auf. — Wer gibt Dir die Macht, mit mir solch keckes Spiel zu treiben? Was unterstehst Du Dich, durch Trug mein Innerstes ausforschen zu wollen?

Signora! — erwiderte Stefano bedeutsam lächelnd — Noch habe ich keinen festen Blick darein gethan und es noch nicht erforscht. Ich weiß wahrlich nicht, galt Euer Schmerz einer getäuschten Erwartung oder kam er aus dem Herzen. Aber das weiß ich — setzte er mit triumphirendem Lächeln hinzu — daß weder Ihr noch jene Matrone, die mich empfing, aus Florenz seid.

Wie so? unterbrach sie den Mönch und blickte so stolz auf ihn, daß sie ihn fast irre gemacht hätte.

Signora, Euch fehlt der weiche Dialekt der Florentiner; Ihr sprecht als wäret Ihr hier in Verona geboren.

Wohl möglich, daß mir die Aussprache der Florentiner fehlt! — erwiderte sie mit Unmuth, jedoch mit Ruhe — denn ich sah Florenz seit meinem zweiten Jahre nicht mehr, und ward in Brescia, der Vaterstadt meiner Mutter, erzogen. Doch, Pater, wer gibt Euch ein Recht, in unser friedliches Haus zu dringen, und die Bewohner mit Eurer Gegenwart zu belästigen? — Ihr thätet besser, Ihr ginget in Euer Kloster zurück, betetet statt zu spioniren, und wäret ein Lamm statt eines Fuchses, schlüget Eure Augen lieber fromm zum Himmel statt sie frech auf mich zu richten, und ließet uns hier in Ruhe.

Sie wandte ihm den Rücken zu und wollte gehen, der Mönch aber hielt sie zurück.

Laßt uns in Frieden scheiden — sprach er — der Fuchs ist nicht so leicht zu täuschen wie ein girrender Tauber; kann er Euch nützlich sein, so findet Ihr einen treuen Gehilfen an ihm, dem Ihr vertrauen könnt.

Das Mädchen klingelte und warf einen verächtlichen Blick auf den Mönch, den er mit gleichmüthigem Lächeln erwiderte.

Leuchte dem Pater hinaus! — sagte sie zu der Zofe — schließe die Thüre hinter ihm und räuchere das Haus. Lebt wohl Pater!

Dies sagend trällerte sie wieder eine Barcarola, Stefano sprach den Segen über sie und verließ mit heuchlerischem Lächeln Haus und Garten.

Als er sich wieder auf der Straße befand, schritt er langsam dem Thore zu, dann blieb er plötzlich stehen. Sechszehn Jahre — brummte er vor sich hin — und so schön! Das wäre ein Köder für die Herren von Venedig!

Er wanderte nun stracks dem Kloster der Franziskaner zu.

In der Villa Constanzens schien heute ein Festtag zu sein; Blumengewinde umzogen den Eingang des Hauses, prangten an den Marmorwänden der Vorhalle, im Innern duftete Rose und Jasmin, und die Orange glühte zwischen dunklem Laube, wie der Mond zwischen Wolken, leuchtend hervor. Was der Palast Prachtvolles geben konnte, war heute hier aufgestellt, die Villa zu schmücken; es war ja auch ein Tag der Freude, der Tag, an welchem Giacomo seinen Einzug in Verona hielt, und wo er am Abende sicher zur Geliebten eilen, in ihren Armen den Lohn seiner Thaten empfangen sollte.

Vor Allem war das Kabinet, worin Constanze sich aufzuhalten pflegte, herrlich geschmückt. Die schönsten Blumen dufteten hier in etrurischen Vasen, mit neuem Sammet waren die Wände und Fenster drapirt, und die Witwe Peralta schien in diesem kleinen Gemache die Pracht ihres

Reichthums wohl absichtlich entfaltet zu haben. Am auffallendsten aber war eine zierlich gearbeitete und stark vergoldete Staffelei, auf der ein mit einem grünen Vorhange verdecktes Gemälde stand, ein blühender Rosenzweig bog sich von oben herab über das Bild, während eine hohe, prangende Lilie ihre weißen, duftenden Blüthen nach dem verschleierten Bilde hob, als ob sein glänzendes Weiß dem Roth der Rose begegnen wollte. Constanze selbst war nur einfach, aber um desto lockender gekleidet, und der verlangende Blick der Sehnsucht, dieses Schmachten und doch feurige Erwarten gab ihrem Gesicht Frische und Jugendblüthe und jenen Ausdruck sanfter Glut, welche das männliche Herz so wundersam anzieht.

So saß sie erwartungvoll auf ihrem Ruhebette. Bald trat sie auf den Balkon und sah über den wogenden Wasserspiegel nach der Stadt, und jedes Fahrzeug, das sie nahen sah, machte ihr Herz lauter schlagen; jeder Ruderschlag, der die Gondeln an der Villa vorbeiführte, ließ in ihrem Herzen das bittere Gefühl getäuschter Erwartung zurück. Mochte sich heute die volle Mondscheibe auch noch so lieblich in den Fluthen spiegeln, mochte das Siebengestirn auch noch so flimmernd sich in den schaukelnden Wellen baden, sie achtete es nicht, so wenig als den leise rauschenden West, der in ihren dunkel herabhängenden Locken spielte; ihr Auge, nur nach Verona gerichtet, war für die Schönheiten der Natur geschlossen.

Endlich sah sie in der Ferne eine Gondel und hörte den Gesang der Ruderer, den sie jedesmal in der Nähe der Villa anzustimmen pflegten, wenn sie ihren Herrn in der Dämmerstunde herüberschifften. Constanzens Herz schlug gewaltig, als sie sich nun überzeugte, es sei die langersehnte Gondel, und als das Fahrzeug an den Treppen hielt, wo man zu landen pflegte, konnte sie kaum so viel Gewalt über sich gewinnen, ihm nicht entgegenzueilen.

Giacomo verließ das Fahrzeug, seine Gedanken nicht ganz so fest auf einen Punkt gerichtet wie die Gedanken Constanzens es sein mochten. Als er nemlich der Villa der Florentinerin vorbeifuhr, führte Absicht oder Zufall diese auf den Balkon, und da er den Gondolieren befohlen hatte, langsam zu rudern, konnte er sie heute deutlicher sehen als das erste Mal, obgleich sie heute wieder, da sie sich bemerkt sah, den Schleier fallen ließ und sich entfernte. Ihr Bild begleitete ihn zur Villa der Geliebten und verließ ihn erst, als Alles, was er um sich sah und was ihm festlich geschmückt begegnete, ihn an Constanze und ihre Liebe erinnerte. Dankerfüllt und in diesem Augenblick wohl nicht mehr an die Florentinerin denkend, eilte er in ihr Kabinet und sank an ihre Brust.

Es gibt Augenblicke im menschlichen Leben, wo das Erdenglück zur Himmelswonne wird, wo der Mensch sich, mit Recht oder Unrecht, gleichviel, ein Gott dünkt, Augenblicke, die mit ihrer Himmelswonne kein Pinsel malen, keine Feder beschreiben, keine aufschwingende jugendliche Phantasie sich denken sollte. Solche Augenblicke schwanden Giacomo und Constanzen,

und erst als sie aus ihrer Berauschung erwachten, öffnete manche Frage Herz und Mund, und manches Wort der Theilnahme, manch süßes Liebeswort gab dem Augenblicke des Wiedersehens neue Wonne. Da bemerkte Giacomo erst jetzt, wie festlich das Zimmer geschmückt sei, und vom magischen Mondlichte beleuchtet, erschien ihm dies alles, als sei er in einen Zaubergarten versetzt, wo Arabiens Düfte ihn umwehten, und das Rauschen der Wellen, das Flöten der Nachtigall, der Anblick der reizenden Fee selbst, die all dies Herrliche geschaffen, ihn in einen Zustand der Täuschung versetzte, den er mit nichts in der Welt vertauschen mochte. Auch fiel ihm das verhangene Bild auf der Staffelei in die Augen. Was verbirgt dieser Vorhang, an den sich Rose und Lilie so willig schmiegen? — fragte er Constanze — Ist es vielleicht Dein Bild, Geliebte?

Wäre es das, würden Rose und Lilie es schmücken dürfen? — unterbrach ihn Constanze, von diesen Worten mehr verwundert als erfreut — Wäre es mein Bild, rankte sich der treue Epheu darum, und vielleicht schmiegte sich auch die herbstliche Aster, wo jetzt Lilie und Rose glüht. Nein, Freund, es ist nicht mein Bild. Ein junger, von Florenz hierher gewanderter Maler, der mir empfohlen war, hat es zum Dank für mancherlei Unterstützung, die ich ihm zukommen ließ, gemalt. Dies Bild hat eine sonderbare Entstehung. Einst sprachen wir über das Ideal weiblicher Schönheit und ich behauptete, daß mir hierzu nicht allein Schönheit genüge, es müsse der Ausdruck von Herzensgüte aus feurigem Auge, aus lieblich geformtem Munde sich aussprechen, es müsse ein Bild der Unschuld und doch der Schalkheit sein; wenn sich alles dies in dem schönen Kopfe eines Weibes vereinige, dann erst würde das Bild meinem Ideale gleichen.

Also Schalkheit und Unschuld, Feuer und Herzensgüte, Lilie und Rose, — sagte der junge Künstler, bedenklich den Kopf wiegend. — Nun, ich will es versuchen, ob es mir gelingt. — Gestern brachte er mir das Bild, stellte es, wie Ihr es seht, mit den Blumen auf die Staffelei, und da ich wohl auf ein Ideal nicht eifersüchtig sein kann —

Könntet Ihr es auf die Wirklichkeit sein — unterbrach sie Carrara.

Gewiß, denn ich liebe Euch mit Flammenglut und bin Italienerin! — Doch laßt nichts Unfreundliches die Wonne dieses Tages trüben. Nehmt dieses Bild von mir zum Geschenk! — sagte sie jetzt, sich der Staffelei nähernd. — Ich wünsche, daß Ihr mit der Ausführung so zufrieden seid als ich es bin, und daß Euch der Anblick des Bildes überraschen möge. — Bei diesen Worten zog sie den Vorhang weg, und ein lautes: Ah! das Giacomo unwillkürlich ausstieß, konnte Constanze an seiner freudigen Ueberraschung nicht zweifeln lassen.

Das ist kein Ideal, der Phantasie des Künstlers entsprungen, das ist Wahrheit! rief er aus. Diese sprechenden Augen müssen mit ihrer Glut schon Herzen erwärmt, diese Pupurlippen schon süße Liebesworte gesprochen haben. Hier ist Leben, glühendes Leben, hier ist — Er stockte, sein Auge

ruhte immer feuriger auf dem Gemälde. — Ja, ja, sie ist's! rief er plötzlich, sich vergessend.

Wer ist's? fragte Constanze erstaunt.

Nein, nein! — lenkte er schnell ein und nahm den Schein an, als habe er Constanzens Wort überhört. — Jene hatte blonde Locken und diese rollen so braun über den Alabasterhals. Nein, nein!

Löset mir das Räthsel, Herr! — unterbrach ihn die Signora, fast mehr im befehlenden als bittenden Tone.

Welches Räthsel, Constanze? Meint Ihr die Aehnlichkeit, die ich mit einer jungen Venetianerin, einer Freundin meiner Mutter, und diesem Bilde finde?

Wie lange ist Euere Mutter todt?

Schon zwölf Jahre betrauerte ich sie. —

Und saht Ihr die Freundin der Mutter nicht wieder?

Oft noch in dem ersten Jahre nach der Mutter Tode, als der Vater in Venedig war. Doch wozu die Fragen, Constanze? Auch ich verstehe Euch nicht; nur das weiß ich, daß ich Euch den Dank für dieses liebe Geschenk noch schuldig blieb! — Er drückte sie bei diesen Worten an seine Brust und schloß ihren Mund für jede weitere Frage.

Der Vorhang deckte das Bild wieder und der Abend verstrich unter süßem Gekose, doch wollte Constanze bemerken, der Geliebte sei heute zerstreuter als gewöhnlich; sie verschloß jedoch diese Bemerkung in sich, und berührte das Bild und seine Aehnlichkeit den ganzen Abend nicht weiter.

Als Carrara in dem Pavillon seiner Gondel saß, das Bild auf der Staffelei vor sich, er jetzt den Vorhang hinwegzog, und es von dem matten Kerzenscheine erleuchtet mit glühenden Augen ansah, tönte eben die schmelzende Stimme der Florentinerin durch die Nacht ihm entgegen. Singt die Barcarole! — rief er den Ruderern zu — vielleicht lockt sie der Gesang hervor — vielleicht: — die Barcarole ertönte, aber die Gondel glitt langsam über die Fluth, das Mädchen erschien nicht, ihr Gesang war verstummt, auch der Gesang der Gondoliere schwieg. Es ist ihr Bild, sie ist es! — rief er jetzt. — Dieser Blick des Auges, so freundlich und doch so glühend, dieser zauberische Mund — sie ist es, nur sie kann so lächeln. Hat sie mir denn schon gelächelt? fragte er sich. — Und was soll mir das Bild? Wie kam es in Constanzens Hand, und warum gab sie es mir? Das ist mir räthselhaft. — Will sie mich prüfen? Ist sie zu stolz um eine Nebenbuhlerin, selbst eine solche zu fürchten? Ahnet sie, was in meinem Herzen vorgeht, seit ich das Mädchen sah? — Diese Gedanken durchkreuzten sich in ihm und machten ihm eine schlaflose Nacht.

Am Morgen erschien Pater Stefano, den er als seinen alten Lehrer und als einen Vertrauten seines Vaters mit Achtung empfing, obgleich seine Gegenwart ihm selten Erfreuliches brachte. Der Pater war, wie er es immer zu sein pflegte, anfangs unterwürfig, dann nahm er im Laufe

des Gespräches einen immer wichtigeren Ton an, bis ihn endlich Carrara durch einige ernste Worte in das gehörige Gleis zurückführte. Der Gegenstand des Gespräches hatte bis jetzt nur die allgemeine Politik der Staaten und das Verhältniß des Fürsten von Padua zu Venedig und den Markgrafen von Mantua berührt, jetzt fragte Giacomo, es abzukürzen, den Mönch: Und was ist eigentlich Euer Auftrag an mich, Pater Stefano?

Ich trete in doppelter Gestalt vor Euch, gnädiger Herr! erst als Gesandter Eures edlen Vaters —

Da heiße ich Euch mit Achtung für den Fürsten von Padua willkommen.

Dann, ist dieser Auftrag beendet, wird Euch Euer alter Lehrer sich nahen.

Ob ich Euch da willkommen heißen werde, wird die Zeit lehren und Eure Bescheidenheit bestimmen. Beginnt also, denn mich rufen wichtige Geschäfte.

In die Gondel, um die Villen an der Etsch zu besuchen? Nicht? — fiel ihm Stefano wohl etwas dreist in die Rede.

Mönch! — drohte Carrara — dergleichen Auftrag gab Euch mein Vater nicht. Tretet nicht aus Euern Schranken.

Als ob nichts vorgefallen wäre, so ruhig und gleichmüthig begann der Pater, nachdem er sich demüthig vor dem Sohne seines Herrn geneigt und ihm mit Salbung seinen Segen ertheilt hatte, der Carrara ganz überflüssig dünken mochte. Der Fürst von Padua, mein gnädiger Herr, läßt Euch seinen Gruß entbieten und Euch durch mich nochmals vor den Brüdern della Scala warnen. Er hat jetzt sichere Kunde, daß sie, wenn auch nicht auf Euer Leben, doch auf Eure Freiheit einen Anschlag hatten, und ihn auch jetzt noch nicht aufgegeben haben; er kennt den Treuen, der Euch warnte. Ihr möchtet ja auf Eurer Hut sein, und bei Euren nächtlichen Abenteuern, von denen er unterrichtet ist und die ihn eben nicht sehr erfreuen, — Giacomo rückte unruhig auf dem Sessel — Euch stets wie bisher vom Signor Antonio begleiten lassen. Auch sollt Ihr dem Hauptmann del Vigno mißtrauen, ihn mit seinen Leuten unter irgend einem Vorwande in's Lager vor Vicenza schicken, und in aller Eile Mannschaft werben, die Besatzungen von Verona und Peschiera zu verstärken.

Alles schon besorgt, Pater Stefano! — unterbrach ihn Giacomo. — Del Vigno steht in diesem Augenblicke schon vor Vicenza, Filippo von Pisa hat mir 500 Lanzen vor Peschiera zugeführt, mehrere Hauptleute haben versprochen, zu mir zu stoßen, und alles wird gut gehen, sendet der Fürst mir nur Geld.

Das kann Euch doch nicht fehlen! — nahm Stefano das Wort — Verona muß Eure Kassen gefüllt haben.

Glaubt Ihr, ich könnte durch Erpressungen die Herzen fremder Völker für uns gewinnen? Glaubt Ihr, die Herren dieser Stadt, die della

Scala, würden sich mit den Brosamen begnügen, die von meinem Tische fallen? Sie bezahlen den Sold der Soldaten und Weiteres verlange ich nicht von ihnen. Das wenige Geld, das ich in Peschiera fand, habe ich unter das Kriegvolk vertheilt.

Nun, wenn dem so ist — sagte Pater Stefano verdrießlich — so habe ich den Befehl, Euch die nöthigen Summen auszuzahlen.

Pater! — unterbrach ihn Carrara — schon oft habe ich Euch freundlich gebeten, doch ja zu vergessen, daß Ihr einst mein Lehrer waret, und Euch mit weniger Anmaßung gegen mich zu betragen. Wiederholt sich dies noch ein Mal, so schicke ich Euch zurück, so sehr ich auch gewohnt bin, die Befehle meines Vaters zu achten. Einem Franziscanermönche, wenn ihm auch der Fürst von Padua sein Vertrauen geschenkt hat, geziemt Demuth und so hoch ich auch die Diener Gottes stelle und sie ehre, so wenig werde ich Euren Stolz ertragen.

Gnädiger Herr! Ihr deutet meine Worte und Handlungen immer falsch! — entschuldigte sich Stefano, und sein ganzes Wesen schien verändert — Sollte auch der alte Lehrer sich ja einmal vergessen und ein zu vertrauliches Wort gebrauchen, so müßt Ihr ihm verzeihen. Was ich in Hinsicht der Zahlung that, geschah auf ausdrücklichen Befehl des Fürsten.

Schon gut! Fahrt nur fort, mir Euren Auftrag mitzutheilen.

Es läßt Euch der Fürst seinen Glückwunsch wegen der glorreichen Einnahme Peschiera's sagen — ich füge den meinigen bei — und läßt Euch ersuchen, ihm die nothwendigen Nachweisungen über den Zustand, die Lage und die Besatzung der Festung zu senden; ich bin beauftragt, sie ihm zu überbringen.

Das kann sogleich geschehen! — erwiderte Carrara, der vielleicht hierin eine Gelegenheit sah, den lästigen Mönch bald loszuwerden. — Alles liegt bereit! — Er ging in sein Kabinet, die Papiere zu holen.

Als Stefano allein war, sah er seiner Gewohnheit nach spähend im Zimmer umher, und erblickte auch das auf der Staffelei stehende Gemälde, welches Giacomo aus gutem Grunde bedeckt gelassen hatte. Was mag dies sein? — brummte er vor sich. — Gewiß wieder ein theueres Kunstwerk, zu dessen Anschaffung die Gelder Verona's vergeudet worden sind. — Er schlich hin und lüftete den Vorhang. Heilige Mutter Gottes! — rief er aus, den Vorhang schnell wieder fallen lassend — die Florentinerin mit ihrem diabolischen Blicke. Sind wir schon bis dahin gediehen, Signora? Nun, so wundert mich Euer Stolz nicht.

In diesem Augenblicke trat Carrara wieder ein, der Vorhang entsank der Hand des Mönches und sein Gesicht lag wieder in seinen gewöhnlichen Falten; er nahm, sich tief beugend, die Papiere. Meine Sendung an Euch, gnädiger Herr, ist nun beendet, und ich habe nur noch das bei denen della Scala mir Aufgetragene auszuführen. Ich will versuchen, ob ich listiger bin als die Verbündeten Venedigs.

Nun, habt Ihr die Geschäfte mit mir beendet, so beginnt wohl das alte Lied über meine Lebweise, — unterbrach ihn Carrara, der um Alles in der Welt ihn los sein wollte, da ihn ein ganz anderes Geschäft trieb. — Ich will Euch die Mühe sparen und in aller Kürze es selbst wiederholen. Meine Liebe zu den Künsten und den Frauen werden meine Geldangelegenheiten zu Grunde richten, sowie die Frauen überdies noch meine Gesundheit. Dann stellt Ihr mir Franzesco, meinen Bruder als ein würdiges Beispiel vor, verwebt die heilige Mutter, San Franzesco und San Giacomo, meinen Schutzpatron, mit hinein, und der Sermon ist fertig.

Von alle dem nichts, gnädiger Herr, denn ich schwacher Mensch fühle mich heute wahrlich nicht würdig, einen solchen Sermon zu halten. Ich muß eigene Sünden büßen und darf daher keine Schwachheit an Anderen verdammen.

Stefano! — rief Carrara, hell auflachend — seid Ihr es wirklich, Mann mit dem salbungsreichen Tone, mit dem frommen, gen Himmel gewendeten Blicke? Welcher böse Feind ist Euch in den Weg getreten?

Hört mich an, gnädiger Herr, und Ihr werdet gestehen, Sankt Antonius bestand in der Wüste keine größere Anfechtung als ich.

Die Sache schien dem Herrn von Padua zu sonderbar, um zu ihrer Anhörung nicht einige Minuten zu opfern; er ließ sich nieder und, trotz seiner Eile, bat er den Mönch, ein Gleiches zu thun.

Da Ihr meine Vorliebe für Florenz kennt, — begann dieser nun — so wird es Euch nicht wundern, daß ich mich bei der Nachricht, es wohnten am Flusse zwei vertriebene Florentinerinnen von der Partei der Gibellinen, sogleich dahin begab. — Giacomo wurde aufmerksam. — Ich traf die Mutter, eine ziemlich wohlgenährte Matrone, die mich bald in ein anstoßendes Kabinet an die Tochter verwies. Gnädiger Herr, was ich da sah —

Nun, was saht Ihr? fragte Carrara gespannt.

Eine Madonna, ehe sie noch der Engel begrüßte, eine Magdalene, ehe sie noch Buße zu thun nöthig hatte, die schönste der elftausend Jungfrauen, ehe sie zu Cöln enthauptet wurden, Summa das schönste Weib, das mein Auge je in oder außer dem Beichtstuhle sah —

Weiter, weiter!

Ich blickte zufällig in ihr feuriges Auge, als ich mein: Gelobt sei Jesus Christus! mit frommer Rührung sprach, aber ich dankte Gott, daß dieser Gruß so kurz ist, sonst hätte ich ihn nur stammeln und dabei an Irdisches denken können. Sie war freundlich und zutraulich gegen mich, und als ich neben ihr saß, fühlte ich zum erstenmal, daß es eines sehr festen Glaubens bedürfe, sein Herz und seine Sinne dem Eindrucke, den ein schönes Weib auf uns macht, zu verschließen. Ich dachte an Euch, entschuldigte so manche sonst gerügte Thorheit und betete zur Stärkung, während sie sprach, wohl zehn Ave Maria hinter einander.

Carrara lächelte, hörte aber immer aufmerksamer zu

Das Mädchen gewann Zutrauen zu mir, — fuhr Stefano fort — sprach über Mancherlei und ich sündiger Mensch hatte mein Wohlgefallen daran, dies liebliche Geschöpf anzusehen, anzuhören. Doch allmälig gab mir Gott Stärke, daß ich Herr meiner Thorheit wurde, und in den freundlichen Zügen des Mädchens nur todtes Fleisch und Bein sah und mir es recht lebhaft denken konnte, wie die Zeit aller dieser Lieblichkeit ihren runzligen Stempel aufdrücken und der Tod das Ganze den Würmern zur Speise darbieten werde.

Das ist an der Schönheit gefrevelt, Pater Stefano! unterbrach ihn Carrara.

Da habt Ihr Recht. Aber, gnädiger Herr, das ist die beste Panacee gegen die Lockungen unserer Phantasie; denkt nur immer beim Anblicke jugendlich blühender Wangen, eines feurigen Auges, runder, schöner, elastischer Formen, wie bald die Zeit alles dies zerstört. Denkt Euch, wenn Ihr — wofür Euch Gott und San Giacomo bewahren mag — ein schönes Weib in Eueren Armen hieltet und der Tod überraschte sie, wie sie nach kurzen Tagen nach der weisen Schickung des Himmels aussehen und Euch wahrlich nicht mehr entzücken würde; denkt alles dies zu solch einer schwachen Stunde und Ihr werdet geheilt und entsündigt sein. Der Kopf des schönsten Mädchens wird endlich ein Todtenkopf, der schönste Körper mit seinen elastischen Formen ein klapperndes Skelet.

Schweigt und lähmt die Flügel meiner Phantasie nicht auf so widrige Art!

Nun, ich fand das Mittel probat, — fuhr der Mönch fort — und konnte nun, ohne mein Gewissen zu verletzen, den schönen Mädchenkopf beschauen, in dem ich nur einen Todtenkopf sah, die zarten Hände betrachten, die mir ein Körbchen mit Früchten reichten und mir sie als klappernde Todtenhände denken, die sich nach mir ausstreckten, mich zu fassen. Ich hatte wieder Muth und Stärke, und Gott hatte nach seiner Barmherzigkeit dem Wankenden einen Stab gegeben, auf den er sich stütze, ich konnte nun als frommer Hirt das holde Lamm ruhig anhören, als es mir seine Fehler und Schwachheiten beichtete, ohne mir selbst menschliche Schwächen bekennen zu müssen. Da erfuhr ich denn Mancherlei.

Und was? fragte Giacomo rasch.

Unter andern sagte sie mir, sie habe Neigung zu einem jungen Manne gefaßt, der, obgleich über ihren Stand —

Sein Name?

Den nannte sie mir nicht; und ich hielt es für unbescheiden und auch für gleichgiltig, danach zu fragen. Sie habe es selbst gewagt, ihm ihre Neigung durch ein Geschenk zu verrathen, wo es vielleicht besser gewesen wäre, sie hätte es nicht gethan. — Der Pater stockte.

Nun, nur weiter! rief Carrara immer ängstlicher, immer gespannter werdend.

Sie habe ihm ihr Bild geschenkt.

Ihr Bild?! — rief Giacomo heftig aufspringend aus — Ich dank' Euch, Stefano, danke Euch! Doch mich rufen nöthige Geschäfte von hier. Verzeiht und lebt wohl; ehe Ihr Verona verlaßt, sehe ich Euch gewiß noch. Lebt wohl! — Dies sagend, stürzte er aus dem Zimmer und ließ den Staunenden allein zurück.

Stach ihn eine Tarantel, oder was ist ihm sonst begegnet? — brummte Stefano vor sich hin, trat vor das Bild und zog den Vorhang weg — Ja, bei San Franzesco, sie ist's, Zug für Zug! Aehnlicheres sah ich noch nie! — aber was konnte ihn so aufregen? — Daß ich es wußte? Er treibt ja sonst diese Geschäfte nicht so geheim, was läg' ihm daran? — Daß sie mir es sagte? — Bah! wärest Du kein Sechziger, Stefano, wäre es vielleicht etwas Anderes! Aber bei allen Heiligen! — fuhr er dann fort, auf das Gemälde zeigend — wenn ich auch wollte, könnte ich mir doch statt dieser üppigen Formen keinen Todtenkopf, diese listigen und doch frommen Augen nicht hohl denken. War Eva so schön als die Florentinerin, so wundert es mich, daß Satan sie, und sie nicht den Teufel verlockte! — Er bekreuzigte sich hierbei. — Denn rufe ich mir das Original zurück, so geht es mir wie dem Durstigen, der recht lebhaft träumt, er nähme den schäumenden Pokal vom Schenktische und setzte ihn an seine Lippen; er begnüge sich, mit dem Felsquell seinen Durst zu löschen. — Nun, was ist es denn weiter, — murmelte er vor sich hin — wenn ich mir alles so recht lebhaft denke. Was in meinem Innern vorgeht, sieht kein Mensch, wenn es nur nicht auf meinem Gesichte geschrieben steht.

Mönch! — rief jetzt eine rauhe Stimme dicht hinter ihm, er fühlte eine derbe Faust auf seiner Schulter und fuhr erschrocken zusammen — Betest Du hier vor dieser Heiligen ein Ave Maria?

Würdiger Herr! erwiderte Stefano, Fassung suchend — Ich betrachtete dies Kunstwerk.

Ja, mit flammendem, gierigem Blicke! — unterbrach ihn Antonio, denn er war es, der den Mönch aus seinen Entzückungen gerissen hatte — Pater, das Kunstwerk war es nicht, es war die Evenstochter, vor der Ihr in Entzückung standet und wahrscheinlich ein Gebet murmeltet.

Ich dachte, diese schönen Züge betrachtend, — erwiderte Stefano, das Auge heuchlerisch gen Himmel schlagend — nur an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Das Schönste vergeht; auch diese Züge, wenn sie einer Lebenden angehören, zerstört die Zeit.

Wenn ein Pfaff und ein Weib, und wär' es nur ein abconterfeites, sich gegenüberstehen, beginnt sicher der Kampf, wer einander betrügt. Gott bewahre einen, da der dritte Mann zu sein. Adio, ehrwürdiger Herr, ich will Euch nicht länger in Euren frommen Betrachtungen stören! — Dies sagend, ließ er den Pater allein, der ihm tückisch nachsah.

Kalter Schwätzer! — rief er dann und ballte die Faust — unter

St. Markus Bleidächern sollst Du schon warm werden! Kommt Zeit, kommt Rath! — Er besah hierauf das Bild noch einmal mit glühenden Blicken, warf den Vorhang wieder darüber und verließ das Gemach.

Pater Stefano begab sich nun nach dem Schlosse der Herren della Scala, dieser ehemaligen Burg der deutschen Kaiser. Er fand hier Antonio, zwar nicht mehr bettlägerig, doch noch mit verbundenem Kopfe, Bruno aber wohl und munter; deshalb wendete er sich hauptsächlich an diesen, der, obgleich der Jüngste, doch der Verschmitzteste und Unternehmendste war. Mancherlei Absichten führten ihn hierher, mancherlei ganz entgegengesetzte Zwecke wollte er erreichen.

Ich komme — begann er sie anzureden — von dem Fürsten von Padua, Ihr Herren von Verona, Euch zu begrüßen und Euch an Euer Versprechen zu mahnen, wozu Euch Euer Wort und die Dankbarkeit verbindet, nemlich mit 500 Reitern und 200 Fußknechten zu Franzesco Carrara im Lager vor Vicenza zu stoßen. Es sind schon Monden vergangen und man hat Euch immer vergebens erwartet. Ihr selbst, edler Herr, versprachet noch bei Eurem neulichen Aufenthalte in Padua, sogleich Anstalt zu treffen, und so viel ich weiß, steht bis jetzt auch nicht ein Reiter bereit.

Da habt Ihr leider Recht, ehrwürdiger Herr! — nahm Bruno das Wort — aber wir sind nicht Schuld, daß wir unsere Verpflichtung nicht erfüllen können. Während mein Bruder durch einen unglücklichen Fall krank danieder lag, hielt mich der Fürst von Padua in seiner Stadt auf, und wie hätte ich da Anstalt treffen können? Hierher zurückgekehrt finde ich kein Geld, und Ihr wißt selbst, ohne Geld wirbt man keinen Soldaten; Giacomo Carrara hat es zu seinem Zuge nach Peschiera gebraucht. Wir besolden hier in Verona 1000 Reiter und eben so viel Fußknechte, uns zu bewachen, und ich sollte meinen, dies wäre für Verona genug.

Der Mönch lächelte. Genug und doch zu wenig! — erwiderte er und sah listig auf den jungen Mann, von dem es ihn freute, daß er schon leidenschaftlich, mithin offen zu werden begann. — Hättet Ihr Herren von Verona ohne Hilfe der Carrara Verona den Visconti entzogen und Euch in Besitz gesetzt, so hättet Ihr als Verbündete Recht zu sagen: Wir thun genug, daß wir Euch 1000 Reiter und eben so viel Fußgänger besolden; da Ihr aber nur durch den Fürsten von Padua zu dem Besitze Eures Erbes gelangt seid, so ist Dankbarkeit und jede Aufopferung Euch Pflicht.

Auch die hat ihre Grenzen! — erwiderte Bruno. — Wir sind nur dem Namen nach die Herren dieser Stadt, während Giacomo Carrara es in der That ist. Uebergebt uns San Felice und überlaßt es uns, für die

Sicherheit der Stadt zu sorgen, und mit Freuden ziehen wir mit unsern Völkern gen Vicenza.

Auf wessen Befehl? fragte Stefano.

Wir gehorchen niemandes Befehlen! — fuhr Bruno della Scala auf. — Doch wie verstandet Ihr das? Wollt Ihr uns etwa das künftige Schicksal der Abhängigkeit andeuten?

Mit nichten, — Herr! entgegnete der Mönch — Aber der Schwächere bleibt bei jedem Bündnisse gewissermaßen abhängig von dem Stärkeren, sei er Verbündeter des Fürsten von Padua oder der Republik Venedig.

Bei diesen Worten faßte Stefano den Herrn della Scala scharf in's Auge, der eine gewisse Verlegenheit nicht ganz verbergen konnte.

Gnädiger Herr! — fuhr hierauf der Mönch fort — Ich meine es gut mit Euch, Euer Vater hat mir oft Gutes gethan, und dem Himmel und der heiligen Mutter sei es gedankt, ich bin ein dankbarer Mensch, darum will ich nur alte Schulden bezahlen, indem ich Euch warne. Man weiß, daß Ihr an dem vor einen Monate gegebenen Feste Herrn Giacomo gefangen nehmen wolltet. —

Mönch! unterbrach ihn Bruno drohend, während Antonio auch unruhig auf seinem Sessel wurde.

Ereifert Euch nicht! — fuhr Stefano fort. — Soll ich Euch die näheren Umstände mittheilen, Euch sagen, wohin Ihr ihn als Geißel schicken wolltet? Ihr, Herr Antonio, waret freilich in dieser Nacht mit etwas Anderem beschäftigt; Ihr hättet bald, obgleich friedfertiger als Euer Bruder, die Sache mit dem Schwerte geendet.

Wie meint Ihr das? fuhr Antonio auf.

Die schöne Dame aus Venedig, die in dem runden Zimmer des äußersten Thurmes — die Zofe, welche Giacomo statt Eurer zu ihr führte.

Das war Carrara, dem ich auf der Treppe begegnete und dem ich diese Wunde verdanke? rief Antonio erstaunt.

Er war es! — erwiderte Stefano. — Ihr seht also, Ihr Herren, daß dem Fürsten von Padua nichts unbekannt geblieben ist, und ich vielleicht noch mehr weiß. Doch genug hiervon. Mein wohlgemeinter Rath ist: Seid auf Eurer Huth, bleibt nicht auf halbem Wege stehen, werbt Volk, zieht nach Vicenza oder —

Nun, fragte Bruno, dem das Betragen des Paters räthselhaft erschien.

Das O d e r, werthe Herren! — fuhr dieser fort, auf den Ton seiner Stimme eine gewisse Bedeutsamkeit legend — galt keiner Drohung, sondern — Doch Ihr werdet mich wohl ohne weitere Erklärung verstehen. Lebt wohl, Ihr Herren, der Segen des Himmels begleite Euch, welchen Weg Ihr wandeln möget! — Er verneigte sich und ging.

Lange sahen ihm die Brüder nach. — Der Mönch hat ein Bündniß

mit dem Bösen! — rief endlich Antonio aus — oder er steht im Solde der Republik. Aber bei alledem hat er Recht. Ich theile seine Meinung. Einen Weg müssen wir männlich einschlagen, entweder unserm Bündnisse getreu den Carrara zu Hilfe ziehen, oder feindlich gegen sie handeln und uns mit Venedig verbünden, und so das drückende Joch abwerfen, das uns von der Citadelle aus über den Nacken geworfen wird. Ich stimme für das Letztere.

Glaubst Du, daß das Joch der Signoria von San Marco weniger drückend sein wird?

Das eine fühlen wir schon — erwiderte Antonio — das andere haben wir erst zu erwarten.

Du lässest Dich, ohne es zu wissen, von der schönen Venetianerin leiten, Antonio!

Von meinem Ehrgefühle lasse ich mich bestimmen, sonst von niemand. Aber laß uns ruhig überlegen und des Versprechens eingedenk sein, das wir dem sterbenden Vater gaben, daß nichts uns entzweien sollte, nicht Ehrgeiz, nicht Eigennutz. Wir wollen unser Versprechen halten.

Das wollen wir! — sagte Bruno, dem Bruder die Hand reichend — wir wollen unser Schicksal nicht von einander trennen.

Die beiden Brüder hatten nach ihres Vaters schnellem Tode die Regierung Verona's gemeinschaftlich übernommen; aber die Oberherrschaft, welche sich die Carrara daselbst anmaßten, wenn auch Giacomo's sanfter Charakter sie so wenig drückend als möglich machte, ward ihnen mit der Zeit lästig, da sie die Bürger, um das Paduanische Kriegvolk zu bezahlen, mit schweren Auflagen belästigen mußten, und alle Gewalt in Carrara's Hand lag. Dies entging Venedig nicht, dessen Politik nichts unbeachtet ließ. Schon lange hatte diese stolze Republik den Wunsch gehabt, nicht allein an der Küste des adriatischen Meeres ihre Ländergier zu sättigen, sie wollte sich auch in den schönen Fluren der Lombardei ausbreiten, und so ihre Inselstadt vor jedem Angriffe zu Lande sicher stellen. Schon war sie nördlich vorgedrungen; um ein Gleiches westlich thun zu können, lag ihr der Fürst von Padua mit seinem Länderbesitze im Wege; da er Padua mit einem bedeutenden Landstriche zwischen der Etsch und der Brenta, die Städte Belluno und Feltre besaß, Verona besetzt hielt, und im Begriff war, Vicenza einzunehmen; so umschloß er von Nord und West die Republik. Sonst hatten die Venetianer ihn als eine Schutzmauer gegen die Visconti unterstützt, nun, da deren Macht gebrochen zu sein schien, lagen ihnen die Besitzungen des Fürsten von Padua zu gelegen, zu nahe an ihren Lagunen, um nicht die begierigen Arme danach zu strecken. Während sie in Padua Spione, selbst unter der Hofhaltung Carrara's, besoldeten und dem Gesandten der Mailänder ein williges Ohr liehen, hatten sie Abgeordnete nach Vicenza geschickt, diese Stadt zu bewegen, sich mit Bewilligung Mailands ihnen zu unterwerfen, auch waren im Geheim

Abgesandte nach Verona gekommen, die Herren della Scala von dem Bündnisse mit Padua abzuziehen und sie zu vermögen, sich dem Senate in die Arme zu werfen.

Zu diesem Zwecke hatten sie nicht allein das Mittel der Ueberredung gebraucht, sondern auch noch andere weniger ehrenvolle. Den sinnlichen Charakter Antonio's della Scala kennend, war von ihnen dessen Neigung zu einer schönen Venetianerin benutzt worden, der es auch bald gelang, ihn auf ihre Seite zu ziehen; sie war es, die Antonio besuchen wollte, als er Carrara auf der Treppe begegnete; sie hatte das prachtvolle Fest eingeleitet, wozu Venedig das Geld gegeben, und alles angeordnet, daß Carrara, der unbesorgt nur mit weniger Begleitung erschienen war, gefangen genommen und als Geißel nach Venedig geführt werden sollte. Bruno, obgleich heftiger, unternehmender als sein Bruder, war doch edleren Gemüthes und hatte es anfangs für unwürdig gehalten, die Pflichten der Gastfreundschaft so zu verletzen; doch auch bei ihm siegte endlich die Politik, mehr wohl noch eine, wenn auch unbedeutende Kränkung seines Stolzes, die er seiner Meinung nach von den Carrara erdulden mußte. Als aber Giacomo der ihm drohenden Gefahr entgangen, und sein Benehmen gegen die Brüder auch jetzt noch freundlich und zutraulich war, wankte Bruno von neuem in seinem Entschlusse. Pater Stefano aber lenkte die Wage auf die Seite Venedigs, denn die Brüder konnten sich nun leicht sagen, daß, wenn der Fürst von Padua einmal Verdacht gefaßt und von ihren Unterhandlungen mit der Republik unterrichtet sei, an eine wahre Aussöhnung nicht mehr zu denken wäre. War es daher Stefano's Wunsch, die Brüder mit dem Fürsten von Padua ganz zu entzweien, so hatte er sein Ziel erreicht.

Während der Pater bei den Herrn della Scala eine so zweideutige Rolle spielte, hatte sich Giacomo Carrara mit der Florentinerin beschäftigt. Er konnte es sich nicht länger verhehlen, daß es ihn zu diesem schönen Mädchen hintrieb, aber wie zu ihr gelangen? Wollte er der Mutter einen Besuch machen, so war er zwar fest überzeugt, daß sie ihn nicht zurückweisen würde noch könnte, aber er mußte schicklicherweise dies öffentlich thun, und wie es dann der Signora Peralta verbergen? und im Geheimen sich hinzuschleichen, wie hätte er dies bei einer stolzen Florentinerin wagen können, ohne sie zu beleidigen? Er hatte schon hin und her gesonnen, endlich glaubte er einen Ausweg gefunden zu haben.

Als es zu dämmern begann, bestieg er, von Antonio und mehren Bewaffneten, wie gewöhnlich, begleitet, seine Gondel, nach der Villa Peralta zu schiffen, niemand wußte von seinem weiteren Vorhaben als der alte Gondolier, der das Steuerruder führte. Die Gondel stieß in der Abenddämmerung vom Ufer ab und glitt über den Strom, dessen Spiegel

heute kein Lüftchen bewegte; der Abendstern trat schon hervor und begrüßte stolz, trotz seinem bleichen Lichte, den letzten Schein der sinkenden Sonne; die wilden Enten zogen in langen Reihen pfeilschnell ihrem sumpfigen Neste zu und der Gesang der munteren Ruderer schallte fröhlich durch die Stille des Abends. — Ihr habt doch viel verloren, — sagte Carrara zu dem alten Antonio, der mit ihm im Pavillon der Gondel saß — daß Ihr die Frauen haßt. Sie sind es doch, die uns im Leben die schönsten Kränze winden und uns den Wermuthbecher mit süßem Labewein füllen. Sie sind die Engel, die der Himmel zum Trost, zur Erheiterung uns sandte, uns zu beglücken; ohne sie, glaubt es mir, Antonio, wäre diese Erde mit ihrer strahlenden Sonne und ihren Blüthengärten nur ein verödetes Paradies, die Nacht mit ihrem sanften Mondlichte und dem Sternendome eine finstere, durch eine matte Ampel erleuchtete Spelunke und weiter nichts.

Lieber junger Herr! — erwiderte Antonio lächelnd — mit welchen Augen seht Ihr doch diese Welt an, wie verhöhnt Ihr nicht die herrliche Schöpfung Gottes, da Ihr meint, die goldene Sonne borge ihre Strahlen von einem Paar feuriger Weiberaugen. — Nicht die Rosen allein, die sie uns bieten, haben Dornen, jede Blume, die sie in ihre Kränze winden, hat tiefverwundende Stacheln. Mit lüsternem Blicke setzen sie Euch den Kranz auf's Haupt und lachen des Blutes, das aus den Wunden quillt. Ihr glaubt, sie schütteten den Wermuth aus dem Becher und kredenzten Euch einen Labetrunk; sie gießen einen Saft hinein, der Euch berauscht, und wenn Ihr den Rausch ausgeschlafen habt, dann erst schmeckt Ihr nur zu bitter, daß sie Euch Wermuth reichten, den sie für einen Augenblick versüßten. Ja, sie sind die Engel der Versuchung, die der Himmel auf die Erde sandte, daß wir uns ein Paradies träumen und beim Erwachen eine Hölle finden sollen. Glaubt es mir, ohne sie wäre die Erde ein ewiges Paradies und die Nacht würde nie zur finstern Spelunke.

Ein lautes Krachen unterbrach Antonio's Apotheose der Weiber. — Was war das? — rief er aufspringend und stürzte hinaus, während Giacomo lächelnd und ruhig sitzen blieb. Das Ruder war unfern der Villa der Florentinerin gebrochen und die Gondel genöthigt, dort an der Terrasse anzulegen.

Eine fatale Begebenheit, die uns hier lange aufhalten wird, — sagte Carrara — die Langweile und die Ungeduld wird mich tödten bis der Gondolier von der Stadt mit einem andern Fahrzeuge zurückkommt. Ich dächte, wir bäten die fremden Damen um die Erlaubniß, einstweilen bei ihnen einzutreten. Habt die Güte, lieber Antonio, und bemüht Euch hinauf, fragt, ob man die Hölle betreten kann, in welcher diese Engel der Versuchung wohnen, und hütet Euch vor ihnen.

Antonio lächelte mitleidig — Ich werde gehen, Euern Wunsch zu erfüllen, und mich dabei dreist der Versuchung aussetzen. Muß man unter

zwei Uebeln wählen, neige ich mich immer auf die Seite der Jugend; die Alten sind noch mehr in den Künsten der Hölle eingeweiht. — Er ging und, wie es schien, nicht ungern und kehrte bald zurück. — Die Sirene ist ja das Original von dem Bilde, das in Euerem Gemache auf der Staffelei steht, — sagte er mit Ironie. — Habt Ihr die Copie mit dem Original zugleich eingehandelt, das Euch, so wie es scheint, mit Sehnsucht erwartet? — Ohne etwas darauf zu erwidern, sprang Giacomo aus dem Schiffe und eilte die Treppe hinauf, dem Hause zu.

Die Signora empfing den Herrn von Padua in der Vorhalle, und nachdem er einige Entschuldigungen gemacht, sie ihm einiges Verbindliche gesagt, öffnete sie die Thüre, führte ihn in den kleinen Saal, bat ihn, Platz zu nehmen, und die schöne Zofe brachte Erfrischungen. Die Signora ließ es sich sehr angelegen sein, ihren vornehmen Gast zu unterhalten, der dies jedoch nicht zu erkennen schien, sehr zerstreut war und bei jedem Oeffnen der Thür die holde Sängerin eintreten zu sehen hoffte. Aber eine Minute nach der andern verstrich, und obgleich der Gondolier, der ein anderes Fahrzeug holen sollte, den geheimen Befehl hatte, so lange als möglich auszubleiben, mußte Carrara dennoch befürchten, daß er zurückkäme, ohne daß er selbst das schöne Mädchen gesehen hätte.

Noch war die Signora im vollen Gespräche und erst bei ihrem Glückwunsche über die Einnahme von Peschiera, als Carrara sich Bahn brach. Signora! — sagte er, sie unterbrechend — schon mehre Mal sah ich, wenn ich in meiner Gondel bei Eurer Villa vorbeifuhr, eine junge Dame auf dem Balkon stehen, sehr oft hörte ich zwischen dem Rauschen des Wassers ihre liebliche Stimme; ist dies Eure Tochter, o so erlaubt, daß ich der Schönheit wie der Kunst meine Huldigung bringen darf.

Obgleich meine Tochter sich nie öffentlich zeigt und sehr eingezogen lebt, darf ich wohl den Wünschen des Herrn von Padua nicht entgegen sein. — Sie stand bei diesen Worten auf, öffnete eine Seitenthür und rief: Beatrice! Herr Giacomo Carrara wünscht Dich zu sprechen!

Giacomo war mit der Mutter zugleich aufgestanden und ihr gefolgt; er befand sich eben der geöffneten Thür gegenüber, als Beatrice erschien und sich hocherröthend vor ihm neigte. Nur zweimal hatte er das holde Antlitz, und nur flüchtig gesehen, das von Constanzen erhaltene Gemälde hatte seiner Einbildungskraft zwar neuen Schwung gegeben, aber was er jetzt sah, überflog weit seine Phantasie, denn die schlankste und doch üppige Graziengestalt, die sein Auge je erblickt, stand vor ihm; ein Auge, das zwar nur beim Begrüßen ihn einen Augenblick angeschaut, aber da sie es niederschlug und es die langen, dunkeln Wimpern bedeckten, einen Himmel ahnen ließ, ein Mund, der sich nicht zu öffnen brauchte, um beredt und lockend zu sein; alles das sah er jetzt im frischen, jugendlichen Leben vor sich. So standen sie schweigend sich gegenüber und es schien, als ob sie ihr Auge nicht erheben, er es ewig auf sie heften werde.

Endlich unterbrach die Mutter diese Stille. — Wollt Ihr nicht wieder Platz nehmen, gnädiger Herr? — sagte sie zu Carrara — Ihr werdet uns wohl noch eine Weile das Vergnügen gönnen müssen, Euch bei uns zu sehen; wird Euch die Zeit lang, mag Euch Beatrice ein Florentinisches Liedchen singen.

Signora! — erwiderte Giacomo — es bedarf nicht des Gesanges, um entzückt zu sein. Wenn die Signora nicht zu sehr mit den Blicken ihrer dunkeln Augen geizte, würde sie mir einen Spiegel zeigen, in dem ich eine Zauberwelt erblicken würde.

Unwillkürlich oder absichtlich schlug jetzt Beatrice ihr dunkelbraunes Auge auf und begegnete dem Blicke Carrara's. Herr, Ihr schmeichelt einem Mädchen, — lispelte sie ängstlich — das der Schmeichelei zu ungewohnt, Euch weder dafür zu danken, noch sich ihr zu entziehen versteht.

Sie sagte dies mit so viel Schüchternheit, aber doch so freundlich, daß Giacomo wirklich in ihren Augen eine Zauberwelt zu erblicken glaubte und er, als jetzt die Mutter abgerufen wurde, noch in ihrem Anblicke versunken, schweigend neben ihr saß. Bald aber bedachte er, daß er die Minuten, die ihm das Glück bot, besser benutzen müsse. Erst zweimal war ich so glücklich, Euch zu sehen, — begann er. — Jeden Abend fuhr ich hier vorbei und lauschte auf Eueren melodischen Gesang, aber nur zweimal konnte ich die Sängerin sehen, und dies nur auf kurze Augenblicke. —

Ich lebe sehr eingezogen, gnädiger Herr! erwiderte sie erröthend.

Aber dies dürfte Euch doch nicht hindern, zuweilen Euer holdes Antlitz zu zeigen, — fuhr er fort. — Warum waret Ihr so hart gegen mich? Ihr konntet wissen, daß ich es war, meine Gondel, meine Livree kennt jedermann, Ihr entzogt Euch also absichtlich meinem Blicke —

Warum sollte ich — stammelte sie.

Das weiß ich freilich nicht, nur fühlte ich, wenn meine Gondel an Euerer Villa vorüber kam und ich Euch nicht sah, meine sehnlichste Erwartung jedesmal getäuscht.

Euere Gondel hätte Euch einer getäuschten Hoffnung entgegengeführt? — fragte sie weniger ängstlich, und ihr Auge leuchtete schalkhaft unter den dunkeln Wimpern hervor — Wohin führte sie Euch, gnädiger Herr?

Jetzt wurde Carrara verlegen, endlich sagte er mit einem Tone, der unbefangen sein sollte, aber immer noch seine Verlegenheit verrieth: Ich fahre alle Abende zu der Signora Peralta, dort versammeln sich Künstler und Gelehrte und was Verona an Männern und Frauen Vorzügliches hat.

Gnädiger Herr! — unterbrach ihn Beatrice lächelnd — das Gerücht sagt, daß, seit die Signora die Stadt verlassen und ihre Villa bezogen habe, sie sehr eingezogen lebe und nur noch den Herrn von Padua bei sich sehe.

Das Gerücht lügt, — erwiderte Giacomo schnell — und hier in Verona, wo ich nur Wenigen ein willkommener Gast bin, lügt es auf meine Rechnung um so mehr und um so lieber. Ja, zuweilen finde ich die

Signora wohl allein, meistens aber hat sich ein sehr ausgezeichneter Kreis von Künstlern um sie gebildet. So lernte ich vor einiger Zeit einen Maler dort kennen, einen in seiner Kunst sehr erfahrenen jungen Mann — ich glaube, es war Euer Landsmann, Signora!

So? unterbrach ihn Beatrice gespannt.

Er erzählte mir, er habe vor kurzem das Bild einer jungen Florentinerin gemalt, — Beatrice erröthete — das ganz das Ideal seiner glühenden Phantasie erreicht habe. „Leider, setzte er hinzu: malte ich es zum Geschenk für einen Glücklichen, den ich nur darum beneiden kann." — Kennt Ihr vielleicht Euern Landsmann?

Vielleicht! — erwiderte das Mädchen, immer noch verlegen und einen ungewissen Blick auf Carrara werfend, der zu fragen schien: Scherzest Du oder meinst Du es ernst? — Nennt er sich nicht Pietro Pisano?

Mich dünkt, so hieß er! — antwortete Carrara und faßte das liebliche Mädchen dabei scharf in's Auge, das verlegen oder muthwillig mit niedergeschlagenem oder listigem Auge, gleich liebenswürdig, neben ihm saß.

Da riß die mit Antonio eintretende Mutter sie aus peinlicher Verlegenheit. — Herr! redete dieser Giacomo an — Pepo ist mit der Gondel angekommen, Alles ist zur Abfahrt bereit.

Sogleich! — erwiderte Carrara unmuthig — Wart't Ihr vielleicht die schöne Florentinerin, die dem Ideale des jungen Malers glich? fragte er halb leise, sich nach Beatrice wendend.

Es könnte möglich sein! erwiderte diese im gleichen Tone.

Und wer war der Glückliche, dem Ihr es bestimmtet? — fragte er, von Eile und Eifersucht getrieben.

Der Maler log! — erwiderte sie rasch, wandte sich, nahm ein Körbchen mit Früchten und bot sie Antonio mit freundlich schalkhaftem Lächeln an. Der Weiberfeind, das Mädchen fest in's Auge fassend, nahm, ohne zu beachten, was er nahm, einige Feigen aus dem Körbchen und dankte, doch so, daß man sah, sein Geist sei abwesend.

Die Schicklichkeit gebot nun Giacomo, sich zu entfernen. Er entschuldigte sich bei der Mutter, daß er so lange beschwerlich gefallen und war höchst erfreut, als diese ihn einlud, öfter ihre Villa mit seiner Gegenwart zu beehren, dann nahete er sich Beatrice. Der Maler log? fragte er rasch, während er sich vor ihr neigte. Sie aber erwiderte nicht ein Wort, ihr Mund schwieg, aber ein Blick ihres schelmischen Auges sagte mehr als tausend Worte es gekonnt hätten.

Auf der kurzen Fahrt zur Villa Peralta war Carrara stumm, selbst Antonio, der doch, wenn er unter Frauen hatte sein müssen, tausend Worte fand, sie zu verunglimpfen, war heute wortkarg, und in dieser Stimmung landeten sie bei der Villa Peralta.

Constanzen entging Carrara's Zerstreuung nicht, sie beobachtete ihn, ohne zu fragen, nur sprach sie ihre Verwunderung aus, daß er heute so

lange geblieben sei. Er machte sie mit seinem Unfalle bekannt, und daß er an das Land treten und die Ankunft einer andern Gondel hatte erwarten müssen.

Und wo stieget Ihr aus?

Da, wo der Unfall uns traf, bei einer kleinen Villa —

Wer bewohnt sie? fragte Constanze schnell.

So viel ich vernahm, eine geflüchtete Dame aus Florenz. — Sie nahm uns freundlich auf.

Und warum sandtet Ihr nicht den kurzen Weg hierher, meine Gondel holen zu lassen?

Damit Ihr Euch nicht ängstigen solltet, Geliebte! — erwiderte er mit Besonnenheit. — Es ist ein freundlicher Aufenthalt diese kleine Villa — fuhr er gleichgiltig fort — nicht von großem Umfange, doch für die Wohnung einer Vertriebenen groß und anständig genug.

Habt Ihr die Tochter gesehen? begann Constanze das Gespräch von neuem, das einen Augenblick gestockt hatte.

Ich sah sie.

Sie soll schön sein!

Erinnert Euch des Gemäldes, das Ihr mir verehrt habt; sie gleicht diesem Gemälde zum Sprechen, und mir scheint — setzte er scharf betonend hinzu — es ist kein Werk der Phantasie des jungen Malers, die Florentinerin hat ihm gesessen.

So muß sie sehr schön sein! sagte Constanze, halb ihre Rede zu Giacomo wendend, halb vor sich hin.

Wer Constanze Peralta nicht kennt, würde sie gewiß für eine Schönheit halten.

Schweigt, Carrara! — unterbrach ihn die Witwe — solche Schmeichelei, wißt Ihr, liebe ich nicht. Ihr thut mir wehe, wenn Ihr glaubt, ich sei auf diese geringen Reize eitel. Schönheit des Weibes ist eine Rose im Sturm, jeder Lufthauch nimmt ein Blatt mit sich fort, jede hingeschwundene Stunde nagt an ihrer Blüthe. Wo nicht Geist und Herz die unvergängliche Anmuth gibt, wird die Zeit leicht und sicher die Schönheit zerstören.

Sie brach jetzt das Gespräch rasch ab, doch die ernste Stimmung, worin es sie versetzt hatte, blieb zurück; auch Giacomo war immer noch zerstreut, und so schlug heute die Stunde der Trennung früher und beiden weniger unangenehm als gewöhnlich.

Auch auf der Rückfahrt waren Giacomo und Antonio wortkarg; sie standen beide am Steuerruder und schienen nur Sinn für die Schönheit der Nacht zu haben. Sie war feierlich und dunkel, im Westen zogen finstere Wolken heran, während im Osten aus dem dunkeln blaugrauen Dome die Sterne ihr funkelndes Licht vergebens sandten, die Finsterniß zu erhellen. Kein Lüftchen wehte, ruhig floß die sonst so tobende Etsch durch den Kranz ihrer duftenden Gärten. Hier und da flimmerte noch aus einer

Villa ein einsames Licht, oder es tönte ein Liebelied leise und schmelzend durch die schweigende Nacht. Kaum hörbar durchschnitt die Gondel den ruhigen Wasserspiegel, und fuhr pfeilschnell an der Villa Beatriciens vorüber, wo kein Licht mehr flimmerte, kein Liebelied zu dem Lauschenden drang.

Ob sie wohl an mich denken mag? murmelte Carrara, noch einmal den Blick nach der Villa gewandt, vor sich hin.

Gebe Gott, daß sie Eurer nicht gedenkt! sagte eben so unwillkürlich Antonio, doch laut genug, daß es sein junger Freund hören konnte. Er hörte es auch, fragte aber nicht nach dem Warum und schwieg.

In dem Schlosse San Felice angelangt, trat Antonio gegen seine Gewohnheit noch spät am Abende in Carrara's Gemach, der sinnend am Fenster stand und in die dunkeln Wolken schaute.

Giacomo! — begann der Alte, und der herzliche und wehmüthige Ton, mit dem er dies sprach, überraschte Carrara — ich habe Euch noch nie mit Bitten belästigt, heute muß ich es.

Redet, guter Alter! — entgegnete Carrara, seine Hand erfassend — Ihr scheint bewegt, scheint in einer Stimmung zu sein, die mir an Euch fremd ist. Was wünschet Ihr, was könntet Ihr wollen, daß ich Euch nicht mit Freuden gewähren sollte?

Geht nie wieder in die Villa der Florentinerin!

Antonio! fuhr Carrara mehr überrascht als unmuthig auf.

Dacht' ich es doch, — sagte der Alte und Unmuth verdrängte den Ausdruck der Wehmuth — Wenn in der einen Schale die Reize eines Weibes liegen und in der andern liegt des alten Freundes blutendes Herz, so sind die Reize gewichtiger und das Herz, federleicht, wird unbeachtet in die Höhe getrieben.

Antonio! — unterbrach ihn Carrara — verdien' ich dies harrte Wort? Gibt es außer meinem Vater einen Mann, den ich höher in meinem Herzen stelle als Euch? Hänge ich nicht an Euch mit der Liebe eines Sohnes, höre ich nicht auf Euern Rath?

So hört auch auf meine Bitten. — Geht nicht wieder nach der Villa der Florentinerin!

Giacomo bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er traulich, seine Hand auf Antonio's Schulter legend: Mein väterlicher Freund, Ihr sehet wieder Gefahr für mich, wo gewiß keine ist. Dringt mit Euerer Bitte nicht weiter in mich, ich würde Euch ein Versprechen geben müssen, das mich gereuen, das ich nicht halten könnte; und wozu würde dies nützen? Seht dieses Engelbild an, — fuhr er fort, nachdem er den Vorhang vor dem Bilde Beatricens weggezogen hatte — seht diese Züge, kann man ihnen widerstehen?

Antonio erwiderte nichts.

Könnt Ihr auch bei diesem Anblicke kalt und gleichgiltig bleiben? — fuhr Carrara fort, sich nach Antonio wendend, der nichts weniger als kalt und gleichgiltig das Gemälde betrachtend da stand, mit jedem Augenblicke wurden seine Züge bewegter, der Ausdruck seines Gesichtes wehmuthvoller.

Geht nicht wieder in die Villa der Florentinerin! rief er dann plötzlich, zog den Vorhang vor das Gemälde und trat rasch an das offene Fenster.

Carrara war erstaunt; nie hatte er Antonio Blancardo in ähnlicher Stimmung, nie den ernsten Mann so bewegt gesehen. Antonio, was ist, was bekümmert Euch, was fürchtet Ihr für mich? — fragte er dringend — sprecht Eueren Kummer aus, gebt Eueren Fragen, Euerer Furcht Worte, seid meiner Theilnahme gewiß, seid gewiß, ich werde, um Euch zu beruhigen, thun, was in meinen Kräften ist.

So geht nicht wieder zu der Florentinerin!

Und weshalb nicht? Sagt mir, warum Ihr so geheimnißvoll darauf dringt, vielleicht —

Blancardo warf einen Blick gen Himmel und preßte die geballte Faust auf sein Herz. Ja! — rief er dann aus — was Jahre lang verschlossen war, will ich Euch zu Liebe enthüllen. Konnte doch die Zeit meine Wunde nur verharrschen lassen, sie heilen, nein, das vermochte sie nicht! — Setzt Euch, Herr! hört mich ruhig und theilnehmend an. Ich lüfte den Schleier einer düstern Vergangenheit, Freudiges habe ich Euch nicht zu berichten.

Acht und dreißig Jahre sind seitdem verronnen und die Zeit hat die Farben nicht gebleicht, — begann er nun. — Achtunddreißig kummervolle Jahre sind verronnen und ich bin noch nicht Herr dieses Herzens geworden, es martert mich noch mit seinem Klopfen, und ich errang mir in all' der Zeit nichts, als daß ich meinen Schmerz, meine Schwäche Andern verbergen lernte. Doch zur Sache!

Ich war in dem Alter strotzender männlicher Kraft, als ich mit Euerem Vater, damals ein aufblühender Jüngling, an den Hof des Herzogs Galeazzo Visconti, wohin ihn wichtige Geschäfte riefen, nach Mailand zog. Er war noch jung, lebensfroh und liebte die Weiber wie Ihr; mir war das Geschlecht gleichgiltig, ich fürchtete es und warnt' ihn oft, er aber neckte mich öfter noch wegen meines Gleichmuthes und meines Hasses; wir konnten uns auf diesem Punkte nie einen.

Eines Nachmittags kam er in seine Wohnung zurück, und seine Diener trugen einen prachtvollen stählernen, mit Silber ausgelegten Harnisch, den ihm ein berühmter Mailänder Waffenschmied verfertigt hatte. Es war alles so künstlich gearbeitet, daß, obgleich ich die Geschicklichkeit der Mailänder Waffenschmiede wohl kannte, ich doch über die Zierlichkeit und

Schönheit der Arbeit erstaunt war. Ihr kennt die Rüstung, am Schlachttage trägt sie der Fürst von Padua noch.

Nachdem ich sie lange bewundert hatte, sagte er lächelnd: Antonio, so schön die Rüstung ist, so sei sie Dein, wenn Du nicht noch etwas Schöneres in dem Hause des Waffenschmiedes findest als diesen Panzer und Helm. Komm morgen mit mir, und findest Du nicht, was ich Dir verheißen habe, so ist die Rüstung Dein. Ich folgte ihm am andern Tage in die Werkstatt des Waffenschmiedes, der vor dem Fürsten von Padua all' seinen Vorrath von Waffen ausbreitete; ich fand manches gute Schwert, manchen köstlichen Helm, doch Schöneres nicht als die Rüstung Franzens von Carrara. Ich gestand ihm dies unumwunden, er aber lächelte, kaufte ein kostbares Schwert, machte es mir zum Geschenke, und der Waffenschmied, das Geld einstreichend, bat den Fürsten, auch heute sein Würzgärtlein zu beehren und den Trunk eines Mailänder Waffenschmiedes nicht verschmähen zu wollen. Ich war erstaunt, als Euer Vater dies, mir etwas frech dünkende Erbieten annahm und ich ihm in den Garten folgen mußte, wo er wie ein alter Bekannter unter einer schattigen Platane Platz nahm und, bis es dem Meister gefällig war, einen Trunk herbeizuschaffen, von gleichgültigen Dingen mit mir sprach.

Doch nicht lange saßen wir hier, als wir hinter einem Rosengebüsche ein Geräusch vernahmen. „Hab' Acht, Weiberfeind!“ rief Euer Vater lachend aus, und ich sah aus dem Gebüsche eine Dirne, ein Becken mit zwei Bechern in der Hand, hervortreten und auf uns zukommen.

Wüßte oftmal der Mensch, wie mächtig der kommende Augenblick auf sein ganzes Leben einwirkt, er würde ihn nur mit Grauen nahen sehen. Mir grauete nicht, als das schöne Mädchen, den Fürsten freundlich grüßend, mich aber wenig beachtend vor uns trat, das Becken auf den Tisch setzte und einen Becher Eurem Vater reichte. Trinkt, gnädiger Herr! sprach sie mit einer Stimme, in der für mich ein süßer Zauber lag, trinkt, und wenn Ihr es mit mir wohl meinet, so thut es auf meine Gesundheit. Sie nippte aus dem Becher und kredenzte ihn dem Fürsten, der ihn leerte und das Mädchen mit glühenden Blicken anschaute. Auch mein Auge ruhte auf dem lieblichen Wesen; mir war, als sähe ich die Pforte des Paradieses geöffnet, ich Armer konnte nicht in den himmlischen Blüthengarten eintreten, nicht der Eva nahen, die mit nie gesehenem Liebreiz lockend vor mir stand.

Kann Antonio schwärmen? unterbrach ihn bei diesen Worten Giacomo lächelnd.

Der Greis beantwortete diese ihn verwundende Frage nur mit einem ernsten unmuthigen Blicke. Herr! — sagte er dann — soll ich fortfahren, so unterbrecht mich nicht wieder! — Giacomo reichte ihm freundlich die Hand und der Alte fuhr fort:

„Hast Du die Rüstung gewonnen, Antonio? fragte jetzt Euer Vater,

als das Mädchen mit leichtem Schritte durch die Rosenhecke schwebte. Nicht wahr, sie bleibt in meiner Rüstkammer? Nicht wahr, die glühende Tochter des Waffenschmiedes ist tausendmal schöner als der kalte stählerne Panzer?

Ich antwortete nicht. Das Mädchen, obgleich entfernt, stand immer noch vor mir, ich sah sie immer noch schalkhaft auf Euren Vater blicken, sah noch das schöne Ebenmaß ihrer schlanken Glieder, ich war in den Gedanken an sie versunken.

Die Dirne scheint feuriger Natur, fuhr der Fürst lachend fort: ich hoffe sie zu gewinnen.

Das verhüte Gott! unterbrach ich ihn, denn diese Rede des Fürsten gab auch mir die Worte wieder, er aber meinte, das schönste Werk der Natur zerfalle ja, früh oder spät, von selbst in Trümmer, die schönste Rose werde entblättert, gleichviel ob durch Nordsturm oder Westhauch. Ich schwieg, und ein schwerer Kummer nagte fortan an meinem Herzen.

Dieser entging Eurem edlen Vater nicht. Antonio! sprach er eines Tages zu mir, die Rinde, die sich über Dein Herz gezogen hatte, ist endlich geborsten; die Tochter des Waffenschmiedes hat dies Wunder bewirkt, Du liebst das Mädchen. Ich bejahte es. Bange nicht vor mir, ich will Deinem Glücke nicht hinderlich sein, will nicht der Sturmwind werden, der diese Rose knickt. Versuche Dein Glück, wirb um ihr Herz, und glaubst Du nach Deinem strengen Sinn, daß es sein muß, auch um ihre Hand; die Tochter des ersten Waffenschmiedes der Stadt Mailand ist wahrlich nicht zu schlecht für einen Edelmann. Ich hatte, als Du sie das erste Mal sahest, einen tiefen Blick in Dein Herz gethan, und habe deßhalb schon das Mädchen seitdem nicht wiedergesehen. Ich ergriff des Fürsten Hand und wollte sie an meine Lippen drücken, doch er schloß mich in seine Arme. Das Opfer, das ich Dir bringe, Antonio, sprach Euer edler Vater, ist gegen Deine treuen Dienste nur gering, es wird mir nicht so schwer; geh' getrost Deinem Glück entgegen.

Ich ging meinem Glück entgegen; der schlichte, an der Seite des Fürsten von Padua kaum bemerkte Antonio ward freundlich aufgenommen. Der alte Waffenschmied freute sich, so oft ich kam, und Beatrice —

Hatte auch sie diesen zauberischen Namen? fuhr Carrara auf.

Auch sie hieß Beatrice, sie, der ich mit jedem Tage lieber und werther zu werden schien, und die mir meinen Aufenthalt in Mailand zum Himmel schuf. Denke ich jener Zeit, so dünkt es mir immer, ich säh' durch meines Lebens Nacht einen fernen Mondschimmer, der mit seinem magischen Lichte meinen finstern Pfad beleuchte; es war der Lichtpunkt meines Lebens, schön, aber vergänglich.

Damals verließ Euer Vater, mit dem Herzoge unzufrieden, Mailand; mich ließ er dort zurück, um seine Geschäfte ferner zu besorgen. Ich erkannte seine Güte und benutzte meine Zeit. Täglich war ich um Beatrice, täglich sah ich in ihr neue Reize aufblühen, neue Talente sich entfalten;

der Liebling, der Freund des Fürsten von Padua vielleicht mehr als Antonio Blancardo fand Gehör; ich warb um ihre Hand, sie wurde mir nicht versagt.

Antonio stand bei diesen Worten auf und trat vor das enthüllte Gemälde der Florentinerin, sah es lange an, und die Erinnerung mochte ihn dabei beglückt haben, denn mit verklärtem Antlitz verließ er es und setzte sich wieder Carrara gegenüber.

Mein Stern ging unter! — fuhr er dann fort, und die Verklärung, die sein Antlitz umstrahlt hatte, war der stillen Trauer gewichen. — Ein Krieg zwischen Padua und Mailand entspann sich, und ich mußte Mailand verlassen, ehe ich Beatrice an den Altar führen konnte. Die Trennung ward mir schwer. Ich übergab die Verlobte der Fürsorge des einzigen Freundes, den ich dort zurückließ, meines Beichtvaters, eines Franziskanermönchs, der mir hoch verpflichtet war, und den ich in des Waffenschmiedes Haus eingeführt hatte. Mit dem feierlichen Versprechen ewiger Treue schied ich dann schweren Herzens von ihr und ging nach Padua ab. Die Fehde war kurz, Venedig trat als Vermittlerin des Streites auf, und nach der Abwesenheit einiger Monate kehrte ich in Geschäften meines Herrn nach Mailand zurück, den Becher seliger Hoffnung endlich zu leeren.

Es war Abend als ich eintrat. Kaum in meiner Herberge abgestiegen, eilte ich in der Dämmerung zu Beatricens Wohnung. Schon in der Ferne hörte ich das Hämmern in der Werkstatt des fleißigen Meisters, sah ich die sprühenden Funken aus der rauchenden Esse; aber stärker als der Schlag der Hämmer pochte mein Herz, glühender als die Funken der Esse jagte das Blut durch meine Adern, mit jedem Fußtritte umschwebte mich eine neue Hoffnung, jeder Augenblick brachte mich meinem Glücke näher.

Habt Ihr es wohl je empfunden, Herr, wenn alle Gedanken, alle Sehnsucht, jeder Wunsch Euch nur nach einem Ziele drängte, und Ihr nach Harren und Sehnen den Fuß zum letzten Mal hebt, endlich das ersehnte Ziel zu erlangen? Das ist ein seliges, himmlisches Gefühl, es ist der Hoffnung Wunderblume, nach der man greift; es ist schmerzlich, furchtbar schmerzlich, wenn sie der Hand entschlüpft.

Ich trete in die Werkstatt ein, grüße die meist aus früherer Zeit mir noch Wohlbekannten und frage nach Meister Filippo. Statt Antwort zeigt man schweigend auf die Thüre seines kleinen Zimmers neben der Werkstatt, ich öffne sie und finde den einst so rüstigen Alten bleich, abgehärmt, das greise Haupt auf den Arm gestützt, auf seinem Lehnstuhle sitzen. Ich stutze bei diesem Anblicke, er hebt das Auge, sieht mich. — Auch das noch! ausrufend, birgt er das Gesicht in seiner Hand und murmelt mir statt des Willkommens zu: Flieht das Haus des Unglücks, Herr, Ihr findet darin nicht, was Ihr sucht!

Und Beatrice? rief ich mit bebender Stimme, den Tod des holden Mädchens fürchtend.

Sucht sie nicht mehr bei ihrem Vater! erwiderte er dumpf vor sich hin.

Soll ich sie im Grabe suchen? fragte ich, das Schrecklichste erwartend.

Sucht sie auf dem Schlosse des Herzogs von Mailand, wohin sie freiwillig zog — und nun bitte ich Euch, lieber Herr, verlaßt mich, verlaßt dies Haus des Kummers, denn Euer Anblick thut mir wehe, und läßt mich mein Unglück doppelt fühlen.

Ich verließ den alten Mann, nachdem er mich mit den näheren Umständen bekannt gemacht hatte. Mein Freund — o, wer ist auch eines Pfaffen Freund — dieser Mann Gottes, dessen Aeltern ich bei dem Sturme von Cremona Gut und Leben rettete, dem ich selbst Wohlthaten erzeigt hatte, da er als Spion vom Galeazzo nach Padua geschickt und dort gefangen genommen wurde, dieser Mann hatte Beatrice durch goldene Versprechungen verlockt, und sie dem Herzoge verkuppelt.

Antonio war zu bewegt, um seine Erzählung fortsetzen zu können, er schwieg und ein tiefer Seufzer rang sich aus seiner Brust.

Aber sagt mir, Antonio! — begann nach einer allgemeinen Stille Giacomo, auf das Gemälde zeigend — was hat jene Beatrice, jene Buhlerin, mit diesem Engelbilde gemein?

Viel, sehr viel! — antwortete hastig der Alte — gleiche Gestalt, gleiche Züge, der nemliche Ausdruck von Schalkheit und Herzengüte, und gebe Gott! nicht das gleiche Herz.

Und allein dieser Aehnlichkeit wegen warnt Ihr mich vor jenem Mädchen?

Die Aehnlichkeit ist zu groß, um mich nicht für Euch zittern zu lassen. Solch ein Weib, dem der Himmel die Gestalt eines Engels, das Herz eines Teufels gab, kettet uns mit unzerstörbaren Fesseln; ich habe es empfunden. Jahre sind über jene Zeit gerollt, ehe meine Wunde verharrschte, und der Anblick des Mädchens reißt sie von neuem auf und weckt die schmerzliche Erinnerung. Doch sie soll mich nicht entmannen, soll meinen Haß nicht tilgen; ich will Mann sein und aller Erinnerung spotten. Gute Nacht, Herr! Gott bewahre Euch vor Weibern und Pfaffen!

Bei diesen Worten verließ er Giacomo, der, immer noch den Blick auf das Gemälde gerichtet, sein Weggehen kaum bemerkt hatte. Nein! — sagte er, als der Alte schon lange entfernt war — Nein! solch Himmelantlitz kann nicht trügen!

Während in Verona die liebliche Florentinerin so manches Herz, selbst das Herz des alten Antonio stärker klopfen ließ, hatten sich die Verhältnisse mit Venedig ernster gestaltet. Die Republik verlangte die Aufhebung der Belagerung von Vicenza, das ihr der Herzog von Mailand abgetreten hatte, und nach langer Unterhandlung, die Pater Stefano in Venedig

führte, sah sich der Fürst von Padua, trotz der Abmahnung seines Sohnes Franzesco, genöthigt, dies Opfer zu bringen. Aber diese Nachgiebigkeit machte die länderdurstige Republik nur noch anmaßender und eine entehrende Foderung nach der andern traf in Padua ein. Der Fürst sah wohl, daß nur das Schwert entscheiden konnte; er traf die nöthigen Vorkehrungen, warb Kriegvolk, nahm mehre berühmte Condottieri mit ihren Schaaren in seine Dienste, sandte seine beiden jüngsten Söhne und seine Schätze nach Florenz und suchte dort Hilfe.

Mit diesen eben nicht freudigen Nachrichten und mit einer bedeutenden Summe Geldes kam Pater Stefano zu dieser Zeit nach Verona. Sein Erscheinen war Giacomo selten willkommen, denn meist war er der Ueberbringer unangenehmer Nachrichten oder bitterer Verweise des Vaters. Doch diesmal war es anders. Die Aussicht eines Krieges, in dem Giacomo eine bedeutende Rolle zugedacht war, war ihm erwünschter, als sie es wohl sollte. Der Befehl, die Besatzung Verona's auf 6000 Mann zu bringen, das nöthige Geld, was ihm Mittel gab, dies in Stand zu setzen, ließ ihn auf einen Augenblick Constanze, selbst Beatrice, vergessen, und er sprach mit jugendlichem Leichtsinne Antonio Muth ein, der eine Fehde mit Venedig für unheilbringend für die Familie Carrara hielt. Auch beunruhigten Antonio die erneuerten Warnungen, die der Fürst von Padua in einem Schreiben seinem Sohne mitgetheilt hatte, das mit den ernsten Worten schloß: Ehe ich fürchten müßte, Dein Blut fließen zu sehen, mein geliebter Sohn, eher mag das Blut der della Scala fließen.

Giacomo schauderte bei dem Gedanken, daß die beiden jungen Edlen eines bloßen Verdachtes wegen bluten sollten, aber Antonio sowohl als der Franziskaner-Mönch, die diesmal, was wohl selten geschah, einerlei Meinung waren, fanden in den Worten des Fürsten nur den weisen Entschluß, den die Klugheit gebot.

Stefano hatte diesmal außer seinem Auftrage an Giacomo noch Mancherlei in Verona zu thun. Er begab sich zuerst zu den Herrn della Scala, hatte eine lange Unterredung mit ihnen, und ehe es noch zu dämmern begann, schlich er sich nach der Villa der Florentinerin. Die Mutter empfing ihn freundlich, plauderte eine Weile mit ihm, dann führte sie ihn zur Tochter, die den Mönch mit fast noch mehr Geringschätzung als das erste Mal empfing und ihm unverholen zeigte, daß er ihr nicht willkommen sei. Aber was hilft dies bei einem Zudringlichen, besonders bei einem zudringlichen Mönche! So lange die Mutter gegenwärtig war, schien er sich wenig um die Tochter zu bekümmern; als jene aber das Zimmer verließ, rückte er seinen Sessel dem Sitze Beatricens näher und begann nun im vertraulichen Tone, wie zu einer alten guten Bekanntin, mit ihr zu reden.

Habt keine Scheu vor mir, schöne Signora! — fuhr er fort, ohne sich an den geringschätzenden Blick und die spöttische Miene der Florentinerin zu kehren — fürchtet nicht in mir den Freund und Vertrauten des

Fürsten von Padua, ich bin einer der Eurigen, und wer Euch nur einmal sah, muß in Euren Fesseln liegen und Euch wie Euer Schatten folgen.

Pater! — unterbrach ihn Beatrice, und ihre großen, dunklen Augen ruhten forschend auf Stefano — ich verstehe Euch nicht.

So mag Euch dies meine Worte verständlicher machen — sprach er, ein Käſtchen aus dem Aermel seiner braunen Kutte hervorholend — dies senden Euch die, so Euch zur edlen Florentinerin umgeschaffen haben.

Staunend sah Beatrice bald auf das mit Sammet überzogene Käſtchen, bald auf den Mönch, der es öffnete.

Seht nur, Signora, — sagte er widrig lächelnd — seht diese Schnur ächter Perlen; wär' es möglich, so würden sie die Weiße Eures Schwanenhalses noch heben; erlaubt dem Ueberbringer, daß er sie Euch umthue und wenigstens das Botenlohn sich gewinne, mit seinen Fingerspitzen Eueren schönen Nacken zu berühren.

Laßt sie nur ruhig in dem Käſtchen liegen, — erwiderte Beatrice, der ein scharfer Beobachter es ansehen konnte, daß sie irgend einen raschen Entschluß gefaßt haben mochte. — Mein Dank und die Erlaubniß, für mich beten zu dürfen, genüge Euch zum Lohn. Doch, mein guter Pater, — begann sie zutraulich — da Ihr in mein Geheimniß eingeweiht zu sein scheint, so sagt mir doch, wie stehen die Sachen, sind sie vorgerückt und ist der entscheidende Augenblick nahe?

Schöne Signora — erwiderte Stefano und rückte seinen Sessel noch näher — es liegt Alles in Euerer Hand, zieht Ihr das Netz zu, so ist er gefangen.

Ich? — fragte Beatrice verwundert — Erklärt Euch deutlicher.

Morgen, vielleicht schon heute, — erwiderte der Pater — wenn der girrende Tauber zu Eueren Füßen liegt, wenn —

Das eilige Hereintreten der Mutter unterbrach Stefano's Rede. Eben tritt der Herr von Padua mit geringer Begleitung in den Garten, darf er Euch hier finden? fragte die Mutter.

Nicht um den Backenknochen San Franzesco's! — erwiderte Stefano schnell, indem er schon die Stimme Giacomo's in der Vorhalle hörte — Wohin verberge ich mich?

Dort hinten in jenen Alkofen! — sagte die alte Dame, welche die Thüre zu diesem Heiligthume öffnete, obgleich Beatrice nur mit Widerwillen den Mönch in ihr Schlafgemach schlüpfen sah — Behalte Fassung, — raunte ihr die Mutter zu — und komm, den Herrn von Padua in dem Saale zu empfangen. — Aber es war zu spät, ihn dort zu empfangen, Giacomo trat schon, sich entschuldigend, daß er unangemeldet erschien, in Beatricen's Zimmer.

Beatrice erröthete bei seinem Eintreten, sah bald ängstlich auf die Thür des Alkofens, bald auf die Mutter, die mit sichtbarer Verlegenheit den Herrn von Padua willkommen hieß und ihn einlud, in den Saal zu treten.

Obgleich Giacomo's Seele nur mit Beatrice beschäftigt war, so war ihm doch die Verlegenheit beider aufgefallen. Er mißtraute der dringenden Einladung, dankte und meinte, in diesem Zimmer wäre es zu schön, um nicht die wenigen Augenblicke, die ihm zu bleiben vergönnt wären, hier zuzubringen. Er sah sich, wohl etwas mißtrauisch geworden, im Zimmer um, und eben als die Mutter, wahrscheinlich, um ihre Verlegenheit zu verbergen, sich entfernte, fiel sein Blick auf das offene Kästchen. Er ergriff es, betrachtete die Perlenschnur, betrachtete Beatrice und es entgingen ihm ihre hochglühenden Wangen nicht. Perlen bedeuten sonst Thränen! — sagte er — diese aber scheinen eine andere Deutung zu haben.

Nein, werther Herr! — unterbrach ihn Beatrice leidenschaftlich — Auch sie bedeuten Thränen und ich werde mich nie mit ihnen schmücken.

Und warum nicht? Kommen sie nicht von liebenden Händen? fragte Giacomo scharf betonend.

Sie kommen nicht von lieben Händen, — antwortete sie schon gefaßter — Es sind traurige Reste hingeschwundenen Wohlstandes, und schon deshalb rufen sie eher zu Thränen, als zur Freude auf. Doch, gnädiger Herr! Ihr seht mich so sonderbar an, Euer Auge ruht so fest auf mir, als ob Ihr fragen wolltet: Was ist Euch? Ihr scheint mir so ernst. — Irr' ich nicht, so habt Ihr mir gesagt, Ihr liebtet die Musik und hättet schon oft auf meinen Gesang gelauscht; erlaubt Ihr mir, so will ich Euch gern ein kleines Liedchen zur Zerstreuung singen. Hört dabei, ich bitte Euch, mehr auf die Worte als auf die Töne! — Sie ergriff, ohne Giacomo's Antwort abzuwarten, die Laute und sang:

Frage nicht, woher das Beben,
Dieses Wallen meiner Brust;
Ach, es wechseln Schmerz und Lust
In des Menschen regem Leben.
Liebe nur kann Wonne geben.
Aber auch den tiefsten Schmerz,
Duld' ihn nur, mein armes Herz!

Duld' und hoffe und verschließe,
Was Dich ängstigt, was Dich quält,
Hast für's Leben ja gewählt,
Nun, so geize und genieße;
Oder, ward's beschlossen, büße!
In des Schicksals dunklem Schooß
Liegt geworfen nun Dein Loos

Liegt's enthüllt — warum noch schweigen,
Warum diese ew'ge Pein,
Muß es denn geschieden sein,
Will ich doch mein Herz ihm zeigen,
Meine Liebe sonder Gleichen,
Mein Gefühl in jedem Blick,
Stößt er mich auch kalt zurück! —

Stößt er mich auch zurück, so will ich ihn doch vor der Gefahr schützen und warnen! — rief sie leidenschaftlich, aber mit gedämpfter Stimme, warf die Laute neben sich und lehnte gedankenvoll das Haupt auf ihren schönen Arm; ihr Auge sah dabei starr auf den Boden und die ganze Gestalt schien ohne Leben zu sein. Giacomo hatte auf jedes Wort, was sie gesungen und was ihm Worte, die der Augenblick ihr eingegeben hatte, schienen, genau geachtet und glaubte die Sängerin verstanden zu haben. Waren es Worte des Herzens, oder war es Sirenengesang? Dieser Gedanke durchkreuzte ihn, als ein Gepolter im Alkofen ihn und Beatrice aus ihrem Sinnen weckte. Heilige Maria! — rief das Mädchen und eilte nach dem Alkoven, wohin ihr Giacomo folgte; plötzlich aber wandte sie sich. Kommt auf den Altan, Herr! — raunte sie Giacomo zu, der aber, Auge und Ohr nur nach dem Alkofen gerichtet, sich sträubte, ihr zu folgen. Ein lauter Seufzer, der aus der Brust eines Mannes zu ihm drang, führte ihn nach der geschlossenen Thür; er riß sie auf und Pater Stefano, aus einer Wunde am Kopfe blutend, lag vor ihm.

Helft mir, Herr! — stöhnte der Unglückliche — ich bin sonst des Todes!

Wie kommt Ihr hierher, hier in dieses Gemach, das, wie ich sehe, das Schlafzimmer der Signora ist? sagte Giacomo, ihn aufrichtend.

Um Eueres Besten willen bin ich hier! — stöhnte der Pater leise — Fragt nicht lange, weilt aber auch nicht länger hier, ich könnte Euch nicht mehr schützen; führt mich fort.

Staunend leitete der Fürst seinen alten Lehrer nach einem Sessel, sein Auge suchte Beatrice, die auf den Altan getreten war und in die Flut der Etsch hinabblickte. Signora! — fragte er, sich ihr nahend — erklärt mir, ich bitte Euch, erklärt mir dieses Räthsel; wie kam der Mönch in Euer Schlafgemach?

Warum noch schweigen? erwiderte Beatrice und ihr Auge ruhete hierbei leidenschaftlich auf Giacomo.

Muß es denn geschieden sein,
  Will ich doch mein Herz ihm zeigen,
  Meine Liebe sonder Gleichen,
Mein Gefühl in jedem Blick —
Stößt er mich auch kalt zurück!

Sprecht in Prosa, Signora; — unterbrach sie Giacomo empfindlich — sprecht die Wahrheit!

Die Wahrheit? — erwiderte sie — Leset Ihr sie nicht in meinen Blicken, Herr, so ist mir nicht zu helfen.

Da ertönte die Barcarole seiner Gondoliere; er trat überrascht auf den Balkon, denn er hatte die Gondel nicht hierher beschieden; zu gleicher Zeit trat aber auch schon Antonio in das Zimmer. Als er den blutenden Stefano erblickte, fuhr er zurück. Also doch schon Blut geflossen — sagte

er — Gott gedankt, daß es Pfaffenblut ist! — Dann wendete er sich zu Giacomo. Gnädiger Herr! — sagte er ehrfurchtvoll — ich bitte Euch, mir zu folgen.

Folgt ihm, — raunte Beatrice dem Herrn von Padua zu — es ist zu Euerem Wohle.

Sagt mir, Antonio, — fragte jetzt Giacomo, der sich von seinem Erstaunen über die mancherlei Begebenheiten, die ihm in den vergangenen Stunden aufgestoßen waren, noch nicht erholen konnte — sagt mir, was ist geschehen, was bedeutet dies alles?

Was der Mönch mit blutendem Schädel hier macht, weiß ich nicht. Weßhalb ich Euch aber bitte, mir zu folgen, davon, sobald wir in San Felice sind; kommt nur, lieber Herr!

Folgt ihm! — bat Beatrice nochmal und küßte Giacomo's Hand — ich bitte, ich beschwöre Euch!

Nun, so sei es! — sagte nach langem Kampfe der Herr von Padua — Lebt wohl, Beatrice; Euerer Obhut übergebe ich den Pater. Lebt wohl, gebe Gott, daß ich mich nicht in Euch irre.

Ich glaube nicht! — sagte das Mädchen mit Feuer — Glaubt Gutes von mir und Ihr irret nicht! Sie begleitete ihn hierauf bis in den Saal. Hier ergriff plötzlich Antonio ihre Hand. Bist Du noch zu retten, Mädchen, so komm' zu mir! — rief er bewegt — ich will Dir Vater sein, wenn Du es noch verdienst. Aber nur dann, hörst Du?!

Das Mädchen lächelte sanft, wie ein Engel und nickte freudig mit dem Lockenkopfe. Wenn es Zeit ist, komme ich! — Dies sagend, ging sie, noch einen feurigen Blick auf Giacomo werfend, in ihr Zimmer zurück.

Als die Männer die Gondel betraten, befahl Giacomo nach der Villa Peralta zu rudern. Herr! — bat Antonio — dort ist Euer Leben vielleicht so sehr in Gefahr als auf der Villa der Florentinerin; kommt nach San Felice.

Ich bin kein Knabe, den seine Amme am Gängelbande leitet, wohin es ihr beliebt! — entgegnete er verdrießlich. — Könnt Ihr mir über das, was mir begegnet ist, Aufschluß geben? Könnt Ihr mir sagen, wie der Pater in das Schlafgemach Beatricens, wie er zu der Kopfwunde gekommen ist? Könnt Ihr mir das Lied deuten, das sie mir sang? Dann will ich umkehren, wo nicht, so geht mein Weg nach der Villa; die Eifersucht sieht scharf, dort hoffe ich Aufklärung zu erhalten. — Antonio schwieg. — Nur eine Stunde, nur eine kurze Stunde bleibe ich dort, dann bin ich auf San Felice der Eure. Seid Ihr nun zufrieden?

Ich bin der Diener, Ihr der Herr! ich muß gehorchen! erwiderte der Alte.

Ihr seid empfindlich über meine Weigerung, Euch zu folgen. Aber gesteht selbst, Antonio, wer jenem Mädchen mit Sehnsucht in's Auge sah und den Funken der Liebe darin zu erblicken glaubt, der kann keinen andern Gedanken fassen, als den Gedanken an sie, dem ist ihr Besitz das Höchste der Erde.

Bewahre Euch Gott dafür! — sagte der Alte ernst. — Doch habt Ihr Euren Dolch bei Euch, tragt Ihr den Panzer unter Eurem Kleide?

Sorgt nicht dafür, guter Antonio! — beruhigte ihn Giacomo — Ihr wißt, ich gehe nie anders auf Abenteuer aus.

Wißt — fuhr der Alte fort — ich fürchte, schon morgen müßt Ihr den Befehl Eures Vaters vollführen und die della Scala gefangen nehmen.

Schweigt, schweigt, sprecht nur jetzt nicht von solchem Schrecklichen. Noch steht das blutende Haupt des Mönchs vor mir, und nur ihr Bild soll vor meinen Blicken stehen, nur von ihr will ich hören, nur die Worte ihres Liedes mir deuten. Ich will mich täuschen oder aus meiner Täuschung erwachen.

Wie Ihr wollt! — erwiderte Antonio finster. — In einer Stunde mahne ich Euch zur Abfahrt.

Sie stiegen jetzt bei der Villa Peralta aus, Constanze kam ihnen wie gewöhnlich entgegen und führte Giacomo in ihr Gemach, während Antonio heute noch mehr Vorsichtmaßregeln als sonst traf.

Bei dem ersten Blicke, den Giacomo auf Constanzen warf, sah er, daß sie geweint hatte und noch sehr bewegt war. — Was ist Euch begegnet? fragte er sie theilnehmend.

Ihr kommt von Beatrice und fragt mich noch?

Gut, daß Ihr sie nennt! — sagte jetzt Giacomo. — Ich kam heute besonders in der Absicht her, um mit Euch über die edle Florentinerin zu sprechen. — Constanze lächelte bei diesen Worten bitter, fast hämisch. — Es scheint — sagte er, seine Rede stark betonend — man sucht mich mit Netzen mancherlei Art zu umstricken; die Florentinerin ist mir räthselhaft.

Liebt Ihr sie? fragte Constanze rasch und brachte mit dieser Frage Giacomo schnell aus der Fassung.

Ob ich sie liebe? kenne ich sie doch noch zu wenig — erwiderte er endlich stockend.

O, die Liebe, Giacomo, gleicht leider in Allem der Schönheit. Ihre Frühlingtage sind die glücklichen, die Zeit nagt emsig an ihrer Blüthe und noch schneller als Schönheit ist sie dahin. Doch mich dünkt, die Stunde der Trennung schlägt für uns heute für immer. Ich will sie daher mit liebendem Herzen herbeirufen und auch jetzt noch beweisen, daß ich trotz meiner Schwachheit Eurer werth bin.

Ein getheiltes Herz genügt meiner Liebe, meinem Stolze nicht; die

Frühlingblume, die man Euch zeigte, raubte der schon Entfalteten Duft und Glanz; Ihr fielt in das Netz und seid gefangen. Ich hätte Euch warnen können, doch vertraute ich anfangs mir selbst zu viel, auch Euch, und da ich sah, ich hatte mich betrogen, war ich zu stolz, Euch enttäuschen zu wollen. Ich wußte, gleich nachdem ich Euch ohne mein Wissen das Bild Beatricens gegeben hatte, daß Ihr Eure Gondel langsamer rudern ließet, wenn Ihr die Töne dieser Sirene hörtet, ich wußte, daß Pater Stefano, Euer Vertrauter, bei dem Mädchen gewesen war, daß Ihr sie besucht hattet, und schwieg. War es Stolz, Eifersucht oder Liebe, die mich bewog — ich schwieg. Jetzt aber, wo mein Schweigen Euch Gefahr bringen könnte, befiehlt mir mein thöriges Herz zu reden. Jene edle Florentinerin, hört es, Sohn des Fürsten von Padua, jene Beatrice, zu deren Füßen Ihr Euer Leben aushauchen möchtet, ist eine arme Waise aus Brescia, die die Signora Montalto, die stolze Venetianerin, aus Mitleid zu sich nahm, ist die nemliche Zofe, die Euch für Antonio della Scala hielt, und Euch an jenem für mich so verhängnißvollen Abende die Wendeltreppe des Thurmes zu ihrer Gebieterin hinaufführte. Die edle Florentinerin steht im Dienste der Venetianerin, diese im Dienste ihrer Republik, und in den Armen der Dirne sollt Ihr ein Opfer der Politik jenes Freistaates werden. — Versteht Ihr jetzt die Töne, die Euch lockten? Fühlt Ihr jetzt, weßhalb Constanze Peralta zu stolz war, mit solcher Nebenbuhlerin um Euren Besitz zu ringen? Jener Engel in weiblicher Hülle, der das Herz eines wollüstigen Mönchs, selbst das des alten Antonio, Euer Herz bezaubern konnte, ist eine feile Dirne, durch Geld bestochen, Euch den Banditen oder den Fesseln zu überliefern. Um solch elenden Preis habt Ihr mich verloren.

Constanze! — rief Giacomo zermalmt — ist, was Ihr sagtet, Wahrheit?

Wahrheit, die ich mit meinem Leben besiegeln will.

Dann verzeiht —

Verzeihen? Ja, Giacomo, ich habe Euch schon verziehen; wußte ich doch, daß die edle weibliche treue Natur der Liebe des Mannes gebricht. Meine Warnung kann Euch zeigen, daß ich Euch noch wohl will, und Euch ferner nützlich sein werde, wo ich nur kann. Wäret Ihr aber schwach genug, das Netz, das die edle Florentinerin um Euch geworfen, nicht zerreißen zu können, dann — ja dann, Giacomo, Haß statt Liebe! — Doch nein — Haß statt Freundschaft; denn was ich Liebe nenne, ist die reine heilige Flamme der Vesta, einmal verlöscht kann nur der Tod sie wieder anzünden.

Ihr habt Recht, nur der Tod, nur Blut! — sagt Giacomo ernst. — Für heute schlägt die Stunde der Trennung, ob für immer? —

Gewiß! — unterbrach ihn Constanze — Lebt wohl! — Auch für den herrlichen Traum, den Ihr mich träumen ließet, sage ich Euch Dank, wenn Ihr mich auch grausam aus ihm geweckt habt.

Er wollte sie umarmen, sie aber wies ihn stolz zurück. Zwischen meiner Brust und der Eurigen, Signor, steht fortan Beatrice. Lebt wohl! — Sie entfernte sich und ließ ihn allein.

Nach der Villa der Florentinerin! befahl Giacomo, als er die Gondel betrat, zum Schrecken Antonio's.

Was wollt Ihr dort, Herr! — fragte ängstlich der Alte — Wollt Ihr Euch von neuem in Gefahr begeben?

Ich muß Gewißheit haben, ob dort Engel oder Teufel wohnen! — erwiderte Giacomo finster. — Komm mit mir, Du sollst Zeuge und Richter sein.

Bald waren sie bei der Villa gelandet. Mit raschem Schritte ging Giacomo von zwei Dienern mit brennenden Kerzen begleitet, voran, denn kein Licht schimmerte durch die im Mondlicht glühenden Scheiben; Antonio umstellte mit Gewaffneten das Haus, dann folgte er schnell. Es war offen, die Thüren standen weit auf, aber keine menschliche Seele kam ihnen entgegen. Sie durchschritten den Saal, überall gleiche Stille; Giacomo öffnete leise Beatricens Zimmer; da saß sie auf ihrem Ruhebett eingeschlafen; der sie bestrahlende Mond wob ein Zauberlicht, gleich einem Heiligenscheine, um ihr gebeugtes lockiges Haupt. Giacomo winkte den Dienern, ihm nicht zu folgen; nur Antonio trat mit ihm ein. Die Schläferin erwachte nicht, ihr Schlaf war so sanft, so ruhig wie der Schlaf eines lieblichen Kindes.

So schläft keine Sünderin! — sagte Giacomo leise zu Antonio. — Seht nur wie ruhig ihr Antlitz, und doch müssen wir sie wecken, welche heitere Träume sie auch umgaukeln mögen. Beatrice! — rief er jetzt ihre Hand erfassend — wacht auf!

Jesus Maria! — schrie das Mädchen, sprang vom Ruhebette, warf mit Hast die herabgefallenen Locken zurück und starrte Giacomo erschrocken an. — Ach, seid Ihr es, gnädiger Herr! Gott sei gedankt! Dacht' ich es doch, daß Ihr noch einmal hierher kommen würdet; eilt aber nun schnell von hier und nehmt mich mit Euch nach San Felice; der Mann da will mir ja Vater sein. —

Edle Florentinerin! begann Giacomo —

O, nennt mich nicht so, gnädiger Herr! ich bin keine Edle, bin eine Unglückliche. Nehmt mich wenigstens aus Erbarmen mit Euch, wenn Ihr es nicht aus Liebe könnt. Aber eilt nur schnell von hier, überall schleichen Mörder umher, Eure Brust, nun auch die meine, zu durchbohren. Eilt, denn sie kommen mit Macht, Eure Begleitung könnte zu schwach sein; aber besteigt die Gondel nicht wieder, auf der Etsch erwarten sie Eure Heimfahrt, geht längs dem Ufer — eilt nach San Felice und nehmt Beatrice mit!

Sie hat Recht! — sagte Antonio zu dem Herrn von Padua, der immer noch zweifelhaft war, was er thun sollte. — Komm Mädchen, gieb

mir Deine Hand und folge mir, auf San Felice sollst Du Schutz finden. Kommt, Herr, hier ist nicht zu säumen.

Giacomo, das Auge nur auf das Mädchen geheftet, folgte. Die Gondoliere führten die Gondel zurück, welcher übrigens kein Unfall begegnete; Giacomo erreichte gleichfalls ohne Abenteuer die Citadelle.

Als Beatrice Giacomo's Zimmer betrat, seufzte sie tief auf. Heilige Mutter Gottes! — sprach sie dann, die Hände faltend — habe Dank, daß Du uns gerettet hast, daß ich — hier bei ihm bin. Dann schien sie einen Augenblick nachzudenken, erhob plötzlich, als sei ihr der rechte Gedanke gekommen, das gesenkte Haupt. Mein Schicksal ist entschieden, das Loos ist geworfen — unabänderlich! — Ihr, mein gnädiger Herr! — wandte sie sich jetzt zu Giacomo, der, in ihr Anschauen versunken, sie mit hoher Theilnahme betrachtete, auch Ihr, ehrwürdiger Mann, der, trotz seinem finstern Ernste, so liebevoll an mir handelte, Ihr werdet mich fragen: Wer bist Du, Unglückliche, bist Du ein böser, bist Du ein guter Geist? Ach, ich bin eine arme, verlassene Waise, durch böse Menschen dicht an den Abgrund gebracht, vor dem, Gott gedankt, mein Inneres erbebte und über den die Liebe mich erhob. Euch sollte ich verderben, Herr, diese geringen Reize, die mir die Natur gab, sollte ich gebrauchen, Euch zu locken, und seit ich Euch sah, wollt' ich sie nur gebrauchen, Euch zu gewinnen; meine Arme sollten Euch umfangen, daß man Euch Fesseln anlegen konnte, und ich wollt' Euch nur umfangen, Euch an das treu liebende Herz für ewig zu drücken. Nun wißt Ihr Alles. Venedig, die bella Scala sind Euere Feinde, Euer Leben, Euere Freiheit sind in Verona in Gefahr.

Und Constanze Peralta? fragte Giacomo schnell.

Ich glaube, sie liebte Euch redlich und hat keine Gemeinschaft mit Eueren Feinden.

Und wer bist Du? fragte jetzt Antonio.

Das Mädchen schien von dieser Frage überrascht, es bedachte sich eine Weile, dann sagte es: Ich habe meinen Vater nicht gekannt, nur meiner Mutter erinnere ich mich — sie starb jung — ich war acht Jahre alt, als ich weinend an ihrem Sarge stand.

Dein Name? fragte Antonio weiter.

Beatrice!

Der Name Deiner Mutter?

Franzesca.

So nenne mir doch den Namen Deiner Familie.

Wenn im Orangenhaine der Sturm die Kronen mit ihren goldenen Früchten durchsaus't, begann sie mit Wehmuth — Blüthe, Blatt und Frucht herabreißt und durch einander weit, weit wegtreibt, wie kann das

welke Blatt, wie die Blüthe den Baum erkennen, dem es entsproß; es welkt dann heimathlos, und die Sehnsucht nach dem Stamme, dem es entknospete, bringt es nicht wieder an denselben zurück. Ich kenne meinen Vater nicht, meine Mutter hat mir den Namen des ihrigen nicht genannt, und meine Großmutter nahm kurz nach meiner Mutter Tode das Geheimniß mit in's Grab.

Und weißt Du nichts von dem Geschlechte Deiner Mutter?

Meine Großmutter war eine Mailänderin, eines reichen Waffenschmieds Tochter, der sie eines Fehlers wegen verstieß.

Ahnung, Ahnung! — rief Antonio und preßte mit solcher Heftigkeit das Mädchen an seine Brust, daß sie laut aufschrie und sich ihm entwinden wollte — Sorge nicht! — rief der Alte tief bewegt — ich werde Dir ein treuer Vater sein, Du sollst fremde Schuld nicht büßen! — Er küßte ihre Stirn und entfernte sich, seine Thränen zu verbergen.

Und Ihr sagt mir nichts, gnädiger Herr? — sprach sie jetzt zu Giacomo tretend — Hoffte ich doch, Ihr hättet mir immer viel, recht viel zu sagen. Habe ich mich geirrt? Hat die arme Waise für Euch den Werth, den die edle Florentinerin hatte, so schnell verloren? O, so wäre es besser gewesen, ich hätte in der Villa mein Schicksal mit Ergebung erwartet.

Irre Dich nicht in mir, Beatrice! — erwiderte der Fürst, freundlich ihre Hand erfassend — Dein holdes Antlitz, Deine schöne Gestalt erscheint mir immer noch als das Herrlichste der Schöpfung!

Nur Euer Auge sucht Beatrice, nur was es sieht, spricht Euer Mund aus, nicht was Euer Herz empfindet?

Mädchen! — sagte Giacomo sanft und mit Schonung — laß dem Herzen, das die Begebenheiten dieses Abends betäubt haben, Zeit, sich zu fassen. Gieb mir Licht, daß auch Du wieder im reinsten Lichte vor mir stehst. Steh' mir Rede.

Gern, Herr!

Wie kam Stefano zu Dir?

Es ist das zweite Mal, daß der Zudringliche sich gegen meinen Willen bei mir eindrängte.

Brachte er Dir das Kästchen mit der Perlenschnur?

Ja, Herr!

Zu welchem Zwecke?

Ich glaube, zu Euerem Verderben.

Er? Unmöglich! Beatrice, sprich die Wahrheit!

Ich halte ihn für einen Spion Venedigs, mithin für Euern Feind!

Wir kam er in Dein Schlafgemach?

Das Weib, das die Rolle meiner Mutter spielen mußte, hatte Euch kommen sehen, sie wußte keinen andern Ort, ihn zu verbergen. Hier trieb ihn die Neugier, uns zu belauschen, auf einen Sessel, um so durch das

Glasfenster zu lugen, das den Alkoven erleuchtet; er stürzte herunter und verwundete sich selbst.

Und was geschah, nachdem ich mich entfernt hatte?

Das von mir improvisirte Lied hatte mein Herz dem Mönche verrathen, er und die Frau fürchteten, Antonio möchte mit bewaffneter Macht zurückkehren und ich Euch Alles verrathen, deßhalb beschlossen sie, schnell die Villa zu verlassen und mich mitzunehmen. Ich mußte folgen, entsprang unter Weges, eilte nach San Felice und wurde nicht eingelassen. Da ergriff ich den verzweifelten Entschluß, in die menschenleere Villa zurückzukehren, und hoffte, wenn Ihr auch dort nicht wieder landen würdet, Euch durch meinen Gesang zu rufen und mich so zu retten.

Und bei solchen Umständen, mit solchen Gefahren umgeben, konntest Du so ruhig schlummern?

Beatrice erröthete und schwieg.

Wie war es Dir möglich, die Du mich und Dein Schicksal nur ängstlich erwarten konntest, Dich dem Schlafe zu überlassen?

Herr! ich saß im Mondlichte einsam und verlassen. Woran konnte ich denken — an mich, an mein Schicksal? Nein! nur bei Euch waren meine Gedanken, meine Wünsche, all' mein Hoffen, und so baute ich mir ein Zauberschloß für die Zukunft, schloß die Augen, dachte an Euch, dachte — und wie sonst der Schlaf die Träume herbeiführt, brachten jetzt die Träume mir den sanften Schlummer, ich hatte einen schönen Traum.

Was träumtest Du?

Ich starb für Euch! — Doch laßt mich! — rief sie, sich aus seinen Armen windend, da er sie stürmisch umfaßt hielt — Ich habe Euch mein Herz mit seinen Schwächen und seiner Liebe offen gezeigt, edel wäre es nicht, wenn Ihr mein Geständniß auf solche Weise benutztet. Soll ich Euch ein Liedchen singen? brach sie schnell ab — Ich habe meine Laute nicht vergessen; oder soll ich Antonio rufen?

Laß nur, laß! — sagte Giacomo, sie zurückhaltend — Wozu bedürfen wir Antonio? oder glaubst Du auch hier Deine Zauberkraft an mir zu üben?

Dazu gebe mir die heilige Mutter Kraft! — rief sie begeistert — und Euch den Edelmuth, die unglückliche Lage eines Mädchens nicht zu seinem Verderben benutzen zu wollen, das Euch mit unaussprechlicher Sehnsucht liebt, dem Ihr Alles auf dieser Welt seid!

Und was könnte ich Dir dann noch sein?

Sie schrak zusammen. — Was Ihr mir dann noch sein könntet? — wiederholte sie, jedes Wort langsam dehnend — Wenn der Sturm die Rose erfaßt, so knickt er sie und sie muß welken, dem schmeichelnden West aber beugt sie sich freundlich entgegen und läßt sich willig von ihm schaukeln, er knickt sie nicht mit seinem zarten Hauche nnd sie welkt nicht vor der Zeit. — Zürnt mir nicht, Herr! — sagte sie rasch, da Giacomo, wahr-

scheinlich diesem Bilde folgend, ernst geworden war — Ohne Achtung wäre die Liebe ja nur der perlende Schaum des Weines, nicht der erquickende, geistige Labetrank.

Giacomo reichte ihr bei diesen Worten freundlich die Hand, die sie leidenschaftlich küßte. Ich danke Euch, Herr! — sprach sie mit kaum hörbarer Stimme — ich fühle, daß Ihr mich verstanden habt, die heilige Mutter sei dafür gelobt! — Sie eilte jetzt auf den eintretenden Antonio zu. Habt Ihr für Euer Kind gesorgt, Vater, fragte sie ihn.

Ja Beatrice, — erwiderte der Alte — die Frau des Kastellans wird Dich in ihren Schutz nehmen; komm' folge mir.

Gute Nacht, Herr! rief Beatrice, warf einen seelenvollen Blick auf den Sinnenden und verließ mit Antonio das Zimmer.

Diese Nacht war noch reich an Begebenheiten. Kundschafter, die Antonio ausgeschickt hatte, das Nähere zu erspähen, kamen mit der sichern Nachricht zurück, daß die Villa, worin Beatrice gewohnt, am Abende von Bewaffneten umschlichen worden sei, und zwei Fahrzeuge die Gondel Giacomo's anzugreifen bereit gewesen wären, wenn der Anschlag im Landhause nicht glückte. Ueberdies hatte Giacomo schon früher die Gewißheit erhalten, daß von allen Seiten Kriegvolk in kleinen Haufen, und zum Theil unbewaffnet, sich Verona nähere. Antonio glaubte daher keinen Augenblick mehr versäumen zu müssen, und bestimmte endlich Giacomo, trotz dem, daß dieser sich in seinem Innern dagegen sträubte, die della Scala gefangen nehmen zu lassen. Eine Anzahl Küraßiere und Fußknechte rückten in aller Stille aus San Felice, vereinigten sich mit dem in einigen festen Plätzen in der Stadt liegenden Kriegvolke, umzingelten das Schloß der della Scala, drangen ohne bedeutenden Widerstand ein und nahmen die beiden Brüder gefangen. Zu gleicher Zeit hatte Antonio in das Kloster San Franzesco geschickt, den Pater Stefano nach San Felice entbieten zu lassen; er erhielt aber die Antwort: Stefano sei am Abend nicht in's Kloster zurückgekehrt und man wisse nicht, wohin er sich gewendet habe. Antonio war der Meinung, die Mönche hielten ihn in ihrem Kloster verborgen, und Giacomo gab deßhalb die nöthigen Befehle, dieses in der Stille zu bewachen.

In dem Schlosse der della Scala fand man sattsame Beweise der Verschwörung gegen den Fürsten von Padua. Venedig hielt Kriegvolk in Bereitschaft, das mit den Bürgern von Verona hinreichend war, die Besatzung der Paduaner im Zaume zu halten. Hauptsächlich sollte man sich aber der Person Giacomo's bemächtigen und, jedoch nur im Fall er Widerstand leiste, ihn tödten. Aus allen dem Vorgefundenen ging aber nichts hervor, das Pater Stefano angeklagt hätte; sein Name war nirgend genannt.

Giacomo vermied es, die della Scala zu sehen, und schickte sie noch in der Nacht unter starker Bedeckung nach Padua. Antonio unternahm es, sie dahin zu bringen und dem Fürsten die nöthige Aufklärung über Stefano zu geben, hauptsächlich aber dessen Befehle einzuholen, da ihm nun ein öffentlicher Bruch mit Venedig unvermeidlich schien.

Ganz Verona kam am folgenden Morgen bei der Nachricht, die geliebten Herren wären gefangen nach Padua geführt worden, in Bewegung. Die Bürger rotteten sich zusammen, einige erschienen selbst bewaffnet auf dem Marktplatze, und es schien zu ernsten, blutigen Auftritten zu kommen; aber bald zerstreute das Kriegvolk die Zusammengerotteten und Giacomo mischte sich unter sie, sprach freundlich mit ihnen und forderte sie auf, einige aus ihrer Mitte zu wählen, denen er die Beweise vorlegen wollte, daß nur Selbsterhaltung ihn zu diesem Schritte genöthigt habe. Auch versprach er ihnen, bei dem Fürsten von Padua, so viel in seinen Kräften stehe, dahin zu wirken, daß er mild mit den Gefangenen verfahre, und wenn der erste Sturm vorüber wäre, er sie bald wieder in ihre Mitte zurücksende. Das Volk hatte zwar wenig Glauben an die Gnade des Fürsten von Padua, doch beruhigte sie das Wort Giacomo's, den sie seiner Milde wegen liebten, und da sie sich nicht stark genug fühlten, die Söldner aus ihren Mauern zu treiben, gingen sie murrend aber ruhig nach Hause. Diesmal war das Ungewitter vorübergezogen.

Antonio fand den Fürsten von Padua nicht zur Milde gestimmt. Er hatte zu starke Beweise in den Händen, daß die della Scala sich gegen ihn mit Venedig verschworen hatten und Freiheit und Leben seines Sohnes durch sie gefährdet worden war; jede Rücksicht, die er sonst wohl gegen die mächtige Republik genommen hatte, schien ihm unter diesen Umständen überflüssig und er beschloß, die beiden jungen Edlen seiner Politik und seiner Rache zu opfern.

Antonio, der des Fürsten ernsten festen Charakter nur zu genau kannte, hatte dies gleich anfangs gefürchtet, und es war ein eben so starker Grund gewesen als der Verdacht, den er auf Pater Stefano geworfen, daß er in diesem gefährlichen Augenblicke Verona und Beatrice Giacomo allein überlassen und die Gefangenen selbst nach Padua gebracht hatte. Wie erstaunte er, als er einige Stunden nach seiner Ankunft zu einer Berathung in das geheime Gemach des Fürsten trat und dort den Pater Stefano im Gespräche mit Franzesco Carrara antraf. Von der Frechheit des Mönchs überrascht, stutzte er anfangs und war unentschlossen, was er thun sollte, faßte sich aber schnell und bat den Fürsten dringend, ehe über die della Scala etwas beschlossen würde, ihm eine geheime Unterredung zu gestatten.

Was Ihr mir zu sagen habt, Antonio! — erwiderte der Fürst — könnt Ihr dreist in der Gegenwart meines Sohnes und des ehrwürdigen Vaters sagen; für beide habe ich kein Geheimniß, also redet offen.

So muß ich schweigen! — entgegnete Antonio — denn es gebot mir Euer edler Sohn Giacomo, es Euch, mein gnädiger Herr, nur wenn Ihr allein wäret zu sagen.

Und ich, Euer Herr, befehle Euch, es mir in Gegenwart dieser Männer und sogleich zu sagen.

Ich würde gegen meine Pflicht handeln, erfüllte ich Euern Befehl; ich werde, ich muß schweigen, und da Ihr meine Treue, meinen oft erprobten Gehorsam kennt, werdet Ihr überzeugt sein, daß ich nur zu Eurem Wohl es wage, Euern Zorn auf mich zu laden. Verzeiht mir, Herr, verzeiht einem alten Diener, dem Ihr bei Gott vertrauen könnt!

Zur Sache! — unterbrach ihn der Fürst, der nicht weiter in ihn dringen wollte. — Laßt uns jetzt berathen, was mit den della Scala zu thun ist; sagt uns Eure Meinung zuerst, Antonio!

Ich stimme für Milde! — begann dieser. — Nicht allein, daß sie einem edlen Fürsten mehr ziemt als Strenge und um seinen Thron einen himmlischen Glanz verbreitet, auch weil es nach meinem Bedünken die Klugheit befiehlt. Mit dem Tode ihrer geliebten Herren sind die Veroneser unsere erklärten Feinde, so lange sie leben sind die Gefangenen uns sichere Bürgen für die Ruhe Verona's.

Und Deine Meinung, Franzesco? wandte sich der Fürst nun zu seinem Sohne.

Ein rascher Tod, wenn wir zuvor durch die Folter ihr Verhältniß zu Venedig haben kennen gelernt, entzieht uns einer langwierigen peinlichen Unterhandlung mit der stolzen Republik, der wir bisher nur zu sehr nachgegeben haben.

Euer Urtheil ist hart, Herr! — nahm Antonio das Wort — Soll ihr Blut fließen, warum erst die Folter?

Guter Alter! — erwiderte Franzesco — in dieser bewegten Zeit taugen halbe Maßregeln nichts. Das Schrecklichste ist in Italien geschehen und das Gewöhnliche führt nie zum Ziele. Wir gehen großen Begebenheiten entgegen; ein Kampf mit Venedig ist ein Kampf auf Leben und Tod, und sendet Florenz nicht Hilfe, so gilt es fast nur, ehrenvoll unterzugehen. Müssen wir nicht jedes Mittel ergreifen, auch das härteste? Steht uns nicht gleiches Loos bevor wie den thörigen Männern, die sich Venedig in die Arme warfen, wobei sie höchstens erwarten konnten, daß die Republik sie unter Zärtlichkeitversicherungen so lange an die kalte, eherne Brust drücken würde, bis der letzte Odem ihnen entging, der letzte Flecken verloren wäre? O, ich kenne diese Signoria, diese stolzen Kaufmannseelen, die Alles nach ihrem Nutzen berechnen und denen nichts ehrwürdig ist als ihr Gewinn!

Laß uns davon schweigen, Franzesco! — unterbrach ihn der Fürst unmuthig, der in den Worten des Sohnes einen Vorwurf für sich zu fin-

den glaubte — Theilt uns jetzt Euere Ansicht mit, ehrwürdiger Vater! wandte er sich zu Stefano.

So wenig es auch einem Diener Gottes ziemt, ein Bluturtheil zu sprechen, so befiehlt mir doch meine Anhänglichkeit an das Haus Carrara, den Rath zu ertheilen, ehe noch Gesandte von Venedig ankommen können, über ihr Leben zu gebieten. Eine abschlägige Antwort, der Republik gegeben, die sich gewiß für die Gefangenen verwenden wird, würde die Stolze nur noch mehr reizen, daher stimme ich für schleunigen Tod.

Mönch! fuhr Antonio auf.

Ruhig, Antonio! — unterbrach der Fürst den Ausbruch des Zornes seines alten, treuen Dieners — Ich weiß, Ihr liebt Stefano nicht —

Gott gedankt, nein!

Und so ist Euer Urtheil befangen. — Ihr seht, Antonio, — fuhr der Fürst gelassen fort — diese beiden sind gleicher Meinung mit mir, und so können Euere Worte diesmal keinen Eingang bei mir finden.

Die della Scala müssen sterben, und schon in dieser Nacht! — Verliert kein Wort mehr, Antonio, — wandte er sich zu diesem, der wohl noch Manches zu erinnern hatte — die Sache ist abgemacht, und so laßt uns von etwas Anderem reden! — Den Krieg mit Venedig sehe ich als unvermeidlich an, darum will ich mit Euch, als einem erfahrenen Krieger, und mit meinem Sohne berathen, was zu thun ist.

So laßt den Mönch abtreten, — unterbrach Antonio den Fürsten — was soll die Kutte hier, wenn von Schlacht und Kampf die Rede ist?

Antonio! sagte der Fürst verweisend.

Ja, Herr! was braucht Pater Stefano es mit anzuhören, wenn vom Kriegvolke die Rede ist? Es beängstigt nur ein frommes Gemüth. Laßt ihn abtreten. —

Er bleibe! befahl der Fürst ernst und unwillig.

Nun dann, — sprach Antonio mit Feuer — So gebe Gott meinen Worten Kraft, daß sie in Euer Innerstes dringen und Ihr sie für Wahrheit erkennt! Was ich Euch, nur Euch sagen wollte, sage ich jetzt frei und offen in Gegenwart des Elenden selbst: der Pfaff ist ein Verräther!

Beweiset! fuhr der Fürst von Padua auf.

Ereifert Euch nicht, Herr! — fiel ihm Stefano mit scheinbarer Ruhe und heuchlerischem Lächeln in die Rede — nicht böser Wille, nur der Wunsch, Euer Beßtes zu befördern, führt den edlen Herrn zur Uebereilung. Laßt ihn sagen, wessen er mich beschuldigt, und ich werde ihm Rede stehen.

So rede! befahl der Fürst.

Wo habt Ihr die Wunde an Euerer Stirn bekommen? wandte sich jetzt Antonio mit drohender Stimme zu dem Mönche.

Als ich zum Schutze Eures edlen Sohnes mich in die Villa der Buhlerin schlich.

Buhlerin?! — fuhr Antonio auf — O, wärest Du Elender so rein von Schuld wie diese Unglückliche! —

Vergeßt meine Gegenwart nicht! warnte der Fürst.

Als ich zu Eures Sohnes Schutz mich in der Villa verborgen hatte, schlug mich einer der gedungenen Mörder, der in dem nemlichen Zimmer verborgen lag; Euer edler Sohn rettete mich.

Wer gab Dir das Kästchen mit der Perlenschnur? fragte Antonio weiter.

Herr! wie käme ein armer Franziskanermönch zu dergleichen Kleinodien?

Wer gab Dir das Kästchen, das Du dem Mädchen im Namen der dankbaren Republik anbotest?

Der Eifer scheint Euere Sinne zu verwirren, Herr! — erwiderte der Mönch mit kalter Ruhe — Ich, der Republik Venedig geschworener Feind, was könnte ich für Gemeinschaft mit ihr haben? Wer hat Euch dies berichtet?

Beatrice!

Guter Herr Antonio, — sagte Stefano mit mitleidigem Lächeln — hat das Wort einer Buhlerin mehr Werth für Euch als die so viele Jahre erprobte Treue eines Freundes des Hauses Carrara, so bedauere ich Euch.

Habt Ihr, mein gnädiger Herr, ihm diesesmal den Auftrag gegeben, zu den della Scala zu gehen und mit ihnen zu unterhandeln? fragte jetzt Antonio den Fürsten.

Nein! erwiderte dieser.

Und doch war er länger als zwei Stunden bei ihnen, — fuhr Antonio fort.

Ich wollte sie ausforschen —

Pater! — fiel ihm Franzesco, ungeduldig werdend, in die Rede — Wie konntet Ihr, der Vertraute meines Vaters, hoffen, solche kluge Männer, wie die beiden Brüder, auszuforschen, da sie gewiß gegen Euch auf ihrer Hut waren?

Nun! — wandte sich Franzesco an den Fürsten — da ich selbst noch Manches, das Kriegwesen betreffend, in Ordnung zu bringen habe, um Euch, mein edler Vater, Alles gehörig vorlegen zu können, so wollte ich, nur allein dieser Ursache wegen, Euch bitten, bis diesen Abend die Verhandlung aufzuschieben.

Wie Du es wünschest, mein Sohn! — sagte der Fürst, Franzesco's Absicht errathend — Wenn es zu dämmern beginnt, kommt wieder zu mir, ehrwürdiger Herr, und auch Ihr, Antonio, und bringt dann ein versöhnliches Herz mit.

Kehrt gleich zurück, — raunte Franzesco Antonio zu, als er sich ihm empfahl und sich mit Stefano entfernte.

Vater, ich traue dem Mönche nicht, traute ihm schon längst nicht

mehr; er ist der Republik Venedig verkauft, — begann jetzt Franzesco, das Schweigen zu brechen.

Um einem alten Diener, einem bewährten Freunde zu mißtrauen, bedarf es Beweise, Franzesco! erwiderte der Fürst — Du wolltest Stefano nie wohl.

Nein, Vater, er ist ein Heuchler! — Doch ich wage es nicht, Euch zu widersprechen, nur thue ich Euch den Vorschlag, alles, was diesen Abend beschlossen wird, das Gegentheil von dem sein zu lassen, was wirklich geschehen soll. Trifft dann Venedig Anstalten, dem entgegenzukommen, was heute Abend beschlossen ward, so habt Ihr die Ueberzeugung, daß Euch der Pfaffe verrathen hat.

In diesem Augenblicke trat Antonio ein. Der Fürst that erst mehre Fragen an ihn, seinen Sohn Giacomo betreffend, dann erkundigte er sich, wer das Mädchen sei, die der Mönch eine Buhlerin, Antonio, der Weiberfeind, einen Engel genannt habe. — Der Alte berichtete nun Alles, und als der Fürst erfuhr, daß Beatrice freiwillig nach San Felice mit ihnen gegangen sei, umdüsterte sich seine Stirn. Entweder ist Euer Verdacht gegründet oder Ihr beherbergt den Satan in Euerer Mitte. Seid vorsichtig mit dem Mädchen und traut ihm nicht zu viel, ich werde ein Gleiches mit dem Mönche thun!

Am Abende, wo die Drei sich wieder bei dem Fürsten versammelt hatten, trug Franzesco seinem Vater den Bestand der Kriegmacht vor, die er weit geringer angab als sie wirklich war, machte dem Vater den Vorschlag, nur mit wenigem Volke die Päſſe, die nach der Polesina führten, zu besetzen, mit dem Hauptheere aber, zu dem der größte Theil der Besatzung Verona's stoßen sollte, Vicenza von neuem zu belagern. Meine Ehre verlangt dies! — fuhr er fort — Schon einmal mußte ich von den Mauern dieser Stadt abziehen, gebt mir Gelegenheit, die Scharte auszuwetzen.

Der Fürst widersprach anfangs, willigte aber endlich ein, Antonio war gleicher Meinung, nur Stefano meinte, daß durch die Belagerung Vicenza's der Krieg unvermeidlich würde, er hoffe noch immer mit kleinen Aufopferungen das Ungewitter zu beschwören.

So versucht es noch einmal! — unterbrach ihn der Fürst — Geht morgen nach Venedig, unterhandelt den Frieden; jedes Opfer, das ich mit Ehren bringen kann, bringe ich ihm gern. Indeß wollen wir alles Nöthige zur Belagerung Vicenza's anordnen, damit wir sogleich, wenn, wie ich fürchte, die Signoria meine Vorschläge verwirft, zur Belagerung schreiten können. — Der Pater, nachdem er noch über die Opfer, die der Fürst zu bringen gesonnen sei, Manches mit ihm verabredet hatte, entfernte sich.

Fast schöpfe auch ich Verdacht, — begann nun der Fürst. — Nur dünkt es mir räthselhaft, weßhalb er für den schnellen Tod der della Scala stimmte.

Verehrter Vater! — nahm Franzesco das Wort — dies ist mir leicht erklärbar. Er stimmte im Geiste der ländergierigen Republik; nicht Padua allein ist's, wonach sie die gierigen Arme streckt, Verona, das ganze Gebiet bis an die Etsch will sie haben, und da kann ihr nichts gelegener kommen, als daß wir durch den Tod der Herren von Verona ihr das Spiel erleichtern.

Herr! — nahm jetzt Antonio nach Franzesco das Wort — ich will jedes Pfaffen Freund, jedes Weibes Diener werden, wenn der Mönch kein Verräther ist. Gebt Acht, ob er die Probe besteht, ob nicht Venedig in kurzem die Besatzung Vicenza's verstärken und sein Heer gegen die Polesina zusammenziehen wird, deren Pässe es nur schwach besetzt glaubt. Seid auf Euerer Hut und hört nur dieses Mal auf meine Warnung, wollt Ihr auch nicht auf meinen Rath hören, den Brüdern della Scala das Leben zu fristen.

Die Warnung beherzigte der Fürst, aber den Rath befolgte er nicht. Noch in der nemlichen Nacht rollten die Häupter der Brüder, vom Beile des Henkers getroffen, vom Blocke, und die Nemesis schüttelte hohnlächelnd über den blutenden Häuptern ihre ewig flammende Fackel. Antonio reis'te, die Jünglinge aufrichtig betrauernd, am dritten Tage nach Verona zurück.

Der Liebe sind zuweilen drei Tage eine Ewigkeit, oft auch nur der Raum von Secunden; dem Glücklichen vergehen sie schnell, dem Unglücklichen schleichen sie mit Schneckengang vorüber. Drei Tage sind ein wichtiger Zeitraum, da wo ein Augenblick über das ganze Leben entscheiden kann, und die drei Tage von Antonio's Abwesenheit hatten so manches auf San Felice verändert. Ohne Sorgen um sein Pflegekind war der alte Mann nach Padua gereis't, hatte er sie doch der Obhut der Kastellanin übergeben, hatte er doch mit väterlichem Ernste zu ihr gesprochen, und sie ihm mit Hand und Mund versichert, seine Lehren, seinen Rath zu befolgen, und als er jetzt am Abende nach San Felice zurückkehrte und in Giacomo's Zimmer trat, fand er, trotz Warnung, trotz Rath, Beatrice, den Arm um Giacomo's Nacken geschlungen, vor ihrem Bilde stehen. Beide waren im Anschauen vertieft, daß sie das Eintreten des alten Mannes nicht bemerkten.

Mit welcher ganz anderen Sehnsucht blickte ich noch vor wenigen Tagen auf dies Gemälde — sagte eben der Herr von Padua — es war Alles, was ich von Dir, Du reizendes Wesen, mein nennen konnte, und ich schwelgte in den Bildern meiner Phantasie wie ein Berauschter, dem man nur klaren Felsquell statt köstlichen Weines reicht. Jetzt bist Du mein, jetzt halte ich Dich mit meinen Armen umfangen, fest drücke ich Dich an meine Brust und fühle alle die geträumte Seligkeit tausendfach schöner verwirklicht. Was fehlt uns noch zu unserm Glücke?

Die Ewigkeit! — erwiderte Beatrice, ihr Haupt sanft auf seine Schulter beugend. — Das Glück ereilte mich so schnell, eben so schnell kann es mich wieder verlassen. Die Liebe der Männer soll flatternd sein wie die Flügel des Schmetterlings, die Blüthenzeit des Mädchens ist so kurz, wenige Tage nur blickt die Rose prangend unter ihrer grünen Blätterkrone hervor, und wie lange hängt sie verwelkt, bis der Sturm sie ganz entblättert. Männerliebe soll sich nur nach der Blühenden neigen, der Welkenden aber gleichgiltig zur Seite stehen.

Woher diese Erfahrungen, Beatrice? fragte Giacomo verweisend.

Woher? Ach, wüßte ich, könnte ich Rechenschaft geben, woher mir seit kurzem so mancherlei Gedanken und Gefühle gekommen sind. Weiß ich doch nicht einmal, wie die Liebe in meine unbefangene Brust schlich. Der Gedanke an Liebe, jede Neigung war mir zuwider, seit ich der stolzen Venetianerin bei ihren mancherlei Abenteuern dienen mußte. Ach, nie hätte ich damals geglaubt, einen Mann lieben, so hingebend lieben zu können. Aber soll ich nicht zagen — fuhr sie jetzt erbebend fort — soll ich nicht für mein Schicksal bangen! Denke ich an die unglückliche Constanze Peralta, so erfaßt mich eine unnennbare Angst. Drei Tage harrt sie nun schon und Ihr kommt nicht, ihr thränenvolles Auge wendet sie nach der Etsch, jeder Ruderschlag bringt ihr die Hoffnung, jede vorbeisegelnde Gondel nimmt sie ihr wieder. Lebhaft kann ich mir sie denken, wie dann ihr Stolz erwacht, sie Herrin ihrer Leidenschaft werden will, und es doch nicht vermag. Sie dauert mich, es muß ein trostloser Zustand sein, sich so verlassen zu sehen.

Es freute Dich wohl, wenn ich hinginge, ihre Thränen zu trocknen? unterbrach sie Giacomo mit feurigen Küssen.

Ob mich das freute, fragt Ihr mich? Ja, Giacomo, geht hin, geht noch diesen Abend hin, und könnt Ihr ihre Thränen trocknen, so thut es, ich will mich darüber freuen, nur kehrt zu mir zurück.

Sonderbares Mädchen! — sagte Giacomo — Wie soll ich das deuten?

Daß die Schlange Eva, und diese den ersten Mann zur Thorheit verlockte! rief Antonio, der seinen Zorn nicht länger zurückzuhalten vermochte.

Die Liebenden fuhren erschrocken aus einander und Giacomo sagte unwillig: Ich liebe nicht diese Art mich zu begrüßen, selbst nicht von Euch, Antonio! — Beatrice aber sank mit dem Ausrufe: Mein Vater, ich bin so glücklich, so unaussprechlich glücklich! an des alten Mannes Brust.

Glücklich wähnst Du Dich, Elende, Unglückliche! — sagte Antonio entrüstet und stieß sie mit Heftigkeit zurück. — Nennst mich Vater? Stehst Du eine reine makellose Jungfrau vor mir, oder eine Schuldige?

Eine Glückliche stehe ich vor Euch, Antonio, durch Liebe glücklich!

Der Alte wandte ihr verächtlich den Rücken. — Ich bitte Euch, Herr! — bat er Giacomo — entweder diese Dirne zu entlassen, oder mit mir in Euer Kabinet zu kommen, damit ich Euch die Befehle Eures edlen Vaters mittheilen kann.

Herr! — unterbrach ihn Beatrice, ihn bei der Hand festhaltend, und ihr Blick ruhte so sonderbar mitleidig auf dem alten Manne, daß er sein Auge wegwenden mußte — Euch hat die Liebe wohl nie beglückt, sonst könntet Ihr unmöglich so hart gegen mich sein.

Die Erinnerung wurde bei diesen Worten in Antonio wach, ein Seufzer drang unwillkürlich hervor. — Sie hat mich noch nie beglückt, Unglückliche! — sagte er bewegt — auch Dir reichte sie nur einen gold'nen Becher mit Gift gefüllt.

Mit Gift? Heiliger Gott! — rief sie aus und eine Purpurröthe umzog ihre Wangen; Antonio war dies nicht entgangen.

Kommt, Herr! — sprach er, seine Hand aus Beatricens Hand reißend, die sie noch immer fest hielt — die Befehle des Fürsten von Padua sind dringend.

Giacomo, einen Blick voll Liebe auf das Mädchen werfend, folgte Antonio in das Kabinet.

Als Beatrice allein war, trat sie vor ihr Bild und betrachtete es aufmerksam. Gleiche ich diesem Bilde — sagte sie still für sich — o, so wünsche ich nur, daß ich ihm ewig gleichen möge, daß ewig dies Auge so freundlich, ewig der Mund so lächelnd bliebe. Aber — ich fühlte mich noch vor wenig Augenblicken so glücklich und jetzt — da schwimmen ja die Thränen schon im Auge, und der Mund möchte klagen statt zu jauchzen. Aber Muth, nur Muth, Du hast Dich ja aus dem Elende emporgewunden, Du bist ja die Seine, darfst für ihn leben, handeln und wenn es sein muß, auch sterben! — Sie nahm die Laute, warf noch einen flüchtigen Blick auf ihr Bild und verließ das Zimmer, setzte sich dann auf einen Balkon, der über die Etsch herausragte und überließ sich ihren Träumen.

Antonio, den heute eine unbeschreibliche Angst erfaßt hatte, kürzte seinen Bericht so viel als möglich ab, und Giacomo war erstaunt, als er den alten, sonst so besonnenen Mann so unruhig und so schnell ihn verlassen sah. Antonio eilte durch die Prunkgemächer und befand sich bald in dem kleinen Zimmer des nordwestlichen Thurmes, das der Kastellan Beatrice eingeräumt hatte. Kaum eingetreten, riegelte er es hinter sich zu, und nach kurzem Ueberlegen, ob auch das, was er thun wollte, recht sei, begann er Alles zu durchschauen, um ein Kästchen von braunem Holze zu finden, das, so wie er sich erinnerte, Beatrice aus der Villa mitgenommen hatte. Er fand es nirgend und hatte fast die Hoffnung verloren, als er in einer der Fensterbrüstungen ein verschlossenes Schränkchen bemerkte, dessen Schlüssel er nirgend sah. Ohne sich lange zu bedenken, zog er seinen Dolch, öffnete es mit Gewalt und fand, was er gesucht; das Kästchen blickte ihm entgegen. Er öffnete es, und begierig, wie der Räuber seine Beute durchsucht, nahm er, was es enthielt, Stück für Stück heraus.

Das Erste, was er fand, war eine feingearbeitete goldene Kette, gar vorsichtig in die Hälfte eines seidenen Tuches gewickelt. Bei dem Schlosse der Kette fand er einen Zettel, auf welchem von weiblicher Hand geschrieben stand: „Geschenk vom Herrn Antonio della Scala.“ Neben dieser Kette lag eine Schnur kleiner Perlen von unbedeutendem Werthe, und gleichfalls ein Zettel daran, worauf man von der nemlichen Hand die Worte las: „Von meiner Gebieterin für einen schrecklichen Dienst, den ich ihr leisten soll; mögen die Perlen nicht zu Thränen werden.“ Tiefer unten lag ein einfacher goldener Ring nebst einem Zettel, auf welchem stand: „Von dem Maler Pietro; der Ring wird eine Bedeutung erhalten.“ Unter dem Ringe fand Antonio ein schön gearbeitetes kleines Kästchen mit der Aufschrift: „Vom Herrn Bruno; ach, könnte ich das Herz treffen, dem er bestimmt ist.“ Er öffnete es, und ein Dolch vom feinsten Stahle, dessen Griff trefflich und kostbar gearbeitet war, blinkte ihm entgegen. Bei seinem Anblicke graus'te es Antonio, noch mehr aber, als er ein krystallenes Fläschchen fand, wo auf dem daranhängenden Zettel, jedoch von fremder Hand, geschrieben stand: „Zehn Tropfen wirken in wenigen Minuten.“

Warst du das Gift, was vorhin ihrer Wangen Glut so purpurn hervorlockte? — rief er aus — Nun gut, wir wollen den Versuch damit anstellen. Und was ist da noch? — murmelte er vor sich hin, als er in seiner Untersuchung fortfuhr — „Haare von meiner Mutter,“ las er. Ha, ihr seid gut gebettet zwischen Gift und Dolch! — Und dies? — fuhr er fort — dies? Er las: „Eine Locke meiner Großmutter.“ Seine zitternde Hand öffnete ein kleines, zusammengerolltes Päckchen, und eine kastanienbraune Locke rollte ihm entgegen. Lange betrachtete er sie mit Wehmuth, da fiel sein Auge auf den Namen: Beatrice, der auf dem Blatte geschrieben stand. Ja, ich erkenne diese Züge, sie sind von ihrer Hand, dies ist eine der schönen Locken, mit denen ich so oft in der Geißblattlaube spielte, wenn der Mond, durch die grünen Zweige dringend, sie bestrahlte. Ja, das Mädchen ist jener Beatrice Enkelin — ist, wie sie, die Buhlerin eines Großen. — Fluch der Geschlechter! — rief er jetzt schmerzvoll aus — warum verfolgst du die unschuldigen Opfer von Glied zu Glied? Fluch des Schicksals, warum weckst du mich aus meinem Schlafe, warum mähest du das Gras, das die mitleidige Zeit über die Gräber wachsen läßt? — Starr sah er vor sich hin, packte das Herausgenommene gedankenlos wieder in das Kästchen, nur die Phiole mit Gift, den scharfgeschliffenen Dolch und die Locke seiner Beatrice nahm er mit, sagte dann dumpf vor sich hin: Also Dolch und Gift für Giacomo? — Die Schändliche! — und schlich schweren, wehmüthigen Herzens in sein Gemach zurück.

Dort warf er sich in aufgeregter Stimmung in einen Sessel und überließ sich dem Nachdenken. Aber nicht lange sollte er sich seinen Gedanken überlassen. Die Thüre öffnete sich und Beatrice trat schüchtern herein: Antonio war durch ihren Anblick überrascht. Was wollt Ihr hier

und so spät am Abend? rief er ihr mit einem Tone zu, der eben nicht geeignet war, der Schüchternen Muth einzuflößen. Doch brachte dieser barsche Ton eine ganz entgegengesetzte Wirkung auf Beatrice hervor, er gab ihr Muth und sie trat zuversichtlich auf Antonio zu.

Herr! — begann sie — denn so muß ich Euch anreden, da ich Euch nicht mehr Vater nennen darf. — Ihr habt mich vorhin tief gekränkt und ich fühle, daß es für meine Ruhe nothwendig ist, daß Ihr eine bessere Meinung von mir erhaltet. Hört daher mein Geständniß gütig an und verdammt mich, wenn Ihr dann noch könnt.

Antonio winkte, daß sie sich setzen möchte.

Beatrice fuhr fort: Ich verlor früh meine Mutter, um deren Verlust ich heiße Thränen weinte, ein Jahr später nahm mir der Tod die Großmutter, und ich glaube, Gott nahm mir mit ihr nicht viel. — Hohe Glut umzog Antonio's Antlitz. — Eine arme Waise, nur von der Milde der Nachbarn sich erhaltend, stand ich eines Morgens vor der Thüre des kleinen Hauses, das wir bewohnt hatten, und weinte; da ging Signora Montalta vorüber, sah mich, das weinende Kind rührte sie, sie erkundigte sich nach mir und erfuhr mein trauriges Geschick. Ich mußte ihr folgen, sie brachte mich in ein Kloster, ließ mich dort erziehen und war bis daher meine edle Wohlthäterin. Im vorigen Jahre nahm sie mich aus dem Kloster zu sich. Ich war in ihrem Hause halb ihre Gesellschafterin, halb ihre Dienerin, sah bald in meinem neuen Verhältnisse, das mir, gegen das Klosterleben betrachtet, anfangs recht angenehm erschien, später Manches, was die Achtung für meine Wohlthäterin nicht erhöhte; ich mußte oft hilfreiche Hand zu ihren Abenteuern reichen, oft mich den Nachstellungen der Männer, die die Signora umschwärmten, ausgesetzt sehen. War es, daß die ausschweifende Lebensart meiner Gebieterin mir Ekel einflößte, war es Stolz, der, Gott gedankt, mich nie verlassen hat, nie verlassen wird, ich durchschritt die gefährliche Bahn ohne Fehl, und wenn auch mein natürlicher Frohsinn, mein aufgewecktes Gemüth mich zuweilen verlocken wollten, so ließ mich ein richtiges Gefühl doch bald den sicheren Mittelweg finden, den Männern zu gefallen, ohne gefallen zu wollen, und sie dennoch in Schranken zu halten.

In dieser Zeit war es, — fuhr Beatrice nach einer Pause fort — als ich während des Festes, das die della Scala gaben, das mich so tief kränkende Amt übernehmen mußte, Antonio della Scala zu meiner Gebieterin in den Thurm zu führen. Ihr wißt, daß ich Giacomo Carrara statt seiner begegnete, wißt, daß ich meinen Irrthum erkannte, ihn aber theuer bezahlen mußte; denn mit dem Blicke, der mich meinen Irrthum und Giacomo erkennen ließ, traf mein Herz der ewig verwundende Pfeil. Erklärt mir dies, Herr! Wie kann ein Augenblick, ein so schnell entschwundener Augenblick uns so mächtig ergreifen, wie kann sich das fest verschlossene Herz so plötzlich dem Bilde eines Mannes öffnen, der, kaum gesehen, auch schon

wieder verschwunden war. Von diesem Tage an fühlte ich den Schmerz hoffnungloser Liebe, fühlte ihn noch bitterer, als ich erfuhr, Giacomo Carrara liebe die stolze Witwe Peralta und werde erhört. Herr, das waren fürchterliche Tage! — Aber bald webte die Hoffnung ihre ewig grünen Blätter in meine Dornenkrone. Eines Abends ließ mich meine Gebieterin rufen, niemand war bei ihr als die Brüder della Scala. Hier, nachdem sie manches über mich gesagt, meine List, meine Gewandtheit, selbst das Talent des Gefallens an mir gerühmt hatte, machte sie mir den Vorschlag, der mich früher empört haben würde, jetzt aber heilenden Balsam auf mein wundes Herz träufelte. Ich sollte das Werkzeug sein, Giacomo zu verderben, sollte ihn mit meinen Reizen umgarnen, und ihn so, lebendig oder todt, seinen Feinden überliefern. Da man wußte, er fahre alle Abende in seiner Gondel nach der Villa Peralta, wurde die Villa, wo Ihr mich getroffen, zum Schauplatze der Schandthat ausersehen. Ein mir widriges Weib, das ich früher nicht gekannt hatte, mußte die Rolle meiner Mutter spielen; ich wurde übrigens streng beobachtet, und es war mir die genaueste Vorschrift gegeben, nach der ich und nicht anders handeln mußte.

Wäre mein Herz von jeder Neigung frei gewesen, so glaube ich wohl, ich würde, die traurige Entwickelung, die ich herbeiführen sollte, vergessend, im jugendlichen Leichtsinn eine Rolle, die meiner Eitelkeit nur schmeicheln konnte, mit Lust gespielt haben. So aber übernahm ich sie aus ganz andern Gründen mit Freuden. Ich wollte ihn, den ich liebte, vom Verderben retten und, Euch will ich es gestehen, ich hoffte dabei sein Herz zu gewinnen.

Ich gewann es. Eure Vorsicht, lieber Herr, rettete ihn, wie ich glaube; denn ohne daß ich es ahnete, war, wie ich hernach aus des Weibes und des Paters Reden vernahm, dieser Abend bestimmt, ihn gefangen zu nehmen, oder mißglückte dies, sollte ich in der folgenden —

Beatrice stockte.

Und was solltest Du in der folgenden Nacht? fragte Antonio mit Heftigkeit.

Nichts, lieber Herr!

Rede! fuhr Antonio immer heftiger werdend auf und faßte mit Ungestüm ihre Hand. Sie schwieg.

Mädchen! — sagte der alte Mann und seine Hand zitterte — sagst Du mir nicht, was Deine bebenden Lippen verschlossen, so wagst Du das Aeußerste. Du kommst nicht lebendig aus diesem Zimmer, ohne es mir gesagt zu haben.

So erlaubt wenigstens, daß ich mich setzen darf, — sagte das Mädchen mit fester Ruhe und ihr ganzes Wesen war verändert; statt des kindlichen Blickes, des weichen bescheidenen Tones, sah sie ernst, fast finster auf den Alten, und Wort und Ton war bestimmt.

Du schweigst noch immer? fragte Antonio, von dieser Veränderung betroffen.

Signor Antonio! — erwiderte das Mädchen — Drohung stählt stets meine Brust. Bin ich auch auf San Felice, fühle ich mich dennoch frei und nicht Sklavin, am wenigsten Eure Sklavin zu sein. Leicht könnte ich Euch sagen, was ich zurückhielt, doch jetzt, da Ihr mir befehlt und droht, schweige ich. Ueberdies hat hier Herr Giacomo Carrara zu befehlen, nicht Ihr, und wer weiß, wenn ich meine Reize in die eine Schale, Ihr Eure Verdienste in die andere legtet, welche von beiden in Giacomo's Hand steigen oder fallen würde.

Antonio mochte fühlen, daß der Eifer für das Wohl seines Herrn ihn zu weit geführt hatte; er suchte einzulenken, Beatrice aber blieb einsylbig. Da stand er unter irgend einem Vorwande auf, verließ das Zimmer, kehrte jedoch nach kurzer Abwesenheit zurück.

Darf ich Euch nun verlassen? fragte Beatrice.

Verweilet noch einen Augenblick bei mir und verzeiht mir meine Heftigkeit, — erwiderte Antonio. — Wo es das Wohl Giacomo's gilt, da läuft Antonio's Herz oft mit dem Verstande um die Wette, und das Herz gewinnt fast immer den Preis. Sagt mir, was Ihr mir verborgen, oder sagt mir es nicht, ich werde Euch darum nicht zürnen. Aber das sage mir, Mädchen! — und seine Stimme wurde weich, sein Auge naß — wenn Du, wie Du mir sagtest, in dem Hause venetianischer Lüste Dein Herz, Deine Tugend rein bewahrtest, wie konntest Du leichtsinnig einem Manne, auf dessen Treue Du nur mit Zittern bauen kannst, sie opfern?

Langsam erhob sich Beatrice von ihrem Sitze und starrte verwundert und ernst den Alten an. Ich verstehe Euch, Herr! und doch verstehe ich Euch kaum. Was ich der Liebe opferte, das weiß ich ohne Euch, ich opferte ihr mein Glück, meine Ruhe; denn wer sich jetzt den Carrara weiht, ist, ich fürchte es, dem Unglück heimgefallen. Was die Liebe der Liebe giebt, was kümmert Euch das, was fragt Ihr danach, der die Liebe und ihre Opfer nicht kennt, und mithin sie nicht zu würdigen versteht? Warum beschimpft Ihr Euern Herrn, indem Ihr ihn des Wankelmuthes zeiht? Ich bin nicht Constanze Peralta, ich bin eine frische Rose, blühend und duftend, ich habe nur den Thau, mich zu erquicken, nicht Thränen, mich zu beweinen, und meine Dornen dringen bis zum Herzen und klammern sich dort fest, bis der Tod sie lös't.

Und Dein Geruch, Rose, ist ein Gifthauch! murmelte Antonio, dem Mädchen unverständlich, vor sich hin.

Nein, alter Herr! — fuhr Beatrice fort — er wird mich nicht verlassen. Eine Liebe wie die meine, uneigennützig, treu und fest, die findet auch treue Gegenliebe. Die Zeit der Noth wird über das edle Geschlecht Eurer Herren kommen und im Unglück wird sich meine Liebe bewähren,

im Unglück spinnt das Schicksal den ewigen Faden, den selbst der Tod nicht zerreißt. Auch Ihr werdet mich achten lernen!

Antonio hatte, während Beatrice mit Feuerglut gesprochen hatte, sie unverwandt angesehen; mit jedem Wort ward der Ausdruck seines Gesichtes milder, und als sie schwieg, übermannte ihn sein Gefühl. Unglückliche! rief er und schloß sie in seine Arme.

Da öffnete sich die Thüre und ein Diener trat ein. Herr Giacomo Carrara wünscht die Signora sogleich im Garten zu sprechen! — berichtete er — Ihr, Signor, möchtet sie begleiten.

So spät, und Ihr sollt mich begleiten? sagte Beatrice verwundert.

Ist das Euch so auffallend, vielleicht unangenehm? fragte Antonio.

Warum sollte es mir unangenehm sein? — erwiderte sie — Aber kommt nur! Ihr geht ja diesen kleinen Weg, als ob Ihr Euch zu einer Reise anschicktet — sagte sie dann verwundert, als Antonio seinen Mantel umwarf und seinen Hut ergriff; er erwiderte jedoch nichts auf die Bemerkung und bot ihr den Arm. Sie war einen Augenblick unschlüssig ihn anzunehmen, dann ergriff sie ihn und folgte Antonio.

Der Garten von San Felice war klein von Umfang und lag, von einer hohen Mauer beschützt, an dem Ufer der Etsch, aber noch in dem Innern der Citadelle. Man mußte, um zu ihm zu gelangen, durch den innern Hof des eigentlichen Schloßgebäudes, welches Carrara bewohnte, nach dem äußern Waffenplatz gehen, wo die Besatzung in gewölbten Gängen lagerte. Dicht am äußern Thore führte ein Pförtchen nach dem Garten. Dorthin, schon durch den Anblick mehrer gesattelten Rosse, die am Thore hielten, aufmerksam geworden, bog Beatrice ein.

Thut wie ich Euch sagte! befahl jetzt Antonio, und in dem nemlichen Augenblicke erfaßten zwei Diener das Mädchen, verstopften ihr den Mund und hoben sie gewaltsam auf das Roß. Das Thor öffnete sich, Antonio schwang sich auf seinen Streithengst und sprengte mit Beatrice, deren Roß zwei Reiter führten, über die niedergelassene Zugbrücke davon. Unweit San Felice hielt ein Trupp Geharnischter, der sie begleitete.

Zweite Abtheilung.

Beatrice.

Als Giacomo am andern Morgen erwachte, fand er drei Briefe ganz verschiedenen Inhaltes. Er faßte zuerst nach dem Briefe seines Vaters, den so eben ein Eilbote gebracht hatte, und öffnete ihn mit einer ängstlichen Unruhe. Der Vater benachrichtigte ihn, daß der Bruch mit Venedig unausbleiblich sei, er seine Maßregeln danach nehmen, so viel Söldner als möglich werben, und die Veroneser, die den Tod ihrer Herren zu rächen gern das Aeußerste versuchen würden, im Zaum halten solle. Er warnte ihn vor der Witwe Peralta und schloß mit der Ermahnung, in dieser ernsten Zeit sich ganz dem Ernste hinzugeben, und hierin seinem Bruder Francesco zu gleichen.

Giacomo legte empfindlich diesen Brief wieder auf den Tisch; denn es war ihm stets bitter, wenn der Vater ihm seinen ältesten Bruder, obgleich er ihn innig liebte, als Muster vorstellte, und griff hastig nach dem zweiten, dessen Aufschrift er sogleich für die Handschrift der Witwe Peralta erkannte. Er hielt ihn lange sinnend in der Hand ohne ihn zu öffnen, und überdachte, wie ungerecht er gegen diese Frau gehandelt habe, die sich ihm mit ganzer Liebe hingegeben hatte, aber der Gedanke an Beatrice, an dieses herrliche jugendliche Mädchen, verwischte bald die Reue, die sich seiner bemächtigen wollte, und er brach das Siegel.

Es sind nun vier Tage verflossen, — schrieb sie — seit ich Euch zum letzten Mal sah. Ich fühlte wohl in dem Augenblicke der Trennung, daß das Lebewohl, was ich Euch zurief, für immer sein werde. Ein edles Gemüth muß sich oft vor seinem zürnenden Schicksale beugen, wie viel mehr eine Sünderin, die es durch eigene Schuld herbeirief. Ja, Giacomo! treu und wahr, wie ich mich stets Euch zeigte, will ich auch jetzt noch sein, will mit diesen Zeilen die Pforten meiner Thorheit schließen, aber noch einmal Euch mein Herz öffnen, das dann auf immer für Euch und jeden verschlossen bleibt.

Ich war stolz, tugendhaft zu sein; mein Stolz war Uebermuth, darum strafte mich der Himmel und sandte Euch mir. Ihr waret der erste Mann, der mein Herz bewegte, aber sicher hätte ich diese Bewegung zu unterdrücken vermocht, wäret Ihr nicht der Sohn des Fürsten von Padua gewesen; das schmeichelte meiner Eitelkeit, meinem Stolze und so konnte die Liebe auch an mir Gewalt üben.

Aber nicht lange solltet Ihr mich täuschen, denn Ihr wecktet mich früh aus meinem thörigen Traum. Wenn auch einmal gefallen, weiß ich mich doch wieder würdevoll zu erheben. Auch die Gebieter Verona's sind gefallen, der Tod hält sie fest in seinen kalten Banden, sie können sich nicht wieder erheben, der alte Stamm der della Scala liegt entwurzelt, den Stamm der Carrara erwartet ein gleiches Loos; ihn zu fällen, will ich selbst die Axt ergreifen, und aus jeder blutenden Wunde soll mir ein Balsamtropfen quellen, die Wunde meines Herzens zu heilen. Haß oder Freundschaft! rief ich Euch zum Abschiede zu. Der Tod der della Scala, das Leben Beatricens gebieten mir Haß, und ich spreche ihn unumwunden aus. — Constanze Peralta heuchelt nicht; sie heuchelt nicht Liebe, wo Liebe nicht mehr waltet. Mein Gebieter, mein gebrochenes Herz zu rächen, sei fortan der Zweck meines Lebens. Ihr wißt nun, was Ihr von mir zu erwarten habt, und nun lebet wohl!

Auch diesen Brief legte Giacomo neben sich und seine Gedanken wurden immer düsterer. — Sie hat nicht Unrecht! — rief er endlich aus — Ich habe nicht redlich an ihr gehandelt. Aber weiß Gott, mir grauet vor solch' einem Weibe, das mich mit unzerbrechlichen Ketten für eine Ewigkeit an sich fesseln will! Und da ich sie mit jugendlichem Leichtsinn zerreiße, schnell wie der Sturmwind sich wendet und Liebe in Haß wandeln kann. Nein, das könnt' ich nicht! Hassen werde ich sie nie! — Doch weg mit diesen finstern Bildern, hin zu Beatrice, auf deren Stirn mir der Himmel wolkenlos erscheint und zwei Sterne wonnekündend mir leuchten.

Er wollte schon hinauseilen, als sein Blick den dritten Brief traf. Von Antonio? — sagte er verwundert — Ist er nicht auf San Felice? Laß sehen! — Er öffnete und las:

Lieber theurer Herr!

Ich habe zu Eurem Wohle es gewagt, Euren Zorn auf mich zu laden; aber ich mußte rasch und eigenmächtig handeln, denn nie hättet Ihr meinen Rath befolgt und jede Stunde konnte Euch Gefahr bringen. Wenn Ihr dieses Schreiben erhaltet, ist Beatrice fern von Euch; faßt Euch als Mann, urtheilt nicht voreilig, nicht leidenschaftlich, in Kurzem bin ich wieder bei Euch; dann, wenn Ihr meine Rechtfertigung nicht achtet, biete ich mein graues Haupt Euch zur Sühne dar. Beatrice ist ein zweideutiges Wesen, das ich noch nicht durchschauen kann, und da ich Euer Leben in Gefahr glaube und gewiß bin, Ihr hättet Euch nicht von ihr losreißen können, mußte ich handeln, obgleich es mir schwer wurde, da eine Stimme

in meinem Innern immer noch für das Mädchen spricht. Zürnt nicht Eurem väterlichen Freunde, der sie Euch, ist sie unschuldig, wenn auch mit bekümmertem Herzen, wieder zuführen wird.

Antonio.

Starr vor Erstaunen hielt Giacomo den Brief in seiner zitternden Hand. Das wagtest Du, alter Graukopf! rief er, kaum seiner mächtig; dann schellte er heftig. — Schnell mein flüchtiges Roß gesattelt! — befahl er — Hundert Geharnischte sollen aufsitzen! Aber wo soll ich ihn finden? — fragte er sich, in etwas ruhiger geworden. — In dieser ernsten Zeit soll ich mich ja dem Ernsten weihen, verlangt mein edler Vater, und er hat Recht. Ich bleibe!

Herr! — trat Hauptmann Branconi unangemeldet in das Zimmer — die Nachricht von dem Tode der della Scala hat sich noch in der Nacht in Verona verbreitet; das Volk rottet sich zusammen, und vor dem Palaste ihrer ehemaligen Herren sammeln sich Bewaffnete.

Giacomo, dem dies nicht unerwartet kam, gab die nöthigen Befehle, ließ einen Theil der Besatzung sich bereit halten und bestieg schnell das ihm vorgeführte flüchtige Roß; die hundert Geharnischten, die auf seinen früheren Befehl bereit standen, folgten ihm.

Wie doch der Mensch so wenig Herr des künftigen Augenblickes ist! — dachte er, als er an der Spitze der Lanzenreiter dem Marktplatze zutrabte — Ich wollte das Roß besteigen, um Beatrice nachzujagen und trabe jetzt einem ernsteren Strauße entgegen.

Unter diesen Gedanken an der Ecke des Marktes angekommen, ließ er die Geharrnischten halten, und nur von einigen begleitet wagte er sich unter die Haufen des Volkes, das ihm mit drohenden Blicken zurief: Gebt uns unsere guten Herren wieder, oder wenn die Nachricht gegründet ist, daß der Fürst von Padua sie hat hinrichten lassen, so erwartet das Aeußerste von uns!

Was mein edler Vater gethan, darüber ziemt dem Sohne nicht ein Urtheil zu fällen! erwiderte Giacomo mit der ihm eigenen Freundlichkeit.

Wir wissen wohl, Ihr seid ein milder Herr, Euch wollen wir schützen und schirmen, Euch lieben wir, obgleich nie ein Carrara unser Herrscher sein soll! — rief im wilden Durcheinander das aufgeregte Volk; auch einige Stimmen riefen: Nieder mit dem Carrara! — Aber dies Toben entmuthigte Giacomo nicht, er behielt Fassung.

Beruhigt Euch! — bat er freundlich, ohne jedoch die Würde des Gebieters zu vergessen — glaubt meinen Worten. Die della Scala verdienten ihr Schicksal; sie hatten sich mit Venedig verbunden und diese freie Stadt der strengen tyrannischen Signoria verkauft.

Das lügt Ihr! riefen mehre Stimmen.

Bürger Verona's! — nahm bei diesem Rufe Giacomo das Wort und zornig blickte er auf die Menge — Was bedürfte ich dieses entehrenden

Mittels, Euch zur Ruhe zu bringen? Ein Wink von mir, und wie diese Geharnischten — er gab ihnen das verabredete Zeichen — Eure Haufen durchbrechen, so würden sich die Tausende meiner Söldner wie hungrige Wölfe auf Euch stürzen und die Karthaunen von San Felice Eure Häuser zertrümmern. Doch da sei Gott für, daß ich diese schöne, mir so werthe Stadt verderben wollte, ich liebe sie zu sehr. Darum geht nun ruhig an Eure Geschäfte und tröstet Euch über Euren Verlust.

Da er sah, daß das Volk, wenn auch murrend, aus einander ging, ließ er die Geharrnischten in der Entfernung halten, redete noch freundlich mit diesem und jenem, und glaubte schon, die Bürger würden beruhigt den Marktplatz verlassen, als eine unerwartete Erscheinung der ganzen Sache bald eine andere Wendung gegeben hatte.

Von der Straße, die vom Marktplatze nach der Brücke der Etsch führt, kam mit ansehnlichem Gefolge eine verschleierte, tief in Trauer gehüllte Dame, schritt langsam und feierlich durch die Volkhaufen, die ihr ehrerbietig Platz machten, und ging auf die Statue Mastino's della Scala, des ersten Beherrschers Verona's aus diesem Geschlechte, zu, warf sich vor ihr nieder und murmelte ein leises Gebet. Das Volk rottete sich, jedoch in einiger Entfernung, um sie, schien anfangs die Stille ihres Gebets nicht unterbrechen zu wollen und mit zu beten, nach und nach aber vernahm man einzelne Stimmen, die sich fragten: Wer ist denn diese Dame, Nachbar? Was mag sie an der Bildsäule Mastino's beten?

Auch Giacomo hatte sich mit seiner Begleitung dahin begeben, und kam in dem Augenblicke an, als das Murmeln und Fragen die feierliche Stille unterbrach. Er konnte die Betende, die ihr Haupt gebeugt und den Rücken nach ihm gewendet hatte, nicht erkennen; er fragte deßhalb einen der Bürger, der ihm jedoch keine befriedigende Antwort geben konnte. In diesem Augenblicke erhob sich die Gestalt, schlug, ohne sich jedoch nach Carrara zu wenden, den Schleier zurück, und wohl hundert Stimmen riefen auf einmal: Die edle Witwe des Herrn Benedetto Peralta! — Die Geliebte Carrara's! setzten einige hinzu.

Ja! rief Constanze, die das Letzte nicht gehört haben mochte, und ehe noch Giacomo sich ihr nahen konnte. — Ja, es ist die Witwe Peralta, die an der Bildsäule des Ersten jenes edlen Geschlechtes für die Seelen der Gemordeten betete. Gott nehme sie auf in sein Paradies und strafe seine Mörder.

Er strafe sie! brüllte das Volk.

Constanze Peralta! rief eine ihr wohlbekannte Stimme hinter ihr, sie wandte sich, erblickte Giacomo, warf einen Blick voll Verachtung auf ihn und wandte sich wieder zum Volke. — Wer ist unter Euch, — rief sie mit lauter Stimme — der nicht irgend eine Wohlthat von diesem edlen Geschlechte erhielt, wer unter Euch hat nicht Ursache ihr Andenken zu segnen, wem unter Euch ist es nicht Pflicht ihren Tod zu rächen? Auf Bürger Verona's!

Signora! — unterbrach sie Giacomo — meine Nachsicht hat ihre Grenzen —

Wie Eure Liebe! unterbrach sie ihn höhnisch, und so leise, daß nur er es verstehen konnte.

Geht ruhig in Eure Wohnung zurück und kümmert Euch nicht um dergleichen Händel! — fuhr Carrara fort. — Macht der Dame Platz! wandte er sich zum Volke.

Bleibt, wir beschützen Euch! — schrie die Menge — Sprecht nur weiter, redet mit uns von unseren lieben schändlich gemordeten Herren, wir hören gern von ihnen reden.

Doch ehe Constanze das Wort nehmen konnte, raunte ihr Gacomo zu: Seid nicht so grausam gegen mich und zwingt mich nicht zu einer Handlung —

Bürger Verona's! — begann Constanze, ehe er enden konnte — Hier bei der Bildsäule, die Eure Vorfahren aus Dankbarkeit ihrem geliebten Herrn setzten, bei diesem heiligen Denkmal fordere ich Euch auf —

Schweigt! — unterbrach mit Heftigkeit Giacomo die Rednerin, die stolz an ihm aufblickte. — Geht zu Hause, Bürger Verona's, und achtet meine Befehle.

Wir bleiben zum Schutze der Dame, Euch zum Trotze! riefen mehre Stimmen, deren immer mehr wurden, so daß zuletzt ein wildes unverständliches Geschrei unter dem Volke entstand. Da gab Carrara seiner Begleitung insgeheim einen Befehl; die Reiter nestelten sich an Constanze, so daß ihr niemand nahen konnte; zu gleicher Zeit schmetterten die Trompeten, rasselten die Trommeln, und ehe noch die Veroneser an Widerstand denken oder es versuchen konnten, sich der Person Giacomo's und seiner geringen Begleitung zu bemächtigen, waren sie durch das von allen Seiten anrückende Kriegervolk durchbrochen und flohen ohne Widerstand.

Elendes Gesindel! — rief Constanze beim Anblick dieser Flucht. — Wagt einer wohl sein Leben für seinen Herrn?

Deßhalb mischt Euch nicht in das Treiben dieses Volkes, Signora! — nahm Carrara das Wort — und bedenkt, daß wenn Ihr ferner die Bürger gegen mich aufzuregen versucht, ich, selbst den Gefühlen meines Herzens entgegen, feindlich gegen Euch handeln müßte.

Den Gefühlen Eures Herzens entgegen? — unterbrach ihn Constanze und ihr Auge glühte zornig — Laßt Euer Herz und mich aus jeglicher Beziehung.

Dies sagend schritt sie ohne alle Begleitung, so wie sie gekommen war, wieder nach ihrer Wohnung jenseit der Etsch zurück; ihr Landhaus hatte sie gleich nach dem letzten Besuche Giacomo's verlassen.

Während dies in Verona geschah, trabte Antonio mit seiner schönen Gefangenen von Lonigo, wo sie einige Stunden geruht hatten, auf dem Wege nach Padua zu. Auf Beatricens Frage: Wohin führt Ihr mich,

und weßhalb führtet Ihr mich gewaltsam von San Felice, von Giacomo hinweg? antwortete der Alte keine Sylbe, traurig ruhte sein Blick auf dem Mädchen, in das mit der aufgehenden Sonne das Vertrauen und der Muth zurückgekehrt war. Man konnte es Antonio ansehen, daß er mit sich selbst im Streite war und wohl ein Zweifel in ihm aufsteigen mochte, ob seine rasche Handlung, wobei er so ganz gegen seine Gewohnheit, sich bloß dem Augenblicke hingegeben hatte, weise gewesen sei. Die unbegrenzte Liebe zu dem Geschlechte, dem er seit seiner Jugend gedient, und die erwachte Neigung seines Herzens, die ihm das Mädchen werth machte, waren im Streite. Die Ruhe Beatricens, ihr ganzes Benehmen, der heitere, fast zutrauliche Blick, mit dem sie ihn ansah und der nur zuweilen Unmuth aussprach, machten ihn in seinem Verdachte irre, und je näher er Padua kam, desto mehr hielt er sein Roß an und seine Ungeduld und Eile schienen jetzt gemäßigter zu sein. —

Als sie die Thürme von Padua erblickten und Beatrice erfuhr, welcher Stadt sie zutrit, erbleichte sie. Das ist also die Stadt, die der Mann beherrscht, der mit raschem, blutigen Entschlusse über das Schicksal der unglücklichen della Scala entschied? Zu dem strengen Fürsten von Padua, zu seinem noch strengeren Sohne Franzesco führt Ihr mich? — Herr Antonio! — fuhr sie nach einer Weile fort — mich schaudert bei dem Gedanken, vor den Mann zu treten.

Fürchtet Ihr ihn? fragte Antonio schnell.

Ja, Herr, denn ich fühle mein Unrecht!

So bekennt es, noch ist es Zeit — vielleicht —

Vielleicht? fragte sie gespannt.

Vielleicht könnt' ich Euch noch retten! sagte er rasch. —

Mich retten? Ist mir denn die Gefahr so nahe? fragte das Mädchen, vor dessen Augen ein furchtbarer Abgrund sich öffnete.

Welch' Unrecht thatest Du? Bekenne es mir, armes Kind! sprich hier, sprich jetzt! bat Antonio, und Theilnahme sprach aus jedem Worte.

Ich thöriges Mädchen habe mich in die blutigen Welthändel gemischt, die jetzt unser armes Vaterland zerstören — sagte Beatrice traurig — habe mein Herz an einen Mann gehangen, der hoch über mir steht, der mich nie zu sich hinaufziehen, dessen Unglück ich theilen, dessen Glück mich von ihm trennen wird. Herr Antonio! — fuhr sie nach einer Pause fort, da sie die herabrollenden Thränen getrocknet hatte — wenn ich sonst in meiner einsamen Zelle saß, der Laute Töne entlockte, die mir Gedanken und Worte und gar süße Empfindungen brachten, da war ich so glücklich, mein Herz klopfte, meine Brust hob sich, ich athmete beklommen und doch war es mir so wohl, ich fühlte mich so selig und wußte nicht warum; ich sah dann Gestalten vor mir schweben, aus denen meine Phantasie die herrlichste wählte, ich trat mit ihr in das Paradies meines Lebens, das mich so herrlich dünkte, wenn auch ein dichter Schleier es mir verbarg. Ich

fühlte mich beglückt, das Glück war mir so neu, und ich doch schon so vertraut mit ihm, ich lebte sicherer, süßer Hoffnung und wußte nicht welcher, ich hatte liebliche Träume und beim Erwachen schwanden sie nicht, sie begleiteten mich, wenn mich die Klosterschwester zur Hora rief, ich in dem dunkeln Kreuzgange oder im Garten ging, den duftenden Rosenstock begoß, den Myrtenzweig pflückte und sinnend mir zum Kranze wand; und wenn der Schlummer meine Augen schloß, träumte ich wieder, aber es war nicht der nemliche Traum, es war wieder ein anderer, ein eben so schöner, der mich umgaukelte.

Als ich nun fand, was ich mir ersehnt, was ich geahnet hatte, — fuhr sie nach einer Weile fort — als der Schleier zerriß, der mir das Paradies verhüllte, als ich ihn, von dem ich so oft, so lange geträumt, lebend und liebend vor mir sah, da wurde meine stille Sehnsucht zum quälenden Verlangen, in meine Gedanken woben sich Wünsche, in meine Träume fremde Bilder; ich überließ mich nicht mehr gläubig und vertrauend der verhüllten Zukunft, ich wollte sie leiten und lenken, steckte mir ein kühnes Ziel und alle meine Gedanken waren nur noch nach diesem einen Ziele gerichtet. Ich habe es erreicht, — sagte sie traurig — und kaum erreicht, ist es mir wieder so fern.

Horcht! — fuhr sie auf — Ist das nicht dumpfes Glockengeläute, das von den dunkeln Thürmen Padua's herübertönt? Grabgeläute und Todtensang empfängt mich! Seht, dort zieht nach jenem heiligen Gotteshause, welches außer den Ringmauern der Furchtbaren liegt, in aller Frühe ein Leichenzug. Seht nur, wie der Morgenwind so lustig mit den Trauerfahnen spielt, als rauschte er gaukelnd durch ein Myrtengebüsch, wie die Morgenröthe das weiße Gewand der Brüder Dominikaner röthet, ihre Strahlen die goldene Stickerei der Grabtücher hell funkeln läßt, als wären Mönch und Grabgewand nur glühendes Leben und glänzende Hülle der Freude. — Wen mögen wohl die beiden Särge verschließen? — Was für ein Herz mag der Tod zerdrückt und dann so hart gebettet haben? — Ha! ich sehe den goldenen Falken in jener Fahne! Bist Du es, Antonio, Du Liebling der Frauen, Du Bruno, der nur finster und ernst auf mich blickte, weil ihm ein afrikanisch Weib prophezeihet hatte, ich brächte ihm den Tod. — Kommt, Herr! — bat sie Antonio — gebt Euerem Rosse die Sporen, laßt uns mitten durch den Trauerzug jagen, daß wir dem Tode entfliehen, der am frühen Morgen, wenn Alles zum Leben erwacht, so tückisch uns in den Weg tritt und uns vor Padua's düstern Mauern mit Grabgeläute und Grabgesang empfängt. — Aber Antonio hörte nicht auf ihre Bitten. Er hielt, als sie dicht an den Zug kamen, sein Roß an, entblößte sein Haupt, betete für die Seelen der Geopferten und ließ den Trauerzug an sich vorüber; erst dann setzte er seinen Weg fort und ritt, von Furcht und Ahnung gefoltert, mit Beatrice in das Thor von Padua ein.

Mit ungewissem Schritte betrat er den Palast des Fürsten, ließ Bea-

trice in einem der Säle und begab sich sogleich nach dem Gemache seines Herrn, das Mädchen anzuklagen, das allein sein verschlossenes feindliches Herz hatte zur Theilnahme bewegen können. Er trat, mit sich selbst unzufrieden und mit einer gewissen Hast unangemeldet bei dem Fürsten ein, den er mit seinem Sohne Francesco im ernsten Gespräche begriffen fand.

Was ist geschehen, Antonio? — rief der Fürst rasch aufspringend ihm entgegen — Was ist in Verona geschehen, das Euch in so gefährlicher Zeit hat bewegen können, meinen Sohn zu verlassen? Sagt es mir unverholen, aber schnell.

Herr! erwiderte Antonio, dem des Fürsten Worte eine Last mehr auf das Herz gewälzt hatten — geschehen ist bis jetzt in Verona nichts, was Euch beunruhigen könnte; nur ein Unglück zu verhüten bin ich hier. Seid mir gegrüßt, mein junger Herr! — wandte er sich nun zu Francesco, der dem alten, von ihm hochgeehrten Manne, herzlich die Hand zum Willkommen reichte.

Nun zur Sache, Antonio! — unterbrach der Fürst die Begrüßung. — Berichtet uns, was Euch nach Padua führt. Setzt Euch, Ihr scheint von der Reise ermüdet.

Gnädiger Herr! — begann nun Antonio und wußte noch gar nicht, welche Wendung er der Sache geben sollte, wie er Beatricens vermeintliche Schuld weniger strafbar darstellen, und doch seinen Verdacht begründen sollte. Da er die Wahrheit nicht umgehen konnte, so blieb er ihr treu, erzählte wie das Erröthen Beatricens, als er zufällig von Gift gesprochen, Verdacht in ihm erweckt, wie er ihr Gemach durchsucht, und was er da gefunden habe, wobei er den Dolch und das Fläschchen mit Gift vorzeigte.

Weder der Fürst noch sein Sohn hatten ihn während der Erzählung mit einem Worte unterbrochen, jetzt aber, als er schwieg, sagte der Fürst halb lächelnd, halb mit Unmuth: Alter Weiberfeind! Ich glaube, Ihr habt Euch von Eurem Hasse gegen das Geschlecht täuschen, und Euch zu einem unüberlegten Schritte verleiten lassen.

Auch glaubte ich, — nahm Antonio das Wort — daß es gut sei, in dieser ernsten Zeit das Mädchen von Eurem Sohne zu entfernen.

Darin könntet Ihr Recht haben! — meinte der Fürst. — Doch sagt mir, stand diese Beatrice mit der Signora Peralta in irgend einer Verbindung.

Ich glaube mit Gewißheit: Nein! sagen zu können; wohl aber mit Signora Montalto, der Venetianerin.

Edler Vater! — unterbrach Francesco die eingetretene Stille, da der Fürst nachdenkend im Zimmer auf- und abging, mich dünkt, Antonio's Vorsicht ist in vieler Hinsicht lobenswerth.

Wie so, mein Sohn?

Hauptsächlich freut es mich, daß meinem geliebten Bruder die Sirene entrückt ist; er tändelt zu viel in diesem ernsten Leben.

Weiter, weiter! sagte der Fürst, immer schneller auf- und abgehend. Und dann scheint mir noch immer dieses Mädchen verdächtig. Wer in der fröhlichen Rosenzeit sich zu solch ernstem Spiele gebrauchen läßt, muß sehr leichtsinnig oder bösartig sein.

Du kannnst Recht haben, Francesco! — unterbrach ihn der Vater — auch mir bleibt sie ein räthselhaftes Wesen.

Ueberdies — fuhr Francesco fort — welch Unglück wäre es, wenn Antonio's Verdacht ungegründet ist? Was liegt an dem Glücke, an dem Leben einer gemeinen Dirne, wo das Glück unseres Geschlechtes, das Leben Tausender auf dem Spiele steht?

Das ist ein hartes Wort! — unterbrach ihn Antonio. — Möge Gott es nicht in Euer Schuldbuch eintragen.

Guter Alter! — fuhr Francesco fort — Ich bin vielleicht harter, aber gewiß nicht grausamer Natur; doch in einer Zeit wie die unsrige, wo jedes edlere Gefühl aus Italien verbannt zu sein scheint, wo Kunst und Wissenschaft wie ein wucherndes Unkraut in diesem verpesteten Lande nur allein noch wächst, während die Herzen verkrüppeln, Tugend welkt, und Manneskraft und Größe wie eine verdorrte Eiche, der ein Gifthauch alles Leben nahm, blätterlos dasteht, in solcher Zeit verliert ein Menschenleben seinen Werth, und Menschenglück ist nur noch ein dampfendes Opfer, dem Eigennutze gebracht.

Je länger ich nachdenke, je mehr glaube ich fast — fuhr er nach einer Weile fort, während der Fürst und Antonio über das Gesagte nachgrübeln mochten, — die Dirne spielt mit Stefano ein und dasselbe Spiel. Wißt Ihr es, Antonio? Trotz des Fürsten Mahnung ist er noch nicht von Venedig zurück. Was er uns von dorther wissen läßt, sind zweideutige Hoffnungen, uns einzuschläfern.

Dacht' ich es doch! — unterbrach ihn Antonio — Traue man nur Pfaffen und Weibern!

Und deßhalb dünkt es mich nothwendig, das Mädchen zu vernehmen, — fuhr Francesco fort — vielleicht kann sie uns das ganze listige Gewebe entdecken, mit dem uns die Republik zu umstricken sucht, und gesteht sie nicht freiwillig, dann möge die Folter —

Die Folter! — rief Antonio und sprang heftig von seinem Sitze auf — Nein, so grausam könnt Ihr nicht handeln.

Es ist ja nur ein Weib! — meinte Francesco — Was kümmert Euch das?

Herr! — wandte der Alte sich jetzt zum Fürsten, der, nachsinnend, auf das Gespräch nicht gehört haben mochte, — nie im Leben, und siebenzig Jahre sind mir schon vorübergegangen — nie im Leben habe ich eine Handlung begonnen, die mir den Heimgang in jene Welt, die mir den Augenblick furchtbar gemacht hätte, wo ich vor den Richterstuhl des Barmherzigen treten muß. Duldet Ihr aber, daß das Mädchen gefoltert wird,

so wälzt Ihr eine drückende Last auf mein greises Haupt, raubt mir die Ruhe meiner letzten Tage und stört meinen Grabesschlaf; denn ich bin des Mädchens Mörder. Uebergebt sie nicht Eurem Sohne, richtet sie selbst, denn Unglück hat Euer Herz dem Mitleid geöffnet, straft sie, wenn Ihr sie schuldig findet, aber laßt sie nicht auf die Marterbank werfen. Marter genug sendet das Schicksal dem Menschen, daß es wahrlich nicht nöthig ist, daß der Mensch den Menschen foltert, und der Schmerz das Geständniß unbewußter Schuld erpreßt.

Sagt mir, Antonio, was für ein Wunder ist geschehen, das Euch so für ein Weib bitten läßt? — fragte der Fürst, trotz seiner ernsten Stimmung fast lächelnd.

Gnädiger Herr, habt Ihr je gehört, daß ich irgend jemandem, und wäre es einem Pfaffen, das Urtheil sprach, auf die Marterbank geschleppt zu werden? Unter allem, was der menschliche Geist erfand, spricht nichts seine Tigernatur so furchtbar aus als dies verruchte Mittel, wodurch ein edler Mann sich selbst zum Bösewicht stempeln muß. Und ist es Euch ein Räthsel, daß mein gebrochenes Herz sich eines Weibes erbarmt, so wird es sich Euch lösen, sobald Ihr das Mädchen gesehen habt.

Mich verlangt jetzt nicht danach, — erwiderte der Fürst — sie würde mir nur meines Sohnes Leichtsinn in's Gedächtniß führen, und das möchte ich nicht. Ihr aber, alter treuer Diener meines Hauses, kehrt, sobald Ihr Euch ausgeruht habt, schleunig nach Verona zurück; ich fürchte dort Unruhen, und ohne Euch bangt mich für Giacomo.

Fürchtet nicht für ihn, mein gnädiger Herr! Ihm ist die Liebe nur die Blüthe des Lebens, die Ehre seines Hauses dessen herrlichste Frucht; er pflückt jene in den Stunden der Ruhe, aber reißt sich freudig aus ihren Armen, wenn die Ehre ruft. Glaubt es mir, mein Fürst, Giacomo ist ein Mann, ein tüchtiger Mann, nicht allein muthig im Kampfe, sondern auch entschlossen, fest und besonnen, wenn es gilt. —

Es freut mich, dies von Euch zu hören — sagte der Fürst — doch wünsche ich, daß Ihr schnell nach Verona zurückeilt.

Ehe des Mädchens Schicksal entschieden ist?

Noch heute!

So gebe Euch Gott ein mildes Herz, und auf Euch, Herr Francesco, möge Eure edle sanfte Gattin wirken und Euer Gemüth weicher stimmen, als er das Kriegleben gethan hat.

Wo ist das Mädchen? fragte der Fürst.

Sie erwartet unten im Saale Eure Befehle.

Carrara bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er rasch: Führt sie herauf!

Und hätte eine Stimme vom Himmel ihm die Freuden des Paradieses verkündet, sie hätte ihm nicht so lieblich tönen können, als die Worte

seines Fürsten Antonio tönten; Freude strahlte aus seinen Augen und er eilte, sie zu holen.

Nachdenkend in einer Fensterwölbung sitzend, fand Antonio Beatricen.

Sie blickte bei seinem Eintreten nicht auf, und so stand er, ohne daß sie es bemerkte, vor ihr und sein Auge betrachtete mit inniger Theilnahme das schöne trauernde Mädchen. Beatrice! — rief er endlich.

Sie sprang auf. Ach, seid Ihr es, Herr Antonio, ich meinte Giacomo rief mich! sagte sie traurig.

Fasse Muth! — sprach der Alte, sie beruhigen wollend — Fasse Muth, ich führe Dich vor einen milden Richter.

Habe ich denn ein Verbrechen begangen, dessen mich die Carrara zeihen könnten? — erwiderte sie im Gefühl ihrer Unschuld — Ich bin mir keines bewußt, als daß ich den Sohn des Fürsten liebe. Nun, ist Liebe ein Verbrechen, dann freilich bin ich strafbar.

Armes, unglückliches Kind! — sagte jetzt Antonio, von seinem Gefühl übermannt, und schloß sie in seine Arme — was Dir auch Uebels begegnen möge, schiebe die Schuld nicht auf mich.

Waret Ihr es nicht, der mich gewaltsam hierher führte? erwiderte sie, und in ihren Worten lag ein bitterer Vorwurf.

Ja, Mädchen! wie Dich die Liebe zu Giacomo das Schrecklichste vollbringen lassen würde, so ließ sie auch mich Dich in's Unglück stürzen. — Komm'! die Stunde der Entscheidung naht, sie bringt Dir Wehe oder Wonne; was Dir wird, ist auch mein Theil. Sei wahr aber auch standhaft. — Er ergriff jetzt heftig ihren Arm und zog sie mit sich fort.

Als sie auf die Mitte der Marmortreppe kamen, fragte Beatrice, ihn zurückhaltend: Wohin führt Ihr mich denn?

Zu dem Fürsten von Padua! — erwiderte er dumpf vor sich hin — Komm' nur, Beatrice, komm'.

Zu dem Fürsten von Padua? — wiederholte das Mädchen erbebend und folgte Antonio die Treppe hinauf wie das Opferlamm dem Priester zum Altare. Sie traten jetzt in das Gemach des Fürsten, wo Beatrice schüchtern an der Thüre stehen blieb.

Tritt näher! — rief ihr der Fürst zu — tritt näher, Beatrice!

Das Mädchen faßte Muth und ging auf den Fürsten zu, der sie genau in's Auge faßte; auch Francesco konnte das Wohlgefallen nicht verbergen, das er beim Anblicke des schönen Mädchens empfinden mochte.

Ich fordere Wahrheit von Dir! — begann nun der Fürst und der Ausdruck seines Gesichts war mild — Was Du auch begangen hast oder begehen solltest, es ist Dir vergeben, sobald Du es offen bekennst. Du warst im Dienst der Signora Montaldo?

Ja, Herr!

Sie stand im Dienst der Republik?

Ich glaube es!

Du warst von ihr und den della Scala abgeschickt, meinen Sohn in Deinem Netze zu fangen und so ihn in's Verderben zu locken?

Ja — ich leugne es nicht!

Und versprachst es zu vollführen?

Das that ich mit Freuden, denn in meinen Armen, an meiner Brust glaubte ich Giacomo Carrara sicher; ihn zu retten unternahm ich es.

Und wenn Du so viel Theil an ihm nahmst, warum entdecktest Du es ihm nicht gleich, warum triebst Du so lange das gefährliche Spiel mit ihm?

Beatrice erröthete.

Sprich! Dein Schweigen, Dein Erröthen wird zur Anklage gegen Dich!

Herr! Alles, was mich umgab, hatte ein strenges Auge auf mich; es wäre mir nicht möglich gewesen, Euerem edlen Sohne irgend eine Nachricht mitzutheilen, — erwiderte das Mädchen stockend.

Und als er das erste Mal bei Dir war, Deine Mutter Euch verlassen hatte und Dir sattsame Gelegenheit ward, ihm Alles zu entdecken, warum thatest Du es da nicht?

Gnädiger Herr! — sagte sie mit einer Art Heftigkeit und legte dabei die Hand auf's Herz — ich wollte sein Herz durch Liebe, nicht durch Dankbarkeit gewinnen. Das Spiel war zu lockend und süß — ich wollte es mir nicht verderben; ich hatte Unrecht.

Kanntest Du Pater Stefano früher?

Nein, Herr!

Wie oft war er bei Dir?

Zwei Mal.

Tratest Du mit ihm in irgend eine Verbindung?

Nein, denn ich hielt ihn für Giacomo's Feind!

Und bist Du auch noch der Meinung?

Ja, Herr! ich glaube, er ist im Dienste der Republik und hat Euch verrathen. Er war von Allem unterrichtet, wußte, weßhalb ich in der Villa war, kannte die Absicht der della Scala und bot mir im Namen der Republik eine Perlenschnur an.

Die Du annahmst?

Ich wies dies Geschenk mit Verachtung zurück!

Aber nicht so die Kette, die Dir Antonio della Scala verehrte? fragte der Fürst und sein Antlitz wurde finster.

Woher wißt Ihr, gnädiger Herr, daß ich von ihm eine Kette erhielt? — sagte das Mädchen unbefangen — Ich mußte sie annehmen und es that mir wehe, daß ich es mußte!

Und diese Phiole mit Gift und dieser Dolch? — fuhr Herr Carrara fort und zeigte ihr beides, was Antonio ihm gebracht.

Wie kommt dies in Eure Hände Herr? — rief sie lebhaft — Hat man mir denn Alles genommen, was noch Werth für mich hatte?

Werth? unterbrach sie der Fürst.

Ja, Herr! diesen Dolch erhielt ich von Herrn Bruno della Scala für Giacomo's Brust, das Gift von meiner Herrin für ihn, und beides verwahrte ich für mich.

Für Dich?

Ja, mein Fürst! — sprach das Mädchen, ihr Auge flammte und ein heiteres Lächeln umschwebte ihren lieblichen Mund — Wer wie ich ein so gefährliches Spiel spielt, der muß auf alles gefaßt sein. Ehe ich in den Bleikammern von San Morco meine Tage vertrauern soll, träufle ich lieber das Gift in meinen Morgentrank; ehe ich vielleicht in die Hände eines Pater Stefano fallen sollte, durchbohre ich mir lieber die Brust.

Dünkt es mich doch, wenn ich das Mädchen ansehe, als träte eine Erinnerung aus meiner Jugendzeit vor mich, als hätte ich das liebliche Gesicht schon einmal gesehen! — sagte der Fürst, sich zu Antonio wendend.

So wird es Euch leicht werden, das Räthsel zu lösen, was mich zur Theilnahme an dem Mädchen bewegt, erwiderte der Alte.

Ich sinne und sinne, — sprach der Fürst vor sich hin — und mein Gedächtniß will mir nicht zu Hülfe kommen.

Denkt an Mailand, gnädiger Herr, und an des Waffenschmieds Tochter.

Bei diesen Worten schrack der Fürst zusammen, sein Gesicht umwölkte sich, er brach das Gespräch schnell ab, schritt einige Mal im Zimmer auf und nieder, wie er wohl zu thun pflegte, wenn ihn etwas heftig bewegte.

Beatrice! — befahl er dann plötzlich — folge mir! Ich will mit ihr allein sein! — sagte er im Weggehen zu seinem Sohne. Das Mädchen warf einen fragenden Blick auf Antonio und folgte, wie es schien mit Widerwillen; Francesco und Antonio sahen sich verwundert an, das Betragen des Fürsten war ihnen räthselhaft.

Es mochte eine Stunde vergangen sein, ehe der Fürst, jedoch ohne Beatrice, wieder eintrat. Antonio! — sagte er, und er schien sehr aufgeregt zu sein — Ihr reitet sogleich nach Verona zurück, hundert Lanzen sollen Euch noch unter dem Hauptmann Benedetto begleiten; sie mögen bei Giacomo bleiben, denn ich glaube, er braucht sie noch eher als wir. Die Venetianer verstärken sich in Vicenza, sie ziehen an der Polesina unter Malatesta ein Heer zusammen und alles scheint den nahen Ausbruch der Feindseligkeiten zu verkünden. Seid auf Eurer Hut. Meinen Sohn grüßt von mir, sagt ihm, daß ich ihn bald in Verona heimsuchen würde, und nun reiset mit Gott.

Und Beatrice? fragte Antonio.

Sie bleibt hier.

Und ihr Loos, gnädiger Herr?

Ueberlaßt das mir —

Ach wüßtet Ihr! warum mir das Mädchen so werth ist! sagte der alte Mann tief bewegt.

Ich weiß es, Antonio! — erwiderte der Fürst — darum ziehet in Frieden und habt keine Sorge um das Mädchen.

Darf ich sie nicht noch einmal sehen, ihr Lebewohl sagen? bat Antonio.

Der Fürst bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er, doch schien es, es sei ihm unlieb: Geht in mein Schreibzimmer, dort werdet Ihr sie finden.

Was bewegt Dich so mächtig, Du altes zerdrücktes Herz? — brummte Antonio vor sich hin, als er über eine kleine Galerie gegangen war und nun vor der Thüre des Schreibzimmers stand. — Was schlägst Du so laut? Was ist es denn weiter? — Sie ist ihrer Tochter Kind, und was kann mir jene Beatrice noch sein, die mich so schändlich betrog?

Durch diesen Gedanken verstimmt, trat er mehr unmuthig als freundlich in das Zimmer. Er fand Beatrice sinnend, ein kleines Oelgemälde betrachtend, das er schon oft bei dem Fürsten gesehen hatte; bei seinem Eintritt sprang sie auf, fiel ihm leidenschaftlich um den Hals und weinte bitterlich.

Was ist Euch, Beatrice? fragte er erschrocken.

Ihr geht nach Verona zurück und ich bleibe hier, erwiderte sie traurig.

Der Fürst von Padua ist ein edler Mann, fürchtet nichts! sagte Antonio, sie zu beruhigen.

Ich fürchten? — rief sie bitter lächelnd und die Thränen schienen vertrocknet. — Der Hoffnunglose fürchtet nichts, denn er hat nichts zu verlieren. Als die Venetianerin mich aus Erbarmen dem Elende entriß, stand ich, eine arme hülflose Waise, in der kleinen Straße von Brescia, und wußte nicht, womit ich meinen Hunger stillen sollte, und dennoch war ich damals reich gegen jetzt. Jetzt, alter Mann! — sprach sie und ihr Auge glühte, ihre Lippen bebten — jetzt bin ich ärmer als eine Bettlerin; denn das Einzige, was ich noch mein nennen konnte, auch das ist mir geraubt! Ich bin elend, rettunglos verloren!

Beatrice, was ist geschehen! rief Antonio, das Furchtbarste ahnend.

Was geschehen, wollt Ihr wissen? Fragt die Rose, wenn sie vom Sturm zerknickt auf feuchtem Boden liegt, was ihr geschehen ist. Mit mir ist es aus — wird sie Euch sagen — ich werde welken und vergehen! Der Sonnenstrahl, der mich einst erwärmte und entfaltete, mir Freude und Leben gab, wird den letzten Lebentropfen aus mir saugen, ich werde welken und vergehen!

Sprecht deutlicher, Beatrice, ich bitte Euch!

Es giebt Dinge im Leben — erwiderte sie feierlich — worauf ein Fluch ruht, sie auszusprechen, Dinge, die manchen so süß, mir eine bittere giftige Frucht sind.

Antonio sah ihr forschend in das Auge, Verzweiflung sprach aus dem

sonst so freundlichen. Da fragte er, ihr Innerstes zu erschüttern: Was soll ich Giacomo von Euch sagen?

Bei diesem Namen erbleichte sie, ihre Kniee wankten, sie mußte, um sich aufrecht zu erhalten, den Sessel erfassen; endlich sprach sie mit furchtbarer Ruhe: Bringt ihm ein ewiges Lebewohl — einen herzlichen Abschiedgruß von mir.

Beatrice! rief der Alte erbebend.

Ja, alter Mann! — fuhr sie mit anscheinender Ruhe fort — Es giebt Augenblicke im Menschenleben, die alles umgestalten, die mit einem giftigen Hauche alle Wünsche, alle Gefühle verpesten, die alles zerstören, was die trügerische Hoffnung uns aufgebaut. — Als Ihr in der Stube des Waffenschmieds erfuhret, Beatrice, meine Großmutter sei auf dem Schlosse Johann Galeazzo's, nicht wahr, da stahl dieser Augenblick Eurer Brust alle Seligkeit, nahm alle Hoffnungen auf seinem dunkeln Flügel, und fortan saht Ihr Euer geträumtes Paradies nicht wieder? — So ist es auch mir ergangen. — Mein Herz ist gebrochen, mein Herz ist Giacomo's Liebe verschlossen, ich darf nicht einmal mehr liebend an ihn denken, ohne zu erröthen, muß aus seinen Armen grausend zurückfahren, wenn er mich mit Feuergluth an seine Brust drücken wollte. Und so ist der Traum meines Lebens dahin, mein Paradies verödet und ich für dieses Leben elend, furchtbar elend!

Woher weißt Du, Unglückliche, daß Du mir durch Deine Großmutter so nahe stehst? fragte Antonio.

Ich weiß es, das genüge Euch!

Und kannst Du, darfst Du mir nicht sagen, was Dir begegnet ist?

Nein, Herr! Fragt mich nicht weiter; ich kann, ich darf Euch nicht anvertrauen, was mich unglücklich macht. Lebt wohl, grüßt Giacomo von mir. Ich will ihn, will Euch in mein Gebet schließen, und das Gebet der Unglücklichen soll ja der Himmel oft erhören! — Sie trat auf ihn zu und küßte mit Rührung seine Hand.

Was Dir auch begegnet sei, so spricht jetzt mein Herz Dich frei von Schuld! sagte er tief erschüttert, schloß sie dann noch einmal in seine Arme und verließ sie.

Als er sich von dem Fürsten beurlaubte, gab ihm dieser ein Schreiben an seinen Sohn und die Warnung mit, ja die Veroneser streng im Zaume zu halten und Kundschafter nach Vicenza zu schicken, um von allem, was dort vorfiel, schnell unterrichtet zu sein.

Mit tief betrübtem Gemüthe ritt der Alte an der Spitze seiner Lanzen Verona zu. Was ihm seit drei Tagen begegnet war, hielt er fast für unglaublich, und doch war es wirklich geschehen. Daß sein Verdacht ungegründet gewesen, daß Beatrice mit voller Liebe an Giacomo hange, war er jetzt überzeugt, doch um so schmerzlicher mußte es ihm sein, sich anklagen zu müssen, er habe sie durch seine übereilte gewaltthätige Handlung und

daß er sie nach Padua gebracht, unglücklich gemacht. Dachte er, daß das, was er in Verona glaubte, in Padua geschehen sei, so überlief es den alten Mann eiskalt und sein Lebensmuth war dahin. Dachte er, daß er in seinen Jahren so unüberlegt gehandelt und auf einen bloßen Verdacht das Mädchen von ihrem Geliebten getrennt hatte, so quälten ihn die bittersten Vorwürfe. — Aber ging er bis in die Tiefe seines Herzens, so war eben diese Trennung der Hauptbeweggrund seiner Handlung gewesen. Nicht allein das Mädchen vom Verderben zu retten, denn das hielt er für zu spät, nein, auch einem dunklen Gefühle — war sie doch in allem seiner Beatrice so ähnlich — einem Gefühle, das ihn mit jeder Neigung des Mädchens unzufrieden gemacht haben würde, mußte er es zuschreiben, daß er sie von Giacomo zu trennen versucht hatte, und für je größere Thorheit er dies dunkle Gefühl auch hielt, das er nicht Neid, nicht Eifersucht nennen wollte, desto tiefer fühlte er sein Unrecht, fühlte er, daß ein besonnener Mann, ein Greis, wohl mit mehr Ruhe und Ueberlegung hätte handeln müssen.

Als die Zugbrücke von San Felice vor ihm niederfiel, die Trompeten hinter ihm schmetterten und er mit seinen Lanzenreitern durch das dunkle Thor eintritt, das nemliche, durch das er Beatrice ihrem Verderben gewaltsam entgegengeführt hatte, demüthigte ihn der Gedanke, welch' elendes Werkzeug der Mensch in der Hand des Schicksals sei. Hatte er nicht Beatrice retten wollen? — und sein finsteres Geschick lenkte dennoch sein Handeln zu ihrem Verderben.

Wohl eine Stunde mußte Antonio warten, ehe ihn Giacomo vorließ. Dieser war bei dem Schmettern der Trompeten an das Fenster getreten, hatte Antonio erblickt, und obgleich er sich in einer ruhigen Stunde gelobt, seinen so lang bewährten Freund, den gewiß nur eine gute Absicht vermocht haben konnte, ihm so wehe zu thun, ruhig anzuhören und nicht zornig zu empfangen, fühlte er sich doch bei seinem Anblicke und da er ihn ohne Beatrice zurückkommen sah, so heftig erschüttert, daß er erst Fassung suchen mußte, ehe er mit Ruhe und Haltung mit ihm sprechen konnte.

Antonio hatte in der Zeit des Harrens qualvolle Unruhe empfunden; er fühlte sich schuldig und dies Gefühl drückte ihn nieder. Doch der Gedanke, er habe aus guter Absicht gehandelt, hielt ihn wieder aufrecht, und so trat er getrost bei Carrara ein. Dieser empfing ihn ernst und kalt, erwiderte kaum mit leisem Kopfnicken die Verbeugung Antonio's, der ihm, ohne ein Wort zu sagen, das Schreiben des Vaters einhändigte. Giacomo brach es auf, las es und blickte oft während des Lesens forschend auf Antonio, der gedankenvoll das Auge auf Beatricens Bild geheftet hatte. Sonderbar — räthselhaft! waren die Worte, die Carrara während des Lesens entschlüpften. Endlich trat er, den Brief in der Hand, auf Antonio zu. Was ist aus Beatrice geworden? fragte er in unfreundlichem Tone.

Sagt Euch der Brief Eures edlen Vaters nichts von ihr? entgegnete Antonio.

Mein Vater beliebt in Versen zu sprechen, die ich aufzulösen mich nicht gelaunt finde, — fuhr Giacomo fort. — Er schreibt mir — sagte er bitter lächelnd — ich solle Euch den wärmsten Dank sagen, statt Euch zu zürnen; weshalb und wofür sagt er nicht, und bei Gott und San Francesco, ich kann es nicht errathen, wofür ich Euch danken sollte.

Auch ich nicht! sagte Antonio trocken.

Wo ist Beatrice?

So viel ich weiß, an dem Hofe des Fürsten von Padua.

Und unter welchem Verhältnisse?

Das weiß ich Euch nicht zu sagen, gnädiger Herr!

Frei oder eine Gefangene?

Ich verließ sie in dem Schreibzimmer des Fürsten, also wahrscheinlich frei.

Und bringt Ihr mir nichts von ihr? fragte Giacomo, durch Antonio's Kälte, die er ganz falsch auslegte, zur Heftigkeit gereizt.

Ich bringe Euch wenig Erfreuliches! — erwiderte der Alte und sein Gesicht glühte. — Ihr wißt, kein glücklicher Stern leuchtete bei meiner Geburt über mir, ich bin gemeiniglich ein Unglücksboote.

Nun so redet, aber schnell. — So krächze, alter Rabe! rief Giacomo in seiner Heftigkeit, da Antonio noch schwieg.

Diese Sprache habe ich von Euch noch nie gehört, Herr, wohl auch noch nie um Euch verdient! sagte der Alte beleidigt und schwieg ferner.

Redet, Antonio, ich bitte Euch! lenkte Giacomo ein, ihm zur Versöhnung die Hand reichend.

Ich soll ein ewiges Lebewohl, soll Euch den Abschiedgruß von Beatrice bringen — sagte jetzt der Alte und in sein Auge drängte sich eine Thräne, da er Giacomo wie vom Blitze getroffen fast leblos vor sich stehen sah.

Ermannt Euch, Herr! — sagte Antonio, ihn beruhigen wollend. — Verschließt Euer Herz der Leidenschaft. Die Ehre ruft, die Waffen klirren, die Trompeten werden schallen, schwingt Euch auf Euer wieherndes Streitroß und erkämpft Euch den Lorbeer, statt daß Ihr im Dorngebüsche die Myrthe sucht.

Sie sagt mir ein ewiges Lebewohl, sendet mir ihren Abschiedgruß! — rief Giacomo schmerzvoll, und die Wuth kämpfte mit der Wehmuth um die Beherrschung seines Gemüthes. Endlich brach der verhaltene Schmerz in heftigen Worten aus: Wer hat das Mädchen von meinem Herzen gerissen? rief er.

Ich, Herr! — unterbrach ihn Antonio mit Ruhe. — Ich glaubte, es sei zu ihrem, zu Eurem Heil, und ich kurzsichtiger Mensch irrte.

Ihr habt sie aus meinen Armen, nicht von meinem Herzen gerissen,

Antonio! — sagte Carrara, durch des Alten Selbstanklage besänftigt. — Ihr hättet mir nicht so wehe thun können, denn Ihr sahet mich lieber an dem kindlich frommen Herzen des Mädchens hangen als in den Armen jedes andern Weibes. Nein, Ihr habt ihr Herz nicht von mir gewendet; wer war es, der mich so tief, so furchtbar kränken konnte?

Der Fürst von Padua, Euer Vater! Mehr kann ich Euch nicht sagen, denn — mehr weiß ich selbst nicht — erwiderte Antonio. — Fragt mich nicht, wie und warum, ich könnte Euch nichts erwidern, ich müßte schweigen. — Erlaubt, daß ich mich entferne, — fuhr er nach einer Weile fort — mein hinfälliger Körper bedarf der Ruhe, noch mehr mein krankes Gemüth.

Carrara, den Blick auf Beatricens Bild gerichtet, schien nicht auf ihn zu hören, sein Geist war nur bei ihr, da schlich Antonio, sein ferneres Befragen fürchtend, leise fort und ließ Carrara allein.

Antonio fand Manches in Verona verändert; die Gemüther waren aufgeregt und die Anhänger der vorigen Herrscher suchten diese Aufregung noch mehr zu nähren. Täglich wurden verdächtige Fremde ergriffen, mehre, die unter den Schmerzen der Folter gestanden hatten, daß sie von Venedig abgeschickt wären, das Volk von Verona gegen die Carrara aufzuwiegeln, waren schon hingerichtet worden, und, trotz der Milde Giacomo's mußte er doch manchen Bürger ins Gefängniß werfen lassen, der zu laut und ungestüm seinen Haß gegen den Füsten von Padua ausgesprochen hatte.

Bei der Witwe Peralta war der Versammlungsort der Anhänger der della Scala, jetzt wohl eigentlich der Anhänger der Venetianischen Partei; ihr war es gleich, für wen sie handelte, handelte sie nur zum Verderben Giacomo's. Die gekränkte Liebe, vielleicht mehr noch der gekränkte Stolz, hatte ihr sonst so edles Herz ganz entartet. So kalt, so bedacht sie gewesen war, ehe die Leidenschaft zu Giacomo sie erfaßt, so heiß, so feurig ihr Herz in seinen Armen geschlagen hatte, so ungestüm, so wild schlug es jetzt und trieb sie zur blutigen Rache. Durch ihre Kundschafter von Allem unterrichtet, was auf San Felice vorging, war ihr die gewaltsame Entführung Beatricens nicht unbekannt geblieben, und dies war ihr erster Triumph! aber noch war sie nicht befriedigt, das Herz des Verräthers allein sollte nicht gekränkt werden, auch seine Ehre, sein ganzes Geschick, sein ganzes Haus sollte untergehen, und deßhalb hatte sie auch schon an jenem Tage, als sie vor der Bildsäule Mastino's gekniet, versucht, die Augen des Volkes auf sich zu ziehen und es zu überzeugen, daß sie jedes Band mit Carrara zerrissen habe. Jetzt verschleuderte sie ihre Schätze, das Volk aufzuwiegeln und es gegen die Söldner zu bewaffnen.

Aber ihre Bemühungen waren vergebens, ihr Geld unnütz verschleudert. Die Bürger, zu schwach, sich gegen die starke Besatzung aufzulehnen, theilten zwar ihren Haß gegen die Carrara, obgleich sie Giacomo

persönlich, seiner Freigebigkeit und Herablassung wegen liebten, doch fürchteten sie auch das Joch von San Marcus. Es entflammte sie zwar die Liebe zu ihren alten Herren und sie hatten den Wunsch, ihren Tod zu rächen, aber diese Anhänglichkeit war nicht so stark, trieb sie nicht so unaufhaltsam an als das Gefühl gekränkter Liebe, gekränkten Stolzes, um, gleich Constanzen, das Aeußerste zu wagen.

Giacomo, von Allem unterrichtet, was Constanze gegen ihn unternahm, hatte sich überwunden, an sie zu schreiben und sie zu bitten, ihn nicht zu harten Maßregeln gegen sie zu zwingen. Sie hatte diesen Brief nicht einmal einer Antwort gewürdigt und nichts in ihrem Betragen geändert. Jetzt versuchte Giacomo das Letzte; er schickte Antonio zu ihr, sie zu warnen. Sie empfing ihn stolz, verschwieg es nicht, daß sie den Tod der della Scala tief empfunden habe, und wäre sie Mann, keinen Augenblick anstehen würde, ihn zu rächen, und wollte überdies noch mit einer Art Hohn die Warnung Antonio's zurückweisen. — Dieser aber, sie zu wenig liebend, um dies ungestraft zu dulden, sagte ihr ganz unumwunden, wie er wohl wisse, daß nicht der Tod der della Scala, sondern das Leben Beatricens der Grund sei, der sie zu unüberlegten Handlungen, zur Rache verleite, und wenig geschickt, das aufgeregte Gemüth einer beleidigten Frau zu versöhnen, entflammte er durch manch' bitteres Wort ihre Rache noch mehr.

Eines Nachmittags, als eben Antonio sich bei Giacomo befand und sich mit ihm über Mancherlei besprach, denn längst hatte Carrara dem Alten verziehen, störte der rasche Hufschlag von Pferden ihr Gespräch; Antonio blickte in den Schloßhof und erstaunte nicht wenig, den Fürsten von Padua mit einem bedeutenden Gefolge einreiten zu sehen. Dies überraschte Giacomo gleichfalls, er ahnete nichts Freudiges, eilte jedoch schnell dem Vater entgegen. Dieser begrüßte ihn freundlich, schien heiter zu sein und erkundigte sich schon im Hinaufgehen nach diesem und jenem, den Zustand der Kriegvölker betreffend. Als sie in das Zimmer traten, wohin niemand von dem Gefolge, nur Antonio sie begleiten durfte, umarmte er den Sohn nochmal herzlich und zeigte so unverstellte Freude, ihn so wohl zu sehen, daß dieser sich beruhigen zu können glaubte und die Hoffnung faßte, daß das Ungewitter ihn wenigstens nicht treffen würde. Plötzlich aber, da der Blick des Fürsten das Bild Beatricens traf, wurde er ernst, wortkarg, nur nach und nach faßte er den abgebrochenen Faden wieder auf und begann allmälig auf den Zweck seines Hierseins zu kommen.

Der Krieg mit Venedig ist jetzt unvermeidlich! begann er — Noch hält sowohl die Republik als ich mit den Feindseligkeiten ein, aber blos, um die Heere zu verstärken. So lange Gonzaga den Waffenstillstand hält und Este mein Verbündeter bleibt, so lange das Heer mir treu und meine Söhne mir zur Seite stehen, so lange verzage ich nicht, obgleich ich

fühle, daß ohne Unterstützung von Florenz oder ohne irgend einen glücklichen Zufall wir ein gefährlich Spiel spielen.

Dies weiß der gerechte Gott! unterbrach ihn Antonio.

Alter! — sagte der Fürst — in unseren Jahren sehen wir die Zukunft immer düsterer, obgleich sie uns nicht mehr fern ist, denn unsere Laufbahn ist ja ohnedies bald beendet. Deßhalb sollte dem Alter der Muth nicht fehlen, es setzt ja so wenig ein, mit einer Spanne verkrüppelten Lebens ist Alles abgethan. Darum, mein guter Antonio, laßt den Muth nicht sinken! Ich sehe Eueren Blick wohl, der meinen Sohn trifft, ich fühle, was er sagen will; hier gilt es nicht ein Schloß, eine Schlacht zu verlieren, hier gilt es ein edles Geschlecht, das vielleicht seinem Untergange entgegen geht, hier gilt es vier hoffnungvolle Söhne! — Nun wie Gott will, er wird uns schützen! — Doch nun von dem, was Verona betrifft. Ich habe Briefe von dem Verräther Stefano an die Witwe Peralta aufgefangen, sie zeigen deutlich, daß sie für Venedig uns verderbliche Plane schmiedet. Sie muß dem aufrührerischen Volke ein warnendes Beispiel werden. Laß sie sofort gefangen nehmen und hierher führen.

Ich, mein Vater? fragte Giacomo erstaunt.

Du befiehlst in meinem Namen in Verona, — erwiderte der Fürst ernst — darum liegt es Dir ob, ausführen zu lassen, was ich befohlen. Ich kenne das Verhältniß, in welchem Du zu der Witwe Peralta gestanden hast, — fuhr er fort, da Giacomo noch zu zögern schien — ich weiß, daß dies Verhältniß, was eine andere Thorheit trennte, der Grund ihres Hasses gegen uns ist, aber das kümmere Dich nicht, gedenke nicht der alten Liebe, gedenke nur ihres jetzigen Hasses. Schicke Antonio; der Weiberfeind taugt am besten zu solchem Geschäfte.

Und wohin soll ich die Witwe führen? fragte Antonio, nachdem ihm Giacomo den Auftrag ertheilt hatte.

Nach San Felice! erwiderte der Fürst.

Gnädiger Herr, bedenket, hierher! wagte der Alte einzuwenden.

Ja, hierher, Antonio! Ist Ihr Haß so fest eingewurzelt, daß die alte Liebe in seiner Nähe nicht wieder erwacht, so wird hoffentlich mein Sohn nicht mehr einiger Schäferstunden wegen ein Weib mit thöriger Milde behandeln wie bisher. Erwacht die alte Liebe in ihrer Brust, wirft sie wieder ihr Netz um den ewig Flatternden, desto besser, so hat sie sich selbst umstrickt und sie wird wieder eine der Unseren.

Vater, — unterbrach ihn Giacomo — hofft nicht —

Mein Sohn, — fiel ihm der Fürst lächelnd in die Rede — ich kenne Dein Herz und das Herz der Männer.

Mein Herz, begann Giacomo noch einmal —

Ist ein wandelbares Ding mit Schmetterlingflügeln, — unterbrach ihn der Fürst — weich wie Wachs, doch, Gott gedankt, in der Schlacht fest wie Erz. — Jedoch, Giacomo, an jene dort — er zeigte auf Beatricens

Bild — denke nicht mehr, sie ist für Deine Leidenschaft unwiederbringlich verloren. Sie steht jetzt in meinem Schutze — sagte er scharf betonend — und nun kein Wort weiter von ihr, — setzte er ernst hinzu, dann gab er Antonio noch einige Befehle, die Verhaftung Constanzens betreffend, und begab sich in die für ihn bereiteten Gemächer.

Antonio! — sagte Carrara, seinen Vater mit Staunen nachblickend — ich verkenne ganz den Fürsten von Padua. Sonst im Betreff der Frauen so streng gegen mich, und jetzt! — Ist es Euch klar, was er damit will?

Ich glaube ihn zu durchschauen, — erwiderte Antonio, auf Beatricens Bild zeigend. — Von dieser will er Euch abziehen und zugleich Constanze Peralta für seine Zwecke gewinnen.

Da irrt mein Vater in mir, — sagte Giacomo empfindlich. — Sie, die mir den Abschiedgruß gesandt, hat meine Schwingen gebunden, an ihr hängt das Herz auch hoffnunglos, und warum sollte ich die Hoffnung verlieren —

Hofft nichts mehr von ihr, — unterbrach ihn Antonio.

Nun wohl! nahm Giacomo wieder das Wort — Ich versprach Euch, mich ganz meiner Pflicht zu weihen, so will ich meinem Herzen Schweigen gebieten. Geht zu Constanze, nehmt aber hinreichende Bedeckung mit; sie wäre nach dem, was sie vor einigen Tagen gethan, wohl im Stande, auf den Straßen das Volk um Hülfe anzurufen, und es würde, ich glaube fast, zu ihrer Befreiung herbeieilen. Auch bitte ich Euch, behandelt sie schonend, ich bin ihr Schonung schuldig, und mir ist es ein quälender Gedanke, die Frau, an der ich einst mit leidenschaftlicher Liebe hing, in meinem Schlosse gefangen zu sehen. — Sagt ihr, es solle ihr hier an keiner Bequemlichkeit fehlen, sie möge eine Dinerin und alles mitbringen, was sie nur wünsche. Seid nicht hart gegen sie, ich bitte Euch darum.

Antonio versprach es, machte die nöthigen Vorkehrungen zu der Ausführung des ihm so unangenehmen Auftrages, und begab sich dann zu Constanzen. Als er bei ihr ohne alle Begleitung aber auch unangemeldet eintrat, fand er eine Menge angesehener Veroneser versammelt. Der schlaue Alte warf einen raschen Blick in dem Kreise umher, zu sehen, wer zugegen sei; dann verneigte er sich vor Constanzen und bat sie, ihm einen Augenblick Gehör zu schenken, da er im Auftrage des Fürsten von Padua vor ihr stände.

Ist es kein Geheimniß — nahm die Wittwe das Wort, kaum die Begrüßung Antonio's erwidernd — so mögt Ihr mir nur in Gegenwart meiner Freunde wissen lassen, was der Fürst von mir begehrt.

Ein Geheimniß ist es nicht, — erwiderte Antonio — denn in einer Stunde weiß es doch ganz Verona. Es ist bloß der Wunsch des Fürsten, daß Ihr künftig Eure Wohnung auf San Felice nehmen und mir jetzt dahin folgen sollt.

Dies überraschte Constanze. Nieder mit dem Alten! — riefen Einige der Anwesenden, doch ein hereinstürzender Diener, der mit ängstlicher Hast verkündete, daß der ganze Palast mit Bewaffneten umringt sei, änderte plötzlich die Scene. Die Versammelten suchten sich davon zu schleichen, nur Constanze blieb ihrem Charakter treu. Ich folge Euch nicht freiwillig, — sagte sie stolz — ich weiche nur der Gewalt, damit Giacomo Carrara das Heldenwerk beginnen kann, ein Weib gewaltsam aus ihrem Palaste schleppen und zu sich führen zu lassen. — Thut was Euch befohlen ist.

Giacomo Carrara befahl mir, meinen Auftrag mit Schonung auszuführen, — unterbrach sie der Alte. — Er läßt Euch sagen, Ihr könntet alles Nöthige zu Eurer Bequemlichkeit, auch eine Eurer Frauen mit Euch nehmen, auf San Felice solltet Ihr Alles zu Eurem Empfange bereit finden. Den Befehl, Euch gefangen zu nehmen, gab der Fürst, sein Vater, nicht er; Euer Stolz, Eure Widersetzlichkeit sind hier nicht angebracht. Ihr kennt mich, meine Jahre schützen mich vor dem Eindrucke, den ein schönes Weib auf ein Männerherz machen könnte; mein Charakter ist nicht von weicher zärtlicher Art, darum fügt Euch in Euer Schicksal, folgt Eurer Vernunft, nicht Eurem Stolze; eine Sänfte steht bereit, Euch zu empfangen.

Constanze bedachte sich einen Augenblick. Von ihm also kam der Befehl nicht! — sagte sie leise vor sich hin, dann schellte sie und befahl dem eintretenden Diener Fiorella zu rufen. Das Mädchen erschien, und Antonio war von der schönen Gestalt, dem lieblichen Antlitz dieses reizenden, kaum sich entfaltenden Geschöpfes überrascht. Ordne alles, was ich zu meinem Anzuge und meiner Bequemlichkeit bedarf, — befahl sie ihr — und sorge, daß es sogleich nach San Felice gebracht wird, wohin Du mir folgst.

Ich, Signora? fragte das Mädchen, ängstlich auf Antonio schauend.

Ja, Du, in einigen Stunden erwarte ich Dich dort. — Nun kommt, Antonio! — sagte sie, ihren Mantel umwerfend — ich bin bereit, Euch zu folgen.

Wollt Ihr nicht vorher Eures Haushaltes wegen die nöthigen Anordnungen treffen? bemerkte dieser.

Laßt Euch mein Hauswesen nicht kümmern, — erwiderte sie und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. Antonio bot ihr den Arm an, den sie nicht annahm; sie schritt durch die Menge trauernder Diener, tröstete sie, gab ihrem Haushofmeister noch einige Befehle und nahm in der bereitstehenden Sänfte Platz, ohne weiter ein Wort zu sagen. Auch während des ganzen Weges war sie still und redete keinen aus dem Volke an, und da in der Sänfte die Vorhänge herabgelassen waren, erkannte sie niemand und sie gelangten, ohne irgend einen Widerstand von Seiten des

Volkes, welches kaum ahnete, daß Signora Peralta in der Sänfte saß, nach San Felice.

Als sie am innern Schloßthore hielt und geöffnet wurde, war Constanze nicht wenig überrascht, Giacomo zu finden, der sie höflich begrüßte und ihr sagte: Er sei auf Befehl seines Vaters hier, sie zu ihm zu begleiten.

Es geschieht, wie es scheint, alles auf Befehl des Fürsten von Padua, — erwiderte sie mit Bitterkeit und nahm ohne Weiteres den Arm an, den Giacomo ihr bot.

Ich würde nur durch Euch gezwungen, Signora, und wider Willen diesen harten Schritt gethan haben. Messet Euch die Schuld bei, daß ihn mein Vater thun mußte.

Constanze erwiderte hierauf nichts, folgte Giacomo und betrat das Gemach des Fürsten. Dieser empfing sie mit der Achtung, die er ihrem Stande schuldig war, gab seinem Sohne einen Wink sich zu entfernen, und bot der Witwe Peralta einen Sessel, sich zu setzen.

Signora! — redete er sie an — Euch zu sagen, weßhalb Ihr in Haft eid, wäre überflüssig.

Ich weiß es, — erwiderte sie mit Ruhe. — Wäre ich Fürst von Padua, ich hätte ein Gleiches gethan; eben so gut bin ich aber überzeugt, könntet Ihr Euch denken, Constanze Peralta zu sein, Ihr würdet gehandelt haben wie ich.

Ich glaube kaum, — erwiderte der Fürst lächelnd. — Ich hätte zu viel wahren Stolz gehabt, als daß ich eines Ungetreuen wegen meinen Charakter verleugnet hätte. Wäre es Anhänglichkeit an Eure verewigten Herren, die Euch so unüberlegt handeln ließ, würde ich Euch zwar gleichfalls zur Haft haben bringen lassen, aber Euch achten müssen; so aber ist es kleinliche Rache um ein zu früh abgebrochenes Liebesabenteuer, die Euch zu den thörigen Schritten verleitete.

Wer gibt Euch ein Recht, Fürst von Padua, so tief, so schneidend mein Herz zu verwunden? Gehört das auch vor Euren Richterstuhl? sagte Constanze, und ihr Stolz war noch ungebeugt.

Ich glaube, Signora! und das Recht gabt Ihr mir selbst, indem Ihr Euer Herz in die Politik Venedigs, mithin in meine Angelegenheiten verwebtet. Leset diese aufgefangenen Briefe und Ihr werdet Euch leicht überzeugen können, daß bloß die Fürsprache meines Sohnes mich abhält, gegen Euch mit Strenge zu verfahren. Ihr habt das Leben verwirkt.

Nach welchem Rechte, Herr? fragte Constanze kalt.

Nach dem Rechte der Selbsterhaltung, Signora! Ihr bemüht Euch mein Glück zu untergraben, nehmt dazu die Anhänglichkeit an zwei Undankbare zum Vorwande, die Ihr selbst verriethet, als Ihr in den Armen meines Sohnes laget. —

Der Tyrann wird sich alles erlauben, der edle Mann aber weibliches

Zartgefühl auf so unedle Weise nicht verletzen! — unterbrach sie den Fürsten mit Unwillen. — Sprecht das Todesurtheil über mich, ich bin in Eurer Gewalt, ich verlange nicht Schonung, aber schont mein Ehrgefühl auch, dieses Recht hat ein gefangenes Weib zu fordern.

Ich werde nicht das Todesurtheil über Euch sprechen, dazu achte ich die Bitten meines Sohnes zu sehr, nahm der Fürst das Wort: — auch sollt Ihr Eure Tage nicht im Gefängnisse vertrauern, sollt nicht auf San Felice die Annehmlichkeiten des Lebens entbehren und auch in guter Gesellschaft sein, wenn Ihr es wünscht. Aber verzeiht, daß ich trotz Eurer Mahnung noch ein Mal eine mißtönende Saite berühren muß. Jene Beatrice, die ohne ihre Schuld Euch wehe gethan hat, wird Euch nicht mehr in den Weg treten, sie ist für Giacomo verloren.

Ich habe mit dieser Dirne keine Gemeinschaft! — erwiderte sie mit Heftigkeit. — Träfe ich sie auf meinen Lebenswegen, würde ich sie wie einen Wurm zertreten.

Ich möchte Euch fast erwidern, übt Euch in Eurem Kerker indessen an dem Gewürm, das Euch dort umkriechen wird! — sagte der Fürst, den diese kecke Aeußerung fast zum Zorne gereizt hätte. — Signora! — fuhr er fort — Euer Stolz paßt nicht zu der Lage, in der Ihr Euch befindet; der Tod ist es nicht allein, den Ihr zu fürchten habt, auch die Schande. Reizt mich nicht zu sehr, ich habe es gut mit Euch gemeint und nicht Böses mit Bösem Euch vergelten wollen; aber da Ihr aus den Schranken der Weiblichkeit tretet und Euch nur dem Rachegefühl überlaßt, so könnte ich fast versucht sein, den Stolz zu demüthigen, der mir lästig zu werden beginnt. Doch ich hoffe, Ihr geht in Euch und besinnt Euch eines Besseren, ich will Euch Zeit dazu lassen.

Dies sagend stand er auf, machte ihr eine leichte Verbeugung und ließ sie allein. Aber sie war es nicht lange, Giacomo trat ein.

Ich komme — begann er.

Wahrscheinlich auch jetzt auf Befehl Eures Vaters.

Errathen, Signora! — erwiderte er durch diesen kalten Hohn beleidigt. — Ich komme auf Befehl meines Vaters und als Herr dieses Schlosses, Euch in Eure neue Wohnung zu führen. Ihr werdet Eure Prunkgemächer, mehr noch Eure Umgebungen vermissen; jedoch was ich vermochte, Euch den Aufenthalt angenehm zu machen, habe ich gethan und werde es immer mit Freuden thun.

Ich danke Euch, Herr! — erwiderte sie kalt. — Ich bin gefangen, bin in Eurer Macht und muß alles dulden, was Ihr über mich beschließet. Kommt, ich folge Euch.

Er reichte ihr den Arm und führte sie in das für sie bestimmte Gemach. — Sie warf einen raschen Blick umher, trat dann an das Fenster, welches die Aussicht in den kleinen innern Schloßhof hatte, und wandte sich, wahrscheinlich unzufrieden mit der beschränkten Aussicht, schnell und

unmuthig wieder weg. Dann ging sie in ihr Schlafgemach, schien dies genau zu betrachten, und als sie in ihr Wohnzimmer zurückgekehrt war, rief sie, ohne Giacomo Carrara zu beachten, ihre Dienerin Fiorella. Das Mädchen trat ein. Constanze fragte nach mehrem und schien absichtlich die Unterredung verlängern zu wollen, doch Giacomo's ernstes: Entfernt Euch! mit dem er dem Mädchen befahl zu gehen, ließ sie wieder mit ihm allein.

Signora! — sagte er nun, und Milde und Herzengüte, der Hauptzug seines Charakters, sprachen sich auch jetzt selbst in dem Tone seiner Stimme aus — unser gegenseitiges Verhältniß hat sich so sonderbar gestaltet, daß ich wahrlich verlegen vor Euch stehe. Ihr sagtet, als ich das letzte Mal auf Eurer Villa war, Freundschaft oder Haß könne fortan nur zwischen uns walten; Ihr habt den Haß gewählt, so laßt mir die Freundschaft. Mir wäre es überdies unmöglich Euer Feind zu sein, und deßhalb bitte ich Euch, vergeßt, was ich einstens war, denkt nicht mehr an mein Unrecht, das ich offen Euch bekenne. Vergeßt die Vergangenheit!

Könnt Ihr dies? — unterbrach sie ihn rasch — könnt Ihr jene Tage vergessen? — Ich kann es nicht! Wie die aus dem Paradiese Verstoßenen blicke ich unverwandt nach jenem Eden, aus dem Ihr mich stießet, und wie jene der Schlange fluchten, fluche ich Euch!

Das ist bitter! sagte Carrara.

Nicht halb so bitter als der Schmerz, den ich empfunden habe, — sprach sie mit anscheinender Ruhe. — Gott gedankt! das Rachegefühl hat die zerstörende Flamme verlöscht, und ein Eisfeld umgiebt jetzt den ausgebrannten Krater, und mir ist wieder wohl!

Also keine Versöhnung?

Keine, keine! selbst nicht in jener Welt! — sagte sie finster — Doch nein! — fuhr sie fort, nachdem sie ihn lange und ernst angeblickt hatte — ich will es versuchen, ob es mir möglich ist, will mir wachend und träumend Eure Züge, Euer sanftes Lächeln, den mir einst so lieblich scheinenden Zug um den Mund zurückdenken, will mir alle süßen Stunden, jedes Liebeswort zurückrufen, will, wenn Ihr um mich seid, in Euer frommes Auge schauen, will mich täuschen, an diesem Blicke hängen wie in der Zeit der Wonne, ich will jeden Schwur wiederholen, den Ihr mir gethan, und wieder schwelgen in Eurem Anblicke. — Aber es hilft mir nichts, — sagte sie bitter — jeder Tropfen Seligkeit aus der Vergangenheit geschöpft, wird mir zu Gift, mit jeder Umarmung, deren ich mich erinnere, drücke ich eine Natter an meine Brust, mit jedem glühenden Kusse, den ich noch auf meinen Lippen fühle, durchflammt mich die Rache. Nein, nein, es ist unmöglich! mein Herz ist zerdrückt, es kann nicht wieder in Liebe schlagen — ich bin den finstern Mächten geweiht! — Lebet wohl! — sagte sie dann, warf einen Blick, der alle Leidenschaften ausdrückte, auf Giacomo, und ging in ihr Schlafzimmer.

Des andern Tages ließ der Fürst von Padua das Volk von Verona auf dem Marktplatze versammeln, wo er mit Giacomo und einer starken Begleitung eintraf; alle Maßregeln waren getroffen, es im Zaume zu halten, die Besatzung stand unter den Waffen, und so glaubte er hinreichend gesichert zu sein, seine Absicht durchzusetzen.

Er bestieg ein dazu erbautes Gerüst und redete das Volk an, legte ihm die Beweise von der Verrätherei der della Scala vor, schilderte deren Undank gegen ihn mit den schwärzesten Farben und zeigte für die Zukunft die Aussicht, entweder unter seiner oder der Venetianer Herrschaft zu stehen. Hierbei schilderte er dem Volke, — und er sprach die Wahrheit, — wie glücklich sich Padua unter seiner Herrschaft befände, wie treu er der Stadt, obgleich sie mit Gewalt wieder unter seine Botmäßigkeit gebracht, ihre Gerechtsame gelassen und wie tyrannisch die Herrschaft der Signoria zu Venedig sei. Er versprach der Stadt Verona ihre alten Rechte und seinen Sohn Giacomo als Statthalter zu lassen und verlangte nun, daß sie ihn als ihren Herrn anerkennen und ihm den Eid der Treue leisten sollten.

Die Bürger waren durch diese Anrede überrascht, keiner hatte schon jetzt diesen entscheidenden Schritt erwartet. Durch die Gefangennahme der Witwe Peralta waren die Anführer der Partei della Scala in Furcht gesetzt, die bei ihr gestern versammelt Gewesenen hatten sich, sobald die Ausgänge wieder frei waren, gleiches Schicksal fürchtend, aus der Stadt begeben, und so stand das Volk ohne Anführer. Die wenigen unter ihnen, die den Carrara zugethan und vielleicht auch zu diesem Zwecke bestochen waren, bezeigten bei der Rede des Fürsten laut ihren Beifall. Es lebe Franzesco, Fürst von Padua! erschallte es von allen Seiten; die überraschten Bürger, denen ein Anführer, ein Sprecher fehlte, und denen das Joch der Venetianer fast noch mehr als das von Padua hart zu sein dünkte, stimmten zum Theil mit ein, der Eid, wenn auch gezwungen, wurde geleistet, und die Fahne von Padua flatterte nun nicht allein auf San Felice, sondern auch auf allen Thürmen der Stadt.

Nachdem der Fürst noch mancherlei Anstalten getroffen und seinem Sohne manchen weisen Rath gegeben hatte, verließ er am andern Tage Verona und kehrte nach Padua zurück.

Kurz vor seiner Abreise hatte er noch einmal gegen Giacomo Beatricens erwähnt und ihn aufgefordert, die thörige Neigung zu diesem Mädchen, diesen Sinnenrausch aufzugeben. Trau' meinem Worte, trau' meinem Schwure, Giacomo! — sprach er — Beatrice ist für Dich auf immer verloren, nie kann sie Dir mehr das sein, was sie Dir früher war. Keine Macht der Erde könnte das, was geschehen ist, ungeschehen machen. Jetzt folge allein dem Rufe der Ehre, kehre, wenn es Dich gelüstet, in die Arme Constanzens zurück, mir sind dergleichen Liebeabenteuer gleichgiltig, nur hänge Dein Herz nicht mit Leidenschaft an ein Geschlecht, das, listig und falsch, Dich von Deiner Pflicht abwenden, Dich in das Verderben locken könnte.

Auf Giacomo hatte diese Ermahnung nur geringen Eindruck gemacht. Er hatte zwar schon längst den festen Vorsatz gefaßt, jetzt nur der Ehre und der Wohlfahrt seines Hauses zu leben, aber den Besitz Beatricens aufzugeben, sie zu vergessen, dazu hätte keine Macht der Erde ihn bewegen können. Noch nie glaubte er für ein Weib gefühlt zu haben, was er für Beatricen fühlte, noch nie hing sein Herz mit solcher Beharrlichkeit an einem Mädchen, das, obgleich von ihm entfernt, doch bei Tag und Nacht stets vor ihm stand. Antonio war der Einzige, dem er hierüber zuweilen sein Herz öffnete nnd der, so innigen Theil er auch an dem Mädchen nahm, doch mit allen Waffen, die ihm zu Gebote standen, die thörige Neigung, wie er sie nannte, bekämpfte, und selbst einige Mal seinen Verdacht über Beatricens jetzige Verhältnisse ihm andeutete; was indessen nichts half. Giacomo verstand nicht, was Antonio damit sagen wollte; den Blick auf Beatricens Bild geheftet, sog er aus der Erinnerung immer neues Gift, und das entfernte Mädchen übte vielleicht stärkere Gewalt über ihn aus, als wäre sie gegenwärtig gewesen.

Noch an dem Tage der Abreise seines Vaters glaubte Giacomo, daß es die Schicklichkeit verlange, Constanzen einen Besuch zu machen. Er ging zu ihr, fand Fiorella, die Laute im Arm, im Vorzimmer und erfuhr von ihr, daß ihre Gebieterin sich unwohl befinde und sich zur Ruhe gelegt habe. Das Mädchen war schön, war lockend, aber Giacomo entfernte sich, ohne nur ein Wort mit ihr gewechselt zu haben. Den folgenden Tag ging er wieder hin, fand wieder Fiorella im Vorzimmer, erhielt den nemlichen Bescheid und sagte dem Mädchen, wenn Signora ihn zu sprechen wünschte, möchte sie es ihn wissen lassen, er wäre jederzeit zu ihrem Befehle. Er ging nicht wieder hin, Constanze schickte nicht, auch lockte ihn der liebliche Gesang Fiorella's nicht, den er oft in der Dämmerstunde hörte, es waren ja nicht die süßen Töne Beatricens, die er nicht mehr vernehmen sollte.

Es schien auch fast, als habe sich Alles gegen ihn verschworen. Mehre Boten, die er nach Padua an Beatrice gesandt hatte, waren ohne Antwort zurückgekehrt; man hatte ihnen im Palaste die Briefe abgenommen, und ein vertrauter Diener, den er gleichfalls mit dem Befehle hingeschickt hatte, es koste was es wolle, Beatrice zu sprechen, kehre unverrichteter Sache zurück. Er war bei seinem Vorhaben ertappt und ihm die Weisung geworden, wenn er nicht Lust habe, den Galgen zu zieren, das Spioniren in dem Palaste des Fürsten künftig zu unterlassen. Doch wußte er ihm Manches von ihr zu sagen. Sie lebe im Palaste, habe dort mehre Frauen zur Bedienung, schmücke sich mit den reichsten Gewändern, nur ließe sie sich wenig öffentlich sehen, der Schloßgarten sei der einzige Ort, wo sie zuweilen lustwandele, doch an der Tafel des Fürsten hatte man sie noch nie gesehen; in ganz Padua wäre ihr Verhältniß zu dem Fürsten ein undurchdringliches Geheimniß.

Diese Nachrichten waren nicht geeignet, Giacomo zu beruhigen, und

Antonio bestärkten sie noch mehr in seinem Verdachte. Gern wäre der feurige Jüngling selbst nach Padua geeilt, würde er sich nicht dem gerechten Zorne des Vaters ausgesetzt haben, wenn er in dieser kritischen Zeit das ihm anvertraute Verona verlassen hätte. So mußte er seine Ungeduld zügeln und sich seiner Sehnsucht und freien Phantasie allein überlassen.

Ein Glück war es für ihn, daß die Kriegrüstungen ihn beschäftigten. Es war in damaliger Zeit nicht leicht, ein Heer, und war es auch noch so klein, bei gutem Willen und sich treu zu erhalten. Ganz aus Söldnern bestehend, die ihren Hauptleuten, von denen sie geworben und besoldet wurden, allein anhingen, hatte die Macht, in deren Dienste das Heer stand, nur wenig Einfluß auf die Kriegvölker. Nur wenn der Fürst selbst ein tapferer und glücklicher Soldat war, konnte das Vertrauen in sein Feldherrntalent, so lange der Sold regelmäßig bezahlt wurde, ihm Achtung, Liebe und auch wohl Anhänglichkeit erwerben. War aber der Gegner ein besserer Zahler, bot er den Hauptleuten vortheilhaftere Bedingungen, war obendrein noch die Dienstzeit abgelaufen, so fochten oft die Scharen, die heute dem Einen gedient, morgen in den feindlichen Reihen.

Carrara's Verhältnisse in Hinsicht Verona's gaben ihm mancherlei zu thun, aber auch manche Sorge. Er verfolgte auch bei der veränderten Lage der Dinge den einmal eingeschlagenen Weg der Milde und that alles Mögliche, den Bürger zu schonen und ihn nicht mit Abgaben zu belästigen. Aber das Kriegvolk verlangte Sold, der Vater hatte ihn zu dessen Zahlung auf Verona und das Veroneser Gebiet angewiesen, und so mußte er oft dem Mitleide das Herz verschließen und Geld erpressen, wo er selbst die Ungerechtigkeit seiner Handlung fühlte. Aber bei alle dem liebten ihn die Veroneser, glaubten in ihm ihren zukünftigen Herrn zu sehen, und seit die Anstifter der Unruhen sich entfernt hatten und Constanze ihrer Freiheit beraubt war, verhielt sich das Volk ruhig und Giacomo konnte sich ohne Besorgniß unter dasselbe wagen.

Antonio, gegen den Carrara auch jetzt noch so viel Rücksichten nahm als sonst, mit dem er wie früher die wichtigsten Dinge überlegte und nichts ohne seinen Rath ausführte, fühlte dennoch, das seit Beatricens Entfernung die Herzlichkeit, mit der ihm sonst Giacomo entgegengekommen war, mangelte. Dies that dem Alten wehe, und auch Beatricens Schicksal trübte ihm manche Stunde. Die Anwesenheit Constanzens auf San Felice, mehr noch die Anwesenheit Fiorella's, dieses jungen Mädchens, von dem er sich gestehen mußte, es könne wohl um den Preis der Schönheit mit Beatrice wetteifern, war ihm besorglich und unangenehm. Es schien ihm klar, daß die Witwe Peralta diese junge, sonst von ihrer Person entfernte Dienerin nicht ohne Absicht zu ihrer Bedienung mit hierhergenommen habe, und er glaubte ihre Absicht errathen zu haben. Daß Fiorella die Rolle Beatricens spielen solle, dessen war er gewiß, was aber Constanze dadurch

bezwecken wollte, blieb ihm im Dunkel. Er hatte ein wachsames Auge auf beide und freute sich, daß Giacomo das Mädchen so wenig beachtete und nur zuweilen auf ihren Gesang lauschte. — Seine Theilnahme für Beatrice hatte seinen Weiberhaß nicht verringert, eben so wenig als sein Haß gegen die Pfaffen sich durch Pater Stefano's Betragen hatte mildern können. Dieser war immer noch in Venedig, täuschte von dort aus seinen Herrn durch falsche Nachrichten und wurde von diesem, der ihm nun sein ganzes Vertrauen entzogen hatte, eben so getäuscht, denn unter dem Siegel der höchsten Verschwiegenheit theilte ihm der Fürst seine Pläne mit. Hingegen fand Stefano, der schon mehre Mal den Befehl erhalten hatte, Venedig zu verlassen, immer eine Menge Gründe, seine Abreise zu verzögern. Das Mißtrauen, welches der Fürst in seinen ehemaligen Vertrauten setzte, war ein Triumph für Antonio.

Als der Fürst in Padua ankam, traf mit ihm die längst gefürchtete Nachricht ein, daß die Venetianer die Feindseligkeiten begonnen hatten. Zwar ließen sie immer noch dem Fürsten die Versicherung ihrer Liebe zum Frieden geben; selbst als der Feldherr del Vermo Feltre und Belluno, die nur von einer kleinen paduanischen Besatzung vertheidigt wurden, durch Ueberfall genommen hatte, behauptete die stolze Republik, daß sie auf diese Städte, die ihnen der Herzog von Mailand verkauft, ein größeres Recht habe als der Fürst von Padua, sie sich mithin nur in den Besitz des Ihrigen gesetzt hätte, und sie meinte, daß dies das gute Vernehmen zwischen ihr und dem Fürsten von Padua nicht stören solle.

Zu gleicher Zeit aber ließ del Vermo die Dämme der Brenta bei Anguillara durchbrechen, und dadurch die gesegneten Fluren des paduanischen Gebietes verheeren, und dies wie das Vorhergehende ließ über die wahren Gesinnungen der Republik keinen Zweifel mehr.

Carrara, seit er sich wieder in den Besitz Padua's gesetzt hatte, war so umsichtig gewesen, der Stadt ihre alten Gerechtsame und Freiheiten zu lassen, und sie eher zu vermehren als zu verringern. Er hatte einen Volksrath eingesetzt, der aus den angesehensten Bürgern bestand, welche vom Volke selbst gewählt wurden, und die Angelegenheiten der Stadt mit ihrem Fürsten beratheten; aber auch bei wichtigen Fällen hörte der Fürst auf ihren Rath und auch jetzt ließ er sie versammeln, trug ihnen seine Verhältnisse mit Venedig vor und forderte ihren Rath und ihre Unterstützung. Einmüthig stimmten sie für Krieg, und versprachen im Namen der Stadt ihrem Herrn die thätigste Unterstützung. Sie hielten Wort; in kurzer Zeit stellten sie 500 Schwergeharnischte und 1200 Knechte; die kleineren Städte und das platte Land waren gleichfalls zur Hülfe erbötig, und so sah sich der Fürst in der Lage, durch das Landvolk die Schlösser zu vertheidigen, und mit Söldnern und Städtern den Venetianern den Einbruch in sein Gebiet zu verwehren.

Venedig hatte seit lange schon den Grundsatz angenommen, keinen

Krieg durch seine Unterthanen, sondern immer nur durch fremde Söldner zu führen, keinen Eingebornen zum Feldherrn des Heeres zu ernennen, und nie zu erlauben, daß irgend einer dieser geworbenen Kriegshaufen nach Venedig selbst kommen durfte. Durch diese Vorsichtmaßregeln kosteten ihr die Kriege nur Geld, und so lange die Schatzkammer von San Marcus gefüllt war, konnte sie am besten zahlen und ihr fehlte es nie an Miethlingen. Deßhalb war der Krieg mit Venedig gefährlich, denn es brauchte nur den Krieg in die Länge zu ziehen, um des Sieges gewiß zu sein.

Aber trotz dem beschloß Carrara dem Unvermeidlichen ruhig entgegen zu gehen. Er sandte einen Herold nach Venedig, der Republik den Krieg anzukündigen, und zog mit seinem Sohne und Filippo von Pisa, seinem lange erprobten Feldherrn, an der Spitze des Heeres zur Vertheidigung seiner Grenzen. Aber auch Venedig stand schon gerüstet da. Ein furchtbares Heer unter Malatesta von Pesaro, der die vorzüglichsten Condottieri, Paolo Savelli und den Grafen von Aquila unter seinen Hauptleuten zählte, war zum Angriffe bereit. Carrara, als erfahrener Kriegmann die Schwäche seines Heeres wohl kennend, vermied es, in offener Feldschlacht sich den weit stärkeren Heeren der Venetianer entgegen zu stellen, und hatte deßhalb die Kanäle, welche das Land Venetia durchschneiden, sattsam verschanzt, wodurch er dem Feinde den Einfall in das Paduanische fast unmöglich machte. Die Stärke eines Heeres in der damaligen Zeit bestand aus der schweren Reiterei, die ihrer ungelenkigen Pferde und Rüstung wegen, in jedem von irgend einem Hindernisse durchschnittenen Lande, überhaupt wo sie nicht auf ebenem Felde sich bewegen konnte, fast unbrauchbar war. So konnten die Kanäle und Verschanzungen den Feind sattsam abhalten. Doch dies hinderte die Venetianer nicht, einen Angriff zu wagen, sie wurden aber auf allen Punkten zurückgeworfen, Francesco drang selbst mit seinen Geschwadern über die Kanäle in das feindliche Gebiet, und eine Menge Geschütz und Gefangene waren der Preis des Sieges.

Aber ein sonderbarer Zufall gab der Lage der Dinge eine andere Gestalt. Es erhob sich ein furchtbares Gewitter; sich vor Sturm und einem Wolkenbruch zu schützen, der in Strömen das Wasser herabgoß, verließen die zur Bewachung der Kanäle ausgestellten Wachen ihre Posten und zogen sich in der Gewißheit, daß bei diesem Wetter die Venetianer nichts unternehmen würden, in die nahe gelegenen Häuser zurück. Einige feindliche Söldner, von dem Wetter begünstigt, waren ausgezogen, ein unfern des Kanals gelegenes Bauernhaus zu plündern. Von hier aus bemerkten sie, daß die Wache den Kanal verlassen hatte, sie benutzten einen in dem Hause gefundenen Balken, die Kühnsten setzten darauf über den Kanal, verschanzten sich, schnell wurden mehre herbeigerufen, und als die Wache auf ihren Posten zurückkehrte, waren schon so viel Feinde herübergekommen, daß sie, zu schwach, sie wieder über den Kanal zu jagen, sich zurück-

ziehen mußten. Die Venetianer benutzten mit besonderer Geschicklichkeit diesen an sich kleinen Vortheil, und ehe Carrara mit dem Heere herbeieilen konnte, hatte das venetianische Heer über den Kanal gesetzt und Posto gefaßt. Dem Fürsten von Padua blieb nun nichts weiter übrig, als sich hinter einen andern gleichfalls verschanzten Kanal zu setzen, und das schöne fruchtbare Land dem Feinde Preis zu geben.

Zu seinem Glücke hatte sich der Anführer des venetianischen Heeres mit Paolo Savelli veruneinigt, der sich mit den ihm gehörigen Schaaren von ihm trennte. Der Fürst benutzte das Mißverständniß eben so geschickt als die Venetianer die Nachlässigkeit der Wachen benutzt hatten, griff Savelli unvermuthet an, schlug ihn, und hob eine bedeutende, dem feindlichen Heere bestimmte Zufuhr von Lebensmitteln auf.

Aber der Ablauf des Waffenstillstandes mit Gonzaga, dem Markgrafen von Mantua, der sich nun mit den Venetianern vereinigte, war für den Fürsten von Padua empfindlich; denn er wog bei weitem die errungenen Vortheile auf. Er mußte nun, da der Markgraf auf Peschiera zog, sein Heer theilen, Giacomo verstärken, sich dadurch schwächen, und sah nun, da die Hülfe von Florenz ausblieb, mit traurigem Blicke in die Zukunft.

An einem heitern Morgen ging ein kecker Bursche munter und lustig durch das Thor von Vicenza. Es schien einer jener jungen Tagediebe zu sein, die, am flatternden Bande ihre Laute über dem Rücken, von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt zogen, und mit einnehmendem Aeußeren und einer leidlichen Stimme, womit sie die Canzonen Petrarca's und auch andere Lieder vor einem Haufen Zuhörer absangen, Speise, Trank und einen guten Zehrpfennig verdienten. Es waren meistens muntere, pfiffige Bursche, selbst gern ein Liebeabenteuer bestehend, oder doch hülfreiche Hand dazu bietend. Ein solcher nun, von besonders einnehmendem Wesen zog jetzt in Vicenza ein und trat in der kleinen, unbedeutenden Herberge zum Pelikan ab. Aber kaum hatte er sich durch Speise und Trank erquickt, als er auch schon seine Laute wieder umwarf und seine Wanderung begann. Auf der Straße seine Talente zu zeigen, mochte er für zu unwürdig halten, doch zeigte er eine besondere Vorliebe für die Krieger, denn wo er einen Haufen Soldaten in einer Herberge beisammen fand, ließ er gleich seine Laute erschallen, sang ein munteres Liedchen, sprach mit ihnen, erkundigte sich nach diesem und jenem, und wenn er sie wieder verließ, vergaß er oft, sich seinen wohlverdienten Lohn von ihnen einzusammeln. So schlenderte er von früh bis spät von einer Straße, zun einem Hause zum andern, bis er des Abends in sein kleines Kämmerlein zurückkehrte. Auch den folgenden Tag trieb er es auf gleiche Weise, überall, wo Offiziere und Kriegvolk, auch die Bürger in den Herbergen versammelt waren, war auch er, und der Bursche mußte sehr neugierig sein, denn er erkundigte sich nach Allem, nahm besonders Theil an den Kriegbegebenheiten und mochte so manches

bei seinem Herumziehen erfahren haben, das einem Andern sicher verborgen geblieben wäre.

Er schlenderte eben über die Straße nach seiner Herberge zurück, als ein Offizier, der noch mit einigen vor einem Weinhause saß, ihn anrief und ihn aufforderte, mit ihnen hereinzukommen und ein Liedchen zu singen. Es soll Dir auch ein guter Trunk Wein dafür werden! — nahm der Krieger das Wort, ein graubärtiger Herr, der wohl schon mancher Schlacht mit beigewohnt haben mochte. Jeder giebt Dir gern eine kleine Münze zum Lohn, wenn Du nur ein Soldatenlied singen kannst.

Der Lautenspieler zögerte und wußte nicht, sollte er der Aufforderung des alten Kriegers folgen oder sich davonschleichen, dieser aber faßte ihn rasch bei der Hand. Komm' nur, Du unbärtiger Knabe, und fürchte Dich nicht, — sagte er freundlich — sind auch meine Gesellen schon ein wenig lustig und wild, bin ich doch zu Deinem Schutze da, und bei Sankt Georg, dem edlen Lindwurmstecher, keiner soll Dir ein Haar krümmen! Was für ein Liedchen könntest Du uns wohl singen?

Wollt Ihr das vom tapfern Alberic de Barbiano? sagte der Knabe schon ermuthigter.

Recht so, mein Sohn, ich habe selbst unter ihm gefochten und so ist mir das Lied von dem braven Feldherrn doppelt lieb! — erwiderte er — Komm' herein und fürchte Dich nicht vor dem Lärm, ich will bald Ruhe schaffen. — Er zog den Spielmann in das Haus und führte ihn in eine Stube, wo ein Dutzend Krieger von vornehmem Range um den Tisch saßen, zechten und zankten.

Hier bringe ich Euch einen Burschen, — rief er ihnen mit seiner lauten Stimme zu und Alle horchten auf — Er soll uns ein Lied singen von Alberic de Barbiano, horcht fein ruhig zu, und ein Jeder gebe ihm dann nach seinen Kräften und wie er es verdient.

Laßt mich heute ohne Singsang meinen Becher leeren! — unterbrach ihn ein junger, aber stattlicher Mann — Ihr wißt, ich liebe das Geklimper nicht, und wenn zwei Becher zusammenstoßen, ist es mir ein weit schönerer Klang als wenn die Saiten einer Zither beben wie das Herz eines alten Weibes, wenn Sturm geläutet wird.

Mir aber gefällt ein schöner Gesang und eine Canzone von Petrarca besser als Euer wildes Gesaufe, Herr Taddeo del Bermo! — sagte der Alte, die Linke auf seines Schwertes Knopf legend und den rechten Arm trotzig in die Seite stemmend — Stopft Euere Ohren zu, wenn Ihr den Burschen nicht singen hören wollt; ich will ihn hören! — Sing', Bursche, und fürchte Dich nicht! — rief er dem verlegen an der Thür stehenden zu — Wen Polenta von Ravenna schützt, der kann ohne Zagen in Ruhe jedes Knöchlein einer Wachtel verzehren und niemand wird ihn daran hindern! — Herr Taddeo lächelte verächtlich aber schwieg. — Der Alte von Ravenna brachte nun dem Sänger einen Sessel und einen Becher. Erst einen Trunk

und dann Dein Lied! sagte er freundlich, und während der Spielmann aus dem Becher nippte, setzte er sich ihm dicht gegenüber, legte seine beiden Hände auf des Schwertes Knopf, stützte sein Haupt darauf, daß der lange, eisgraue Bart wie Eiszapfen über die Faust herabging und horchte aufmerksam dem Gesange zu; auch die Anderen waren so ziemlich still und aufmerksam geworden.

Bravo, mein Junge! — rief der Krieger entzückt, als der Sänger sein Lied geendet hatte — Möge die heilige Cäcilie Deine Kehle schützen! Komm', trink' noch einen Becher, Du hast ja kaum genippt. Zwar thust Du Recht, zu viel Wein verdirbt die Stimme. Nun, ruhe Dich aus!

Hat der Junge nicht wacker gesungen? — wandte er sich jetzt zu den Anderen, die, als kaum der Gesang beendet war, wieder tobten und lärmten — Wollt Ihr noch ein Lied von ihm hören?

Ich glaube gar, Ihr seid in den Jungen vernarrt und nähmt ihn mit vor Verona! sagte Taddeo del Vermo.

Bedacht, Bedacht! — unterbrach ihn der Alte verweisend — Junger Mann, Ihr vergeßt Euch!

Das ewige Hofmeistern habe ich satt! — rief jener, vom Weine erhitzt — Schweigt und laßt mich reden, was mich gelüstet; ist es nicht wahr, daß wir nach Verona ziehen? — Heda, Bursche! packe Dich, suche das Weite, ich mag Dein Geklimper nicht mehr hören. Fort! — Der Sänger warf rasch die Laute über die Schulter und schickte sich an, zu gehen.

Du bleibst! — befahl der Alte und trat ihm in den Weg — Erst, Ihr Herren, zahlt; ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, auch der Bursche soll nicht sagen, daß er vor wackeren Kriegern gesungen habe und sie hätten ihm nicht einmal eine kleine Münze in seinen Becher geworfen. — Er nahm bei diesen Worten den Becher, den er dem Lautenspieler gereicht hatte, goß den noch darin befindlichen Wein auf die Erde, ging von Einem zum Andern für den Sänger einzusammeln und ein Jeder warf, wenn auch Einige unter ihnen mit Widerwillen, eine kleine Münze hinein. Als der Alte an Taddeo kam, ging er an ihm vorüber. Morgen, wenn Ihr ausgeschlafen habt, will ich die Zahlung für heute von Euch verlangen! sagte er finster.

Keine Beleidigung, Hauptmann! — rief Taddeo — Ich bin Eures Gleichen!

Dem Range nach, ja, sonst nicht, — sprach der Alte gelassen und ging weiter.

Taddeo del Vermo aber sprang auf und zog das Schwert, die Anderen fielen ihm jedoch in die Arme.

Laßt ihn nur, — sagte Polenta — sein Schwert hat er nur in Wein getunkt, Komm! Knabe! Auch er zog nun sein Schwert, doch in dem Augenblicke öffnete sich die Thüre. — Gelobt sei Jesus Christus! —

kreischte es zwischen den tobenden Lärm — Friede und Einigkeit, Ihr Herren, kein Blutvergießen zwischen Freunden!

Heda, Pater, Ihr kommt zu rechter Zeit, riefen Einige.

Wahrhaftig, immer zur Unzeit! — brummte Hauptmann Polenta vor sich hin und steckte sein Schwert mürrisch wieder in die Scheide — Der Mönch mit seiner grinsenden Teufelsmaske tritt mir doch immer in den Weg. — Aber wo ist unser Sänger? — fragte er die Umstehenden — Hm! solch ein Lautenspieler hat doch gemeinhin nur ein Hasenherz, wenn er ein blankes Schwert sieht, läuft er davon. Nun, meinetwegen mag er laufen, so weit er kann.

Meinet Ihr den Knaben, der bei meinem Eintritte sich so schnell entfernte?

Den mein' ich, Pater! erwiderte der Hauptmann von Ravenna.

Um den kümmert Euch nicht! — sagte der Mönch lächelnd — Doch, Gott befohlen, Ihr Herren; ich muß heute noch manch Paternoster beten und manch weltliches Geschäft verrichten. Der Friede Gottes mit Euch! — Bei diesen Worten entfernte er sich.

Das ist Judas Ischariot, der seinen Herrn verräth; mag ihn Gott verdammen! brummte Polenta, bezahlte seine Zeche und unbekümmert um seinen Gegner, der wieder beim Becher saß, entfernte er sich.

Kurz nachdem dieses geschah befand der Lautenspieler sich schon wieder auf seinem einsamen Zimmer in der Herberge zum Pelikan; aber die Keckheit, mit der er sich unter das Volk und die Soldaten gemischt hatte, schien ihn verlassen zu haben. Niedergeschlagen und fast traurig packte er seinen kleinen Quersack, der alle seine Habe barg, legte ihn zur nahen Abreise zurecht, ging einige Mal auf und nieder, dann setzte er sich auf einen Sessel, nahm die Laute, und nachdem er lange Zeit nur einzelne Accorde gegriffen hatte und mit seinen Gedanken ganz abwesend zu sein schien, sang er:

Brennet nicht in meiner Brust ihr Flammen,
  Thränen näßt mein wundes Auge nicht!
Jegliches Gefühl muß ich verdammen,
  Ihn zu fliehen werde mir zur Pflicht.
Kann ich widersteh'n dem mächt'gen Sehnen?
  Hätt' ich ihn zu fliehen wohl den Muth?
Ach, so trock'ne Flamme meine Thränen,
  Oder Thränen löscht der Flamme Gluth!

Er legte tief aufseufzend die Laute neben sich, dann stützte er die Arme auf das Knie, barg das trauernde Gesicht in beide Hände und überließ sich in dieser Stellung seinen ernsten Gedanken. Da öffnete sich die Thüre, er hörte es nicht, hörte die Tritte des leise Heranschleichenden nicht, bis ihn ein lautes: Guten Abend! aus seinen Träumen weckte. Er sprang erschrocken in die Höhe, blickte auf und erbebte, denn er sah den Mönch vor

sich stehen, der vor kurzem den Streit der Kriegleute durch sein Erscheinen verhindert hatte.

Guten Abend! — wiederholte der Mönch — Seid mir in Vicenza willkommen, holder Knabe, den ich den Friedenskuß auf seine frischen Lippen drücken will, — sagte er lächelnd und wollte den Lautenspieler umfangen, der aber mit einem finstern: Bleibt fern von mir, Unhold! den Zudringlichen mit ernstem Blicke zurückwies.

Seid nicht so wild! — sprach dieser, nicht aus der Fassung gebracht — Ich sollte meinen, Ihr kenntet Pater Stefano zu gut, um ihm nicht so viel Klugheit zuzutrauen, daß er die schöne Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen läßt. Ihr kennt mich zu gut, so wie ich Euch, schöne Beatrice, auch unter dieser Verkleidung gar wohl erkenne. Ihr seht, Ihr seid in meiner Gewalt, ein Wort von mir und Ihr werdet nach Venedig gebracht, dort unter den Bleidächern von San Marcus den Lohn Eurer Verrätherei zu ernten; ein Wort von mir und Ihr seid den Soldatenhaufen Preis gegeben, die Ihr mit Eurem Liede vom Alberic de Barbiano, wahrscheinlich sie auszuforschen, so sehr ergötzt habt. Nun, Ihr seid ja ganz verstummt, ist der listigen Schlange die Zunge gelähmt oder fehlt ihr das Gift, es zu verspritzen?

Weder meine Zunge ist gelähmt, noch würde es mir an Gift fehlen, wollte ich welches verspritzen! — erwiderte Beatrice, denn sie war es wirklich. — Nur wunderte ich mich, wie Ihr, der Vertraute des Fürsten von Padua, Euch hierher unter die Kriegvölker der Republik Venedig wagen könnt.

Der Glanz der Carrara ist vorüber, — meinte Pater Stefano — und ich bin kein Thor, mich unter dem Schatten eines schon verdorrten Baumes erquicken zu wollen. Doch laßt das, Euch gegenüber vergißt man Carrara und Venedig. Ihr seid in meiner Gewalt, womit löset Ihr Euch, schöne Gefangene? — fragte er keck. — Seht nur nicht so zornig auf mich. Auch Euer Glanz ist vorüber; aus den Armen des Sohnes in die des Vaters gewandert, werdet Ihr wieder in den Armen eines frommen Klosterbruders von Eurer Sünde Euch reinigen können.

Mönch! rief Beatrice vor Zorn erbebend.

Schöne Schlange! rief der Mönch, mit lüsternen Blicken das Mädchen betrachtend.

Pater Stefano! — begann jetzt Beatrice und ihr Zorn schien sich in muntere Laune umgewandelt zu haben. — Ein sonderbarer Zufall gibt mich in Eure Hand, ich sehe wohl ein, daß Ihr mich in's Verderben stürzen könnt, wenn Ihr schlecht genug wäret, es zu wollen; doch ein heiliger Mann, wie Ihr, könnte mit solcher Unthat sein Gewissen nicht beschweren, Ihr wollt mich nur ängstigen, wollt für manche Neckerei auf der Villa an der Etsch Euch rächen. Nicht wahr, Ihr laßt mich ruhig ziehen und gebt mir Euren Segen noch mit auf den Weg?

Mit nichten, meine Tochter! — erwiderte der Mönch mit grinsendem Lächeln. — Sicher bringe ich Euch aus Vicenza, wenn Ihr mir den Lohn dafür zahlt, den ich verlange.

Ihr nähmet den Lohn und schicktet mich dann auf die Bleikammern, — sagte Beatrice, alle ihre Geisteskräfte anspannend, um einen Ausweg zu finden, sich aus der furchtbaren Lage zu retten.

Bei San Franzesco und allen Heiligen sei es geschworen! — versicherte der Mönch — erfüllst Du mein Verlangen, so geleite ich Dich selbst, wohin Du willst.

Erst die That, dann den Lohn! meinte Beatrice, von der alle Verlegenheit gewichen zu sein schien.

Bei schlechten Zahlern erst den Lohn, dann die That! erwiderte der Mönch.

Und wenn ich nun bei allem, was mir heilig ist, bei der Mutter Gottes und den elftausend Jungfrauen schwöre —

Ich glaube Euch nicht und wäre ein Thor, Euch zu glauben! unterbrach sie Pater Stefano.

Und warum sollte ich Eurem Schwure vertrauen?

Weil Euch kein anderes Mittel zur Rettung übrig bleibt. In Eurer Lage müßt Ihr die Münze annehmen, ohne sie auf die Wagschale zu legen und zu untersuchen, ob sie ächt oder falsch ist. Deßhalb —

Und was verlangt Ihr denn eigentlich von mir? fragte Beatrice.

Kind! — erwiderte der Mönch lächelnd — wer von Verona nach Padua aus einer Hand in die andere gewandert ist, sollte doch —

Schon gut, ehrwürdiger Herr! — unterbrach sie ihn. — Nur erlaubt, daß ich erst durch ein frommes Gebet —

Ist hier ganz überflüssig, — erwiderte der Pfaff. — Doch findet Ihr Beruhigung darin, so betet, nur macht es kurz.

Beatrice knieete, dem Mönche den Rücken zugewendet, und murmelte unverständliche Worte, die Stefano nicht, Gott aber wohl verstehen mochte; denn sie erhob sich gestärkt und erwartete mit Ruhe und Fassung ihr Schicksal. Der Mönch stierte sie an, und wie der hungrige Geier die flatternde Taube in seine tödtenden Krallen packt, umschloß er den schlanken Leib des schönen Mädchens, und sank vom Dolche Bruno's della Scala getroffen röchelnd zu Boden.

Vergieb mir, Gott, was ich gethan! — rief Beatrice, vor dem Anblicke des in seinem Blute sich wälzenden Mönchs erbebend und stürzte hinaus.

In qualvoller Angst rannte Beatrice durch die Straßen, die Nacht brach ein, die Thore waren schon verschlossen und keine Rettung aus der Stadt mehr möglich. Glücklich für sie, daß es finster war und niemand den blutigen Dolch in ihrer Hand sehen konnte, von dem sie sich um Alles in der Welt nicht getrennt hätte, denn er war ihr in diesem furchtbaren Augenblicke noch der einzige Freund, noch der einzige Trost, der ihr blieb.

sich stehen, der vor kurzem den Streit der Kriegleute durch sein Erscheinen verhindert hatte.

Guten Abend! — wiederholte der Mönch — Seid mir in Vicenza willkommen, holder Knabe, den ich den Friedenskuß auf seine frischen Lippen drücken will, — sagte er lächelnd und wollte den Lautenspieler umfangen, der aber mit einem finstern: Bleibt fern von mir, Unhold! den Zudringlichen mit ernstem Blicke zurückwies.

Seid nicht so wild! — sprach dieser, nicht aus der Fassung gebracht — Ich sollte meinen, Ihr kenntet Pater Stefano zu gut, um ihm nicht so viel Klugheit zuzutrauen, daß er die schöne Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen läßt. Ihr kennt mich zu gut, so wie ich Euch, schöne Beatrice, auch unter dieser Verkleidung gar wohl erkenne. Ihr seht, Ihr seid in meiner Gewalt, ein Wort von mir und Ihr werdet nach Venedig gebracht, dort unter den Bleidächern von San Marcus den Lohn Eurer Verrätherei zu ernten; ein Wort von mir und Ihr seid den Soldatenhaufen Preis gegeben, die Ihr mit Eurem Liede vom Alberic de Barbiano, wahrscheinlich sie auszuforschen, so sehr ergötzt habt. Nun, Ihr seid ja ganz verstummt, ist der listigen Schlange die Zunge gelähmt oder fehlt ihr das Gift, es zu verspritzen?

Weder meine Zunge ist gelähmt, noch würde es mir an Gift fehlen, wollte ich welches verspritzen! — erwiderte Beatrice, denn sie war es wirklich. — Nur wunderte ich mich, wie Ihr, der Vertraute des Fürsten von Padua, Euch hierher unter die Kriegvölker der Republik Venedig wagen könnt.

Der Glanz der Carrara ist vorüber, — meinte Pater Stefano — und ich bin kein Thor, mich unter dem Schatten eines schon verdorrten Baumes erquicken zu wollen. Doch laßt das, Euch gegenüber vergißt man Carrara und Venedig. Ihr seid in meiner Gewalt, womit löset Ihr Euch, schöne Gefangene? — fragte er keck. — Seht nur nicht so zornig auf mich. Auch Euer Glanz ist vorüber; aus den Armen des Sohnes in die des Vaters gewandert, werdet Ihr wieder in den Armen eines frommen Klosterbruders von Eurer Sünde Euch reinigen können.

Mönch! rief Beatrice vor Zorn erbebend.

Schöne Schlange! rief der Mönch, mit lüsternen Blicken das Mädchen betrachtend.

Pater Stefano! — begann jetzt Beatrice und ihr Zorn schien sich in muntere Laune umgewandelt zu haben. — Ein sonderbarer Zufall gibt mich in Eure Hand, ich sehe wohl ein, daß Ihr mich in's Verderben stürzen könnt, wenn Ihr schlecht genug wäret, es zu wollen; doch ein heiliger Mann, wie Ihr, könnte mit solcher Unthat sein Gewissen nicht beschweren, Ihr wollt mich nur ängstigen, wollt für manche Neckerei auf der Villa an der Etsch Euch rächen. Nicht wahr, Ihr laßt mich ruhig ziehen und gebt mir Euren Segen noch mit auf den Weg?

Mit nichten, meine Tochter! — erwiderte der Mönch mit grinsendem Lächeln. — Sicher bringe ich Euch aus Vicenza, wenn Ihr mir den Lohn dafür zahlt, den ich verlange.

Ihr nähmet den Lohn und schicktet mich dann auf die Bleikammern, — sagte Beatrice, alle ihre Geisteskräfte anspannend, um einen Ausweg zu finden, sich aus der furchtbaren Lage zu retten.

Bei San Franzesco und allen Heiligen sei es geschworen! — versicherte der Mönch — erfüllst Du mein Verlangen, so geleite ich Dich selbst, wohin Du willst.

Erst die That, dann den Lohn! meinte Beatrice, von der alle Verlegenheit gewichen zu sein schien.

Bei schlechten Zahlern erst den Lohn, dann die That! erwiderte der Mönch.

Und wenn ich nun bei allem, was mir heilig ist, bei der Mutter Gottes und den elftausend Jungfrauen schwöre —

Ich glaube Euch nicht und wäre ein Thor, Euch zu glauben! unterbrach sie Pater Stefano.

Und warum sollte ich Eurem Schwure vertrauen?

Weil Euch kein anderes Mittel zur Rettung übrig bleibt. In Eurer Lage müßt Ihr die Münze annehmen, ohne sie auf die Wagschale zu legen und zu untersuchen, ob sie ächt oder falsch ist. Deßhalb —

Und was verlangt Ihr denn eigentlich von mir? fragte Beatrice.

Kind! — erwiderte der Mönch lächelnd — wer von Verona nach Padua aus einer Hand in die andere gewandert ist, sollte doch —

Schon gut, ehrwürdiger Herr! — unterbrach sie ihn. — Nur erlaubt, daß ich erst durch ein frommes Gebet —

Ist hier ganz überflüssig, — erwiderte der Pfaff. — Doch findet Ihr Beruhigung darin, so betet, nur macht es kurz.

Beatrice knieete, dem Mönche den Rücken zugewendet, und murmelte unverständliche Worte, die Stefano nicht, Gott aber wohl verstehen mochte; denn sie erhob sich gestärkt und erwartete mit Ruhe und Fassung ihr Schicksal. Der Mönch stierte sie an, und wie der hungrige Geier die flatternde Taube in seine tödtenden Krallen packt, umschloß er den schlanken Leib des schönen Mädchens, und sank vom Dolche Bruno's della Scala getroffen röchelnd zu Boden.

Vergieb mir, Gott, was ich gethan! — rief Beatrice, vor dem Anblicke des in seinem Blute sich wälzenden Mönchs erbebend und stürzte hinaus.

In qualvoller Angst rannte Beatrice durch die Straßen, die Nacht brach ein, die Thore waren schon verschlossen und keine Rettung aus der Stadt mehr möglich. Glücklich für sie, daß es finster war und niemand den blutigen Dolch in ihrer Hand sehen konnte, von dem sie sich um Alles in der Welt nicht getrennt hätte, denn er war ihr in diesem furchtbaren Augenblicke noch der einzige Freund, noch der einzige Trost, der ihr blieb.

Sie rannte von Straße zu Straße, immer von dem Bilde des blutenden Mönches verfolgt. Jedem, dem sie begegnete, wich sie aus, als müsse er die Mörderin in ihr erkennen. In diesem qualvollen Zustande war sie wohl schon eine Stunde umhergeirrt, als eine lange Gestalt ihr entgegen trat, die sie bei dem Scheine einer vorübergetragenen Leuchte zu erkennen glaubte. Ein Strahl der Hoffnung durchzuckte sie.

Hauptmann Polenta! rief sie mit angstvoller, zagender Stimme dem schon Vorübergegangenen nach.

Was wollt Ihr von mir? wandte sich der Krieger, der eben in ein Haus treten wollte.

Herr! — sagte Beatrice, all' ihren Muth zusammenfassend — Ich bin der Lautenspieler, der Euerer Hilfe bedarf; rettet mich!

Ohne sich zu bedenken erwiderte er, die Thüre des Hauses öffnend: Komm' in meine Wohnung und sage mir da, was Du mir zu sagen hast, hier möchte es nicht gut sein. — Beatrice folgte zitternd, denn ein Augenblick war hinreichend, ihr das Besorgliche der neuen Lage zu zeigen, es blieb jedoch keine andere Rettung übrig.

Ein Diener, der seinen Herrn schon erwartet hatte, leuchtete ihnen die Treppe hinauf. Gieb Dein Licht her, Toma, und geh' in Deine Kammer, bis ich Dich rufen werde, — sagte jetzt plötzlich der Hauptmann. — Folge mir schnell! raunte er Beatricen zu; sie gehorchte mit Zittern. Das Wegschicken des Dieners, der ernste, finstere Blick des Kriegers, mit dem er dies mit einer gewissen Hast befahl, machte sie noch besorglicher, und gern, als sie die Thür des Zimmers hinter sich schließen hörte, hätte sie sich wieder auf die Straße zurückgewünscht.

Bursche! — fuhr sie der Hauptmann an — was hast Du begonnen, was macht der blutende Dolch in Deiner Hand?

Herr, mich zu retten, habe ich Blut vergossen! erwiderte sie zitternd.

Sag' an, was ist geschehen, — wen hast Du gemordet?

Gott möge es mir vergeben — einen seiner Diener.

So sei Gott Dir gnädig! — unterbrach sie der Krieger — Aber bekenne mir Alles. Bist Du unschuldig, will ich Dir meinen Schutz nicht entziehen; ich kenne so manches Priestergewand, das einen Satan verbirgt.

Herr, es galt meine Ehre, da mußte ich —

Bube! — fuhr der Hauptmann auf — der Mann vertheidigt seine Ehre mit dem Schwerte, nicht mit dem Dolche!

Herr! — rief sie, außer sich, daß sie das Geständniß machen mußte — ich bin ein Weib, und nah't Ihr mir, und seid Ihr an Schlechtigkeit dem Mönche gleich, so stoße ich mir den blutenden Dolch in's Herz!

Gemach, nur gemach, — sagte er, sie beruhigen wollend — nun wird mir die Sache klar. Aber fürchte nichts! Wenn ich auch den Weibern nicht abhold bin, habe ich doch zu viel Achtung für das Unglück, als daß ich hier nicht meiner Leidenschaft Herr werden sollte. — Wer bist Du?

Ich bin eines Bürgers aus Verona Tochter, — sagte sie mit Fassung.

Wie kamst Du hierher, was suchtest Du hier?

Von einem Großen gewaltsam entführt, sollte ich nach Padua gebracht werden, ich entfloh unter dieser Verkleidung unter Weges, kam nach Vicenza —

Und was wolltest Du als herumziehender Lautenspieler hier!

Mir nur so viel verdienen, daß ich ein Maulthier miethen und nach Verona zurückreiten könnte.

Hm! — brummte der Hauptmann, dem das alles wohl ein wenig verdächtig scheinen mußte — Kanntest Du den Mönch schon früher?

Ja, Herr!

Sein Name?

Pater Stefano vom Orden des heiligen Franzesco! erwiderte Beatrice.

Bist Du es, Pfaff? Nun, wohl bekomm' es Dir! — rief er höhnend — Tröste Dich, Kind! — wandte er sich dann zu Beatrice — Wenn Dein Dolch ihn gut getroffen hat, so hast Du die Welt von einem Bösewichte befreit und ein gutes Werk gestiftet. — Nach einigem Nachdenken fragte er Beatricen: Hast Du wohl schon ein Pferd bestiegen?

Nein, Herr!

Das ist schlimm! Nun, ich will überlegen, was zu Deiner Rettung zu thun ist, ein dürftig Lager soll Dir bereitet werden, und kannst Du schlafen, so schlaf' wohl! — Er nickte ihr freundlich zu und ließ sie ihren Sorgen überlassen allein.

Giacomo saß eben am späten Abend in Arbeit vertieft auf San Felice in seinem Zimmer allein, als ihm ein Eilbote aus dem Lager von Oriega, ein Schreiben seines Vaters brachte. Das Schreiben enthielt nichts besonderes als die Mahnung, ja auf seiner Hut zu sein und auf Vicenza ein wachsames Auge zu haben.

Auch habe ich ein Schreiben an Herrn Antonio Blancardo abzugeben, das mich in große Verlegenheit setzt, — begann der Bote zagend. — Ich habe den Befehl, es ihm gleich bei meiner Ankunft einzuhändigen, und nun erfahre ich, Herr Antonio ist zu irgend einer Unternehmung ausgezogen, und nicht hier. Darf ich nun gegen den Befehl meines Herrn, des Fürsten, handeln und Euch den Brief zurücklassen?

Gieb ihn mir, ich will es bei meinem Vater verantworten, — befahl Giacomo. — Wer weiß, was das Schreiben Wichtiges enthält, welche Anordnung der Fürst gemacht, die er dem alten treuen Diener mittheilt.

Nun so nehmt, Herr! — erwiderte der Bote — aber vertretet mich auch bei dem Herrn, ich bitte Euch.

Als der Bote das Zimmer verlassen hatte, wiegte Carrara den Brief nachdenkend in seiner Hand. — Soll ich ihn, darf ich ihn öffnen? — fragte er sich — Mein Vater hat so viel Vertrauen zu Antonio, daß er ihm

oft die wichtigsten Sachen mittheilt, sie mir vorzutragen. Meine Bescheidenheit könnte von üblen Folgen sein.

Er war im Begriff den Brief zu öffnen, als es leise an die Thür klopfte. Ist denn keiner meiner Diener im Vorzimmer, — sagte er verdrießlich — daß man bis zu meiner Thür gelangen kann und anklopft wie bei einem Handwerker? — Doch da es noch einmal leise klopfte, ging er hin zu sehen, wer da sei, öffnete die Thüre und Fiorella trat schüchtern ein.

Verzeiht, gnädiger Herr! — begann sie — daß ich es wage, Euch noch so spät am Abend zu belästigen; meine Gebieterin schickt mich her, Euch zu sagen, sie wünsche Euch heute Abend noch zu sprechen.

Sonderbar! — unterbrach sie Giacomo — Es ist das erste Mal, daß die Signora mich zu sich verlangt, und dies zu dieser Zeit?

Das Mädchen wurde bei dieser Bemerkung verlegen, glaubte Einiges zur Entschuldigung der Signora sagen zu müssen und stammelte fast unverständliche Worte, während dessen Carrara sie forschend ansah. Das Mädchen mochte es bemerken, erröthete und ward immer verlegener, aber auch immer schöner. Giacomo's Blick ruhte bald auf Beatricens Bilde, bald auf Fiorella; er fand zwar keine Aehnlichkeit, denn die Glut und Schalkheit in Beatricens Auge mangelte dieser, die mehr einer Madonna glich, aber beide waren schön. Carrara verglich, aber wohl nur als Kunstliebhaber.

Tritt näher, Fiorella? — sagte er dann; das Mädchen gehorchte zagend. — Setze Dich und stütze wie jenes Bild den Arm auf den Sessel; so.

Er betrachtete sie eine Zeit lang mit Wohlgefallen. Schön! — sagte er leise vor sich hin — Bei Gott, schön; aber der Zauber fehlt, der aus Beatricens Auge mir entgegenstrahlt und mich so wunderbar fesselte. Geh nur, Kind! — sagte er dann, ihr eine Zechine in die niedliche Hand drückend. — Sag' Deiner Signora, ich würde bald bei ihr sein.

Das Mädchen verneigte, wandte sich und schrie erschrocken auf, denn hinter ihnen stand ein junger Mann, der sich unbemerkt hereingeschlichen haben mußte.

Beatrice! — rief Giacomo und eilte auf sie zu, sie in seine Arme zu schließen; sie aber wieß ihn ernst zurück.

So hoffte ich Euch nicht wieder zu finden, Giacomo Carrara! — sagte sie traurig — ich ward bald vergessen.

Beatrice! — rief Giacomo erstaunt — welcher Willkommen. Ach! — rief er plötzlich und sah sich nach Fiorella um, die sich schon weggeschlichen hatte. — Ach, es ist dies, was Dich beunruhigt, es ist das Mädchen, das Du hier sahst?

Ja, Giacomo, sie beunruhigt mich; ich stand schon lange hier und Ihr hattet mein eiliges Hereinstürzen nicht bemerkt, ich sah Eure Blicke, Eure

Vertraulichkeit, und mein Fuß ward gebannt, ich konnte nicht auf Euch zustürzen, wie mein Herz es gewollt.

Du thust mir Unrecht, Beatrice! — sagte er und die Wahrheit lag in seinen Worten. — So wahr ein Gott über uns lebt, mir ist dieses Mädchen fremd. Zürne mir nicht, trübe nicht den herrlichen Augenblick, nicht die Wonne des Wiedersehens. Komm in meine Arme, an meine Brust!

Was zürne ich auch, — murmelte sie vor sich hin. — Darf ich noch ein Recht an ihn haben? Darf ich ihn noch mein nennen?

Ich verstehe Dich nicht, Beatrice! — rief Carrara, der zum Theil diese Worte gehört hatte, verwundert. — Laß alles Zweifeln, folge Deinem Herzen, komm in meine Arme!

Er zog sie zu sich hin, sie duldete es, legte ihren Kopf zutraulich an seine Brust und sah wehmuthvoll an ihm auf. Er beugte sich, sie zu küssen, sie widerstand nicht, preßte sich immer fester an ihn, schlang ihre Arme um seinen Hals, und ihre Lippen begegneten den seinen. Plötzlich aber riß sie sich von ihm los: Vergieb, o Gott der Sünderin! — rief sie aus, sank weinend auf ihre Kniee und verbarg ihr holdes Antlitz.

Beatrice was ist Dir? fragte Carrara erschrocken und versuchte sie aufzuheben.

Laßt mich beten, laßt mich weinen, laßt mein zerrissenes Herz bluten und meinen Schmerz ausschreien, er zersprengt mir die Brust! —

Beatrice sprich, rede, enthülle mir, theile mir mit, was Dich quält, Du ängstigst mich statt zu erfreuen!

Erfreuen? wiederholte sie, ihr Haupt erhebend, doch als das Auge ihn traf, senkte sie das Haupt wieder und murmelte ein leises Gebet.

Giacomo war von diesem Anblicke erschüttert. Was mußte diesem lebenfrohen Mädchen begegnet sein, was mußte sie begangen haben, das sie so tief beugte. Er sann und sann, aber sein Scharfsinn vermochte nichts zu erklügeln; schweigend und gerührt blickte er auf sie und störte ihr Gebet nicht. Endlich stand sie auf, das Gebet schien ihr Kraft gegeben zu haben. Giacomo! — sagte sie feierlich — das Schicksal hat uns getrennt, unwiderruflich getrennt. Ich komme zu Euch, nicht um in Euren Armen die verlorne Seligkeit wieder zu finden, nein, nur Euch vor einem nahen Unglück zu warnen.

Wer hat uns getrennt? — rief Giacomo außer sich. — Nenne mir ihn, daß ich mich ihm feindlich gegenüber stelle!

Gott! — erwiderte sie mit Ruhe — und durch ihn der Fürst von Padua. Forschet nicht weiter, — bat sie — mein Geheimniß muß in meiner Brust verschlossen bleiben; Schwur und Fluch, diese zwei Furchtbaren, haben sie verschlossen, versuchet nicht sie zu öffnen.

Und kannst Du das Wort der Trennung so ruhig aussprechen, Beatrice?

Nein, Giacomo, das kann ich nicht! Es wird mir schwer, furchtbar

schwer, es ist mir fast unmöglich, nur den Gedanken zu fassen, aber es muß geschieden sein; deßhalb höret ruhig an, was ich Euch zu berichten habe. Vergeßt in diesem Augenblicke Beatrice, denkt nur an Carrara.

Er wollte sie unterbrechen, sie noch einmal in seine Arme schließen, aber schmerzvoll lächelnd duldete sie es nicht.

Uebermorgen — begann sie — vereinigt der Markgraf von Mantua sich unweit dieser Stadt mit del Vermo, die sie dann in der Nacht zu überfallen gedenken. Seid auf Eurer Hut!

Laß sie kommen! — rief er — Was habe ich noch zu verlieren, wenn Du mir genommen bist!

Giacomo Carrara! — unterbrach ihn das Mädchen zürnend — Seid Ihr ein Mann? Gehört Ihr dem Heldengeschlecht an, von dem keiner je vom Schicksale entmuthigt ward? — Ermannet Euch! Was bin ich auf der Wagschale der großen Begebenheiten, die Euer edles Geschlecht vernichten können? ein Stäubchen, ein welkes Rosenblatt, das ein leiser Lufthauch verweht.

Beatrice! — unterbrach sie Giacomo mit wilder Heftigkeit, und so hatte sie ihn noch nie gesehen, — mag der Fürst von Padua über mein Leben, über mein Handeln gebieten, ich will ihm gehorchen, aber mein Herz lasse er frei. — Was hat er für ein Recht an Dich?

Er hat ein großes Recht an mich, — erwiderte sie — ein Recht, das mich unglücklich macht. — Sie stockte plötzlich und hohe Glut überzog ihr Antlitz.

Starr sah Giacomo auf das Mädchen, das bebend vor ihm stand, und ein furchtbarer Gedanke schien ihn zu durchzucken. Wie ist es möglich? — rief er — Wärest Du? — Antonio, Antonio! nun verstehe ich Dich, nun wird mir Alles klar! — Klar! — Nein, nein, unmöglich! — rief er und blickte vertrauenvoll auf das Mädchen — Du stehst nicht als Sünderin vor mir, Du bist eine Reine, Heilige, nicht wahr, Beatrice? — Er zog bei diesen Worten die Bebende an sich, die zu erschüttert, zu ergriffen war, um ihn zurückzuweisen. Mit der Glut leidenschaftlicher Liebe preßte er sie an seine Brust, die süßesten Schmeichelworte drangen zu ihrem Herzen, seine Küsse brannten auf ihren Lippen und die Unglückliche vergaß Vergangenheit und Zukunft, die lockende Gegenwart wiegte sie wieder in den süßen Traum, den sie für ewig verschwunden glaubte.

Laß mich, laß mich, Giacomo! bat sie mit kaum hörbarer Stimme; er aber preßte sie noch heftiger an sich, immer lockender wurden seine Worte. Giacomo! — bat sie von neuem — hab' Mitleid mit mir, laß mich!

Nein, nein! — rief er, seiner kaum mehr mächtig — immer hast Du Dich aus meinen Armen entwunden, wenn die Glut meiner Liebe zur Flamme ward, und bei Gott, wenn Du mich liebst —

Ich darf Dich nicht lieben, Giacomo! — rief sie mit halberstickter Stimme. — Um Gottes willen bitte ich Dich, laß mich, ich bin zu schwach!

Ich lasse Dich nicht und würde ein Engel vom Himmel zwischen Dich und mich treten, ich lasse Dich nicht Geliebte! rief er erglüht.

Du mußt! — rief sie — wenn Du mich wahrhaft liebst, so mußt Du! — Du siehst, ich kann nicht mehr widerstehen, Deine Küsse brennen — wie höllisches Feuer auf meinen Lippen.

Ist das Liebe? rief er fast zürnend, als sie sich ihm zu entwinden suchte.

Es darf nicht Liebe sein! — Nun, so vergieb mir, Gott, daß ich meinen Schwur breche! — rief sie in Verzweiflung. — Wende ab den Fluch, Mutter Gottes, der mich fortan verfolgen muß! — Giacomo, Alles ist hin, alle Hoffnung, alle Glut der Liebe!

Da, nimm den letzten sündigen Kuß von mir — von Deiner Schwester!

Beatrice! rief Carrara.

Nicht wahr, Giacomo, — sagte sie, und der Gram umwölkte ihre sonst so heitere Stirn — nicht wahr, mit diesem Worte trieb auch Dich der Engel des Verderbens aus Deinem Paradiese, mit diesem Worte öffnete eine unübersteigbare Kluft sich zwischen uns und tückische Gesichter der Finsterniß grinsen uns aus ihrer Tiefe an und rufen hohnlächelnd uns zu: Das war die Ewigkeit Euerer Liebe!

Du bist meiner Eltern Kind? fragte Giacomo, noch starr vor Entsetzen.

Deines Vaters Tochter, — erwiderte sie — Deines Vaters Tochter, dem ich den Schwur brach, sein Geheimniß verrieth und dessen Fluch mich verfolgen wird. —

Nun hab' ich Dich verstanden, Vater, — sagte nach langer Pause Giacomo — nun weiß ich Deine Worte zu deuten, als Du mir schriebst, ich sollte Antonio nicht zürnen, ich hätte ihm viel zu danken. — Gesegnet sei der Augenblick, wo er Dich nach Padua führte! — Was wäre ohne ihn aus uns geworden, Schwester?

Schwester! — Dies Wort sprichst Du mit so viel Ruhe und Besonnenheit aus? Das schmerzt mich, Giacomo! — sagte sie traurig. — Ja, wohl ist es anders in Deinem Herzen, als in dem meinigen. Du bist aus Deinem Sinnenrausche schon oft erwacht; gewohnt, ihn oft zu verschlafen, schlägst Du ruhig die Augen auf, als wäre nichts geschehen, und das Wort Schwester, dies kalte, zerreißende Wort, kühlt Blut und Leidenschaft. Du bist es gewohnt, Dich zu trennen — von Constanze Peralta, von Fiorella und tausend Anderen. — Ich nicht! — Du warfst den ersten Funken in dies Herz, ich habe versucht, ihn auszulöschen, ich konnte es nicht; ich habe versucht, in Giacomo Carrara mir den Bruder zu denken,

es gelang mir nicht. Was in des Weibes Brust erglüht, dämpft wohl die Pflicht, die Glut ganz zu verlöschen, das vermag sie nicht! — Ach! — sagte sie wehmüthig und eine lindernde Thräne trat in ihr Auge — was ist Bruderliebe gegen die Liebe, die mir sonst aus Deinem Auge entgegenflammte? Der Gipfel der Gletscher, die das Frühroth bescheint, ohne sie zu erwärmen, gegen das grünende Thal, wo es Myrthe und Rose zu neuem, glühendem Leben erweckt, das kalte Mondlicht in den Wüsten Arabiens gegen die Strahlen der brennenden, Alles verzehrenden Sonne. Ach, ich bin sehr unglücklich, furchtbar elend!

Beatrice, geliebte Schwester, beruhige Dich! — bat er sie schmeichelnd und schloß sie in seine Arme. — Ich fühle so tief als Du, was ich verlor, und wie wenig ich dafür gewann.

Du fühlst es, mein Giacomo? Nein, nein, Du fühlst es nicht! Doch danke Gott, der Dir Kraft und Muth gab, danke Gott für diese Kälte, für diese Ruhe. Es ist gut, daß Du so bist. Auch ich bin stark! — rief sie, immer bewegter werdend. — Sieh, ich kann mein Haupt an Deine Brust legen und mir wird eiskalt, ich kann meine Lippen auf Deine Lippen drücken und sie brennen mich wie Feuer der Hölle; ich kann in Dein Auge blicken und denken, Du seiest meines Vaters Sohn. — Doch ruhig, Herz! — fuhr sie nach einem langen Kampfe mit sich selbst fort. — Gott wollte es so, darum Fassung!

Ja, warum kam ich doch nach Verona? — fragte sie, wie aus einem Traume erwachend, und strich sich die Locken aus der Stirn. — Warum floh ich von Padua? Die Liebe zu Dir, die Angst um Dich trieb mich fort, die Besorgniß um Dich begleitete mich.

Ja, so war es! Setze Dich zu mir, mein Bruder. — Hast Du Dich endlich aus meiner Brust zwischen Liebe, Sehnsucht und Verlangen hervorgewunden, kaltes, mißtönendes Wort? — sagte sie wehmüthig. — Nun ist mir leichter, die Brust freier geworden, seit ich Dich so nannte. Komm, Bruder Giacomo, setze Dich zu mir! — sprach sie noch einmal, ihm die Hand reichend, die er mit Innigkeit an sein Herz drückte und sie sanft an sich zog. — Keinen Kuß, Giacomo, — bat sie — keinen Kuß jetzt und noch lange nicht wieder. Setze Dich und höre mir zu, aufmerksam zu, denn es betrifft Dein Schicksal und das wird ewig mit dem meinen fest und unzertrennlich verbunden sein.

Sprich, Beatrice!

Ja, nenne mich nur immer so, Giacomo, — fiel sie ihm freundlich lächelnd in die Rede. — Nennst Du mich so, ist es mir, als töne mir ein Echo aus vergangener glücklicher Zeit. Aber ich komme nie an's Ziel, unterbrich mich nicht wieder.

In Padua erfuhr ich während der Abwesenheit Deines Vaters, daß man in Vicenza Böses gegen Dich im Sinne habe. Zwei Kundschafter, die hingeschickt waren, das Nähere zu erforschen, wurden ertappt und

büßten mit ihrem Leben. Da träumte ich eine Nacht, ich höre leise Töne, sanft und zart, wie ich sie noch nicht gehört hatte, ich horche auf und Santa Cecilia tritt vor mein Bett, legt die Hand auf meine Stirn und spricht: Gehe hin nach Vicenza und rette Deinen Bruder. — Ich wachte auf und mir war es, als hörte ich die leise verhallenden Töne immer noch, aber als ich genau aufhorchte, war es der Gesang der Nonnen, die die Hora anstimmten. Seit dem Tage überfiel mich eine qualvolle Angst, die mich alle Nächte von Dir und der Heiligen träumen ließ und mich endlich in dieser Kleidung nach Vicenza trieb. — Sie erzählte ihm nun, was ihr da begegnet sei und fuhr dann fort: Der brave Hauptmann Polenta weckte mich am frühen Morgen, befahl mir, in einen Rüstwagen zu steigen und mich nur getrost der Leitung des Führers anzuvertrauen, gab mir, da ich ganz von Geld entblößt war, eine Zechine und entfernte sich, ohne meinen Dank abzuwarten.

Wahrlich, für den Hauptmann einer Söldnerbande edel gehandelt! rief Giacomo aus.

Zwei Stunden von hier hielt der Wagen an einer Herberge still. Steigt aus, Bursche! waren die ersten Worte, die ich von meinem stummen Führer vernahm, der ein gezäumtes Maulthier, das hinter dem Wagen gefolgt war, losband und mir befahl, es zu besteigen. Weiter als bis hierher darf ich mich nicht wagen, — sagte er — nun seh selbst zu, wie Du nach Verona kommst. — Ich wollte ihm die Zechine in die Hand drücken, er aber weigerte sich, sie anzunehmen. Mein Hauptmann hat es mir streng verboten, sonst nähm' ich sie gern! sagte er, wandte den Wagen und Ziehet mit Gott! mir zurufend, jagte er davon.

Ich kam glücklich hierher, man ließ mich auf San Felice ein, ich betrat das Schloß, ging mit klopfendem Herzen an meinem Stübchen vorüber, sprang hinauf zu Dir, — ach, es war mir so freudig und doch so wehe, Dich wiederzusehen, und blieb starr vor Entsetzen an der Thür stehen. — Doch wozu dies? Ich will von meinem Herzen schweigen, will Dich nicht länger aufhalten, Du mußt ja zu Constanze Peralta, und das muß mir ja jetzt gleichgiltig sein. Doch nein, verweile noch, Giacomo — sagte sie, ein Papier aus ihrem Baret nehmend, was sie dort sorgfältig verborgen hatte — lies diesen Zettel, ich fand ihn in meines Retters Stube, es scheint mir das Verzeichniß des Heeres zu sein, das gegen Dich anrückt. Lies, handle und vergiß Beatricen!

Giacomo betheuerte ihr mit leidenschaftlichen Worten, daß er sie nie vergessen würde.

Vergiß Beatrice — fuhr sie fort — und gedenke mit Liebe der Schwester. Ich will die heilige Mutter bitten, auch mir die Kraft zu geben, Giacomo zu vergessen und nur den Bruder mit brüderlicher Liebe zu empfangen. — Ich fürchte — Gute Nacht, Giacomo! — Mein Kämmerchen ist wohl noch leer, die Kastellanin wird mich wohl wieder freundlich

aufnehmen. Laß mich — bat sie, als Giacomo sie zurückhalten wollte — laß mich, ich bedarf der Ruhe und sehne mich, mein Gebet zu der heiligen Mutter zu erheben. Schlaf wohl! — Sie reichte ihm die Hand, drückte die seine heftig und verließ ihn.

Giacomo befand sich in einer peinvollen Lage; er mußte alle seine Standhaftigkeit herbeirufen, um sich seinen Empfindungen nicht hinzugeben. Obgleich er sich mit dem Gedanken, daß Beatrice für ihn verloren sei, schon seit Antonio's Rückkehr beschäftigt hatte, war es ihm doch nicht möglich gewesen, sich mit ihm vertraut zu machen, und in dem Glück, sie als Schwester an sein Herz schließen, sie sein nennen zu können, fand er nur geringen Ersatz für das, was er verloren hatte. Er hatte es zwar vorhin über sich gewonnen, ihr nicht zu folgen, und mit aller Gewalt suchte er seine Gedanken von ihr loszureißen; aber wenn er an Schlacht und Kampf dachte, trat das trauernde Mädchen immer wieder vor ihn. Auch gedachte er jetzt, daß er der Signora Peralta versprochen habe, zu ihr zu kommen, doch dies war ihm unmöglich; er schickte einen Diener ab und ließ sich mit dringenden Geschäften entschuldigen.

Dies war auch Wahrheit; denn noch in der Nacht ließ er seine Hauptleute zur Berathung sich versammeln. Er benachrichtigte sie von dem, was er durch Beatrice erfahren hatte, theilte ihnen das Verzeichniß des feindlichen Heeres mit, das sich auf 5000 Reiter und 3000 Mann Fußvolk belief, wenn nemlich der Markgraf von Mantua zu del Vermo gestoßen war, und legte der Versammlung die Frage vor: ob es besser sei, den Feind in Verona zu erwarten, oder ihm kühn entgegen zu gehen und ihm ein Treffen zu liefern. Die Hauptleute erwogen reiflich das Für und Wider, und fast alle würden der Meinung gewesen sein, ruhig hinter Mauer und Wall den Feind in Verona zu erwarten, da bei der Stärke der Besatzung der Feind wohl eigentlich zu schwach sei, eine förmliche Belagerung zu unternehmen, wenn ihnen nicht Carrara bemerkt hätte, daß es ihm zu einer Belagerung an Munition für das Geschütz fehle, die er jedoch in einigen Tagen von Padua erwarte.

Ueberdies — fuhr er fort — halte ich es für ehrenvoller und auch für angemessener, dem Feinde entgegen zu gehen, als ihn in einer Stadt zu erwarten, die feindlich gegen uns gesinnt ist, und wo wir mehr Widerstand als Hilfe von den Bürgern zu erwarten haben. Nur der Gewinn einer Schlacht kann die Veroneser im Zaume halten, die, sind wir unglücklich, gewiß unsere Feinde, im Glück vielleicht unsere Freunde sein werden. Ich stimme daher für den Kampf im offenen Felde, sind wir auch an Zahl die Schwächeren, müssen wir auch einen bedeutenden Theil des Fußvolkes auf San Felice zurücklassen, fehlt uns, was freilich schlimm ist, Antonio und die 1000 Lanzenreiter, die mit ihm zogen, so rücken wir doch dem Feinde mit 3000 schwerbewaffneten Reitern und 2000 Mann Fußvolk entgegen, sind ihm gewiß an Geschütz weit überlegen, und die Gegend ist

für uns zum Schlagen günstig. Auch hoffe ich, Antonio kehrt vielleicht noch vor der Schlacht zurück, oder er hält Gonzaga auf, daß er sich mit del Vermo nicht vereinigen kann. Zugleich muß ich bemerken, daß bei dem Heere von Venedig viel albanisch Volk ist, leichtes Gesindel, wenig geeignet den Geharnischten zu widerstehen. Was sollen wir daher hinter Wall und Mauern uns einschließen lassen, besser muthig dem Feinde entgegen gegangen und ihm keck die Stirne gezeigt; der Sieg folgt stets dem Kühnsten!

Dennoch würde Giacomo's Rede wenig Eindruck gemacht haben, wenn er die Condotterie nicht mit triftigeren Gründen überzeugt hätte; denn leider war es in der damaligen Zeit schwer, die Hauptleute eines Heeres zu begeistern und sie zu einer kühnen That zu entflammen. Sie dienten nur des Soldes wegen, und jeder Verlust an Mannschaft, Pferden und Waffen war ihnen empfindlich, denn sie mußten alles Fehlende ersetzen. Dies wußte Carrara wohl und ergriff deßhalb das einzige Mittel, das, sie zu einem gewagten Unternehmen zu bestimmen, gemeinhin wirkte. Er versprach nemlich ihnen den rückständigen Sold auszahlen zu lassen und überdies noch jedem ein Geschenk, wenn sie als Sieger nach Verona zurückkehren würden.

Dies bewog endlich die Hauptleute einzuwilligen, und Carrara suchte nun am frühen Morgen das Schlachtfeld aus, wo er sein kleines Heer aufstellen und den Feind erwarten wollte; denn sich weit von Verona zu entfernen, hielt er nicht für rathsam, damit er im Fall eines Aufstandes der Bürger bei der Hand sein, und im unglücklichsten Falle seinen Rückzug nach Verona nehmen konnte.

Von dieser Untersuchung zurückgekehrt gab er die nöthigen Befehle, schickte 100 Lanzen auf die Straßen von Vicenza und Peschiera auf Kundschaft aus, und nachdem die nöthigen Anstalten getroffen waren, das Lager, das er am andern Tage beziehen wollte, zu verschanzen, zog es ihn zu Beatrice hin.

Er fand sie in ihrem kleinen Gemache traurig und niedergeschlagen; bei seinem Anblicke wurden ihre Züge belebter, sie erwiderte seinen Gruß mit mehr Hast als Herzlichkeit.

Du hast die Nacht wenig geruht, — sagte sie und ihr Auge richtete sich forschend auf Giacomo. — Hast Du der Signora Dein Wort gehalten und bist ihrer Einladung gefolgt? — O, ich weiß es, — sagte sie mit Heftigkeit — daß die Witwe Peralta auf San Felice nicht weit von Deinen Gemächern wohnt, ich weiß —

Beruhige Dich, liebe Beatrice! — bat er sie liebkosend — ich war gestern nicht bei ihr; wir blieben seit jenem Abende getrennt. Glaubst Du, wer Dein Bild, Dein geliebtes Bild in seinem Herzen trägt, daß der noch für Andere fühlen kann?

Beatrice lächelte schmerzvoll. Vergieb mir, mein Bruder! — bat sie

— ich bin ein thörigtes Kind und kann mich noch nicht daran gewöhnen, daß nur Schwesterliebe in meinem Herzen wohnen darf; da erfaßt mich noch zuweilen die Eifersucht, und ich bin so schwach, mich ihr zu überlassen. Steh' mir bei, Giacomo, führe mich zurück, wenn ich auf Irrwege gerathe, sprich oft mit mir von unserm Vater, sei kalt gegen mich, wie Alpenschnee, laß nie Deine Lippen die meinigen berühren, und vergiß auch Du, was ich Dir einst war.

Könnte ich's! wand sich aus seiner Brust.

Du kannst es, Dich ruft die Schlachttrommete, Dich mahnt das Wiehern jedes Streitrosses an Thatkraft, selbst Deine Sorgen sind geschäftige Diener, die den Gedanken an mich verscheuchen, den Liebeschmerz lindern — und schnell heilen — setzte sie traurig hinzu. — Wenn Du mit Deinen Kriegern ausziehst, oder bei versammeltem Volke für die Wohlfahrt der Stadt wachst, sitze ich allein in meinem Gemache, und der Gram, der an meinem Herzen nagt, so gefräßig er auch ist, vermag er doch nie das Herz ganz zu zerstören, da sind meine Schmerzen die geschäftigen Diener, die mir den Gedanken an Dich mit jedem Seufzer, jeder Thräne zurückführen; zuweilen, ja da führen sie mir auch süße Träume wieder vor. Ich höre dann das Rauschen der Wellen, höre den Ruderschlag der Schiffer, die Barcarola höre ich wieder, die sie sangen, wenn sie sich der Villa nahten, ich lausche hinter dem Vorhange, blicke erwartend hinunter, hoch klopft mir das Herz, die Gondel naht, ich sehe Dich! — Großer Gott! warum bricht nicht in solch' seligem Augenblick der Täuschung mein gequältes Herz? warum kann ich dann nicht aus diesem freudelosen Leben gehen, denn süßer, sanfter könnte ich nicht hinüber schlummern, als mit diesem seligen Traume! Aber so ist der Traum so kurz und das Erwachen so bitter, denn den Honig der Erinnerung schafft die Gegenwart mir zu Wermuth.

Glaubst Du, Beatrice, daß die Erinnerung mich nicht auch meinen Verlust tief fühlen läßt? sagte er bewegt.

Ich glaube wohl, Giacomo, daß Du oft meiner liebend gedachtest, meiner noch liebend gedenkst — entgegnete sie — aber ich war Dir nur ein Theil Deines Glücks; Ehre, Reichthum, Macht, Nachruhm hatten auch ihren Theil an Deinen Wünschen. Du aber warst mein Alles, ohne Dich hatte ich nichts, in Dir verschmolzen all' meine Wünsche, und da Du mir genommen bist, habe ich ja nichts, nicht einmal einen Wunsch mehr, als den: bald zu sterben!

Beatrice! — rief Giacomo, sie in seine Arme schließend — liebe Beatrice, welches Herz habe ich an Dir verloren, welches treue Hrrz!

Das hast Du nicht verloren, Giacomo! — sagte sie rasch, wand sich aus seinen Armen und trat ermuthigt vor ihn. — So lange es schlägt, gehört es Dir, so lange ich athme, lebe ich nur für Dich. Sei mir Bruder oder Geliebter, Du bleibst der Zweck meines Lebens, denn mir ist, als sei

ich bloß für Dich auf der Welt. — Sonderbar! — sagte sie nach kurzem Sinnen — wenn ich mir einen Spiegel vorhalte, in dem ich mich und mein Inneres beschauen kann, so sehe ich, daß ich Dich auf der Villa kaum den tausendsten Theil so geliebt habe, als jetzt. Der schöne Mann fesselte meine Sinne, Dein freundliches Auge, Dein liebreicher Mund versicherten mir, Du habest ein sanft Gemüth, ein zärtliches Herz müsse Dein Erbtheil sein; aber als ich Dein Herz mein nennen konnte, als Dein Gefühl in Wort und Kuß sich aussprach, da war der Zauberkreis vollendet, aus dem — selbst die Schwester nicht mehr fliehen kann! — Aber ruhig, Herz! Ihm zu leben hast Du gelobt, erfülle Deine Pflicht, erschlaffe nicht durch Trauern und Klagen seine Kraft, stähle sie, denn er bedarf jetzt des Muthes. — Was hast Du zu thun beschlossen, Giacomo? fragte sie nun, sich von ihren schmerzvollen Gedanken losreißend.

Dem Feinde entgegen zu gehen, die Schlacht zu wagen!

Recht so, mein Bruder! Kühn dem Feinde entgegen, dem Kühnen folgt das Glück! — rief sie begeistert. — Ziehst Du hinaus, höre ich den Donner des Geschützes, höre ich das Stampfen der Streitrosse, das Klirren der Waffen, dann steige ich auf die höchste Zinne des alten Thurmes, wo die Fahne der Carrara weht, ergreife die Fahne unseres Geschlechtes, blicke hinüber, wo der Tod seine blutige Aernte hält, mein Gebet steigt für Dich auf zum Himmel, meine Wünsche, mein Segen umschwebt Dich, Dein Glück bleibt Dir zur Seite — mir — das Unglück! Ja, jede Minute, die Du bei mir verweilst, ist ein Raub an Deinem Glücke. Geh, handle, vergiß keinen Augenblick, daß Du ein Carrara bist, gedenke der Thaten Deiner Ahnen, lebe, und muß es sein, stirb wie sie!

Kannst Du an meinem Entschluß zweifeln? — erwiderte Giacomo und sein Auge blickte feurig auf die Schwester. — Habe ich nicht schon einen großen, wenn auch schmerzvollen Sieg errungen, daß ich mein Auge von Dir wenden und dahin richten kann, wo Ehre und Pflicht mich ruft?

Mir ist, Giacomo, — unterbrach sie ihn — als müßte ich mir sagen, daß Dir der Sieg, dem liebenden Mädchen gegenüber, schwerer geworden wäre, als an der Seite der Schwester. Die Glorie, die in Deinem Auge mich umschwebte, hat, wenn auch nicht ihren Schein, doch ihre Glut verloren, und darum läßt Dich Beatrice jetzt kalt. — Und so muß es auch sein! — Und wehe mir, daß mir die Ruhe noch nicht geworden ist wie Dir. Die heilige Mutter wird sie mir auch schenken, denn ich bete bei Tag und Nacht, und leite meine Gedanken ab von Dir und thue, was ein liebendes Herz zu thun vermag. Aber geh, mein Bruder, da unten wimmelt es von Kriegern. —

Er folgte gern ihrer Mahnung. Sie trennten sich; er eilte hinab, Heerschau über das Kriegvolk zu halten, und sie verließ mit ängstlich zagendem Schritte ihr kleines Gemach.

Langsam ging sie die hohe Wendeltreppe des Thurmes hinauf und stand jetzt vor einer, von einem graubärtigen Krieger bewachten Thür: Was willst Du eigentlich hier, mochte sie sich fragen, als die rauhe Stimme des Kriegers sie in ihren Gedanken störte, der ihr zurief: Was sucht Ihr hier?

Ich will zu der gefangenen Signora, erwiderte sie erschrocken.

Hier darf niemand ohne Erlaubniß des Kastellans hinein! brummte der Söldner.

Ich komme im Auftrage Herrn Giacomo Carrara's! erwiderte sie keck. Doch würde ihr diese Unwahrheit wohl schwerlich Eingang verschafft haben, hätte nicht der Zufall den Kastellan herbeigeführt, der Befehl gab, sie einzulassen.

Als sie eben die Thüre öffnen wollte, hörte sie Gesang und Lautentöne, sie öffnete leise und lauschte, es war Fiorella, die sang.

Warum klopfst Du doch so laut, mein Herz?
Warum dieses Aengsten, dieses Sehnen,
Warum dieser bittersüße Schmerz,
Diese Wollust unter heißen Thränen,
Dies Gemisch von süßer Lust und Pein,
Dieser Kampf von Zagen und Verlangen?
Sollte dies der Liebe Zauber sein.
Der in seinem Kreis' mich hält gefangen?

Was mir sonst so dunkel und so fern,
Seh' ich nah, von Himmelglanz umwoben;
Meine Nacht erhellte sonst kein Stern.
Millionen seh' ich jetzt da droben.
Und bei ihres Glanzes goldnem Schein
Thut sich auf für mich ein neues Leben.
Ja, es muß der Liebe Zauber sein,
Der mir Schmerz und Lust in eins gegeben.

Fiorella! — rief Beatrice, als das Mädchen geendet hatte.

Fiorella erschrak und fuhr auf. Ihr erschreckt mich doch immer! sagte sie unmuthig.

Kam das, was Du sangst, aus Deinem Herzen? fragte Beatrice.

Fiorella erröthete. Ich wüßte es Euch nicht zu sagen! — erwiderte sie. — Es ist ein Lied, das ich erst kürzlich lernte und ich singe es jetzt so gern. — Doch, was bringt Euch hierher?

Ich wünschte Deine Gebieterin zu sprechen!

Ihr? — fuhr Fiorella verwundert auf — Ihr, die Geliebte Giacomo Carrara's?

Diese Worte weckten in Beatrice Wehmuth und Trauer, sie erwiderte anfangs nichts, dann sagte sie fast unmuthig: Thue, was ich verlange und melde mich Deiner Gebieterin!

Fiorella ging. Beatrice mußte lange harren, bis sie zurückgekehrt

war. — Signora Peralta erwartet Euch! berichtete sie und öffnete die Thüre zu dem Zimmer Constanzens.

So muthig auch Beatrice dieser Zusammenkunft entgegen gegangen war, es war ja ihr eigener Wunsch, so klopfte ihr Herz doch schneller, als sie in das Zimmer eintrat, wo sie auf einem Ruhebett Constanzen sitzend fand, deren Wange hohe Röthe überflog, als sie dieses Mädchen vor sich sah, das ihr des Lebens Seligkeit geraubt hatte.

Was wollt Ihr, was sucht Ihr bei mir? fragte sie, die freundliche Begrüßung Beatricens nur mit stolzem Kopfnicken erwidernd.

Ich komme, Euch meine Dienste anzubieten.

Ihr? — Ich bedarf keiner Zofe mehr, Fiorella ist mir genug.

Ihr versteht mich falsch, Signora! — sagte Beatrice, sich von diesem Worte verwundet fühlend, doch blieb sie freundlich und gelassen. — Ich meine, wenn ich Euch sonst dienen kann, so will ich es gern thun. Gefangenen fehlt so Manches, und überdies sollte dem Unglücklichen jedes theilnehmende Herz willkommen sein.

Dem Unglücklichen: Hältst Du Thörin Dich für glücklicher?

Wahrlich nein! entfuhr Beatricen.

Nicht! rief Constanze freudig und die Freude über dies Geständniß malte sich deutlich auf ihrem Antlitze.

Die Freiheit ist dem Menschen das köstlichste Gut, — nahm Beatrice das Wort. — Was sind ihm Schönheit, Reichthum und alle die glänzenden Gaben, die das launige Schicksal beut, wenn ihm die schöne Freiheit gebricht. Darum halte ich Euch für unglücklich. — Kann ich zu Euerer Freiheit mitwirken, sagte sie dann und ihr Auge ruhte im Bewußtsein einer guten That wie das Auge eines milden Engels auf der Gefangenen, so thue ich es mit Freuden.

Constanze schien anfangs von diesen Worten, von diesem Blicke gerührt zu sein; sie sah verwundert auf das Mädchen, das, wenn auch der Gram seine Wangen gebleicht hatte, doch noch in prangender Schönheit wie ein rettender Engel vor ihr stand. Aber eben diese Schönheit verwischte schnell jenen Eindruck, der Stolz behielt auch jetzt die Oberhand und ein finsterer, mißtrauischer Gedanke stieg in ihr auf. Ihr seid sehr gefällig, Beatrice! — sagte sie mit höhnischem Lächeln. — Aber fürchtet meine Nähe nicht, ich bin zu stolz, mich zwischen Euch und ihn zu stellen und keine Gewalt der Erde könnte mich ihm wieder näher bringen. Ihr kennt nun meine Gesinnung, — fuhr sie fort und streckte die Hand nach der geöffneten Thüre. — Gehabt Euch wohl und belästigt mich ferner nicht wieder mit Euerer Zudringlichkeit; es ziemt einer gemeinen Dirne nicht, und Euch am wenigsten, mir, ohne daß ich es verlange, vor Augen zu treten.

Bei diesen Worten begann der Gleichmuth Beatricens zu wanken, ihr freundlicher Blick wurde ernst, und doch lag in dem Tone ihrer Stimme

noch mehr Bescheidenheit als Stolz. Signora, — erwiderte sie — Ihr irrt Euch in mir, in meinem Stande, in meinem Charakter. Von dem ersteren will ich schweigen, weil ich muß, doch braucht Ihr Euch seinetwegen nicht zu schämen, mir gegenüber gestanden zu haben; was aber die gemeine Dirne betrifft, so steht sie rein von jedem Makel vor Euch, der Gefallenen. Was Ihr Giacomo Carrara waret, war ich ihm nie, werde es ihm nie sein!

Constanze sprang heftig auf.

Uebereilt Euch nicht, Signora, — fuhr Beatrice mit Ruhe fort — was könnte Euch das nützen, wozu dies Euch führen? Ich kam in guter, freundlicher Absicht zu Euch, Ihr stoßet mich stolz, selbst unhöflich zurück und ich gehe; doch sage ich Euch noch, ehe ich Euch verlasse, bedürft Ihr meiner, so bin ich auch jetzt noch zu Euerem Dienste bereit. Ich habe Euch wehe gethan, ich will es gern wieder gut zu machen suchen; lebt wohl! — Sie ging.

Staunend, doch mit Wuth im Blicke sah ihr Constanze nach, nicht so Fiorella. Als diese ihr die Thür des Vorzimmers öffnete, drückte sie Beatricen leise die Hand und eine Thräne schwamm in ihrem Auge. Es gehe Euch wohl, Gottes Segen mit Euch! raunte sie der Weggehenden zu.

Giacomo hatte bei seiner Rückkehr erfahren, daß Beatrice bei der Gefangenen gewesen sei; dies war ihm unlieb. Er warnte sie und fragte, was sie dort hin getrieben.

Neugierde, die Frau in der Nähe zu sehen, die mir, ohne daß ich sie kannte, früher so viele Sorge gemacht hat.

Carrara schüttelte ungläubig den Kopf, bat, nicht wider zu ihr zu gehen und da er wieder von einem seiner Hauptleute abgerufen wurde, schied er von Beatricen, welche den ganzen Tag über absichtlich seine Gegenwart vermied, um ihn nicht von den dringenden ernsten Geschäften abzuziehen; sie verließ ihr Gemach nicht und gab sich dort ihren düsteren Träumen hin. Zuweilen führte sie der irre Flug ihrer Phantasie von ihrem blutenden Herzen zum Schlachtfelde, wo sie den Bruder ritterlich kämpfen, männlich siegen sah, und diese Augenblicke waren die Lichtpunkte dieses trüben Tages.

So verstrich er einsam. Als der Abend nahte, trat sie in Giacomo's Gemach. — Ich habe vergessen, Dich zu etwas aufzufordern, redete sie ihn an — zu etwas, an dem die Ruhe meines Lebens hängt. Schwöre mir bei Gott und allen Heiligen, bis unser Vater mein Gelübde löst, niemand, wer es auch sei, das Geheimniß zu verrathen, was ich gezwungen Dir verrathen mußte; schwöre es mir bei unserer Liebe!

Carrara schwur, und sie ging, wenn auch nicht beruhigten, doch leichteren Herzens zur Ruhe.

Auch Carrara, von den Anstrengungen des heutigen Tages erschöpft,

wäre gern zur Ruhe gegangen, doch die gewisse Nachricht, die er von den ausgesandten Kundschaftern erhielt, daß del Vermo Vicenza verlassen habe und gegen ihn im Anzuge sei, bestimmte ihn, morgen in aller Frühe mit seinem kleinen Heere das abgesteckte Lager zu beziehen, und die nöthigen Anordnungen, die er deßhalb heute noch zu machen hatte, hielten ihn bis Mitternacht wach. Da störte ihn plötzlich Trompetenschall; es sei Antonio, wurde ihm gemeldet, der vor der Zugbrücke von San Felice mit seinen Lanzenreitern hielte und schnell Einlaß begehre. Freudigen Herzens eilte Carrara seinem alten Freunde entgegen, und erfuhr schon im Hinaufsteigen der Wendeltreppe von ihm, daß es ihm zwar nicht gelungen sei, Verstärkung in Peschiera zu werfen, wohl aber habe er die Heerabtheilung des Markgrafen von Mantua auf dem Marsche hierher getroffen, sie bei Nacht überfallen, einen Theil zerstreut und 300 Gefangene gemacht, die alle unter den Fahnen Carrara's Dienste zu nehmen entschlossen wären. Ich glaubte mich nun mit meinen Reitern hier nothwendiger als in Peschiera, — fuhr er fort — eilte, ohne von Gonzaga verfolgt zu werden, nach Verona zurück, kann nun Theil an der Vertheidigung der Stadt nehmen, und Euch mit Rath und That zur Seite stehen.

Unter diesem Gespräche waren sie an das Gemach Giacomo's gekommen, der ihn nun von dem Vorsatze unterrichtete, dem Feinde entgegen zu gehen.

Es ist ein gewagtes Unternehmen, — sagte der Alte bedenklich — Ihr setzt dabei Verona auf's Spiel. Aber in jetziger Zeit, wo es Leben oder Tod, Alles oder Nichts gilt, ist wohl das Kühnste das Beßte. Doch verweilt auch keinen Augenblick mehr, denn ich weiß es sicher, die Venetianer sind mit Anbruch des Tages vor den Thoren Verona's; Gonzaga ist um einen Tagemarsch durch meinen Angriff aufgehalten, und so habt Ihr Gelegenheit, mit del Vermo allein zu schlagen.

Während der Rede mochte Antonio's Blick zufällig auf Beatricens Bild fallen, Giacomo bemerkte es, gedachte des Mädchens und sagte mit sichtbarer Verlegenheit: Auch sie ist wieder hier, Antonio.

Beatrice? — fragte dieser verwundert. — Schickte sie Euch Euer edler Vater?

Nein, sie verließ Padua ohne sein Wissen. — Doch bald hätte ich vergessen — brach Giacomo die Rede ab und holte des Fürsten Schreiben, das der Eilbote an Antonio hatte bringen sollen und das noch uneröffnet lag, — Euch dies Schreiben meines Vaters zu übergeben.

Antonio nahm es mit Hast, brach es schnell auf und erbleichte, während er es las. Herr! — sagte er und drückte Giacomo's Hand mit Heftigkeit, — was ist, seit das Mädchen hier ist, zwischen Euch und ihr vorgefallen? — Ich bitte Euch, sagt es mir, hat der Teufel der Versuchung Euch verlockt, oder hattet Ihr Kraft genug, ihm zu widerstehen? — Lächelt nicht so bitter, Herr, — fuhr er in seinem Eifer fort — wo der alte An-

tonio vielleicht Thränen weinen muß, dürft Ihr junger Mann nicht lächeln, das ist nicht recht. Gebt mir lieber Beruhigung.

Die kann ich Euch, obgleich mit betrübtem Herzen geben, — beruhigte ihn Giacomo. — Rein wie der Engel der Unschuld wird Euch das Mädchen entgegentreten, sorgt nicht für sie, nicht für mich. Ewig verbunden, sind wir doch ewig getrennt.

Wie soll ich das verstehen? fragte Antonio verwundert.

Forscht nicht weiter danach, guter Antonio! — erwiderte Carrara — ich müßte doch schweigen.

Nun sei es auch wie es will, Beatrice muß noch in dieser Nacht San Felice, Verona verlassen! — sagte der Alte mit Festigkeit. — Der Fürst von Padua befiehlt es; leset den Brief, leset ihn nur.

Giacome las:

Beatrice ist in männlicher Tracht aus Padua geflohen, ich fürchte nach Verona. Wo Ihr sie trefft, und wäre es in Giacomos Armen, nehmt sie in Verwahrsam und schickt sie in dem nemlichen Augenblicke unter Bedeckung nach Padua zurück. Ihre Gegenwart in Verona könnte meinem Vaterherzen den Todesstoß geben und meinem Hause ewige Schande bereiten. Ehe ich nicht die Wahnsinnige wieder in meinen Händen habe, die mir dann gewiß nicht wieder entschlüpfen soll, eher hat mein Herz keine Ruhe, der ich doch in jetziger bewegter Zeit nur zu sehr bedarf. Sollte sich Giacomo Euerem Vorhaben widersetzen, so zeigt ihm meinen Brief, sagt ihm, der Fluch des Vaters würde ihn treffen, gehorchte er nicht meinem Befehle.

Ihr seht also, lieber Herr! — fiel Antonio schnell ein, als Giacomo geendet hatte — daß ich noch in dieser Nacht das Mädchen nach Padua schicken muß.

Nein! erwiderte Giacomo bestimmt.

Eueres Vaters Befehl, gnädiger Herr! erinnerte der Alte und sein Auge sah bittend auf Carrara, denn furchtbar war ihm die Stellung zwischen Vater und Sohn gewesen.

Antonio, selbst der Fürst würde seinen Befehl jetzt widerrufen! — nahm Carrara das Wort. — Soll ich Beatrice unter Bedeckung nach Padua schicken, und diese und das Mädchen den Venetianern, die gewiß die Straße nach Padua besetzt haben, in die Hände jagen, soll ich die Unglückliche allein ihrem Schicksale Preis geben und sie, die schon einmal zu ihrer Rettung den Dolch gegen Stefano ziehen mußte, ohne Schutz von mir lassen?

Gegen Stefano zog sie den Dolch? fragte Antonio verwundert, und erfuhr nun, was zu Vicenza geschehen war. Es leuchtete ihm ein, daß er jetzt den Befehl des Fürsten nicht ausführen könne, da die Straße nach Padua nicht mehr sicher sei, und daß Beatrice nicht freiwillig allein nach Padua gehen werde; doch beruhigte er sich nicht eher, bis Giacomo ihm

versprach, das Mädchen dem Vater zurückzuschicken, so bald es sich ohne Gefahr thun ließe, und ihre Tugend zu ehren.

Mitternacht nahte, tiefe Stille lag über Verona, der Schlaf scheuchte die Sorgen von den müden Häuptern der Schlummernden und jeder Kummer, jeder Gram schwand unter freundlichen Träumen aus den jetzt ruhig klopfenden Herzen. Die Stadt schien wie ausgestorben, kein menschlicher Tritt belebte die Straßen, kein Sturm trieb die knarrende Wetterfahne der hohen Giebelhäuser, daß sie mit ihrem Geräusche die Ruhe der Müden stören könnte, und nur die funkelnden Sterne blickten noch mit ihrem freundlichen Lichte vom dunklen Himmel herab, die Nacht zu erhellen. Da erscholl das Nachtlied des Thurmwarts, Mitternacht verkündend, und mit dem Gesange, der durch die nächtliche Stille geisterhaft drang, schienen die Ruhenden aus ihrem Schlafe zum neuen thätigen Leben erwacht zu sein. Die Thore aller festen Häuser der Stadt, in welchen die Söldner wohl zu mehreren Hunderten mit ihren Hauptleuten lagen, thaten sich auf und es zog das Kriegvolk, geordnet, ohne Trommel- und Trompetenschall heraus. Zugleich sanken die Zugbrücken von San Felice und die halben und ganzen Karthaunen rasselten über die eisenbeschlagenen Brükken, die Reiterei folgte, und so wie vor einem Augenblick todte Stille sich über die Stadt gebreitet hatte, so bewegte sich jetzt ein Leben, ernst und still, da es dem Tode entgegen zog, durch die engen Straßen der Stadt den Thoren zu, die nach Vicenza und Padua führten.

Giacomo schritt eben gewappnet die Treppe herab, den Streithengst zu besteigen, als Beatrice durch einen Seitengang auf ihn zueilte. Gott mit Dir, Carrara! — sprach sie, ihm die Hand reichend. — Verliere, wenn Gott im Himmel es beschlossen hat, die Schlacht, nur nicht die Ehre, die Dein Geschlecht bis jetzt so treu bewahrt hat. Leb' wohl! rief sie mit bewegter Stimme, drückte seine Hand mit dem eisernen Handschuh an ihre klopfende Brust und ging mit bangem Herzen in ihr Kämmerchen zurück.

Schweigend, fast lautlos zogen die Kriegerschaaren bei Sternenlicht durch die dunkeln Thore dem Kampfe entgegen, die Reiter voran, das Geschütz in der Mitte, das Fußvolk folgend. Als das Heer den zur Versammlung bestimmten Platz erreicht und das Geschütz sich hinter den Verschanzungen aufgestellt hatte, — es mochte um die dritte Stunde des Morgens sein — setzte sich Giacomo an die Spitze der schwerbewaffneten Reiter, deren Geschwader durch Antonio's Rückkehr auf 4000 Mann angewachsen waren, ließ das Fußvolk mit dem Geschütz in den Verschanzungen zurück und rückte mit der Reiterei, in der Hoffnung, den Feind auf dem Marsche zu überfallen, rasch auf der Straße nach Vicenza vor.

Kaum waren die so viel als möglich dichtzusammengehaltenen Geschwader eine Stunde ihres Weges gezogen, als sie auf die Vorhut der Venetianer stießen. Rasch stürzte Giacomo auf sie ein und trieb die Ueber-

raschten, die keinen Feind erwartet hatten, mit leichter Mühe zurück. Sie mit verhängtem Zügel verfolgend, befahl er, nur den Fliehenden zu folgen, um die Venetianer zu ereilen, ehe sie sich in Schlachtordnung stellen konnten. Er hatte es aber mit einem erfahrenen, vorsichtigen Gegner und einem wohlgeordneten Heere zu thun, denn kaum, daß das Morgenroth über die Berge hervortrat, als er auch schon das feindliche Heer, seine Schlachtlinie bildend, auf einer weiten Ebene erblicken konnte. Er mußte in seinem raschen Vordringen anhalten um den übrigen Theil des Heeres zu erwarten, denn schon begrüßte ihn der Feind aus zwei halben Karthaunen, die er an einer Waldecke aufgestellt hatte. Ungeduldig eilte Giacomo zurück, trieb die Nachkommenden an, rasch zu folgen und bildete dem Feinde gegenüber in schräger Linie seine Schlachtordnung.

Del Vermo hatte, als ein kriegkundiger Feldherr, eine vortheilhafte Stellung gewählt, wo er schon vor Giacomo's Angriffe beschlossen hatte, sein Heer aufzustellen, um hier den Markgrafen von Mantua zu erwarten, dessen Unfall ihm noch unbekannt war. Ein Morast deckte auf dem linken Flügel sein Fußvolk, das sich an eine Waldspitze lehnte, an welcher das Geschütz aufgestellt war. Von hier aus zog sich die Reiterei über eine bedeutende Ebene, die nur hier und da durch kleines Gestrippe unterbrochen war, mithin den Angriff der Geharnischten erschwerte. Hier wollte, keinen solchen erwartend, der Venetianische Feldherr sein Lager aufschlagen.

Carrara sah mit dem ersten Blicke, daß die Venetianer diese Stellung nicht verlassen, sondern seinen Angriff abwarten würden; er gab daher sogleich den Befehl, daß sein Fußvolk und Geschütz zu ihm stoßen sollte und zog sich aus dem Bereiche der feindlichen Karthaunen, seine Krieger zu schonen, oder auch den Feind zum Vorrücken zu ermuthigen. Aber del Vermo schickte nur leichte Reiterei zum Scharmuziren vor und blieb fest in seiner Stellung stehen.

Endlich, nach langem vergeblichen Warten rückte das Geschütz und das Fußvolk heran. Bald war das feindliche Feuer zum Schweigen gebracht, und während sich Giacomo hinter einer Höhe, die ihn verbarg, mit der Reiterei immer mehr nach dem rechten Flügel des Feindes hinzog, rückte das Fußvolk mit dem Geschütz vor, besetzte das Gestrippe und die Karthaunen beschossen von hieraus die Reiterei der Venetianer mit Erfolg. Del Vermo blieb nichts übrig, als sich zurückzuziehen oder das hinter dem Gestrippe aufgestellte Fußvolk anzugreifen. Er beschloß das letztere, da es ihm schimpflich schien, sich vor einem Heere zurückzuziehen, das ihm an Zahl nicht überlegen war. Er ließ einen Theil der Reiterei vorrücken und der Angriff begann. Das heftige Feuer des Geschützes trieb zwar seine Geschwader bald zurück, doch nicht entmuthigt sammelte er schnell die Zurückgetriebenen wieder und ließ dann zwei Fahnen albanesischer leichter Reiter zerstreut einen Angriff auf das Geschütz machen, diesen folgte er mit dem Kerne seiner Geharnischten. Der Reiterhaufen, den Giacomo

zur Deckung des Geschützes zurückgelassen hatte, that in diesem Augenblicke seine Schuldigkeit nicht, der Angriff der Venetianer gelang, das Fußvolk floh, das Geschütz ward genommen.

Doch fast zu der nemlichen Zeit brach Giacomo, der durch seine Bewegungen den Feind überflügelt hatte, hinter der Höhe hervor, stürzte sich mit seiner ganzen Macht auf die Schaaren der Venetianer, die noch in Schlachtordnung auf der Ebene hielten, durchbrach ihre Reihen, trieb sie in die Flucht, und obgleich del Vermo seine siegenden Schaaren wieder geordnet hatte und den Fliehenden zu Hilfe eilte, wurden auch jene getrennt und in der allgemeinen Flucht mit fortgezogen. Das Fußvolk, von seiner Reiterei verlassen, konnte dem Angriffe der Paduaner nicht widerstehen und suchte in dem nahen Walde seine Rettung. Schlachtfeld und Sieg blieb Carrara, das feindliche Geschütz und eine Menge Gefangener fielen in seine Hände. Sich nicht zu weit von Verona zu entfernen und immer noch die Ankunft Gonzaga's fürchtend, verfolgte er den Feind nicht weiter, schickte das Geschütz und die Gefangenen sogleich nach Verona und folgte am Nachmittage mit dem ganzen Heere.

Die Bürger Verona's hatten ruhig den Ausgang des Treffens erwartet. Von den Anhängern der Venetianer, wohl nur die geringere Zahl, war die Nachricht, die einige Flüchtlinge in der Stadt verbreitet hatten, das Venetianische Heer habe gesiegt, Carrara sein Geschütz verloren, mit lautem Jubel empfangen worden. Im Ganzen aber war es dem größeren Theile ziemlich gleichgiltig gewesen, wer von beiden Sieger blieb; sie fürchteten Venedig und haßten Padua. Als aber Giacomo an der Spitze seines siegreichen Heeres einzog, 1500 Gefangene, 6 Geschütze und eine bedeutende Anzahl Rosse als Preis seines Sieges mit sich führte, da begrüßte ihn der Jubel der leichtbewegten Menge und vom jauchzenden Volke begleitet kam er auf San Felice an.

Hier empfing ihn Beatrice. Worte fand ihre Freude nicht, sie hing an seinem Halse, preßte den kalten, stählernen Panzer an ihre glühende, wallende Brust und ihr Auge blickte wonnetrunken nach dem Sieger. Gott hat mein Gebet erhört! — rief sie endlich — Dir ward der Sieg, noch ging das Geschlecht der Carrara nicht unter!

Giacomo liebkoste sie, nannte sie seine liebe, liebe Schwester, aber alle diese Schmeichelworte, diese Liebkosungen störten ihr die Wonne dieses Augenblickes. In ihr glühte es zu heftig und Giacomo war so ruhig, gab, sich ihren Armen entwindend, die nöthigen Befehle, und obgleich sie ihm deßhalb nicht zürnen konnte, that es ihr dennoch weh, daß ihr Glück, ihre Wonne ihm so wenig zu sein schien und er kalte, wenn auch freundliche Worte finden konnte, die stumme Sprache ihres glühenden Herzens zu erwidern, und doch mußte sie sich sagen, daß sie ihn ja selbst aufgefordert habe, fortan sie zu vergessen und nur der Ehre zu leben.

Weniger freudig gestimmt vernahm Constanze Peralta die Nachricht

von der gewonnenen Schlacht; mit diesem Tage war ihr wieder eine Hoffnung entschwunden. Aber ihr ewig reger Geist sann auf neue Plane, und wenn auch die Sorgen ihren Schlummer störten, stand sie doch am Morgen unentmuthigt, aber unzufrieden mit sich selbst von ihrem Lager auf, denn das Bild Giacomo's hatte oft ihren unruhigen Schlaf unterbrochen, auch erwacht stand es immer noch vor ihr, und sie vermochte heute nicht den Eindruck ganz zu verwischen, den es wieder Willen auf sie machte und der zuweilen sogar die Sehnsucht wieder in ihr erweckte.

Unmuthig saß sie in ihrem Zimmer, gedankenlos den Blick auf die alte gemalte Tapete gerichtet, welche die Hochzeit von Canaan vorstellte; da fiel ihr das Gesicht eines Mohren auf, der, eine Schüssel mit Obst tragend, sie höhnisch anzublicken schien; kein flammenderes Auge hatte sie noch gesehen als dies, was von der verschossenen Tapete auf sie blickte, es erregte ihre Aufmerksamkeit, sie betrachtete es genau und der grelle weiße Punkt in dem einen Auge war ihr auffallend. Neugierig trat sie näher, bemerkte in dem Auge selbst eine kleine Erhöhung, berührte, drückte sie, zu ihrem Schrecken öffnete sich die Tapete und sie konnte nun in die Mauervertiefung treten, in welcher sie nach einigem Forschen den Punkt fand, wo durch einen leisen Druck sich auch hier eine Thür öffnete, die sie in eine Halle führte, deren Wände mit Waffen aller Art behangen waren.

Staunend sah sie sich plötzlich unter Waffen und Siegesfahnen, womit die della Scala die Halle geschmückt hatten; überall prangte der goldene Falke über den zwischen den Waffen aufgehangenen Bildern dieser alten, unglücklichen Familie, von der so viele eines gewaltsamen Todes gestorben waren. Sie wandelte sinnend umher, blieb gedankenvoll vor dem Bilde Antonio's, des Großvaters der gemordeten Brüder, den die Nemesis so furchtbar ereilt hatte, stehen. Sein Bruder Bartolomeo, der hier friedlich an seiner Seite hing, war von ihm ermordet worden, er selbst durch Johann Galeaz, Herzog von Mailand, aus seinen Staaten vertrieben, starb an Gift einen qualvollen Tod. Welch schöne herrliche Züge! — sagte Constanze vor sich hin — welcher ruhige seelenvolle Blick! konnte ein Mann, den die Natur so trefflich ausgestattet hatte, zum Brudermörder werden? Doch wie oft — rief sie — tragen die Männer den Stempel des Edlen auf ihrem Antlitze und ihr Herz ist falsch und treulos!

In diesen Gedanken störten sie Lautenklänge, die wie aus weiter Ferne leise zu ihr herübertönten. Das ist Beatrice! — rief sie aus, nach der Stelle eilend, woher die Töne zu kommen schienen; dort lauschte sie. Da vernahm sie auch Gesang, ja es war Beatricens Stimme, das Mädchen mußte hier in der Nähe sein. Jetzt bemerkte sie, daß sie sich gerade dem Eingange, durch den sie gekommen war, gegenüber befand, und daß unter dem Bilde Mastino's della Scala, des Stifters dieses edlen Geschlechtes, das Schild eines sarazenischen Kriegers aufgehangen war. Eine Verbin-

bung anderer Gemächer mit dieser Halle, die übrigens noch einen Haupteingang hatte, vermuthend, nahm sie das Schild von der Wand und fand auch hier den Punkt, wo durch einen Druck eine kleine Thür sich öffnete, die durch mancherlei Waffen künstlich versteckt war, und auch hier in die Mauervertiefung führte. Weiter vorzudringen wagte sie nicht. Der Gesang, die Lautentöne waren verhallt, nur hörte sie dicht vor sich ein Geräusch, sie lauschte, konnte jedoch nur einzelne Töne, doch keine Worte vernehmen. Da gewahrte sie an der einen Seite eine kleine Oeffnung, die absichtlich dort gemacht zu sein schien. Sie sah hindurch und fuhr erbleicht zurück — sie sah Beatrice in den Armen des Mannes, sanft an seine Brust geschmiegt, an der sie selbst so oft liebend geruht hatte. Ihr Herz pochte, ihr Blut jagte wild durch die Adern, sie wollte sich entfernen, aber immer zog es sie wieder nach dem verhaßten Anblicke hin, der sie mit tückischer Gewalt zu fesseln schien. Endlich ward sie Herr ihrer Leidenschaft. Warum das Gift in mich saugen? — dachte sie — warum diese Qual? fort von hier! — Sie drückte leise die Thür wieder zu, schritt rasch durch die Halle als jagte sie ein Gespenst; als sie aber an dem Bilde Antonio's della Scala vorüberkam, blieb sie sinnend stehen. — Dir gab Gift einen furchtbaren Tod! Ja Gift! — murmelte sie vor sich hin, lächelte tückisch und verließ nun die Halle, deren Eingang sie wieder sorgfältig schloß.

Als sie sich wieder auf ihrem Zimmer befand, schritt sie sinnend auf und ab, dann warf sie sich mit Heftigkeit vor einem Muttergottesbilde nieder, wollte beten und vermochte es nicht. Sie sprang auf, warf sich in einen Sessel, schien mit sich im Kampfe und rief dann Fiorella: Geh zu Beatrice, und lade sie ein, zu mir zu kommen.

Fiorella sah sie bei diesem Befehle verwundert an, denn noch am gestrigen Abende hatte sie ihr befohlen, Beatrice nie wieder vorzulassen, und überdies war ihr Blick so starr, ihre Wangen glühten, ihre Lippen bebten, so daß das Mädchen erschrocken fragte: Ist Euch nicht wohl, Signora?

Geh' und thue, was ich befohlen! war die unfreundliche Antwort, die sie erhielt.

Als Beatrice der Einladung folgend in das Vorzimmer trat, fand sie Fiorella weinend. Trinkt — sagte diese, doch Constanze öffnete in dem Augenblicke die Thür, unterbrach das Mädchen, so daß es nicht weiter reden konnte und lud Beatrice ein, bei ihr einzutreten. Signora Peralta war heute freundlich und zuvorkommend und erst nach manchen Fragen über die gestrige Schlacht kam sie auf den eigentlichen Zweck, weßhalb sie ihrem Vorgeben nach, Beatrice habe bitten lassen, zu ihr zu kommen.

Ihr habt mir neulich, zu meiner Freiheit behilflich zu sein, auf eine edle Weise angeboten, — sagte sie zutraulich, doch konnte ein scharfer Beobachter ihr leicht den Zwang ansehen, freundlich scheinen zu müssen. — Ich nahm Euer Anerbieten nicht an, denn, ich gestehe es frei, ich hoffte Rettung von einer andern Seite; diese Hoffnung hat mir aber die gestrige

Schlacht genommen, und ich glaube auch jetzt noch, mich Euch anvertrauen zu können.

Beatrice versicherte, daß sie dies gewiß thun könne, sie würde alle Mittel, die ihr zu Gebote ständen, mit Freuden ergreifen, ihr zur Flucht behilflich zu sein, nur möchte sie ihr mit Rath an die Hand gehen, wie es zu bewerkstelligen sei. Constanze machte ihr nun mancherlei Vorschläge, die sie aber alle schnell wieder verwarf; endlich wurde verabredet, daß sie in männlicher Tracht als Diener Beatricens San Felice verlassen sollte.

Constanze zollte nun dem edlen Mädchen heißen Dank, ihr Stolz schien sie verlassen zu haben, sie war freundlich, herablassend gegen die Bescheidene.

Fühle ich mich doch durch die Anstrengung meines Geistes erschöpft, — unterbrach Constanze endlich das Gespräch, rief Fiorella und befahl ihr, einen Becher mit Wein zu bringen. Doch kaum war das Mädchen bis an die Thür, als sie ihr nachrief: Bringe zwei Becher! — Auch Ihr werdet einer Erquickung bedürfen, — sagte sie, sich zu Beatrice wendend; — der Tag ist heiß und Ihr scheint gleich mir aufgeregt.

Beatrice nickte bejahend, ohne etwas darauf zu erwidern.

Fiorella trat mit den beiden Bechern ein, setzte sie vor ihnen auf den Tisch und warf, zwar nur flüchtig, einen warnenden Blick auf Beatrice, den diese wohl nicht bemerkt haben konnte, da Constanze sie eben auf die Tapete mit dem grellen Mohrengesichte aufmerksam machte und mit ihr aufstand, es näher zu betrachten.

Beatrice besah unbefangen das eben nicht schöne Gemälde und kümmerte sich wenig um Constanzens Thun, die sie den Mohren und die freundliche Braut ungestört besehen ließ, dann setzte sie sich wieder zu Constanzen, die ihr den Rücken zugewendet mit Fiorella heimlich sprach, und sich dann wieder auf ihr Ruhebett setzte, den einen Becher, der ihr zunächst stand, ergriff, den andern aber Beatricen reichte.

Ihr habt mir wehe gethan, Beatrice! — sagte sie dann in sichtbarer Bewegung — doch ich verzeihe Euch, denn Ihr wollt es ja auf eine edle Art wieder gut machen. Sollte ich auch gegen Euch durch Wort und That gefehlt haben, so bin ich überzeugt, auch Ihr vergebt mir; einer Gefangenen ziemt nicht der Stolz, darum bitte ich Euch um ein versöhnliches Wort.

Mit Freuden spreche ich es aus, Signora! — erwiderte Beatrice herzlich. Die Vergangenheit liege in Nacht und eine frohe Zukunft erhebe sich vor uns, rosig wie die Strahlen der Morgenröthe!

Das möge sie! sprach Constanze und ihr Herz schien beklommen; sie leerte den Becher und forderte Beatrice auf ein Gleiches zu thun.

Diese führte den Becher an ihre Lippen, doch plötzlich stellte sie ihn vor sich hin. Signora! — sagte sie mit anscheinender Ruhe und ihr listiges Auge blickte fest und durchdringend auf die Gefangene — verzeiht! Als

Ihr vorhin mit Eurer Dienerin spracht, besah ich die niedlich gearbeiteten kleinen Becher und habe sie zufällig verwechselt —

Gerechter Gott! rief Constanze erbleichend.

Was ist Euch? — fuhr Beatrice erschrocken auf — war es vielleicht —

Nichts, nichts! — sagte die Signora erbebend. — Nichts als die Hand der Vorsehung, die mich furchtbar erfaßt. Trinkt nur Euren Wein — fuhr sie mit Heftigkeit fort — trinkt ihn nur, er wird Euch sicher bekommen.

Beatrice aber, ohne ein Wort zu erwidern, öffnete das Fenster, goß den Wein hinaus und verließ, einen verächtlichen Blick auf Constanze werfend, das Zimmer.

Schlange! hast Du mich dennoch überlistet! — rief diese, als das Mädchen sich entfernt hatte — Nun, muß ich durch mein eignes Gift sterben, will ich meine Seele Gott befehlen und niemand soll es ahnen, wodurch ich starb. Meinen Muth, meinen Stolz soll der Tod nicht beugen. Der Tod? Nein, der ereilt mich noch nicht! — rief sie frohlockend aus. — Goß sie nicht den Wein aus dem Fenster? — Sie ergriff den Becher, den Beatrice ausgegossen hatte, und starrte hinein. — Da unten seh ich noch den dunklen Todesspender, sie täuschte mich und ich Thörin ging in die Falle. Du sollst es büßen, weiß ich doch nun den Weg in Dein Gemach. Ja, Deine Zukunft will ich Dir rosig wie die Strahlen der Morgenröthe malen, die Du morgen nicht mehr erblicken sollst.

Nach diesem Selbstgespräche schien sie beruhigt, und verfiel in tiefes Nachdenken.

Als Beatrice wieder in ihr Gemach treten wollte, bemerkte sie, daß Fiorella ihr gefolgt war. Signora! — bat diese und hielt sie zurück — habt Erbarmen mit einer Unglücklichen, nehmt mich in Eure Dienste, nehmt mich fort von jener Frau, die — doch sie hat mir früher Gutes gethan, nur daran will ich denken — nehmt mich zu Euch, ich will Euch treu dienen, will thun, was Ihr mir befehlt, wie die niedrigste Magd Euch bedienen. Schon damals, als ich Euch zum ersten Mal sah, zog es mich zu Euch hin, und jetzt — o! seid mild gegen mich und verstoßt mich nicht.

Beatrice überlegte nicht lange, sie gedachte des warnenden Wortes, des warnenden Blickes, willigte gern in des Mädchens Gesuch und versprach ihr, obgleich selbst hilflos, für sie nach Kräften zu sorgen.

So hole ich meine Laute, meine wenigen Kleider und schleiche davon! rief Fiorella erfreut.

Und warum willst Du es nicht Deiner Gebieterin offen sagen, daß Du sie verlassen willst?

Ich wagte viel, thäte ich dies! erwiderte sie und sprang davon.

Beatrice war von alle dem, was an diesem Tage vorgefallen, noch sehr erschüttert. Sie sann nach, ob sie Giacomo von dem Vorfalle bei

Constanzen unterrichten oder es ihm verschweigen sollte; sie beschloß das letztere. Mit diesem Vorsatze verließ sie ihr kleines Gemach, um sich in den Garten zu begeben, als ein Anblick ihr Innerstes von neuem ergriff. Die in der Schlacht gefangenen Krieger wurden eben nach San Felice gebracht und zogen durch das finstere Thor. An der Spitze des Zuges ritt auf einem mageren Klepper ein alter Mann mit langem, grauen Barte, sein Kopf war verbunden, den rechten Arm trug er im Bande, und er schien noch aus mehren Wunden geblutet zu haben, denn bleich wie der Tod war sein Antlitz und abgespannt und erschlafft hing die lange Gestalt nur noch auf dem Rosse, das eben so matt als sein Reiter durch das Thor wankte. Jetzt hob der Alte den gesenkten Blick, er traf Beatrice, die ihn aufmerksam betrachtete; das Gesicht des Verwundeten schien ihr, Trotz der Binde, die es halb verdeckte, bekannt; auch er betrachtete sie aufmerksam und murmelte plötzlich: Beatrice!

Herr! — rief das Mädchen, das es gehört haben mochte, und ergriff mit Heftigkeit den Bügel seines Rosses — kennt Ihr mich? — Wer seid Ihr?

Er lächelte bitter.

Jesus Maria! — schrie sie jetzt auf — Herr Polenta von Ravenna, Ihr hier? — Gelobt sei Gott, daß ich Gelegenheit finde, meine Schuld abzutragen! Dies sagend, leitete sie selbst sein Roß ab von den Uebrigen nach dem inneren Schloßhofe und befahl einem Diener, Giacomo zu rufen.

Als dieser kam, lief sie ihm entgegen und führte ihn zu dem Verwundeten, den man auf einen Tragsessel gesetzt hatte, da er auch am Fuße, jedoch nur leicht verwundet war. Hier, Herr Giacomo Carrara! — rief Beatrice — hier ist der Mann, der mich so menschenfreundlich in Vicenza aufnahm und rettete. Erlaubt, daß ich für seine Pflege sorgen und so einen Theil meiner Schuld bezahlen darf; auch bitte ich Euch, gebt ihm ohne Lösegeld die Freiheit.

Er ist nicht mein Gefangener, darum habe ich kein Recht an ihn, aber ich selbst will das Lösegeld für ihn zahlen! — erwiderte Carrara auf ihre Bitten — auch für Euere Pflege soll gesorgt werden, edler Mann! — wandte er sich zu dem Gefangenen — Wir haben zwar nur wenig Platz hier im oberen Schlosse, aber ich bin Euch zu sehr verpflichtet, um Euch nicht als Freund gern in meiner Nähe zu haben; Ihr sollt bei uns wohnen und gehalten sein, als wäret Ihr mein Bruder. — Er gab die nöthigen Befehle und Beatrice dankte ihm herzlich, denn sie fühlte wahre Hochachtung für den Krieger, der, trotz seiner Rauhheit, so edel an ihr gehandelt hatte. Der Hauptmann wurde hinaufgetragen und nahm nun einen ehrenvollen Platz unter den Bewohnern von San Felice ein.

An diesem Tage sollte Sturm auf Sturm Beatricens wundes Herz bewegen. Antonio kam zu ihr und machte ihr bekannt, daß sie schon mor-

gen Verona verlassen und nach Padua zurückkehren müsse. Es ist des Fürsten Wille, sein strenger Befehl, — sagte er ernst — dem nicht ich, nicht Ihr, nicht Giacomo widerstreben können. Obgleich ich Euere Verhältnisse nicht klar durchschauen kann, obgleich mir Manches räthselhaft bleibt, so sehe ich doch ein, daß ein längerer Aufenthalt auf San Felice nur trübe Folgen für Euch haben kann. — Der Himmel hat, wenn ich Giacomo's Worten glauben darf, Euch bis hierher beschützt, aber der Versucher wacht und das festeste Gemüth hat seine schwachen Augenblicke. Darum zieht nach Padua, der Fürst will es, und so muß ich gehorchen, obgleich ich Euch lieber an jedem andern Orte sähe als dort.

Schon morgen soll ich von hier? — fragte Beatrice tief erschüttert — Wollt Ihr denn immer der Engel mit dem flammenden Schwerte sein, der mich aus meinem Paradiese treibt? Doch der Fürst von Padua befiehlt, nun, da muß ich wohl gehorchen! — sagte sie dann mit Fassung — Bin ich doch gewohnt, oft den Becher an meine Lippen zu setzen, ohne ihn zu leeren, selbst den Giftbecher!

Sprecht nicht von Gift! — fiel ihr Antonio in die Rede — Mich schauert es, vernehme ich diese Worte von Euch, denn sie sind Schuld, daß ich Ursache Eures Unglückes bin!

Meines Unglückes? — rief Beatrice — Ja wohl bin ich unglücklich, aber Gott sei gedankt, daß Ihr mich von San Felice führtet. Quält Euch darum nicht, alter Mann, hier wäre ich unglücklicher geworden als dort! — Sie brach nun schnell das Gespräch ab und versicherte Antonio, daß sie sich in den Befehl des Fürsten fügen und sich zur Abreise bereit halten wolle, nur den morgenden Tag wünsche sie noch auf San Felice zu bleiben. Auch müsse es ihr erlaubt sein, die Dienerin der Witwe Peralta, die ihre Herrin verlassen habe, mit sich zu nehmen.

Antonio schüttelte bedenklich den Kopf. Hütet Euch, eine Natter an Eurer Brust zu nähren! — warnte er. — Beatrice aber lächelte und bat ihn, sich deßhalb zu beruhigen.

Als Antonio sie verlassen hatte, begab sie sich zu dem gefangenen Hauptmann und entschuldigte sich, daß sie ihre Pflicht fernerhin nicht erfüllen und ihn pflegen könne, da sie morgen schon nach Padua abreisen müsse; Giacomo Carrara werde aber gewiß diese Pflicht statt ihrer erfüllen. Sie dankte ihm nochmal mit so viel Höflichkeit, daß der alte Krieger ihr die Hand reichte und gerührt zu ihr sagte: Beschütze Euch Gott! Ihr geht, so wie ich sehe, auf schlüpfrigem, gefährlichem Wege; Ihr seid schön, seid weichen Gemüthes, Euch gab Gott ein dankbares Herz, und das ist eine seltene Gabe bei dem undankbaren Menschengeschlechte, aber was ich von Euch sehe, konnte mich, wäret Ihr mein Kind oder ich Euer Seelsorger, wohl beunruhigen. Dem rauhen Krieger könnte zwar Euer Thun und Treiben gleichgiltig sein, aber ich nehme zu herzlichen Antheil an Euch, um nicht mit traurigem Blicke auf Euch zu sehen. Ich fand Euch als

herumziehenden Sänger auf den Straßen Vicenza's, sah Euch als Mörderin eines Pfaffen Hülfe bei mir suchend, und was würde aus Euch geworden sein, wäre ich so rauh und zügellos gewesen wie die meisten meiner Krieggenossen? — Hier finde ich Euch bei einem schönen, jungen Manne, mit dem Ihr in höchster Vertraulichkeit lebt. Beatrice, Ihr dauert mich!

Beatrice hatte den alten Mann ruhig angehört, freundlich lächelnd ergriff sie, als er schwieg, seine Hand. Ich danke Euch, Herr, für Euere Theilnahme! sprach sie gerührt — mein Schicksal ist traurig ohne meine Schuld. Und saht Ihr mich in Vicenza als umherziehenden Sänger, — fuhr sie lebhaft fort — hörtet Ihr mein Lied in den Herbergen und auf den Herbergen und auf den Straßen, seht Ihr mich hier in Giacomo Carrara's Armen, an seiner Brust, so bleibe ich dennoch Eurer Theilnahme, Eurer Achtung werth.

Das höre ich gern! — erwiderte der Alte und drückte herzlich ihre Hand — wer so wie ich durch die Welt gestürmt, manches Unkraut ausgerissen, aber auch manches Saatkorn zertreten hat, der schaut, wenn das Bischen Leben zu Ende geht, manchmal mit ernstem Blicke rück- und vorwärts; dort sieht er nicht viel Gutes gethan, und vorwärts bleibt ihm so wenig Zeit, Besseres zu thun, daß es ihm bangt, wie es dereinst da oben mit seiner Rechnung stehen wird, und so freut er sich, wenn sie ihm eine Gelegenheit bietet, einmal menschlich handeln zu können, da er so oft unmenschlich handeln mußte. Darum nehme ich so warmen Antheil an Euch, Beatrice, und hoffe, Gott wird mir mit milder Hand Vicenza in das kleine Buch der guten Thaten einschreiben. — Aber — fuhr er nach kurzem Stillschweigen fort und zog seine Hand aus der Hand Beatricens, die sie, von des Verwundeten herzlich gesprochenen Worten gerührt, an ihre Lippen drückte — die Laute versteht Ihr besser zu spielen als den Dolch zu führen. Ihr habt den Mönch schlecht getroffen, zwischen Fleisch und Rippe fuhr der Dolch und der Pfaff lebt noch —

Gott gedankt! rief das Mädchen.

Gott gedankt? wiederholte der Alte verwundert.

Ja, Herr! nun ist eine Centnerlast von mir genommen; mich grauste bei dem Gedanken, daß ich einen Mord begangen hätte, und war es auch zu meiner Rettung geschehen.

Thöriges Mädchen! — fuhr der Alte auf — ein solches Menschenleben wiegt nicht das Leben eines Maulthieres auf, das unter seiner Last zu Boden sinkt; ein solcher Mensch ist ein giftiger Pesthauch und eine Wohlthat für die Welt, wenn ihn jemand den Würmern zur Speise vorwirft. Wer einmal mit dem Teufel sein Spiel getrieben hat, der bleibt dem Teufel verfallen. Sicher brütet er jetzt schon auf Rache; hütet Euch vor ihm!

Gott wird mich schützen! — sagte Beatrice vertrauenvoll.

Nicht immer schützt er, Kind! — fiel ihr der Alte in die Rede —

Gott ist darin zuweilen gar wundersam. Ich wendete mich vor jeder Schlacht immer an ihn und an San Giorgio, meinen Schutzpatron, und einige leichte Hiebe und Quetschungen abgerechnet, beschützte er mich auch immer; ich glaubte, mein Gebet müsse jedesmal erhört werden. Vor dem letzten Schlachttage betete ich mit rechtem Vertrauen, denn ich war mir einer guten That bewußt, und wie hat Gott mich geschützt? — Seht meine zerfetzten Glieder; zwei Hiebe auf den alten Schädel, die der Helm nicht abhalten konnte, ein Lanzenstich ins Bein, eine Quetschung an der linken Seite, als mein Gaul stürzte, und noch der Hieb in den Arm, der mich vollends wehrlos machte. Ist das nicht genug? Ward meine Zuversicht belohnt? was da oben beschlossen wird, erräth kein Verstand eines Erdgeborenen. Vertrauet nicht zu viel!

Beatrice seufzte tief auf, auch sie fühlte, daß das Schicksal der Menschen oft wunderbar und nicht freundlich führte, und noch trüber gestimmt als sie kam, verließ sie den Verwundeten wieder.

Der Sturm heulte gar grausig über den finstern Schloßhof hin, die Wetterfahnen kreischten, dunkle Wolken zogen vom Sturm gejagt über Verona, Blitze leuchteten und der Donner rollte im tausendfachen Echo ununterbrochen über die Berge hin. Aber trotz dem furchtbaren Wetter schliefen die zahlreichen Bewohner von San Felice ruhig unter ihrem sichern Obdach, nur Eines Auge wachte. Constanzen floh der Schlaf, sie stand im weißen Nachtkleide mit flatterndem Haar wie ein Geist, der um Mitternacht seinem Grabe entsteigt, am offenen Fenster und sah gedankenvoll in die Sturmnacht hinein.

Herz! — rief sie jetzt und blickte aufwärts nach den dunkeln vorüberziehenden Wolken — Herz, wie glichest Du sonst der heitern kühlen Sommernacht! wie gleichest Du jetzt dem Sturm, der mein Haar erfaßt, als wären es Schwingen eines Nachtvogels, den Du flatternd umhertreibst! Herz, was bist Du bewegt, was gleichst Du der finstern Nacht, die nur Verderben aus ihrem Schooße schüttet, und das Unglück auf des Sturmes Flügeln versendet! Unglückliches Herz, wie leise und ruhig schlugest Du sonst, ehe ich in seinen Armen mich berauschte, ehe meine stille Liebe zur wilden Leidenschaft ward. Damals, wenn der Schlaf mich floh, konnte ich beten, ich hatte Worte, Gefühle, die ich zu Gott senden konnte; jetzt — Rache ist mein Gebet und meine Gefühle streben nicht mehr himmelwärts, sie gehören der Hölle an. Fortan ist keine Seligkeit für mich hier und dort! — Sie warf das Fenster zu und trat in das Zimmer zurück. — Kann ich denn nicht wieder heimkehren in das Land des Friedens? — jammerte sie. — Sind mir denn die Pforten des Paradieses so fest verschlossen, daß ein ernster Vorsatz sie mir nicht wieder öffnen könnte? Ist denn der Wille schon die That? Fort mit dem Werkzeuge meiner Rache, fort mit dir, ich bin noch nicht so tief gesunken, um mich nicht wieder aufrichten zu können. — Sie schleuderte einen Dolch, der auf dem Tische lag,

weit weg und schellte Fiorella. — Ich muß unter Menschen! — sagte sie zusammenschauernd — die Einsamkeit ist eine Verschworene der Hölle! — Fiorella mochte fest schlafen, sie hörte nicht; Constanze schellte noch ein Mal. — O Du Glückliche! — sprach sie schmerzvoll — Dir bringt die Nacht den Schlaf, der Schlaf Dir die Ruhe; mir — die wilden Träume und weiter nichts. — Aber Fiorella hörte immer nicht; da ergriff sie unmuthig die Kerze, ging nach des Mädchens Bett, sie zu wecken, und fand Bett und Kammer leer.

Schweigend ging sie zurück, setzte die Kerze auf den Tisch und hob gedankenvoll den Dolch wieder auf. Auch sie hat mich verlassen! — sagte sie jetzt im dumpfen Schmerz. — Als mein schützender Engel weinend von mir ging, ging auch sie. Deshalb ihre Thränen, als sie mich verließ. Nun stehe ich hier in der Sturmnacht allein, ihre Lautentöne, ihr Gesang sollte mein Herz beschwichtigen, und der Sturm brüllt mir der wilden Rache Geheul entgegen. O, Einsamkeit, du bist die Verschworene der Hölle! — Sie setzte sich auf das Ruhebett, legte den Dolch vor sich hin, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und versank in tiefes Brüten.

Lange saß sie unbeweglich, dann erhob sie sich rasch, faßte den Dolch, faßte eine bereit stehende Blendlaterne und schritt auf den Mohr zu. — Blicke nur teuflisch auf mich, Dein Basiliskenblick bewacht nicht den Schatz, er öffnet die Riegel, die ihn verschließen.

Sie drückte an der verborgenen Feder, drückte noch ein Mal, trat in die dunkle Waffenhalle und — der erste Schritt zum Verderben war gethan.

Langsam, doch nicht bebend, denn der Entschluß war in ihr gereift, durchschritt sie die Halle. Da schien es ihr, sie vernähme ein leises Geräusch, sie stutzte, hob die Leuchte, blickte vorwärts, seitwärts; doch hinter sich, von wo das Geräusch zu kommen schien, wagte sie nicht zu schauen. — Spiel der Phantasie! — dachte sie und schritt getrost weiter, hob das Sarazenenschild, drückte die Feder und stand vor der eichenen Vermachung, die sie noch von Beatrice trennte. Vorsichtig sah sie durch die kleine Oeffnung, durch welche ein matter Lichtstrahl drang; alles war ruhig, ein brennendes Lämpchen stand auf dem Tische, sonst sah sie niemand. — Vielleicht finde ich sie nicht — vielleicht ist sie bei ihm, ruht in seinen Armen, an seiner Brust! — Dieser Gedanke entflammte ihre Phantasie, und diese Bilder gaben ihrer Rache den Muth zur blutigen That. — Sie drückte und stand in Beatricens Gemach.

Ruhig und sanft schlief das Mädchen. Sie lag nicht in seinen Armen, nicht an seiner Brust; sie lag, ein schlummernder Engel, auf ihrem Lager. Ein süßer Traum mochte ihre Sorgen verscheucht, ihren Gram gelindert haben und sorglos, keine Gefahr ahnend, ruhte die vom Schicksal schmerzlich Verwundete. Ihr Anblick verscheuchte die Bilder, die Constanzens zügellose Phantasie ihr vorgeführt hatte, und dennoch trat sie, den gezückten

Dolch in der Hand, vor das Bett der Schlummernden. Sie hob vorsichtig die seidene Decke, die ihr das Herz voll Liebe verbarg, das Herz, das ihr irdisches, auch ihr himmlisches Paradies zerstört, hob den Arm, den Stoß zu führen — er blieb starr und regungslos. — Feiges muthloses Weib! rief ihr der Versucher zu. — Morde die Tugend nicht, mit diesem Herzen zerstörst Du Deine Seligkeit! — lispelte ihr der Engel zu, der den Schlaf der Tugendhaften bewachte. Sie hörte die Stimme, der Engel lockte die Thränen des Mitleids in ihr Auge, sie blickte auf das liebliche Antlitz der Schläferin, wandte sich schnell, da die Schlummernde tief aufseufzte, und eilte zurück.

Als treibe sie ein Geist der Finsterniß, so schnell ging sie durch die Halle, aber plötzlich war ihr eilender Fuß gebannt, zitternd blieb sie stehen und sah starr vor Entsetzen nach einer Seite der Halle auf einen Punkt, wo langsam und grausenhaft sich eine lange riesige Gestalt erhob, und ohne Kopf, ohne Arm sich jetzt auf sie zu bewegte. Dolch und Leuchte entfielen ihrer zitternden Hand und ihre Kniee bebten, als sie bei einem leuchtenden Blitzstrahle die Gestalt immer näher und näher auf sich zukommen sah.

Wer bist Du, Geist oder Mensch? — donnerte jetzt eine furchtbare Stimme, und sie fühlte sich mit kräftiger Faust gepackt. — Stehe mir Rede, oder, bei San Giorgio, ich erdrossele Dich! Wer bist Du?

Ein Weib! — erwiderte Constanze, der bei der Gewißheit, die Erscheinung sei ein menschliches Wesen, Muth und Besonnenheit zurückgekehrt war.

Was suchst Du hier? — fragte der Unbekannte weiter.

Die Einsamkeit! Ich glaubte nicht solch zudringliche Gesellschaft zu finden, — entgegnete sie mit stolzem Tone. — Laßt mich los, ehrt mein Geschlecht; auf San Felice ist es niemand erlaubt, Frauen ungestraft zu beleidigen.

Sagt mir, wer Ihr seid, dann geht wohin Ihr wollt, — fuhr der geisterähnliche Wanderer fort, und seine Faust mochte hierbei Constanzen weniger fest gehalten haben, denn sie wandte sich behend, entschlüpfte, und ein leises Knarren der Thür zeigte, daß sie in Sicherheit sei.

Bei meinem lahmen Beine und bei allen Teufeln! — fluchte der Hauptmann von Ravenna, denn er war es, dem man aus Mangel eines andern Gemaches sein Krankenlager in der Waffenhalle aufgeschlagen hatte — Das Weib hatte nichts Gutes im Sinne. Wäre ich ihr nur gleich gefolgt, als ich sie kommen sah!

Vor Frost zitternd, von Finsterniß umgeben, von den Schmerzen seiner Wunden geplagt, stand der Arme da und wußte nicht wohin, da erhellte ein Blitzstrahl die Halle, er sah sein nahes Lager und tappte mühsam darauf los; endlich fand er es, und das unbekannte Weib verfluchend, legte er sich zur Ruhe.

Am andern Morgen ließ Hauptmann Polenta Giacomo ersuchen, zu

ihm zu kommen und theilte ihm, da Carrara nicht zu erscheinen säumte, das mit, was in der Nacht vorgefallen war. Durch den Dolch, den man in der Halle fand, überzeugt, Constanze sei die Nachtwandlerin gewesen, eilte Giacomo mit sorgenschwerem Herzen zu Beatrice, die er aber, wenn auch nicht heiter, doch wohl fand. Unbegreiflich war es ihm, wie Constanze in die Halle, mehr noch, wie sie in Beatricens Gemach gekommen sei. Er ließ deßhalb die Wand genau untersuchen, und man fand endlich die verborgenen Federn und die Oeffnung.

Die Erzählung des Vorgefallenen erschütterte das Mädchen. Welche Absicht die Witwe Peralta gehabt, mußte ihr nach der Scene mit dem Giftbecher klar sein, und sie dankte Gott im Stillen, daß er sie zweimal aus so großer Gefahr gerettet habe; auf welche Weise dies das letzte Mal geschehen sei, blieb ihr räthselhaft, doch bestimmte es sie zu einem sonderbaren Entschlusse.

Am Nachmittage, wo sie wußte, daß Giacomo mit Antonio mehre Zeit von San Felice abwesend sein würde, trat sie plötzlich in Constanzens Gemach. Signora! — sagte sie, als diese bei ihrem Anblicke erschrocken aufsprang — erröthet nicht, das Geschehene ist in Vergessenheit begraben. Ich komme in guter, freundlicher Absicht zu Euch, ich komme, Wort zu halten und Euch zur Flucht behilflich zu sein. Oeffnet die verborgene Thür, die in die Halle führt, und folgt mir in mein Zimmer, der Geist, der Euch heute Nacht erschreckte, wird uns jetzt nicht stören; kommt, nehmt mit, was Euch werth sein könnte, aber nur schnell.

Constanze war überrascht. Das Benehmen Beatricens war so ruhig und ernst, kein bitteres Wort, kein schneidender Ton, kein stolzer Blick traf sie verwundend, und doch fühlte sie nicht den Edelmuth, der in dieser Aufforderung lag, oder vielmehr sie wollte ihn nicht fühlen. Ihr Stolz unterdrückte in diesem Augenblicke jede edle Regung ihres Gemüthes, und je tiefer sie sich neben Beatrice fühlte, destomehr regte sich ihr Stolz. Sie konnte diese Demüthigung und von diesem Mädchen nicht ertragen. Ich nehme keinen Freundschaftsdienst von Euch an, — sagte sie deßhalb trotzig — ich bleibe hier!

Signora! — nahm, von diesem Trotze überrascht, Beatrice das Wort — bis jetzt habe ich das, was gestern an dieser Stelle vorgefallen ist, in mich verschlossen, niemand ahnet es, doch wer es wüßte, würde leicht den Schlüssel zu Euerer nächtlichen Wanderung finden können. Ihr folgt mir und Alles deckt ein Schleier; wo nicht, so erfährt es Carrara noch in dieser Stunde, und dann würde Euer Schicksal wahrlich nicht erfreulich sein!

Fürchtet Ihr immer noch meine Nähe? fragte Constanze mit Hohn.

Meinetwegen wahrlich nicht! — erwiderte Beatrice mit Stolz — Ein Wort von mir und die letzte, leiseste Regung von Wohlwollen für Euch schwindet aus Giacomo's Herzen.

Und welche Absicht habt Ihr, mir die Freiheit zu verschaffen?

Böses mit Gutem zu vergelten! antwortete Beatrice und mochte bei diesen Worten wohl fühlen, daß sich ihre Wange röthete, denn der Hauptgrund, warum sie die Signora Peralta von San Felice entfernen wollte, war nicht mehr Mitleid, es war die Furcht, der Dolch des rachsüchtigen Weibes könne auch Giacomo treffen.

Constanze hatte einige Zeit nachdenkend vor sich hin geblickt; sie mochte wohl fühlen, daß ihre stolze Weigerung sie in's Verderben stürzen würde. Sie mußte glauben, daß, wenn Carrara, das was sie beabsichtigt hatte, erfahre, sie keine schonende Behandlung erwarten dürfe, wahrscheinlich würde er sie nach Padua schicken und dann war sie rettunglos verloren; der Fürst hatte nicht das sanfte, versöhnliche Gemüth seines Sohnes. Ihr blieb also nur übrig, den Vorschlag Beatricens anzunehmen, die geheime Thür zu öffnen und ihr in die Halle zu folgen.

Der Verwundete stutzte nicht wenig, als er die Wand sich öffnen und die beiden Frauen, ihn begrüßend, durch die Halle nach Beatricens Zimmer gehen sah; er dachte noch nach, was diese jetzt so friedlich zusammenführen könnte, als nach einer Weile Beatrice allein zurückkehrte und den Hauptmann bat, es nicht zu verrathen, daß sie die fremde Dame, welche schon in der Nacht sie aufgesucht, in ihr Zimmer geführt habe; dann ging sie in Constanzens Gemach zurück, schloß die Thüren hinter sich, verließ, um jeden Argwohn zu vermeiden, Constanzens Wohnung durch den gewöhnlichen Ausgang und kehrte von da in ihr kleines Gemach zurück.

Hier fand sie die Signora beschäftigt, die Sängerkleidung, mit der Beatrice von Vicenza hierhergekommen war, anzulegen. Ohne ihr weiter etwas zu sagen, hing sie ihr die Laute um und bat, nur dreist ihr zu folgen. Sie führte sie nun die Wendeltreppe hinab durch den innern Hof, niemand störte sie, die ganze Besatzung kannte ja Beatrice und hielt sie für des Herrn Geliebte; so kamen sie bis an die äußerste Wache. Oeffnet dem Sänger die Pforte! — bat Beatrice den Krieger, der hier Schildwache stand und einen Augenblick zögerte, dann sagte sie zu Constanze: Kommt morgen um die nemliche Stunde wieder, Francesco, und erfreut den Herrn Giacomo Carrara durch Euern Gesang, er hört ihn so gern. Nun öffnet nur, der junge Mann hat Eile! — Die Wache öffnete die Pforte, Constanze schritt über die herabgelassene kleine Zugbrücke und war frei.

Tief athmete Beatrice auf, als sie sie vom Thurme aus nach ihrem Landhause hineilen sah. — So ist sie fort! — rief sie freudig — und kein Giftbecher, kein Dolch mehr für Giacomo hier! Gott gedankt! — Erst als ihr Auge sie nicht mehr sehen konnte, stieg sie wieder herab, ging in ihr Gemach und erwartete mit beklommenem Herzen Giacomo's Rückkehr.

Er blieb lange aus, wichtige Geschäfte hielten ihn und Antonio auf dem Rathhause zurück und es war schon spät, als er nach San Felice kam. Kaum hatte er Beatrice begrüßt, so traf auch ein Eilbote aus Padua ein, der ihm den Befehl seines Vaters brachte, 3000 Reiter eiligst nach Padua

zu senden, da die gewonnene Schlacht eine Belagerung Verona's nicht mehr befürchten lasse und das Heer der Venetianer den Fürsten hart bedränge. Antonio sowohl als Giacomo waren über diesen Befehl mißmuthig; die bessere Hälfte der Besatzung sollten sie wegschicken — doch der Fürst hatte befohlen, ihm mußte Gehorsam geleistet werden. Die Reiterei wurde beordert, und unter dieser Bedeckung konnte Beatrice am sichersten nach Padua zurückkehren.

Diese hielt es nun für Pflicht, damit auf keinen Unschuldigen der Verdacht falle, Giacomo zu gestehen, daß sie Constanzen zur Flucht behilflich gewesen sei; sie verschwieg ihm nichts, was vorgefallen war, gestand offen, daß sie anfangs aus Mitleid, vielleicht auch aus überspannter Großmuth sie habe befreien wollen, jetzt aber die Furcht für sein Leben sie bestimmt habe.

Da habt Ihr ein großes Unrecht gethan! — sprach Antonio zürnend — Außerhalb San Felice vermag dieses Weib uns mehr Schaden zu thun als hier! —

Beurtheilt sie nicht so streng, — unterbrach ihn Beatrice. — Sie ward tief von uns gekränkt, Untreue muß einen unheilbaren Schmerz zurücklassen. Hätte ich Euch von Allem unterrichtet, sandtet Ihr sie nach Padua, dort war Tod oder ewiges Gefängniß ihr gewiß.

Und es war ihr verdienter Lohn! — meinte Antonio.

Giacomo aber schloß die Schwester in seine Arme. Du hast recht, Du hast edel gehandelt, Beatrice! — sagte er — Mögen auch die Folgen noch so unglücklich sein, Du hast Recht gethan!

Am Morgen trennten sie sich; mit Thränen im Auge bestieg Beatrice ihr Maulthier; die Trennung von Allen, selbst von dem Verwundeten, war ihr so schwer geworden.

Beatrice fand den Fürsten in Padua gegenwärtig. Er empfing sie unfreundlich und zürnte mit ihr, daß sie so unüberlegt gehandelt und sich so leichtsinnig in Gefahr begeben habe; obgleich er sich gestehen mußte, daß ihr Aufenthalt in Vicenza von großem Nutzen für ihn gewesen sei. Aber nach wenigen Tagen zog das Gewitter vorüber, er war so freundlich gegen sie, wie er es zuvor gewesen, denn er fühlte wahre Zuneigung für sie, selbst als ihm Beatrice späterhin gestand, daß sie Giacomo das Geheimniß ihrer Geburt anvertraut habe, ließ er es ihr, der Ursache wegen, die sie dazu veranlaßt hatte, nicht entgelten; die Befreiung Constanzens aber tadelte er. Da hast Du als ein unerfahrenes Mädchen gehandelt! — sagte er — Vor ihrem Dolche und ihrem Gifte konnte sich Giacomo wohl schützen, nicht aber vor dem Einflusse, den sie an der Spitze der venetianischen Partei auf die Bürger von Verona, selbst abwesend ausüben wird. — Doch auch dieser Unmuth verschwand, und so gewöhnte sie sich bald wieder an die Stille auf dem Schlosse zu Padua, wo sie, wie früher, auch jetzt einsam und abgezogen leben mußte. Selbst ihre Gefühle wurden hier

ruhiger. Dachte sie an Giacomo, so stand der Bruder freundlich vor ihr und die eiserne Nothwendigkeit, vielleicht auch die Zeit übte ihr Recht an ihr; aber ganz konnte sie doch ihrer Phantasie und ihrer Träume nicht Herrin werden, oft führten sie ihr den Bruder in anderer lockender Gestalt vor und die Leidenschaft wurde von neuem in ihrem Innern wach. In solchen Augenblicken nahm sie zum Gebete ihre Zuflucht und fand darin auch die Kraft, der neu erwachten sündhaften Leidenschaft zu widerstehen.

Mit jedem Eilboten, der von Padua nach Verona ging oder von daher kam, wechselte sie Briefe mit Giacomo, die oft nur Freundschaft, öfter glühende Liebe aussprachen; seit einiger Zeit wurde jedoch die Verbindung mit Verona schwieriger. Die Venetianer hatten das Heer del Vermo's bedeutend verstärkt, der Markgraf von Mantua hatte frische Völker geworben, und da Giacomo nicht mehr im Stande war, im offenen Felde seinem Gegner die Spitze zu bieten, überschwemmte der Feind das Veroneser Gebiet und ein festes Schloß nach dem andern ging verloren.

Die Venetianer hatten nach Malatesta's Abgang dem Paul Savelli den Oberbefehl ihres Heeres anvertraut. Nie hatte in neuerer Zeit Italien ein solches Heer versammelt gesehen, das der Signoria monatlich allein an 120,000 Ducati kostete; doch dieser reiche aristokratische Senat scheute keine Kosten, galt es nur Eroberungen zu machen. Paul Savelli erhielt den Befehl, mit diesem Heere die Vertheidigungslinie der Paduaner anzugreifen. Er gehorchte und ward bald zurückgeschlagen, da verlegte er sein Heer in das Trevisaner Gebiet in die Winterquartiere; der Fürst von Padua, fürchtend, durch zu strengen Kriegdienst die Liebe seines treuen Volkes zu verlieren, schickte die Paduaner in ihre Heimath zurück. Dies hatte der listige Savelli erwartet, dies durch seinen verstellten Rückzug bewirken wollen, schnell zog er sein Heer, dessen Quartiere schon für diesen Fall passend gewählt waren, zusammen; Verräther führten ihn einen unbewachten Weg, er setzte über die Brenta, durchbrach die nur noch schwach besetzten Linien Carrara's, und trotz der tapfern Gegenwehr der Söldner, die allein zur Vertheidigung zurückgeblieben waren, wurde der Fürst von Padua geschlagen, mußte dem Feinde den fruchtbaren Landstrich der Pieve di Sacco überlassen, und sich, an der Hand verwundet, nach Padua zurückziehen.

Schwer schien jetzt die Hand des Schicksals auf ihm zu lasten. Die Venetianer schickten nach dieser für sie so glücklichen Begebenheit eine Flotte auf dem Po gegen Ferrara, und zwangen den Markgrafen, Carrara's Eidam und einzigen Verbündeten, einen nachtheiligen Frieden mit der Republik zu schließen, und sich von dem Fürsten von Padua gänzlich zu trennen.

Dieser stand nun allein der mächtigen Republik gegenüber, alle seine Verbündeten waren von ihm abgefallen und Florenz, dieses Haupt der Guelphen, zögerte mit seiner schon oft zugesagten Hilfe. Er sah mit

Standhaftigkeit das furchtbare Unwetter sich nahen, hörte den Sturmwind brausen, der den alten Stamm entwurzeln sollte; aber dennoch trotzte er muthig dem Geschicke, und auf die Treue seiner Paduaner bauend, beschloß er, in ihren Mauern den blutigen Ausgang abzuwarten.

Da erhielt er die Nachricht, die jeden Andern nur ihn nicht gebeugt hätte, daß Francesco Gonzaga und del Vermo sich Verona näherten, diese Stadt auf beiden Seiten der Etsch einzuschließen. Nach Padua war Verona der wichtigste Punkt, der noch in seiner Gewalt geblieben war, er mußte daher, die Stadt und seinen Sohn zu retten, das Aeußerste wagen. Deßhalb beorderte er 4000 schwerbewaffnete Reiter unter Philipps von Pisa Befehlen gegen Verona vorzudringen, und wenn auch dem erfahrenen Feldherrn mit seinen wenigen Streitkräften der Entsatz nicht gelinge, sollte er wenigstens suchen Verstärkung in die Stadt zu werfen.

Kaum erfuhr Beatrice die Gefahr, in welcher sich Giacomo befand, kaum erhielt sie Nachricht von der Absendung der Reiter, als sie den Fürsten flehentlich bat, sie mit nach Verona ziehen zu lassen.

Und was willst Du dort, thöriges Kind? fragte er, von dieser sonderbaren Bitte überrascht.

Ich will Giacomo zu den edelsten herrlichsten Thaten begeistern, will ihm zur Seite stehen, ihn ermuntern, ihm Muth einflößen und — sein Schicksal mit ihm theilen!

Wie könnte ich Dich solcher Gefahr Preis geben! unterbrach sie der Fürst.

Droht hier nicht die nemliche Gefahr wie in Verona? — erwiderte sie besonnen — Kann nicht mit jeder Stunde das venetianische Heer Padua so gut einschließen wie es jetzt Verona bedroht? Laßt mich hin zu ihm! — bat sie noch ein Mal und sank dem Fürsten zu Füßen. — Laßt mich zu meinem Bruder, zu ihm zieht mich mein Herz, laßt mich mit ihm sein Schicksal theilen.

Der Fürst schüttelte bedenklich sein ehrwürdiges Haupt. Mein Schicksal — sagte er verweisend — scheint wenig Werth für Dich zu haben, nur an ihn hängst Du Dein Herz.

Ehe ich ahnen konnte, daß Ihr mein Vater wäret, gehörte es ja schon ihm! sagte sie mit thränendem Auge an ihm aufblickend. Sie bat so dringend, zeigte so offen, daß sie das ganze Glück des Lebens in der Erfüllung ihrer Bitte suche, daß der Fürst endlich, zwar wie es schien wider Willen, nachgab und ihr erlaubte, mit Philipp von Pisa, jedoch in männlicher Kleidung, gen Verona zu ziehen. Wahrscheinlich hielt er das Unternehmen für schwer und zweifelte wohl gar an dessen Ausführbarkeit, und so glaubte er, würde sie mit dem kleinen Heere wieder nach Padua zurückkehren.

Mit schwerem Herzen trennte sie sich am andern Morgen von ihm, bestieg zum ersten Mal muthig ein Roß und zog, von dem Fürsten Philipp von Pisa zur besonderen Fürsorge empfohlen, mit dem Heere fort. Ihr

Herz klopfte immer stärker, je näher sie Verona kamen, immer lebhafter wurde die Sehnsucht, immer reger ihre leichtbewegte Phantasie. Ohne die Unbequemlichkeiten eines Kriegzuges zu fühlen, ruhte sie am Abend mit den Kriegern auf harter Erde und war eine der Ersten, die am andern Tage freudigen Herzens die Morgensonne begrüßte.

Philipp von Pisa hatte die Anordnung getroffen, daß eine Schaar von 300 Freiwilligen, von einem des Landes ganz kundigen Krieger befehligt, sich versammelt hatte, um für den Fall eines unglücklichen Gefechtes sich nach Verona zu schleichen, oder sich mit Gewalt Bahn zu brechen. Zu ihnen gesellte sich Beatrice, und Philipp von Pisa, in diesem entscheidenden Augenblicke wenig auf das Mädchen achtend, ließ es geschehen.

Am Tage nach dem Abmarsche von Padua stieß das kleine Heer bald auf feindliche Abtheilungen, die, ohne sich in ein Gefecht einzulassen, schnell die Flucht ergreifend, den Paduanern den Weg offen ließen. Aber nicht lange, so stellten sich ihnen stärkere Haufen entgegen, die ebenfalls dem Andrange Philipps von Piso weichen mußten. Ungehindert zog dieser nun weiter, aber kaum noch eine Stunde von Verona entfernt, fand er das ganze Heer der Venetianer in Schlachtordnung gestellt. Philipp, als ein erfahrener Krieger, ließ seine Schaaren hinter einer Höhe, wo der Feind ihre Stärke nicht gewahren konnte, Halt machen und begab sich zur Vorhut, um den Feind mehr in der Nähe beobachten zu können. Deutlich sah er hier, daß es die Völker Venedigs und des Markgrafen von Mantua waren, die hier eine so furchtbare Macht versammelt hatten, daß ein Angriff mehr als Tollkühnheit gewesen wäre. Da er jedoch aus der Vereinigung der beiden Heere schloß, daß Verona noch nicht auf dem andern Ufer der Etsch eingeschlossen sei, gab er dem Führer der freiwilligen Schaar den Auftrag, sich längs des Flusses zu schleichen, eine Furth aufzusuchen, durch diese auf das jenseitige Ufer zu setzen und so Verona zu gewinnen.

Während nun Philipp von Pisa das Unternehmen zu fördern und die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, mit dem Feinde sich in ein unbedeutendes Gefecht einließ, trabte Beatrice ohne Bangen auf ihrem raschen Klepper mit den Geharnischten immer längs der Etsch bis zu einer dem Führer wohl bekannten Furth. Als die Schaar hier Halt machte und Beatrice die Wellen der Etsch erblickte, die zum Glück sehr seicht war, sank ihr der Muth.

Nehmt mich in Euren Schutz, — raunte sie dem jungen Führer zu — haltet mich, wenn mir schwindeln sollte und geleitet mich durch den Fluß.

Der Führer ergriff willig den Zügel von Beatricens Roß, sprach ihr Muth ein, als in der Mitte der Fluthen er ihr zu schwinden schien, und so gelangte sie und die muthige Schaar bald an das jenseitige Ufer, wo sie zum Erstaunen der Venetianer bald darauf unter Trompetenschall in

Verona einzogen; Philipp von Pisa hatte unterdessen in guter Ordnung sich zurückgezogen.

Lieb war Giacomo die Hilfe, denn seine Besatzung war bis auf 2000 Mann geschmolzen; überraschend war ihm die Ankunft Beatricens. Daß die Geliebte Leben und Freiheit für ihn wagen könne, war ihm einleuchtend; daß aber die Schwester sich so für den Bruder aufopfern würde, hatte er nie geglaubt. Obgleich ihm Beatrice deßhalb noch theurer wurde und er den hohen Beweis ihrer Liebe fühlte, so empfing er sie doch ihrer Meinung nach nicht mit der Herzlichkeit, die sie erwartet hatte.

Was für ein böses Geschick führt Dich nach Verona? — sagte er nach der ersten Bewillkommung — Siehst Du nicht die feindlichen Schaaren, die es umziehen; bleiben die Bürger mir nicht treu zur Seite, so ist Verona, so bin ich verloren. — Was willst Du hier?

Dein Schicksal theilen! — erwiderte sie tief gekränkt.

Du willst es mir nur noch verbittern! — fuhr er fort. — Allein hätte ich es standhaft ertragen; trifft es aber auch Dich, so wankt mein Muth, den ich jetzt stark und kräftig bedarf!

Statt Antwort drückte Beatrice seine Hand, entfernte sich, suchte die freundliche Kästellanin auf und bat sie, ihr das kleine Gemach wieder zu öffnen, wo sie so mancher Sehnsucht, so mancher freudigen Hoffnung nachgehangen, aber auch so manche Thräne geweint hatte. Hier suchte sie den Eindruck zu verwischen, den Giacomo's Empfang auf sie gemacht hatte; aber wenn auch der Verstand ihn zu entschuldigen versuchte, blieb das Herz dennoch schmerzlich gekränkt.

In dieser trüben Stimmung traf sie Antonio. Sie klagte ihm ihr Leid, sie hoffte Theilnahme, und der Alte sprach seinen Unmuth über ihr Wagstück fast noch bitterer aus als Giacomo. Er zürnte auf den Fürsten, daß er ihr die Erlaubniß gegeben habe, sich so tollkühn in die Gefahr zu stürzen.

Helfen könnt Ihr hier nichts, — fuhr er fort — aber wohl schaden. Wem hat wohl je ein Weib Hilfe oder Glück gebracht? Besser, Ihr säßet in Padua, die Nadel oder die Laute in der Hand, als hier, wo der Mann seines ganzen Ernstes, seiner ganzen Thatkraft bedarf, um sich über sein Schicksal zu erheben. Doch bald hätte ich vergessen, weßhalb ich hierher gekommen bin. Erstens um Dich zu sehen, liebe Beatrice, an der mein Herz sonderbarlich hängt, — sprach er, von seinem Gefühle überrascht, und aller Unmuth war verschwunden. — Sei mir willkommen, mein Kind, wenn ich auch vorher ein wenig brummte. Dann sendet mich Giacomo, der von einem Posten nach dem andern geht, zu untersuchen, ob alles fein wachsam ist, und um sich seinen Soldaten auch in nächtlichen Stunden zu zeigen und ihnen dadurch Vertrauen und Muth einzuflößen. Er läßt Euch sagen, Ihr möchtet ihn heute nicht mehr erwarten, möchtet Euch schlafen legen und ruhen, morgen früh würde er, Euch zu begrüßen,

zeitig kommen. Schlaft wohl, Beatrice, schlaft sanft; denn wahrscheinlich ist dies die letzte ruhige Nacht, die uns auf lange Zeit gegönnt ist.

Als der treuherzige Alte sich entfernt hatte, überließ sie sich ihrem Schmerz. O, wäre ich nicht seine Schwester, — rief sie bitterlich weinend — so würden ihn nicht Wachen, nicht Sorgen abhalten, seine Beatrice nach so langem Entbehren in die Arme zu schließen. — Jetzt? —

Sie riß das Fenster auf und blickte in die Mondnacht. Da sah sie vom Silberlichte des Mondes erhellt die Villa vor sich liegen. Wie das Auge der Auferstehenden an dem sich öffnenden Himmel, so hing ihr Auge an diesem Landhause, wo sich alle Gefühle entwickelt hatten, die unbefriedigt geblieben und sie jetzt so unglücklich machten. Ach, wie war ich so glücklich als ich Dich bewohnte, stiller Aufenthalt! — rief sie aus — wie war mein Herz so sanft bewegt, wenn ich in Deinem Garten lustwandelte und das eintönige Plätschern der Wellen mich in süße hoffnungvolle Träume wiegte! Jetzt — kein Sturm, keine Fluth! — Ebbe ist's um mich; wo früher die Silberwelle schaukelnd fluthete und liebliche Sterne sich freundlich badeten, umgiebt mich ein ödes, kahles Ufer. Ach, die Zeit der Hoffnungen und Träume ging so schnell vorüber!

Sie schloß das Fenster, suchte auf weichem Lager die Ruhe, aber an ihn denkend fand sie die Trösterin nicht.

Am andern Morgen, kaum daß die Sonne hervorbrach, breiteten sich die Schaaren von Venedig auf dem linken Ufer der Etsch aus, während man den Markgrafen von Mantua sein Heer auf das rechte Ufer über eine in der Nacht geschlagene Brücke führen sah. Die Bürger Verona's standen auf der Mauer und sahen mit angsterfülltem Herzen mehr als Zuschauer als zu ihrer Vertheidigung diesem für sie so ernsten Schauspiele zu. Was konnte ihnen eine muthige Vertheidigung nützen? Für die Carrara sich zu opfern war nicht ihr Wille; Giacomo zu retten, dem sie zugethan, war ihnen nicht dies Opfer werth; es war ja nur Anhänglichkeit, nur Wohlwollen, was sie für ihn fühlten, und dies führt wohl nie zur Begeisterung. Die venetianische Partei, die sich seit der Verminderung der Besatzung schon wieder geregt hatte, war thätig gewesen, das Volk aufzuwiegeln, die Geistlichkeit, wie von einem bösen Dämon getrieben, nahm plötzlich Partei für Venedig, und Geld, das im vollen Maße unter die ärmere Klasse, vielleicht auch unter die angesehensten Bürger ausgetheilt wurde, mehr aber als alles dieses die Furcht vor einer langwierigen, die Stadt zerstörenden Belagerung stimmten die Gemüther feindselig gegen ihre jetzigen Beherrscher. — Giacomo sah das Gefahrvolle seiner Lage wohl ein. Es blieb ihm nur die Wahl, entweder das Volk zu gewinnen und es zur Vertheidigung zu bewegen, oder sich mit den Soldaten in San Felice und Ca-

stello-Vecchio einzuschließen und so einen günstigen Zeitpunkt zu erwarten, sich wieder in den Besitz der Stadt zu setzen. Giacomo stimmte für das Erstere; ihm schien es schimpflich, die Stadt ohne Vertheidigung aufzugeben, und mit der Besatzung allein war es unmöglich, sie zu halten, überdies fürchtete er, wenn er von Padua und Allem abgeschnitten den Sold nicht zahlen könne, von den Söldnern verlassen zu werden. Antonio war entgegengesetzter Meinung. Er wollte lieber nur San Felice vertheidigen und einen Theil der Besatzung entlassen als das gewagte Werk unternehmen und sich den Bürgern Verona's anvertrauen. Die Nachricht, die Giacomo erst am vergangenen Tage erhalten hatte, daß man die Signora Peralta in Verona gesehen, auch Pater Stefano heimlich das Franziskanerkloster besucht und dort mehre Tage verborgen zugebracht habe, bestärkte den Alten nur noch mehr in seinem Mißtrauen gegen Verona's Bürger. Das Alter ist bedächtig und legt nur ungern Alles mit einem Mal auf die Wagschale, während die Jugend mit kühnem Leichtsinne Alles verlieren oder Alles gewinnen will.

So verstrichen mehre Tage, der Feind befestigte sich in seinem Lager; Giacomo hielt Thor und Wall mit den Söldnern besetzt, um jetzt, wo der Feind zum Angriffe noch nicht bereit war, die Bürger durch nutzloses Wachen nicht zu ermüden, die sich übrigens schon weniger nachgiebig und ruhig verhielten als früher. Da erhielt er eines Tages von unbekannter Hand ein Schreiben, worin ihm der Rath ertheilt wurde, mit den Venetianern auf leidliche Bedingungen zu unterhandeln, das Volk von Verona sei für Venedig gewonnen, die Söldner bestochen, und Pfaffen und Weiber wiegelten die Bürger immer mehr auf; er solle nicht säumen, einen raschen Entschluß zu fassen, denn die Frist, wo es noch in seiner Macht stehe, zu handeln, sei nur kurz. Dieser Brief war in so treuherzigem, wohlmeinendem Tone geschrieben, daß er ihn besorglich machte und zu dem Entschlusse brachte, am folgenden Tage das Volk zu versammeln, um es zu einer bestimmten Erklärung aufzufordern, die alsdann seine Handelsweise bestimmen sollte.

Am Morgen dieses entscheidenden Tages beschworen ihn Antonio und Beatrice, nicht selbst nach der Piazza de' Signori zu gehen und mit dem Volke zu unterhandeln, sondern lieber Antonio zu schicken, dem die Bürger so oft Beweise ihres Zutrauens gegeben hätten. Doch nur den Thränen Beatricens und den Bitten aller um ihn versammelten Hauptleute gelang es, ihn zu bewegen, statt seiner Antonio zu senden. Aber bald kehrte dieser mit der Nachricht zurück, das Volk verlange ihn, es wolle nur mit ihm in einer so wichtigen Angelegenheit sprechen.

Das habe ich gewünscht, das habe ich erwartet! — sagte Giacomo, als er dies erfuhr — Nun, so will ich mich auch ganz zutrauenvoll in ihre Mitte begeben, ohne Gefolge, ohne Wache, möge dies Zutrauen auch das ihrige befestigen. — Er bestieg sein Roß, und wies Antonio's Begleitung

streng zurück. Du bist hier nöthig, wenn ich nicht wiederkehren sollte! sagte er, duldete jedoch, oder schien es vielmehr nicht zu bemerken, daß Beatrice in männlicher Kleidung sich unter die ihm folgenden Diener mischte.

Kaum waren sie über die Brücke der Etsch, als Beatrice sich an Giacomo's Pferd herandrängte. Seid auf Euerer Hut, Herr! — raunte sie ihm zu — An jenem Fenster habe ich die Signora Peralta erblickt, die hohnlächelnd auf Euch herabsah.

Sei auch Du auf Deiner Hut, Beatrice! — entgegnete Giacomo — Ich habe — doch er endete seine Rede nicht und setzte seinen Weg fort.

Kaum auf der Piazza de' Signori angekommen, wo ihm alles Volk ehrerbietig Platz machte und ihn freundlich, wenn auch nicht freudig begrüßte, ritt er, den Gruß des Volkes erwidernd, mitten unter die wogende Menge.

Hört mich, Bürger Verona's! — rief er mit lauter, vernehmbarer Stimme, und das Volk war still und aufmerksam — Ich, Euer Beherrscher, aber auch Euer Vater, Euer Bruder, komme unter Euch, allein und ohne Bedeckung, denn ich darf zutrauenvoll und furchtlos unter Euch treten, niemandem that ich wissentlich wehe, vielen erzeigte ich Gutes. Auch komme ich nicht, Euch Befehle zu geben, nur Eueren Rath, Euere Willensmeinung will ich in einer Angelegenheit hören, die Euch so wichtig ist als mir. Da draußen lagert das Heer der Venetianer, Euere Stadt zu erobern, Ihr kennt das strenge Regiment von San Marco, Ihr kennt das milde, das ich geführt habe. Wählt zwischen Carrara und Venedig, benennt Abgeordnete, die in Euerem Namen sich mit mir berathen, wählt tüchtige Männer aus Euerer Mitte, treu und ergeben dem Wohle der Stadt, nicht solche, die an Venedig verkauft sind!

Ein lautes Gemurmel unterbrach ihn. — Wollt Ihr dem Schwure treu bleiben, den Ihr auf dieser Stelle dem Fürsten von Padua, meinem edlen Vater leistetet, wollt Ihr, der Thaten Euerer Väter eingedenk, als tapfere Männer Euere Stadt vertheidigen, so wage ich Leib und Leben, Gut und Blut an Euere Vertheidigung, und es wird vereint uns leicht werden, dem Angriffe zu widerstehen. Seid Ihr aber entartet, wollt Ihr Euch entmuthigt unter das Joch von San Marco beugen und dem Feinde die Thore Euerer Stadt öffnen, so will ich es nicht gewaltsam hindern, in Eueren Straßen soll kein Blut fließen, und wenn ich mich in San Felice nach Krieggebrauch vertheidigen muß, soll absichtlich Euerer Stadt kein Leid geschehen.

Er schwieg. Tiefe Stille herrschte, doch plötzlich erhob sich ein leises Murmeln, das immer stärker und stärker wurde, bis es endlich in wildem Toben losbrach. Man sah, daß das Volk in seiner Meinung getheilt war, Viele für Carrara, Mehre für Venedig gestimmt, und daß die Rede Giacomo's ihren Zweck ganz verfehlt hatte. Da traten in diesem Augenblicke

drei Männer vor ihn; es war Taddeo Peralta, ein Adeliger, Marco Besso, einer vom Rath, und der Goldschmied Franzesco Albano, die schon gestern als Abgeordnete des Volkes gewählt waren.

Herr! — nahm Marco Besso das Wort — die Frage, die Ihr so eben dem versammelten Volke gestellt habt, sind wir hier, Euch zu beantworten. Ihr habt ein milderes Regiment geführt als Ihr wohl solltet, dafür danken wir Euch; wenn wir auch Euer Geschlecht nicht lieben, sind wir doch Euch persönlich zugethan und Giacomo Carrara wird, wie es uns auch immer ergehen mag, in freundlichem Andenken unter uns bleiben. Aber so weit geht unsere Anhänglichkeit nicht, uns für Euch zu opfern; da muß die Liebe auf ältern, festeren Grund gebaut sein, und somit sage ich Euch unumwunden, daß wir mit dem Provveditor der Republik wegen Uebergabe der Stadt unterhandelt, Euch und Eueren Söldnern die Freiheit, mit Geld und Gut nach Padua zu ziehen, ausgewirkt haben und so Euch den Dank für so manches Gute gebracht, das Ihr uns gethan habt.

Bei diesen Worten lächelte Carrara schmerzlich. Lebt wohl, Bürger Verona's! — rief er mit Fassung und hatte Kraft, seinen Schmerz zu unterdrücken — Es gehe Euch wohl unter dem Löwen von San Marco! Lebt wohl! — Er wandte sein Roß und wollte sich hinwegbegeben, aber Taddeo Peralta faßte die Zügel. Mit nichten, Herr! — sagte er barsch — Wir versprachen, den Venetianern die von Euch besetzten Schlösser zu übergeben. Seid Ihr gesonnen, diese Bedingung zu erfüllen?

Nein! — erwiderte Giacomo mit Festigkeit — Laßt den Zügel meines Rosses fahren, laßt mich reiten, wohin es mir beliebt, oder erwartet das Aeußerste! —

Herr! — erwiderte der Veroneser gelassen — hab' ich und mein Geschlecht auch Ursach', uns an Euch zu rächen, so sei es fern von mir, diesen Augenblick dazu zu benutzen, deßhalb glaubt, daß ich es gut mit Euch meine. Ihr seht die Stimmung des Volkes, nur Wenige sind für Euch, die Mehrzahl gegen Euch gestimmt, Gewalt könnte Euch nichts nützen, schnell ist die Wache an einem Thore überfallen und es den Venetianern geöffnet, darum fügt Euch in Euer Schicksal. Wollt Ihr die Schlösser uns übergeben?

Nein, nimmermehr!

So seid Ihr unser Gefangener bis San Felice und die übrigen Kastelle in unserer Gewalt sind! — sagte der Veroneser, gab den Umstehenden ein Zeichen, Giacomo wurde schnell entwaffnet und unter dem Jauchzen des wetterwendischen Pöbels auf das Rathhaus geführt.

Beatrice hatte dem Allen mit klopfendem Herzen zugesehen; helfen konnte sie nicht, den Pöbel zur Befreiung Carrara's aufzuregen war unmöglich. In dem fernen Waffengeklirre, das sie eben vernahm, glaubte sie den einzigen, obgleich gefährlichen Weg der Rettung suchen zu müssen. Sie machte sich Bahn durch das Volk, schlüpfte, drängte sich hindurch, und

schon glaubte sie einen offenen Weg vor sich zu sehen, um nach San Felice zu kommen, als jemand sie festhielt und ihr leise zuraunte: Ohne mich ist keine Rettung! — Sie wandte sich und Pater Stefano stand hinter ihr. Schnell riß sie sich los, stürzte sich von neuem unter die jubelnde Menge, verlor den ihr folgenden Mönch aus dem Gesichte, und endlich gelang es ihr, sich Bahn zu machen und nach San Felice zu kommen.

Athemlos berichtete sie Antonio, was auf dem Marktplatze geschehen sei, und ehe sie noch geendet, kamen Flüchtlinge und Verwundete nach dem Schlosse, welche die Nachricht brachten, daß der Pöbel die Wachen überfallen und nach kurzem Widerstande sich der Thore bemeistert habe.

Hier ist wenig mehr zu thun! — sagte Antonio, als ihn Beatrice von Allem genau unterrichtet hatte und ihn aufforderte, zur Rettung Giacomo's sich mit den Soldaten auf das Volk zu stürzen — Wo Weiber und Pfaffen die Hand im Spiele haben, da führt Satan das Regiment. Geht auf Euer Kämmerlein, Beatrice, betet dort für Giacomo, Ihr seht nun wohl, daß ich Recht hatte, es Thorheit zu nennen, als Ihr nach Verona kamet. Geht und wendet Euer Gebet zu Gott!

Ich sollte beten? — rief sie erglüht — Wie könnte ich?! All' mein Sehnen, alle Gedanken sind ein stummes Gebet für ihn; was bedarf es noch Worte, was der Beugung des Kniees, wenn das Herz von einem Wunsche überströmt. Handeln muß ich für ihn, das ist mein Gebet, thut ein Gleiches, das ist Euere Pflicht! — Dies sagend, entfernte sie sich schnell.

Noch am Abende versammelte Antonio die Hauptleute, sich mit ihnen zu berathen. Wahrscheinlich hatten sich diese schon früher für diesen Fall verabredet, und der alte Benedetto führte hierbei das Wort. Herr! — sagte er zu Antonio — San Felice, Castello-Vecchio auch San Pietro sind sattsam mit Lebensmitteln und Kriegbedarf versehen; die Besatzung ist hinreichend, San Felice hauptsächlich in gutem Vertheidigungstande, mithin fragt es sich nur noch: Habt Ihr Geld?

Hinlänglich den rückständigen Sold zu bezahlen, erwiderte Antonio.

Das ist nicht hinlänglich, Herr! Hinter Wall und Mauer eingezwängt genügt die Hoffnung dem Krieger nicht, er will Gewißheit. Muß sich das Schloß ergeben, wer bezahlt ihm seinen Rückstand?

Ihr wollt mich also in der Zeit der Gefahr verlassen? fragte Antonio.

Da sei Gott für? — erwiderte der Hauptmann — Noch sechs Monate dauert unser Vertrag, und den werd' ich und meine Kameraden ehrlich halten. Aber die Soldaten! Ich fürchte, ich fürchte, Herr Antonio, es gibt Meuterei, ich habe schon kleine Vorbedeutungen gemerkt, und Ihr kennt die Herren der Signoria, wie geschäftig sie sind, wenn es nur Geld kostet. Ich rathe, übergebt die Schlösser, erhaltet Eurem Fürsten ein wackeres Häufchen Soldaten, und was mehr ist als dies — seinen Sohn!

Die Anderen stimmten mit ein, und Antonio, ihre Gründe als richtig erkennend, beschloß, sobald es sich thun ließ, die Unterhandlungen anzu-

knüpfen, jedoch vorher einen Boten nach Padua zu senden, um des Fürsten Befehle einzuholen.

Am andern Morgen nach diesem unglücklichen Tage zogen die Venetianer in Verona mit klingendem Spiele ein, der Markgraf von Mantua aber nicht; dieser war zur Verstärkung des Hauptheeres abgegangen. Die Fahnen von San Marco wehten von den Thürmen der Stadt, die Fahnen der Carrara von den Thürmen der Kastelle. Die Venetianer hatten der Stadt, ihre Freiheiten und Privilegien zu erhalten, keine Besatzung, sobald die Schlösser in ihren Händen wären, einzulegen versprochen, auch den schon früher bewilligten freien Abzug Carrara's und der Besatzung nach Padua bestätigt, und deßhalb einen Trompeter mit einer Aufforderung nach San Felice geschickt. Antonio weigerte sich, ohne den Befehl seines Herrn das Schloß zu übergeben, bat daher um vier Tage Frist und sicheres Geleit, um einen Vertrauten nach Padua zu dem Fürsten senden zu können, obgleich er schon am Morgen, den Tumult beim Einzuge der Venetianer benutzend, einen sichern Mann nach Padua geschickt hatte. Beides wurde ihm bewilligt.

Lauter Jubel ertönte nun in der Stadt; die Vertriebenen, die Geflüchteten kehrten zu ihrem Heerde zurück und Lust und Freude herrschte überall; denn jedermann stand im Wahne, das Joch abgeschüttelt und Freiheit errungen zu haben. Diesen Jubel vernahm Giacomo mit zerissenem Herzen. Er verwünschte das Volk, auf dessen Rechtlichkeit er gebaut und das sein Vertrauen so schändlich hintergangen hatte! er machte sich Vorwürfe, daß er nicht Antonio's Rath befolgt hatte und alle seine Gedanken mußten ihn in eine trübe Zukunft führen. Die wiederholte Aufforderung, den Befehl zur Uebergabe der Schlösser zu geben, verweigerte er standhaft. Wendet Euch an Antonio Blancardo, — erwiderte er — er befiehlt auf San Felice, nicht ich, den Ihr gefangen gesetzt!

Um keinen Preis in der Welt hätte er die Hand zu dieser entehrenden Handlung geboten; wußte er doch, wie wenig die Republik bei solchen Gelegenheiten Wort zu halten pflegte. Auch war er um Beatrice besorgt, von der er nicht die mindeste Nachricht haben konnte, da ihm alle Gemeinschaft mit den Seinen abgeschnitten war. Im Uebrigen war sein Gefängniß anständig und man ließ es ihm an nichts mangeln; die ihn bewachenden Bürger behandelten ihn mit aller Achtung, manche selbst mit Theilnahme.

Beatrice hatte eine furchtbare Nacht durchlebt. Tausend Pläne, zu Giacomo's Rettung entworfen, durchkreuzten sich in ihr; aber immer, wenn sie einen Plan festzuhalten glaubte, trat das grinsende Bild Stefano's vor sie und störte jeden geordneten Gedanken. Fremd in Verona kannte sie niemand, dem sie sich anvertrauen konnte und mußte, so ungern sie es auch that, sich deßhalb mit Antonio berathen und ihn fragen, ob er denn keinen unter den Bürgern kenne, den Carrara durch Wohlthaten so verpflichtet habe, daß man hoffen könne, er werde zu seiner Befreiung

wirken. Antonio lächelte bitter, meinte, Dankbarkeit solle sie nicht unter diesem Volke suchen, nannte ihr jedoch eine Menge Bürger, und machte sie mit der Art bekannt, wodurch Giacomo sie verpflichtet habe. — Euch aber, Beatrice, rathe ich, nichts zur Befreiung Carrara's zu versuchen; Ihr kennt meinen Grundsatz: wo Weib und Pfaff sich drein mischt, da hat die Hölle leichtes Spiel. Uebrigens bleibt auf San Felice; ich will zwar Euern Willen nicht gewaltsam hindern, denkt aber an Stefano, er schleicht umher, lauert auf Euch wie der Tiger auf Beute, Rache und Begierde entflammen ihn, fürchtet ihn mehr als Alles.

Beatrice fühlte die Wahrheit dieser Worte, aber für Giacomo mußte sie ja das Furchtbarste wagen. Sie theilte den endlich gefaßten Entschluß Antonio nicht mit. Fiorella, die ihr auch hierher gefolgt, war ihre einzige Vertraute; mit ihr berathschlagte sie sich.

Unter denjenigen, die Antonio als Carrara hochverpflichtet bezeichnet hatte, war ein armer Weber, den auch Constanze unterstützt und dem Fiorella diese Unterstützung oftmal selbst gebracht hatte. Zu diesem ging dieses entschlossene Mädchen, das für Giacomo sich zu opfern im Stillen sich gelobt hatte, erinnerte ihn an die Wohlthaten, die er von Giacomo erhalten, und beredete ihn, vielleicht mehr durch Versprechung reichlichen Lohnes als durch Verpflichtung, thätig zu Carrara's Befreiung mitzuwirken, was um vieles schwieriger wurde, wenn erst die Venetianer dessen Bewachung übernommen hatten. Der Lohn von zweihundert Scudi, lockte den Armen, er versprach das Mögliche zu thun. Schon längst hatte er aus Mangel an den nöthigen Mitteln die Weberei nicht mehr getrieben und durch allerlei Handreichungen und Dienste sich und den Seinen ein kümmerliches Brod gewonnen. Seit einiger Zeit war er von Wache zu Wache gegangen, und hatte da als eine Art Aufwärter und zu ihrer Belustigung gedient, da er trotz seiner Armuth heitern und aufgeweckten Gemüthes war. Hierdurch kannte ihn eine große Menge Bürger und er hatte sich ihre Gunst zu erwerben gewußt. Hierauf stützte er seinen Plan. Er ging noch am nemlichen Tage nach dem Rathhause, trug dort der Wache seine Dienste an, holte dem Einen dies, dem Andern jenes, und suchte sich bei ihnen einzuschmeicheln. Hierbei machte er sich mit der Oertlichkeit bekannt, fand unfern des Gemaches im obern Stockwerk, in welchem Giacomo gefangen saß, ein dunkles abgelegenes Kämmerchen, wahrscheinlich zur Aufbewahrung von Holz bestimmt, das er zu seiner Niederlage benutzen konnte, und brachte am Abende Mancherlei dahin, was die Ausführung seines Werkes befördern konnte.

Das Unternehmen war nicht leicht. Die Bürger Verona's hatten zwar Giacomo aus aller Achtung und Liebe in kein Gefängniß geworfen, ihn jedoch in einem mit starker Thüre verschlossenen Zimmer, dessen Fenster eiserne Gitter hatten, verwahrt, in welchem zwei Mann bei Tag und Nacht zu seiner Bewachung sich befanden. Auf dem Vorsaale hielten

außerdem noch acht Mann die Wache, so daß es sehr schwer war, bis zu dem Gefangenen zu bringen. Die einzige Hoffnung war, die Wache in der Nacht durch Wein oder einen Schlaftrunk zu berauschen, dann durch die dunkle Kammer, deren Schornstein mit dem in Giacomo's Zimmer in Verbindung stand, sich einen Weg zu dem Gefangenen zu bahnen und wo möglich ihn auf dem nemlichen Wege zu retten. Das Glück wollte, daß ein Knabe des Webers das Schornsteinfeger-Handwerk erlernte, und dieser und Fiorella sollten ihm behilflich sein.

Nachdem er einen Anzug von Lumpen, nebst einem guten Strick nach und nach heimlich in das dunkle Zimmer gebracht hatte, beschloß er den Abend an die Ausführung seines Unternehmens zu gehen.

Er war den ganzen Tag von ausgezeichneter Laune, erzählte lustige Schwänke, unterhielt die Wache unten im Rathhause, so wie die, welche Giacomo bewachte, trefflich, und munterte sie auf, nach Soldatenbrauch den Becher fleißig in der Runde gehen zu lassen; zugleich ließ er bei Gelegenheit mit einfließen; daß er eine recht artige Tochter habe, die ihn durch Lautenspiel und Gesang ernähren helfe. Er konnte leicht voraussehen, daß man ihn auffordern würde, sie, an deren Schönheit die meisten zweifeln wollten, heute Abend mitzubringen; er aber stellte sich über diesen Zweifel beleidigt, besonders da sie meinten, wenn das Mädchen nicht hübscher sei als der rußige Knabe, der ihn zu begleiten pflege, solle er nur seine Prahlereien einstellen. Sein Recht zu behaupten, versprach er, daß seine Tochter Fiorella am Abend ihnen ein Liedchen singen solle, doch müßte auch bei Gesang fleißig getrunken werden und sie ihm eine besondere Gabe für sein Kind versprechen. Dies waren sie gern zufrieden, und so schied Nicola der Weber von ihnen, um Wein und die Zitherspielerin zu holen.

Beatrice, welche sich in Nicola's dürftiger Hütte die Tage über verborgen, und Antonio, der überdies mit Ungeduld die Rückkehr seines Boten von Padua erwartete, ihretwegen in Sorgen gesetzt hatte, sandte Fiorella nach San Felice, ihren väterlichen Freund von ihrem Vorhaben zu benachrichtigen, damit Alles bereit sei, Giacomo, im Fall er verfolgt würde, im Schlosse aufzunehmen; zugleich ersuchte sie ihn, ihr eine Quantität Opium zu schicken, die hinreichend sei, zwölf Mann in festen Schlaf zu bringen. Antonio, erfreut über diese Nachricht, sandte das Verlangte und nahm sich vor, vom Beginn der Nacht an selbst an dem äußersten Posten auf die Entscheidung des Schicksals seines geliebten Herrn zu warten.

Indessen hatte Nicola in den Wein, den er bereit hielt, um ihn der Wache zu bringen, sorgfältig den betäubenden Trank geschüttet und holte dann die ärmlich gekleidete Fiorella; auch hatte er gewußt, den Schließer des Gefängnisses, der überdies einige Mal kommen mußte, die in der Stube des Gefangenen befindliche Wache ablösen zu lassen, zu bereden, sogleich mitzukommen und an dem Weine und dem Gesange Theil zu nehmen.

Fiorella überraschte durch ihre Schönheit und ihren Gesang; Alle stimmten in ihr Lob ein, drängten sich um sie, jubelten, scherzten und zechten, so daß, als die bei Giacomo stehende Wache es vernahm, sie auch Theil an der allgemeinen Freude zu nehmen verlangte und die Jubelnden den Schließer bewogen, sie herauszulassen. Dies hatte Nicola erwartet, und kaum wußte er den Gefangenen allein, als der kleine Schornsteinfeger seine Wanderung beginnen und Giacomo einen Zettel bringen mußte, auf welchen Beatrice diese Worte geschrieben hatte:

„Wenn Du vor Deiner Thür Fiorella das Lied von dem blinden Spielmann singen hörst, so ist der günstige Augenblick zur Flucht da; klimme die kleine Höhe des Schornsteins mit Hilfe des herabgelassenen Strickes hinauf, laß Dich wieder durch den andern vorsichtig hinab, hülle Dich dann in die Lumpen Nicola's und schreite, auf den Himmel vertrauend, muthig durch Deine Feinde. Bei der Bildsäule Mastino's erwartet Dich Beatrice."

Der Knabe richtete seinen Auftrag gehörig aus, Giacomo hielt sich bereit und wartete mit Sehnsucht auf das verheißene Lied. Er hörte wohl wildes Jauchzen, Bechergeklirre und manch liebliches Lied, oft durch lästige Neckereien unterbrochen, doch das Lied von dem blinden Spielmanne hörte er immer noch nicht. Jubel und Bechergeklirre nahmen allmälig ab, nur noch Fiorella's immer leiser werdender Gesang drang zu seinem Ohre, aber das Lied seiner Freiheit wollte immer noch nicht tönen. So unruhig wie er war auch Fiorella und der Weber. Der Wein so wenig wie der hineingeträufelte Schlaftrunk wollte seine Wirkung ganz thun; nickte der Eine, so wachte der Andere, weckte den Schlafenden durch Neckereien, drang ihm einen Becher auf und schon war es spät am Abende, da überfiel Nicola Angst und Ungeduld, er gab Fiorella das verabredete Zeichen und sie sang: –

Nun, wohin, Du blinder Leiermann?
  Tappst ja immer fort durch's düst're Leben;
Hast Du niemand, der Dich führen kann?
  Hat Dir Gott zum Trost kein Weib gegeben?
In dem sanften, kühlen Erdengrab,
Spricht er: ruht sie, die einst Gott mir gab.

Mußt Du denn verlassen und allein
  Mit des Schicksals dunkeln Mächten streiten?
Will denn niemand Deine Stütze sein?
  Hast Du keinen Knaben, Dich zu leiten? —
Was der Himmel mir aus Mitleid bot,
Meinen Knaben, sprach er: nahm der Tod.

Armer Mann, so mußtest Du so bald,
  Was Dir werth und theuer war, verlieren;
Und Du wirst hinfällig, bist so alt,
  Hast Du keine Tochter, Dich zu führen? —
Nein! und seine Stirn umwölkte sich:
Liebergläht verließ die Tochter mich!

Aber dennoch will ich ihr nicht fluchen,
Segnen will ich sie, wo sie auch wallt!
Will vom Morgen bis zur Nacht sie suchen,
Bin ich auch hinfällig, bin ich alt. —
Schmerzvoll ist's, verlassen und allein.
Ohne Weib und Kind und blind zu sein.

Während des Gesanges hatte sich Nicola mit seinem Sohne in das dunkle Zimmer begeben, der Knabe den Strick da, wo beide Schornsteine sich vereinigten, herabgelassen, und Giacomo war mit Hilfe desselben und Nicola's, der ihn heraufzog, auch glücklich wieder heruntergekommen. Rasch zog er die Kleider von Nicola an, der die schon gestern mitgebrachten Lumpen umwarf, und schritt nun, einen leeren, an der Thüre stehenden Weinkrug ergreifend, den Knaben an der andern Hand, über den Vorsaal.

Heda, Nicola! — schrie der Schließer — schenke mir noch einmal ein!

Giacomo drehte den Krug um, zum Zeichen, daß er leer sei, und schritt ohne Weiteres durch die Thür. Da er sein Gesicht so viel wie möglich unkenntlich gemacht und den alten Filzhut mit seinen breiten zerrissenen Krempen tief in die Augen gedrückt hatte, auch durch den Knaben und den Weinkrug die Täuschung noch mehr erhöhte, gelangte er auch glücklich durch die Wachen am Thore des Rathhauses, wohin ihm Fiorella, ein Liedchen trällernd, folgte und, von mancher Neckerei beängstigt, die Aufmerksamkeit von ihm abzog, der sich bald auf dem Marktplatze und in Beatricens Armen sah.

Geschwind, Giacomo! — flisterte diese ihm zu — gürte dies Schwert um, nimm diesen Dolch und komm', Eile ist uns nöthig. Folge uns, Fiorella! — Sie eilten nun fort, mußten verschiedene Umwege machen, da sie überall auf Kriegvolk stießen, das berauscht und lärmend durch die Straßen zog, endlich kamen sie an eine der Brücken; sie war von Venetianern besetzt. Sie mußten sich deßhalb längs dem Flusse nach einer anderen ziehen; auch an dieser fanden sie Kriegvolk gelagert, keinen rettenden Kahn sahen sie am Ufer, nichts, was die schwindende Hoffnung beleben konnte. In höchster Verzweiflung gingen sie nach der letzten Brücke, die über den Fluß führt; auch hier waren sie vom Castello-Vecchio abgeschnitten; hinter ihnen wurde es immer lebhafter auf den Straßen und sie konnten jetzt deutlich hören, wie man sich von Haus zu Hause zurief: Carrara ist aus seinem Gefängnisse entflohen, auf, ihm nach!

Wohin uns wenden, barmherziger Gott?! rief Beatrice in der größten Verzweiflung und stieß, indem sie Carrara in eine Seitengasse folgte, auf einen trunkenen Reiter, der ihr im Wege lag. Sie erschrak und that einen Schrei; Carrara wandte sich, sah den Trunkenen, nahm ihm die Pickelhaube vom Kopfe, setzte sie schnell auf und begann nun, ihm den Panzer abzuschnallen. Aber hierbei erwachte der Trunkene und setzte sich unter Hilferuf zur Wehre, so daß Carrara, von der Noth gezwungen, ihm den Dolch in die Gurgel stoßen mußte, um sich seines Panzers zu bemäch-

tigen, den er zu seiner Sicherheit, auch sich unkenntlich zu machen, umschnallte. Nun fort! — sagte er — Wir müssen suchen, San Pietro zu erreichen. — Er ging immer tiefer in jenen Theil der Stadt, nach dem Schlosse zu, fand aber die Wege zu dem Kastell von Kriegvolk besetzt, das jetzt in geordneten Reihen durch die Straßen zog und mit den Bürgern gemeinschaftlich die Thore besetzt hatte. Jede Hoffnung war jetzt dahin. Eines der Kastelle zu erreichen oder aus der Stadt zu entfliehen, war nun unmöglich. Kein Zufluchtort blieb ihnen als die Hütte des Webers, und die schnelle Entdeckung von Giacomo's Flucht ließ vermuthen, daß dem Manne ein Unglück begegnet sei. In dieser Noth irrten die Drei, schon mehre Mal von den herumziehenden Schaaren angehalten, in den Straßen, als Beatrice um eine Ecke beugend, plötzlich zurückprallte, Giacomo's Hand ergriff, Fiorella zurief: Rette uns vor dem Mönch! Giacomo mit sich fortzog und ihm zuraunte, daß Pater Stefano ihnen auf dem Fuße folge. Carrara wollte, von Rache entflammt, umkehren, den Nichtswürdigen zu durchbohren, Beatrice aber, die Bewaffnete hinter ihm gesehen zu haben glaubte, bat ihn um aller Heiligen willen, ihr zu folgen, Fiorella werde schon den Mönch aufhalten. Giacomo! von allen Seiten Bewaffnete erblickend, die auf sie zukamen, folgte ihr. Hier herein! — rief Beatrice freudig, auf die offene Pforte eines Hofes zeigend, als sei es des Paradieses Pforte — Hier herein! — Sie riß fast Carrara, der immer noch nach den Bewaffneten blickte, mit sich fort, warf die Pforte hinter sich zu, verriegelte sie und trat rasch in ein palastähnliches Haus.

Gelobt sei Gott! — rief sie, während Giacomo finster vor sich hinblickte — Noch sind wir gerettet, dieses Haus mag uns schützen, wem es auch gehöre!

Bei diesen Worten sah Giacomo auf und blickte in das von einer Ampel nur schwach erleuchtete Vorhaus. Weißt Du, wem dies Haus gehört? Wir können Constanze Peralta um ein Nachtlager bitten, wir sind in ihrem Palaste.

Beatrice schrak zusammen, doch schnell faßte sie sich. Desto besser! — sprach sie — Verbirg Dich in jenem dunklen Gange, niemand wird Dich da finden, denn alles scheint hier wie ausgestorben zu sein; ich will einen Diener suchen, gieb Dich nur niemand zu erkennen. — Die Verzweiflung gab ihr Muth, sie eilte die Treppe hinauf, fand im Vorsaale einen Diener auf einem Lehnstuhle schlafend, weckte ihn und bat, sie seiner Herrin zu melden.

Der Diener verweigerte es. Es sei schon spät, — entgegnete er — die Signora habe sich schon in ihr Betstübchen zurückgezogen und sei für jedermann unzugänglich.

Beatrice aber versicherte, daß das Glück der Signora in Gefahr stehe, wenn sie sie nicht spräche. — Dies bestimmte den Diener; er ging und kam bald mit dem Bescheide zurück, einzutreten, führte sie dann durch eine

Reihe Zimmer und befahl ihr, in dem letzten zu verweilen. Gleich darauf that sich die Thüre auf und Constanze trat, von ihrem Haushofmeister gefolgt, heraus, erblickte Beatrice, erkannte sie trotz der männlichen Tracht und befahl schnell dem Haushofmeister, sie allein zu lassen.

Im ersten Augenblicke war das Mädchen wohl hauptsächlich durch die Gegenwart eines Dritten betroffen, als sie sich aber jetzt mit der Signora allein befand, und Constanze sie mit stolzem, fast verächtlichem Blicke fragte: Was wollt Ihr hier? hatte sie wieder Fassung und Muth gewonnen.

Ich will Euch Gelegenheit geben, Großmuth und gegen mich Dankbarkeit zu üben, — erwiderte sie — Herr Giacomo Carrara ist in Eurem Hause!

Er! — rief Constanze, und mit jedem sie durchkreuzenden Gedanken, mit jedem streitenden Gefühle ihres Innern wechselten Farbe und Ausdruck ihres Gesichtes.

Ja er! — sagte Beatrice mit Ruhe. — Wir wurden verfolgt, die Pforte Eures Hofes stand offen und so traten wir ein, ohne zu ahnen, daß es Euer Haus sei.

Also es war nicht sein Wille, sich mir anzuvertrauen, bei mir Schutz zu suchen?

Nein Signora! Ich glaube, hätte er Euren Palast in der Eile der Flucht erkannt, er hätte sich eher von Venedigs Söldnern vor dessen Pforte niederhauen lassen, als daß er eingetreten wäre. — Constanze lächelte höhnisch. — Ihr scheint mir immer den Sieg überlassen zu wollen, Signora! — fuhr Beatrice fort — selbst an Großmuth wollt Ihr, mir gegenüber, Euch nicht höher stellen. Erklärt Euch, aber fasset einen raschen, festen Entschluß! — sagte sie nach einer Pause, in welcher Constanze ungewiß und nachdenkend vor sich hingeblickt hatte. — Laßt den, der noch vor wenig Tagen Verona's Herr war, den Ihr vielleicht in diesem Zimmer selbst oft mit Sehnsucht erwartetet, nicht länger in Ungewißheit unten stehen.

Constanze ging bei diesen Worten, die Thüre ihres Kabinets zu öffnen, rief den Haushofmeister, der ihr ganzes Vertrauen besaß, sprach leise mit dem Eintretenden, wobei aus dem Erstaunen des Mannes Beatrice leicht sehen konnte, daß es Giacomo betraf, und als er mit Hast das Zimmer verlassen hatte, wandte sich die Signora wieder zu der Harrenden. — Giacomo Carrara wird in meinem Hause eine Freistatt finden, so lange ich sie ihm zu geben vermag, — sprach sie. — Ich werde ihn verbergen und zu seiner Flucht behilflich sein, wenn es in meiner Macht steht; dies zu wissen genüge Euch. Nun glaube ich doch, ist meine Schuld an Euch abgetragen und ich stehe an Großmuth nicht unter Euch.

Nein, bei Gott nein! Ich bewundere Euch, edle Frau! — rief Beatrice, und tiefes Gefühl sprach sich in Wort und Blick aus, so daß Constanze wider Willen mit Theilnahme das Mädchen betrachten mußte; bald

aber ward sie wieder ernst und stolz. — Nun könnt Ihr gehen! — sagte sie fast befehlend — doch allein dürft Ihr es nicht wagen! Wohin soll ich Euch geleiten lassen?

Mich? — erwiderte Beatrice — Mein Schicksal ist von Giacomo's Schicksal unzertrennlich; wo er ist, bleib' auch ich!

Das ist der Frechheit zu viel! — fuhr Constanze zornig auf. — Glaubst Du, Armselige, deren ganzes Sein von einem Worte von mir abhängt, ich würde ihm in diesem Hause seine Buhlerin zuführen?

Signora, könnten diese Wände sprechen, die wohl manchmal Zeuge Eurer Leidenschaft waren, würden sie Euch nicht zurufen können: Ihr selbst führtet Euch ihm zu?! — Doch schon ein Mal habe ich Euch versichert, mein Verhältniß zu Giacomo ist rein wie der Thränentropfen, den der tiefe Schmerz aus meinem Auge preßt. Mich fesseln andere Bande, und wahrlich keine rosigen an den Mann und sein unglückliches Geschick. Darum bitte ich Euch, trennt mich nicht von ihm, ich würde vor Angst und Schmerz vergehen. Uebt auch gegen mich Edelmuth, da ich keine Dankbarkeit mehr verlangen kann!

Ehe noch Constanze antworten konnte, trat ein Diener ein, welcher den Pater Stefano anmeldete. Geht in mein Schlafgemach, Beatrice, und erwartet mich dort, sagte Constanze verlegen und befahl den Pater einzuführen.

Wißt Ihr es schon? Carrara ist aus seiner Haft entflohen! redete er die Signora an.

Ich weiß es!

Thörige Menschen wollen ihn in Euren Palast haben schlüpfen sehen, — fuhr Stefano fort und beobachtete Constanzen genau, an der er jedoch seine Meisterin fand; denn kein Zug verrieth sie, als sie ein gedehntes, Verwunderung ausdrückendes So! sprach.

Fast wäre ich selbst irre geworden, da ich seine Buhlerin Beatrice in männlicher Kleidung mit einem Krieger durch die Pforte schlüpfen sah; fast hätte ich selbst geglaubt, Carrara habe bei Euch ein Asyl gesucht, da beide unzertrennlich scheinen. Euch von ihrer lästigen Gegenwart zu befreien und Beatricen in Gewahrsam zu nehmen, habe ich den Befehl des Proveditors, und ersuche Euch daher, Signora, sie mir auszuliefern.

Pater! — fiel Constanze ihm in die Rede — Beatrice ist nicht hier! Wir beide könnten wohl schwerlich nur eine Stunde unter einem Dache mit einander verweilen; aber wäre sie auch hier, nie würde ich sie Euch ausliefern. Ich weiß warum ihr Dolch Euch in Vicenza traf, und da ich dies von Euch weiß und das Ziel meiner Rache jetzt erreicht habe, so könnt Ihr wohl denken, daß ich Eurer nicht mehr bedarf und Euch verachte. Bringt diese Antwort, wenn es Euch gelüstet, dem Proveditor und erkauft durch ein kluges Betragen mein Schweigen. Ueberdies sind die Edlen Verona's nicht Sclaven venetianischer Willkür geworden, weil sie die

Fahne von San Marco auf ihren Thürmen aufstecken ließen. Gute Nacht, Pater!

Ich gehe, Euch in mein Gebet zu schließen, — sprach Stefano mit geheuchelter Demuth.

Betet nur für Euch und überlaßt mir und meinem Beichtiger, mich mit Gott zu versöhnen. Gehabt Euch wohl!

Stefano ging, Rache im Herzen.

Jetzt könnt Ihr in meinem Palaste und unter meinem Schutze bleiben, — sagte Constanze zu dem zitternden Mädchen, denn der Anblick des Mönchs ließ die sonst so Muthige stets erbeben. — Vor dem Pfaffen schütze ich Euch, — beruhigte sie Constanze — das befiehlt mir die Pflicht des Weibes. Eine meiner Frauen wird Euch ein Zimmer anweisen.

Sie schellte und gab die nöthigen Befehle dazu. Beatrice trennte sich von dieser Frau, deren Handelweise so verschieden, so widersprechend war, mit einer Art Hochachtung.

Als Nicola nach Giacomo's Flucht seine Lumpen angezogen hatte, war er keck aus dem dunklen Schlupfwinkel getreten und durch den Vorsaal geschritten, wo ihn der Schließer und noch einige Halbschlafende staunend, als sei er ein Geist, ansahen, denn eben hatten sie ihn doch aus der nemlichen Thüre herauskommen und durch jene hinausgehen gesehen. Sie ließen ihn demnach ungehindert durch, nicht so die Wache am Thore des Rathhauses, der es auffallend war, daß ein und der nemliche Mensch zweimal, ohne zurückgekehrt zu sein, durch das Thor gehen konnte. Sie ahnete Betrug, hielt ihn fest, und obgleich man ihn als den bekannten Weber Nicola erkannte, sollte er dennoch festgenommen und morgen zur weiteren Untersuchung geführt werden. Zum Glück für den Armen, der schon die 200 Scudi und das Leben verloren gab, stürzte der Schließer halb taumelnd die Treppe herab und schrie aus voller Kehle: Herr Carrara ist entflohen! — Diese Nachricht gab einen allgemeinen Aufstand, den Nicola benutzend entschlüpfte und im vollen Rennen über den Platz der Etsch zulief. Aber auch er fand die Brücken besetzt, was die Venetianer, einen Ueberfall fürchtend, schon seit dem Abend gethan hatten, und da ihn die Todesangst trieb, stürzte er sich in's Wasser, schwamm glücklich durch und gelangte bald an die äußerste Zugbrücke von San Felice, wo er auf die Nachricht, daß er Kunde von Herrn Carrara brächte, sogleich eingelassen wurde.

Nicht ganz so glücklich war es Fiorella ergangen. Sie hatte sich Stefano in den Weg gestellt und ihn durch allerhand Reden, selbst Lockungen aufzuhalten gesucht, aber sei es, daß so eben eine Wolke das Mondlicht verbarg und ihm die Schönheit des Mädchens entzog, oder die Rache stärker in ihm war als die Begierde, er suchte sich von ihr loszumachen und ging gerade auf den Palast Peralta zu. Noch einmal versuchte sie, ihn festzuhalten, da er sich aber nicht um sie kümmerte, sie Carrara nun

entfernt genug glaubte und nicht ahnen konnte, daß er bei Constanzen einen Zufluchtort suchen würde, ließ sie ihn ruhig in den Palast treten.

Aber wohin sollte sie sich nun wenden? Die Hütte Nicola's war das einzige Asyl, das ihr noch blieb', doch schon in der Ferne sah sie die Hütte mit Bewaffneten umgeben und kehrte schnell wieder um. Ein Kirchhof bot ihr während der Nacht einen Zufluchtort, und als der Tag anbrach, hatte sie den Muth, mit ihren Lumpen und der Zither durch die belebten Straßen zu ziehen und sich mit Gesang und Spiel so viel zu erwerben, daß sie ihren Hunger stillen konnte. Zum Glück ward sie von niemand erkannt.

Als die Sonne hoch stand, die meisten Einwohner sich in ihre Häuser zurückgezogen hatten und die Straßen verödet waren, versuchte sie es, durch das Mailänder Thor die Stadt zu verlassen. Die Thore waren zwar wegen Giacomo's Flucht noch für jedermann gesperrt, sie aber fand zum Glück an dem alten wachehabenden Offizier, der hier befehligte, eine weiche Seele, indem er auf die Vorstellung, daß sie vor dem Thore wohne, ihre armen Aeltern durch Spiel und Gesang ernähre und diese Hunger sterben müßten, käme sie nicht bald zu ihrer Unterstützung zurück, geneigt ward, sie herauszulassen. Ein Liedchen, das sie sang, vollendete, was ihr wehmüthiges Bitten schon halb erreicht hatte; der alte Krieger, in diesem ärmlich gekleideten Mädchen nichts Verdächtiges findend, öffnete ihr die Pforte und ließ sie hinaus. Sie bettelte sich nun mit ihrem Lautenspiele von Ort zu Ort und gelangte durch Umwege glücklich nach Padua.

Giacomo hatte ungeduldig in der Halle Beatricens Rückkehr erwartet, statt ihrer war der Haushofmeister gekommen, der ihn freundlich im Namen seiner Gebieterin einlud, ihm zu folgen. Er führte ihn in ein kleines Zimmer, dessen schlechtes Geräth sattsam zeigte, daß es lange unbewohnt gewesen war. — Verzeiht, Herr! — sagte der Haushofmeister — daß ich Euch in einem Palaste, wo Ihr so viele Prunkzimmer kennt, dies kleine, elende Zimmer zur Wohnung anweise, aber es ist das einzige, in dem ich Euch für sicher halte. — Er zeigte ihm hierauf eine verborgene Thür, die ihn in ein finsteres Behältniß brachte, wo eine Fallthüre eine enge Wendeltreppe verbarg, die nach dem Garten führte. Hört Ihr Lärm, so flüchtet Euch hierher, schiebt den Riegel vor die starke eiserne Thüre, die lange jeder Gewalt widerstehen und Euch Zeit geben wird, in den Garten und von da durch eine offenstehende Pforte weiter zu kommen. Auch bitte ich Euch, zu verzeihen, wenn Ihr schlecht bedient werden solltet: Niemand als ich darf von Euerem Aufenthalte hier wissen, deßhalb bin ich der einzige Diener, den Ihr haben werdet.

Sagt lieber: der einzige Freund! unterbrach ihn Giacomo.

Der Haushofmeister verbeugte sich ehrerbietig, als ob er diese Vertraulichkeit ablehnen wolle. Ich werde Euch Speise und Trank und was Ihr sonst zu haben wünscht, mit Freuden bringen, — fuhr er dann fort, —

nur keine Kerzen; die Fenster dürfen nicht erleuchtet sein, sonst ist Euer Aufenthalt sogleich verrathen.

Und wo ist Beatrice? fragte Giacomo.

Ich weiß es nicht, gnädiger Herr! erwiderte der Alte, verbeugte und entfernte sich.

Der Sohn des Fürsten von Padua setzte sich nun auf den einzigen morschen Sessel, den er in seinem Zimmer fand. Dunkle Nacht war es um ihn wie in ihm, denn dessen war er gewiß, daß wenn er in die Hände der Venetianer fiel, die Freiheit ihm für immer verloren sei. Diese finsteren Gedanken beunruhigten ihn, jedoch störte ihn bald der gutmüthige Haushofmeister, der eine Matratze, eine Decke und mehre Geräthschaften brachte, die er auf die Erde britete, und gleich darauf einen Krug Wein und mancherlei Speisen herbeiholte. Auch überreichte er ihm anständige Kleidung, daß der edle Herr die Lumpen Nicola's von sich werfen und sich wieder reinlich kleiden könnte. Vor morgen Abend seht Ihr mich nicht wieder, — sagte er dann — nur wenn es dunkel ist, darf ich es wagen, Euch das Nöthige zu bringen. — Hierauf verließ er ihn.

Während der biedere Alte ihm Trost eingesprochen und so freundlich für Alles gesorgt hatte, war auch Beatricen eine freundliche Wohnung angewiesen worden und keine der bei Giacomo nöthig geglaubten Vorsichtmaßregeln angewandt. Sie durfte den andern Tag ihr Zimmer verlassen und in dem Garten lustwanden, nur erfuhr sie nicht, wo Giacomo war; sie lugte nach allen Fenstern, aber an keinem erblickte sie den Mann, an den sie mit so mächtigen Banden gefesselt war. Auch bemerkte sie im Palaste ein Hin- und Herlaufen, ein Kommen und Gehen, das etwas Wichtiges vermuthen ließ, und sah auf den meisten Gesichtern, denen sie begegnete, Verlegenheit und eine gewisse Scheu, sich ihr zu nahen, so daß sie sich die übrige Zeit des Tages in ihr Zimmer verschloß und es nicht wieder verließ.

Beatricens Vermuthung, daß die Unruhe im Palaste Peralta von etwas Ungewöhnlichem, und wie sie fürchtete, von nichts Freudigem herrührte, hatte Grund. Schon am Morgen des dritten Tages fand sich der venetianische Provveditor bei der Signora ein, und verlangte die Auslieferung Giacomo's und seiner Geliebten. Constanze läugnete standhaft, daß sie ihn verborgen habe, obgleich sie gestand, daß Beatrice bei ihr sei und sie dem Mädchen Schutz versprochen habe, den sie ihr auch angedeihen lassen werde. Niemand hat ein Recht, über das Mädchen zu gebieten, die mit Verona und den Angelegenheiten Venedigs nichts zu thun habe. Der Provveditor erinnerte zwar die Signora an Beatricens früheres Benehmen und ihren Verrath; diese meinte aber, daß es keine strafbare Handlung sei, dem Verrathe Verrath entgegen zu setzen. — Ich habe so viel für die Republik gethan, — sagte sie dann und ihr Auge flammte — zwingt mich nicht es zu bereuen, Signor! Auch frage ich Euch, was habt Ihr für ein Recht, Giacomo Carrara gefangen zu nehmen? Sind die Schlösser nicht

in Eurer Gewalt? Und seine Haft sollte nur so lange das Unterpfand sein, bis Ihr in ihren Besitz gesetzt würdet.

Die Schlösser kamen durch Meuterei der Söldner in unsere Hände, nicht durch freiwillige Uebergabe! — erwiderte er — Wir mußten dem Kriegvolke bedeutende Summen zahlen, und somit ist der geschlossene Vergleich, in diesem Punkte wenigstens, ungültig.

O, meine arme Vaterstadt! seufzte Constanze tief auf.

Krönt Euer Werk, Signora! — fuhr der Proveditor fort — liefert uns die Gefangenen aus.

Constanze maß das kleine schwarz gekleidete Männchen vom Fuße bis zum Scheitel und erwiderte nichts.

So werdet Ihr uns zwingen, Euer Haus durchsuchen zu lassen! fuhr der Venetianer fort.

Thut, was Ihr müßt! — sagte die Veroneserin mit Ruhe — ich werde mich dem nicht widersetzen, besonders da ich weiß, daß Ihr ihn nicht finden werdet.

Schon in der andern Stunde besetzte venetianisches Kriegvolk den Palast. Der Proveditor erschien am folgenden Tage mit mehren Gerichtpersonen und — oft spielt der Zufall sonderbar — auch mit Hauptmann Polenta von Ravenna, der nach seiner Herstellung von Giacomo die Freiheit erhalten hatte; ihnen folgte gleich darauf Stefano, der wahrscheinlich nicht ahnete, daß hier zwei Zeugen gegen ihn auftreten könnten.

Habt die Güte, Signora! — begann der Proveditor — irgend jemand Eurer Leute zu beordern, der die Zimmer aufschließe und sich überzeuge, daß die, so Euer Haus durchsuchen, Euch keinen Schaden zufügen.

Constanze gab ihrem Haushofmeister den Auftrag, der Giacomo schon von der Ankunft des Proveditors benachrichtigt hatte.

Nun laßt Beatrice eintreten! befahl der venetianische Senator; sie erschien.

Ihr seid Herrn Giacomo Carrara zu seiner Flucht behilflich gewesen? fragte er.

Ich sah ihn nicht seit er San Felice verließ und ihn die undankbaren Veroneser gefangen nahmen! — erwiderte sie mit Fassung.

Und doch seid Ihr mit ihm in diesen Palast geflohen! sagte der Venetianer weiter.

Da ich ihn nicht gesehen habe, so wäre es wohl unmöglich, mich mit ihm hierher geflüchtet zu haben, Signor!

Wißt, Euch sah jener fromme Mann mit dem Flüchtigen in dieses Haus schlüpfen.

Jener fromme Mann? — widerholte Beatrice, den Mönch jetzt erst erblickend. — Er kann nicht gegen mich zeugen! — fuhr sie fort und über-

wand ihre Furcht; — er hat — sie stockte — erlaßt mir es, die Ursache zu sagen.

Signora! — wandte sich jetzt der Venetianer zu Constanzen. Sie sei schuldig oder unschuldig, so verlangt die Republik, daß sie unter strenge Aufsicht gestellt werde. Ich werde sie vor der Hand in ein Kloster bringen lassen.

In das Kloster der heiligen Agathe! fiel ihm Stefano in die Rede.

Ganz recht, nach San Agathe, sorgt einstweilen für ihre Aufnahme! sagte der Provveditor, als Hauptmann Polenta, der bisher nur zugehört hatte, den Senator unterbrach.

Herr, ehe Ihr über das Mädchen einen Beschluß faßt, erlaubt, Euch etwas zu vertrauen.

Der Provveditor trat mit ihm in eine Fensterbrüstung und schien aufmerksam auf das zu hören, was der Hauptmann ihm sagte, wobei er den Pater scharf in das Auge faßte. Bald darauf traten sie wieder zu den Andern und der Provveditor sagte, einen strengen Blick auf den Mönch werfend: Ich habe meinen Entschluß geändert, das Mädchen wird dem Hauptmann folgen und nicht nach Santa Agathe gehen.

Beatrice lebte bei diesen Worten wieder auf; ehe sie dem Mönche gefolgt wäre, eher hätte sie sich den Dolch in die Brust gestoßen. Sie folgte, Constanzen einen kurzen Dank sagend, dem Hauptmann, während die Andern den Erfolg der Haussuchung wohl mit ganz verschiedenen Hoffnungen abwarteten.

Der Schreiber des Provveditore, in dergleichen wohl bewandert, hatte mit seinen Sbirren den kleinsten Winkel des Palastes durchsucht, selbst das Schlafgemach der Signora war nicht verschont geblieben; auch hatte er das Zimmer betreten, worin Giacomo eine Zuflucht gefunden, doch da der vorsichtige Haushofmeister alles, was einen Bewohner hätte vermuthen lassen können, schnell in den, Carrara verbergenden Schlupfwinkel geworfen hatte, blickte der Schreiber nur flüchtig umher, verließ das Zimmer und, nachdem er Alles durchsucht, brachte er seinem Herrn den Bericht, daß der Geflüchtete nirgend zu finden sei.

Er muß in dem Hause sein! behauptete Stefano, den der verächtliche Blick Constanzens nicht aus der Fassung brachte.

Deßhalb — unterbrach ihn der Provveditor — bleibe der Palast besetzt und Ihr, Signora, seid verhaftet. Ist Giacomo Carrara nicht bis morgen um diese Zeit in unserer Gewalt, so schicket Euch zur Reise nach Venedig an.

Nach Venedig? fiel ihm Constanze erstaunt in die Rede.

Ja, Signora! — fuhr der strenge Richter fort. — Wer wie Ihr den Muth hat, sich an die Spitze einer Verschwörung zu stellen, sich dann im

eitlen Wahne für getäuscht haltend, gegen ein Mitglied der Signoria mit Schmerz und Wuth ausrufen kann: O, meine arme Vaterstadt! den hält die Republik für nicht geeignet, in dieser armen Vaterstadt zu bleiben. Dies mein fester Entschluß.

So wiederhole ich es und werde es tausend Mal wiederholen: O, meine arme Vaterstadt! rief Constanze mit kühnem Stolze.

Denkt dabei, ich bitte Euch, Signora, daß Venedig gerecht, aber unerbittlich streng ist.

Constanze lächelte bitter und begrüßte mit Anstand den stolzen Venetianer, der sich nun schweigend empfahl und mit seiner Begleitung sie verließ.

Noch am nemlichen Abende, als der treue Haushofmeister Giacomo benachrichtigte, daß er sein Versteck verlassen könne, erzählte er ihm, was in Verona und hier im Palaste vorgegangen war und welches Schicksal seine Gebieterin erwarte, rieth ihm auch zur größten Vorsicht, da alle Ausgänge von venetianischen Soldaten bewacht würden und niemand aus und ein dürfe; selbst die Gartenpforte sei besetzt.

Und was sagt die Signora dazu? fragte Giacomo.

Kaum daß der Provveditor sie verlassen hatte, befahl sie mir, die nöthigen Anstalten zur Reise nach Venedig zu treffen.

Und welche Zeit hat der Venetianer zur Stunde der Entscheidung bestimmt?

Es war in der elften Stunde, als er das grausame Wort sprach.

Und die Söldner empörten sich, — fragte Giacomo weiter — unterhandelten mit den Venetianern und übergaben die Schlösser?

Ja, Herr!

Schändlich, schändlich! O, mein armer Antonio!

So viel ich weiß, ist er nach Padua gegangen, tröstete ihn der Haushofmeister. — Die meisten Hauptleute und Offiziere haben Dienste bei der Republik genommen.

Käufliche, elende Seelen! — rief Giacomo empört. — Doch wie läßt sich Treue von Menschen erwarten, die ihr Leben für einen Goldgülden verkaufen? Aber was zürne ich auf diese Elenden, Ernsteres steht mir bevor. Gute Nacht, alter Mann, schlaft ruhig, wenn Euch die Sorge schlafen läßt. — Er drückte dem Alten herzlich die Hand und warf sich sinnend auf den Lehnsessel; auch ihm raubten die Sorgen den erquickenden Schlaf.

Am andern Morgen hielt die Sänfte der Signora auf dem Vorhofe, sie selbst stand reisefertig im Kreise ihrer Diener, die, ihr Lebewohl zu sagen, sich um sie versammelt hatten, als die Thür sich öffnete und zu Aller Erstaunen Giacomo eintrat. Constanze erbleichte bei seinem Anblicke, ihre

Kniee wankten, doch behielt sie Fassung genug, ihren Dienern den Befehl zu geben, sich zu entfernen.

Signora! — begann Giacomo — ich erfuhr von Euerem Haushofmeister, daß Euer Schicksal an das meine geknüpft sei, und so halte ich es für Pflicht, es auf mich allein zu laden; ich bin hier, mich den Venetianern zu überliefern. — Constanze wollte ihn unterbrechen, doch ihr fehlte die Sprache, die Brust war ihr zu beengt. — Hofft nicht meinen Entschluß wankend zu machen, Signora; ich kenne die Pflicht des Mannes, ich kenne die Pflicht, Unrecht wieder gut zu machen. Verzeiht, — sagte er, Constanzens Hand erfassend, die sie auch in der seinen ließ — verzeiht, wenn ich eine wunde Stelle Eueres Herzens berühre, es ist mir Bedürfniß, mich in dieser Stunde frei, vielleicht zum letztenmal gegen Euch auszusprechen. Ich habe Euch wehe, sehr wehe gethan und Ihr hattet Recht, auf mich zu zürnen; Untreue ist eine furchtbare Natter, die lange und gierig an dem blutenden Herzen nagt, und mit der wir Männer leichtsinnig und frevelnd spielen. Rache trat in Euerem Herzen an die Stelle der Liebe und Ihr habt ihren Kelch bis auf den letzten Tropfen geleert, denn ich stehe elend, durch Euch elend vor Euch.

Giacomo! rang bei diesen Worten sich schmerzlich aus ihrer Brust.

Laßt mich enden, Constanze, — bat er — laßt mich enden! Ich kenne die Schwäche, die Leidenschaft des menschlichen Herzens, deßhalb vergebe ich Euch, vergebe Euch den Giftbecher, den Dolch und jene nächtliche Wanderung von ganzem Herzen, denn Ihr habt Alles wieder versöhnt, da Ihr mir in Euerem Hause ein Asyl gabt und Beatrice großmüthig in Eueren Schutz nahmt. — Da ich nach Venedig geführt, wahrscheinlich von Freund und Verwandten, von Leben und Liebe, auch von ihr, die meinem Herzen doppelt theuer ist, mich für immer trennen muß, so fordere ich Euch in dieser ernsten Stunde auf, dieses Mädchen auch ferner zu beschützen, ihr Mutter, ihr Freundin zu sein.

Ich Beatricen, ihr? — rief Constanze und hohe Glut überflog ihre Wange.

Ja, Signora! — erwiderte Giacomo — dieser Beatrice sollt Ihr Mutter und Freundin sein, ihr, Giacomo's Schwester!

Heilige Mutter Gottes, Euere Schwester?! — rief die Zerknirschte. — Du strafst mich furchtbar, Richter dort oben! Ihn habe ich in's Verderben gestürzt, weil er seine Schwester liebte, sie wollte ich ermorden, weil sie in den Armen des Bruders lag! — Vergeltung, o Vergeltung, du bist furchtbar! — Und mit diesem Augenblicke, Giacomo, — sprach sie außer sich und bald rollte ihr Auge wild, bald schien es gebrochen — mit diesem Augenblicke drängt die verstoßene Liebe sich wieder zu meinem Herzen, meine Pulse fliegen, mein Herz schwellt von Sehnsucht, die Thräne glühender Liebe dringt in mein Auge. — Doch nein! es war ein Spiel

der Phantasie; glaubt nichts von dem, was ich eben sagte. Trocken ist mein Auge, ruhig, langsam schlägt der Puls, mein Herz — schlägt — nicht mehr! — Bei diesen Worten sank sie zusammen.

Giacomo schrie nach Hilfe; die Thüre öffnete sich, der Provveditor trat ein. Ha! — rief er bei Giacomo's Anblick freudig aus, der, nicht auf ihn achtend, sich nur mit der Ohnmächtigen beschäftigte, dann wandte sich der kalte Venetianer zu seinen Sbirren: Nehmt den Gefangenen und führt ihn in den Wagen, sie überlaßt der Obhut ihrer Frauen! —

Dritte Abtheilung.

Der Fürst.

Der Hauptmann Polenta von Ravenna, ein Glied jener Familie, die schon lange in Ravenna herrschte, hatte bei dem venetianischen Heere bedeutenden Einfluß, da er 200 Kürassiere und 300 leichte Reiter geworben und der Republik zugeführt hatte. Er war ein schlichter, in der Kriegkunst damaliger Zeit wohlbewanderter Mann, den seine Untergebenen liebten und wie ihren Vater ehrten. Seit früher Jugend Soldat, war ihm das Krieghandwerk zur Gewohnheit geworden, und obgleich sein weiches Gemüth an den Gräueln des Krieges oft Aergerniß nahm und er fast in jedem Gefechte verwundet wurde, wollte er sich doch immer noch nicht von seinen alten Krieggesellen trennen und in seine Heimath zur Ruhe gehen. Bei mehreren Gelegenheiten hatte ihn der Proveditore Moratori kennen gelernt, und es hatte sich, trotz der Verschiedenheit der beiderseitigen Charaktere, eine Art Freundschaft unter ihnen gebildet, wie sie zwischen einem offenen, biederen Krieger und einem Gliede der niemals aufrichtigen Signoria möglich war. Dieser Freundschaft verdankte es Beatrice, daß sie nicht nach Santa Agata gebracht und dadurch in die Hände Stefano's gegeben wurde.

Sie war vertrauenvoll dem Hauptmanne nach seiner Wohnung gefolgt, der sie, nachdem Giacomo's Schicksal entschieden war, fragte, was sie nun thun wolle; er glaube ihr die Freiheit versprechen zu können, sie möge es genau überlegen. Auf Giacomo könne sie nicht mehr rechnen; einmal in die Hände der Republik gefallen, sei er für sie auf immer verloren, auch würde die Signora Peralta wahrscheinlich Verona verlassen müssen. Beatrice bedachte sich keinen Augenblick. Laßt mich zum Fürsten von Padua bringen! bat sie.

Was wollt Ihr dort? — fragte der Hauptmann, sie wohlmeinend warnend. — Nur noch kurze Zeit sind die Thore von Padua frei, dann

zieht Venedig mit aller Macht vor dieses letzte Asyl der Carrara, und Ihr müßt Hunger, Elend und alle Gräuel der Belagerung dort erdulden.

Laßt mich nach Padua! wiederholte sie.

Nun, ich will bei dem Proveditore anfragen, ob ich es darf, denn hier sind mir bei der Geliebten Carrara's die Hände mehr gebunden, als in Vicenza bei dem unbedeutenden Zitherspieler. — Geduldet Euch! —

Nach einigen Stunden kam er zurück und brachte Beatricen die Nachricht, daß sie aus jeder Art von Haft entlassen sei und sich nach Padua begeben dürfe. Er wolle sie dem Markgrafen von Mantua empfehlen und ihn zugleich ersuchen, sie, im Fall sie es wünsche, wieder frei aus Padua zu lassen. Hier aber rathe ich Euch, das Haus nicht zu verlassen, der Proveditor muß Stefano noch schonen und überall kann ich Euch nicht beschützen, darum eilt von hier. Constanze Peralta muß schon morgen ihren Palast verlassen und, obwohl frei, sich auf einige Zeit an einen anderen Ort hinbegeben.

Schon am folgenden Tage trat Beatrice, von den Dienern Polenta's begleitet, die Reise an und verließ mit wehmüthigem Herzen die Stadt, wo ihr das Glück so schnell geblüht, aber auch eben so schnell wieder verwelkt war. Geht lieber nach Ravenna, — bat sie der Hauptmann noch beim Abschiede. — Mein Bruder wird Euch freundlich schon um meinetwillen aufnehmen, lebt dort ein stilles, sorgenfreies Leben, und vielleicht findet Ihr dann ein Herz, das Euch die Vergangenheit vergessen lehrt.

Mein Weg führt mich nach Osten, nicht nach Süden, mein Schicksal zieht mich, ich ahne es, nach der Stadt der Lagunen, — erwiderte sie traurig. — Die Ruhe ist für mich hin, ich muß in das stürmische Leben hinaus; an den Unglücklichen bin ich gekettet mit unauflösbaren Banden. Ich danke Euch, Herr, für Euere Güte, zürnt nicht, daß ich sie nicht annehme, mir ist nicht mehr zu helfen. Wenn Euer Streitroß, das zähmende Gebiß verachtend, mit Euch über Höhe und Tiefe davonjagt, müßt Ihr nicht folgen und könnt Ihr es mit starker Faust aufhalten? Das tolle Roß ist mein wildes Geschick, es treibt mich von der stillen Bahn des Lebens bergauf, bergab, ich muß folgen und wäre mein Wille, ihm zu widerstehen, noch so fest. Habt Ihr nicht von dem Basilisken gehört, die mit ihrem Flammenblicke den Unglücklichen wider seinen Willen anziehen, er kann dem Unthier nicht entgehen? — Habt Ihr von der Scylla gehört, die mit ihrem Gesange die Vorüberfegelnden lockt? — Sie wissen, daß sie ihrem Tode entgegenschiffen, doch müssen sie das Fahrzeug den lockenden Tönen zulenken und dem Zauber folgen. So ist's mit mir! Ich weiß, in Venedig findet, was den Carrara angehört, seinen Untergang, ich weiß, das Elend, der Gram erwartet mich dort, ich weiß, ich kann ihm nicht helfen und dennoch zieht es mich ihn, dennoch träume ich bei Tag und Nacht, ich könnte die eisigen Herzen der Signoria erwärmen, obgleich ich weiß, daß ich ihn eher aus den Klauen des hungrigen Tigers retten könnte,

als aus den Gefängnissen von San Marco. Darum lebt wohl, gedenket meiner freundlich, und sollte mich der Tod früher abrufen als Euch, dann seid gewiß, dort oben bete ich an Gottes Throne für Euch, edler, braver Mann!

Nun so geh' mit Gott! — sagte der alte Krieger, der der Wehmuth, die ihn ergriffen hatte, sich schämte. — Leb' wohl, bleib' fromm und gut!

Still in ihren Schmerz versunken war Beatrice die Zeit während ihrer kurzen Reise; erst als sie die Thore Padua's, als sie das Lager der Venetianer erblickte, das die Stadt schon fast eingeschlossen hatte, wurde ihr Schmerz lebendig und das Geschehene trat ohne Traum und Hoffnung vor sie.

Sie wurde jetzt zu Galeaz Gonzaga geführt, der sie freundlich begrüßte, als er den Brief Polenta's gelesen. Wollt Ihr die Stadt wieder verlassen, — sagte er, — so wendet Euch nur an mich, Euer Wunsch soll um meines Freundes Willen Euch sicher gewährt sein. Er ließ sie hierauf auf ihr Verlangen, bis an die Thore Padua's begleiten.

Als ihr endlich nach langem Harren hier ein Pförtchen geöffnet wurde, und sie den grauen Palast der Carrara erblickte, den sie immer nur mit Grauen betrachtet und der ihr stets ein Gefängniß geschienen hatte, überfiel sie eine auaussprechliche Angst; sie wankte fast durch die Straßen und konnte sich das Gefühl von Muthlosigkeit nicht erklären, das sich ihrer bemächtigt hatte. Ging sie nicht dem Vater entgegen? Fand sie nicht seine Arme offen, seine Brust frei, sich daran anzuschmiegen? Aber auch dieser Gedanke benahm ihr nicht die Angst, die sie ergriffen hatte; mit beklommenem Herzen schritt sie durch das hohe Portal des Palastes, die Treppe hinauf nach dem Vorzimmer des Fürsten. Er war nicht im Schlosse, sie mußte ihre Ungeduld zügeln und suchte indeß Antonio auf.

Sie fand den alten Mann bleich und abgehärmt auf seinem Lager liegend. Giacomo's Schicksal hatte ihm den Muth gebrochen. Der unfreundliche Empfang des Fürsten, der ihm, und nicht mit Unrecht, einen Theil der Schuld an dem Unglücke seines Sohnes beimaß, hatte ihn ganz gebeugt. Kommst Du allein? fragte er die Hereintretende, und als sie dies bejahte, schien der letzte Strahl der Hoffnung in seinem matten Auge zu erlöschen, er wandte Beatricen den Rücken und schwieg.

Beatrice war von diesem Empfange tief und schmerzlich ergriffen. Sie setzte sich an Antonio's Bett und sah starr auf die kalten Züge des Mannes, in dem sie sonst ihren zweiten Vater zu erblicken geglaubt hatte. Giacomo ist gefangen nach Venedig geführt! sagte sie endlich. Bei diesen Worten lächelte er bitter. Die Schuld davon trag' ich! — murmelte er vor sich hin. — O, erbärmliche Weisheit des Menschen! — fuhr er plötzlich auf und sein Auge blickte düster empor, als ob er mit dem Himmel zürnen wollte. — Hätte ich meinem Herzen gefolgt und nicht meinem Verstande, hätte ich den Rath des alten Hauptmannes befolgt und den Bürgern

Verona's die Schlösser übergeben, ehe del Vermo einrücken konnte, mit Freuden hätten sie mir Giacomo freigelassen und ich wäre mit ihm und dem Kriegvolke — das Gott seines Meineids wegen verdammen möge! — ungehindert nach Padua gezogen! Doch ein tückischer Pfaff und ein rachsüchtiges Weib mischten sich drein, und so mußte das Spiel verloren gehen!

Zürnt nicht auf Constanze! — unterbrach ihn Beatrice. — Sie hat edel gehandelt, sie hat Giacomo eine Freistatt gegeben.

Thöriges Kind! nennst Du das Edelmuth, wenn Du einen Unglücklichen mit teuflischer Freude in einen Abgrund stürzest, aus dem ihn nichts retten kann, und Du ihm dann die Hand zur Rettung nutzlos entgegenstreckest? — Seine Sünden bereuen, sie wieder gut machen wollen, ist wohlgethan, aber nicht Edelmuth, dessen überdies ein Weib nicht fähig ist.

Nie, meint Ihr? — sagte Beatrice, ihn unterbrechend. — Ich glaube doch —

Ja, wenn thörige Leidenschaft Euch ergriffen, Euere Sinne aufgeregt, Euer Blut in Wallung gesetzt hat, dann seid Ihr fähig, in einem Augenblicke des Rausches eine edle Handlung zu begehen, die Ihr im andern gethan zu haben bereuet. Wo aber ruhige Ueberlegung die Handlung bestimmen muß, wo aus Herz und Geist sie entspringt, nicht aus flüchtigem wild rollendem Blute, da könnt Ihr listig, aber nicht edel handeln.

Gekränkt sah Beatrice vor sich nieder, die Worte des alten Mannes, den sie so hoch geachtet, schmerzten sie.

Du bist eine der Besseren Deines Geschlechtes, — fuhr Antonio fort, dem dies nicht entging und der ihr nicht gern wehe thun wollte — und dennoch — Du hast brav an Giacomo gehandelt, hast viel für ihn geopfert, und was mehr noch ist bei dem verdorbenen Geschlechte, hast es mit reinem Herzen geopfert, und doch — prüfe Dich streng und Du wirst finden, daß die Liebe, die sinneerweckende Liebe allein Dich dazu vermochte, sie, die Dir den schönen Mann bei Tag und Nacht mit glänzenden Farben ausgeschmückt zeigte. Deine Phantasie, die Dir das größte Opfer als das belohnendste malt, ist allein der Quell, aus dem Deine Handlungen entsprangen.

Beatrice mochte wohl fühlen, daß der Alte nicht ganz unrecht habe; sie schwieg und wagte nichts zu erwidern. Da trat ein Diener des Fürsten ein und brachte ihr den Befehl, sogleich vor dem Herrn zu erscheinen. Sie gehorchte, obgleich mit Zagen, und verließ Antonio. —

Du kamst allein? — redete der Fürst Beatricen an, sein Antlitz war ernst und Sorgen umwölkten seine Stirn. — Was ist aus meinem Sohne geworden?

Sie haben ihn nach Venedig geführt! erwiderte Beatrice, und wagte nicht, wie sie gewohnt war, den Fürsten mit kindlicher Herzlichkeit zu begrüßen.

Setze Dich! — sagte er nach kurzem Schweigen — und berichte mir alles, vergiß nicht den kleinsten Umstand, jeder hat Werth für mich! was ich von Antonio erfahren konnte, war so wenig.

Beatrice setzte sich mit klopfendem Herzen; der Fürst hatte ihr noch kein freundliches Wort gesagt, keinen Blick geschenkt, der aus dem Herzen zu kommen schien; sein Benehmen war kalt und abgemessen, und benahm eher Beatricen das Zutrauen, als daß es dieses in ihr erweckt hätte. Sie erzählte nun Alles, was seit ihrer Ankunft in Verona Giacomo begegnet war, und was sie, seit sie ihn nicht gesehen, von seinem Schicksale vernommen hatte.

Der Fürst hörte aufmerksam zu, unterbrach sie zuweilen, indem er sie nach diesem und jenem fragte; dann sagte er unmuthig vor sich hin: Sein Loos ist gefallen, mag sich auch das meine gestalten, wie es will! — Durch wessen Hilfe erlangtest Du Deine Freiheit? — fragte er dann plötzlich, und als Beatrice ihm sagte, daß Hauptmann Polenta sich ihrer angenommen und sie zu dem Markgrafen von Mantua habe geleiten lassen, überraschte er sie mit der tiefererniedrigenden, fast gleichgiltig gethanen Frage: Und welchen Preis mußtest Du dafür zahlen?

So auffallend dies auch Beatricen sein mußte, so sehr regte es ihren Stolz, ihr Selbstgefühl auf. — Einen Preis! — sprach sie und konnte ihre Empfindlichkeit, ihren Schmerz nicht verbergen. — Und flösse auch das Blut der Carrara nicht in meinen Adern, würde ich nimmer so tief sinken können!

Der Fürst stand bei diesen Worten rasch auf, warf einen mitleidigen Blick auf das Mädchen und verließ sie.

Auch das noch! — seufzte sie tief auf — auch noch diese Kälte von ihm und dieser Verdacht! Nun fülle nur immer den Becher bis an den Rand, tückisches Schicksal, ich will ihn dennoch muthig leeren?

Sie ging nach ihrem Zimmer und fand dort Fiorella, die, als sie kaum von ihrer Ankunft gehört hatte, sie aufzusuchen eilte.

Hier hat sich in wenigen Tagen manches geändert! — sagte das treue Mädchen, nachdem sie laut ihre Freude ausgesprochen hatte, Beatricen wiederzusehen, der sie jetzt willkommener war, als je. — Jedermann denkt hier nur an Krieg, spricht von dem Unglücke Verona's und Giacomo Carrara's, niemand hat noch nach Euch gefragt und wie es Euch ergehe. Die ganze Stadt ist in Bewegung, jeder Bürger rüstet sich, und wie sie sagen, wird es ein furchtbarer Kampf werden. Aber Ihr hört nicht auf mich! — O sagt mir lieber, wie es Herrn Giacomo ergeht, ich nehme so herzlichen Theil an seinem Geschicke.

Ja wahrlich, Mädchen, Du hast treulich und thätig Theil an seinem Geschicke genommen! erwiderte Beatrice, ihr Alles erzählend.

Signora! — unterbrach sie das Mädchen und hohe Glut röthete ihre Wangen. — Jetzt ist es vorbei, ich werde ihn nie wiedersehen, darum kann ich sagen, was in meinem Herzen vorgeht. Ich habe nur so wenig für ihn gethan und hätte doch vielleicht auch mein Leben für ihn hingegeben, denn unter allen Männern, die ich noch sah, war er der Einzige, den ich in mein Herz schloß, der Einzige, nach dem mein Herz sehnend schlug, obgleich er die arme Fiorella nicht beachtet hat.

Dies Geständniß enthüllte Beatricen nichts, was sie nicht schon kannte. Seitdem sie Fiorella bei Giacomo überraschte, hatte ihr Scharfblick das Herz des Mädchens durchschaut, das Lied, das sie gesungen, als Beatrice zum ersten Mal zu Constanzen ging, hatte ihre Vermuthung bestärkt, und so wenig Ansprüche sie auch an das Herz Giacomo's noch machen konnte, war ihr diese Entdeckung damals eben so wenig als jetzt gleichgiltig gewesen. Aber zürnen konnte sie dem Mädchen deßhalb nicht; fühlte sie doch selbst zu sehr, wie schwer es ist, Gewalt über sein Herz zu üben und es einer Neigung zu verschließen; sie sah in ihr nur eine Leidengefährtin und darum wurde sie ihr um desto lieber.

Ich habe Euch oft beneidet, — fuhr das Mädchen fort — Euch oft belauscht, wenn Ihr in seinen Armen ruhtet, und als meine Herrin, Gott möge es ihr vergelten, den teuflischen Vorsatz faßte, Euch durch Gift zu verderben, da bangte ich für Euch, als wäret Ihr meine Schwester; ich haßte Euch nicht, wenn Ihr auch die Glückliche waret und ich die Hoffnungslose.

Sag' mir, Fiorella, weißt Du den Grund, warum Signora Peralta Dich unter allen ihren Frauen wählte, ihr nach San Felice zu folgen? fragte Beatrice, um das Mädchen abzulenken.

Ich glaube es ahnen zu können, — erwiderte diese — ich sollte Carrara verlocken.

Dies ahnete auch ich! — sagte Beatrice — doch die Zeit der Hoffnung und Sehnsucht ist nun vorüber, die Furcht allein ist uns geblieben. Ich glaube nicht, Fiorella, daß mich meine Unruhe lange hier in Padua verweilen läßt; was soll ich hier? Ist mir auch das Geschlecht der Carrara theuer, so weiß ich doch, hier kann ich ihm nichts nützen; mich treibt es nach Venedig.

Signora! rief das Mädchen erstaunt.

Du meinst, dort erwarte mich Gefahr? Ja, ich kenne sie. Dort in der freien Republik ist jeder ein von Kundschaftern umgebener Sklav, jedes freie Wort wird zum Dolche gegen die eigne Brust, jede Handlung, die der Signoria mißfällt, bringt ewige Gefangenschaft oder Tod. Ich weiß, daß ich mich dort für Giacomo nur opfern, wenig ihm helfen kann; aber wo wäre der Unglückliche, dem nicht noch ein matter Hoffnungschimmer in seiner Nacht erschien? Und dann, Fiorella, was kann ich, die ich

ihn verloren habe, noch verlieren? Ein Leben voll getäuschter Erwartung, ein zerstörtes Paradies, ein Blumenfeld, auf dem auch das kleinste Feldblümchen tückisch zertreten ist. —

Auch Stefano ist dort! — unterbrach sie Fiorella.

Auch ihn fürchte ich nicht mehr. Der Dolch, von dem ich mich nie trenne, schützt mich vor dem Furchtbarsten; für mich hat das Leben keinen Werth mehr. Willst Du mir nach Venedig folgen?

Gern, wohin es auch sei, auch in den Tod für ihn! erwiderte Fiorella.

Mit diesen Worten hatte auch sie sich dem dunkeln Schicksale Beatricens geweiht.

Die Venetianer, durch das Belagerungheer von Verona verstärkt, umschlossen jetzt Padua von allen Seiten. Das ganze herrliche platte Land war den Carrara verloren; noch vertheidigten sich zwar die festen Schlösser; Monselice, das auf sieben Jahre verproviantirt war, sprach noch den Venetianern Hohn, Castel Baldo, Cittadella, Campo San Pietro vertheidigten sich mannhaft, und in Padua, wohin sich an 12,000 waffenfähige Landleute geflüchtet hatten, war Alles zur tapfern Gegenwehr bereit. 40 Stück schweres Geschütz standen auf den Wällen, Pulver und Kriegbedürfnisse aller Art waren in Menge aufgehäuft, Lebensmittel im Ueberfluß vorhanden und 6000 Söldner, eine treu erprobte Schaar, hatten sich mit ihrem Heerführer Philipp von Pisa durch Eidschwur verpflichtet, Padua bis auf den letzten Mann zu vertheidigen; aber mehr als dies war die Liebe und Treue seiner Bürger, die freudig für ihren geliebten Herrn Gut und Blut zu opfern bereit waren, Carrara ein sicherer Bürge, daß er, wenn ihn auch alle Verbündeten verlassen hatten, sich doch noch kühn der stolzen Republik entgegenstellen könne.

Deßhalb, wenn auch mit sorgerfülltem Herzen, sah der Fürst von Padua freudigen Muthes seine Stadt vom Feinde umziehen; lieber wollte er sich unter ihrem Schutte begraben lassen, als sie den stolzen Venetianern übergeben. So wie er, dachte auch sein Sohn Francesco, der von gleichem Muthe beseelt, mit gleicher Festigkeit auf dem einmal gefaßten Entschlusse beharrte und alles that, was ihn in's Leben zu rufen nützlich war. Von Mitternacht bis zum Mittag übernahm der Vater die Vertheidigung, von Mittag bis zur Mitternacht sein Sohn Francesco; täglich wurde das Landvolk in den Waffen geübt, und selbst die Geistlichkeit unterließ nicht, durch fromme Ermahnungen das Volk zur Treue an seinen Herrn und zur tapferen Vertheidigung der Stadt aufzufordern.

Auf dem Siechbette zurückgehalten, mußte Antonio bei alle diesem unthätig bleiben, nur selten besuchte ihn der Fürst und theilte ihm seine Entwürfe und Ansichten mit. Dieser Mangel an Zutrauen that dem alten

Mann weher als die Schmerzen seiner Krankheit; dies und der Gedanke, das Geschlecht, dem er von seiner Jugend an gedient, mit dessen Schicksale das seinige so innig verwebt war, untergehen zu sehen, raubte ihm die letzte Lebenskraft. Zuweilen konnte Beatricens Gegenwart ihn, wenn auch nicht erheitern, denn sie bedurfte der Erheiterung ja selbst, doch wohlthuend auf ihn wirken; ihr Erscheinen führte ihn oft in die schöne vergangene Zeit zurück und ließ ihn seine Leiden vergessen. Glücklich war wohl keiner der Bewohner des Schlosses. Der Gedanke an Giacomo und an sein trauriges Geschick störte alle Freude, und der Blick auf das feindliche Lager, das mit jedem Tage die Stadt enger einschloß, zeigte nur eine trübe Zukunft.

Beatricen wurde dies Leben voll Sorge und Noth, dieses unthätige Leben, wo sie für Giacomo nicht handeln konnte, von Tag zu Tage unerträglicher. Der Fürst, selbst wenn ihn die Vertheidigung der Stadt nicht beschäftigte und er in seinem Palaste von den Beschwerden des Tages ausruhte, berücksichtigte sie wenig, und nur wenn der Zufall sie zusammenführte, was gewöhnlich bei Antonio geschah, sprach er einige Worte, und diese mit auffallender Kälte mit ihr. Selbst Antonio entging das veränderte Betragen des Fürsten nicht, doch hütete er sich, es gegen Beatrice zu berühren, da er sah, daß es sie tief schmerzen würde. Auch Francesco Carrara, so oft er ihr begegnete, schien es nicht der Mühe werth zu halten, eine Art Geringschätzung zu verbergen, so daß Beatrice fest glaubte, auch gegen ihn habe der Fürst aus ihrer Geburt ein Geheimniß gemacht. Dies alles stimmte sie immer mehr zu dem Entschlusse, Padua zu verlassen. Daß sie es jetzt nicht mehr heimlich und ohne den Willen ihres Vaters thun könne, sah sie ein; sie entschloß sich daher, als dieser nach einem kleinen, für die Belagerten glücklichen Gefechte vergnügter als gewöhnlich zurückgekehrt war und sie ihn am Abende in seinem Zimmer allein wußte, zu ihm zu gehen und ihm die Bitte vorzutragen.

Mit klopfendem Herzen trat sie in sein Gemach, nahte sich ihm schüchtern, beugte ihr Knie, sah bittend an ihm auf und seine Hand küssend sprach sie: Gnädiger Herr! — so mußte sie ihn, selbst wenn sie allein bei ihm war, nennen — ich komme mit einem Gesuche, von dem ich fürchte, es wird Euch gegen mich aufbringen.

Rede! unterbrach sie der Fürst.

Es wird mir hier in Euerem Palaste zu eng', zu beklommen, ich fühle mich hier so unthätig, so überflüssig, so verlassen, laßt mich hinaus. Ich will nach Rom zu dem heiligen Vater, nach Florenz zu Eueren Freunden, nach Venedig zu Eueren Feinden ziehen; die Tochter will für den Vater wirken, unterhandeln, für des Bruders Freiheit ihr Leben wagen.

Der Fürst lächelte, doch sah er freundlich auf das Mädchen nieder, dessen sonst so feuriges Auge jetzt thränentrübe an ihm aufsah.

Gebt mir einen treuen Diener mit, — fuhr sie fort und glaubte in

des Fürsten freundlichem Blicke die Hoffnung leuchten zu sehen — daß ich nicht ohne männliche Begleitung reise; sagt mir, wohin ich mich zuerst wenden soll, nach Florenz oder Venedig, aber laßt mich bald von hier ziehen.

Der Fürst war von dieser sonderbaren Bitte zwar überrascht, aber nicht ungehalten. Was willst Du schwaches Mädchen in Venedig, Florenz und Rom wirken, was kannst Du für mich, was für Giacomo thun?

Ich weiß es selbst nicht, mein gnädiger Herr, aber Gott gab mir den Gedanken ein, eine unaussprechbare Sehnsucht zieht mich hin. Laßt mich fort von hier. Ziehe ich auch als eine Abenteuerin umher, weiß ja niemand außer Giacomo und Gott, daß ich Euer Kind bin.

Bei diesen Worten umwölkte sich die Stirn des Fürsten, er wurde unruhig, sprach abgebrochene Worte und sagte endlich: In Florenz müßtest Du Hilfe, in Rom Geld für mich suchen. In Venedig? — Für Geld sind dort die Thüren der Gefängnisse selten offen, Schönheit aber öffnet sie zuweilen, dort könntest Du am ehesten nützen; befreie Giacomo, kein Opfer sei Dir dabei zu groß und ich will Dir ewig verpflichtet sein. — Bei diesen Worten, deren Bedeutung Beatrice nicht enträthseln konnte, stand er auf, nahm einen vollen Beutel mit Gold aus seiner Truhe und reichte ihn der Erstaunten, die ihn, als sei es eine milde Gabe, nur zögernd annahm. Gold ist Dir nöthig, darum nimm nur! — sagte er. — Zwei Diener zu Roß will ich Dir mitgeben, auch ein stattliches Maulthier für Dich, so wie Empfehlbriefe nach Rom und Florenz. Doch wie willst Du durch das feindliche Lager kommen? Auf dem letzten noch offenen Wege haben sie heute eine Schanze gebaut, auch er ist gesperrt. — Beatrice vertraute ihm nun das Versprechen des Markgrafen von Mantua. — Nun, so versuche Dein Glück zuerst bei ihm, könntest Du mir den Mann gewinnen, gewönnest Du mir viel. Morgen in aller Frühe soll Alles bereit sein! — sagte er kalt. — Sollte ich Dich nicht wiedersehen, so reise mit Gott und laß bald von Dir hören; mein Geheimschreiber soll Dich unterrichten, wie Du Briefe an mich gelangen lassen kannst. — Dies sagend, winkte er ihr, sich zu entfernen, er selbst stand auf und ging seinem Schlafzimmer zu.

Vater! — rief Beatrice, von des Fürsten liebloser Kälte schmerzlich verwundet — wollt Ihr Euch so von Euerem Kinde trennen, das einem sichern Tode entgegen geht? Scheidet nicht von mir, ohne mir Eueren Segen auf meine gefahrvolle Wallfahrt mitzugeben, seid nicht so hart gegen Euere Tochter! — Sie warf sich ihm zu Füßen und umklammerte seine Kniee; der Fürst hob sie auf. Ja, Beatrice, — sprach er — ich hätte fast unrecht an Dir gehandelt, ich hätte, um Dir nicht wehe zu thun, fast Dich einer Täuschung überlassen, die für Dich von bösen Folgen sein konnte. Setze Dich und höre mich ruhig an. — Sie setzte sich erwartungvoll, da sprach er die erschütternden Worte: Du bist nicht meine Tochter!

Giacomo! rief das Mädchen freudig aus und ein Himmel von Wonne lag in ihrem Blicke.

Von dem Vatergefühle zu sehr ergriffen, sann ich in dem ersten Augenblicke nicht reiflich nach; Freude, eine Tochter wiedergefunden zu haben, die Sorge, Du möchtest mit meinem Sohne in einer strafbaren Verbindung stehen, beides, Freude und Sorge, beschäftigte mich zu sehr, als daß ich mit klarem Geiste Alles genau hätte überschauen können, auch hatte ich in den ersten Tagen zu sehr Gefallen an Dir, um Alles gehörig mit Ruhe zu prüfen. Als Du aber nach Vicenza flohest, stiegen Zweifel in mir auf, Du erschienst mir zu jung, mein Kind mußte älter sein, und ich sandte einen vertrauten Mann nach Brescia, nähere Erkundigungen über Deine Geburt einzuziehen. An dem nemlichen Tage, an dem Du nach Verona zogest, kam der Mann wieder und brachte mir die sichere Nachricht, daß das mir von Deiner Mutter geborene Kind, welches über dem linken Auge ein kleines Mal gehabt habe, kurz nach der Geburt gestorben sei, eine zweite Tochter aber, deren Vater unbekannt geblieben, sei von einer venetianischen Dame aus Erbarmen aufgenommen, was weiter aus ihr geworden, wisse man nicht — Während der Fürst dies Beatricen erzählte, hatte sich der Himmel von Wonne mehr und mehr getrübt; den Fürsten unverwandt ansehend, schien das Mädchen kaum auf das zu hören, was er sagte; sie wurde immer lebloser, immer einer Leiche ähnlicher. Als der Fürst schwieg und nach ihr aufsah, zwang sie ihren Mund zum Lächeln, aber es war ein so schmerzliches Lächeln, daß es sein Innerstes ergriff. — Fasse Dich, Beatrice! — sagte er, sie beruhigen wollend. — Vor Mangel will ich Dich schützen, wenn Du auch nicht mein Kind bist; in jetziger trüber Zeit ist es kein Glück, die Tochter des Fürsten von Padua zu sein. Ahntest Du nichts? Konntest Du denn glauben, ich hätte Dich, wärest Du meine Tochter, auf Abenteuer ausziehen lassen? Jetzt bist Du frei, nichts bindet Deinen Willen, nicht Stand, nicht Verhältnisse engen Deinen Wirkkreis ein. Da nimm! — sprach er und drückte ihr einen zweiten Beutel mit Geld in die Hand. — Nun geh', sei dankbar und lebe wohl!

Statt Antwort, statt Dankes legte Beatrice das Geld schweigend auf den Tisch, ergriff mit Heftigkeit des Fürsten Hand, preßte sie an die Lippen und eilte hinaus.

Deine Thränen brennen mich, — sagte der Fürst gerührt, die Thräne von seiner Hand wischend. — Du wärest es wahrlich werth, meine Tochter zu sein! —

Als Beatrice in ihr Gemach trat, erschrak Fiorella bei ihrem Anblick; bleich wie der Tod war ihr Antlitz, stier ihr Auge, wankend ihr Schritt.

Was ist Euch? — fragte das Mädchen ängstlich. — Was ist vorgefallen?

Beatrice erwiderte nichts, sah starr vor sich hin und die hellen Tropfen rollten über ihre Wangen.

Redet nur, ich bitte Euch um aller Heiligen Willen, redet nur! — bat Fiorella. — Was ist Euch begegnet?

Mir? — fuhr wie aus einem Traume erwacht Beatrice auf. — Ja, Fiorella! — sagte sie und ihre Besinnung schien wieder zurückzukehren — mir ist Freudiges und Schmerzvolles in einem Augenblicke begegnet, man hatte mir die irdische Seligkeit gestohlen, mir einen Himmel voll Wonne gestört, ich habe gedarbt, wo ich schwelgen, ich bin vor Gram vergangen wo ich vor Freude aufjauchzen konnte, ich bin — nicht Giacomo's Schwester! — Erschrickst Du bei diesen Worten? Als ich sie vernahm, erschrack ich nicht; mein Herz schlug vor Freude laut, die Liebe winkte mir von neuem, ein Teppich blühender Rosen breitete sich vor mir aus, ich hob schon den Fuß, ihn zu betreten, da wurden die Rosen zu giftigem Gewürm, das in Giacomo's feuchtem Kerker kriecht, ihn zu peinigen, da fühlte ich, daß die Zukunft mir nichts mehr geben kann, und mit Schmerz und Wehmuth sah ich zurück nach dem, was man mir in den vergangenen Tagen geraubt hatte.

Weine nicht, Fiorella! — fuhr sie fort und drängte die hervorbrechenden Thränen zurück. — Ich hätte so glücklich sein können und war so elend; ich habe gegen mein Herz gekämpft mit Riesenkraft, die glühende, immer wieder hell auflodernde Liebe unterdrückt, und doch kämpfte sie gegen das ruhig lodernde Flämmchen der Bruderliebe, die sie bei jeder Umarmung, bei jedem Kusse zu verzehren drohte. Stundenlang habe ich dann auf meinen Knieen gelegen und die heilige Mutter um Kraft und Muth gebeten, dem Verführer zu widerstehen; geweint habe ich so manche Nacht auf einsamem Lager, daß er so ruhig, so gelassen sein Schicksal ertragen, mich so kalt an sein Herz drücken, so schnell die Glut dämpfen konnte, mit der er sonst mich umpfing. O Mädchen, ich bin in diesem steten Kampfe furchtbar elend gewesen! Und nun, — fuhr sie mit Bitterkeit fort — nun, da ihn Riegel und Schloß und hohe undurchdringliche Mauern von mir trennen, vielleicht der Tod ihn schon abgerufen hat, und mir keine Hoffnung bleibt, das Verlorene je zu ersetzen, da zerreißt man die Bande, die mich von ihm trennten und ruft mir zu: Du bist frei, Beatrice, jetzt darfst Du ihn lieben! — Vermag irdische Macht das Verlorene zurückzubringen? Ach was die Zeit mit sich nahm, ist unwiederbringlich dahin; keine Minute, keine verlorene Secunde kann selbst der Allmächtige zurückrufen, sie sanken in den Strom der Zeit und mit ihnen mein Glück.

Ihr seid ungerecht gegen das Schicksal! — nahm Fiorella das Wort. Blickt nicht allein nach dem, was hinter Euch liegt, überlaßt Euch der Hoffnung, sie soll ja des Menschen Seele bis zu dem Augenblicke begleiten, wo sie himmelwärts steigt. Ein Lied, das ich oft singe, sagt es, und ich habe gar süßen Trost in dem Gedanken gefunden.

Du hast Recht, Fiorella! sprach nach kurzem Sinnen Beatrice. — Was die Schwester für den Bruder thun, was sie für ihn opfern wollte, muß mir ja jetzt tausendfach leichter werden; denn ich strebe nach einem dankbaren Ziele. Ich danke Dir, Du hast mit Deinem Worte mir die Hoffnung und mit ihr den Muth wiedergegeben. Die Stunden, die mir in Qual und Schmerz vorübergegangen, und wären es auch Stunden seliger Wonne gewesen, sie sind dahin. Ich will nur vorwärts schauen, und so lange er lebt, soll die Hoffnung mir zur Seite stehen; hat er geendet, nun dann, so begleite sie mich himmelwärts.

Ordne alles zur Abreise, vielleicht morgen schon ziehen wir von hier! — fuhr Beatrice fort und sann nun nach, wohin ihr Weg sie führen solle. Sie sah wohl ein, daß sie von jetzt an ruhig überlegen, ruhig handeln müsse, daß jedes Ungestüm nutzlos sei und sie mehr ihrem Verstande, als der Stimme des Herzens folgen dürfe. Sie ging deßhalb auch mit ruhigerem Gemüthe zu Antonio, dem Kranken Lebewohl zu sagen, und sich mit ihm über die Zukunft zu berathen. Daß der Fürst sie für seine Tochter gehalten, daß er sich getäuscht habe, war und blieb ihm unbekannt, er war auch deßhalb nicht über den festen Entschluß verwundert, daß sie morgen schon Padua verlassen wolle, hatte sie doch schon oft mit ihm von ihrer Abreise gesprochen, überdies wußte er es schon von dem Fürsten, der ihn so eben besucht und tausend Dukaten zurückgelassen hatte, sie ihr einzuhändigen. Nach ruhigem Ueberlegen, da sie wohl einsah, daß sie zu ihrem Vorhaben Geld bedürfe, und nach dem Rathe Antonio's nahm sie es an, erhielt noch von diesem manchen guten Rath und auch ein Schreiben an Signor Gritti, einen reichen Handelsmann, seinen Jugendfreund, das er mit zitternder Hand schrieb, und nachdem er, als sei es das letzte Mal, wo er sie sehe, sie feierlich gesegnet und an sein Herz gedrückt hatte, sprach er mit einer Rührung, die sie noch nicht an ihm gesehen: Zieh mit Gott, Beatrice, geh' muthig Deinem Geschick entgegen und wäre es der Tod, opfere Alles für Giacomo Carrara, nur nicht Deine Tugend, und nimm den Trost mit auf den Weg, daß, seit Antonio mit Hilfe Gottes Dein Geschlecht verachten lernte, Du die Einzige bist, an der er mit Liebe hing. Du gleichst ihr — und wenn es mir auch oft gelungen ist, ihr Bild gewaltsam aus meinem Herzen zu reißen, so drängt es sich immer wieder in das leicht zu beschwichtigende, und weckt die Erinnerung an jene schönen, längst vorübergegangenen Tage in Mailand. — Leb' wohl, Gott mit Dir!

Sie schied in wehmüthiger Stimmung von dem alten Manne, von dem sie nicht hoffen konnte, ihn wiederzusehen; der Tod hatte schon mit seinem kalten Hauche das Mark des Lebens in ihm erstarrt.

Nachdem ein sicherer Geleitbrief für sie von dem Markgrafen von Manua angekommen war, bestieg sie ihr Maulthier, verließ, ohne den Fürsten noch einmal gesehen zu haben, das Schloß und ritt dem feindlichen Lager zu.

— Der Bote, der ihr den Geleitbrief des Markgrafen eingehändigt, hatte ihr auch einen Gruß des Hauptmanns von Ravenna mit der Einladung gebracht, ehe sie nach Venedig gehe, zu ihm zu kommen, da er in das Lager eingerückt, und es ihr gewiß von Nutzen sei, ihn zu sprechen. Beatrice, die den alten Kriegmann liebgewonnen hatte und wohl wußte, welchen Theil er an ihr nähme, säumte nicht, der Einladung zu folgen. Der Markgraf verschaffte ihr von Carlo Zeno, einem der bei dem Heere befindlichen Proveditori, einen Paß nach Venedig, und ließ sie zu dem alten Hauptmann bringen. Diesen fand sie in seinem Zelte schon ihrer harrend; er gab ihr drei Briefe.

Diese beiden übergebt gleich nach Eurer Ankunft in Venedig, — sprach er — der eine ist, wie Ihr seht, an einen Bekannten von Euch, den kleinen Proveditor, den Ihr bei der Signora Peralta sahet; der andere ist an den reichen Handelsmann Andrea Gritti.

Für ihn habe ich schon ein Schreiben! unterbrach ihn Beatrice.

Desto besser! — fuhr der Hauptmann fort. — Den dritten, den ich Euch übergebe, bewahrt sorgfältig, gebt ihn nur ab, wenn Ihr Euch in großer Gefahr befindet, er sei Euch ein Talisman in der Noth, vergeudet seine Kraft nicht vergebens. Verbergt ihn und laßt ihn niemand sehen; er ist an den Doge Michelo Steno, einen mächtigen aber strengen Mann. Und nun wüßte ich nicht, womit ich Euch weiter meine Dankbarkeit beweisen könnte; Geld habt Ihr gewiß, sonst gebe ich es Euch, und meinen Rath, in Ravenna einen Ruheplatz zu suchen, wollt Ihr nicht befolgen. Nun so lebt wohl! — sprach er, sie noch ein Mal mit Wohlgefallen ansehend, reichte ihr die Hand und als Beatrice ihren Dank stammeln wollte, unterbrach er sie mit den kurzen Worten: Es gehe Dir gut Kind, keinen Dank!

Sie verließ ihn mit gerührtem Herzen, bestieg ihr Maulthier und gelangte den andern Tag in der Stadt der Lagunen an.

Ihr Herz klopfte nicht, als sie mit ihrem kleinen Gefolge die Gondel bestieg, nach der Wohnung des Andrea Gritti zu fahren. Sie betrachtete Venedig als das Grab ihrer Freude und war auf das Aeußerste gefaßt; deßhalb hatte jede Furcht sie verlassen. Aber neu, bemerkenswerth war ihr Alles, was sie hier sah; die Menge Paläste, an denen sie vorbeifuhr, die bunten Gondeln, die mit Gesang an ihr vorüberruderten, diese Stille in den Häusern, dieses Leben auf den Canälen. Im Anschauen vertieft, war sie überrascht, als die Gondel vor einem großen weitläufigen Hause hielt, welches der Gondolier als das des reichen Gritti bezeichnete. Sie ließ ihren Schleier fallen, stieg aus und betrat das von Dienern aller Art wimmelnde Haus, wo, nachdem sie den Wunsch ausgesprochen hatte, Herrn Andrea Gritti zu sprechen, sie bald in ein weites hochgewölbtes Gemach geführt und höflichst gebeten wurde, hier zu verweilen.

Ihr Auge schweifte jetzt in dem weiten Gemache umher, das die

Schreiberei Gritti's war. Wohl über fünfzig Menschen saßen und schrieben, keiner sah nach ihr auf, keiner schien sich um den Andern oder die Anwesenden zu kümmern; Geldsäcke wurden hin und her getragen, eiserne Kisten geöffnet und geschlossen, und der Klang des gezählten Geldes war beinahe der einzige Ton, den man in dieser stillen Geschäftigkeit vernahm. Jetzt trat ein junger, aber sehr ernster Mann auf sie zu: Ihr wünscht Herrn Andrea Gritti zu sprechen, Signora? — Wünscht Ihr, daß es allein oder hier geschehe?

Ich habe ihm zwei Briefe zu übergeben — erwiderte Beatrice.

Wollt Ihr sie mir anvertrauen, werde ich sie sogleich abgeben und Euch die Antwort bringen, — sagte der junge Mann und Beatrice stand keinen Augenblick an, ihm den Brief Antonio's und den des Hauptmanns anzuvertrauen. Er empfing sie, einen forschenden Blick auf die Geberin werfend, und ging rasch zu einem mit grünem Tuche beschlagenen grünen Schreibtische, an dem ein hagerer alter Mann saß, dem er, einige Worte sagend, die Briefe überreichte. Während der Alte las, beobachtete ihn Beatrice genau, jeder Ausdruck seines Gesichtes war ihr wichtig; sie sah ihn bei Durchlesung des ersten anfangs lächeln, dann kopfschüttelnd, und jetzt hastig nach dem andern greifen. Kaum hatte er diesen erbrochen und einen flüchtigen Blick hineingeworfen, als er dem jungen Manne einige Worte sagte, der dann sogleich zu ihr zurückkehrte und sie ersuchte, ihm zu folgen. Er führte sie in ein kleines freundliches Zimmer neben der Schreiberei, in das auch gleich darauf Andrea Gritti eintrat; der junge Mann entfernte sich.

Ihr seid mir von zwei wackern Männern, meinen Freunden, empfohlen, — begann der Alte, auf dessen Antlitz die Zeit und wohl auch sein Geschäft manche tiefe Furche gegraben hatten. — Ehe ich jedoch ein Weiteres mit Euch rede, muß ich Euch bitten, den Schleier zurückzuwerfen; das Antlitz des Menschen, besonders sein Auge, ist der Spiegel der Seele, ohne darein geschaut zu haben, mißtraue ich jedem.

Beatrice schlug den Schleier zurück und Herr Andrea sah sie forschend an, der Ernst seines Gesichts ward zum freundlichen Lächeln.

Nun, bei San Stefano! — sprach er — Gott hat Euch nicht allein schön, sondern auch gut ausgestattet; seid mir willkommen und sagt mir ohne Scheu, was Ihr wünscht und was ich für Euch thun soll. —

Verschafft mir eine Wohnung bei irgend einer rechtlichen Familie, wo ich mit meinem kleinen Gefolge ruhig leben kann! bat Beatrice.

Worin besteht Euer Gefolge? fragte Herr Andrea.

Aus einem Mädchen und zwei Dienern mit ihren Rossen! — erwiderte sie.

Hm! brummte der Alte für sich, schellte und befahl dem Eintretenden, seinen Sohn zu rufen. Der junge bleiche Mann, der Abnehmer der Briefe, trat ein und schien bei dem Anblicke Beatricens, die schnell den Schleier

fallen ließ, betroffen; der Alte lächelte und befahl ihm, die Signora zu seiner Mutter zu führen, er selbst werde nachkommen.

Beatrice folgte ihrem Führer und war bald bei der Matrone. Sie fand in dieser eine würdige alte Frau, die sie freundlich, aber kalt empfing, und ohne sie nach irgend etwas sie Betreffendes zu fragen, über allgemein gleichgiltige Dinge mit ihr sprach; als aber ihr Ehegemahl eintrat und ihr sagte: Ich übergebe Dir hier eine Schutzbedürftige, sorge einstweilen für sie, bis ich das Weitere bestimmen werde! — da schien mit diesen wenigen Worten das Herz der Matrone geöffnet, und sie war und blieb von diesem Augenblicke an herzlich und theilnehmend gegen das Mädchen; dies zutrauenerweckende Benehmen öffnete auch Beatricens Herz, so daß sie schon nach einigen Tagen die Signora Gritti mit ihrem ganzen unglücklichen Schicksale bekannt gemacht hatte.

Herr Andrea Gritti war ein wichtiger, einflußreicher, gutmüthiger, aber höchst vorsichtiger Mann; er kannte die Republik und wußte, wie streng sie jedes eigenmächtige Benehmen ihrer Bürger ahndete, wie mißfällig sie jedes betrachtete, was irgend jemand zu verheimlichen suchte. Er hatte daher sogleich den Brief an den Senator Muratori selbst übergeben und sich nach den näheren Verhältnissen Beatricens erkundigt, die Signoria mit deren Ankunft bekannt gemacht und von dieser die Weisung erhalten, daß man das Mädchen außer seinem Hause zu sehen wünsche, da sie streng beobachtet werden müsse und man ein so ehrenwerthes Haus wie das des Andrea Gritti durch dergleichen Aufsicht nicht belästigen wolle. Gritti ward daher genöthigt, bei einer verarmten, aber rechtlichen Witwe eines seiner ehemaligen Handelsdieners eine Wohnung für Beatrice zu besorgen und sie der Obhut dieser Frau zu empfehlen.

Mit Trauer verließ Beatrice sein Haus, mit Trauer zog sie in ihre kleine Wohnung ein. Nicht, daß der engere Raum, das einfache Geräth sie etwas entbehren ließ, sie entbehrte nur das Herz und die Theilnahme der Mutter, vielleicht auch die Theilnahme des Sohnes, der sich ihr als thätiger Freund bewiesen hatte, worüber die Mutter eine innige Freude zu fühlen schien.

Alfonso Gritti hatte am Vorabend seines Hochzeittages die Geliebte durch Meuchelmord verloren; Schwermuth hatte sich seitdem des sonst so heiteren Mannes bemeistert; er floh das weibliche Geschlecht, hatte dem Glücke der Liebe entsagt und sich dem Gefühle seines Unglücks ganz hingegeben; Beatricens Gegenwart schien ihn von neuem zu beleben, er suchte ihren Umgang, war zuvorkommend, gefällig gegen sie, jeden Wunsch von ihr suchte er zu erfüllen, aber dies alles auf eine zwar herzliche, jedoch ruhige Weise, so daß jeder in seinem Benehmen Freundschaft, doch nicht Liebe finden mußte. Auch hatte ihn die Mutter, ihn jeder Täuschung zu entheben, mit Beatricens Verhältniß zu Giacomo bekannt gemacht, und in der nemlichen Stunde hatte er das Haus verlassen, Erkundigungen von

dem Gefangenen einzuziehen und die Gewißheit zu erlangen, ob er noch lebe.

Da erfuhr er denn, nachdem er manchen Tag vergeblich von Haus zu Haus, von Freund zu Freund gewandert war, daß Giacomo lebe und in dem Gefängnisse von San Marco streng verwahrt würde, daß ohne ausdrückliche Erlaubniß des Rathes der Zehner es nicht erlaubt sei, ihn zu sehen und diese Erlaubniß noch niemand erhalten habe. Er hatte Beatrice mit dieser Nachricht überrascht, denn alle ihre Nachforschungen waren vergebens gewesen, so streng wußte die Signoria das zu verhüllen, was sie mit einem Schleier bedecken wollte. Sie dankte ihrem jungen Freunde herzlich, und da sie die sprechendsten Beweise seiner Theilnahme hatte, war es ihr um so schmerzlicher, dies Haus verlassen zu müssen, da in ihrer Lage ein Freund so vielen Werth haben mußte.

Die Bewohnerin des Hauses, in dem sie jetzt sich aufhielt, war eine alte, gutmüthige Matrone, die nur dem Andenken ihres verstorbenen Eheherrn unter Fasten und Beten lebte, einen Mönch höher hielt als den Dogen und sich gar nicht um die Welt kümmerte; sie sah niemand als ihren Beichtvater, ging nirgend hin als in die Kirche, und so hatte ihr kleines, an einem Nebenkanale gelegenes Haus durch die neuen Bewohner erst ein gewisses Leben erhalten, obgleich Beatrice und die Ihrigen sehr still und eingezogen ihre Tage verbrachten. Alfonso war der einzige Mann, den sie sahen, das Haus Gritti das einzige, welches Beatrice besuchte.

Doch lange konnte Beatricens Lebhaftigkeit dies verschlossene Leben nicht ertragen. So nahe Giacomo zu sein und ihn nicht zu sehen, nicht zu sprechen, war ihr zu peinlich, um nicht irgend etwas zu wagen, ihr Ziel zu erlangen, und so sehr auch Alfonso sie zu überzeugen suchte, daß jeder Versuch vergeblich sei, so entschloß sie sich doch, am andern Tage zu Signor Muratori zu gehen und das Aeußerste zu versuchen, die Erlaubniß zu erhalten, Giacomo zu sprechen. Sie stand in dem Wahne, ein sicheres Mittel gefunden zu haben, das sie zum Zwecke führen könne, und mit dieser Hoffnung bestieg sie, von ihren Dienern begleitet, die Gondel.

Der Senator empfing sie ziemlich freundlich, fing selbst an, von dem Briefe des Hauptmanns Polenta zu sprechen, an dem sie, wie er sagte, einen warmen Fürsprecher habe. Er hat mir schon in Verona manches Gute von Euch gesagt und mich in seinem Briefe gebeten, Euch, wo ich nur könnte, nützlich zu sein. Ich bin nicht abgeneigt, wo es mein Amt und meine Pflicht mir erlauben, seinen Wunsch zu erfüllen; begegnet Euch daher etwas Unangenehmes während Eueres Aufenthaltes in Venedig, oder habt ihr sonst ein Anliegen, so wendet Euch an mich.

Das Vertrauen auf Eure Güte, Signor, hat mich hierher begleitet, — nahm Beatrice das Wort. Ich habe einen sehnlichen Wunsch, an dem das Glück meines Lebens hängt. Laßt mich Herrn Giacomo Carrara sehen und sprechen.

Und was wollt Ihr bei ihm? fragte der Senator, sie scharf beobachtend.

Euch darf ich vertrauen, — erwiderte Beatrice und hoffte, ihre List sollte ihr gelingen. — Ihr habt mir schon in Verona so viel Gutes erzeigt, daß ich glaube, Euch offen bekennen zu dürfen: Ich habe einen geheimen Auftrag von dem Fürsten von Padua an seinen Sohn.

Kind! — fiel ihr der Senator Muratori mit Hast in die Rede — um Gotteswillen schweig', ich verlange Dein Geheimniß nicht zu wissen. Auch warne ich Dich, keinem Menschen, wer es auch sei, zu verrathen, welchen Auftrag Du hast; die Folter würde Dir ihn schnell erpressen.

Ich danke Euch Herr! — sagte Beatrice schamerglüht, daß sie den Mann, der es so gut mit ihr zu meinen schien, mit Unwahrheit habe hintergehen wollen — ich gestehe Euch mein Unrecht und schwöre bei der heiligen Mutter Gottes, daß ich keinen Auftrag von dem Fürsten von Padua habe und es eine List war, die Signoria zu vermögen, mich in sein Gefängniß zu lassen, um das zu erlauschen, was ich ihm zu sagen hätte. Glaubt meinen Worten, ich sage Euch die Wahrheit! — sie betheuerte dies so aufrichtig, sprach so treuherzig, daß der Senator ihr glaubte, und sie nochmals vor jedem unvorsichtigen Schritt warnend, ihr versprach, was in seiner Kraft stände, zu thun, ihr die Erlaubniß zu verschaffen, Giacomo zu sehen.

Mit neuer Hoffnung betrat Beatrice die Gondel, die sie nach dem Hause des Andrea Gritti brachte. Hier theilte sie der Mutter und Alfonso ihre Hoffnung mit; beide warnten sie, sich ihr nicht zu sehr zu überlassen.

Am andern Tage, als Beatrice auf ihrem Zimmer saß und dem Gesange Fiorella's zuhörend, wohl mehr an Giacomo als an das Lied dachte, welches das Mädchen sang, trat ein Diener mit der Einladung bei ihr ein, sobald es ihr möglich sei, zu Signor Muratori zu kommen; sie bestieg schnell die Gondel und eilte hin.

Signora! — begann der Senator, und in seinem Gesichte lag mehr Selbstzufriedenheit als Freude — Es ist mir über alle Erwartung geglückt, Euch gefällig zu sein. Ich habe Euch die Erlaubniß ausgewirkt, Giacomo Carrara in seiner Gefangenschaft besuchen zu dürfen, zwei Stunden sind Euch zur Unterredung gewährt, benutzt sie weise und mit Vorsicht. Eine Gondel wird, sobald es finster ist, an Eurer Wohnung anlegen, man wird Euch in meinem Namen einladen einzusteigen, folgt, doch ohne die mindeste Begleitung.

Er entließ mit dieser Rede die Glückliche, die vor Entzücken kaum Worte des Dankes stammeln konnte, klingelte dann und ein Diener trat im nemlichen Augenblicke herein.

Ha, Pandolfo, Du bist sehr bei der Hand! — sagte er — Begleite die Signora bis zu ihrer Gondel.

Beatrice verließ den Mann mit dankbarem Herzen.

Wie hatte die Gewißheit, den Geliebten wiederzusehen, ihn zu sprechen, an seiner Brust zu ruhen, die schlummernden Lebengeister des Mädchens geweckt; ihr Auge flammte, ihre Wange glühte, ihr ganzes Wesen war verändert. So trat sie in ihre Wohnung ein, wo sie Alfonso fand, der schon bei ihrem Anblicke ihr entgegenrief: was ist Euch Freudiges begegnet? Euer Auge, jeder Zug Eures Gesichtes spricht es aus. Theilt es mir mit!

Beatrice war einen Augenblick zweifelhaft, ob sie das, was sie so sehr entzückte, in ihre Brust verschließen, oder es dem Freunde mittheilen sollte; sie that das Letztere und schilderte, indem sie alles Alfonso erzählte, ihr nahes Glück mit so lebhaften glühenden Farben, daß es die Erinnerung an die Verlorene in dem Manne erweckte und er, statt Theilnahme zu äußern, still und traurig vor sich nieder sah. Doch plötzlich ermannte er sich.

Signora! — sagte er dann — wäre mir nicht der Senator Muratori als ein braver Mann bekannt, so würde ich Euch warnen, Euch ohne Begleitung der Gondel anzuvertrauen, Venedig ist ein gar gefährlicher Ort; so aber glaube ich, daß keine Gefahr vorhanden ist. — Denke ich mir die Wonne des Wiedersehens, — fuhr er nach einer Pause fort — so beneide ich Euch, Euch ist diese Seligkeit so nahe — mir so fern! — setzte er wehmüthig hinzu. — Doch bei alledem seid auf Eurer Hut, beobachtet genau, und soltet Ihr das mindeste Verdächtige bemerken, so rufet um Hilfe.

Beatrice konnte nicht begreifen, wie man sich nicht ohne Furcht einem Manne wie dem Senator anvertrauen könne; Alfonso Gritti aber, den sein trauriges Schicksal mißtrauisch gemacht hatte, wiederholte, ehe er sie verließ, seine Warnung noch ein Mal.

Wie dünkten Beatricen die Stunden so lang, wie schlich ihrer Sehnsucht die Zeit, wie freute sie sich als sie die Sonne sinken sah. Sobald es zu dämmern begann, setzte jeder Ruderschlag sie in Bewegnng, jede knarrende Thüre, jeder Fußtritt ließ sie freudig erbeben, sie befand sich in einer unaussprechlichen Unruhe, Fiorella in einer unaussprechlichen, ihr selbst unerklärbaren Angst. — Endlich, kaum daß es dunkel zu werden begann, hörte sie ein leises Pochen; ein Diener in der Livree Muratori's trat ein und ersuchte sie im Namen seines Herrn, ihm in die Gondel zu folgen, von Freude und Sehnsucht getrieben, die Warnnng Gritti's vergessend, warf sie den Schleier über und sprang in die Gondel, die schnell abstieß und pfeilschnell dahinglitt.

Als sie eine Zeitlang allein in dem kleinen, von dem übrigen Theile des Fahrzeuges abgeschlossenen Gemache gesessen hatte, das eine an der bunt gemalten Decke hängende Ampel nur matt erleuchtete, die Gondel

mit raschem Ruderschlage mehren vorbeifuhr, sich bald links, bald rechts wendete, jetzt sich in dem großen Kanal, bald wieder in einem kleineren befand, die Häuser mit den erleuchteten Fenstern ihrem Blicke wie durch einen Zauber verschwanden, ward es ihr doch ängstlich zu Muthe, ihr Herz klopfte, sie gedachte der Warnung ihres Freundes, aber schnell verdrängte dies der Gedanke an den Geliebten, und als das Fahrzeug vor einem hohen finstern Gebäude anhielt, das so ganz das Ansehen eines Gefängnisses hatte, sprang sie freudevoll aus der Gondel, folgte auf des Dieners Ersuchen diesem, ohne an etwas anderes als an Giacomo zu denken, und war nur noch wenige Schritte vor einer offenen Pforte, als ein gebieterisches: Halt! sie und ihren Führer festbannte, der jedoch leise ihr zuraunte: Eilt schnell hinein, Signora!

Doch ehe sich Beatrice besinnen konnte, stand schon Gritti zwischen ihr und ihrem Führer. — In wessen Namen seid Ihr hier? fragte er den Diener Muratori's.

Im Namen meines Herrn, dessen Livree ich trage! entgegnete keck der Diener.

Handelt Ihr hier im Namen der Republik?

Ja Signor! Wehe dem, der der Erlauchten in den Weg tritt!

Zeigt mir Eueren Befehl! sprach Alfonso im gebietenden Tone.

Wozu dies? Sind wir Euch, Herr Alfonso Gritti, Rechenschaft schuldig? Geht in Eure Schreiberei, befehlt dort Euren Leuten; die Diener der Signoria laßt ungehindert gehen, oder fürchtet deren Ahndung. Ihr Freunde und Bürger! — rief er jetzt — Im Namen der Republik fordere ich Euch auf, schafft mir den Zudringlichen vom Halse, es ist nur eines Kaufmanns Sohn, kein Nobile, fort mit ihm in den Kanal!

Halt Bursch! — unterbrach Alfons sein Geschrei — Hier bin ich der Stärkere. Heda, Ihr meine Diener, schützt diese Dame und Euren Herrn!

Dies rufend, drängten sich mehre um ihn, andere sprangen aus der Gondel und zogen ihre Waffen; während dem, und da mehre Neugierige aus den vorbeirudernden Gondeln herbeikamen, war der Diener Muratori's im Gedränge verschwunden, und die Gondel, sich unter die andern mischend, war, ehe Griti die seinige wieder besetzen und ihr folgen konnte, ihm aus dem Gesichte gekommen.

Er führte nun Beatrice in sein Fahrzeug und gelangte auf ganz kurzem Wege zu ihrer Wohnung zurück.

Ihr hattet Recht, Signor! — sagte sie, als sie auf ihrem Zimmer sich endlich von dem Schreck erholt hatte — Venedig ist eine gefährliche Stadt. Wie bin ich Euch dankbar für Eure Fürsorge und Hilfe, obgleich ich nicht weiß, was eigentlich geschehen ist. Ach; ich war so nahe meinem Paradiese! —

Vor diesem Paradiese bewahre Euch Gott! unterbrach sie Gritti —

Verschließt Euer Haus, laßt niemand ein bis ich zurückkehre, und Du Fiorella, sorge für Deine Gebieterin, die mir noch sehr angegriffen scheint.

Fiorella erzählte nun, daß gleich, nachdem Beatrice abgefahren, eine zweite Gondel gekommen sei, die sie ebenfalls im Namen Muratori's habe abholen wollen.

Dies ist gut, dies freut mich! — rief Gritti — Nun fürchte ich nicht mehr!

Er empfahl sich, bestieg seine Gondel und war bald in dem Vorzimmer des Senators, der selbst herauskam, ihn in sein Gemach zu führen.

Gut, daß Ihr kommt, Signor Gritti! — sagte der alte Herr mit vieler Lebendigkeit zu dem Eintretenden; wer ihn genau kannte, hätte leicht in seinem Gesichte lesen können, daß es sich um irgend eine Staatangelegenheit handeln müsse. — Ihr kommt gewiß von der Veroneserin? Ich weiß, Ihr besucht sie häufig. Was ist geschehen? Der Diener der Republik, der sie abholen und begleiten sollte, kam mit der Nachricht zurück, ein Anderer habe sie so eben abgeholt und meinen Namen und Livree dazu gemißbraucht.

Gritti erzählte nun dem Senator, wie er Böses geahnet, Beatricen in seiner wohlbemannten Gondel gefolgt sei, und da sie nicht bei den Gefängnissen von San Marco gelandet —

Woher wißt Ihr, daß Giacomo Carrara in jenem Gefängnisse gefangen gehalten wird? fragte Muratori schnell.

Ich vermuthete es! erwiderte Gritti unbefangen.

Wo landete die Gondel? fragte der Nobile weiter und schien mit dieser Antwort zufrieden.

In dem kleinen Kanal am Hintergebäude des Franziskanerklosters.

So, nun bin ich im Klaren! — meinte Muratori und wiegte lächelnd sein greises Haupt — Ich danke Euch, Signor Gritti, — fuhr er nach kurzem Sinnen fort — daß Ihr Euch zu mir bemüht und mich von Allem unterrichtet habt. Ich bitte Euch, Eurer Schutzbefohlenen zu sagen, daß es für heut zu spät sei, ihretwegen das Gefängniß öffnen zu lassen, morgen nach Sonnenuntergang aber würde ich selbst kommen, sie abzuholen! — hierauf empfahl sich Gritti schnell, Beatricen die Trauerpost zu bringen. Aber kaum hatte er sich entfernt, so schellte Muratori; der nemliche Diener, der gestern Beatricen herunterleuchten mußte, trat ein.

Schurke! — redete ihn der Senator zornig an — ich fordere das Geständniß Deines begangenen Verbrechens, beichte auf der Stelle, oder zittere.

Was soll ich bekennen, gestrenger Herr? Bin ich mir doch keines Vergehens bewußt! erwiderte der Diener, bleich wie der Tod.

Willst Du hier nicht reden, sollst Du es auf der Folter, und damit Du hernach nicht leugnen und vorgeben kannst, der Schmerz habe Dir ein falsch Geständniß abgepreßt, sollst Du es aus meinem Munde und aus

dem Munde Deines Richters nicht erfahren, wessen Du beschuldigt wirst. — Bei diesen Worten ergriff er die Klingel.

Herr! — bat, auf die Knie fallend, der Diener — ich bin mir keines Verbrechens bewußt, gedenkt meines Weibes und meiner vier Kinder, seid barmherzig!

Bekenne, oder in einer Stunde bist Du in der Marterkammer, gestehst Du aber Alles, so soll eine kleine Züchtigung als Strafe genug sein. Nur noch zwei Minuten gebe ich Dir Bedenkzeit, wende sie gut an.

Nun dann, — sagte der Diener in einer Art Verzweiflung — so will ich Euch Alles gestehen! Ich lauschte, als das schöne Veroneser Mädchen bei Euch war, dazu war ich von dem Pater Stefano, dem Fraziskaner, aufgefordert, der sie mir schon in Verona gezeigt und mir hier vier Ducati versprochen hatte, wenn ich ihm Nachricht von ihr brächte. Ich that es. — Er stockte.

Weiter, nur weiter! — befahl der Senator.

Ich brachte ihm auf sein Begehr einen alten, abgetragenen Rock von mir, Eure Livree, Signor.

Und zu welchem Behufe?

Das weiß ich wahrlich nicht! erwiderte der Diener treuherzig — Zu etwas Bösem konnte ich nicht glauben, es war ja ein Mönch, der es verlangte.

Du hast den Galgen verdient, Schurke! — sagte jetzt der Senator — da Du die Geheimnisse Deines Herrn ausgeplaudert hast, doch Du sollst meines Versprechens wegen mit gelinder Strafe davonkommen, wenn Du meinen Auftrag treu ausrichtest. Geh' in das Franziskanerkloster, wo Pater Stefano sich aufhält, entbiete ihm meinen Gruß und lade ihn ein, sogleich zu mir zu kommen; sage ihm, daß es Eile habe; verräthst Du aber ein Wort von dem, was eben jetzt hier vorgegangen, dann wehe Dir!

Der Diener ging freudig, so wohlfeilen Kauf's davongekommen zu sein und war ganz erstaunt über die Milde des sonst so strengen Herrn, der ihn nach solchem Vergehen noch zu einer Dienstleistung gebrauchte. Es war jedoch nicht Milde, die den Senator dazu bestimmte, wohl aber List. Er hatte die feste Ueberzeugung, der Diener würde es dem schlauen Pfaffen nicht verschweigen können, er würde es für Christenpflicht halten, den geistlichen Herrn zu warnen, und das wollte der Senator. Es war immer ein unangenehmes Geschäft, mit dem Klerus zu thun zu haben; die Herren von der Signoria machten zwar weniger Umstände als irgend jemand mit den Pfaffen, doch vermieden sie gern alle Collisionen mit ihnen. Deßhalb wünschte Muratori, Pater Stefano möchte, wenn er erfuhr, daß die Signoria sein Bubenstück kenne, sich bei Zeiten aus der Stadt und dem Gebiete der Republik entfernen, und somit würde die Sache abgethan sein. Aber wie erstaunte er, als statt des Dieners der Pater eintrat.

Ihr habt befohlen Herr! — redete ihn Stefano ruhig an — Was ist Euer Begehr?

Ihr kennt die Veroneserin Beatrice? fragte ihn der Senator mit der Würde eines venetianischen Nobile.

Ja, Herr!

Was hattet Ihr in Vicenza mit ihr zu thun?

Obgleich ich nur meinen geistlichen Oberen von meinem Thun Rechenschaft zu geben nöthig habe, so will ich doch aus persönlicher Achtung —

Laßt die bei Seite, Pater! unterbrach ihn Muratori finster — Euch fragt ein Rath der Zehner, und denen blieb noch niemand, selbst ein Pfaff nicht, ungestraft Antwort schuldig.

Ich kannte die Veroneserin trotz ihrer Verkleidung, — begann nun Stefano ruhig, als ob er dem alten Herrn ein gleichgültiges Geschichtchen erzählte — und da ich ihr drohte, sie als Spionin der Carrara gefangen nehmen zu lassen, versetzte sie mir, wahrscheinlich, um sich zu retten, einen Dolchstich und entfloh.

Und was bewog Euch, meinen Diener zu bestechen, und da Ihr, was ich zu thun beschlossen hatte, erfuhret —

Ich? unterbrach ihn der Mönch verwundert.

Ja Ihr? der sich unterstand, meine Livree zu beschimpfen und im Namen der Republik eine Gewaltthat auszuüben. Was wolltet Ihr mit dem Mädchen in Euerem Kloster?

Signor Muratori, ich bitte Euch, mäßigt Euere Rede und vergeßt nicht, daß mich mein Gewand vor jeder Mißhandlung in Wort und That schützt. Wer hat es gewagt, mir solchen Frevel anzudichten? Ich stehe ihm Rede vor dem geistlichen Gerichte.

Der Senator befahl Gennaro, den Diener zu holen. Er war aber nirgend zu finden. — Pater! — sagte jetzt der Senator, der glaubte, sein Diener sei aus Angst entflohen — Ihr kennt wohl die Gesetze der Republik nicht, daß Ihr noch glaubt, die Kutte schütze vor dem weltlichen Arme? Ich warne Euch; die Sache, von der ich sprach, ist noch nicht abgemacht, im Palaste des Dogen ein mehres davon; jetzt geht in Euer Kloster zurück.

Als der Pater in seine Zelle trat, lächelte er höhnisch. Laß nur alle Fische des Kanals einfangen, weißer Rath der Zehner! — rief er — Meinen Ankläger haben die schuppigen Thiere längst schon verspeis't, ein guter Stoß von dem Gondelbret und die beschimpfte Livree der Muratori ging mit Mann und Maus unter, da ihr ein tüchtiger Schlag mit dem Ruder nachhalf. Ihr weisen Herren der Signoria, Pater Stefano überlistet Euch doch.

Am andern Tage stand der Pater vor dem Rathe der Zehner, und obgleich man ihm den Gondolier, der ihn gefahren hatte, gegenüberstellte

und dieser aussagte, daß er am vergangenen Abend nach dem Kloster der Franziskaner bestellt worden sei, und da er immer die Klosterbrüder fahre, so sei es ihm gar nicht weiter als etwas Besonderes aufgefallen, zu dem Dienste des ehrwürdigen Paters Stefano die Kanäle zu durchschiffen, behauptete Stefano dennoch, von der ganzen Sache nichts zu wissen, protestirte keck gegen das weltliche Gericht, da er nur ein geistliches über sich anerkenne und zwang durch seine Beharrlichkeit im Leugnen, da das furchtbare Mittel der Folter bei ihm nicht füglich angewendet werden konnte, den Rath der Zehner, ihn vor der Hand zu entlassen.

Während dem hatte Beatrice in noch größerer Angst als gestern den Tag verbracht. Mit dankerfülltem Herzen empfing sie am Abende den Senator, der sie selbst in die Gondel führte und hier einem einzelnen Manne übergab, der eben nicht geeignet war, Zutrauen zu erwecken. Sein struppiges Haar, der schielende Blick, ein Hieb, der über Nase und Mund bis zu dem spitzen, mit grauem Barte bewachsenen, Kinne ging, die beiden Dolche, die in seinem Gürtel stacken und die große Dogge, die knurrend neben ihm lag, schienen eher einen Wegelagerer der Appenninen als einen Diener der Signoria zu bezeichnen.

Sorge für die Signora! — befahl der Senator — Zwei Stunden ohne Hin- und Herfahrt sind ihr zugestanden, mehr nicht, richte Dich genau danach.

Eine nickende Beugung des entblößten Hauptes versicherte den Nobile, daß sein Befehl streng ausgeführt werden sollte, und als Muratori sich entfernte, stieß die Gondel ab und gelangte nach mancher Kreuz- und Querfarth an den Ort ihrer Bestimmung.

Habt die Güte mir zu folgen, — sagte der Benarbte, den Kopf durch den Vorhang steckend, der das innere kleine Gemach von dem übrigen Theile der Gondel trennte. Beatrice trat heraus, der Diener der Signoria faßte auf eine drollig galante Weise ihre Hand und führte sie, dem Hunde zurufend zurückzubleiben, über das Bret. Als sie es überschritten hatten, sagte er: Gebt mir nur Eure Hand, damit ich Euch führe, es möchte Euch sonst schwer werden, mir folgen zu können.

Beatrice gab ihm nicht ohne Widerwillen ihre Hand und trat nun in eine finstere mit starken eisernen Gittern versehene Halle, die aber jetzt geöffnet war. Von diesem Augenblicke an tappte sie im Finstern, kein Dämmerschein, kein Sterngefunkel erhellte nur in etwas das Dunkel, Rabennacht war es um sie.

Ei, wie Eure Hand in der meinigen zittert! sagte der Führer lachend — Ihr wißt, daß Euch der Ausgang aus diesen Kerkern sicher ist, denkt Euch aber, daß Ihr Eurem ewigen Gefängnisse entgegen ginget; wer dies Gebäude betritt, der mag nur immer der Welt Valet sagen.

Eiskalter Schauer überlief bei diesen Worten Beatricen, sie dachte nicht an sich, sie dachte an Giacomo und sein furchtbares Geschick.

Jetzt steigen wir eine Treppe hinauf, habt Acht, Signora! — unterbrach der geschwätzige Führer ihre düsteren Gedanken — Seht Euch vor, die Stufen sind hoch. Tausende hab' ich wohl schon hinaufgeführt, hinunter haben die Armen weniger Mühe, da werden sie getragen, und kein Geplärre, kein Heulen und Weinen stört ihren Heimgang, da geht alles hübsch still und ruhig zu, denn die Träger sind so stumm wie ihre Last. — Hier wenden wir uns links, da wir jetzt rechts um einen Pfeiler biegen, — fuhr er fort. — Da geht es wieder einige Stufen hinunter, aber dort bin ich noch nie gewesen und mag es auch nicht sein, da ist des Teufels Echo; denn alle Verbrechen, gethan oder nicht, schreiet dort der Unglückliche auf der Marterbank aus. — Kommt, kommt! mich grauset es stets, gehe ich hier vorüber, und mein Haar wird immer noch struppiger, sehe ich die Thür zu diesem Fegefeuer offen stehen. Gott bewahre Euch und jeden Christen dafür, daß sie sich Euch öffnet. — Doch Eure Hand ist ja so kalt wie Eis geworden! Nur Muth, wir sind vorüber, bald wird sich uns eine andere Himmelthür aufschließen, nur Geduld.

Bei diesen Worten schlug er dreimal mit einem Hammer an eine eiserne Thür, daß es laut in den Gewölben widerhallte und Beatrice erschrocken zusammenfuhr. Alsbald ließ sich von innen eine Stimme hören: Bist Du es, Bonifacio?

Ich bin es! erwiderte Beatricens Führer.

Schloß und Riegel sprangen alsbald auf, die eiserne Thür knarrte, ward geöffnet, sie traten ein und rasselnd flog die Thür hinter ihnen zu.

Madonna, steh mir bei! — murmelte Beatrice vor sich hin, als sie bei dem matten Schimmer einer Blendlaterne die eiserne Pforte hinter sich geschlossen und sich von der Welt getrennt sah. — Armer Giacomo! — seufzte sie — Werden dich auch die Stummen auf deinem Heimwege hier durchtragen?

Nun kommt nur, Signora! — unterbrach auch jetzt der graubärtige Führer ihr Sinnen — Ich habe bei Bartolo, dem Kerkermeister, meine Leuchte angezündet, nun braucht Ihr meine derbe Faust nicht mehr und könnt im Lichte Eure Wallfahrt vollenden. Er muß Euch sehr am Herzen liegen, der junge Herr, daß Ihr diesen Gang wagt; ich habe ihn auch hier heraufgeführt, er schritt muthig und keck vor mir her. Gott lasse es ihm wohlgehen.

Ihr führtet ihn hinauf? Ihr erfleht Gottes Segen für ihn? — unterbrach Beatrice den Plauderer; der Gedanke an Giacomo beflügelte ihre Schritte und ließ sie die stummen Träger, die Marterkammer und Alles, nur ihn nicht vergessen. — Da, lieber Mann! — sagte sie, ihrem Führer einen Dukaten in die Hand drückend — da nehmt, trinkt auf des Gefangenen Gesundheit!

Nein, Signora, das wäre gegen meinen Eid! — unterbrach sie der Führer und gab ihr das Goldstück zurück — Ich darf im Dienste der

Republik von niemand Geld nehmen, ich habe es beschworen, und kein Priester dürfte mir Absolution ertheilen, bräche ich meinen Schwur. Woll Ihr aber — fuhr er fort und hielt die Eilende zurück — einen kleinen rothbackigen Knaben, der Euch morgen früh in Eurer Wohnung um eine Gabe ansprechen wird, es geben, so mag es Euch Gott lohnen. Eilt nur nicht so sehr — nicht gerade aus, hier links, dort wo auf dem Gange die Ampel brennt, ist sein Gefängniß.

Kaum vermochte Beatrice sich aufrecht zu erhalten, so bebte sie. Den Blick nach der Thüre gewendet, schlich sie kaum hinter ihrem Führer, denn ihre Kräfte schwanden. — So komm' nur, Bartolo, und mache geschwind! — rief Bonifacio dem faulen Schließer zu — die Signora hat Eile! — Doch sie eilte nicht; vor einem Madonnenbilde, das in einer erleuchteten Vertiefung stand, war sie niedergesunken und betete, aber so wie sie das Knarren des Schlosses hörte, sprang sie auf, das Gebet war unterbrochen, der Gedanke an die Mutter Gottes dahin, der Gedanke an ihn erfüllte sie ganz, sie fühlte sich kräftig, froh, glücklich. Da öffnete sich die Thür, sie stürzte hin und — stand vor einer andern fest geschlossenen.

Geduld, Geduld! — murmelte sie — Fasse Dich, Herz, brich nicht, denn ich muß ja für ihn noch leben, handeln. — Ihr Auge starrte dabei unverwandt auf die Hand des Kerkermeisters, jede Bewegung beobachtet, sie mit Gier. Da war das Schloß geöffnet — jetzt — der Riegel rasselte — die Thür öffnete sich — sie lag bewußtlos in Giacomo's Armen.

Wach' auf, wach' auf, Beatrice! — rief Giacomo, sie an sein Herz drückend — Wach' auf, Du mein Engel in dieser Hölle! — Aber nicht seine Worte, nicht das Zuschlagen der eisernen Thüren, nicht Schloß und Riegel, weckten die Ohnmächtige; erst als sein Mund ihre bleichen Lippen berührte, als sein Odem mit warmem Leben sie anhauchte, erst da öffnete sie die Augen und sah verklärt an ihm auf.

Habe ich Dich wieder?! — rief sie, sich fester an ihn schmiegend — Ruhe ich wirklich an Deiner Brust, bist Du es, mein Giacomo? Ja, Du bist's! dies ist Dein Auge, dies Dein freundlicher Mund — o sprich, laß mich Deine Stimme hören, daß ich Alles, Alles wiederfinde, was ich einst mein nannte.

Fasse Dich, geliebte Schwester!

Schwester? nenne mich nicht so, die Winterzeit ist vorüber, der Frühling bringt uns wieder Blumen, der Frühling, so schön — und so kurz! setzte sie traurig hinzu.

Ich verstehe Dich nicht, Beatrice.

Ich bin nicht Deine Schwester!

Nicht? fragte Giacomo heftig erschüttert.

Wir wurden getäuscht! Ich bin nur Deine Beatrice, Dein liebendes Mädchen, die für Dich leben, sterben will. — Ich will gehen von Land zu Lande, von Stadt zu Stadt, will Hülfe suchen, will betteln für Dich, wie

der Hungrige um ein Stück Brod, will mich in die Gemächer der Großen drängen, mich unter das Volk mischen und rufen: Rettet das edle Geschlecht der Carrara! — Und muß es untergehen, mußt Du sterben — o dann — seliger Gedanke, dann sterb' auch ich!

Beatrice! — unterbrach sie Giacomo — wohl Dir, daß noch die Flamme des Lebens in Dir glüht, wohl Dir, daß Dich die Hoffnung selbst hierher begleitet, wo sie nie gewagt hat, ihren Fuß über die Schwelle zu setzen.

Kalter Mensch! — zürnte Beatrice — Warum hast Du mich wieder zum Leben geweckt, warum hieltest Du den Tod nicht fest, der mich an Deiner Brust überraschen wollte? In Deinen Armen fehlt mir nie Hoffnung und Seligkeit, an Deiner Brust denke ich nicht an das, was geschah, was geschehen wird; ich bin ja glücklich und wäre das Glück auch nur ein flüchtiger Traum.

Ich erkenne, was Du mir bist, Beatrice, — unterbrach er sie — fühle Deine uneigennützige Liebe und bewundere Deinen Edelmuth, aber hebe ich meine Schwingen, so ist es zum Flug nach That und Rache!

Und nicht zum Himmel der Liebe? — sagte sie traurig — Ich verstehe Dich, Giacomo, Du liebst mich nicht mehr, in dem Kerker ist die Glut erloschen; — Beatricens Lippen locken nicht mehr zum Kuß, und ihr Herz? Was kümmert Dich das?!

Sei nicht ungerecht, Beatrice, sie um Dich! sagte er ernst — Sieh diese nackten, finsteren Wände, dies ärmliche Strohlager, die eisernen Gitter, jene kleine Oeffnung, durch die mich noch kein Sonnenstrahl begrüßt hat, dieser Raum ist meine letzte Spanne Erde, von hier führt kein anderer Weg als der Weg zum Grabe. Ich werde ihn gehen als Mann, und daß mein Heimgang nicht gar zu trüb' und schmerzlich sei, sandte mir Gott in Dir einen Engel, mir noch einmal den Himmel zu öffnen.

Sie erwiderte nichts, setzte sich auf den hölzernen Schemel und ihr Haupt sank tiefgebeugt wie das Entzücken ihres verwundeten Herzens.

Ich sollte Dich nicht mehr lieben, Beatrice, meinst Du? — fuhr er fort — In jeder Gestalt, in der das Schicksal Dich mir vorführte, warst Du meines Herzens Abgott und ich hing mit Sehnsucht und glühender Liebe an Dir; auch noch jetzt! — Aber die Einsamkeit kühlt oder entflammt die Leidenschaft und die Phantasie verwildert dann oder tritt geläutert aus ihrem Chaos hervor. Einst warst Du das Ziel meiner Wünsche, all' mein Sehnen, all' mein Denken warst Du. Jetzt — in diesem Kerker, aus dem mich nur ein Wunder retten kann — jetzt bist Du mir ein Engel, von Gott gesandt, mir noch einmal den Wonnebecher zu bringen. Habe Dank, milder Engel, habe Dank, Beatrice, und trauere nicht. Was dies Leben uns geben konnte, haben sie uns genommen, die stolzen Gebieter Venedigs, was das Jenseit uns bietet, kann keine Signoria, kein Doge uns rauben. — Beatrice hob jetzt das gesenkte Haupt und Thränen rollten

über ihre Wangeen — Hoffe für dies Leben nichts mehr, Geliebte, denke, wenn Du mir Lebewohl sagst, daß wir uns nur dort wiedersehen können, daß unsere Liebe nur auf jenseit angewiesen ist.

Nein, nein! — rief sie außer sich.

Die Hoffnung ist noch nie bis hierher gedrungen, — unterbrach er sie finster — nicht über mir in jene glühenden Bleikammern, nicht unter mir in jene Hölle der Marter. — Sie hat mich verlassen!

Mich nicht! — rief sie ermuthigt — Sie blieb mir treuer als die Liebe!

Nein, Beatrice! — sagte er innig gerührt — Du täuschest Dich in mir. Seit dem Augenblicke, wo ich Dich zum ersten Mal sah, war mein ganzes Leben Liebe und ist es noch. — Er zog sie zu sich, liebkos'te die Weinende, die, als er sie innig in seine Arme schloß, sich plötzlich losriß.

Du hast Recht, Giacomo! — sagte sie ernst — Unter diesem Sternendome wird uns kein Glück mehr blühen, über ihm aber gewiß! — Komm', setze Dich auf Dein Lager, höre mich ruhig an und laß uns die kurze Zeit noch nützen, ehe sie verstreicht. Dein Vater läßt Dich grüßen, hoffe nicht Befreiung von ihm, er wird untergehen, wie mir Antonio gesagt hat, und sein Stolz wird Padua für des Sohnes Freiheit nicht oppfern wollen.

Da thust Du recht, mein edler Vater! — rief Giacomo erglüht — Mein Leben ist in Deiner Wagschale nichts, Du hast nur ein Padua und noch viele Söhne. Schamroth müßte ich von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt wandern, duldete ich, daß Du nur ein Schloß für meine Freiheit hingäbest.

Giacomo! — unterbrach ihn Beatrice verweisend — hälst Du die Freiheit, hälst Du Beatrice nicht eines Schlosses werth, dann — freilich dann —

Meine Liebe zu Dir steht hoch, — unterbrach er sie — doch die Ehre meines Hauses noch höher! — Ist sie hin, was könnte die Liebe mir noch geben? Was könnte ich Dir noch sein?

Alles, Alles, Giacomo, und wärest Du ein Bettler! rief sie, sich in seine Arme stürzend.

Armes Mädchen! — sagte er, von ihrer überschwänglichen Liebe gerührt — fühlte ich mich entehrt, irrte ich als Verbannter, Heimatloser umher, riefe jeder Seufzer meines unglücklichen Vaters, jeder zornige Blick meines Bruders mir zu: Dich zu retten, haben wir Alles geopfert; Damit Du lebest, ging der Glanz der Carrara unter! Glaubst Du, daß mein Herz dann noch Liebe fühlen könnte? Ich stände ja erniedrigt vor Dir, das Leben wäre mir eine Pein, wie viel mehr die Liebe, der ich nicht würdig wäre!

Hoffnung, verlaß mich nicht, — sagte Beatrice jetzt still vor sich hin — halte fest bei mir, milde Trösterin. — Sie schwieg, sah betrübt vor sich nieder, dann sagte sie, wie aus einem Traume erwacht: Weiteres wüßte

ich Dir nicht zu sagen. Die Bürger Padua's sind voll Muth und hängen treu an Deinem Vater. Die Festungwerke sind im Stande, läßt Dir Antonio sagen, — Krieg- und Mundbedarf sei in Fülle da.

Was macht der gute Alte? fragte Giacomo.

Ihm ist wohl, — erwiderte Beatrice.

Wohl in dieser unglücklichen Zeit?

Ja, Giacomo, seine Lampe ist im Verglimmen, und mit dem Richter dort oben, vor den er bald treten wird, scheint er die Rechnung geschlossen zu haben.

Armer, edler Mann!

Nenne ihn nicht arm! — fiel ihm Beatrice mit Hast, fast mit Bitterkeit in die Rede — Wer in jetziger Zeit das Leben hingiebt und dafür sich Ruhe gewinnt, ist reich zu nennen; arm, unglücklich ist nur der, der den Fall der Carrara überleben könnte! — sagte sie mit Bitterkeit — Doch ich höre die dumpfen Glockenschläge von San Marco, noch wenige Zeit bleibt uns, deßhalb —

Das Rasseln der Schlösser störte sie, sie fuhr erbleichend zusammen, als sie Bonifacio's Stimme hörte, der vor der inneren Thüre rief: Noch fünf Minuten, dann ist die Zeit vorbei!

Da sank Beatrice auf ihre Kniee. Santa Maria! — rief sie außer sich — erhöre mein Gebet, höre das Flehen einer Unglücklichen und trage meine Schmerzenworte zu dem Throne des Allerbarmers. Dir nahmen sie den Sohn, Du fühlst mein Leid, meinen Schmerz, mater dolorosa! — Erbarme Dich seiner! Was bin ich nütze ohne ihn auf dieser Welt; rette ihn, sende einen Engel, den Kerker ihm zu öffnen, laß mich untergehen, laß mich statt seiner sterben! — Sie beugte ihr Haupt und betete im Stillen fort; Giacomo stand mit gefalteten Händen neben ihr, doch konnte seine Seele sich nicht zum Himmel aufschwingen, all' sein Denken war bei ihr. Da sprang sie plötzlich auf. Erhört ward mein Gebet nicht, das sagt mir eine innere Stimme, es drang durch dieses Kerkers Mauern nicht bis zum Throne des Erbarmers. Wohlan, Dein Wille geschehe, Herr! — Der Augenblick des Scheidens nahet, Giacomo, deßhalb erfülle mir noch die letzte Bitte. Sprich die lautere Wahrheit, denn Gott hört Deine Worte: Liebst Du mich noch von ganzem Herzen, wenn auch nicht mit der Glut wie sonst? Sprich, gib mir den Trost, gib der einsamen, verlassenen Pilgerin diese Gabe mit auf den Weg.

Beatrice! — rief er — ich liebe Dich mit so reiner, heiliger Liebe wie ich Dich nie liebte. Komm' in meine Arme, Schwester, komm an mein Herz, Geliebte, und so mögen die Schergen uns treffen; so, Arm in Arm, Brust an Brust mögen wir uns in jener Welt einst wiederfinden!

Amen! sprach sie leise während des Gerassels der Riegel, blickte noch einmal auf nach dem Geliebten, lächelte und lehnte ihr ohnmächtiges Haupt an seine Brust; so traf sie der Kerkermeister und Bonifacio.

Hm! — brummte dieser — die Zeit ist vorüber, keine Minute darf ich zugeben. Muß ich zum stummen Träger bei diesem armen Kinde werden? Helft mir, Herr! — bat er Giacomo; doch dieser schloß sie immer fester an sich. — So hilf Du mir, Bartolo! Dies sagend, umfaßte er sie, riß sie trotz Giacomo's Sträuben aus dessen Armen und trug sie durch die Irrgänge in die Gondel hinab. —

So zart als es einem Manne von Bonifacio's Art nur möglich war, legte er sie dort auf weiche Decken, und bespritzte sie mit Wasser, aber nichts brachte sie zum Leben zurück. Da gab er dem Gondolier Befehl, sich zu beeilen, nahm selbst ein Ruder in die Hand und arbeitete aus allen Kräften, so daß er in kurzem an Beatricens Wohnung landen konnte. Hier ergriff er sie noch einmal, trug sie hinein und übergab sie Fiorella, die alle ihr zu Gebote stehenden Mittel anwandte, sie zum Leben zurückzurufen. Nach vieler Bemühung gelang es ihr, Beatrice schlug die Augen auf, erkannte Fiorella, reichte ihr freundlich die Hand, drückte sie herzlich, aber schwieg. Auf die Bitten des Mädchens um Mittheilung dessen, was ihr begegnet sei, antwortete sie mit einem freundlichen Blick und verlangte nach Ruhe.

Die Erlaubniß, welche Beatrice erhalten hatte, verdankte sie Muratori allein. Er hatte unter dem Vorgeben, daß Beatrice, die so eben von Padua angekommen sei, sicher den Auftrag von dem Fürsten habe, dem Gefangenen manche Aufklärung und manche Nachricht zu bringen, ihr Einlaß verschafft. Da nun fast jeder Kerker so eingerichtet war, daß der Gefangene belauscht werden konnte, so glaubten die Herren des Rathes der Zehner manches Geheimniß zu erfahren, und gaben ihre Einwilligung zu dem Besuche der Veroneserin bei Carrara.

Der alte Nobile, dessen Charakter in seinem Geschäftleben wohl mehr Härte als Sanftmuth angenommen haben mochte, fühlte dennoch Wohlwollen für Beatricen. Sei es, daß ihn sein Freund, der Hauptmann von Ravenna, günstig für sie gestimmt hatte, sei es, daß die Persönlichkeit des Mädchens vereint mit ihrem Schicksale, vortheilhaft auf ihn gewirkt hatte, sie fand an ihm einen Mann, der gern Alles für sie gethan hätte, wenn es nur nicht gegen seine Pflicht war. So fühlte er sich bei Bonifacio's Erzählung gerührt; er sandte noch in der nemlichen Stunde seinen Schreiber zur Signora Peralta, die auf Befehl der Signoria vor der Hand Venedig zu ihrem Aufenthalte hatte wählen müssen, und ließ sie ersuchen, so viel als ihre Verhältnisse es erlaubten, sich des verlassenen Mädchens anzunehmen. Constanze, von dem was vorgegangen war, unterrichtet, versprach den Wünschen des Senators entgegenzukommen und begab sich auch am andern Morgen nach Beatricens Wohnung, wo Fiorella bei ihrem An-

blicke nicht wenig erschrak, da sie sie hier nicht vermuthet hatte. Sie erfuhr von dieser, daß Beatrice noch sehr angegriffen sei, jede Gemüthbewegung nachtheilig auf sie wirken müsse, und dies, vielleicht auch durch Fiorella's Gegenwart verstimmt, war die Ursache, daß sie sich wieder entfernte, ohne Beatrice gesehen zu haben. Fiorella erwähnte gegen Beatricen nichts von dem Besuche.

Selbst gegen Alfons Gritti war Beatrice verschlossener als gewöhnlich und schien überhaupt ihr heiteres Gemüth, das sie bisher nie verlassen hatte, wenigstens für jetzt verloren zu haben; nur als Fiorella ihr sagte, daß draußen ein rothwangiger Knabe stehe, der sich nach dem Befinden der Signora erkundigt, aber auch erklärt habe, daß er nicht fortgehen wolle, ohne sie gesprochen zu haben, lächelte sie, ließ ihn hereinkommen und der Knabe schien ihr Freude zu machen. — Sage Deinem Vater, — sprach sie — daß ich ihm für das Mitleid, das er mir bewiesen, danke, und hier nimm den doppelten Lohn.

Gott lasse es Euch wohlgehen! rief der Knabe und lief freudig davon.

Ob wohl der Himmel das Gebet eines unschuldigen Kindes eher erhört als das meinige? — sprach sie halb laut vor sich hin — ich glaube fast!

Seit dieser Zeit war sie theilnehmender und erzählte Herrn Gritti und Fiorella einen Theil von dem, was ihr begegnet war und was sie gesehen hatte; Giacomo erwähnte sie nicht, auch wagte niemand nach ihm zu fragen.

Der Tag verging traurig, denn sobald Alfons Gritti sie verlassen hatte, saß sie wieder still und nachdenkend, hörte kaum auf Fiorella's Gesang, nahm zwar zuweilen selbst ihre Laute, griff einige Akkorde, legte sie aber bald wieder traurig weg.

Als der Abend kam bat sie Fiorella, sie allein zu lassen. Diese ging nun, um ihre Gebieterin durch nichts zu stören, in ein kleines Zimmer, das hinten im Hause lag. Beatrice überließ sich in der Einsamkeit ihren Träumen und löschte, damit nichts sie unterbrechen sollte, das Licht aus. Da öffnete sich leise die Thüre.

Signora! — bat eine jammernde Stimme — habt die Güte, zu meiner Mutter hinunterzukommen, sie ist plötzlich krank geworden und niemand bei ihr als ich.

Beatrice, keine Gefahr ahnend, folgte dem Knaben zu der frommen Witwe; kaum aber vor der Thür ihrer Wirthin angekommen, fühlte sie sich von zwei starken Armen gepackt, und nach dem ersten Hilferuf war ihr Mund verstopft; in diesem hilflosen Zustande wurde sie aus dem Hause geschleppt. Aber auch heute war der Retter nicht fern. Ein Schlag auf den Kopf des Räubers zwang ihn, seine Beute fahren zu lassen, und Beatrice, wieder frei, hatte noch Besinnung genug, sich durch einen Haufen

Bewaffneter hindurch zu drängen und ihr Zimmer zu erreichen. Hier rief sie Fiorella, die schnell mit einem Lichte kam, und über deren Schulter das häßliche Gesicht Bonifacio's grins'te, der mit einem treuherzigen: Guten Abend, Signora, verzeiht, wenn ich Euch erschrecke! eintrat. Beatrice, zwar anfangs bei dem Anblicke des benarbten Gesichtes wirklich erschrocken, beruhigte sich schnell, als sie ihren Führer von gestern erkannte, dankte ihm freundlich und fragte, zwar immer noch zitternd, nach seinem Begehr.

Ich will nichts von Euch, Signora! — sprach er mit behaglicher Selbstzufriedenheit — ich wollte Euch nur zeigen, daß ein Diener des edlen Rathes der Zehner auch ein dankbares Gemüth hat. Die Justiz in Venedig ist kurz und streng, und ich, oft ihr Vollstrecker, mache mit solchen Burschen wenig Federlesens. Der Euch entführen wollte, liegt, einen Stein um den Hals, in dem Kanal; wäre er kein Pfaff gewesen, hätten wir ihn schon an jenem Abende, wo er den Namen der Republik mißbrauchte, erdrosselt; so aber hat San Marco auch zuweilen Rücksicht mit dem Bekutteten. Denkt Euch, als die Fischer heute Mittag am großen Kanal einen tüchtigen Fang zu machen glaubten, zogen sie statt Fische einen Diener des edlen Herrn Muratori, der gestern an Pater Stefano abgeschickt ward, mit zerschlagenem Hirnschädel aus dem Wasser.

Schweigt, ich bitte Euch! bat Fiorella, die sich vor dem Manne und seinen Erzählungen fürchtete.

Alles muß ein Ende haben, Kind, also auch meine Erzählung! — fuhr er fort. — Der weise Rath der Zehner, dem dies vorgetragen ward, ahnete gleich den Thäter, ich bekam meine Instruction, umstellte in aller Stille das Kloster San Francesco und schlich hinter dem saubern Mönche her, den ich nun schon über eine Stunde begleitete. Als ich ihn in das Haus treten sah, sprach ich ihm gleich sein Todesurtheil, habe es redlich exekutirt und so, wie ich hoffe, die Gabe, die Ihr meinem Knaben gabt, auch reichlich bezahlt.

Schickt Euren Knaben morgen wieder her und habt Dank! — sagte Fiorella — aber gönnt meiner Gebieterin Ruhe; Ihr seht, was gestern und heute ihr begegnet ist, hat sie erschüttert, sie ist krank.

Gute Nacht, Signora! — sagte der Benarbte — mein Knabe wird kommen.

Beatrice dankte durch ein leises Kopfnicken, denn sie vermochte sich kaum auf dem Sessel zu erhalten. Kaum daß der Diener von San Marco sie verlassen hatte, legte sie sich zur Ruhe, aber Fieberträume störten ihren Schlaf, und am andern Morgen stand der Arzt mit bedenklicher Miene an ihrem Krankenbette.

Während Beatrice in Venedig auf dem Siechbette lag und körperlich und geistig zermalmt, kaum mit ihrer Jugendkraft der Krankheit wider-

stehen konnte, hatte auch das Schicksal drohend an den Palast des Fürsten von Padua geklopft. Der Feind, sich immer mehr verstärkend, begann jetzt sein Geschütz aufzufahren und die Stadt zu beschießen. 20 ganze und 30 halbe Karthaunen, eine furchtbare, in damaliger Zeit fast unerhörte Menge, spieen Tod und Verderben auf das unglückliche Padua. Aber was am Tage zerstört ward, baute die Thätigkeit und der gute Wille der Einwohner während der Nacht wieder auf, so daß nach dreiwöchentlichem Beschießen nur der Thurm San Vincent zusammengeschossen und nicht einmal in den Graben gestürzt war. Unverdrossen blieben die Söldner, frohen Muthes die Bürger und immer thätig die in die Stadt geflüchteten Landleute.

Bei Tag und Nacht war der Fürst oder sein Sohn, denn nie waren sie, für den Fall eines Unglücks, zusammen, unter dem Volke, bald stellten sie sich an die Spitze der ausfallenden Mannschaft, bald standen sie, das Grabscheit in der Hand, unter den Schanzenden, und wo es nur Arbeit oder Gefahr gab, waren gewiß auch die Carrara zugegen.

Aber auch die Venetianer führten die Belagerung als kriegerfahrene Männer; sie stellten ihr Geschütz vortheilhaft auf und thaten der Stadt vielen Schaden, nur gelang es ihnen nicht, Wall und Mauer zu zerstören, denn noch immer war keine Bresche, die sie zu stürmen wagen konnten.

Doch bald stürmte ein anderer furchtbarer Feind auf die unglückliche Stadt. Das Zusammenhäufen so vieler Menschen, die Menge des von den Landleuten hereingebrachten Viehes, der Umstand, daß alle Häuser, alle Klöster, selbst die Kaufhallen voll Menschen und Vieh lagen, verpestete die Luft. Eine furchtbare Seuche entstand, und da überdies noch die Venetianer die Brenta von dem Kanale ableiteten, der die Stadt mit diesem Flusse verband, alle Mühlen in der Stadt still standen, die Seuche auch das Vieh ergriff und wegraffte und Mangel an den nothwendigsten Lebenmitteln einriß, griff die Pest so um sich, daß in der Zeit ihres größten Wüthens täglich drei- bis vierhundert Menschen starben.

Der Anblick Padua's, wo kurz vorher noch viel froher Muth geherrscht hatte, war nun traurig. Bleich, ermattet schlichen jetzt die Menschen umher, jeder Frohsinn war von ihnen gewichen, nur der Muth nicht; denn rief die Sturmglocke die Streiter auf die Mauer, so schien neues Leben, neue Kraft dem Bürger wie dem Soldaten geworden zu sein und jeder kämpfte mit freudigem Sinn, er kämpfte ja für seinen geliebten Herrn, für seinen Herd, für Weib und Kind. — Aber war des Feindes Angriff abgewiesen, so kehrte ein Jeder niedergeschlagen in seine Wohnung zurück, denn dort erwartete ihn nur Herzzerreißendes. So lange die allgemeine Gefahr dauerte, hatte man die eigene Noth vergessen, jetzt aber, mit dem Eintritte in das Haus, eilte man zu dem Siechbette seines Weibes, seines Vaters oder Kindes, und statt dem Rufe der Ehre zu folgen und Schwert und Partisane in die Hand zu nehmen, nahm man das kleine Kruzifix

von dem Betaltare und folgte dem indessen Gestorbenen, der ohne weitere Ceremonie auf einen Wagen geworfen fortgeschafft ward.

Es war ein schauerlicher, entmuthigender Anblick, diese zu jeder Zeit des Tages durch die Stadt ziehenden Leichenwagen zu sehen, die ohne allen Prunk, still und ernst, wie es der Tod verlangt, die Todten zur Ruhestätte brachten. Schon mit Anbruch des Tages begannen sie die verödete Stadt zu durchfahren und die in der Nacht Gestorbenen aufzuladen. Ein schwarzes Kreuz stand zum Zeichen ihrer Bestimmung auf der Deichsel und über demselben brannte statt der Trauerkerzen ein ärmliches Lämpchen in einer Laterne; ein einziger Priester folgte, der, sich als ein Opfer des Todes betrachtend, seine Seele wie die Seelen der Abgeschiedenen Gott befahl; zuweilen schloß sich ihm ein Verwandter der Verstorbenen an. Aus jedem Hause, in welchem ein Todter lag, rief man, sobald der Wagen vorüberfuhr: Um Gottes Barmherzigkeit willen nehmt einen Todten auf! — und wenn 15 bis 20 aufgeladen waren, schellte der Priester, der Wagen hielt, er murmelte ein kurzes Gebet, sprach den Segen über die Todten und rief dann: Man führe die Todten zur Ruhestätte! — Der Zug ging nun auf den Friedhof; Reiche und Arme, Vornehme und Geringe wurden dort in eine Grube geworfen und kein Monument, keine besondere Grabschrift zeichnete der Nachwelt auf, wer hier ruhe. Ein einfaches schwarzes Kreuz, auf dem die Worte standen: „Opfer der Pest!" bezeichnete den Ort, wo der Tod seine Beute vergraben hatte.

Von 20,000 waffenfähigen Männern waren nur noch 8000 übrig; das Schwert der Feinde hatte nur wenige, die Pest die meisten weggerafft. Täglich sah Carrara das Häuflein seiner Treuen sich mindern, täglich wurden seiner Vertheidigungmittel weniger, und da eines seiner Schlösser nach dem andern in die Hände der Feinde fiel, so konnten diese immer mehr Streitkräfte in dem Lager vor Padua versammeln. Noch hielten sich einige Burgen. Da versuchte der Proveditor Carlo Zeno den Luca de Lione, den Befehlhaber auf San Martino, zu bestechen; doch dieser, seinem Fürsten treuergebene Mann verwarf mit Verachtung die ihm gemachten vortheilhaften Bedingungen, benutzte aber die dabei Statt gefundene Annäherung, für seinen Herrn zu unterhandeln, erhielt hierzu ein freies Geleit und kam nach Padua, sich mit dem Fürsten zu besprechen. — Dieser, das Elend seiner treuen Stadt täglich vor Augen habend, entschloß sich nach langem Kampfe mit sich selbst zur Unterhandlung. Er wollte gegen Freilassung Giacomo's, gegen Auszahlung von 100,000 Goldgülden und Bestätigung aller als Fürst gemachten Schenkungen, auch Zusicherung seiner sämmtlichen Habe, die Stadt und Regierung an Venedig übergeben.

Wer den Fürsten von Padua kannte, war über seine Bereitwilligkeit zu diesem Vergleiche erstaunt. Niemand erwartete, daß sich sein fester, sonst so unbeugsamer Sinn so leicht beugen würde, und man sah bewundernd auf ihn, denn jedermann hatte die Ueberzeugung, daß nur Liebe

zu seinem Sohne und zu seinen Unterthanen ihn zu diesem Entschlusse gebracht haben konnte. Aber war es wirklich so, wollte er Alles für sein Volk, für seinen Sohn opfern, so hatte er doch zugleich noch einen andern Zweck. Während der Provveditor Carlo Zeno nach Venedig gegangen war, die Vorschläge Carraras der Signoria vorzulegen, schien er einer gütlichen Uebereinkunft so gewiß zu sein, daß er die Wachen verminderte, den größten Theil der Posten auf den Thürmen und Wällen einzog und so den Schein der Sorglosigkeit gab. Im Innern der Stadt aber war jedermann zum Empfange des Feindes bereit, im Fall dieser die scheinbare Ruhe benutzend, die Stadt überfallen wolle.

Aber die venetianischen Hauptleute der Söldner, dieser Belagerung schon müde und ihre Beendigung so nahe glaubend, fühlten gar keinen Beruf, etwas Gewagtes zu unternehmen, und man überließ sich deßhalb im Lager eben so sorglos der Ruhe, wie man es in der belagerten Stadt zu thun schien. Dies hatte der Fürst erwartet und seinen Plan darauf gebaut.

In der Stille ließ er die ganze Besatzung zum Ausrücken sich bereit halten, nur 1000 Mann, die er unter den Kraftlosesten aussuchte, blieben zur Vertheidigung der Stadt zurück. Mit 7000 Mann zog, ehe der Tag begann, sein Sohn Franzesco gegen das Lager Paolo Savelli's, das die Brenta von dem Lager Gonzaga's trennte, überfiel die sorglosen Wachen und drang in das Lager ein, wo gegen die Gewohnheit der italienischen Krieger keine Gefangene gemacht und Alles niedergehauen wurde. Selbst Paolo Savelli, der krank darniederlag, fiel in die Hände der Paduaner, und der Sieg wäre entscheidend, die Belagerung wahrscheinlich aufgehoben gewesen, wenn nicht Habsucht die Schaaren Carrara's beim Plündern des Lagers zerstreut hätte. Galeazzo Gonzaga gewann dadurch Zeit, seine Schaaren zu sammeln, über die Brenta zu setzen und sich mit seinen frischen Völkern auf die Plündernden zu stürzen. Paolo Savelli wurde mit einem großen Theile der Beute den Paduanern wieder abgenommen und sie nach langem Kampfe in die Stadt zurückgedrängt.

Der Fürst von Padua war mit dem Erfolge der Unternehmung nicht zufrieden. Zwar war das feindliche Lager in vollen Flammen, die Angriffwerke zerstört, ein großer Theil des Geschützes vernagelt, selbst einige halbe Karthaunen waren in die Stadt gebracht worden; zwar flatterte die Fahne von San Marco, diese Oriflamme der Venetianer, und die Fahne der Kapitanei in den Reihen der zurückkehrenden Bürger, aber immer war die Belagerung nicht aufgehoben, jedoch die Stadt mit Lebenmitteln versehen, die man im feindlichen Lager gefunden, und die wohl auf mehre Wochen hinreichten, auch war dem Feinde gezeigt worden, daß das Schwert der Carrara noch schneidend scharf, der Muth von Padua noch der alte sei.

Den Venetianern zum Hohn flatterte noch am selbigen Tage die Sankt Markus-Fahne auf dem Thurme der Chiesa del Santo; die Einwohner

aber hielten diesen Spott für eine traurige Vorbedeutung, denn sie meinten, bald würden die Venetianer selbst die Fahne mit dem geflügelten Löwen dort aufpflanzen.

Als der Proveditor mit den Vorschlägen Carrara's in Venedig eingetroffen war, versammelte sich die Signoria und es vergingen mehre Tage, ehe sie zu einem Beschlusse kommen konnte. Die gleich darauf eintreffende Nachricht des Ueberfalls ließ sie zwar an der Aufrichtigkeit des Fürsten von Padua zweifeln, doch war ihr der Besitz Padua's zu wichtig, um nicht Alles zu versuchen, was sie ohne bedeutenden Kostenaufwand in den Besitz dieser wichtigen Stadt setzen konnte. Der Rath der Zehner, durch Muratori darauf geleitet, glaubte ein Mittel zu diesem Zwecke gefunden zu haben und trug jenem die Ausführung auf.

Muratori begab sich kurz darauf zu Beatricen, die kaum von ihrer Krankheit wieder hergestellt war, sprach anfangs mit ihr von gleichgiltigen Dingen, dann kam er auf die Belagerung von Padua, wobei er ihr ohne Umschweife sagte, daß des Fürsten Halsstarrigkeit allein noch Giacomo in seinem Gefängnisse zurückhielte, daß die Signoria dem Fürsten die annehmlichsten Anträge machen würde, wenn er ihnen Stadt und Land von Padua übergebe, und Giacomo sodann sogleich seine Freiheit erhalten sollte.

Beatrice hörte diesem allen aufmerksam zu, es erweckte manche Hoffnung in ihr, doch hütete sie sich wohl, Giacomo's wahre Gesinnungen über diesen Punkt Muratori mitzutheilen. Sie suchte aber listig diesen Besuch zu ihrem Vortheile zu benutzen, ging in die Ansichten des Senators ein und meinte, wenn man ihr Gelegenheit gäbe, Giacomo und dann den Fürsten zu sprechen, sie, zwar nur ein unbedeutendes Mädchen, doch die Hoffnung habe, den Fürsten zu friedlichen Verhandlungen zu stimmen, indem sie ihm die Wünsche seines Sohnes vortrüge und ihm die Gewißheit gäbe, daß dessen Schicksal ganz in seiner Hand liege.

Beatrice kam hiermit den Wünschen der Signoria entgegen, und am Abende erschien Bonifacio bei ihr, sie noch einmal in die Gefängnisse von San Marco zu führen.

Giacomo war freudig überrascht, als er sie eintreten sah, obgleich er beim Anblicke des bleichen leidenden Antlitzes des Mädchens erschrack. Er erfuhr nun, daß sie seit jenem Tage krank gewesen, und ihr ruhiges, leidenschaftloses Benehmen konnte ihm sagen, daß ihr Geist so wie ihr Körper noch angegriffen sei. Sie berührte sogleich den Zweck ihres Hierseins.

Was soll ich nun Deinem Vater von Dir sagen, mein Giacomo? — fragte sie ihn leise, nachdem sie ihn mit den Aeußerungen des Senators be-

kannt gemacht hatte. — Die Pest hat in Padua furchtbar gewüthet und rafft noch Menschen und Vieh hinweg, die Mühlen stehen still, Mangel herrscht, wo man auf Jahre Alles im Ueberflusse glaubte, und kaum bleiben dem Fürsten noch so viele Krieger übrig, daß er die Mauern vertheidigen kann. Soll er Alles, soll er das Leben seines Sohnes auf das ungewisse Spiel setzen? Soll er bei so weniger Hoffnung das Aeußerste wagen? Was ihm rathen? Sag es mir, jedoch leise, daß niemand es hört.

Er möge seinen Sohn als einen Todten betrauern und handeln, als sei ich nicht mehr unter den Lebenden! erwiderte dieser.

Ich habe diese Antwort erwartet, so sehr sie auch mein Herz trifft und mir die letzte Hoffnung raubt! — sagte Beatrice und schien in ihr Schicksal ergeben — Ich will Deine Worte dem Fürsten treulich berichten, nur verbirg sie jedem Diener der Republik, sie könnten Deinen Tod beschleunigen.

Das Leben ohne Freiheit, Beatrice, ist bitterer als der Tod! — rief Giacomo mit Heftigkeit — Mögen die Stolzen —

Schweig! — unterbrach ihn Beatrice — ich bitte Dich, schweig! In Venedig sollen die Wände Ohren und ein Geheimniß doppelte Vorsicht nöthig haben. — Auch habe ich noch einen Auftrag an Dich, der, obgleich anderer Art, mir doch eben so schwer auszurichten wird als der erstere.

Du spannst meine Neugierde, Beatrice!

Ich komme mit Gruß und Bitte von Constanze Peralta —

Von ihr? Wo ist sie? fragte Giacomo.

Hier in Venedig. Sie läßt Dich durch mich bitten, ihr zu verzeihen; sie fühlt, daß sie Schuld an Deinem Unglücke ist, und obgleich ich ihr die Täuschung benahm, daß ich Deine Schwester sei, fühlte sie dennoch tief ihr Unrecht. Es ist eine beklagenswerthe Frau, die von Leidenschaft, Eifersucht und Rache getrieben, sich zu einer unedlen Handlung verführen ließ, die sie bitter und schmerzvoll bereut. Auch ihr Lebenglück ist mit dem Deinigen dahin, auch sie — doch sprich, was soll ich ihr sagen? — Nicht wahr, Giacomo, Du verzeihst ihr?

Was sie mir Leides zugefügt, verzeihe ich ihr mit Freuden, denn auch ich habe unrecht an ihr gehandelt; was sie aber dem Geschlechte der Carrara gethan, vergebe ihr Gott.

Die Arme! seufzte Beatrice.

Bedauerst Du sie?

Ja, Giacomo! Wer ist in jedem Augenblicke des Lebens Herr über sich? Wer kann, von Leidenschaften bestürmt, immer so handeln, wie er es bei ruhiger Ueberlegung gethan haben würde? Constanze Peralta ist kein unedles Geschöpf. Einmal gesunken erhob sie sich wieder, gab Dir, mir eine Zuflucht in ihrem Palaste, den sie deßhalb verlassen mußte, und war Wochen lang Wärterin an meinem Krankenbette.

That sie das, so segne sie Gott! rief Giacomo.

O, vergieb ihr von ganzem Herzen! — bat Beatrice — Auch Du hast gefehlt und hoffst dereinst Vergebung.

Ich wiederhole es, Beatrice: Was sie meinem Geschlechte that, kann nicht ich, kann ihr nur Gott vergeben!

O ihr Männer, — rief das Mädchen unmuthig — glaubt das Geschlecht, das durch Ruhm und Schlacht, durch Blut und Thränen gewaltsam und ungerecht sich emporschwang, es müsse unantastbar auf der hohen Stelle stehen, die das Glück ihm anwies. Arme verwandtenlose Beatrice, die Du Deinen Vater nicht einmal kennst, wirst Du dereinst vor Gottes Thron neben diesen Carrara treten dürfen? Wird Gott ihm gnädiger sein, weil er aus edlem Geschlechte stammte? Wird er ihm deßhalb die Ströme Blutes nicht in sein Schuldbuch zeichnen, die bei Padua flossen? Nicht den Tod der Tausende, die Hunger und Pest wegraffte?

Wie erscheinst Du mir heute, Beatrice? unterbrach sie Carrara erstaunt. — Statt Liebkosungen Vorwürfe?

Beatrice schwieg.

Du bist verändert, Mädchen! die Glut, mit der Du sonst an meiner Brust ruhtest, scheint erloschen. Bist Du es müde, einem Unglücklichen zu folgen?

Sie lächelte bei diesen Worten schmerzvoll. — Die Glut meiner Liebe flammt wie früher, Giacomo! — sagte sie tief betrübt — Dir in den Tod folgen zu dürfen, ist mein tägliches Gebet. Ich bin ruhiger geworden, Giacomo! so nahe dem Grabe wie ich stand, wirft man einen ernsten Blick rückwärts und durchschreitet bedachtsamer die Bahn, die vor uns liegt. Ich habe auf dem Krankenlager mit der Welt abgeschlossen, ich verlange nichts mehr von ihr; mein Sehnen, alle meine Wünsche, nur einen nicht, habe ich in meine Brust verschlossen.

Und dieser eine? fragte Carrara.

Ahnest Du ihn nicht, mag ich ihn auch nicht aussprechen — Gott kennt ihn!

Bonifacio trat in diesem Augenblicke ein, sie abzurufen. — Leb' wohl! — sagte sie, ihm die Hand reichend; doch da er die Arme nach ihr ausstreckte, sank sie an seine Brust, riß sich aber schnell wieder los und eilte fort. Den andern Tag reis'te sie, von dem Provveditor Zeno begleitet, nach Padua.

Die Signoria hatte alle Vorschläge des Fürsten genehmigt, nur um die 100,000 Goldgülden feilschte sie und wollte ihm nur 60,000 geben, wahrscheinlich mehr, um ihre Freude über diesen Vergleich zu verbergen, und aus Stolz, nicht Alles zu bewilligen, was Carrara verlangt hatte, als des Geldes wegen. Giacomo sollte gleich nach Unterzeichnung des

Traktats frei sein, alle Schenkungen des Fürsten wurden als giltig erklärt, der Stadt Padua und dem Gebiete die Freiheiten und Privilegien versichert und dem Fürsten 30 bedeckte Wagen bewilligt, seine Habe darauf fortbringen zu lassen. Diese Bedingungen ihm vorzutragen bekam Beatrice den Auftrag, und da Muratori ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraut hatte, daß, wenn der Fürst diesen Vergleich nicht eingehe, Giacomo wahrscheinlich schnell ein Opfer der Halsstarrigkeit des Vaters werden würde, so hofften sie, daß sie Alles thun würde, den Fürsten zu bewegen und ihn von dem seinen Sohn erwartenden Schicksale zu unterrichten.

Den Fürsten überraschend erschien Beatrice in dem Palast zu Padua. Dein Aussehen sagt mir, Du bringst mir traurige Botschaft! — rief er ihr entgegen — Was führt Dich hierher?

Ich bin ein Friedenbote! — erwiderte sie — Leset dies, es sind die Bedingungen, die Venedig Euch zugesteht.

Der Fürst las, ward nachdenkend, rief einen Diener und befahl, seinen Sohn zu holen, er solle kommen, wo er auch sei; dann wendete er sich rasch zu Beatrice. Weßhalb schicken sie Dich und keinen ihrer Nobili, mit mir zu unterhandeln?

Das weiß ich nicht! — erwiderte sie — Ich bin beauftragt, Euch dies zu übergeben, und wäret Ihr, mein gnädiger Herr, nicht anderen Sinnes geworden und erbötig, den Vertrag zu unterzeichnen, so soll ich in das venetianische Lager zurückkehren und statt meiner wird der Proveditor erscheinen.

Wie vorsichtig, wie stolz doch die Herren von Venedig sind! — rief der Fürst — Aber dennoch müssen sie einen besonderen Grund gehabt haben, Dich zu schicken, — fuhr er fort. — Glauben sie vielleicht — doch was vermuthen die Herren der Signoria nicht alles?! — Sahest Du meinen Sohn?

Ja, gnädiger Herr, zwei Mal.

Wo sitzt er gefangen?

Irr' ich nicht, in den Gefängnissen von San Marco.

In den Bleikammern?! rief Carrara außer sich.

Nein, Herr, in einem kleinen, ärmlichen Zimmer.

Gott sei gedankt! — seufzte er tief auf — Hat er keinen Auftrag an mich, Dir nichts für mich mitgegeben, kein Schreiben, nichts, gar nichts?

Dies wäre ihm unmöglich gewesen! — erwiderte Beatrice — Er sagte blos — — Franzesco, der eben hereintrat, unterbrach die Unterhaltung.

Da, lies! — sagte der Fürst, ihm die Vergleichpunkte überreichend — Das gewähren sie uns! — Dann wandte er sich zu Beatrice. Geh' auf Dein Zimmer, — befahl er — ich werde Dich hernach rufen lassen.

Beatrice verließ ihn und noch Hoffnung nährend betrat sie ihr Ge-

mach, fand es noch wie sie es verlassen hatte, und nachdem der ihr leuchtende Diener sich entfernt, setzte sie sich und ließ ihre matten Hoffnungen zu hellen Bildern sich gestalten. — Antonio! rief sie plötzlich, des alten, kranken Mannes gedenkend, nahm die Kerze, und sich Vorwürfe machend, daß sie nicht früher an ihn gedacht, schritt sie über den langen Gang, der zu seiner Wohnung führte.

In dem sonst von Menschen wimmelnden Palaste, wo Hunderte von Dienern hin und her liefen und die Leibwache des Fürsten in träger Ruhe auf allen Gängen, vor allen Pforten stand, war jetzt eine Todtenstille; der Palast schien verödet zu sein. Was der Wuth der Seuche entronnen war, stand auf Wall und Mauer, denn niemand, der noch Kraft besaß, durfte jetzt der gemächlichen Ruhe pflegen, selbst Weiber hatten sich zur Vertheidigung bewaffnet. Die Stille, welche Beatricen in diesen hohen, von keiner Ampel erleuchteten Hallen umgab, war ihr schauerlich; sie schritt eilig hindurch, freute sich, als sie vor dem Gemache Antonio's stand, und mit dankbarem Gemüthe der Liebe dieses Mannes gedenkend, öffnete sie die Thüre und

Auf kleinem, ärmlichen Lager, das bleiche, von einer nebenstehenden Kerze matt erleuchtete Antlitz der Thür zugewendet, lag der alte Mann ruhig und sorglos entschlummert. Aus Erbarmen hatte ihm der Tod die Augen zugedrückt, daß er nicht ferner das Verlöschen des Glanzes der Carrara sehen, daß er ihnen vorangehen und sie an den Pforten der Ewigkeit empfangen könne, wie er es so oft an den Pforten dieses Palastes gethan. Beatrice, anfangs von dem Anblicke erschüttert, fand doch den Muth, sich in dieser Grabesstille dem Todten zu nahen, der schmerzlos gestorben sein mußte, denn sein Mund schien noch zu lächeln, die Züge seines Antlitzes drückten auch jetzt noch stille Ergebung aus. Sie beugte sich über ihn, hauchte einen leisen Kuß auf seine kalte Stirn und warf noch einen seelenvollen Blick auf den Entschlafenen. Du also beginnst den Todesreihen, alter Mann? Nun, so ist Dein verwundetes Herz geheilt und Alles versöhnt. Schlaf' wohl! — Sie sah noch einmal nach dem Todten, als ob sie befürchte, sie täusche sich, aber das geschlossene Auge, das bleiche Antlitz sagten ihr: er ist hin! Da betete sie ein leises Ave Maria und ging, dem edlen Manne eine Thräne weihend, zurück in ihr Gemach. Der Tod Antonio's hatte sie weniger erschreckt, aber sie mit dem ernsten Schnitter der Saat vertrauter gemacht; ihr erschien dies Leben voll Qual und Sorge weniger lockend, seit sie den ruhigen Schlaf des Todes gesehen.

In diesen Betrachtungen störte sie ein Diener, der sie zu dem Fürsten beschied.

Da Du einmal in meinem Hause eine so sonderbare Rolle spielst, — sprach er zu ihr — so will ich Dich auch als meinen Abgesandten betrachten; schicke Dich an, morgen früh in das Lager der Venetianer zu gehen,

sage dem Proveditore, daß ich in meinem Entschlusse beharre, des Krieges müde bin, und wenn sie außer den bewilligten Forderungen die Summe, die ich verlangte, zahlen, übergäbe ich die Stadt. —

Gott gelobt! sagte das Mädchen.

Es wird mir schwer, mich von Padua zu trennen! — fuhr der Fürst fort — Wäre Giacomo nicht in ihrer Gewalt, doch Du sah'st ihn, erzähle mir von ihm. Erträgt er mit Geduld seine Gefangenschaft? — Sprich, was läßt er mir sagen?

Gnädiger Herr! ich habe ihm versprochen, treu auszurichten, was er mir an Euch auftrug. Als ich ihn das erste Mal sah und ihm meine Vermuthung mittheilte, wie ich nicht glaubte, daß Ihr zu seiner Rettung unterhandeln und bedeutende Opfer bringen würdet, rief er aus: Da hat mein edler Vater Recht! Er hat nur ein Padua, aber noch viele Söhne!

Sagte er dies? — rief der Fürst und sein Auge strahlte vor Freude — Daran erkenne ich meinen Sohn! was ist das Leben, wenn es gilt, es dem Glanze des Geschlechts zu opfern?

Als ich ihm das zweite Mal Lebewohl sagte, ihn von den Vorschlägen, die Ihr gethan, unterrichtete und er durch mich erfuhr, wie die Signoria sie aufgenommen habe, befahl er mir, Euch zu sagen, Ihr möchtet Eueren Sohn als todt betrauern und so handeln, als ob er nicht mehr unter den Lebenden sei. — Beatrice schwieg und erwartete mit Zagen den Eindruck, den dies auf den Fürsten machen würde. Dieser war nachdenkend geworden und ging unruhig im Zimmer auf und ab. Habe ich doch immer Giacomo für weichlich und unentschlossen gehalten, — redete er in abgebrochenen Sätzen vor sich hin — seinen älteren Bruder ihm vorgezogen — wahrlich, er beschämt uns beide! — Er murmelte noch einige unverständliche Worte, dann setzte er sich und stützte das sorgenschwere Haupt auf seinen Arm. So traf ihn Francesco, der mit einem Schreiben in der Hand hereintrat.

So eben hat ein Bote, der sich glücklich durch die feindlichen Posten geschlichen, dies von Florenz gebracht. — Er übergab das Schreiben dem Vater, der es schnell erbrach und mit Hast durchlas.

Kein Vergleich! — rief er aufspringend — Bartelemi del Armi meldet mir so eben, daß Florenz zur Hilfe bereit sei. — Keinen Vergleich mehr mit Venedig!

Vater, — nahm Francesco das Wort — die Gefahr ist nahe, die Hülfe fern. Florenz eilte nie, wenn es nicht ihm selbst gilt.

Sollen wir weniger standhaft sein als Giacomo, der mich ermahnen läßt, für seine Freiheit nichts zu opfern, ich hätte nur ein Padua und viele Söhne? — unterbrach ihn der Vater — Soll ich ihm an Standhaftigkeit nachstehen?

Ihn hat die Kerkerluft gebeugt; nicht Muth, Muthlosigkeit ließ ihn

diese Worte sprechen. Habt Ihr nicht schon einmal Padua verloren und es wieder gewonnen.

Eben deßhalb, mein Sohn, mag ich nicht noch einmal heimathlos in die Fremde ziehen, fremdes Brod essen und vom fremden Mitleid zehren. Der König von Frankreich, der von Ungarn, Florenz haben mir Hilfe zugesagt. — Ich gehe den Vergleich nicht ein!

Thut nach Euerem Willen! — sagte Francesco unmuthig — Ihr seid der Herr und habt allein zu gebieten; ich werde im Unglücke treu Euch zur Seite stehen. Was aber werden die Bürger Padua's sagen, die sich der Hoffnung, ihr Elend nun bald geendet zu sehen, schon freudig hingaben? Werden sie diese Täuschung geduldig ertragen und mit gleicher Treue an Euch hängen, mit gleicher Ausdauer alle Schrecken des Krieges ertragen?

Das wird der morgende Tag lehren! — erwiderte der Fürst mit finsterem Ernst. — Francesco schwieg und entfernte sich; auch Beatrice, die ihre letzte Hoffnung entschwunden sah, war in sich gekehrt und sprach kein Wort.

Willst Du nach Venedig zurück oder hierbleiben? — fragte sie der Fürst — Was ich Dir hier bieten kann, gebe ich Dir gern, aber Freudiges darfst Du nich erwarten.

Laßt mich zurück nach Venedig ziehen, — erwiderte Beatrice rasch — dort kann ich Euch vielleicht nützlicher sein als hier. Erlaubt, daß ich schon morgen — doch nein! ich möchte gern Antonio zur Ruhestätte geleiten; erlaubt, daß ich so lange bleiben darf, bis das Grab ihn aufgenommen hat.

Wie Du willst! entgegnete er und entließ sie.

Am andern Morgen beschied der Fürst den Stadtrath und die angesehensten Bürger und machte ihnen seinen Entschluß bekannt, die Verhandlungen mit Venedig abzubrechen. Er schilderte ihnen die Hilfe, die ihm von Florenz und Frankreich, vielleicht näher als er es selbst glaubte, kommen sollte, schilderte das Elend, das er in früherer Zeit, fern von ihnen, habe dulden müssen, als er, ein Geächteter, Italien durchzog; berührte so manches Gute, was er ihnen gethan, und stimmte durch seine Beredsamkeit die Anwesenden, ihm das Versprechen zu geben, mit Blut und Leben ihren Fürsten und die Stadt zu vertheidigen.

Nun ließ er durch Trommelschlag das Volk auf dem Prado della Valle versammeln und sagte ihnen das Nemliche. Auch hier gelang es ihm die Anwesenden zu begeistern, und mit wildem Gejauchze durchzog das Volk unter dem Rufe: „Tod den Venetianern!“ die Straßen.

Aber diese waren auch nicht müßig. Als sie die abschlägige Antwort

des Fürsten vernahmen, ließen sie an zwei Stellen, bei den Thoren Santa Croce und Portella, den größten Theil ihres Geschützes aufführen, und machten ein so furchtbares Feuer wie noch nie. Bald stürzten Wall und Mauern, auch der Thurm der Portella ein, und damit die Paduaner nicht Zeit hätten, Graben und Wall hinter der Bresche aufzuwerfen oder diese auszubessern, beschloß der Markgraf von Mantua, der während der Krankheit Paul Savelli's das Heer befehligte, einen allgemeinen Sturm. 8000 Reiter und 17000 Mann Fußvolk, das ganze Belagerungheer, rückten aus, und selbst die Geharnischten mußten absitzen, um zu Fuß zu fechten. Um zwei Uhr des Nachts begann bei hellem Mondenscheine der Angriff. Die Paduaner, von dem Angriffe benachrichtiget, standen schlagfertig hinter der Bresche und erwarteten die Venetianer.

Doch nicht allein diesem Orte galt es, auf allen Seiten begann der Angriff und die Sturmglocke rief alle Männer und Weiber auf die Mauern. Es war eine schöne, heitere wolkenlose Mondnacht, nur die Menschen schufen sie furchtbar. Hundert Geschütze donnerten von beiden Seiten, Blitz auf Blitz fuhr auf und Dampfwolken stiegen, das Mondlicht verfinsternd, himmelwärts. Reihen bärtiger Krieger, Sturmleitern oder Faschinen tragend, rückten schweigend gegen die Stadt, nicht der neben ihnen Fallenden achtend, gingen sie ihrem Glücke vertrauend, muthvoll vorwärts, warfen die Faschinen in den Graben, ihn zu füllen, und waren sie herüber, so setzten sie keck die Sturmleitern an der hohen Mauer an. Doch oft, schon ehe sie hinaufklimmen konnten, streckte Pfeil und Bolze, aus den nahen Thürmen geschossen, sie nieder. Sie sanken und machten den Folgenden Platz; hier folgte Mann auf Mann die feste Leiter hinaufklimmend, schon glaubten sie das nahe Ziel erreicht zu haben, da rollte ein Balken herab und nahm die Kühnen mit sich in den Abgrund; dort ergoß sich siedendes Oel oder Pech stromweise auf die Stürmenden und gab ihnen langsamen, aber schmerzlichen Tod.

Die Reiter, die vom Kopf bis zum Fuß gewaffnet, mit gesenkten Lanzen bei der Bresche leichteres Spiel zu haben glaubten, denn hier hatte das Geschütz der Venetianer das der Belagerten endlich zum Schweigen gebracht, rückten jetzt in geschlossenen Reihen an. Pfeile, Bolzen, auch hier und da eine Falkonetkugel der hinter einem unvollendeten Erdwalle stehenden Paduaner, verwundeten, tödteten manchen, aber keine Karthaune riß mehr ganze Reihen nieder, und unaufhaltsam drangen sie vor, den kleinen Erdwall verspottend, der die Belagerten noch deckte, als sie sich plötzlich in ihrem Siegeslaufe aufgehalten sahen. Ein breiter Graben lag zwischen ihnen und der Stadt, und als thät sich die Hölle auf, so spieen vier in der Stadt selbst hinter Erdwällen aufgefahrene halbe Karthaunen Tod und Verderben; die Geharnischten wichen und Kugel auf Kugel begleitete sie auf ihrem Rückzuge.

Schon schwand der Sterne Licht, der Mond verbarg sich hinter den

Bergen, die Morgenröthe brach hervor, und noch hatte der Feind keinen Fuß breit Erde gewonnen, keinen Wall, keine Mauer erstiegen. Beim Anbruch des Tages zog er sich jedoch nicht in sein Lager zurück, und Padua blieb in banger Erwartung, ob der Angriff von neuem beginnen würde. Da donnerte nach kurzer Rast eine große Bombarde und gab das Zeichen, von neuem zu stürmen; auf der ganzen Linie rückten die Venetianer mit dem Feldgeschrei San Marco noch einmal gegen die bedrängte Stadt. Die Heerführer setzten sich an die Spitze ihrer Völker, Galeaz Gonzaga ließ die Bresche stürmen, die Franzesco Carrara vertheidigte. Hartnäckig war hier der Kampf, sechsmal stürmten die Feinde, sechsmal wurden sie zurückgeworfen. Da ergriff Gonzaga, als er die Seinen muthlos werden sah, eine Hellebarde stieg in den Graben, setzte die Sturmleiter an den Erdaufwurf, klomm hinan und wurde von einem Lanzenstoße Francesco's hinabgestürzt. An dem Thore della Croce, dem Hauptangriffspunkte der Venetianer, war der zweite Provveditor Bembo durch einen Bolzen schwer verwundet, und auch hier schien sich der Sieg auf die Seite der Belagerten zu neigen, denn nichts glich der Ausdauer der Paduaner, deren Frauen, die Lanze in der Hand, sich unter die Streitenden mischten oder Oel und Pech siedeten, es auf die Anstürmenden zu gießen Selbst die Kinder brachten Bolzen und Pfeile und die spärlichen Lebenmittel herbei, trugen den Ermatteten Wasser zu und schleppten Waffen hinter sich her, sie den Steitenden zu geben; auch die Kranken verließen zum Theil ihr Lager und schlichen auf die Wälle, ihre letzten Stunden der Vertheidigung der Vaterstadt zu weihen.

Wo die meiste Gefahr war, war auch der Fürst von Padua zugegen. Er feuerte durch Wort und That die Streitenden an, öffnete seine Keller, theilte das Letzte mit seinen Bürgern und erhielt so den Muth und die Ausdauer seiner Getreuen.

Mit kurzen Unterbrechungen hatte nun der Sturm seit zwei Uhr des Morgens gedauert, Mittag war schon längst vorüber und immer ließ der Feind nicht nach; stets zurückgeworfen kehrte er stets wieder, und als ob an diesem Tage das Schicksal Venedigs gehangen hätte, so halsstarrig trieben die Anführer ihr Volk auf die Schlachtbank.

Endlich als die Sonne zu sinken begann, als Belagerer wie Belagerte entkräftet fast nicht mehr kämpfen konnten und sich nach Ruhe sehnten, zogen sich die Venetianer nach einem Verluste von 2000 Todten in ihr Lager zurück. Aber so wohl durfte es den Paduanern nicht werden; sie mußten, so ermattet sie auch waren, in der Nacht noch an der Bresche arbeiten, doch der Ruhm, den sie erworben, stählte ihren Muth und gab ihnen hierzu neue Kräfte. Am andern Morgen war die Bresche wieder geschlossen, nutzlos hatten die Venetianer ihre Völker dem Tode entgegen geführt.

Beatrice hatte an der Begeisterung der Paduaner keinen Theil genommen, ihr erschien die Handelweise des Fürsten, der, statt den Sohn zu retten, seine getreuen Bürger auf die Schlachtbank führte, als Sünde. Sie glaubte, nach dem was sie in Venedig vernommen hatte, daß Padua ohne Rettung verloren sei, und was sie hier sah, mußte dies eher bestätigen als widerlegen. Sie war von dem Lärm in der Nacht geweckt, aufgestanden und an das Fenster getreten, von wo sie die Aussicht nach Santa Croce hatte, und von hier konnte sie das furchtbare Schauspiel mit ansehen. Als es jedoch zu tagen begann, schlich sie durch die menschenleeren Hallen zu dem Verblichenen, setzte sich neben sein Sterbelager und überließ sich ihren düsteren Gedanken; dann ging sie zurück in ihr Gemach, blickte wieder hinaus, und was ihr der Tag zeigte, war kein so furchtbar schönes, aber ein herzzerreißendes Schauspiel. Sie sah die Verwundeten aus dem Gefechte zurücktragen, hörte ihr Jammern, und nichts hielt sie mehr im Palaste; sie eilte auf die Straße, war thätig, die Verwundeten zu unterstützen, schleppte Wein und Brod herbei und half, so viel sie es konnte, die Wunden verbinden.

Als der Fürst am Abend ermüdet den Palast betrat, sie ihn empfing, ihm über den erhaltenen Sieg Verbindliches sagen mußte, dankte er ihr und schien von seinem Siege nicht berauscht. Die Menge Todter und Verwundeter, die dieser Tag ihm gekostet, verminderte den Werth des errungenen Vortheils; noch so ein Tag und ihm fehlte die Macht zur ferneren Vertheidigung. Erzähle meinem Sohne, wenn Du ihn in Venedig sehen solltest, — sagte er zu Beatricen — was hier geschehen, sage ihm, er soll nicht mehr auf Padua hoffen, es würde fallen, aber nur ehrenvoll würde sein Vater untergehen.

Als Beatrice am andern Tage Antonio zur Ruhestätte begleitet hatte, empfahl sie sich dem Fürsten, der, so gleichgiltig er bei ihrem Abschiede auch scheinen wollte, doch durch Mancherlei bewegt war. Leb' wohl, — sagte er, ihr die Hand zum Kusse reichend — und sollten wir uns je wiedersehen, so möge es in Frieden und an keinem so blutigen Tage geschehen als an dem gestrigen.

Dort, Herr! dort finden wir uns gewiß! — erwiderte Beatrice, seine Hand mit Heftigkeit an ihre Lippen drückend und verließ ihn mit beklommenem Herzen.

Der Markgraf von Mantua empfing sie auch diesesmal freundlich, der Hauptmann von Ravenna mit immer gesteigerter Theilnahme. Als sie jedoch nach Venedig kam, schien ihr der alte Muratori verändert zu sein, er nahm sie kalt bei sich auf, desto herzlicher aber empfing sie Alfonso Gritti. Constanze Peralta war ihr eine treue Stütze geworden.

In Padua war seit dem fehlgeschlagenen Sturme eine drückende Ruhe eingetreten. Die Venetianer machten keinen weiteren Angriff, sie überließen es der Seuche und dem Hunger, Padua für sie zu erobern; sie

hielten es seit Paolo Savelli's Tode, der einige Tage nach dem Sturme gestorben war, nur berennt, doch sannen sie immer, wie sie es stets zu thun pflegten, auf andere, weniger gefährliche Mittel, zu ihrem Zwecke zu gelangen. Nicht ohne alle Verbindung in der Stadt, suchten sie die Paduaner durch Versprechungen zu gewinnen, und da dieses mißglückte, schossen sie Pfeile in die Stadt, an welche Zettel gebunden waren, die Padua mit blutiger Rache drohten, wenn es sich länger mit dieser Hartnäckigkeit vertheidigen würde, die Stadt sollte dann der Erde gleich gemacht werden und es den Einwohnern schlimmer ergehen als denen in Zara und Candia; sie gaben ihnen zehn Tage Bedenkzeit. Dies erschütterte zwar die Treue der Paduaner nicht, doch äußerten sie laut den Wunsch, der Fürst möge mit Venedig unterhandeln. Das letzte Pferd war aufgezehrt, geröstete Weizenkörner dienten ihnen als Brod und selbst der Fürst hatte, mit Thränen im Blicke, seinen Streithengst niederstechen lassen müssen, das letzte Fleisch den Kranken zu reichen. Aber dennoch blieb er fest auf seinem Entschlusse; er kannte die Unzufriedenheit, die im feindlichen Lager herrschte und wie es nur einer Anregung bedurfte, daß die venetianischen Söldlinge aus einander gingen; er wußte, daß auch dort die Seuche sich zeige und widerstand deßhalb selbst den Bitten seines Sohnes, der es nicht wie er auf das Aeußerste kommen lassen wollte.

So vergingen einige Wochen unter Sorge und Mangel. Das eintretende Regenwetter gab den Carrara die Hoffnung, die Venetianer würden die Belagerung aufheben müssen, aber was die Treue der Seinen so herrlich ihm erhalten, raubte ihm der Verrath eines Fremden. Giovanni Beltramino, ein Vicentianer und Hauptmann einer Schaar Söldner, ließ sich im Geheimen mit dem Markgrafen von Mantua in Unterhandlungen ein, und da ihm die Bewachung der Vorstadt Santa Croce, des wichtigsten Vertheidigungpunktes, übertragen war, ließ er bei Nacht das Thor unter nichtigem Vorwande öffnen, wo dann sogleich funfzig feindliche Fußknechte eindrangen, die Wache und auch den Verräther niederstießen, und als mehre ihnen folgten, sich in der Vorstadt ausbreiteten.

Padua war in mehre Stadtviertel getheilt, wovon jedes seine besonderen Mauern und Thore hatte. Der Fürst, der eben die Wachen besuchte, hörte den Lärm, sammelte, was er in der Eile zusammenbringen konnte und suchte, wenn auch nicht den Feind aus der Vorstadt zu treiben, doch wenigstens ihn so lange zu beschäftigen, bis die Einwohner der Vorstadt sich mit ihrer besten Habe in die innere Stadt retten konnten. Aber sein Bemühen war vergebens. Die Nachricht, der Feind sei in der Stadt, erfüllte die sonst so tapferen Paduaner mit panischem Schreck; vergebens riefen die Sturmglocken von allen Thürmen zu den Waffen, niemand hörte darauf, jeder eilte, sein Kostbarstes vor der Plünderung zu retten, der Muth war von Padua gewichen, die Carrara standen verlassen, nur von wenigen Söldnern umgeben, dem andringenden Feinde entgegen.

Santa Croce war verloren und es blieb dem Fürsten nichts übrig, als sich in die innere Stadt zurückzuziehen und zur Unterhandlung bereitwillig zu sein. Aber im Besitze der Vorstadt und bei der augenscheinlichen Entmuthigung der Bürger wollten die Proveditoren sich in keine Unterhandlung einlassen, und so mußte er, dem Rathe des Markgrafen von Mantua folgend, sich unter sicherem Geleite nach dem Lager begeben und dort persönlich die Unterhandlung versuchen.

Mit verhaltenem Grimme, doch noch seine Würde behauptend, ging der edle Fürst den schweren Gang. Er fand bei dem Markgrafen die drei Proveditoren der Republik versammelt. Da erklärte er ihnen, daß er unter ehrenvollen Bedingungen die noch in seiner Gewalt befindliche Stadt und die Schlösser übergeben wolle, nähmen sie aber diese Bedingungen nicht an, so würde er sich unter dem Schutte Padua's begraben.

Die Proveditoren entschuldigten sich mit Mangel an Vollmacht, jetzt noch mit ihm zu unterhandeln, verlangten unbedingte Unterwerfung und daß er dann nach Venedig gehen und mit der Signoria persönlich unterhandeln sollte. Dies schlug er ab. Markgraf von Mantua, — wendete er sich an diesen — Ihr seid Soldat, Euch vertraue ich ohne alle Besorgniß meine Stadt und meine Schlösser an. Doch Ihr bürgt mir mit Euerer Ehre dafür, wenn ich mich mit der Republik nicht verstehe, mir Stadt und Schlösser in dem Zustande, wie ich sie Euch übergebe, wieder zurückzustellen. — Gonzaga versprach es mit seinem fürstlichen Worte und Handschlag und der Tiefgebeugte kehrte nach Padua zurück.

Hier versammelte er den Stadtrath und die angesehensten Bürger Euch vom Verderben und vor der Plünderung zu retten, opfere ich mich! — redete er sie an — Unterwerft Euch, sendet Deputirte nach Venedig, sucht von der Signoria Euere Freiheiten und Privilegien gesichert zu erhalten, ich werde auch Abgesandte schicken, für Euch zu unterhandeln; für mich will ich dann erst sorgen, wenn Euer Wohl gesichert ist. Sollte Venedig aber Euch das Sklavenjoch überwerfen wollen, dann laßt uns muthig den letzten Kampf wagen.

Die Anwesenden drückten ihm schweigend die Hand, sie fühlten seinen Edelmuth, aber der Muth fehlte, ihre Empfindungen feurig auszusprechen. Sie ernannten acht unter sich, die mit den zwei Abgesandten Carrara's noch am nemlichen Tage in Venedig eintrafen.

Die Signoria verweigerte den Botschaftern des Fürsten von Padua, vor ihr zu erscheinen, die Abgeordneten der Stadt hingegen empfing sie mit Huld, versicherte, daß, wenn sie ohne Einmischung der Carrara freiwillig die Thore öffneten und sich der Republik unterwürfen, ihnen alle ihre Rechte bestätigt werden sollten. Die Noth zwang die Abgeordneten, diesen sie entehrenden Vergleich einzugehen, und zwei von ihnen machten sich sofort auf den Weg nach Padua zurück, um Volk und Rath zu vermögen,

sich die Oberherrschaft wieder anzueignen und sich dann den Venetianern zu übergeben.

Diese Umwälzung ohne Widerstand und Zeitverlust zu bewerkstelligen, mußte Gonzaga auf Befehl der Signoria die Carrara zu einer wichtigen Unterredung zu sich in das Lager einladen, und das Schicksal wollte, daß, auf das Wort des Markgrafen bauend, beide, was sie sonst nie zu thun pflegten, in das Lager kamen. Er hielt sie unter mancherlei Vorwand zurück, und als der Fürst, Böses ahnend, auf seine Rückkehr drang, führten ihn die Provveditoren vor das Zelt, um ihm zu zeigen, wie auf der Chiesa del Santo neben der Fahne von San Marco die Fahne mit dem rothen Kreuze, das Wappen der Stadt Padua, flatterte.

Nun kenne ich mein Geschick! — sagte der Fürst in sich gekehrt, warf noch einen Blick nach seiner Vaterstadt und ging, ihr den Rücken für ewig kehrend, in das Zelt zurück. — Markgraf von Mantua! — sagte er hier zu Gonzaga — wenn Fürsten ihr Wort brechen, wem soll da der Mann noch vertrauen? Bei Gott, meinem alleinigen Herrn, ich fühle mich in diesem Augenblicke höher, freier vor Euch zu stehen als Ihr vor mir, und möchte mit Euch meinen Platz wahrlich um alle Schätze der Welt nicht vertauschen!

Gonzaga zuckte die Achseln, warf einen bedeutsamen Blick auf die Provveditoren und schwieg. Noch in der Nacht wurden die Carrara, halb gezwungen, halb freiwillig, nach Mestre abgeführt.

In Padua herrschte indessen eine dumpfe Stille. Ein kleiner Haufe Meuterer suchte unter dem Rufe: Es lebe San Marco, es lebe das Volk, Tod den Carrara! das Volk aufzuwiegeln und die Paläste zu plündern, aber die Bürger hingen zu sehr an ihrem alten Herrn, um sein Unglück zu benutzen; sie hatten den Muth nicht, ihren Fürsten zu vertheidigen, doch liebten sie ihn zu sehr, um ihm wehe zu thun; sie verhielten sich ruhig und duldeten es, als der von den Meuterern erwählte Podesta den Venetianern am andern Morgen die Thore öffnete.

In Mestre angelangt vernahm Carrara die Nachricht von der Uebergabe der Stadt, und daß die Söldner den Venetianern die Schlösser verkauft hätten. Er sah nun wohl ein, daß an keine Unterhandlung mehr zu denken sei und alles nur noch von der Willkür der Signoria abhing, zu deren Großmuth er wenig Vertrauen haben konnte. Ihn kränkte das Betragen der Paduaner tief, ihn schmerzte der Verrath seiner Waffenbrüder, aber fast eben so sehr empörte ihn die Wortbrüchigkeit Gonzaga's. Deßhalb war er erstaunt und erzürnt zugleich, diesen plötzlich bei sich eintreten zu sehen.

Trotz Eurem harten Worte, Carrara! — begann der Markgraf — komme ich, Euch den Rath zu ertheilen, nicht länger dem Schicksale zu

widerstreben, freiwillig nach Venedig zu gehen und Euch der Großmuth der Signoria zu unterwerfen. Es bleibt Euch nichts weiter zu thun übrig. Noch lebt Euer Sohn Giacomo und ich habe die Hoffnung, er wird, so wie Ihr, in Freiheit gesetzt werden. Ihr habt mir gezürnt, daß ich mein Wort nicht gehalten; konnte ich es? — Ihr habt zu viel mit der Republik zu thun gehabt, um nicht ihre Handelweise zu kennen, und so müßt Ihr mich entschuldigen. Wir beide haben gefehlt, da wir die Signoria kannten; Ihr solltet meinem Worte nicht vertrauen; ich sollte es Euch nicht geben.

Carrara blieb finster und unfreundlich.

Ich will Euch selbst nach Venedig begleiten, für Euch sprechen, kräftig sprechen, doch nur erst dann, wenn Eure Sache eine üble Wendung nimmt, sonst möchte ich Euch mehr schaden als nützen. Reicht mir Eure Hand zur Versöhnung und folgt mir freiwillig, sonst, ich sage es Euch offen, sonst werdet Ihr gewaltsam in die Lagunenstadt geschleppt.

Der Fürst besann sich einen Augenblick, er wollte nicht muthwillig den letzten Freund von sich stoßen, darum reichte er, wenn auch mit verbissenem Ingrimm, Gonzaga die Hand, und folgte ihm mit seinem Sohne Francesco in das bereit stehende Schiff.

Als sie durch das Georgen-Viertel in Venedig einfuhren, begleitete sie eine Menge Fahrzeuge, in denen sich die Hefe des Pöbels befand, der sie mit dem Geschrei: „Tod den Carrara!" begrüßte. Doch gelangten sie ohne Mißhandlung in die für sie bestimmte Wohnung, wo sie genau bewacht, jedoch mit aller ihrem Stande gebührenden Achtung behandelt wurden.

Einige Tage darauf ward der Fürst und sein Sohn vor die Signoria geladen. Sie folgten dieser Einladung und traten in den Versammlungsaal, wo diese ihre Sitzungen zu halten pflegte. Hier konnten sie auf den Gesichtern der Senatoren sogleich ihr Urtheil lesen, denn obgleich der Doge Michelo Steno sie mit Achtung begrüßte und ihnen Plätze an seiner Seite anwies, so blitzte doch aus den Augen der stolzen Nobili so tückische Freude, die gefürchteten Herren von Padua als Gefangene vor sich zu sehen, daß auch der Kühnste den Muth verloren hätte; der Fürst von Padua verlor ihn nicht. Er antwortete mit Würde auf die Vorwürfe, welche der Doge ihm machte, bewies, wie er blos durch ihre Handelweise wider seinen Willen gezwungen worden sei, gegen die Republik die Waffen zu ergreifen, der er aus früherer Zeit Dankbarkeit schuldig gewesen. Aber je mehr er bewies, daß sie die Schuld trug, desto mehr brachte er die Senatoren gegen sich auf.

Die Sitzung hatte bis zum Abende gedauert und mit jeder dahinfliehenden Stunde schien das Verhängniß der Carrara sich trüber zu gestalten. Als die Nacht einbrach, entließ sie der Doge mit dem trocknen Bescheide: In wenig Minuten werdet Ihr unsern Beschluß erfahren.

Sie wurden nun, als sie den Saal verließen, nicht die hohe Treppe,

die nach dem innern Schloßhofe des Palastes San Marco führte, sondern durch ihnen unbekannte Gänge über eine Brücke geleitet, wo ein eisernes Thor sich öffnete und schnell sich wieder hinter ihnen schloß.

Es geht zu Ende, Francesco! — raunte der Fürst seinem Sohne zu — Wir gehen dem Tode entgegen.

Wie Gott will! — erwiderte dieser. — Ich kannte unser Schicksal noch ehe wir diese Stadt betraten, mich überrascht es nicht; wehe dem, der Venedig vertraut!

Unter diesem Gespräche gingen sie mehre Treppen hinauf.

Gut, daß der Winter vor der Thür ist, — sagte Francesco und die Verzweiflung ließ ihn über sein Schicksal spotten — brennt doch die Wintersonne nicht so heiß auf die Bleidächer!

Der Fürst aber schwieg, sein Muth war der Muth stiller Ergebung, er sah ruhig auf die Thür, die der Kerkermeister öffnete, doch als dieser eine zweite aufzuschließen begriffen war, sagte er zum Himmel blickend:

Nun komme, mein Grab. Ade Welt mit Deinem Glanze! — Unerschrocken trat er ein und lag in den Armen Giacomo's.

War es Mitleid, war es Grausamkeit, was die Signoria bewogen hatte, das Gefängniß Giacomo's auch zu dem des Vaters und Bruders zu machen? — Das Wiedersehen war herzzerreißend, so daß selbst Bartolo und Bonifacio, die auch hier ihr Amt verrichteten, obgleich beide wohl an das Schrecklichste gewöhnt, ihr verzerrtes Antlitz wegwendeten und sich fortschlichen. Hinter ihnen schlossen sich die eisernen Pforten, und den Carrara war es, als hörten sie den dumpfen Schall auf ihrem Sarge tönen.

Lange war der Schmerz der drei Gefangenen stumm; in den ersten Augenblicken ließ die Freude des Wiedersehens einige lindernde Tropfen in den Leidenkelch träufeln, aber bald brach er laut hervor.

Gott ist gnädig! — rief der Vater, seinen Sohn mit beiden Armen umfangend und an sein Herz drückend — läßt er uns doch vereint der Todesstunde entgegen gehen, und uns die wenigen Lebentage, die uns Venedig noch gönnt, beisammen bleiben. Nun wohlan, wir wollen sie genießen bis der Henker uns abruft. Wir wollen uns, als wäre es zum Kampfe bereiten, daß wir muthvoll und ungebeugt können das Beil über unserm Haupte blinken sehen!

So freudig als bereiteten sie sich zu einem Siegesfeste blickten die Söhne zu dem Vater auf, und der Druck ihrer Hand, das freudige Auge sagten ihm so deutlich als Worte, daß sie gleich ihm dem Tode mit muthvoller Erwartung entgegen gehen würden.

Ich stehe schon dem Grabe nahe — fuhr er nach einer Pause fort und sah mit Wehmuth auf die Söhne, — ich habe dem Schicksale nicht viel Tage zu opfern, Ihr aber standet in der Kraft Eurer Jugend, Euch lachte die Welt freundlich entgegen, Euer Leben war noch die schöne Zeit der

Aernte reifer Thaten; Ihr jammert mich! Mein Schicksal hat Euch mit in's Verderben gezogen, ich gab Euch das Leben, ich gebe Euch den Tod! — Er drückte sie mit Heftigkeit an sich, blickte gen Himmel, dann auf die Söhne und fuhr fort: Ihr habt eine schöne, aber kurze Bahn durchwandelt, Ihr habt den Glanz unsers Hauses in höchster Glorie — habt ihn erlöschen sehen; deßhalb kann Euch der Tod nur ein freundlicher Bote sein, der Euch in dem Augenblicke vom Leben abruft, wo das Leben keinen Reiz mehr für Euch hat. Darum sei er uns willkommen, wir wollen uns auf ihn vorbereiten und ihn muthig erwarten.

Das wollen wir, Vater! riefen beide, und von diesem Augenblicke an sagten sie dem Leben und der Hoffnung Lebewohl, erwarteten nichts mehr vom Schicksale und hegten nur noch den Wunsch, an einem Tage zu sterben.

Die Nachricht von dem Falle Padua's hatte Beatricen den letzten Strahl von Hoffnung geraubt; — Gritti verschwieg ihr das unvermeidliche Schicksal der Carrara nicht. Je ungerechter die Republik handelt, desto grausamer ist sie! — sagte er, seinen Unmuth nicht zurückhaltend — Gerechtigkeit, Gnade kennt sie nicht; ergebt Euch in Euer Schicksal, so wie ich es thun mußte, und hofft nur noch auf jenseit!

Mit solchem Troste, der in diesem Augenblicke ihrem Schmerze nur wenig Linderung gab, blieb sie allein im einsamen Gemache; auch Fiorella, die ihr immer schwesterlich tragen half, war krank, und so saß sie ganz verlassen, den düsteren Gedanken hingegeben. Lange blieb sie so im Dämmerlichte, als plötzlich ein Gedanke in ihr aufstieg, auf den ein matter Strahl der Hoffnung ihr ward; sie sprang auf, befahl einem Diener, eine Gondel zu holen, warf den Mantel um, nahm die Maske vor das Gesicht und wollte eben das Zimmer verlassen, als die Thür sich öffnete und Constanze hereintrat.

Wohin so eilig, Beatrice? fragte diese, sie zurückhaltend — Wohin?

Laßt mich, Signora! — unterbrach die Eilende Constanze — Es gilt seine Rettung! Laßt mich!

Seine Rettung? — sagte Constanze schmerzvoll — Alle Wege, die in Venedig der List und der Gnade offen stehen, bin ich gegangen; von dem schielenden Bonifacio bis zum Doge bin ich geeilt, habe Bitten und Geld verschleudert, jeder streckte die Hand aus, zu nehmen, für die Carrara wollte keiner etwas thun. Was mein ist, habe ich geboten, zehntausend Goldgulden dem elenden Kerkermeister geboten, und er, der das Jahr nicht einen Goldgulden in seine Tasche steckt, erschrak bei meinen Worten, bebte vor Furcht und ließ sich nicht bewegen. Nichts half, all' mein Mühen war vergeblich, und so habe ich nichts mehr für ihn, nichts mehr von der Welt zu hoffen. Ich komme daher, Euch Lebewohl zu sagen.

Lebt wohl! — erwiderte Beatrice zerstreut.

Ich sage morgen der Welt so wie heute Euch ein Lebewohl und gehe in ein Kloster, dort meine Sünden zu büßen.

Daran thut Ihr wohl! unterbrach sie Beatrice von neuem, an etwas ganz Anderes denkend.

Meine Sünden zu büßen — fuhr Constanze fort — und für mein Herz Ruhe zu gewinnen.

Wähnt Ihr, hofft Ihr das? — sagte Beatrice rasch, da sie auf Constanzens Worte endlich geachtet hatte und ihre Gedanken bei ihr waren — O, wie irrt Ihr! Hier wollt Ihr noch Ruhe finden, hier unter diesem Himmelsdome? Nein, edle Frau, Euch und mir gibt nur das Grab die Ruhe. Doch geht Eueren Weg, Gott möge Euch stärken, möge Euch lohnen, was Ihr mir an meinem Krankenlager Gutes erzeigt, und solltet Ihr in Eueren Klostermauern von seinem Tode hören, so betet für Beatricens ewiges Heil. Lebt wohl! — Sie küßte stürmisch Constanzens Hand, drückte sie an Ihr Herz, warf noch einen wehmüthigen Blick auf die Erstaunte und eilte fort.

Wohin soll ich Euch fahren, Signora? fragte der Gondolier die rasch in die Gondel Tretende.

Nach dem Palaste des Dogen! erwiderte sie.

Dorthin beeilten die Gondoliere selten die Schläge ihrer Ruder. Wer nach San Marco schiffte, wer die hohe Treppe zu des Dogen Wohnung betrat, hatte selten ein fröhliches Herz und bleiern hing sich der Kummer an das sonst so schwanke Ruder. Auch heute glitt die Gondel langsam durch die dunklen Kanäle, und als sie endlich auf dem Platze San Marco anhielt, Beatrice an's Ufer sprang und dem Gondolier zu warten befahl, brummte der alte Mann vor sich hin: Wirst auch einen vergebenen Gang thun, gute Signora.

Als Beatrice in den inneren Hof des Palastes trat, fragte sie einen Vorübergehenden, welcher Weg nach den Gemächern des Doge führe. Der Mann, wahrscheinlich ein Diener der Republik, war sogleich bereitwillig, sie zu führen, auch mochte er hier guten Bescheid wissen, denn er brachte sie durch labyrinthische Gänge, in denen sie keiner menschlichen Seele begegneten, in eine weite Halle, in der es von Dienern wimmelte; der dienstfertige Führer winkte einem derselben, sagte ihm Einiges leise, worauf der Diener sich Beatricen nahete.

Was ist Euer Begehr, Signora?

Den durchlauchtigsten Dogen zu sprechen.

Zu dieser Stunde können nur dringende Sachen den Herrn zur Audienz bewegen. Könnt Ihr mir nicht sagen, was Ihr ihm vorzutragen habt?

Sagt dem Dogen, ich hätte ihm ein Schreiben des Hauptmannes Polenta von Ravenna zu übergeben, das von Wichtigkeit sei.

Der Diener ging und Beatrice sah sich nun der Neugierde der gaffenden Dienerschaft ausgesetzt, was sie mehr unwillig als verlegen machte.

Der sie Anmeldende kam bald zurück. Ihr seid zu einer guten Stunde gekommen, Signora! — sagte er — Der Herr erlaubt, daß Ihr bei ihm eintretet; doch bemerke ich, daß Ihr vorher die Maske ablegen müßt, denn es ist gegen die Sitte, mit einer Maske vor dem Doge zu erscheinen.

Beatrice folgte dem Diener, nahm im Vorzimmer die Maske ab und trat mit klopfendem Herzen in das Zimmer des Fürsten der Republik. Ein alter, langer Mann, von mehr strengem als ehrwürdigem Ansehen saß der Thüre gegenüber auf einem Lehnstuhle und winkte Beatricen, die, den Brief in der Hand, mit stürmischer Hast auf ihn zuging, sich vor ihm auf die Kniee warf und ihm den Brief, ohne ein Wort sagen zu können, überreichte.

Steht auf, Signora, — sagte der Doge, das Mädchen scharf betrachtend — ich liebe diese Stellung nicht; steht auf!

Beatrice stand auf. Der Doge, ohne weiter nach ihr zu blicken, erbrach den Brief, und während er las, verwandte das Mädchen kein Auge von ihm. Obgleich sie den Inhalt des Briefes nicht kannte, so ließ sie doch der Befehl des Hauptmannes, nur bei dringender Gefahr ihn zu übergeben, wohl schließen, daß er von Wichtigkeit sein müsse; aber sie konnte auf des Dogen Antlitz nichts lesen; seine Stirn furchte sich nicht, sein Mund verzog sich zu keinem Lächeln, das Gesicht blieb kalt und ausdruckslos, nur schien es, als würde er nachdenkend; dann legte er den Brief wieder zusammen und verschloß ihn in ein kleines, von Ebenholz und Silber zierlich gearbeitetes Käſtchen.

Ich danke Euch, Signora, für die Ueberbringung des Schreibens! — sagte er jetzt, sich von seinem Sitze erhebend — Solltet Ihr den Hauptmann Polenta früher sehen als ich, so bringt ihm meinen Gruß. — Er gab ihr ein Zeichen, sich zu entfernen.

Beatrice war von dieser kurzen Abfertigung überrascht. Mein gnädigster Herr, sagte Euch dieser Brief nichts, was mich betrifft? fragte sie stockend.

Wünscht Ihr sonst noch etwas von mir, so tragt es mir vor, erwiderte der Doge eben nicht freundlich.

Herr! — rief Beatrice und sank von neuem ihm zu Füßen — seid barmherzig, gebt den Carrara Leben und Freiheit.

Signora! — fuhr der Doge überrascht und entrüstet auf, doch schnell besann er sich und Gleichmuth und Ruhe waren wieder auf seinem Antlitze — Steht auf, Ihr wißt, ich liebe dies nicht! — Er beugte sich, indem er dies sagte, zu Beatrice nieder, sie aufzuheben — Kennt Ihr den Inhalt des mir überbrachten Schreibens? fragte er dann die Aufgestandene.

Nein, gnädiger Herr!

Nun, gleichviel! — fuhr er nach einer Weile fort, während dem ein ruhigerer Beobachter als Beatrice leicht den Kampf hätte wahrnehmen können, der in seinem Inneren vorgehen mochte — Ihr habt mir eine Bitte vorgetragen, die zu gewähren nicht dem Dogen, sondern der versammelten Signoria zukommt; wendet Euch an sie, die Gewährung liegt außer meiner Macht. Doch rathe ich Euch, besonders Euch, der Geliebten Carrara's, dies nicht zu versuchen, es könnte für Euch von üblen Folgen sein. Habt Ihr aber sonst noch eine Bitte, die ich, ohne meine Würde und Pflicht zu verletzen, gewähren kann, so seid von meiner Bereitwilligkeit überzeugt.

Beatrice blickte, während der Doge sprach, ihm starr in's Auge und murmelte vor sich hin: Keine Hoffnung mehr für sie?

Keine! erwiderte der Doge kalt.

Ihr wollt mir einen Wunsch gewähren, gnädigster Herr, — begann sie nun in abgebrochenen Sätzen, wie jemand, der in Gedanken versunken ist.

Ja, aber tragt ihn mir bald und kurz vor.

Müssen die Fürsten von Padua sterben, so laßt mich Tag und Stunde wissen, wann Giacomo Carrara enden soll.

Habt Ihr weiter keinen Wunsch! Nun, diese Bitte sei Euch gewährt, — sagte der Doge — aber nun geht mit Gott! Er schellte und befahl dem eintretenden Diener, die Signora hinunter zu geleiten.

In sich vertieft, nur an die nahe Entscheidung ihres Schicksals denkend, durchschritt Beatrice die Reihe gaffender Diener, die dies Mal mehr Stoff für ihre Neugierde fanden, da das Mädchen, viel zu sehr mit ihrem Innern beschäftigt, die Maske vorzunehmen vergessen hatte. Schweigend durchschritt sie die dunkeln Gänge, folgte mechanisch dem Diener und seiner brennenden Fackel, und blieb, nachdem er sie am Fuße der hohen Treppe im innern Hofe verlassen hatte, sinnend stehen.

Wer weiß, wie lange sie, an Giacomo denkend, auf der nemlichen Stelle wie festgebannt stehen geblieben wäre, hätte nicht der rauhe Ton des Söldners, der hier Wache hielt, sie aus ihren Träumen geweckt: Hier ziemt es sich nicht, Signora, gaffend stehen zu bleiben! Entfernet Euch!

Die unfreundliche Mahnung des Kriegers weckte Beatricen aus ihrem Sinnen, sie ging schweigend über den Hof und durch die Pforte, wo sie ihren Diener ihrer harrend fand, der sie zur Gondel begleitete.

Ruhig, als habe der Doge alle ihre Wünsche erfüllt, wohl mehr in ihr Schicksal ergeben, sah sie jetzt in die Zukunft, die ihr nicht mehr von dunklem Nebel umhüllt, die ihr eine rosige Morgenröthe erschien; denn sie hatte in dieser kurzen Stunde mit dem Leben abgeschlossen. Als die Gondel in den Kanal bog, an welchem die Gefängnisse von San Marco lagen, blickte sie hinauf nach den kleinen dicht vergitterten Oeffnungen, aus denen nur hier und da ein bleiches Licht schimmerte, matt wie der Hoffnungsstrahl, der den Unglücklichen oben noch leuchtete.

Welches von allen den bleichen Lichtern scheint mir wohl aus Deinem Kerker, Giacomo? — dachte sie — Geduldе Dich nur noch kurze Zeit, mein Geliebter, und das himmlische Licht wird Dir aus Grabesnacht leuchten, Schmerz und Gram wird dahin, Padua, Verona, doch nicht Deine Beatrice vergessen sein. Gute Nacht!

Pfeilschnell glitt die Gondel an diesem Orte der Verdammten vorüber, und bald konnte Beatrice in ihre Wohnung eintreten.

Hier wurde sie durch einen alten Bekannten überrascht, den sie vorfand. Es war der Hauptmann von Ravenna, der während der Belagerung von Padua endlich einen Ekel an dem Kriegerleben gefunden hatte, und nach Venedig gekommen war, seinen alten Bekannten ein Lebewohl zu sagen, um von da am andern Morgen nach Ravenna in sein Ruhequartier einzurücken. Theilnahme trieb ihn nach der Wohnung Beatricens, und da er erfuhr, sie sei zum Dogen gegangen, ahnete er bald weßhalb, und erwartete neugierig ihre Rückkehr.

Beatrice empfing den alten ihr werthen Mann so herzlich, als ihr Seelenzustand es erlaubte. Kaum hatte er sie begrüßt, fragte er auch schon, was sie bei dem Dogen ausgerichtet habe; Beatrice erzählte ihm nun alles treu, und theilte ihm ihre Verwunderung über das sonderbare, ihr unerklärliche Benehmen des Doge mit.

Ich glaube es wohl, daß dies Euch räthselhaft dünken mußte — sagte der Hauptmann. — Wenn ich morgen nicht diese Stadt und den Dienst der Republik verließe, würde ich es selbst nicht wagen, Euch das Räthsel zu lösen, aber so kann es geschehen. Vor mehren Jahren, als ich im Dienste des Visconti von Mailand stand, hatten wir an der Adda ein heißes Treffen mit den Venetianern; wir siegten, verfolgten den Feind, und der Doge, damals noch Provveditor bei dem Heere, wurde von gemeinen Söldnern gefangen, die sich stritten, wem der Gefangene zugehören sollte, und weil sich die Unmenschen nicht darüber vereinigen konnten, sollte keiner ihn haben. Da ritt ich eben vorbei, als der Eine ihm schon den Helm vom Kopfe geschlagen und ein Anderer die Lanze auf ihn gerichtet hatte. Ich sprengte herbei, befreite ihn, und der vom augenscheinlichen Tode Gerettete gab mir unaufgefordert, wahrscheinlich noch in der Todesangst, das eidliche Versprechen, daß das Erste, was ich von ihm verlangen würde, und wäre es noch so groß, wenn es nur nicht gegen seine Pflicht und sein Gewissen sei, treu von ihm erfüllt werden würde. Ich habe mich seit dieser Zeit nicht um den Dogen Michelo Steno bekümmert und an sein Versprechen nicht gedacht; Euer Schicksal aber und das der Carrara ging mir zu Herzen, da erinnerte ich mich seines Versprechens, gab Euch das Schreiben, in welchem ich ihn an seinen Eid mahnte und ihn bat, Eure Bitte zu erfüllen, so daß ich gewissermaßen mein Recht an ihn Euch übertrug, und er hat sich als ein ächter Venetianer listig aus der Schlinge gezogen. Ich habe Euch helfen wollen, und es thut mir wehe, daß ich es nicht konnte.

Womit kann ich Euch Eure Güte danken? — sagte Beatrice gerührt. — Ich thäte so gern etwas, wodurch ich Euch beweisen könnte, wie werth Ihr mir seid, denn wahrlich es schmerzt mich sehr, Eure Schuldnerin zu bleiben.

Ihr habt mich in Verona schon im voraus bezahlt — unterbrach sie der Hauptmann. — Doch — sagte er — wollt Ihr mir wirklich Dank zollen, so singt mir noch einmal das Lied von Alberic de Barbiano, das Ihr uns in Vicenza sanget.

Wenn Ihr es wünscht! — erwiderte Beatrice und ergriff die Laute. Ach, ihr Herz war nicht zum Gesange gestimmt und ihre Seele nicht bei dem Liede. Als sie geendet, dankte Ihr der Alte, schloß sie in seine Arme und schüttelte ihr treuherzig die Hand. Möge es Dir wohlgehen, armes Kind! sprach er gerührt und entfernte sich.

Der Markgraf von Mantua hatte sich, seinem gegebenen Worte getreu, redlich für die Carrara verwendet und mit vielem Muthe von der Signoria verlangt, daß sie ihr Versprechen halten, den Fürsten und seinen Sohn in Freiheit setzen und ihm, bis die Unterhandlungen beendigt wären, die innere Stadt und die Schlösser von Padua wieder übergeben sollten. Aber seine Worte, so kräftig sie auch waren, verhallten im Winde. Der Doge gab ihm den Rath, sich nur um die Mannzucht seines Kriegvolkes, nie aber um die Beschlüsse des Senates zu kümmern, die Republik liebe nicht Zurechtweisung von ihren Dienern. Mit dieser harten Antwort wurde er entlassen und starb wenige Tage darauf; Wohlunterrichtete wollten wissen, die Republik zahle der Freimüthigkeit theuern Lohn. —

Beatrice lebte indessen ein einsames, stilles Leben. Alfonso Gritti blieb, trotz mancher Warnung, ihr treuer Freund und besuchte sie fast täglich; über die Carrara versuchte er jedoch ihr keine weitere Nachricht zu geben; der Rath der Zehn, unter dem die Gefangenen standen, wußte ihr Schicksal in ein undurchdringliches Dunkel zu hüllen. Wochen, Monate waren so vergangen, Beatrice erfuhr nichts von Giacomo's Leben, nichts von der Carrara Tode. Da wanderte sie noch einmal nach dem Palaste des Doge, ward vorgelassen und erhielt den kurzen Bescheid: „Sorgt nicht, ich werde Wort halten!" und die Arme, welche die entscheidende Stunde fast mehr herbeiwünschte als fürchtete, kehrte, von einem matten Hoffnungsstrahle begleitet, in ihre Wohnung zurück.

Constanze hatte Venedig verlassen und mit Erlaubniß der Republik in einem von ihr reich dotirten Kloster in Verona den Schleier genommen; Beatrice hatte sie nicht mehr gesehen. Von Allen war ihr nur noch Fiorella geblieben, die, weniger stark als ihre Gebieterin, nicht mit gleichem Muthe das Schicksal Giacomo's und das ihrer Herrin ertragen konnte; sie welkte,

während der Gram mit seinem zerstörenden Hauche auf Beatricens Antlitze die üppige Frische der Wangen nicht hatte verwehen können. Aber auf Beatricens Geist hatte er zerstörender gewirkt. Der Frohsinn war hin, kein freundliches Lächeln umzog mehr den lieblichen Mund, kein Lied der Liebe ertönte in den Stunden der Dämmerung, die Laute war verstummt, mit dem Liede von Alberic de Barbiano, das sie in Schmerz und Gram aus Dankbarkeit gesungen, sprangen ihre Saiten und nur der Gedanke an jenseit erfüllte noch ihre ganze Seele. Aber kein Priester zeigte ihr den Weg dahin; ihr Priester war der Schmerz, sie bedurfte keines andern.

Eines Abends saß sie in der Dämmerung allein, Gritti hatte sie eben verlassen und Fiorella, mit irgend einer häuslichen Arbeit beschäftigt, war auch nicht zugegen, da klopfte es stark an ihre Thüre. Sie fuhr auf; es war ihr, als klopfe der Tod mahnend an die Pforte; — ein Mann trat ein, den sie beim Dämmerlichte nicht sogleich erkennen konnte. Signora! — sagte er, eine Leuchte unter dem Mantel hervorziehend, und Bonifacio stand, das Auge niederschlagend, vor ihr — der Doge läßt Euch sagen, heute, in der Mitternachtstunde! — Gott und seine Heiligen mit Euch! — Dies sagend, eilte er nach der Thüre und verschwand.

Reglos sah Beatrice ihm nach; eiskalter Todesschauer durchzuckte sie. Sie hatte sich seit Monden auf diese Nachricht vorbereitet und der Schlag traf sie doch so furchtbar, so unerwartet. In diesem Augenblicke schlug die Glocke. Noch drei Stunden, drei lange und doch so kurze Stunden! — rief sie zusammenschaudernd aus — Schrecklich ist es, die Minute zu kennen, wo man sich von dem schönen Leben lossagen und alle seine Blüthen in den Strom der Vergänglichkeit mit der ungewissen Hoffnung werfen muß, sie dort verschönert wiederzufinden. Um Mitternacht also, in der Stunde, wo der neue Tag anhebt, soll auch für ihn ein neuer Tag beginnen! Nun, er ist gewiß bereit und auch ich bin es! — Als sie sich etwas beruhigt fühlte, sandte sie einen Diener zu Herrn Alfonso Gritti mit der Bitte, eine halbe Stunde vor Mitternacht zu ihr zu kommen, und zur nemlichen Zeit ließ sie eine Gondel bestellen. Dann schrieb sie noch Einiges, bat die eintretende Fiorella, sie allein zu lassen, verrichtete ihr Abendgebet und bereitete sich dann zu dem schweren Gange vor. — Gritti trat zur bestimmten Stunde bei ihr ein. Ich habe einen Gang zu thun, wobei ich Euere Begleitung wünsche, — redete sie ihn freundlich an, und er konnte in ihren heiteren Zügen nur Freudiges lesen. — Ich soll um diese Zeit zum Doge kommen und da begleitet Ihr mich wohl, denn mir graut es, so spät in den finstern Palast zu gehen, durch dessen Irrgänge ich mich nicht finden kann. — Dann warf sie, indem sie dies sagte, einen weißen Schleier über. Leb' wohl, gute Fiorella! — sagte sie bei'm Weggehen mit Wehmuth dieser treuen Leidengefährtin — ich sehe Dich sicher bald wieder! — Hierauf gab sie Gritti den Arm, bestieg mit ihm die Gondel und fuhr dem Marcus-Platze zu.

Als sie bei dem Gefängnisse vorbeischifften, blickte sie nach dem finsteren Gebäude hinauf — eben schlug die Glocke drei Viertel — da erfaßte sie unwillkürlich Gritti's Hand, kalt war die ihre wie eine Todtenhand. Was ist Euch? — fragte dieser — Um Gotteswillen, was geht in Euerem Innern vor?

Dort, — sagte sie mit bewegter Stimme — dort schläft er — bald schläft er sanft! —

Sie stiegen jetzt am Landungplatze aus, schritten, vom pfeifenden Seewinde getrieben, über den menschenleeren Platz dem Palaste zu, wo sie den Saal der Signoria noch hell erleuchtet sahen. Hier sitzen Teufel zu Gericht! — raunte sie Gritti zu — Sie warten auf die Stunde, wo die Gräber sich öffnen und der Todtentanz beginnt. — Kommt, kommt!

Die Schildwache wollte sie nicht in den Palast einlassen, doch da Herr Gritti versicherte, sie kämen auf Befehl des Doge, wurde ihnen der Eingang erlaubt. Führt mich, ich bitte Euch, in die Halle, die von dem Saale der Signoria in des Doge Gemächer führt, — bat sie ihren Begleiter, den sie mit Hast mit sich fortzog, und als er ihr jetzt sagte: Hier ist der Gang, hier muß der Doge vorbei, — erwiderte sie hastig und ängstlich bittend: Weiter dürft Ihr mich um Eures Lebens willen nicht begleiten. Lebt wohl! — Er zauderte. — Verlaßt mich, wenn Ihr mich je geliebt habt! — bat sie dringend — Geht, um die Wunden des Heilandes bitte ich Euch, geht! rief sie dem immer noch Zögernden zu, und da er sich nicht entschließen konnte, sie in diesem Seelenzustande zu verlassen, zog sie den Dolch, den sie versteckt bei sich trug. So wahr Gott mein gnädiger Richter sein wird, — rief sie — so gewiß stoße ich den Dolch in diese Brust, verweilt Ihr nur noch einen Augenblick! — Gritti, ihre Festigkeit kennend, ging. — Beatrice setzte sich auf das Fußgestell einer Säule und betete — da schlug die Stunde der Mitternacht. —

Der Doge saß in der Versammlung der Signoria und horchte auf jeden Glockenschlag; bei dem letzten, der die Mitternacht verkündete, sagte er mit triumphirendem Lächeln: Nun erst gehört Padua der Republik. Der Glanz des alten Geschlechtes erlosch. So mögen alle Feinde Venedigs untergehen!

Da trat ein Schreiber des Rathes der Zehner ein. Tretet näher, Meister Ambrosio! — rief ihm der Doge zu — und berichtet uns.

Das Urthel ist vollführt! — sagte der Schreiber, — sich vor der Signoria verneigend — Der Vater und beide Söhne starben muthig, wie es Christen und Helden ziemt.

Gut! — war des Doge kurze Antwort, während die meisten Senatoren still und nachdenkend vor sich hin blickten — Unsere Sitzung ist für heute geschlossen, fuhr er dann fort — gehe jeder heim und danke Gott für das, was zum Heil Venedigs geschah. Er stand auf und entfernte sich durch eine kleine Seitenthür, die in einige Zimmer führte, in deren letztem

ein Diener mit brennender Fackel auf ihn wartete. Der Doge gab ihm einen Wink und er schritt dem Fürsten der Republik leuchtend voran in die Halle. Plötzlich aber that er einen lauten Schrei, die Fackel entsank ihm und er entfloh, als verfolgten ihn höllische Geister. Der Doge erschrak, zog das Schwert, blickte um sich und sah bei'm Glimmen der halberloschenen Fackel eine weiße Gestalt reglos am Fußgestell einer Statue sitzen. Er gedachte der Carrara und der Tod jagte seine eisigen Schauer durch jeden erstarrten Blutstropfen; er stand wie festgebannt, auf die Sitzende, die kein Zeichen von Leben gab, hinstarrend. Da kamen Diener eilig mit Fackeln herbei; bei ihrem Anblicke ermannte sich der stolze Doge. — Hierher! — rief er, immer noch bebend — Seht, wer dies ist?

Die erste Fackel, die das bleiche Antlitz Beatricens beleuchtete, ließ den Doge sie erkennen. Eine Wahnsinnige, die sich selbst gemordet hat! — sagte er kalt und verächtlich — Nehmt und werft sie in den Kanal, den Fischen zur Speise! — Schon packten sie die Unmenschen, den höllischen Befehl zu vollziehen, da sah der Eine, daß sie in ihrer linken Hand einen zusammengerollten Zettel krampfhaft fest hielt und machte den Doge darauf aufmerksam. Gebt! — befahl er — vielleicht ist es ein mir allein anvertrautes Geheimniß. — Man nahm nun den Zettel gewaltsam aus der Hand der Todten und übergab ihn dem Doge; er entrollte und las ihn, die Nemesis hielt ihm dabei die Fackel.

„Doge! verstatte mir und den Carrara ein Begräbniß in geweihter Erde, sonst halte ich Wort wie Du mir gehalten und komme jede Stunde der Mitternacht, meine Bitte bei Dir zu erneuern.

Beatrice."

Halt! — rief der Doge den Dienern zu, die schon das schöne todte Mädchen nach dem offenen Fenster schleppten — Nicht in den Kanal! Ich gönne ihr Sarg und Grab.

Am andern Tage wurden die Carrara und Beatrice in der Kirche Santa Maria della Salute in aller Stille beigesetzt. Dort schläft Giacomo sanft an der Seite seiner Beatrice. — Wenn aber die Glocke von San Marco schlägt und ihre dumpfen Schläge verhallen, fährt Michelo Steno aus seinem Schlafe, befiehlt seine Seele Gott und blickt starr nach der Thüre, durch die er oft im Fieberwahne Beatrice eintreten sieht. Von jener Mitternachtstunde an war der Friede von ihm gewichen, so wie das irdische, das himmlische Glück.

Johannes.

An einem rauhen Wintertage saß Meister Martin Schön zu Colmar in seiner Werkstatt. Vor ihm stand auf der Staffelei ein Gemälde, die heilige Mutter Gottes, den Jesusknaben auf dem Arme, vorstellend, über welche zwei schwebende Engel einen Blumenkranz hielten; das Gemälde schien vollendet. Um ihn standen seine Schüler, genau auf den Pinsel des Meisters achtend, welcher eben dem Auge der Madonna noch jenen Zauberblick zu geben versuchte, in welchem das Irdische mit dem Himmlischen wunderbar verschmolzen ist.

Des Meisters ganze Aufmerksamkeit war auf das Gemälde gerichtet; kein Wort, keine Erläuterung störte seine Arbeit; schweigend, kaum athmend, standen die Schüler um ihn und suchten den hohen, das Göttliche schaffenden Sinn des Meisters aufzufassen, als die Thür sich leise öffnete nnd ein junger Mann eintrat, jedoch beim Anblicke der schweigenden Gruppe still und bescheiden an der Thüre stehen blieb.

Lange mußte der Harrende da verweilen; denn immer noch malte der Meister, immer noch standen seine Schüler um ihn, keiner wandte den Blick von der Leinwand, niemand achtete seiner. Endlich rückte der Meister den hohen Sessel zurück, betrachtete das Bild, stand auf, trat noch einen Schritt zurück. So, so ist es genug, — sagte er mit sich zufrieden — keinen Pinselstrich mehr, so genügt es mir! Das Himmlische herab auf die todte Leinwand zu ziehen, vermag kein Sterblicher; das Irdische dem Himmlischen näher zu bringen, das allein ward dem schaffenden Genius vertraut. Seht! — fuhr er fort, sich zu seinen Schülern wendend, während der Jüngling an der Thüre noch immer wartend stand, — dieser Blick, mit dem die heilige Mutter zum Himmel aufsieht, gehört zwar immer noch dem irdischen Auge, aber die Sehnsucht nach oben, welche aus ihm strahlt, die Ergebung und doch die Zuversicht; die Mutterliebe, die Andacht, mit der sie den Jesusknaben an ihre Brust drückt; diese Jungfräulichkeit, Sanftmuth und dieser Ernst, der auf ihren Lippen schwebt; dies alles zeigt mir, es sei mir gelungen, das ideale Bild meiner Seele auf die todte Leinwand lebendig, glühend überzutragen. Ich bin mit der Vollendung zufrieden.

Er legte Pinsel und Palette auf den kleinen Marmortisch, sah noch einmal mit Wohlgefallen auf seine Schöpfung, und trat aus dem Kreise

seiner Schüler. Da gewahrte er den Jüngling an der Thüre, der sich tief vor ihm neigte.

Wer bist Du? — rief ihm Martin Schön entgegen — Was suchst Du hier?!

Bei diesen Worten hatten die Schüler alle den Blick nach der Thüre gewandt, und hierdurch noch mehr entmuthigt, stammelte der Jüngling nur einige unverständliche Worte.

Tritt näher! — rief der Meister mit sanftem, Zutrauen erweckendem Tone, — tritt näher, mein Sohn! und sage mir Dein Anliegen; oder kannst Du es mir nur allein vertrauen, drückt Dich die Gegenwart dieser, — er zeigte auf die Schüler — so werden sie wohl, Deine Schüchternheit ehrend, sich erinnern, wie auch ihr Herz klopfte, als sie zum ersten Male vor mich traten, und werden sich entfernen. — Sie verstanden den Wink und verließen die Werkstatt. Martin Schön setzte sich nun auf den hohen Sessel vor dem Bilde. — Komm, mein Sohn! und sage mir Dein Anliegen. — Der Jüngling trat näher. Als er jedoch das Bild auf der Staffelei erblickte, schauete er mit verklärtem Auge auf die Madonna, und nichts um sich beachtend, war seine ganze Seele bei dem Bilde. Leise, als wenn das Abendlüftchen ein Blatt auf seinen Schwingen zur Erde trägt, sank er auf die Kniee; seine Hände falteten sich, sein Auge wurde naß, die Lippen murmelten ein leises Gebet.

Unwillkürlich nahm der Meister sein Baret vom Haupte, faltete die Hände, und den Blick nicht auf die Mutter Gottes, nur auf den Knieenden gerichtet, betete er im Stillen mit. Da preßte plötzlich der Jüngling die gefalteten Hände auf sein Herz, und unter lautem Schluchzen stürzten die hellen Thränen aus seinen Augen. Verwirrt sprang er auf, trat hocherröthend vor den Meister. Verzeiht! — rief er aus — verzeiht mir, edler Herr! Doch in Eurem sanften, freundlichen Blicke lese ich Verzeihung, ich lese, daß die heilige Mutter mein Gebet erhöret hat.

Sonderbarer Knabe, — sagte Martin Schön, ihn mit forschendem Blicke beschauend, — was willst Du von mir?

Viel, sehr viel! erwiderte der Jüngling, ergriff des Meisters Hand und drückte sie an seine Lippen.

So rede, — sagte dieser — rede frei! Kann ich Deine Wünsche erfüllen, so wisse, Du hast einen guten Fürsprecher mitgebracht!

Ich sah, doch wo, weiß ich mich kaum zu erinnern, in einer Kirche, das Bild Christi von Euch gemalt, — begann nun der Knabe. — Der sanfte erhabene Blick des Erlösers ergriff mich so sonderbar, daß von der Stunde an der heißeste Wunsch in mir rege wurde, die Gestalten, welche vor meiner Seele in so manchen herrlichen Formen in der Dämmerung schlummerten, zum Lichte und Leben zu erwecken. Lange wagte ich es nicht, meinen Aeltern diese Sehnsucht zu vertrauen.

Wer sind Deine Aeltern? fragte der Meister.

Landleute aus dem würtemberger Lande am Neckar, erwiderte er verlegen.

Dein Name?

Johannes.

Fahre fort, Johannes! sagte der Meister, und streichelte ihm die herabgefallenen Locken von der Stirn.

Meine Aeltern erlaubten mir endlich, da ich doch für schwere Arbeit zu schwach war, meiner Sehnsucht zu folgen; der Herr des Dorfes gab mir diese Kleidung und einen Zehrpfennig mit auf den Weg, und nun bin ich hier, Euch zu bitten, mich zu Eurem Schüler anzunehmen.

Martin Schön schüttelte bedenklich den Kopf. Wie alt bist Du?

Sechszehn Jahre, erwiderte Johannes.

Und ganz ohne Kenntnisse?

Die Bilder unserer Kirche habe ich immer im Stillen für mich gezeichnet.

Der Meister bedachte sich einen Augenblick. — Gut, Johannes! — sagte er — Du bist unter meine Schüler aufgenommen. Sei fleißig und brav, und wende Deine Zeit gut an! denn Du bist schon in den Jahren vorangeschritten und hast viel nachzuholen.

Johannes dankte dem Meister, doch schien sein Gemüth noch nicht beruhigt; er blieb vor Martin stehen, sein Auge ruhete bittend auf dem ehrwürdigen Manne, wie Einer, der noch immer einen Wunsch auf dem Herzen hat und es nicht wagt, ihn auszusprechen.

Du hast mir noch etwas zu sagen, — unterbrach der Meister die eingetretene Stille — Sprich frei, mein Sohn! ich liebe Offenheit.

Ich bin nicht reich, — begann Johannes und stockte.

Das weiß ich, — fiel ihm lächelnd der Meister in die Rede — Du fürchtest wohl, meine Mühe mir nicht bezahlen zu können. Sorge dafür nicht. Die Söhne reicher Kaufherren, die Söhne wohlhabender Künstler müssen so manchen armen Teufel übertragen, und für Dich, mein Sohn! thue ich es gern auch ohne dies; Du hast ein frommes kindliches Antlitz, und dem bin ich immer gewogen.

Herr! — begann jetzt der junge Mann mit Heftigkeit, die oft dem Bescheidensten wird, wenn er den Muth faßt, die Schranken der Besorgniß zu durchbrechen. — Ich bin arm; dieses Kleid, einige Wäsche und zwei Goldgulden sind meine ganze Habe. Nehmt mich in Eurem Hause auf, gebt mir Speise und Trank, ich will Euch bedienen, Euch pflegen und warten, wenn Ihr dessen bedürft, nur verstoßt mich nicht! — Eine hohe Röthe überflog bei diesen Worten des Jünglings Gesicht; man sah es ihm an, wie schwer ihm die Bitte geworden war.

Der Meister bedachte sich einige Augenblicke. Höre, mein Sohn! — sagte er endlich — Deine Bitte überrascht mich. Alle Kammern sind besetzt, ich wüßte für Dich kein Plätzchen mehr in meiner Wohnung; überdies

greift das in das innere Hauswesen, und da führt meine Ehehälfte das Regiment, ehe ich es nicht mit dieser besprochen, kann ich Dir es nicht zusagen. Warte hier, bis ich zurückkehre; ich hoffe keinen vergeblichen Gang für Dich zu thun. — Er nahm sein Baret, nickte Johannes freundlich zu und ließ ihn in der Werkstatt allein.

In sich gekehrt sah Johannes auf den getäfelten Fußboden vor sich hin, und gar mannichfache Gedanken mochten in ihm aufsteigen. So nahe dem Ziele seiner Wünsche — des Meisters Zweifel mußten durch den wohlwollenden Blick, mit dem er ihn verlassen hatte, schon ziemlich gehoben sein — schien doch die Freude des gelungenen Beginnens nicht auf seinem Antlitze zu leuchten. Sein Auge blieb trübe, sein Mund verzog sich zum schmerzvollen Lächeln, ein tiefer Seufzer entstieg der Brust. — Muth, nur Muth! rief er still für sich, schritt in der Werkstatt umher, und begann nun die aufgehangenen Gemälde und die hin und wieder auf den Staffeleien stehenden neugierig zu betrachten. Ein Knabe, auf einem Kissen knieend, einen Kranz von weißen Rosen im Haare, schien seine ganze Aufmerksamkeit zu fesseln; er hatte die Hände nach den Wolken gestreckt, die, von der Abendröthe golden besäumt, sich auf ihn herabzusenken schienen. Der Anblick dieses Gemäldes ergriff ihn so sehr, daß er, sich vergessend, eine aufgespannte Leinwand aus einem der Fensterbogen und Kohle ergriff und die Zeichnung des Kindes entwarf. Das Bild hing an der Wand, so daß Martin Schön, als er mit einem seiner Schüler und mit Anna, einer Verwandtin seiner Frau, eintrat, das Gesicht des jungen Mannes, der sein Kommen nicht bemerkt hatte, genau sehen konnte.

Hier betrachtete der Meister zum ersten Male mit Ruhe das Gesicht des Fremden. Es waren zarte Züge, sanft in einander verschmolzen. Der Mund voll Anmuth, das Auge mehr Schwermuth als Feuer, die gelben Locken geringelt über sein graues Koller rollend, der Körper mehr schlank als kräftig. Der Meister, in dessen Gesichte sich Wohlgefallen ausdrückte, zeigte mit stummen Geberden auf ihn, der das dunkelblaue Auge bald auf den Knaben, bald auf seine Umrisse wandte.

Laßt doch sehen, was der Junge treibt! — sagte endlich Martin Schön und schritt auf ihn zu. Bei diesen Worten schrak Johannes auf, legte schnell seine Zeichnung weg und bat beschämt um Verzeihung, daß der Anblick dieses, wie zum Himmel aufschwebenden Kindes ihn so hingerissen habe, daß er sich der Leinwand und der Kohle bedient. Meister Martin achtete nicht auf die Entschuldigung; er hatte die Zeichnung ergriffen. — Bei Gott, brav, mein Sohn! Sieh her, Hugo! — sagte er zu dem ihn begleitenden jungen Manne — wie fest die Umrisse sind; wäre dieser Arm nicht etwas zu gebogen, wüßte ich wahrlich nichts daran zu tadeln. Brav,

mein Sohn! — wiederholte er, ihn auf die Schulter klopfend. Um so freudiger bringe ich Dir die Nachricht, daß meine Ehefrau meinen Bitten nachgegeben, Dich in ihr Haus aufgenommen hat, und dieser wackere Bursche hier, Hugo Barnthaler von Augsburg, Dir in seinem Stübchen als Schlafgeselle ein Plätzchen einräumen will. Es ist ein wackerer Jüngling, an Jahren, an Erfahrung, an Kenntnissen Dir voraus; Du kannst ihm in allem folgen, er wird Dir überall ein gutes Muster sein. Und nun, — fuhr er fort, Johannes die Hand reichend, der sie küssen wollte, — nun sei mir in meinem Hause willkommen; Dein Wandel möge stets so fromm sein wie Dein Eintritt, und die Kunst Dich stets so begeistern, als der Anblick jener Madonna! Doch das Handküssen laß, es ist in Colmar nicht Sitte und in meinem Hause gar nicht. Hugo! — wendete er sich zu dem Schlafgesellen des Neuangekommenen — führe ihn auf Dein Zimmer, und Du, Anna! sorge für ein gutes Vesperbrod; wer weiß, ob der arme Junge zu Mittage gegessen hat, und dann geht zu der Mutter.

Hugo gab seinem Kameraden die Hand, und als er sie in der seinen zittern fühlte, sprach er ihm Muth ein, während die funfzehnjährige Anna lächelnd die Treppe hinab in die Küche sprang, um das Nöthige zum Vesperbrode zu besorgen. Johannes trat in das kleine Zimmerchen ein, wo er, von Sehnsucht und Kunstsinn getrieben, die Zeit der Lehre verbringen sollte.

Johannes! — sagte Hugo, als sie auf dem Zimmer allein waren, — da ich mich einmal durch des Meisters Wunsch und durch Dein frommes Gesicht habe bewegen lassen, aus meiner gewohnten einsamen Lebensweise heraus zu treten und mein Stübchen mit Dir zu theilen, so halte ich es auch für Pflicht, mich freundlich Deiner anzunehmen, Dich von allem zu unterrichten, was hier im Hause Gebrauch ist, und Dich mit Offenheit zu warnen, wenn ich Gelegenheit dazu fände. Wisse, von der Gattin des Meisters hängt das ganze Hauswesen ab; sie ist eine ehrwürdige Matrone, fromm und gut, aber, wie alle Hausfrauen in gewissem Alter, eigen und mit Strenge auf die gewohnten Gebräuche haltend. Keiner darf am Tische fehlen; wenn um neun Uhr die Hausthür geschlossen wird, muß jeder zu Hause, und um zehn Uhr jedes Licht ausgelöscht sein. Tobenden Lärm, schallende Freude liebt sie nicht, sittlicher Gesang ist wohl in der Stille erlaubt. Ihr zur Seite steht Anna, ein liebes herrliches Geschöpf, heftig, leidenschaftlich, aber recht brav und gut.

Unser Meister, Johannes, was brauche ich Dir den zu schildern? Du hast ihn heute gesehen, und mehr bedarf es nicht, ihn zu kennen. Offen liegt das Gemüth auf seiner Zunge, und sein weiches, menschliches Herz, so oft gemißbraucht, hat doch das Zutrauen zu den Menschen noch nicht

verloren; es gibt sich unbekümmert seinen Empfindungen hin. Dir hat Dein Aeußeres sein besonderes Wohlwollen erworben. Er meint, Dein Antlitz, wie Du vor der Madonna gekniet, habe in ihm das Bild des Johannes, des Jüngers Jesu, lebhaft in seiner Seele erweckt, Dein Name habe die Täuschung noch vollendet, so daß ich gewiß glaube, Du mußt ihm einst zu einem Johannes sitzen.

Ich, mein lieber Stubengesell! — fuhr Hugo fort — bin ein Sonderling, mit dessen Schwächen Du schon Nachsicht haben mußt, wie ich sie gern mit den Deinigen haben will. Still und verschlossen öffne ich nur gern Herz und Mund, wenn die Bewegung dazu aus meinem Innern kommt: Ich liebe nicht den Wein, nicht die rauschenden Freuden des Lebens, und ruht mein Pinsel, so ziehe ich mich in mein Kämmerchen zurück und denke an meine Aeltern, denen es wohlgeht und wohlgehen muß, denn ihr Wandel war stets Gott gefällig und den Menschen ein Vorbild; und der feste Wille, so rein und unverdorben in Wandel und Sitten wieder in das väterliche Haus zurückzukehren, wie ich es verließ, dieser Wille hält mich von allen Thorheiten der Jugend ab und bannt mich aus dem lärmenden Kreise der Gesellen. Du siehst, Johannes, der rauschenden Freuden wirst Du wenige bei mir finden. — Doch warum bist Du so traurig geworden, weßhalb die Thräne in Deinem Auge? fürchtest Du Dich vor der einsamen, freudelosen Zukunft?

Johannes schüttelte schweigend den Kopf.

Oder dachtest Du daheim an Deine Aeltern, die sorgenvoll nach Dir und Deiner neuen Laufbahn blicken?

Ihr habt es errathen, Herr Hugo! erwiderte Johannes.

Nenne mich nicht so, — fiel ihm dieser in die Rede — ich bin keines Menschen Herr, nicht der Deine; wir sind beide Gesellen, die über des Lebens Berg und Thal einen Weg wandeln, den ich nur besser kenne als Du, und wir müssen ihn Hand in Hand gehen. Deßhalb auf Du und Du, mein junger Freund!

Da öffnete sich die Thür, Anna trat von einer Magd begleitet herein, setzte Brod, kaltes Fleisch und einen Trunk auf den Tisch, und befahl dem Mädchen leise, was hernach in der Stube, des neuen Gastes wegen, zu ordnen sei. Dann lud sie diesen ein, zuzulangen, öffnete den Deckel des zinnernen Kruges und reichte ihn Johannes, der dankend dem Mädchen fest in's Auge sah.

Sie setzte sich ihm gegenüber, neckte Hugo, daß er, ein Einsiedler, sich einen Gesellen genommen, und nun die Klause wohl ferner ihr nicht verschlossen sein würde, betrachtete dann, während Johannes aß, diesen genau und schien endlich so in sein Anschauen vertieft, daß man hätte glauben können, auch in ihrer Seele hätte der Anblick des Jünglings ein Ideal hervorgerufen. Doch diese ernste Stimmung dauerte nicht lange. Sie nahm die Laute von der Wand, und das fröhliche Lächeln ihres Mundes

und der heitere Blick zeigten, daß dieses fröhliche Kind mit unbefangenem Sinne in das Alter der Jungfrauen übertrete.

Soll ich zu Eurem Vesperbrode ein Liedchen singen, Johannes? fragte sie freundlich.

Wenn Ihr wollt, so werde ich Euch dankbar dafür sein, erwiderte dieser, während Hugo, auf das Mädchen nicht achtend, in seiner Mappe etwas suchte. Sie begann:

Kommt der Frühling gezogen,
kommen die Vöglein geflogen,
grünend belebt sich die Flur.
Und aus dem duftenden Schooße
spendet er Veilchen und Rose
seiner Mutter Natur.

Kommt der Frühling gezogen,
kommt auch die Liebe geflogen,
mit ihr das Leben der Lust.
Schelmisch sich schaukelnd auf Rosen,
drückt unter schmeichelndem Kosen,
sie den Pfeil in die Brust.

Doch ist der Frühling entflogen,
fühlet noch immer das Wogen
unsre verwundete Brust;
und mit unendlichem Sehnen
rollen die lindernden Thränen,
hin das Leben der Lust!

Hell lachte Hugo auf, als Anna das Lied beendet. — Nun, was lacht Ihr? — fragte Anna zürnend — gefällt Euch mein Liedchen nicht, so singt Euch ein anderes, mir quoll es aus dem Herzen.

Das eben ist es, was ich belache, — erwiderte Hugo. — Wenn Ihr dem Frühlinge singt, den Vöglein, welche angeflattert kommen, das Veilchen und die Rose begrüßt, so finde ich das ganz natürlich, aber daß Ihr von der Liebe singt, von ihrem Pfeile und der Lust des Lebens, darüber muß ich lächeln; denn das versteht Ihr nicht, und wohl Euch!

Meint Ihr? erwiderte Anna empfindlich, legte die Laute nieder, und da Johannes aufgestanden war, packte sie Teller und Krug wieder zusammen, grüßte den neuen Gast und verließ schmollend das Zimmer.

Ein gutes Kind, — sagte Hugo, als sie Anna mit raschen Schritten die Treppe hinunter gehen hörten, — fromm und lieb, aber immer seinen Jahren vorausstrebend, beschäftigt es sich mit Dingen, die zum Spielwerke zu ernst, zum Ernst zu gefährlich für sie sind. Singt von Liebe und Lust, und kennt beide nicht; die Liebe stellt sie sich wie den Amor vor, mit Schmetterlingflügeln, einen kleinen schelmischen Buben, mit dem sich recht gut spielen ließ.

Und glaubt Ihr nicht, — erwiderte Johannes — daß die Ahnung,

wenn auch nur dunkel, in des Mädchens Brust ein Nebelbild hingestellt hat, das sie zu formen und mit Farben auszuschmücken bemüht ist? Ehe man die Liebe kennt, glaube ich, ahnet man sie schon in der Brust.

Johannes! — sagte Hugo staunend — so jung und schon diese Erfahrung? — Purpurröthe umzog die Wange des jungen Mannes, dem unbedachtsam die Worte entschlüpft waren; beschämt sah er vor sich nieder und spielte verlegen mit dem Bande der vor ihm liegenden Laute. Hugo's Auge war noch auf ihn gerichtet, das mußte er bemerken; denn er schlug immer den Blick noch nicht auf. Da sagte endlich Hugo, den die Verlegenheit jammerte: Kommt, es wird Zeit, Euch der Mutter vorzustellen, und nehmt meine Worte nicht ernster als sie gemeint waren! — Johannes stand auf und folgte ihm.

Sie fanden die Matrone, im Bogenfenster auf einem Lehnstuhle sitzend, in einem Buche lesen. Es war eine freundliche alte Frau, nicht groß, aber selbst noch in ihren Jahren von nicht ungefälliger Gestalt.

Tritt näher, mein Sohn! — sagte sie zu Johannes, der verlegen an der Thüre stehen geblieben war, — tritt näher und laß Dich sehen! — Sie betrachtete ihn genau, ihr Auge schien gern auf dem jungen Manne zu verweilen. — Nun, mein Alter hatte nicht Unrecht, als er mir sagte, Gott habe Dir ein frommes, einnehmendes Gesicht gegeben; danke ihm dafür, ein solcher Empfehlbrief führt gut durch die Welt. Setze Dich!

Anna, die im andern Bogenfenster saß, war bei diesen Worten schnell aufgesprungen, um ihm einen Sessel zu bringen, doch ein Blick der Alten führte sie schnell wieder zurück auf den ihrigen. — Setzt Euch auch, Hugo! fuhr sie fort, Johannes noch immer betrachtend.

Du bist arm, — begann sie nun, sich zu diesem wendend, — ertrage dies Loos mit bescheidener Demuth, dann schändet es Dich nicht. Sei fleißig, beachte jedes Wort des Meisters, wenn aber einst eine innere Stimme Dich etwas zu erschaffen treibt, dann folge ihr, wenn sie Dich auch wirklich irre geleitet hätte. In der Kunst muß jeder seine eigenen Schwingen versuchen; der Aar, wie der Zaunkönig, jeder kann sein Ziel erreichen. Wenn dieser die duftende Hecke mit seinen Flügelchen umflattert, so schwingt sich jener in kühnem Fluge vergebens nach der unerreichbaren Sonne. Was aber Deinen Wandel betrifft, so bleibe auf dem frommen Wege, den Du betreten; folge Deinem Gesellen, dem ich hiermit Deine Seele, Deinen Leib übergebe, daß er dafür wache mit brüderlicher Liebe und Sorgfalt; folge seinen Worten und seinem Wandel, beide sind verständig und untadelhaft. Deine Mitgesellen achte und lerne sie ertragen; sei bescheiden in Deiner Armuth, aber stelle sie nicht, weil sie an Festtagen in Seide einhergehen, höher als Dich. Deinen Meister ehre, wie der Wanderer den Brunnen in der Wüste, der ihm Kräfte und Mittel giebt, die ferne Wallfahrt zu vollenden. Ich will Dir Mutter sein, so lange Du es verdienst, und mit Gott also so lange Du bei mir bist. Füge Dich

streng in die Ordnung des Hauses, womit Dich Dein Geselle bekannt machen wird; und nun möge Dir Speise und Trank bei uns gedeihen. Werde ein wackerer Schüler, tritt künftig in des Meisters Fußtapfen, und der Herr wird Deinen Eingang segnen, wie dereinst Deinen Ausgang. — Sie schellte, eine alte Magd trat ein. — Sieh sein Bündel nach, — sprach sie zu ihr — und wo es fehlt, da gieb!

Anna hatte während dieser langen Ermahnung aufmerksam zugehört. Als die Mutter alle Bewohner des Hauses, Einen nach dem Andern, berührt, hatte sie mit klopfendem Herzen gelauscht, wenn an sie die Reihe käme, und war neugierig gewesen, welche gute Lehre er in Rücksicht ihrer bekommen würde, aber sie ward gar nicht erwähnt; das verdroß sie. Ihr lebhafter Sinn konnte diese Geringschätzung nicht geduldig ertragen, und kaum hatte die Mutter geendet, als sie auch aufsprang und zu ihr trat, sie fragend: Und wie soll sich Johannes gegen mich benehmen?

Die Matrone konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. — Anna, — antwortete sie — Du bist zu sehr Kind, um beachtet zu werden; Johannes wird freundlich gegen Dich sein, wie gegen ein gutes Kind, und, wenn Du bescheiden und in den Schranken jungfräulicher Sittlichkeit bleibst, Dich achten.

Zufällig hatte Johannes, während die Mutter sprach, Anna angeblickt; sein Auge mochte wohl Theilnahme ausdrücken sollen, Anna schien es aber anders zu deuten und ein fast triumphirendes Lächeln, mit dem sie auf ihren Sitz zurückging, schien zu sagen: „ich weiß doch, Mutter, daß ich ihm nicht mehr ein Kind bin,“ und ihre frohe Laune war durch der Mutter ernste Zurechtweisung nicht im mindesten getrübt.

Johannes war nun in diesen häuslichen Zirkel eingeführt, wo ihm jeder freundlich entgegen kam. Nur seine Mitgesellen waren unzufrieden, daß er sich so absichtlich aus ihrem Kreise zurück hielt und sich Hugo allein anschloß; jedoch sein bescheidenes Wesen, selbst das Zarte, welches er in jede Weigerung legte, wenn sie ihn zur Theilnahme irgend einer rauschenden Freude aufforderten, milderten das Verweigern; auch sie gewannen ihn bald lieb, und der Beiname, der Evangelist, den er von ihnen wegen seines Namens und seines kindlichen Anschmiegens an den würdigen Meister erhielt, sprach wohl eher für als wider ihn. Hugo aber, der mit jedem Tage das fromme, reine Gemüth seines Nebengesellen mehr und mehr erkannte, trug eine innige Liebe zu ihm, und wie ein sorgsamer Lehrer bewachte er jeden Schritt seines Zöglings, der ihm diese Bemühung durch seinen einfachen Wandel sehr erleichterte.

Die mancherlei kleinen Eigenheiten, die Johannes nie ablegen wollte, waren so unbedeutend, daß Hugo bald keine weitern Bemerkungen darüber

machte. So z. B. war Johannes nie dazu zu vermögen, daß er zu der bestimmten Zeit zu Bette ging; wenn um zehn Uhr, der Vorschrift nach, das Licht im ganzen Hause erlöschen mußte, saß er noch eine Weile im Dunkeln, ehe er sich entkleidete, und wenn Hugo am Morgen noch sanft schlummerte, war jener schon angekleidet vor seiner Staffelei, oder als die Tage kürzer wurden, las er beim Scheine seiner Lampe in irgend einem belehrenden Buche. Auch war er so besorgt, Hugo beschwerlich zu fallen, daß, wenn dieser sich an- oder auskleidete, er sich stets irgend eine Beschäftigung machte, die ihn aus dem Zimmer entfernte. Mit nichts fiel er seinem Nebengesellen lästig. Saß Hugo nachdenkend, was wohl oft geschah, so störte er ihn durch kein Geräusch; nur wenn dieser in die Saiten seiner Laute griff, ließ er seine wohlklingende Stimme tönen und begleitete ihn mit seinem Gesange, sonst erklang sein Lied nie. Aber vor allem wußte er sich des Meisters Gunst zu erwerben, der ihn auch nur seinen Johannes nannte. Aufmerksam auf jedes seiner Worte, war er fleißig, faßte alles leicht und entwickelte ein Talent, das Martin Schön nicht in dem Sohne eines Landmanns gesucht hätte. Besonders machte er im Zeichnen so bedeutende Fortschritte, daß er schon im künftigen Jahre zur Malerei schreiten sollte; er wendete seine Zeit mit unermüdetem Fleiße an. Als eine Krankheit den Meister einige Monate auf das Lager warf, verließ er ihn bei Tag und Nacht nicht; das kleinste Bedürfniß ließ er nicht unbeachtet; jede Sorgfalt widmete er ihm, so daß er doppelt die Stelle der weniger ausdauernden Anna ersetzte. Der Mutter war er fast unentbehrlich geworden.

Es war am Ende des Monats November, als der Meister zum ersten Male wieder seine Werkstatt betreten konnte. Seine Schüler hatten sie zu dieser freudigen Begebenheit festlich geschmückt. Alle Gemälde waren geordnet, und in einer langen Reihe standen ihre Arbeiten auf Staffeleien dem Auge des Meisters zur Beschauung. Der ehrwürdige Martin freuete sich beim Anblicke so manches Schönen und Trefflichen, sein scharfer Blick erkannte bei jedem Bilde die Hand, die es gemalt; hier lobte, dort tadelte er. Bei einem Bilde nur blieb er lange sinnend und ungewiß stehen. Es war eine wohlgelungene Copie des knieenden Knaben, der einst Johannes so entzückt hatte.

Wer hat mit so viel Seele des Knaben Sehnsucht nach den vergoldeten Wolken aufgefaßt? — fragte er. Die Umstehenden schwiegen. — Nun? — fragte der Meister noch einmal; da nahte hocherröthet Johannes. — Verzeiht! daß ich, Eurer Anordnung zuwider, mich jetzt schon mit dem Pinsel beschäftigt habe, — sagte er betreten. — Mein Stubengeselle Hugo gab mir in den frühen Morgenstunden Anleitung, den Pinsel zu führen, die Farben zu mischen und zu ordnen, und da wagt' ich mich, wenn Ihr

noch schlummertet, an den nach dem Himmel sich sehnenden Knaben. — Der Meister sah das Bild noch einmal an, dann wandte er sich gerührt an Johannes, schloß ihn im Angesichte aller seiner Mitgenossen in die Arme, küßte seine Stirn und sagte mit Rührung: Ich segne den Tag, wo Du hier eingingst; denn mit Dir ist ein lieber Engel in mein Haus getreten! — Das Krankenbett mochte wohl noch mehr Theil an diesem Ausbruche des Gefühls haben als das Bild, aber auch des Künstlers Seele war von dem Talente des jungen Mannes erfreuet, und die Fortschritte, die er in der kurzen Zeit gemacht, waren ihm selbst fast unglaublich.

Das Weihnachtsfest nahete, in Martin Schöns Wohnung ein großes Freudenfest; denn alle Schüler erhielten ein kleines Geschenk, und die Geschenke ihrer Aeltern, die von nah' und fern, alter löblicher Gewohnheit nach, eingingen, wurden alle an die Mutter geschickt, welche sie dann in dem obern Saale, schön geordnet, wieder austheilte. Schon mehrere Wochen vor dem Feste hatten die jungen Leute sich ihre Hoffnungen und Wünsche mitgetheilt, jeder dem andern gesagt, was er aus der Heimath erwarte, und so, im Austausche der Hoffnung, die Freude des Festes schon im voraus genossen. An diesem Jubel nahm Johannes nicht Theil; wenn die Andern jauchzend und mit freudigem Hoffen dem Tage entgegen blickten, und in lautem Jubel sich gegenseitig in ihren Erwartungen überboten, saß er still vor seiner Staffelei; der Pinsel stockte, und in das zur Erde gesenkte Auge drängten sich die Thränen. Wenn die Schüler dies bemerkten, winkten sie einander zu und schwiegen; denn es that ihnen wehe, in dem Armen, dem das Freudenfest keine Freude brachte, so traurige Empfindungen aufzuwecken.

Nur Hugo, dem dies an seinem jungen Freunde nicht ganz gefallen wollte, sprach am Vorabende des heiligen Abends mit ihm, und sagte ihm sanft verweisend, daß seine Trauer, wenn die Andern sich ihre zu hoffende Freude mittheilten, wohl einen Anschein von Mißgunst habe.

Da übermannte Johannes das Gefühl. — Du thust mir Unrecht, lieber Hugo! sagte er wehmüthig, und, was er noch nie gethan, er sank an des Freundes Brust, der ihn, mit Liebe an sich drückend, innig umarmte. Johannes sah gar sonderbar an ihm auf; in dem Blicke lag seine Seele und sein Herz, und wahrlich, hätte ihn der Meister so gesehen, er hätte ihm das trefflichste Muster des Jüngers gegeben, wie er beim Liebesmahle sich kindlich an seineu Meister und Herrn schmiegt. — Mein guter Johannes! — sagte jetzt Hugo, den dieser Blick, dieser Ausdruck, diese ihm aus seinen Augen entgegenstrahlende Liebe gar wunderbar ergriff, — ich meinte es nicht böse; ich liebe Dich zu innig, um Dir wehe thun zu wollen.

Bei diesen Worten wand sich Johannes plötzlich aus seiner Umar-

mung. — Das weiß ich, Hugo! daß Du mir nicht wehe thun wolltest, — sagte er traurig und setzte sich entfernt von seinem Gesellen. — Du thätest mir auch Unrecht; Mißgunst ist es nicht, was meine Seele betrübt. Ich will gern alles entbehren und es Andern überlassen, nur Eines nicht — setzte er stockend hinzu. — Was mich bei Eurer Freude betrübt, sind Erinnerungen, die in mir aufsteigen, Gefühle, die aus ihrem Schlummer geweckt werden, welche ich jedoch in meiner Brust verschließen und selbst meinem treuesten Freunde, Dir, verbergen muß.

Ich ehre Dein Geheimniß, Johannes! — erwiderte Hugo, und wollte traulich den Arm um ihn schlingen, doch Johannes sprang auf und entzog sich dieser Vertraulichkeit, doch mehr mit einer Art Scheu als mit Unmuth.

So nimm wenigstens — bat Hugo, über dies sonderbare Benehmen erstaunt, — die Hälfte dessen, was meine theuren Aeltern mir schicken; ich glaube fast, da ich Dich in meinen Briefen so oft erwähnte, sie werden Dich nicht vergessen haben.

Hast Du meiner liebend erwähnt, Hugo? fragte Johannes.

Konnte ich anders?

Da reichte ihm Johannes die Hand. Ich danke Dir, Freund! — sagte er gerührt, trat an das Fenster und sah hinaus auf den Platz, wo gleich tausend Sternen der Schnee ihm entgegen funkelte. — Leuchtend und doch kalt! sagte er still vor sich hin — und versank in tiefes Sinnen.

Als ob ein Häuflein Kinder, das sich noch an der Menge Lichter und dem Flittergolde ergötzte, um sie versammelt wäre, so kindlich, nach alter gewohnter Weise, beging die Mutter jedesmal das Weihnachtfest. In dem mit Meisterwerken schön ausgeschmückten Saale war sie schon am frühen Morgen mit ihrer Magd geschäftig gewesen. Allen ein Heiligthum, durfte selbst Meister Schön heute die Pforten nicht öffnen und mußte an ihnen vorüberziehen; denn hier ordnete sie ihre und diejenigen Geschenke, welche für die Schüler Meister Martins bei ihr eingegangen waren. In der Werkstatt, wo heute am heiligen Abende jede Arbeit ruhete und alles geordnet und aufgeputzt war, wurde zum Mittag eine lange Tafel gedeckt; denn heute mußten alle Schüler bei dem Meister speisen und keiner durfte mehr nach dem Mittagmahle das Haus verlassen, damit niemand fehle, wenn das helltönende Glöckchen die Kindlein herbei rief. Ganz so, wie die gute Alte es aus ihrer Kindheit gewohnt war, mußte es auch jetzt noch sein.

Niemandem trieb an diesem Tage die Unruhe mehr als Anna, die oft traurig, oft aber auch mit heimlichem Lächeln auf Johannes blickte. Unverhohlen hatte sie ihn unter allen Gesellen zu ihrem Lieblinge erwählt, und sie verbarg ihre Theilnahme an dem sanften, jungen Manne so wenig, daß Hugo schon einige Male im Begriffe stand, ihn warnend darauf aufmerksam zu machen.

Anna sang den ganzen Tag ihre fröhlichsten Lieder, sie lief Trepp' auf, Trepp' ab, machte tausend lose Streiche, die ihr die Verweise der Mutter zuzogen; aber sie war still, wenn Johannes des Abends in's Zimmer trat, sich zu der Mutter setzte und dieser von seinem Thun und Treiben und von seinen Arbeiten Rechenschaft geben mußte, während der Meister, auf dem Lehnstuhle sitzend, die Gebilde seiner Phantasie vorüberziehen ließ. Dann saß sie wie fest gebannt bei ihrer Spindel, und nur leise sang sie schmelzend ein Lied, welches, ohne daß sie es ahnen mochte, aus ihrer Seele die schlummernden Gefühle hervorrief, so daß oft Meister Schön, aus seinen Phantasieen geweckt, aufhorchte, und dann: „sehr brav, Anna! recht brav, so liebe ich den Gesang!" ihr zurief und sie aufforderte, ihr Lied zu wiederholen. Aber dann wollte es ihr nie mehr glücken; nicht aus ihrem Innern drangen die Töne hervor, von außen nur war die Anregung gekommen. Der Töne Zauber, welcher den Meister so wunderbar ergriffen hatte, war nicht mehr; er hörte nur seine Anna singen; es war nicht eine Stimme, die seinen Phantasiegebilden Ton und Leben gab.

Trat dann zuweilen Johannes zu ihr, wenn das Lied so recht der Tiefe ihres Herzens entquollen war, sagte er ihr mit innigem, herzlichem Tone: „Euer Lied, Anna, hat mich ergriffen; ich habe den Schmerz, die Wonne mit Euch gefühlt!" dann ward das Mädchen für den ganzen Abend still und in sich gekehrt, und statt daß sein Lob ihr Freude machen sollte, schien es sie traurig zu stimmen, so daß die Mutter zuweilen deßhalb bedenklich den Kopf schüttelte.

Auch Johannes war während der heutigen Mahlzeit, trotz der Mühe, die er sich gab, Theil an der Freude seiner Kameraden zu nehmen, still und in sich verschlossen gewesen. Selbst der Meister hatte es bemerkt, und man sah es ihm an, wie schwer es ihm wurde, seinem Johannes nicht ein aufheiterndes Wort zuzuraunen, aber der bittende Blick der Mutter verhinderte ihn, seinem Herzen Luft zu machen; nur Anna konnte es nicht über sich gewinnen. Als Johannes nach Tische vor einem fast beendeten Bilde Hugo Barnthalers stand, es aufmerksam betrachtete, und hierbei sein Auge trauernd auf die deutsche Jungfrau heftete, welche, festlich geschmückt, einen Myrtenkranz in der Hand hielt, den sie, im Begriffe ihn in ihre Haare zu flechten, sinnend und wehmüthig betrachtete, trat Anna zu ihm. Was betrachtet Ihr dies Bild so traurig, Johannes? — fragte sie neckend — Wißt Ihr wohl, daß es Euch zum Sprechen gleicht und Ihr der Bruder dieser bräutlichen Jungfrau zu sein scheint? Hugo hat seinen freundlichen Stubengesellen zu lebhaft vor Augen gehabt, als er dies gemalt, und ihn mit einem weiblichen Ideale verschmolzen. Besonders fiel mir dies heute Mittag auf, als ich Euch oft so nachdenkend vor Euch niederblicken sah, da glichet Ihr diesem Bilde zum Sprechen.

Während Anna schwatzte, war Johannes hoch erröthet; doch überzog wie ein Sonnenstrahl, der plötzlich über eine düstre Landschaft dahin fährt,

ein Freudestrahl sein trauerndes Antlitz; aber eben so schnell, wie der Blick der Sonne, war auch die Freude verschwunden. — Nun, seid nicht traurig, lieber Johannes! — bat Anna — Ihr glaubt nicht, wie weh' es meinem Herzen thut, Euch so zu sehen! Habt Ihr auch nicht Vater, nicht Mutter, die Euch zum heutigen Abende Geschenke schicken könnten, so wird Euch unsere Mutter gewiß nicht vergessen haben; denn allen Schülern wird eine Kleinigkeit bescheert, und noch jemand, der Euch von Herzen wohl will, hat Euch bedacht. — Sie eilte bei diesen Worten schnell davon.

Armes Mädchen! — sagte Johannes still vor sich hin — ich verstehe, und beklage Dich!

Hugo trat zu ihm. Du scheinst mein Bild mit vieler Aufmerksamkeit zu betrachten, Johannes! — fragte er ihn, der bei diesen Worten aufschrak und Hugo freundlich entgegen lächelte; — findest Du, daß ich es richtig aufgefaßt, daß ich den Charakter getroffen habe?

Ich glaube es, — erwiderte Johannes. — Das schwermüthige Sinnen beim Anblick des verhängnißvollen Kranzes läßt mich fast vermuthen, die Jungfrau träte nicht mit Zuversicht vor den Altar, die Zukunft erscheine ihr nicht wolkenlos, und das Ahnen und Bangen, welches die Brust einer Jungfrau in dem wichtigen Zeitpunkte, den Du dargestellt hast, durchschauern soll, ist bei ihr nicht das süße Klopfen des Herzens, das am Ziele seiner Sehnsucht steht. Ganz glücklich ist sie nicht; sie wiegt sorgsam den schweren Kranz in ihrer zitternden Hand, und Ergebung in ihr Schicksal ist der Ausdruck ihres Gesichts.

Warum trat auch immer Dein Antlitz so lebhaft vor mich, mein Johannes! als ich die Jungfrau entwarf? Warum Dein Antlitz voll stiller, sanfter Ergebung? — erwiderte er — Ich läugne es nicht, Dir danke ich den Ausdruck des stillverborgenen Schmerzes, der um den Mund dieses Mädchens schwebt. Ich wollte nur eine sittige Jungfrau malen; doch als ob ich Dich und Deine zarten Züge im weiblichen Gewande mir denken müßte, standest Du vor mir, und mein Auge sah nur Dich. Da legte ich zu meiner Schöpfung dem Mädchen den Myrtenkranz in die Hand, und das phantastische, ungeregelte Bild meiner Phantasie ward, wie es hier vor Dir steht.

Das Tönen des Glöckleins unterbrach das sonderbare Gespräch der beiden Freunde; Alles setzte sich in Bewegung und folgte in tobender Eile dem voranschreitenden Meister; nur Anna stand schon vor ihm an der Paradiespforte, doch sie zu öffnen, wagte sie nicht.

Johannes schlich schweigend dem lärmenden Häuflein nach; Hugo ging ihm zur Seite. Als sie die Treppe hinauf stiegen, rief Johannes unwillkürlich vor sich hin, doch so, daß es Hugo hörte: „o meine Mutter, mein armer Vater!" und wischte sich schnell das feuchte Auge. Hugo drückte theilnehmend seine Hand; da öffneten sich die hohen Flügelthüren, die Jünglinge traten mit freudiger Erwartung ein.

Im hohen Saale brannten auf allen Kronleuchtern die Kerzen, doch noch hellern Glanz, als diese, gaben die hundert Lichter, welche auf den langen Tafeln standen; am meisten die Kerzen des hohen Christbaums, der wie eine leuchtende Pyramide in einer Sternennacht funkelte. — Die Gebilde der Kunst, welche von Martin Schöns Hand und von der Hand so manches mit ihm kunstverwandten Meisters im hellen Scheine erglänzten, schienen freundlich auf diese frohe, heilige Erinnerung der Geburt des Weltheilandes zu schauen. Auch war es ein herzerhebender Anblick, die alte Matrone zu sehen, welche in der hohen Altanthüre mit wohlgefälligem zufriedenen Lächeln stand, und sich ihrer Anordnung und der glücklichen Gesichter freuete, die sie vor sich sah; denn so bald ein Jeder den Zettel gefunden, auf dem sein Name stand, er die Geschenke aus seiner Heimath, das kleine unbedeutende Geschenk seines Meisters, nur von Werth durch den edlen Geber, beschauet, und die langersehnten Briefe der Aeltern geöffnet hatte, lag der Ausdruck der Freude auf jedem Gesichte.

Anna, welche das Tischchen schon kannte, das für sie an diesem Tage immer allein stand, kümmerte sich wenig um ihre Geschenke, und während der Meister zu seiner frohen Lebensgefährtin trat, hatte sie Johannes zögernd an der Thür stehend erblickt; selbst Hugo war, um Nachricht von den Seinen zu erhalten, von ihm gegangen. — Schnell umlief sie den Tisch, fand bald den Zettel, wo „unserm Johannes" darauf stand, schob heimlich während jeder mit sich beschäftigt war, ein Briefchen und noch etwas zu seinen Geschenken, eilte dann zu dem noch an der Thüre Stehenden, den jedoch Meister Schön und seine Gattin noch keinen Augenblick aus den Augen verloren hatten, erfaßte seine Hand und sagte, ihn mit sich fortziehend: Johannes auch Dir ist reichlich bescheert; komm nur hin, wo die gute Mutter ihrem Lieblinge so manche Freude bereitet hat! Auch von mir ist ein Brief und ein Wehrgehänge dort, — lispelte sie ihm zu, und eilte dann zu ihrem Tischchen zurück. Aber immer noch beachtete sie ihre Geschenke nicht; sie sah hinüber nach Johannes, der, ehe er noch etwas berührte, die Hände faltete, doch selbst zu beten nicht vermochte. Dankbarkeit verdrängte jedes andere Gefühl; er eilte zur Mutter, zu seinem Meister, sank sprachlos der Matrone um den Hals, und schmiegte sich an die hohe Gestalt Martin Schöns. Immer die zitternde Hand auf das Herz drückend, konnte er nur die Stelle bezeichnen, wo sein Dank ausströmen wollte, aber Worte des Dankes fand er nicht.

Geh' nur, mein Sohn! — sagte die Mutter — Dein stummer Dank gnügt mir; ich kenne die lautere Quelle, aus welcher er fließt; geh' nur, mein Sohn! Auch die Freudenthräne quillt oft aus einem Schmerzenborn, genieße Deine Freude ungetrübt.

Komm, mein Johannes! sagte der Meister, ihn bei der Hand fassend, führte ihn an den Tisch und trat dann wieder zurück zur Gattin, um von hier den allgemeinen Jubel zu überschauen.

Johannes war nun vor die für ihn sorgsam geordneten Geschenke getreten. Sein Blick fiel zuerst auf das Wehrgehänge Anna's, unter welchem das Brieschen lag; er nahm es, verbarg es schnell an seiner Brust, und sah dankend hinüber nach Anna, die ihn keinen Augenblick aus den Augen gelassen hatte. Jedoch der Blick, mit welchem er dankte, schien ihr nicht genug; denn sie betrachtete von jetzt an ihre eigenen Geschenke, und schien einen Unmuth, der sich auf ihrem Gesichte zeigte, durch diese Zerstreuung verscheuchen zu wollen. Auch Johannes betrachtete jetzt die Gaben. — Ein festlicher Anzug, kostbar und geschmackvoll, ein schwarzes Baret mit schwankenden Federn, zwei Spitzenkragen, künstlich gefaltet, und Wäsche von feinen niederländischen Linnen lag für ihn da, und über diesen Gaben ein Zettel, worauf geschrieben stand: „dem Pfleger seines Meisters, dem frommen Johannes, die Mutter.“ Neben diesem lag ein kleines Beutelchen mit mehreren Goldstücken und ein kurzes breites Schwert, wie damals die Studierenden und Künstler trugen. Auf einem dabei liegenden Zettel stand: „das Geld für die Copie des Knaben, welche ich zur Erinnerung an Dich behalte — das Schwert dem Gesellen, der es führen lerne, wie den Pinsel; beides von seinem Meister.“

Das Schwert an seine Lippen drückend, sah er dankend nach ihm und steckte es in das Wehrgehänge. — Das küßt er nicht! seufzte Anna.

Als er noch so auf die Geschenke einen wehmüthigen Blick werfend dastand, trat Hugo zu ihm. — Ich versprach mit Dir zu theilen, mein Johannes! — sagte er herzlich — aber Du bist selbst so reichlich beschenkt, und ich habe nichts erhalten, was sich theilen ließe, deßhalb nimm diesen kleinen Ring, den mir meine Mutter mit den scherzenden Worten schickt: „gieb ihn einem Wesen, das Du von Herzen liebst,“ — und wahrlich, ich wüßte nicht, wen ich ihn außer Dir geben sollte; darum nimm ihn, mein Johannes! und wie dieser Kreis ohne Ende ist, sei auch unsere Freundschaft, unser Bund für ewig. — Bei diesen Worten hatte Todtenblässe des Jünglings Gesicht überzogen, und als Hugo ihm den Ring an den Finger steckte, zitterte Johannes Hand, die Wange überflog wieder eine leise Röthe, sein Auge senkte sich.

Noch einmal mit dankendem Gefühl nach dem Meister und seiner Gattin blickend, packte er seine Geschenke zusammen, und der Erste von Allen ging er mit dem Reichthume auf sein Zimmer, dort dem gütigen Vater im Himmel für das zu danken, was er ihm so gnädig verliehen. Ach, er hatte ihm heute so viel, so unaussprechlich viel gegeben!

Als er sein Herz zu Gott gewendet, über das, was ihm heute sonderbares begegnet, nachgedacht, und den Ring, dies theure Geschenk seines Hugo, an die Lippen gedrückt hatte, gedachte er des Brieschens, das Anna

dem geschmackvoll gestickten Wehrgehänge beigefügt hatte. Er nahm es von seiner Brust, öffnete es und las:

„Habt Ihr auch nicht Vater und Mutter, die Euch am heutigen Tage durch Wort und Geschenk freundlich begrüßen, lieber Johannes! so habt Ihr doch eine Freundin, der zu Liebe Ihr das Wehrgehänge tragen müßt, und die innigen, recht innigen Antheil an Euch nimmt. Seid nicht immer so traurig, sonst bin ich es auch; blickt lieber freundlich auf mich.

Anna."

Armes Mädchen! — sagte Johannes — hängst Dein Herz an mich, der ich Deine Liebe nur mit Freundschaft erwidern kann; wir beide sind gleich zu beklagen.

Als er später am Abende in die Stube des Meisters trat, sah er Anna mit rothgeweinten Augen auf ihrem gewohnten Platze sitzen; die Mutter schien sie gescholten zu haben, und Trauer umwölkte ihre Stirn. Der Meister rief ihn zu sich, und als Johannes in Worte des Dankes ausbrechen wollte, sagte er ihm verweisend: Kein Wort, keinen Dank mehr, mein Sohn! Laß uns die Freude. Setze Dich zu mir und höre mich an! Es hat schon lange ein Bild vor meiner Seele geschwebt, das, seit Du in unserm Hause bist, noch lebendiger vor mich getreten ist und mich immer umschwebt, das Bild Johannes, des geliebten Jüngers Jesu. In Deinem Gesichte liegt das kindlich Sanfte dieses Jüngers, wenn ich mir ihn denke, wie er sich voll Inbrunst und Liebe an die Brust seines göttlichen Meisters lehnt. Zwar sind Deine Züge zu fein, zu zart, der Ausdruck Deines Gesichts gleicht meinem Bilde mehr als die Form; allein das ist es eben, was ich aufzufassen wünsche. Die Seele, welche aus Deinem Auge strahlt, diese Reinheit der Empfindungen, das innere tiefe Gemüth, welches sich im freundlichen Zuge Deines Mundes ausspricht, das ist es, was Johannes den Jünger bezeichnet. Wenn auch die Züge sich weich in einander verschmelzen, das schadet nicht; Du sollst mir zum Muster dienen, und wenn meine Einbildkraft das Mangelnde ersetzt, dann will ich ein Bild entwerfen, woran ich Freude und eine dauernde Erinnerung an meinen lieben Johannes haben werde. — Er faßte des Jünglings Hand und schüttelte sie treuherzig. — Nun, mein Sohn! geh' hin zu der Mutter, sie hat schon lange und oft nach Dir herüber geblickt; es scheint mir, sie verlange nach Dir.

Die gute Mutter war heute ernster gestimmt, als wohl sonst an diesem festlichen Tage; selbst ernster als sie es gewöhnlich zu sein pflegte. Sie grüßte ihn freundlich, rückte einen Stuhl für ihn zurecht und begann mit ihm von den erhaltenen Geschenken zu sprechen, so unbefangen und traulich, als rede die Mutter mit ihrem leiblichen Sohne. — Ich freue mich recht, Dich morgen stattlich geschmückt zu sehen, — sagte sie — das Baret mit seinen Schwungfedern auf Deinen gelben Locken, dies Schwert mit dem einfachen Griffe von hellpolirtem Stahle an Deiner Seite, wirst Du

Dich in der Kirche jedem Deiner Mitgesellen kühn an die Seite stellen können; und dann das schöne Wehrgehänge, was Dir Anna gestickt, es schien Dir unter allem die meiste Freude zu machen.

Das Geschenk Anna's ehre ich und habe es mit dankbarem Herzen empfangen, erwiderte Johannes, und sah bei diesen Worten nach dem Mädchen auf, das wie eine Purpurrose erglühete.

Und dann sah' ich, wie mich dünkte, ein Brieschen, das dem Geschenk beigefügt war; Du verbargst es sorgfältig in Deinem Koller. Willst Du mir es nicht zeigen? Es ziemt der Mutter wohl, den Inhalt der Briefe ihrer Tochter zu kennen.

Johannes stand verlegen. Konnte, durfte er es der Mutter verweigern? Durfte er es ihr geben, ohne die arme gute Anna zu beschämen; durfte er mit einer Lüge die ehrwürdige Matrone hintergehen? Diese Gedanken durchkreuzten sich in ihm und hätten ihn zu keinem Entschlusse kommen lassen, wenn nicht der Meister seine Verlegenheit gemerkt und Mitleid mit ihm gehabt hätte. — Mutter! — fiel er dieser schnell in die Rede, ehe sie noch ihre Frage wiederholen konnte, — was könnte unsere Johanna wohl Johannes schreiben, was wir nicht wissen dürften; doch ist es hart für einen jungen Mann, ein Brieschen, von einer Jungfrau erhalten, Andern zu zeigen. Deßhalb spare Deine Neugier für etwas Anderes, Mutter! und störe heute unsere Freude nicht mit unnöthigem Verdachte. Johannes! — fuhr er fort, sich zu diesem wendend, — hole das Buch von den italienischen Kriegen und lies mir, bis das Nachtessen bereitet ist, von der Belagerung Pisa's vor.

Johannes ging und holte das Buch; Anna sah mit erheitertem Blicke ihm nach.

So verstrich der Abend; die Mutter erwähnte des Briefs nicht mehr, und er ging, dieser Sorge entladen, auf sein Zimmer; dort fand er Hugo, den er, seit er ihm den Ring gegeben, nicht wieder gesehen hatte, an dem Tische sitzend, einen Brief zusammenlegen. — Während Du unten bei dem Meister warst, — rief ihm dieser entgegen — habe ich meinen Aeltern geschrieben. Ich habe der Mutter für ihre Geschenke, mehr noch für ihre Segenwünsche gedankt, und ihr berichtet, daß ich Dir, meinem lieben Johannes, den kleinen Ring zum Andenken gegeben habe, da Du hier unter allen Menschen meinem Herzen am theuersten wärest. Sie wird darüber erfreut sein, denn sie liebt Dich, doch noch mehr, weil es ihr ein Zeichen ist, daß mein Herz frei von Frauenliebe in's väterliche Haus zurückkehrt. Wisse, die gute, sorgsame Mutter hat eine Braut für mich ausgewählt, die ich zwar nicht kenne, und auch eigentlich nie kennen lernen möchte; denn für das Herz wählt das Herz am liebsten selbst. Aber, Johannes, — fuhr Hugo erschrocken auf — Du wirst so blaß! ist Dir nicht wohl?

Mir ist nichts, mein guter Hugo! — antwortete Johannes, sich ermannend. — Der Gedanke, daß noch jemand als ich Dein Herz besitzen

sollte, ergriff mich so traurig. In Deiner Freundschaft, mein Hugo! finde ich Verlassener so manchen Trost; Deine Theilnahme lindert meinen verhaltenen Schmerz, und ohne Deinen brüderlichen Rath, ohne Deine Stütze stände ich selbst in dem Hause meines Meisters als eine verlassene, hülflose Waise da. Deßhalb zürne mir nicht, daß ich Dein Herz zu verlieren zage; das meine fühlt Deinen Werth, es fühlt, was es mit Dir verlöre.

Johannes! — unterbrach ihn Hugo — die Schwärmerei der Freundschaft findet in der Liebe ihr Grab. Wenn auf unserem Lebenswege uns ein holdes Mädchen begegnete, treu, redlich und brav, ihre Gestalt so reizend, daß sie den Zauber in unser Herz bannt, der uns unwiderstehlich kettet, wenn Gegenliebe an der Hand der Hoffnung uns die Pforten eines nur geahneten Edens aufschließt, wenn Dir mit diesem Zauber Anna entgegen träte, würdest Du nicht Hugo vergessen?

Nein, nein, nimmermehr! rief Johannes.

Das glaube ich selbst, — fuhr Hugo fort — Dein Herz ist zu brav, zu gut; Du hast ein dankbares Gemüth; Du würdest Dich so mancher herzlichen Stunde erinnern, die wir durchlebten, mancher Sorgfalt, die ich für Dich hatte, mancher Lehre, die ich Dir gab, um Dein zu weiches Gemüth gegen das Schicksal und seine Tücke zu stählen; Du würdest Dich meiner erinnern, aber nur wie einer freundlichen, dahin geschwundenen Erscheinung, während Du in Anna's Arm die fliehenden Minuten zurückhalten möchtest, daß sie zur Ewigkeit würden.

Was sprichst Du nur von Anna? — unterbrach ihn Johannes unmuthig. — Ich hänge nur an Dir, nur Du bist mir alles, — doch wozu diese Betheuerung; könnte ich Dir mein Herz zeigen!

Und warum diese Schwärmerei? — sagte Hugo fast zürnend — Der Freundschaft Aether ist ruhig und rein, ist kein lockender West, kein rauschender Sturm, der die Blüthen des Lebens verweht und die Knospen bricht, ehe sie aufblühen; aber er schließt mit seinem Hauche auch die Blätterknospe nicht auf, daß sie zur Blume sich entfalte; nur der Liebe warmer Hauch lockt die Blüthen des Lebens hervor. Ach, Du kennst noch nicht ihren Zauber!

Kennst Du ihn, Hugo?! — rief Johannes. Er lächelte und schwieg. — Du kennst die Liebe, Hugo! — Auch ich kenne sie mit all' ihrer Macht, mit ihren Qualen!

Johannes! — sagte der bedachtsame Freund mit sorgsamem Ernste — Du erschreckst mich. Ich glaubte, Anna's kindische Thorheit wäre an Deinem Herzen vorüber gegangen, wie ein leises Lüftchen über den spiegelhellen See, ohne es zu bewegen, ohne die reine Fläche zu trüben. Ich sehe, daß ich mich geirrt habe, und dies ist mir wohl verzeihlich, denn ich habe die Liebe mit ihren Schwächen noch nicht empfunden.

Bei diesen Worten umzog ein Lächeln Johannes Mund. — Sorge

nicht, Freund! — sagte er mit einer Ruhe, die sich plötzlich über ihn verbreitet zu haben schien, — sorge nicht für mich und Anna!

Und doch muß ich es; das Mädchen liebt Dich.

Das wolle Gott nicht! — rief Johannes mit Feuer.

Da hast Du Recht, mein junger Freund! denn ich bin gewiß, diese Leidenschaft des Mädchens würde den Meister und die Mutter tief betrüben, und Du würdest ihnen ihre Liebe schlecht lohnen. Deßhalb rathe ich Dir, sprich offen mit Anna, nimm ihr alle Hoffnung. Besser ihr Herz blutet jetzt; der leichte Sinn, der ihr zu Theil ward, wird die Wunde bald heilen. Besser jetzt, als daß es späterhin bricht.

Das will ich, — versprach Johannes. — Aber, Hugo, sitzt der Pfeil tief, dann, ich fühle es, dann verblutet das Herz!

Die Feiertage waren in stiller Andacht und häuslicher Ruhe vergangen. Der Sylvesterabend, dieser Grenzstein des alten Jahres, war vorüber, und Meister Schön und seine Gattin, in stattliche Pelze gehüllt, gingen, dem Gebrauche gemäß, am heutigen Neujahrstage von Bekannten zu Bekannten, um ihnen des Lebens Glück und Freude zum Antritte des neuen Jahres zu wünschen. Auch Hugo war in dieser Absicht zu den wenigen Bekannten seiner Aeltern gegangen; nur Johannes und Anna waren zu Hause. Er hatte das Mädchen heute schon gesehen, ihr einen, in hübsch gemalter Vignette zierlich geschriebenen Neujahrwunsch verehrt, und ging jetzt hinunter in das Wohnzimmer, um sie aufzusuchen, da er ihre Gegenwart aus Gründen nicht vermied und es vielleicht selbst wünschte, den Ausbruch ihrer Empfindungen herbei zu führen.

Anna, dieses sonst so fröhliche Kind, war seit dem Weihnachtfeste still und traurig; dies schmerzte ihn, da er den Grund wohl ahnen konnte. Er fand sie auf ihrem gewöhnlichen Platze, den Kopf auf den Arm gestützt, nachdenkend sitzen. Sie hatte geweint und suchte bei seinem Eintritte die Thränen zu verbergen.

Anna! — sagte Johannes, sich ihr nahend, — wem fließen die Thränen? — Sie schwieg. — Habt Ihr kein Zutrauen zu mir? Habe ich verdient, daß Ihr Euren Kummer mir verbergt, mir, dem Ihr doch sonst gewogen schient?

Sie hob ihren dunkeln Lockenkopf und blickte ihn wehmüthig an.

Das ist nicht der Blick, wie ehemals, liebe Anna! Euer fröhlicher kindlicher Sinn hat Euch verlassen.

Das weiß Gott! rief sie aus.

Seit Weihnacht seid Ihr ganz verändert.

Seit die Mutter mir alle Hoffnung nahm, ja!

Und welche? fragte Johannes.

Welche! — rief sie schluchzend — und das könnt Ihr mich fragen? — Nun sehe ich wohl, die Mutter hatte Recht; ich bin ein thöriges, ein unbedachtsames Kind!

Anna! — sagte Johannes theilnehmend, ihn jammerte das Mädchen, — es wird Euch schwer, mir Euer Herz zu enthüllen; Ihr meint, es müsse schon offen vor mir liegen. Ich glaube es selbst, daß es so ist. — Er faßte traulich ihre Hand — Euer Herz ist befangen, eine Neigung hat sich in das sorglose geschlichen und Euren Frohsinn Euch geraubt. — Das Mädchen legte bei diesen Worten, von Wehmuth ergriffen, den Kopf auf seine Schulter. — Ihr seid mir gewogen, — fuhr Johannes fort — Ihr liebt mich! — Sie schluchzte heftig; Johannes schlang, im Gefühle der Theilnahme sich vergessend, seinen Arm um sie und drückte sie an sich. — Doch, Anna! — sagte er ernst — nur Freund darf ich, kann ich Euch sein, weiter erwartet nichts von mir; für jede andere Leidenschaft trennt uns eine Kluft, die uns zu überspringen unmöglich ist! — Bei diesen Worten hob das Mädchen den gesenkten Kopf empor und blickte ihm wehmüthig lächelnd in's Auge.

Armes Mädchen! — rief Johannes, und drückte, von Mitleid überwältigt, einen innigen Kuß auf ihre Lippen. — Sei mir Schwester, Freundin! rief er mit weicher Stimme.

Ich danke Euch, Johannes! — sagte sie mit sonderbarer Ruhe — daß Ihr mir den Himmel geöffnet, um ihn für immer mir wieder zu verschließen. Der Kuß, den das Mitleid mir reichte, nicht wahr, er ist der Abschiedkuß? — Lebt wohl, Johannes!

Nicht so, Anna! — sagte dieser bewegt — Warum uns trennen, warum nicht den Pfad betreten, auf welchem wir uns finden, auf welchem wir vereint handeln können?

Ihr habt Recht! — erwiderte Anna — Ich glaube, wenn ich reiflicher darüber nachdenke, so fühl' ich, Ihr habt sicher Recht. Verzeiht dem Kinde seine Thorheit! — Sie schwieg und schien nachdenkend. — Laßt mich allein! — bat sie jetzt — der Meister kehrt bald mit der Mutter zurück, sie dürfen uns nicht beisammen, mich nicht in Thränen finden. Lebt wohl, Johannes! — Sie wandte sich nach dem Fenster und bedeckte mit den Händen ihr Gesicht. — Geht, geht! bat sie noch einmal; er gehorchte.

Von diesem Tage an vermied ihn Anna; er sah deutlich, wie sie gegen ihre Neigung kämpfte; er sah aber auch, wie nach und nach die frischen Rosen ihrer Jugend sich bleichten und der Frohsinn des Mädchens dahin war. Auch dem Meister mit seiner Gattin entging es nicht; sie ließen jedoch, auf Johannes redliches Gemüth bauend, der Sache ihren Lauf und sprachen mit ihm über Anna kein Wort. Nur wenn dieser mit Hugo im einsamen Stübchen war und sie des trauernden Mädchens gedachten, wenn sie gedachten, wie fröhlich sie noch vor kurzem gewesen, wie lebensfroh sie aus den Jahren der Kindheit geschritten war, so beklagten sie beide die Arme.

Ach, es muß schmerzlich sein, — sagte eines Abends Johannes — ohne Gegenliebe zu lieben; die Sehnsucht im Herzen zu fühlen und die Hoffnung entschwinden zu sehen. O Gott! sich von dem, was man liebt, zu trennen, muß schrecklich sein; denn nur der Gedanke, von Dir, mein Hugo! mich einst trennen zu müssen, macht mich jetzt schon zittern!

Und doch mußt Du Dich mit ihm bekannt machen! — erwiderte Hugo — Meine Aeltern verlangen, daß ich nach Italien ziehen und dort die Kunst noch mehr ausbilden soll; kaum werde ich noch den Sommer hier und um Dich sein können. Doch glaube, daß auch mir die Trennung schwer werden wird. Ich habe mich so an Dich, an Deinen Umgang, an Deine Liebe gewöhnt, daß ich nicht weiß, wie ich einen Tag ohne Dich verleben könnte!

Ist das gewiß? — fragte Johannes mit Heftigkeit — Kommen diese Worte aus dem Innersten Deines Herzens?

Gewiß! — erwiderte Hugo — Da aber noch Monden zwischen dem Jetzt und jener Zeit liegen, so wollen wir uns vom Kummer nicht schon jetzt entmuthigen lassen; wir wollen die Tage, die Wochen noch in inniger Vereinigung leben, und hoffen, daß ein baldiges Wiedersehen uns für die Schmerzen der Trennung entschädigen möge.

Das gebe Gott! — sagte Johannes, sein Haupt sanft an des Freundes Brust lehnend; aber der Kummer hatte sein Herz erfaßt, für diesen Abend war seine Heiterkeit dahin. So traurig als Anna, nur ergebener ertrug er seinen Schmerz.

So war ein Jahr seit dem Tage verstrichen, an welchem Johannes des Meisters Haus betreten hatte. Er wurde von der Familie im Stillen gefeiert; auch das Osterfest verstrich, das lachende Pfingstfest nahte, mit ihm immer mehr die Zeit der Trennung der beiden Freunde. Auf Anna hatte die Zeit nicht lindernd gewirkt; sie verbarg zwar ihren Schmerz, oft stürmte sie wilder als sonst singend und jauchzend durch das Haus, neckte ihre Umgebung mehr noch als vormals; aber diese wilde Lust entstieg nicht einem fröhlichen Herzen, der Schmerz, von Verzweiflung erpreßt, öffnete den Thränen die Pforte. Das frische üppig aufgeschossene Mädchen bleichte, die Gestalt verlor die Lebenskraft; sie welkte dahin.

Auch so Johannes; er ward still und noch mehr in sich verschlossen; Alle täuschten sich in ihm, nur Hugo nicht. Sie glaubten, sein Trübsinn entsteige mit Anna's Schwermuth einem Quell, gegenseitige hoffnunglose Liebe sei der Sturm, der Beide zerknicke; jeder nahm Theil an den Armen, und jeder irrte.

Eines Abends beschied der Meister Johannes zu sich. Er fand die Mutter bei ihm, beide aber sehr ernst gestimmt.

Mein lieber Sohn, mein guter Johannes! — sagte Meister Martin

Schön mit bewegter Stimme — wir haben Dir etwas zu eröffnen, das uns sehr traurig macht. Wir haben es lange besprochen, lange hat unser Herz gegen die Vernunft gekämpft, aber es muß sein. — Wir müssen uns trennen, Johannes! —

Todtenblässe überzog bei diesen Worten das Gesicht des jungen Mannes.

Fasse Dich, mein Sohn! und fürchte nicht, daß wir uns zürnend von Dir trennen, oder Dich hilflos von uns stoßen werden. Was wir für unsern Sohn thun könnten, thun wir für Dich. Ziehe nach Italien, bilde auf dem klassischen Boden Roms die Kunst ferner aus; Briefe an meine dortigen Freunde, Geld, so viel wir entbehren können, geben wir Dir mit, und kehrst Du nach Jahren als ein tüchtiger brauchbarer Maler in unser Haus zurück, sollst Du, läßt Gott uns das Leben, das Vater-, das Mutterherz wieder finden, und, ist es Gottes Wille, noch ein treues Herz, das Deiner werth sein soll.

In Johannes Brust waren bei dieser Rede sonderbare Gefühle erwacht. Nach Italien sollte er ziehen, nach Rom, nach der Stadt, wohin auch sein Freund den Wanderstab ergriff? Der Gedanke war zu entzückend, um ihm nicht für den Augenblick das Bittere der Trennung zu versüßen. Wenn jedoch sein Auge auf die ehrwürdige Gestalt des väterlichen Freundes, der guten Mutter sah, dann ergriff ihn die Wehmuth, und es wurde ihm schwer, von dem Hause der Milde und Liebe zu scheiden?

Wohin führten Dich Deine Gedanken, Johannes? — fragte der Meister, welcher ihn mit forschendem Auge lange angeschaut hatte. — Schwärmtest Du schon in den Ruinen der alten Roma, und erleichterte Dir die Aussicht nach dieser herrlichen Stadt und ihren Schätzen den Abschied von uns, von Anna? Wohl Dir! doch könnte es mich schmerzen, schiedest Du ohne Thränen von uns, denn die unsern werden Dir folgen!

Meister! — rief der junge Mann und sank an seine Brust — wie könntet Ihr das von Eurem Johannes glauben? Und säße ich, ein Königssohn, an des Thrones Stufen, Eure Liebe würde wie ein goldner Stern mir überall leuchten; denn ein Stern waret Ihr dem armen Knaben in seines Lebens verdüsterter Nacht! — Wie könnte ich Euch vergessen, Mutter! Euch, mit dem Herzen voll Liebe und der Mutterbrust voll Wohlthun! Achtet mich nicht so schlecht, denkt besser von Eurem Kinde, erschwert ihm nicht mit Euren Zweifeln die Trennung!

Mein guter Sohn! — begann nun die Mutter — ich habe eine schwere Pflicht am Sterbebette meiner Freundin übernommen, die Pflicht, für ihr Kind zu sorgen, als wäre es das meine. Diese Pflicht zwang mich, auf Deine Abreise zu bringen, wenn auch der Vater meinte, es Gott und der Zeit zu überlassen. Anna liebt Dich. Das thörige Mädchen, kaum funfzehn Jahre alt, hat ihre kindische Lust, ihre Fröhlichkeit einer Leiden-

schaft geopfert, die wir jetzt nicht billigen können. Dich hat der Liebreiz des Mädchens bethört, ihre Anhänglichkeit Dir wohl gethan, ihr Schmerz die Liebe herbeigelockt. Ihr beide welkt dahin und verliert Euch in hoffnungslosem Sehnen. Haben die Jahre Eure Herzen geprüft, Dich, ihr so nahe an Jahren, zu einem Manne gebildet, kehrst Du als ein tüchtiger Künstler zurück, dann begleite unser Segen Eure Liebe; jetzt aber ist Trennung Euch Balsam. Zeit, Entfernung werden lindern und vielleicht vergessen lehren. Deßhalb ziehe mit Gott, mein Sohn!

Mutter! — sagte Johannes erstaunt — Ihr irrt Euch in mir. Ich will Anna wohl, sie ist mir werth und theuer; denn Ihr liebt sie, und wer könnte das Wohlwollen eines solchen Mädchens rauh von sich stoßen! Aber was Ihr unter Liebe meint, das fühle ich nicht für sie. Schwester, geliebte Schwester könnte sie mir sein, doch mehr nicht. Ich habe ihr dies auch offen gesagt, denn es war meine Pflicht.

Die Matrone bedachte sich einen Augenblick; dann sagte sie, Johannes mit durchdringendem Auge anschauend: Daß Du mich hintergehen wolltest, kann ich nicht glauben; aber eben weil ich Dir glauben muß, ist es um so nöthiger, daß Du recht bald uns verlässest; denn nur Deine Entfernung kann Anna's Herz heilen — es brechen.

Wenn Ihr es wünschet, Mutter! erwiderte er.

So ordne Deine Sachen; das Fehlende will ich schon besorgen, sagte sie und drückte ihn an ihr Herz. Der Meister reichte ihm die Hand.

Als Johannes auf sein Zimmer trat, wo er Hugo vor einer Zeichnung fand, sprach er bewegt: In wenigen Tagen, vielleicht morgen schon, mein Hugo! müssen wir uns trennen, so wünscht es der Meister. Doch der Himmel ist so gütig, selbst diesen Schmerz zu versüßen, denn er giebt mir die Hoffnung, Dich, lieber Freund! bald wieder zu sehen. Ich soll nach Rom! Auch Dein Ziel ist jene berühmte Stadt; dort finden wir uns!

Johannes — unterbrach ihn der ernste Freund — Du belebst mit dieser Nachricht mein trauriges Herz; schmerzlicher, als ich mir es selbst gestehen wollte, war mir der Gedanke der Trennung von Dir, und ich fühle, daß alle Vernunft nicht diese leidenschaftliche Neigung, die ich für Dich in meinem Herzen fühle, mäßigen kann. Nun hat es aber der Himmel liebreich gestaltet; Du bleibst mir nah'; in Rom, wie hier in Colmar, bist Du mein treuer, mein herzgeliebter Johannes! Und nun, — fuhr er nach kurzem Sinnen fort — höre, was der Augenblick mir eingegeben hat. Am Pfingstfeste verlaß auch ich das Haus meines würdigen Meisters, und statt gleich zu meinen Aeltern nach Augsburg, wie ich beschlossen hatte, zu gehen, wandere ich nach dem Hüttchen im würtemberger Lande, wohin Dich die Liebe zu den Deinigen ziehen wird. Dort hole ich Dich ab, Du gehst mit mir nach Augsburg zu meinen Aeltern, und von da ziehen wir zu-

sammen über die Alpen. Willst Du, Johannes! willst Du Dich auch auf Italiens Fluren mir anvertrauen.

Statt Antwort lehnte Johannes sein Haupt an des Freundes Brust, und indem er so seelenvoll an ihm hinaufblickte, neigte sich Hugo und drückte den Kuß der treuen Freundschaft auf seine Stirn. Johannes erschrak, bebte, aber sein Haupt blieb ruhig an des Freundes Brust gelehnt.

Die wenigen zur Anordnung bestimmten Tage waren bald verstrichen; der Vorabend der Trennung nahte. Mit Rührung hatten die Mitschüler von dem guten Johannes Abschied genommen, denn alle liebten ihn. Jetzt nach dem Nachtessen, als die Zeit der Ruhe herankam, trat er in die Wohnstube, wo heute der Meister und seine Gattin sich allein befanden, eilte zu ihnen, wollte seinen Dank aussprechen, und vermochte nur: Vater — ich danke — Gottes Segen über Euch! zu stammeln.

Laß gut sein, mein Sohn! — sprach der ehrwürdige Greis — keine Worte mehr, Dein trauerndes, Dein thränenvolles Auge sagt mir genug. — Geh' mit Gott! — Bleib fromm und der Tugend getreu, und wenn Du als ein tüchtiger und brauchbarer Mann zurückkehrst, so möge mir der Himmel bis dahin das Leben fristen, daß ich Dich wiedersehen und Dich, mein guter Johannes, an das Herz drücken kann! Nimm diese Briefe; ich hoffe, die italienischen Meister werden den deutschen Kunstfreund auch wohl ehren und seine Empfehlung beachten, wie er die ihrigen. Nimm dies Geld, es wird bei guter Wirthschaft zur Reise und auf ein Jahr reichen, dann sollst Du mehr haben. Der Mutter sage ein kurzes Lebewohl; sie ist heute überdies weich gestimmt.

Johannes ging zu der Mutter, die ihm entgegen trat. — Lebt wohl Mutter! rief er.

Lebe wohl, mein Sohn! — sagte sie, ihn in die Arme schließend, — der Segen des Herrn begleite Dich! — Sie riß sich aus seinen Armen. — Nun geh', geh'! rief sie schluchzend.

Und soll ich Anna nicht Lebewohl sagen? fragte er

Sie läßt Dich grüßen, Dir sagen, ihr Gebet würde Dich begleiten.

So sagt ihr, Mutter! — stammelte Johannes — daß ich ihrer, wo ich auch sei, mit Liebe gedenken würde. — Noch einmal stürzte er zurück, umarmte den Vater, die Mutter, die ihm mit den Worten: „für Deine Aeltern" ein kleines Beutelchen in die Hand drückte, und eilte hinaus.

Als er Anna's Kammer nahete, an welcher ihn sein Weg vorüberführte, hielt er an. — Armes Mädchen, Du jammerst mich! — sagte er leise für sich — Auch ich fühle Deine Schmerzen, ich fühle sie so tief wie Du. Lebe wohl; der Friede des Herzens kehre zu Dir zurück!

Das war geschehen, — sprach er im Hineintreten zu Hugo, der, die

Laute im Arme, nachdenkend da saß, — wo die Dankbarkeit mich band, habe ich mich losgerissen, nun noch der Freundschaft das Lebewohl!

Erst morgen, Johannes, wenn die Frühsonne uns weckt, dann erst das Lebewohl; jetzt laß uns alles ordnen und besprechen, laß uns wie zu einem kommenden Feste alles bestellen, und in der Gewißheit eines langen Wiedersehens die Trennung des Augenblicks vergessen. Komm, setze Dich zu mir! — Sieh, zwei Becher sind mit Wein gefüllt. Du nippst nur von diesem göttlichen Tranke, ich genieße ihn nur mäßig, darum werden sie uns zum Dankopfer genügen.

Hugo reichte Johannes einen der Becher und ergriff den andern. — Segen der Stunde, — rief er mit frommer Rührung — die Dich, Du reines, frommes, liebendes Herz, zu mir führte! Möge diese Gabe des Schicksals mich durch das ganze Leben begleiten, meines Johannes Herz nie von dem meinen sich trennen, wie das meine nie von ihm! —

So sei es! — rief Johannes — so sei es, mein Hugo! Unzertrennlich für dieses Leben, vereint bis zum Grabe! — Er leerte den Becher halb.

Johannes! — sagte Hugo — diese Becher, zwar nur von Holz und von wenigem Werthe, waren doch meinen Aeltern sehr theuer. Diesen, den Du nur halb geleert hast, schenkte am Vorabende der Hochzeit die Braut ihrem Geliebten; den meinen, den ich Dir zum Andenken reiche, der Bräutigam der Braut; beide kauften sie mit ihren bedeutungvollen Sinnbildern von einem armen, aber geschickten Holzschneider. Mir gaben sie beide mit, und wenn ich Dir des Vaters Geschenk abtrete, so spricht die kleine Gabe nur die Empfindung meines Herzens aus. Gieb mir den Deinen, das Geschenk der Mutter; laß uns die Becher wechseln, und ich will es als eine glückliche Vorbedeutung für die Freundschaft halten, was für die Liebe ausgesprochen war!

Johannes reichte ihm den seinigen und nahm den, welchen Hugo ihm bot. — Als ein theures Geschenk meines Hugo — sprach er — will ich ihn verwahren, und so oft ich aus ihm trinke, mich segnend Deiner theuren Aeltern erinnern! — Da schlug die zehnte Stunde und das Licht verlosch. Auch heute fügten die Beiden sich der Ordnung des Hauses. Die Morgenröthe fand Johannes schon wach und zur Reise bereit.

Bald war alles geordnet, und die Freunde traten die Wallfahrt an; Hugo wollte Johannes bis unter die Linden am Kreuzwege begleiten. Als sie nun, da noch alles im Hause schlief, vor Anna's Thür vorüberkamen, ward sie geöffnet und das Mädchen trat heraus; Johannes erschrack vor der bleichen, leidenden Gestalt. — Ich wollte Euch noch einmal sehen, Euch Lebewohl sagen, — sprach sie, reichte ihm die zitternde Hand, sah ihm starr in's Auge; dann, als die Thräne hervorbrach, rief sie heftig: Lebt wohl, Johannes! und stürzte in ihr Zimmer zurück.

Schweigend wanderten die Freunde durch die menschenleeren Straßen Colmars; Anna's Erscheinung hatte beide erschüttert, hatte Empfindun-

gen erweckt, die sie zu sehr ergriffen, um sich in Worten aussprechen zu können; so wanderten sie bis an das Thor. Es war ein schöner Maimorgen, überall tönte der Vögel Gesang ihnen entgegen, und die kaum im frischen Grün entknospeten Blätter rauschten feierlich im Morgenwinde dazu. Die Sonne hatte ihren rosigen Schein ausgebreitet, sie strahlte über die fernen Höhen in all' ihrer Pracht; die Nebel sanken. Da gab der Anblick der erwachten Natur, das Einathmen der frischen Morgenluft dem gepreßten Herzen neue Kraft. — Johannes! — rief Hugo — Dir geht es wie mir; Du kannst den Anblick des weinenden bleichen Mädchens nicht vergessen, Du nimmst ihr Bild, ihr leidendes Bild mit Dir, es macht den Augenblick des ruhigen Scheidens uns trübe und unfreundlich. Ach, daß doch die Liebe, diese Zauberin aller Erdenwonne, so herbe Tropfen in ihrem Kelche verschließt, daß sie ohne Hoffnung so qualvoll ist! — Wohl Dir, Du zartes sanftes Wesen, daß Dir die Natur kein Herz für die Liebe gab, daß Du alle Gluth Deines Innern so ganz für die Freundschaft ausathmen kannst; Dir, mit Deinem weichgeschaffenen Herzen, würden die herben Tropfen im vollen Maße werden! Wohl Dir, daß die Freundschaft Dir alles ist! — Auch mir ist sie alles. Du hast meinen bedächtigen, ruhigen Sinn mit Deiner Flamme berührt, mich mit Dir in das Reich der Schwärmerei und der Träume hinübergelockt; denn wahrlich, Johannes! seit Du um mich bist, seit Dein Herz sich so zart an das meine schmiegte, bin ich mir selbst fremd geworden. Der Freundschaft ruhige, heilige Gluth fachst Du zur Flamme, so daß ich fühle, ich verginge vor Schmerz bei dem Lebewohl, daß ich Dir sagen muß, tröstete mich nicht der Gedanke eines baldigen Wiedersehens!

Freundlich lächelnd sah Johannes an ihm auf und reichte ihm die Hand, als solle diese ihm den Dank bringen. So wandelten sie traulich neben einander bis zu der Höhe, wo die drei Lindenbäume am Wege standen. Hier hielten sie an. — Lebe wohl! — sagte Hugo, ihm die Hand herzlich drückend, — lebe wohl, mein Johannes! — und ehe noch dieser Worte finden konnte, dies Lebewohl zu erwidern, schritt schon Hugo mit raschen Schritten den Hügel hinab, und der junge Wanderer stand allein, den Blick nach dem Freunde gerichtet, der, an dem Erlengebüsche sich noch einmal umschauend, seinem Auge entschwand.

Als er unter den duftenden Linden allein stand, die Morgensonne ihm das bleiche Antlitz röthete, der Vögel Chor, die ganze Natur ein Lobgesang des Herrn zu sein schien, sank er auf seine Kniee und betete mit dankbarem Herzen zu Gott, der ihm in seinem Unternehmen gestärkt hatte, und ihn mit freudigem reinem Herzen zu den Seinen zurückkehren ließ; und als er sein Gebet beendet, setzte er, ein frommes Lied singend, die Wanderung fort.

Aus dem Hause Meister Schöns schien mit Johannes der Geist der Freude gewichen. Alle waren traurig, am traurigsten Anna. Sie suchte ihren Schmerz nicht zu verbergen, sie sprach ihn laut aus, und ihr Auge wurde nicht thränenleer. — Gott gedankt, — sagte die Mutter — daß ihr Kummer in Worte, in Thränen sich lös't! mir bangte vor stillem Grame; so weint sie sich aus, und bald wird ihr heiteres Gemüth und mit ihm werden die Rosen der Jugend zurückkehren. — Aber Hugo fürchtete, die die gute Mutter könne sich täuschen; denn wenn er mit Anna allein war, und dies geschah jetzt oft, da er sich für verpflichtet hielt, sie wo möglich aufzuheitern, so waren die Empfindungen des Mädchens so lebhaft, die Worte, mit denen sie Johannes erwähnte, so feurig, daß Hugo, der in eigener Brust die Sehnsucht nach dem Freunde fühlte, wohl glauben konnte, in Anna's Brust glühe sie noch stärker. Er suchte sie zu beruhigen, er suchte sie mit der Hoffnung zu trösten, Johannes kehre bald wieder, und würde dann gewiß, durch ihre Treue gerührt, sein Wohlwollen in Liebe umwandeln; aber das Mädchen schüttelte traurig ihre dunkeln Locken und glaubte nicht den tröstenden Worten; selbst Hugo glaubte ihnen nicht.

So verstrichen Wochen, das Pfingstfest nahete; auch Hugo sagte dem gastlichen Hause Meister Martin Schöns Lebewohl. Als er von Anna schied, bat diese, Johannes ja zu vermögen, sein Wehrgehänge nicht von sich zu thun und dies Andenken an sie in Ehren zu halten. Meister Martin und seine Gattin versprachen, noch diesen Sommer nach Augsburg zu kommen, um ihren alten Freund Matthias Barnthaler, Hugo's Vater, diesen weitberühmten Goldarbeiter, zu besuchen, und das für ihn bestimmte Bild der Madonna selbst zu bringen. So schieden sie traurigen Herzens, nur Hugo's Brust athmete frei auf, als er mit seinem Rosse unter den drei Linden hielt und seines jungen Freundes gedachte.

Er beeilte seine Reise. — Am ersten Tage des Pfingstfestes sah er das freundliche Neckarthal vor sich liegen, das ihm Johannes und mit Recht so reizend geschildert hatte. Der Weg führte ihn an dem steinernen Kreuze vorüber, wo vor vielen hundert Jahren ein Heilbronner Rathsherr erschlagen ward; dann sah er das Birkenbüschchen, durch welches er ziehen sollte, und als ihn der Weg hindurch geführt, lag das kleine, aber niedliche Häuschen am Ausgange des Kiefernwaldes vor ihm, das die hohe, breitästige, schattige Linde als das rechte ihm bezeichnete. — Für einen Landmann eine freundliche Wohnung, — meinte Hugo, sein müdes Roß zur Schnelle antreibend, denn ihn selbst trieb das Herz nach dem Freunde. Bald war er dort, stieg seitwärts des Hauses ab, band sein Pferd an den Zaun, und doch noch ungewiß, ob es auch das rechte Haus sei, blickte er durch das kleine Fensterchen.

Da sah er einen ehrwürdigen, von Alter gebeugten Mann in der Kleidung dortiger Landleute, in einem Lehnstuhl sitzend, und wie es ihm schien, in einem Buche laut lesend; ihm gegenüber saß eine Frau von

mittlem Alter, in gleicher Tracht, das Auge seelenvoll auf ihren Schooß geheftet, in welchem ein Lockenkopf ruhte. — Ja, es war Johannes, sein jugendlicher Freund, dies das Haus seiner Aeltern. Er eilte hinein, klopfte leise an, ein ernstes „Herein!" erschallte, und als er die Thür öffnete, Johannes aus der Mutter Schooße sein Haupt hob, ihn erkannte, sprang er auf und sank, „mein Hugo!" rufend, an seinen Hals.

Der Alte stand auf, trat ihm grüßend entgegen, während die Mutter, den Sohn auf die Schultern klopfend, ihm zurief: Johannes, fasse Dich!

Bei diesen Worten entwand sich Johannes dem Arme des Freundes. — Vater, Mutter! — rief er — das ist mein Stubengesell, Hugo Barnthaler aus Augsburg, von welchem ich Euch so viel erzählt habe, der mich so väterlich vor allem Bösen bewahrt, mich so brüderlich auf dem Pfade der Tugend geführt hat, er mein Freund, mein —

Verzeiht, — unterbrach die Mutter Johannes — daß seine Heftigkeit mir nicht Zeit läßt, Euch, wie es sich gebührte, willkommen zu heißen und für die Freundschaft zu danken, mit der Ihr Euch in der Fremde meines Kindes angenommen habt.

Auch ich füge zu dem Danke der Mutter den Herzensdank des Vaters, — sagte jetzt der Alte. — Segne Euch Gott dafür!

Hugo wollte der Aeltern Dank von sich ablehnen, Johannes unterbrach ihn. — Und mir hast Du noch kein Wort gesagt, Hugo! noch kein Willkommen ist mir geworden, kaum ein freundlicher Blick!

Willkommen dann, Freund! — rief Hugo und reichte ihm die Hand — auch ohne Worte spricht die Freundschaft sich aus.

Johannes schien beruhigt, und Hugo mußte nach der ersten Stunde seines Hierseins dessen Aeltern versprechen, noch den folgenden Tag bei ihnen zu verweilen, wo ihm alles gar sonderbar dünkte. Landleute dasiger Gegend konnten die Aeltern nicht sein, denn sie sprachen nicht die Mundart der schwäbischen Bauern, auch verrieth ihre Bildung, die Art, wie sie sich ausdrückten, daß sie nicht immer ihr Leben in diesem Häuschen am Neckar zugebracht hatten; doch äußerte er seinen Zweifel nicht, um keine schmerzhafte Seite zu berühren. Als er jedoch mit Johannes am Nachmittage im Wäldchen lustwandelte, mußte er ihm diese Bemerkungen mittheilen. Der junge Mann erröthete.

Verzeih' Hugo! daß ich Dir bis jetzt etwas verschwieg. Ich that es nicht aus Mangel an Vertrauen, denn mein ganzes Herz möchte ich Dir öffnen; ich schwieg, weil meine Aeltern es mir befohlen hatten. Mein Vater war ein wohlhabender Mann; zu viel Vertrauen auf fremde Menschen brachte ihn um alles. Nichts rettete er als eine kleine Summe, mit welcher er dies Häuschen kaufte und bisher kümmerlich lebte. Den Aeltern ihre alten Tage sorgenfrei zu machen, entschloß ich mich, die Malerkunst zu erlernen, worin ich in glücklichen Zeiten schon einige Fortschritte gemacht hatte; mein gutes Geschick führte mich nach Colmar in Meister Schöns

Werkstatt, bis zu dessen Thüre mein Vater mich brachte. Eingehen durfte er nicht; der Meister hatte ihn früher gekannt.

Und der Name Deines Vaters? unterbrach ihn Hugo.

Den laß mich verschweigen, mein Freund! Das ist nicht mein, es ist meiner Aeltern Geheimniß.

Hugo forschte nicht weiter. — Das Unglück muß Deine Aeltern schwer und auf eine bittere Art getroffen haben, — fuhr er fort — denn ich kann nicht läugnen, in dem mißtrauischen Blicke, mit dem sie mich, den Freund ihres Sohnes, betrachten, liegt für mich etwas Abstoßendes.

Johannes erröthete bei diesen Worten und schlug die Augen nieder. — Du mußt es ihnen verzeihen, Hugo! — antwortete er mit Fassung — Das Alter, mehr noch das Unglück, macht mißtrauisch; sie kennen meine Anhänglichkeit an Dich, wissen, daß ihr unerfahrenes Kind in so weiter Entfernung Dir allein anvertraut bleibt, glauben vielleicht, daß das, was ich ihnen von Dir geschrieben, gesagt, zu lebendig, zu schön geschildert war, um der Wahrheit ganz treu geblieben zu sein. Sie fürchten, mein sanfter, anschmiegender Sinn habe sich selbst getäuscht, und da glauben sie, es sei Pflicht, mit eigenen Augen zu sehen und in Dein Inneres zu schauen. Vergieb ihnen die Vorsicht; wer so tief in der Nacht des Lebens das Unglück empfunden, der wird mißtrauisch gegen jeden Sonnenblick.

Hugo schüttelte bedenklich den Kopf; es war das erste mal, daß ihm die Worte seines Freundes nicht genügten. Es schien ihm über Johannes und das Verhältniß seiner Aeltern ein Geheimniß zu schweben, das ihm unheimlich war. Der finstere, menschenfeindliche Blick des Vaters, mit welchem er ihn zu durchbohren schien, der ängstliche, so mißtrauische Blick der Mutter, wenn sie von seinen freundschaftlichen Verhältnissen mit ihrem Sohne sprachen, ließen ihn kein Zutrauen fassen, und er war froh, als der Tag nahete, wo er mit seinem Johannes nach Augsburg ziehen sollte.

Aber schon am Morgen dieses Tages waren die Aeltern ganz umgeändert gegen ihn. Der Gedanke der Trennung von ihrem einzigen Kinde hatte beide so weich gestimmt, daß sie Hugo mit Herzlichkeit entgegen kamen, ihm mit ungeheucheltem Zutrauen ihr Kind übergaben, daß er gerührt gern und leicht den unangenehmen Eindruck verwischte, den das frühere Benehmen auf ihn gemacht hatte. Rührend war der Anblick, als sie Johannes an ihr Herz drückten, rührend, als die Mutter ihn in ihre Arme schloß: „mein theures, mein engelgleiches Kind!" ausrufend, und vor Schmerz fast verging. —

Als nun Hugo's Roß, zur Abreise mahnend, draußen wieherte und stampfte, der alte Vater mit Ergebung zur Mutter sprach: „es muß geschieden sein, fasse Dich, und vertraue auf Gott!" da riß sich Johannes aus der Mutter Arm.

Vater, Euren Segen! rief er, vor dem Greise niederknieend, der, die Hand auf sein gebeugtes Haupt legend, feierlich sprach:

Auf Deine Pilgerfahrt durch die Welt nimm den Segen Deines Vaters als das Einzige, was er Dir mitzugeben vermag; nimm die Tugend und Frömmigkeit Deiner Mutter, ihre Ergebung im Unglück als ein heiliges Vorbild, und wandle ihr gleich. Dann wird auch der Herr Dich segnen, und es wird Dir wohlgehen bis zu Deinem Grabe; denn der innere Friede, mein Kind! ist mehr als alle Güter der Welt. Steh' auf und wandle getrost und mit Muth Deinen Weg!

Bleib fromm und gut! — rief die Mutter, die Thränen vergebens zurückpressend, — und schenkt mir der Himmel das Glück, Dich wiederzusehen, Dich noch einmal an mein Herz zu drücken, so sei Dein Blick so rein und unschuldvoll als jetzt, und die ungetrübte Freude erfülle meine Brust, wie jetzt der namenlose Schmerz. Euch aber, Herr Hugo! — wendete sie sich zu diesem, dem die Thränen herabrollten, — Euch bitte ich, seid meinem unerfahrenen Kinde ein warnender Freund, ein schützender Bruder, seid ihm — sein Alles.

Ich fordere ihn von Euch zurück,— sagte der Vater ernst — und nun lebt wohl! — Er wandte sich ab, nahm das Käppchen von seinem grauen Scheitel und betete, während die Mutter noch einmal den Sohn an ihr Herz drückte und ihn dann hinaus begleitete. Dort ergriff Hugo mit seiner Linken des Rosses Zügel, reichte Johannes die Rechte, und so zogen sie fort nach Augsburg.

Ohne Gefahren oder irgend ein Abenteuer langten sie dort in der Dämmerung an. Schon von fern sah Hugo sein väterliches Haus erleuchtet, und er gedachte, daß heute seiner Aeltern Hochzeittag sei, der ihnen stets ein Festtag der Freude gewesen.

Hätten wir uns doch einen Tag mehr beeilt, — sagte Hugo zu seinem Freunde, indem er ihm das Haus zeigte, wo in dem vorspringenden Erker hell eine Ampel brannte und alle Zimmer des ersten Stockwerks erleuchtet waren, — so hätten wir gestern die Freude des Wiedersehens im Stillen genießen können, statt daß uns heute die Vettern und Basen die Freude verderben.

Johannes folgte mit zagendem Schritte. Ihm war bei dem Anblicke dieses Hauses so sonderbar zu Muthe geworden; sein Herz klopfte, seine Hand zitterte in Hugo's Hand, so daß ihm dieser zurief: Nur wohlgemuth, mein junger Freund, Du wirst bei den Meinen gewiß eine freundliche Aufnahme finden!

Jetzt traten sie ein. Als die Diener den Sohn ihres Herrn erblickten,

hallte es von Munde zu Munde: „Herr Hugo ist da!“ und bald, ehe dieser es noch verhindern konnte, drang die frohe Kunde bis in den Saal, wo ein allgemeiner Aufstand wurde. Vater und Mutter stürzten ihrem geliebten Sohne entgegen; was von Verwanden sich dazu berechtigt glaubte, folgte, um den Neuangekommenen schon draußen zu bewillkommnen. Alles drängte sich um ihn, nur den armen Johannes ließ man unbeachtet stehen, bis Hugo sich aus den Umarmungen losgerissen und ihn seinen Aeltern vorstellte, die ihn, herzlich begrüßend, willkommen hießen und ihn wie einen alten Bekannten, den sie schon längst erwartet hatten, empfingen.

Die Mutter befahl, den Fremden auf das für ihn bestimmte Zimmer zu führen, und ihm sein Gepäck, das auf Hugo's Pferd mit aufgeschnallt war, dorthin zu bringen; Hugo aber mußte in seinen Reisekleidern mit ihnen sogleich zurück in den Saal, wo die Gäste wieder ihre Plätze einnahmen, und Alles jubelnd den Sohn des Hauses begrüßte.

Johannes beeilte sich indessen, seine Reisekleider abzulegen, sich mit dem Weihnachtgeschenke von Mutter Schön zu schmücken; und kaum hatte er seinen Anzug beendet, als auch schon ein Diener anklopfte und ihn in den Saal zu folgen bat. Mit beklommenem Herzen folgte Johannes, dem es sehr peinlich sein mußte, ohne seinen Hugo unter diese fremden Menschen zu treten.

Als die Flügelthüren sich öffneten und er zagend eintrat, sprang Hugo von seinem Sitze auf und eilte dem Fremden entgegen. — Ich stelle hier meinen lieben Verwandten und Angehörigen meinen treuesten, besten Freund Johannes vor! — sagte er mit lauter Stimme. Alles erhob sich feierlich, grüßte den Neuangekommenen, der sich, weniger verlegen als Hugo befürchtete, mit Anstand verneigte. — Meine Mutter hat für Dich einen gar lieben Platz ausgewählt, — fuhr er fort, ihn zu zwei Mädchen führend, zwischen denen ein Platz offen gelassen war. — Du sitzest zwischen meinen Muhmen, Ros' und Lilie.

Hugo hatte wahr gesprochen, denn als Johannes seine jugendlichen Nachbarinnen begrüßend anschauete, sah er zwei schöne Gestalten von ganz verschiedenem Ausdrucke. Die zur Rechten, schlank, hoch, mit seelenvollem blauen Auge und blendender Gesichtsfarbe, hätte man für schön halten können, hätte Aurora ihre Wangen, wenn auch nur leise, angehaucht. Die Andere war eine üppige Gestalt, die kastanienbraunen Locken ringelten sich über die vollen Schultern, ihr braunes Auge sah feurig umher, und ein West hatte das frischeste Blatt der Rose auf ihre Wangen getragen. Beide betrachteten Johannes mit neugierigen Blicken, der es aber nur wenig zu bemerken schien; denn neben Hugo sah er eine Jungfrau sitzen, schön wie eine Himmlische, und so oft ihr zartgeformter Purpurmund sich öffnete, um mit Hugo zu reden, fühlte er einen Stich in seiner Brust. Ach, die Freundschaft wird von Eifersucht gequält wie die Liebe, sie entgeht ihrem Stachel nicht! — Dies ist Hugo's bestimmte Braut, — war der

erste Gedanke, der ihn durchzuckte, — sie tritt zwischen mich und ihn, hält ihn hier fest, ich muß allein ohne ihn, ohne den theuren Freund nach Rom, ein einsamer verlassener Pilger, wallen! — Sein Auge umzog Trübsinn, und die Nachbarin zur Linken, das Bild der Rose gab sich vergebliche Mühe, ihn mit Scherz und Witz aufzuheitern; sein Auge blickte sinkend vor sich hin und erhob sich nur, um nach Hugo und seiner Nachbarin zu sehen, und immer mehr Gift mit jedem Blicke einzusaugen.

Da erbarmte sich die Lilie, die bis jetzt geschwiegen hatte, des armen Johannes; sie fragte ihn theilnehmend nach seiner Reise, nach seinem Aufenthalte in Colmar Der Gedanke an den ehrwürdigen Meister öffnete sein Herz, er sprach mit Innigkeit von dem verehrten Martin Schön, von dessen Hausfrau, wie mütterlich sie für ihn gesorgt; er gedachte hierbei seiner Aeltern und des Segens, den sie ihm mit auf den Weg gegeben. Alles dieses hörte die lilienbleiche Jungfrau theilnehmend an, unterbrach nur selten seine Erzählung, und wenn dies geschah, so war es das Mitgefühl, das sich in ihr aussprach, so daß allmälig der Blicke, die er hinüberwarf, weniger wurden. Eine sanfte Schwermuth hatte sich über ihn gebreitet, und Hugo's Mutter, die ihn während des ganzen Abends betrachtet hatte, freuete sich des bescheidenen, sanften Freundes ihres einzigen, über alles geliebten Sohnes.

Nach Tische, wo nach alter Gewohnheit die Männer noch die Pokale leerten, war Hugo aufgestanden; auch Johannes war seinen Nachbarinnen gefolgt und in ein Nebenzimmer getreten. Hier nahete sich ihm Hugo. — Wer war Deine Nachbarin? fragte er diesen.

Das Mädchen, welches meine Mutter für mich zur Braut erlesen hat, erwiderte Hugo.

Sie ist schön! fiel ihm Johannes in die Rede.

So schön, daß unser Meister sie zum Modell der Liebesgöttin wählen würde. Und wie gefielen Dir die Rose und die Lilie, denen meine Mutter Dich zugesellt hatte? — Auch sie können dem Maler als Modell sitzen.

Und als welches? fragte, von dem Kunstsinn angezogen, Johannes.

Die Rose wäre ein trefflich Bild einer Bachantin. Einen Thyrsusstab in der Hand, den Epheu in den Haaren, wäre keine reizendere zu finden.

Du malst heute sehr lebendig, meinte Johannes.

Die Lilie — fuhr Hugo lächelnd fort, ohne des Freundes Bemerkung zu achten, wäre ein Musterbild einer Magdalene.

Nein, Hugo! — unterbrach ihn Johannes mit Feuer — Aus diesem Auge strahlt nicht die Buße; so rein, so heilig blickt keine Sünderin, und hätte sie noch höher sich gehoben als jene Heilige. Den reinen, unverkenn-

baren Stempel der Unschuld des ewig Heiligen verwischt die Sünde; keine Buße drückt ihn wieder rein und makellos auf!

Hugo lächelte. — Du hast sehr tief in das Auge dieser Reinen, Makellosen geschauet, mein junger Freund!

Und hätte ich dies, — erwiderte er — könntest Du darüber lächeln, wäre es Dir gleichgiltig, wenn mein Blick mit innigem Wohlgefallen, mit Liebe an einem andern Auge hing, als an dem Deinigen, wenn Liebe in meinem Herzen die Stelle der Freundschaft verträte?

Einst dachte ich so, — sagte Hugo sehr ernst — jetzt glaube ich selbst, Deine Schwärmerei, mein junger Freund! hat auch mich so sehr ergriffen, daß ich, wenn Du ein Weib höher stelltest als mich mit dem Schicksal darob zürnen könnte.

Freundlich nickte ihm Johannes statt Antwort, denn die Mutter trat zu ihnen und mischte sich in ihr Gespräch. Auch sie neckte den Armen, daß er sich mehr nach der Rose gewendet hatte; doch er achtete dessen nicht, hatten doch Hugo's Worte ihm Trost gegeben.

Der Abend verstrich. Johannes, von der Reise ermüdet, begab sich bald auf sein Zimmer, und als er in das freundliche trat, sich jetzt allein befand, alles um sich her betrachtete, ergriff ihn, als er die rothen Vorhänge von seinem Bette wegzog, ein geheimer Schauer, den er sich nicht zu erklären wagte; es war eine drückende Ahnung und doch war sie nicht schmerzlich. Um sich zu zerstreuen, nahm er, nachdem er die Thür wohl verschlossen hatte, das Licht und leuchtete im Zimmer umher, das überall Wohlhabenheit zeigte.

Johannes besah in seinem Zimmer die Schildereien, meist Bildnisse und Jagdstücke von wenigem Werthe, besah die grünwollene Tapete, den großen Tisch mit seinen Marmorplatten und alle in der Stube stehenden Geräthe, und nachdem er alles neugierig untersucht, legte er sich nieder und schlief ruhig, bis ihn das Klopfen an der Thür und Hugos Stimme, der ihm „guten Morgen!" zurief, weckte und er sich schnell ankleidete.

Er wurde in das Wohnzimmer von Hugo's Aeltern geführt und wie ein Glied des Hauses empfangen. Die Mutter, welche ihm besonders gewogen schien, zog ihn mit in das Gespräch, ihre gemeinschaftliche Reise nach Rom betreffend. Sie sprachen von Meister Martin Schöns Besuche, den die Freunde noch abwarten mußten, und so wurde nach manchem Hin- und Herreden die Abreise auf zwei Monate hinausgeschoben.

Johannes ahnete der Mutter Plan, und nicht ohne Sorgen ruhte sein Blick auf Hugo, dessen Auge ihn lächelnd anblickte und ihm zu sagen schien: Laß nur meine Mutter gewähren und vertraue mir! — Auch als sie späterhin allein waren, sagte Hugo mit ernster Bestimmtheit: Ist der Meister hier gewesen, so reisen wir, Johannes!

An des Freundes Hand durchstrich nun dieser das berühmte Augsburg, wo so manche Schätze der Kunst ihn anzogen, welche die Fugger und mehrere der angesehenen Patrizier dort gesammelt hatten. Von Fest zu Fest zogen sie, denn jeder der Verwandten wollte die Gegenwart Hugo's durch ein Banket feiern, und so befand sich Johannes in einem Kreise von Vergnügungen, die ihm bald lästig zu werden begannen; nur zwei Gegenstände erfreueten ihn in diesen Gesellschaften, denn es waren mit wenigen Ausnahmen immer die nemlichen Menschen, die er sah: Agnes, die von der Mutter dem Freunde bestimmte Braut, an deren Schönheit sein Auge Wohlgefallen finden mußte, und deren zurückhaltendes Betragen gegen Hugo, ihn nichts mehr fürchten ließ, und seine Nachbarin zur Rechten, die theilnehmende Lilie, von der er erfahren hatte, daß sie einen abwesenden Kaufherrn verlobt sei, und welche dennoch mit vieler Theilnahme und gern sich mit ihm unterhielt, und so ihm der einzige Trost bei den vielen rauschenden Freuden blieb.

Die glücklichsten Stunden verbrachte er in einem Gartenhause, das aus einem kleinen Saale und zwei Cabinetten bestand, mit Hugo allein. Hugo's Vater, ein gebildeter Mann, hatte es in einem bedeutenden Garten hinter dem Wohnhause bauen lassen, und es war sein Lieblingsaufenthalt, wenn er von seiner Arbeit ausruhte. Es war mit den trefflichen Schildereien deutscher Künstler geziert; die wenigen Gemälde Meister Schöns, die er besaß, waren dort aufgestellt, und auch hier für die erwartete Madonna der Platz bestimmt. In diesem Saale standen die Staffeleien der Freunde, hier saßen sie am Morgen, Hugo an dem Porträt seiner Mutter, Johannes an einer Copie der Magdalene arbeitend. Dann, wenn sie ruhten, traten sie durch die kleine Pforte hinaus, wo sie den Wall, der die Stadt umgab, erstiegen und über die schönen Gärten nach den Fluthen des Lech sahen.

Die Feste waren vorüber und die Freunde sich selbst ganz wiedergegeben. Selten nur verließen sie das älterliche Haus, wo Vater und Mutter ihr inniges Wohlgefallen an dem bescheidenen, sanften Johannes hatten. Da kam die Nachricht von Colmar, daß Meister Martin Schön in wenigen Tagen sich zur Reise anschicken und auch Anna mitbringen würde, die seit einiger Zeit mit stiller Ergebung ihre Leidenschaft bekämpft habe und nur noch mit ruhiger Freude sich nach Johannes sehne. Hugo schüttelte bei dieser Nachricht bedenklich den Kopf; doch die Mutter, von dem Verhältniß unterrichtet, meinte, Charakteren, welche mit solcher Leidenschaft und so schnell etwas ergriffen, hätte die Natur auch das Geschenk des Vergessens freundlich zugelegt, und Anna's Gegenwart müsse die Freude über Meister Martins Ankunft nicht stören. Dem Briefe des Meisters an den

Vater, war ein Brieflein der Mutter an Hugo beigeschlossen, worin sie ihn bat, ihr an einen von ihr bestimmten Ort, auf der Straße nach Colmar, den Schlüssel zu der Gartenpforte zu schicken, da der Meister sich die Freude einer Ueberraschung machen wolle. Hugo verschwieg den Inhalt und schickte den Schlüssel an den bestimmten Ort.

Der Tag nahete, wo man die Gäste von Colmar erwartete; die für sie bestimmten Zimmer waren längst in Ordnung, und auch die Freunde hatten ihre Staffeleien aus dem Gartensaale in ein anderes Zimmer des Hauses bringen müssen, damit nichts der Ausstellung der Madonna im Wege stünde. Jedermann erwartete mit freudigem Herzen die Ankunft der Fremden, alles war Freude und Lust, nur Johannes nicht. Eine drückende Ahnung wollte ihm die Brust zersprengen, und bald erglüht, bald blaß, wie der Tod, wechselten, wie die Farbe seiner Wangen, quälende Empfindungen in seinem Innern. Er fürchtete und freuete sich des Meisters Ankunft, und wußte doch nicht, warum er sie fürchten sollte; niemandem theilte er jedoch seine Empfindungen mit.

Die Mutter glaubte zu bemerken, daß ihm nicht wohl sei. Sorgsam gab sie ihm lindernde Tropfen und bat ihn, heute bald zur Ruhe zu gehen; auch Hugo bat. Er folgte, ging nach seinem Zimmer, verschloß, wie er gewohnt war, die Thür, und da er sich entkleidet zur Ruhe legen wollte, überfiel ihm eine unerklärbare Angst. Als er im Bette lag, die Augen schließen wollte, fing er heftig an zu weinen, und doch gaben ihm diese Thränen keine Linderung. — O Ahnung, Ahnung! rief er — Du rufst mir zu: mein dunkles Schicksal gestalte sich bald; ob zum Segen, ob zum Verderben, weiß nur der barmherzige Gott!

Schon war es Mitternacht; noch brannte die Wange fieberhaft, noch ging der Puls in schnelleren Schlägen, da wendete er sich betend zu dem Vater des Himmels und legte sein Schicksal demuthvoll in seine Hand, und als ob mit dem Vertrauen, das ihm aus dem Gebete entquoll, auch der Friede in sein aufgeregtes Gemüth zurückgekehrt sei, so beruhigt fühlte er sich. Erst, als die Sonne schon aufgegangen war, entschlief er.

Aber so manches Auge, außer dem seinen, war auch munter gewesen. Meister Martin, am vergangenen Abende in Augsburg eingetroffen, war in einer Herberge abgestiegen, und hatte dort unter fremdem Namen die Nacht zugebracht. Ehe der Morgen grauete, war er schon aufgestanden und mit einigen Gehülfen, welche die Madonna trugen, an das Gartenpförtchen Barnthalers gewandert, hatte es geöffnet, und vom Morgenlichte feierlich bestrahlt, prangte bald das schöne Bild im Gartensaale dem Eingange gegenüber.

Nachdem nun Meister Schön alles geordnet hatte, verließ er schnell, seiner Ueberraschung gewiß, den Garten; denn heute war Sonntag, da wußte er, daß Matthias Barnthaler seinen Morgenimbiß in dem Gartenhause einnahm und sich dort schon in der Frühe einfand. Er kehrte zu seiner Gattin zurück und freute sich schon im voraus, wie es dem alten Freund, wenn er die Madonna hier fände, überraschen würde.

Frau Barnthaler war über Johannes Befinden nicht ohne Besorgniß zur Ruhe gegangen; dies und die zu treffenden Anordnungen, denn sie erwarteten heute die Gäste von Colmar, hatten auch sie schon früh geweckt. Sie stand auf und ihr erster Gang war an die Thür von Johannes Zimmer, wo sie lauschend verweilte; sie hörte nichts, kein Athemholen, nicht das leiseste Geräusch. Sie ging, doch kehrte sie bald wieder: noch vernahm sie immer nichts. Da wurde es der Matrone bange, sie trat in das Nebenzimmer, schob den Riegel von der Thür, die zu Johannes Gemach führte, schlich leise auf den Zehen hinein, bis zu seinem Bette, schob den Vorhang zurück — Jesus Maria! schrie sie auf und stürzte zur Thüre hinaus.

Johannes war von dem Schrei erwacht, hatte jedoch Hugo's Mutter nicht gesehen, ihre Stimme nicht erkannt. Er rieb sich die Stirn, sann, vor sich hinstarrend, nach, ob der Schreckensruf, den er gehört habe, Traum oder Wahrheit gewesen sei; dann rief er plötzlich: Meine Ahnung ist erfüllt, nur Muth, nur Muth! — er sprang auf und kleidete sich schnell an.

Während dessen war die erschrockene Hausfrau in ihr Schlafzimmer zurückgeeilt und weckte den Gatten. — Mann! — rief sie bleich vor Wuth und Schreck — wir sind betrogen, schrecklich durch unsern Sohn betrogen! Nun weiß ich warum er die Braut verschmäht. — Wisse, eine Dirne ist mit ihm eingezogen in unser ehrbares Haus; Johannes ist ein Mädchen!

Mutter, — sagte der Alte kopfschüttelnd — fasse Dich! Du mußt Dich irren, solcher Handlung ist unser Sohn, unser Hugo, nicht fähig; ein solches frommes Antlitz, wie das Antlitz Johannes, gehört keiner Dirne an. — Komm mit mir! Nur bitte ich, Margarethe! mäßige Dich und rufe nicht durch Deinen gereizten Zorn und Deine Heftigkeit das Gesinde herbei. Er kleidete sich in der Eile an, während die Mutter, immer noch die Hände ringend, auf und ab schritt und das Unglück bejammerte, das über sie zusammenschlüge, wenn Meister Schön den Vorgang erführe, in dessen Hause ihr Sohn mit diesem Mädchen ein Jahr auf einem Zimmer gewohnt hatte. O es ist mir klar, alles klar! rief sie — Die Reinheit meines Sohnes ist dahin, der Ruf unsers ehrbaren Hauses für immer geschändet!

Sie zog jetzt ihren Gatten mit sich fort auf Johannes Zimmer, der, als sie die Thür aufriß, angekleidet ihr gegenüberstand. — Dirne! — rief ihm die Aufgebrachte entgegen, während der Vater die Thüre hinter sich schloß, — wie wagst Du, in dieser Kleidung Deine Sünden vermummend, unser Haus zu betreten?!

Bei diesen harten Worten richtete Johannes das gesenkte Haupt empor; nicht stolz, aber mit der Würde des Bewußtseins blickte er auf Hugo's Mutter, während der Alte schweigend, jedoch unverwandt ihn betrachtete. Da aber Frau Barnthaler, über diesen ruhigen Blick noch mehr entrüstet, von neuem in Heftigkeit ausbrechen wollte, trat der Vater zwischen sie und Johannes. — Ruhe nur kann uns Licht geben, — sagte er mit ernstem Tone — d'rum bitte ich Dich, Margarethe, schweig! — Er wandte sich zu Johannes. — Seid Ihr ein Mädchen, wie meine Frau behauptet, so sagt die Wahrheit!

Ich bin eine Jungfrau, erwiderte sie hocherröthend.

Und heißt?

Johanna!

Und Eure Aeltern?

Sind Unglückliche, welche der Verlust ihrer sämmtlichen Habe zwingt, verborgen zu leben, und die mir verboten haben, ihren Namen zu nennen.

Und was bewog Euch, in dieser Kleidung uns und den edlen Meister Schön zu täuschen?

Bei diesen Worten brachen die Thränen in Strömen hervor. — Herr! — sagte sie endlich vom Schmerz erschüttert — Ihr habt wohl nie das Unglück kennen gelernt, nie Euren Vater darben, Eure Mutter das Nothdürftigste entbehren gesehen? — Nun, so kennt Ihr auch das Gefühl nicht, wenn ein Kind Zeuge dieses Jammers ist und nicht helfen kann! — Ich habe den Schmerz, den Jammer in meiner zerrissenen Brust tief empfunden, und wenn auch die Menschen mein Beginnen noch härter tadelten, als diese Frau, ich würde doch, meinen Aeltern zu helfen, noch einmal den Schritt thun, den Gott mir in der Stunde des Gebets zu vollbringen befahl; er kennt mein Herz! — Sie bebte bei diesen Worten, der Thränenquell war versiegt, und vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben malte sich ein bitteres Gefühl in ihren Zügen. — Nun wißt Ihr mein Geschick, — fuhr sie fort — und kennt die Gewalt, welche mir dieses Gewand zu tragen befahl.

Die Mutter, welche, trotz dem, daß sie noch aufgeregt war, bei Johanna's Erzählung sich der Thränen nicht erwehren konnte, wollte reden, doch Barnthaler hielt sie ab. Er faßte traulich des Mädchens Hand. — Johanna! sprach er bewegt — des Sohnes Glück liegt dem Vater am Herzen — Euer Seelenheil dem Manne, der Euch nicht ungerührt in das fromme Auge blicken kann. — Seid offen gegen mich, denkt, Ihr gebt dem Gott, der Euch Euren Aeltern zur Hülfe aussandte, Rechenschaft von Eurem Wandel. — Wie ist Euer Verhältniß zu Hugo?

Rein und heilig, so wahr sich Gott meiner Aeltern erbarmen möge!

Und wie war dies möglich, Johanna? fiel Frau Barnthaler ihr in die Rede.

Gott gab mir Kraft und ließ mir alles gelingen.

Und Eure Freundschaft für meinen Sohn, seine Freundschaft für Euch? fragte der Alte.

Was er für mich empfindet, ahn' ich nur, ich weiß es nicht! — erwiderte sie mit gepreßter Stimme — Was ich für ihn empfinde —

Was Du für ihn empfindest? fragte die Mutter, als das Mädchen zitternd in ihrer Rede zu stocken begann.

Was ich für ihn empfinde, ist Liebe!

Unglückliche! rief die Mutter.

Das wäre ich, könntet Ihr den Stab über mich brechen! — sagte rasch Johanna, sich mit Würde erhebend. — So aber presse ich die Hand auf mein Herz und zwinge die Liebe, zu schweigen, walle, eine arme verlassene Pilgerin, einsam nach Rom; denn Meister Martin wird auch Johanna nicht verlassen, weil sie Kindespflicht übte; trete kühn, mich in Gottes Schutz empfehlend, den Gefahren entgegen; denn was ich leide, leide ich ja für sie. — Sorgt nicht, alter Herr! für Euren Sohn, — fuhr sie mit kindlichem Tone fort — ich störe nicht den Frieden Eures Alters; ich schleiche mich, da er noch schläft, leise aus Eurem Hause und lasse Euch meinen Segen für ihn zurück.

Das könntest Du? fragte die Mutter.

Meine Schritte lenkt Gott und die Tugend!

Lange stand der alte Barnthaler vor dem Mädchen und betrachtete sie, welche das Auge gen Himmel gehoben hatte und dort Hülfe zu suchen schien. Auch die Mutter sah gerührt auf die lilienbleiche, fromme Gestalt.

Meine Tochter! — sagte der Alte — ehe ich über Dich entscheide, muß ich das Herz meines Sohnes erforschen; bereite Dich zur Abreise, geh' in das Gartenhaus und erwarte mich dort. Nicht als Sünderin sollst Du Reine ausgehen aus diesem Hause, als ein theures Kind wollen wir für Dich sorgen, so viel wir vermögen. Eile, geh' den verborgenen Pfad, daß Dich niemand erblickt — denn scheiden mußt Du ohne Abschied von ihm!

Das ist hart! — seufzte Johanna auf — und doch gut! setzte sie freundlich hinzu und küßte des Alten Hand; vor der Mutter neigte sie sich ernst, als diese mit ihrem Eheherrn das Zimmer verließ.

Muth, Muth! — rief sie nun — Gott mein Herr, gieb mir Muth! — und schnell ihr weniges Gepäck ordnend, schlich sie aus dem Hause durch den Taxusgang hin nach dem Gartensaale.

Als sie eintrat, fuhr sie erschrocken zurück. Den Jesusknaben auf dem Arme, freundlich ihr entgegen lächelnd, stand die Madonna des Meisters vor ihr. O, mit dem Anblicke ward die Erinnerung in ihr wach; sie gedachte des Tages, wo sie in des Meisters Werkstatt als eine hülflose Pilgerin getreten, von Gefühl und Andacht ergriffen, vor dieser Mutter Gottes niedergesunken war, dachte, daß sie auch jetzt, verlassen im Sturme der Welt, umher irren müsse. — Nahst Du mir zur Hülfe, zur Rettung, Du Gnadenreiche?! rief sie aus, und sank auch hier betend vor ihr nieder.

Da öffnete sich hinter ihr leise die Thür. Es war Meister Martin Schön mit seiner Gattin und Anna, welche den alten Freund zu überraschen gedachten. Als sie Johanna in stiller Andacht vor der Madonna knieend fanden, blieben sie lautlos am Eingange stehen und sahen mit inniger Theilnahme auf sie. Der Meister erinnerte sich bei ihrem Anblicke jenes Augenblicks, wo er sie zum ersten Male gesehen, und nicht der leiseste Athem wagte die Betende zu stören. — Jetzt hob sie ihr gesenktes Haupt. — Du hast mein Gebet erhört, heilige Mutter! — rief sie — das fühle ich; denn frei ist meine beängstigte Brust, die lindernde Thräne rollt über meine Wangen. — Nun, wie Gott will! — Sie sprang auf; hinter ihr stand der Meister mit den Seinen.

Einen Augenblick erschrak sie, dann stürzte sie in die Arme der Mutter, an das Herz des Vaters, drückte sie, die hocherröthende Anna an ihre wogende Brust. — Nicht, meine Theuern! — rief sie schluchzend — Ihr verstoßt Johanna nicht?! Ihr ehrt ein kindliches Gemüth und verdammt sie nicht, daß sie Euch täuschte; Du, gute Anna! der Schwester nicht, daß sie, gegen ihren Willen, den Funken in Dir anfachte; Ihr zürnt mir nicht?! — O sprecht nur dies Eine Wort, Meister, nur einmal sagt „meine Johanna," wie Ihr so oft „mein Johannes!" zu mir gesagt habt; streicht der Tochter die Locken von der Stirne, Mutter, wie Ihr sie dem Sohne oft von der glühenden Stirne stricht, denn heute glüht, brennt sie wie Feuer!

Johannes! — rief der Meister erschrocken — Du bist außer Dir, Du zitterst, Todesschweiß perlt auf Deiner Stirne; was ist Dir begegnet, mein Johannes?

Nennt mich nicht so, Meister! — rief sie schluchzend — ich bin Johanna, die Euch im Knabengewande täuschte.

Bei diesen Worten stürzte Hugo herbei; seine Aeltern folgten. Ohne Meister Schön zu beachten, eilte er auf Johanna zu, ergriff mit Heftigkeit ihre beiden Hände und sah seelenvoll und mit Inbrunst auf das erröthende, die Augen vor ihm niedersenkende Mädchen; er blickte sie an, als habe er sie zum ersten Male gesehen. — Ja, Du bist's, Du bist Johanna! — rief er aus — Es war die Macht der Liebe, die mit ihrem Zauber mich nach Dir zog; Du bist's, die, als meiner stillen Ahnung Bild, mich so freundlich umschwebte; Du bist meine geliebte, meine theure Johanna! — Er drückte die Bebende an sein Herz. — Jetzt erst — rief er — hat sich das Geheimniß meiner Brust gelös't, jetzt vermag ich die Empfindungen mehr zu deuten, die Dein Anblick in mir erweckte! — O, Meister, würdige Mutter, liebe Anna! steht nicht so theilnahmlos bei meinem Glücke!

Barnthaler und seine Gattin waren jetzt eingetreten. Nur in ihren freudigen Blicken lag für Schön das Willkommen; denn sie traten, ohne ihn weiter zu begrüßen, zu Johanna. — Der Vater reichte ihr einen kostbaren Ring. — Gieb diesen Deinem Bräutigam, meine Tochter! sagte

er — er hat Dir seinen Verlobungring schon in Colmar verehrt. Gott segne Euch! — Er schwieg, Worte fand die Empfindung nicht mehr. In schweigender Empfindung umarmten sich Alle, in Aller Augen perlten Thränen, und als Anna sich schüchtern nahte, Johanna zu umarmen, sagte sie leise mit bebender Stimme: Die Liebe beglücke Dich, Schwester!

Und auch Dir reiche sie ihren duftenden Kranz! erwiderte die glückliche Braut.

Und nun, — hob der alte Barnthaler an und trat in die Mitte der Seinen — wärst Du auch eines armen Landmanns Kind, wie Du in Colmar vorgegeben hast, wärst Du uns doch als Tochter willkommen. Aber jetzt nenne uns Deine Aeltern, daß wir sie zum Freudenfeste laden, und, will's Gott, ihnen mit Rath und That helfen. Nenne sie uns, Johanna! die Umstände erheischen es.

Bis an Eures Hauses Schwelle, Meister Martin! geleitete mich Euer alter Freund, Jacob Weidmann von Ulm.

Und er kehrte nicht ein bei mir, seinem Freunde?! rief der Meister zürnend, während Freude auf Barnthalers Gesicht glänzte.

Schicke Boten in's Neckarthal, mein Sohn! — rief er — lade ihn ein, mit der Mutter zu kommen, ihrem Kinde den Segen zu geben; denn ohne den Segen der Aeltern erblühet der Liebe kein Glück!

Verzeiht mir, — bat Johanna, sich Hugo's Mutter nahend, — verzeiht den Kummer, den ich Euch gemacht; der Himmel möge mir noch viele Stunden schenken, um meine kindliche Liebe zu beweisen und wieder gut zu machen, was ich gefehlt! Verzeiht, wenn vielleicht ein Wort, der Ton meiner Rede —

Verzeih Du nur meinen Argwohn, Kind! das Mutterherz glaubte sich getäuscht. — Doch jetzt. — Wer so wie Du für seine Aeltern alles wagte, aus der Gefahr, in welche Du Dich stürztest, rein, makellos tritt, wer wie Du der Jungfrau zart Gemüth, ihre Sitte, ihren reinen Wandel untadelhaft erhielt, und des Sohnes Herz errang auch ohne Sinnenliebe, der verdient unser Herz und unsere treue, ewige Liebe!

Und erst jetzt wurde der ehrwürdige Meister deutscher Kunst in Augsburg willkommen geheißen. — Erst jetzt kann ich Euch begrüßen, — sagte Barnthaler — Euch und der Mutter die Freundeshand reichen und das herrliche Meisterwerk bewundern, das Ihr hier aufgestellt habt. Doch jetzt zum Imbiß und dann zur Kirche, Gott zu danken, der alles so wundersam gefügt hat.

Die Mutter Barnthaler hatte heute noch einen schweren Gang zu thun. Sie mußte mit Agnesens Mutter sprechen, sie von dem Vorgefallenen unterrichten und mit Schonung die unter ihnen angeknüpfte Verbindung wieder auflösen. Auch hier half der Himmel; denn jene kam ihr auf halbem Wege entgegen. Agnes liebte, hatte es ihrer Mutter vertraut, da sie deren Absicht mit Hugo kannte, und da gegen die neue Verbindung nichts einzuwenden war, so ebnete der Antrag der Frau Barnthaler alle Hindernisse.

Während die Mutter sich zu diesen Unterhandlungen entfernt hatte, waren die Liebenden auf Johanna's Zimmer im traulichen Gespräch begriffen. Vater Barnthaler stand am Fenster und freuete sich des liebenden Paares, es rief ihm die glücklichen Tage seiner Jugend zurück; da verließ Hugo plötzlich das Zimmer und kehrte mit dem Becher zurück, den ihm Johanna am Tage der Trennung in Colmar gegeben hatte. Er überreichte ihn der Braut, und während sie ihn sinnend betrachtete, trat der Vater hinzu, neugierig, was der Sohn ihr wohl gäbe; Freude glänzte auf seinem Gesichte, als er den wohlbekannten Becher fand, den ihm vor dreißig Jahren seine Margarethe geschenkt hatte.

Hast Du die Deutung verstanden, meine Geliebte? — fragte jetzt Hugo Johanna, welche den Becher noch sinnend betrachtete.

O wohl! — erwiderte sie — Durch diese Epheuranke drängt sich die knospende Rose, und sinnig hat der Künstler die Deutung darunter gesetzt: „Aus Freundschaft Liebe!“ O, hätte ich in Colmar — fuhr sie fort — den Becher genauer besehen, ich hätte ihn Dir nicht geweiht, zu deutlich hätte er mein Gefühl ausgesprochen.

Was sagte Dir Dein Becher? fragte Hugo.

Er sagte mir Trauriges, doch erst jetzt verstehe ich den prophetischen Sinn und weiß mir den Epheu zu deuten, der die Rose, mit seinen Blättern deckend, umrankt. Jetzt verstehe ich den Sinn der darunter gestochenen Worte: „Aus Liebe Freundschaft!“

Füllt — meinte der Vater lächelnd — vor der Hand nur jenen Becher, spart diesen für die reifern Jahre!

Das wollen wir! — rief Hugo — Aus Freundschaft ward Liebe, und wenn die Zeit die Rosen bleicht, dann, Johanna! dann entblühe ihrem Kelche die Freundschaft von neuem!

Sie sank in des Geliebten Arm, und weit über die rosigen Tage der Jugend hinaus leitete Freundschaft, eine fromme Pilgerin, die Glücklichen durch das Leben.

Noch während Meister Martins Anwesenheit trafen Johanna's Aeltern ein. Mit thätiger Freundschaft ordneten, so viel es sich thun ließ, Barnthaler und Schön des unglücklichen Kaufherrn Geschäfte, und bereiteten ihm, wenn auch keine glänzende, doch eine sorgenlose Zukunft. — Der Priester segnete den Bund der Liebe, und als an besetzter Tafel die Gäste die Pokale fleißig herum gehen ließen, erhob sich Martin Schön, das Kelchglas in der Hand. — Auch dem Ernste seinen Theil! — rief er mit kräftiger Stimme — nehmt die Pokale zur Hand, Ihr Herren und Frauen! — Und als Alle sich erhoben, sagte der würdige Greis, auf die erröthende Johanna blickend: Ehret Vater und Mutter, so wird es Euch wohlgehen auf Erden!

Amen! riefen Alle; die Becher klirrten, Johanna sank in die Arme ihrer weinenden Aeltern.

Ende des achten Bandes.



Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient.

